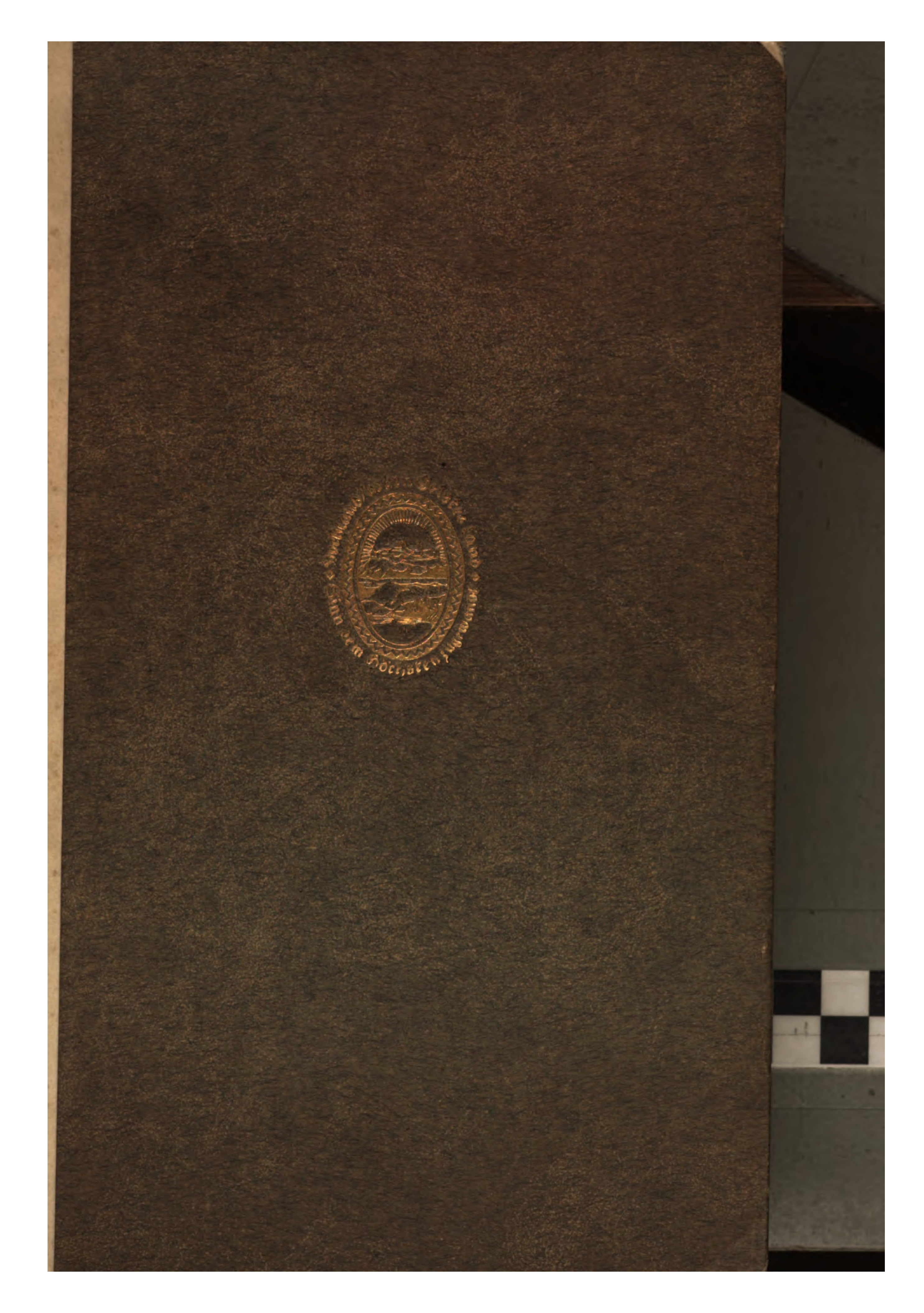
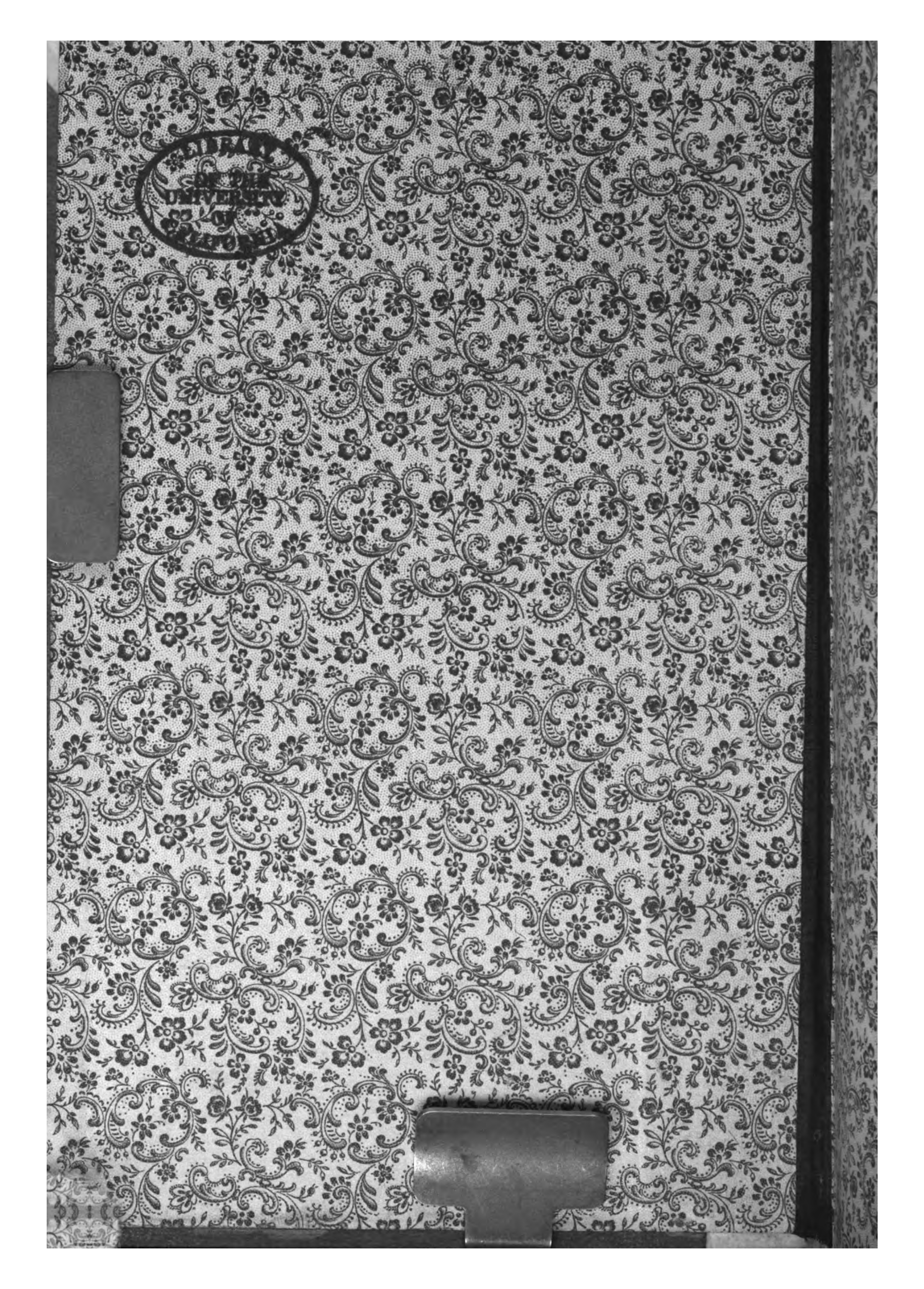
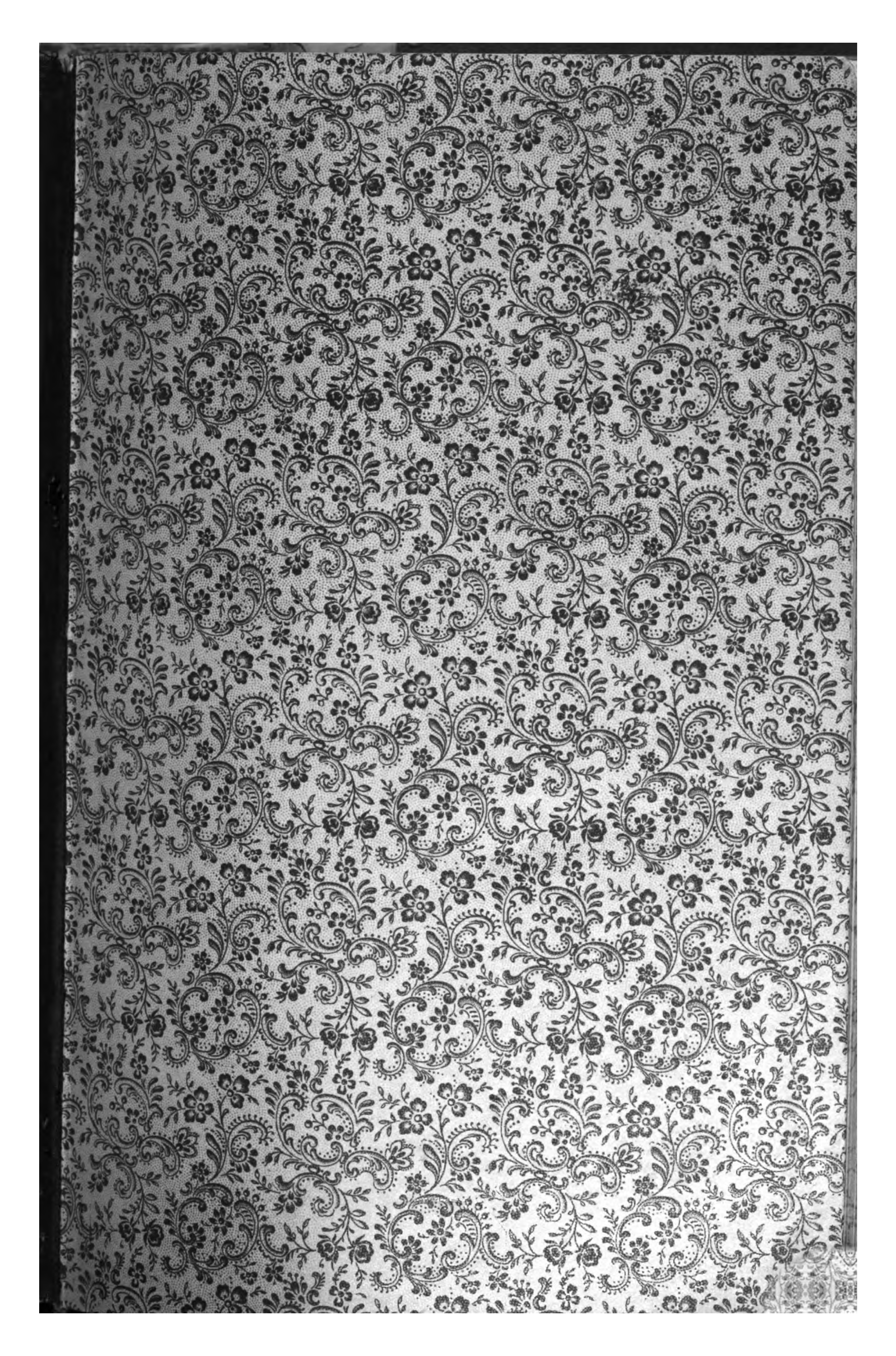







TU
ADESTO



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Neunter Jahrgang

April 1912 - September 1912

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes IX. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Offene Briefe

XI. Kunstbeilagen

XII. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Eugène Carrière/Mutterschaft





Neunter Jahrgang [illegible]

Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte

Von Anton de Waal

Wie überaus viel die [illegible] Kunst gewinnt durch den steten Hin[illegible] von [illegible] „Christliche Antike“ [illegible] Jahre be-wiesen worden [illegible] Leben und Denken der ersten ch[illegible] steten Vergleich mit dem ihrer hei[illegible] waren ja zu großem Teil Bek[illegible] Muttermilch eingesogen, was sie [illegible] [illegible]ten, Sitten, Gebräuche, Ans[illegible] soweit es nicht unmittelbar [illegible] unbewußt mit in das Chri[illegible]

Wenn also die christliche Archäologie [illegible] Belehrung schöpft, sollte nicht [illegible] des Neuen [illegible] durch den Blick in den [illegible] Gebräuche [illegible]ungen der heidnischen Mitwelt [illegible] dunkle Stellen [illegible] es ist kein Zweifel, und die [illegible] kann zum [illegible] es nur von Nutzen sein kann, wenn wir zum Verständnis der H[illegible] [illegible]nder und gründlicher, als es bisher geschehen ist, uns mit de[illegible] der heidnischen Zeitgenossen bekannt machen. Die nachfolgende [illegible] Letzte Abendmahl wird dafür ein Beispiel bieten.

I.

[illegible] berühmten Gemälde des Letzten Abendmahls gruppiert Leonardo [illegible] Apostel um den Herrn an einer langen, viereckigen Tafel sitzend;



Eugène Carrière/Mutterarme



Neunter Jahrgang April 1912

Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte

Von Anton de Waal

Wie überaus viel die Kenntnis der altchristlichen Kunst gewinnt durch den steten Hinblick auf die klassische Kunst, ist durch von Sybels ‚Christliche Antike' und ähnliche Werke der allerletzten Jahre bewiesen worden; fügen wir hinzu, daß wir überhaupt das gesamte Leben und Denken der ersten christlichen Jahrhunderte nur verstehen aus dem steten Vergleich mit dem ihrer heidnischen Umgebung. Die Christen jener Zeiten waren ja zu großem Teil Bekehrte aus dem Heidentume; was sie mit der Muttermilch eingesogen, was sie Jahrzehnte ihres Lebens getan, geübt, geliebt hatten, Sitten, Gebräuche, Anschauungen aus ihrem heidnischen Vorleben nahmen sie, soweit es nicht unmittelbar mit dem Götterkult zusammenhing, vielfach sogar unbewußt mit in das Christentum hinüber.

Wenn also die christliche Archäologie aus dem Studium des antiken Lebens reiche Belehrung schöpft, sollte nicht auch die Exegese besonders des Neuen Testaments durch den Blick in den Spiegel des Lebens, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen der heidnischen Mitwelt neues Licht für manche dunkle Stellen gewinnen? Es ist kein Zweifel, und die christliche Archäologie kann zum Belege dienen, daß es nur von Nutzen sein kann, wenn wir zum Verständnis der Hl. Schrift eingehender und gründlicher, als es bisher geschehen ist, uns mit der Sittengeschichte der heidnischen Zeitgenossen bekannt machen. Die nachfolgende Arbeit über das Letzte Abendmahl wird dafür ein Beispiel bieten.

I.

In seinem berühmten Gemälde des Letzten Abendmahls gruppiert Leonardo da Vinci die Apostel um den Herrn an einer langen, viereckigen Tafel sitzend;

Eugène Carrière/Mutter u. K





Neunter Jahrgang April 1912

Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte

Von Anton de Waal

Wie überaus viel die Kenntnis der altchristlichen Kunst gewinnt durch den steten Hinblick auf die klassische Kunst, ist durch von Sybels ‚Christliche Antike' und ähnliche Werke der allerletzten Jahre bewiesen worden; fügen wir hinzu, daß wir überhaupt das gesamte Leben und Denken der ersten christlichen Jahrhunderte nur verstehen aus dem steten Vergleich mit dem ihrer heidnischen Umgebung. Die Christen jener Zeiten waren ja zu großem Teil Bekehrte aus dem Heidentume; was sie mit der Muttermilch eingesogen, was sie Jahrzehnte ihres Lebens getan, geübt, geliebt hatten, Sitten, Gebräuche, Anschauungen aus ihrem heidnischen Vorleben nahmen sie, soweit es nicht unmittelbar mit dem Götterkult zusammenhing, vielfach sogar unbewußt mit in das Christentum hinüber.

Wenn also die christliche Archäologie aus dem Studium des antiken Lebens reiche Belehrung schöpft, sollte nicht auch die Exegese besonders des Neuen Testaments durch den Blick in den Spiegel des Lebens, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen der heidnischen Mitwelt neues Licht für manche dunkle Stellen gewinnen? Es ist kein Zweifel, und die christliche Archäologie kann zum Belege dienen, daß es nur von Nutzen sein kann, wenn wir zum Verständnis der Hl. Schrift eingehender und gründlicher, als es bisher geschehen ist, uns mit der Sittengeschichte der heidnischen Zeitgenossen bekannt machen. Die nachfolgende Arbeit über das Letzte Abendmahl wird dafür ein Beispiel bieten.

I.

In seinem berühmten Gemälde des Letzten Abendmahls gruppiert Leonardo da Vinci die Apostel um den Herrn an einer langen, viereckigen Tafel sitzend;

der Heiland hat den Ehrenplatz in der Mitte der einen Langseite; rechts und links schließen sich die zwölf Apostel an; die Vorderseite des Tisches bleibt frei. Wesentlich in derselben Weise haben die Künstler vor ihm wie nach ihm den Gegenstand aufgefaßt, und wir selber können uns die heilige Tischgesellschaft kaum anders denken.

Mit dieser Vorstellung läßt sich die Fußwaschung noch leidlich in Einklang bringen: jeder der Apostel kehrte, wenn die Reihe an ihn kam, seinen Stuhl um, mit der Rücklehne gegen die Tafel; er wird dann die Fußbekleidung abgelegt und nach der Waschung wieder angezogen haben, wenn nicht der Herr selber auch wenigstens das Ausziehen der Schuhe oder Sandalen an jedem Apostel vornahm.

Aber wie einen wir mit unserer Sitte, bei Tisch zu sitzen, die Stelle Johannes XIII, 21 f., wo auf das Wort ‚Einer von euch wird mich verraten' Petrus dem Johannes, ‚der an der Brust Jesu ruhte', einen Wink gab, daß er frage, wen der Meister meine. Wie sollen wir uns das ‚Ruhen an der Brust Jesu' an der Tafel denken? Zwischen Körper und Tisch ist doch kein Zwischenraum, wo Johannes mit seinem Oberkörper Platz gehabt hätte, und wie konnte Johannes essen, wenn er zwischen dem Tische und der Brust Jesu eingezwängt war? Warum diese für beide höchst unbequeme, wenn nicht unmögliche Position?

Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, haben einige Künstler den Johannes sich mit dem Kopfe an den Arm Jesu neigen lassen; aber sie haben damit dem biblischen Berichte Gewalt angetan, was uns um so klarer wird, wenn wir den lateinischen und griechischen Text fragen.

Im Lateinischen lautet der Johanneische Bericht: Erat recumbens unus ex discipulis eius in sinu Jesu ... Innuit ergo huic Simon Petrus et dixit ei: Quis est, de quo dixit? Itaque quum recubuisset ille supra pectus Jesu, dixit ei: Domine, quis est? Im Griechischen lauten die Worte, auf die es ankommt: *ἦν δὲ ἀνακείμενος .... ἐν τῷ κόλπῳ τοῦ Ἰησοῦ. Νεύει οὖν τούτῳ Πέτρος .... ἀνεπεσὼν ἐκεῖνος οὕτως ἐπὶ τὸ στῆθος τοῦ Ἰησοῦ λέγει κ. τ. λ.*

Die deutsche Bibel gibt also sinus, *κόλπος* mit ‚Brust' wieder, während sie in der Parabel vom reichen Prasser (Luk. XVI, 22) dieselben Ausdrücke mit ‚im Schoße Abrahams' übersetzt. Wie würde sich unsere Vorstellung von der Szene beim Letzten Abendmahle verwirren, wenn die deutsche Übersetzung lautete: ‚Johannes ruhte (lag) im Schoße Jesu?' Allerdings ist unsere deutsche Übersetzung ‚an der Brust Jesu' gerechtfertigt durch Johannes XXI, 20, wo bei der Erscheinung des Auferstandenen am See Tiberias Petrus den Herrn über die Zukunft des Johannes befragt. Da erinnert der Evangelist uns daran, daß dies der Jünger sei. qui et recubuit in coena super pectus eius, *ὃς καὶ ἀνέπεσεν ἐν τῷ δείπνῳ ἐπὶ τὸ στῆθος αὐτοῦ.* — Aber nun das ‚er ruhte', erat recumbens, *ἦν ἀνακείμενος*!

Das bezeichnet kein vorübergehend sich an die Brust Jesu Neigen; das ist vielmehr ein dauerndes Gelagertsein an der Brust oder im Schoße Jesu. Dies ergibt sich aus vielen Parallelstellen, z. B. Matth. VIII, 11, wo es von den Auserwählten heißt: recumbent cum Abraham et Isaak et Jacob, oder

Lukas XIV, 10 recumbe in novissimo loco, nimm bei der Tafel den untersten Platz ein, also auch nicht: ‚setze dich‘, sondern ‚lagere dich‘ an der letzten Stelle.

Aber noch rätselhafter wird die Situation in der Parallelszene Luk. VII, 38, wo Magdalena im Hause des Pharisäers dem zur Tafel geladenen Herrn die Füße wäscht. Wenn dort die Tafel so war, wie bei uns heute und wie wir sie uns beim Letzten Abendmahle vorstellen, wo also die Gäste, nebeneinander sitzend, die Füße unter dem Tische hatten, wie konnte da Magdalena an die Füße Jesu gelangen, die mit Sandalen bekleideten Füße mit ihren Tränen benetzen, sie mit ihren Haaren abtrocknen, sie mit duftendem Öl salben? — Der lateinische wie der griechische Text vermehren noch die Schwierigkeit: stans retro secus pedes eius lacrimis coepit rigare pedes eius, *στᾶσα ὀπίσω παρὰ τοὺς πόδας αὐτοῦ*, ‚stehend rückwärts zu den Füßen Jesu begann sie, die Füße mit ihren Tränen zu benetzen.‘ —

Es ist klar, daß wir uns eine Tischgesellschaft im Altertume ganz verschieden von dem Brauche der Gegenwart vorstellen müssen. Wie aber der Brauch zur Zeit Christi gewesen ist, in Rom wie im ganzen Orient, das lehren uns zahlreiche schriftliche Zeugnisse wie das der Monumente. Da der Luxus bei der Tafel aus dem Orient nach Rom gekommen war, so können im wesentlichen die Angaben für den Westen auch für den Osten, auch für Palästina und für die Zeit des Heilandes gelten.

Wir sehen im folgenden von der Tafel im Familienkreise ab, wo alles häuslicher und einfacher war; wir beschäftigen uns nur mit Tafelgesellschaften in größerer Zahl bei Gastmählern und Festessen*. Aus dieser Untersuchung aber wird nicht nur Licht auf das Bild des Letzten Abendmahls fallen, sondern auch die Exegese mancher andern Schriftstellen nützliche Winke gewinnen.

II.

Schon lange vor der christlichen Zeitrechnung herrschte allgemein die Sitte, daß man bei Tisch nicht auf Stühlen oder Bänken um die Tafel saß, sondern auf einer Art Sopha (lectus, *κλίνη*) gelagert war. In früherer Zeit standen drei solcher lecti, *κλίναι* um einen viereckigen Tisch, so zwar, daß die vierte Seite für die aufwartende Dienerschaft offen blieb. Auf jedem lectus lagen gewöhnlich drei Gäste. Von diesen drei *κλίναι* erhielt der Speisesaal selber die Benennung Triclinium, die ihm auch blieb, als später um einen runden Tisch ein einziger lectus gestellt wurde, der von seiner Form des griechischen Buchstabens C den Namen Sigma erhielt. Auf der Innenseite, den Tisch entlang, lief ein Polster oder Kissen, um den linken Arm zu stützen, während der rechte nach den Speisen langte. Auch hier war die eine Seite des Tisches frei für die auftragende Dienerschaft. — Der Ehrenplatz auf dem Sigma war der erste auf der linken Seite desselben, so daß also der aufwartende Diener den Vorsitzenden des Mahles zu seiner Rechten hatte. Dort hatte der lectus zum Aufstützen des linken Armes eine Lehne, die an dem andern Ende fehlte, ähnlich wie auf unseren Chaises longues. Der Vor-

---

* Vgl. Marquardt, Römische Privataltertümer II, 305 f.; Gallus, III, 220 f. Blümner, Die römischen Privataltertümer (München 1911) 385 f.

sitzende des Mahles oder der Ehrengast lag, den Oberkörper halb aufgerichtet, die Beine schräg nach hinten ausgestreckt, so daß die Füße bis an den Außenrand des lectus reichten; seine Linke hielt den Teller, aus welchem die Rechte die Speisen nahm; man aß also am, aber nicht vom Tische. Dem Ehrengaste parallel lag der Nachbar, und diesem wieder parallel der dritte, und so im Halbkreise weiter. Der zweite reichte mit dem Kopfe an den Oberkörper des ersten, der dritte ebenso an den des zweiten. ‚In Abrahams Schoß begraben' ist in der Parabel vom Prasser und Lazarus ein von der coena entlehntes Bild, ebenso wie das ‚mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische liegen' bei Matthäus VIII, 11. Der arme Lazarus, dem von der Tafel des Prassers nicht einmal ein Stück Brot zugeworfen wurde, hat jetzt beim himmlischen Mahle den Platz ‚im Schoße Abrahams', d. h. den nächsten Platz neben dem Vorsitzenden*. Der lectus, der auf Füßen ruhte, war niedrig, so daß man bequem hinaufsteigen konnte, und dem entsprach auch die Höhe des Tisches vor demselben. Das Ganze stand frei, man konnte mithin hinten herumgehen. Dort standen hinter ihrem Herren die Sklaven, von denen man sich nicht selten begleiten ließ, um sie zu besonderen Dienstleistungen zur Hand zu haben.

Der Speisesaal oder das Triclinium lag meistens nicht im Erdgeschoß, sondern im oberen Stockwerk, woher er auch wohl den Namen *ἀναγαῖον* führte, und war in vornehmen Häusern für zahlreiche Bewirtung groß und länglich viereckig. Um jeden Rundtisch lagen gewöhnlich sieben Gäste; bei einer größeren Zahl von Gästen, wie auf der Hochzeit zu Kana, wurden entweder den Speisesaal hinunter mehrere Tischgesellschaften gruppiert, oder der lectus nebst seinem Tische verlängert. — Über den Luxus, mit welchem bei den Alten die Speisesäle der Reichen und Vornehmen ausgestattet waren, sind uns vielfach Schilderungen erhalten; ein eigener Diener, der Tricliniarcha oder Architriclinus, unserem Oberkellner vergleichbar, hatte die Ausstattung des Saales zu besorgen, was man mit lectos sternere bezeichnete. Über die lecti waren kostbare Decken aus Purpur, wohl auch mit Goldstickerei, gebreitet; Tischdecken wurden weniger verwendet, um die reiche eingelegte Arbeit auf der Tafelplatte zur Geltung kommen zu lassen. — Einen besonderen Prunk entwickelte man in dem Tafelgeschirr, das zur Zeit Christi, zumal im Orient, in allen besseren Häusern aus Silber war, in kunstreicher Ziselierung von Blattwerk oder Figuren. — Unsere Zeit mit ihrem tageshellen Lichte von Gas oder Elektrizität kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Beleuchtung bei den Alten machen, wo man nur Öllampen kannte, aber auch für diese noch keine Glaszylinder hatte, welche die Flamme konzentrierten und das Qualmen ver-

* Eine Inschrift vom Jahre 609 (le Blant Études . . . d'Arles XXVII) lautet: *ΕΙΣ · ΚΟΛΠΟΥΣ · ΤΩΝ · ΑΓΙΩΝ ΠΑΤΕΡΩΝ* | ABRAAM · ICAAK · IAKOB, d. h. allgemein ‚zur Tafelrunde der Patriarchen'. Ähnlich die andere Inschrift (Corpus I. G. p. 517, n. 9533) *Μνήσθητι ὁ Θεὸς τῆς | δούλης σου Χρυσίδος | καὶ δὸς αὐτῇ χώραν φω|τινὴν, τόπον ἀναψύ|ξεως εἰς κόλφους Ἀβρα|άμ, καὶ Ἰσαακ καὶ Ἰακώβ.* ‚Gedenke, o Herr, deiner Dienerin Chrysis und gib ihr den Ort des Lichtes, die Stätte der Erquickung im Schooße Abrahams, Isaaks und Jakobs.'

hüteten. Die Ausgrabungen, zumal in Pompeji, haben eine große Menge von reich gearbeiteten Lampen geliefert, zu einer und zu mehreren Flammen; sie standen im Triclinium nicht auf dem Tische, sondern auf einem eigenen Ständer neben demselben, oder sie hingen als Kronleuchter (coronae) von der Decke herab*. Wenn die in den jüdischen Katakomben zu Rom gefundenen Tonlampen mit Vorliebe den siebenarmigen Leuchter zeigen, so liegt die Vermutung nahe, daß der Jude bei vornehmen Mahlzeiten die Lampen auf ähnliche Leuchter aufstellte, wenn sie auch nicht gerade sieben Arme hatten. — Die Flammen wurden mit wohlriechendem Nardenöl genährt, das durch seinen Duft den Raum mit Wohlgeruch erfüllte; so wurde auch eine reiche Beleuchtung mit vielen Lampen ermöglicht. Neben den Öllampen fanden Wachskerzen nur nebensächliche Anwendung. — Die Speisen wurden auf besonderen Tischen durch den structor auf den Schüsseln oder auf einem Aufsatz zurechtgelegt und dann durch Diener oder Dienerinnen an die Tafel getragen. Man brauchte weder Messer noch Gabel, sondern nahm die Speisen mit den Fingern; zum Abwischen von Mund und Händen hatte man mappae oder Servietten. Im Vorsaale legte man die Toga oder das Pallium ab und kleidete sich in ein leichtes, loses Gewand, die Synthesis; ebenso vertauschte man die Schuhe mit soleae, einer Art Sandalen; ein Sklave wusch dem Gaste die Füße; gewöhnlich lag man mit bloßen Füßen bei Tisch. — Nach der strengeren alten Sitte galt es für unanständig, daß die Frauen es sich gleich den Männern bequem machten; sie lagen daher nicht, sondern saßen auf eigenen Stühlen an der Tafel. Hatten Gäste Sklaven oder Sklavinnen mitgebracht, so saßen oder standen diese hinter dem lectus, zu Füßen ihrer Herrschaft**. Zu Beginn der Mahlzeit wurden Kränze, mit Vorliebe aus Rosen, sowie Salbfläschchen mit wohlriechenden unguenta verteilt, letztere, um die Haare zu salben. Ein solches alabastrum unguenti schüttete (Lukas VII, 37) Magdalena bei der Tafel im Hause Simons des Pharisäers über die nackten Füße Jesu aus, der dem Hausherrn vorhält: caput meum non unxisti, wobei der Gegensatz zu beachten ist: du hast mir nicht einmal gewöhnliches Öl für das Haupt reichen lassen, während dieses Weib duftiges unguentum auf meine Füße schüttete. — Magdalena wiederholt diese Huldigung beim Besuche Jesu in ihrem Hause, Johannes XII, 3, accepit libram unguenti nardi pistici pretiosi et unxit pedes Jesu, . . . et domus impleta est ex odore unguenti.

* Wie solche Lampen sich im kirchlichen Gebrauche bis in das späte Mittelalter erhalten haben, lehren die Gemälde in der Unterkirche von San Clemente, aus dem 12. Jahrhundert, wo auf dem Altar weder Kruzifix noch Leuchter stehen, sondern kleine Lampen auf einem von oben herabhängenden Reifen aufgestellt sind.

** Dies wirft auch Licht auf die Erzählung Lukas X, 38 f., von der Bewirtung des Herrn bei Martha: Maria, wie eine Dienerin sitzend zu den Füßen Jesu, lauscht seiner Rede (sedens secus pedes Jesu audiebat verbum eius), während ihre Schwester sich überanstrengt in der Bereitung vieler Gerichte *(περιεσπᾶτο περὶ πολλὴν διακονίαν)*, wo doch eins ausgereicht hätte *(ἑνὸς δέ ἐστιν χρεία)*. Bei Unbemittelten bestand überhaupt die cena nur aus einem einzigen Gang (ferculum).

Matthäus Kap. XXVI, 7 läßt sie das Salböl über das Haupt Jesu ausgießen. *κατέχεεν ἐπὶ κεφαλὴν αὐτοῦ ἀνακειμένου**.

Erst wenn man seine Amts- und Berufsgeschäfte erledigt hatte, ging man zur Tafel, und so begann die cena im Winter gegen drei, im Sommer gegen vier Uhr. Über die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gerichte, die zumal bei Festtafeln serviert wurden, wollen wir hier nicht reden. Das Brot, als Zukost zu den Speisen, war, wie zahlreiche christliche und heidnische Monumente beweisen, rund oder flach, mit gekreuzter Kerbe darüber zum leichteren Brechen**. Wenn wir auf zahlreichen heidnischen und christlichen Denkmälern neben dem Brote auch Fische auf der Tafel liegen sehen, so galten Fische als ein Hauptgericht für eine feine Mahlzeit; sie durften jedoch auch auf dem Tische des gemeinen Mannes nicht fehlen, und so gibt der Heiland bei der wunderbaren Speisung in der Wüste dem Volke außer Brot noch einige Fischlein; denn wenn überhaupt, so haben zumal an den Ufern des fischreichen Sees von Tiberias Brot und Fisch zusammengehört.

III.

An die cena, die besonders bei festlicher Tafel mehrere Stunden währte, schloß sich das *συμπόσιον*, die commissatio an. Plato läßt die Gäste erst einen Lobgesang auf den Gott anstimmen und sich dann ans Trinken begeben; die Verrichtung des Tischgebetes wird auch sonst bezeugt. Für das Trinkgelage wurden Speisen und Tischgeschirr abgeräumt, wohl auch neue, kleinere Tische aufgestellt, und dann die Becher für das Gelage umhergereicht. Die Gesellschaft wählte einen Vorsitzenden, *συμποσίαρχος*, oder rex, der die Beobachtung der herkömmlichen Regeln überwachte und die Mischung des Weines mit Wasser nach einem bestimmten Verhältnisse anordnete, wobei zumeist das Wasser überwog: drei Teile Wasser und ein Teil Wein. Die Mischung wurde in einem eigenen Gefäße, cratera, vorgenommen, aus welchem dann mit einem Löffel die einzelnen pocula gefüllt wurden. Der calix (vom griechischen *κύλιξ*), die übliche Trinkschale, war ein Becher oder Kelch mit Fuß nach Art unserer Kelche; doch gab es auch größere, die bis zu zwei Liter enthielten, die die Runde um die Tischgesellschaft machten und daher zur leichteren Handhabe oben mit zwei Henkeln versehen waren. Neben den gewöhnlichen Kelchen aus Silber gab es auch kostbare aus Krystall, sowie kunstvoll bearbeitete Glaskelche, unter denen die alexandrinischen besonders geschätzt waren***.

Man hielt viel auf eine gute Unterhaltung bei der commissatio, sei es

---

* Solche kleine Salbenbüchsen finden sich zahlreich in den Museen; man hat sie auch häufig an oder in den Gräbern der Katakomben gefunden, um in den Gängen den Verwesungsgeruch zu unterdrücken.

** In den ersten Jahrhunderten der Kirche bediente man sich solcher Brote auch für die eucharistische Feier; daher sprechen die Väter von dentibus mandere Corpus Christi.

*** Es wird von einem Kelche aus Krystall berichtet, der mehr Wein faßte, als einem Menschen zu trinken möglich war, calix cristallinus, humanae potionis modum supergressus (Blümner, S. 405, Note 17).

durch gelehrte Gespräche, wie es in Platos Symposion geschildert wird, sei es durch Vorlesen aus Dichtern und Schriftstellern, oder durch den Vortrag von Lebensbeschreibungen, laudes virorum illustrium. Eine andere Würze der Unterhaltung war Gesang mit Begleitung von Saiten- und Flötenspiel. Bei üppigen Trinkgelagen fehlten dann auch nicht die Tänzerinnen, die entweder zur Musikbegleitung, oder selbst mit den Castagnetten sich begleitend, lüsterne Tänze aufführten. Es war also bei der commissatio nach der Festtafel am Geburtstage des Herodes, wo die Tochter der Herodias saltavit in medio et placuit Herodi et simul recumbentibus. — Um gemütlicher unter sich zu sein, entließ man wohl die Dienerschaft; Plato läßt in seinem Symposion die eben eingetretene Flöterin wieder gehen: ‚Mag sie den Frauen drinnen etwas spielen, auf daß wir uns heute für uns miteinander durch Reden unterhalten.‘

Gehen wir nach dieser, immer nur auf das für unsere Aufgabe Notwendige beschränkten Schilderung zu ihrer Anwendung auf das Letzte Abendmahl über.

IV.

Es unterliegt keinem Zweifel, und die nachfolgende Darstellung wird es im näheren erweisen, daß die mosaische Vorschrift für das Essen des Paschas (Exod. XII, 1—13; 21—23; 43—58) unter dem Einflusse der Sitten und Gebräuche der Nachbarvölker und weiter auch während des babylonischen Exils Änderungen erfahren hat, die nur das Wesentliche, das Essen des Osterlammes, den Gebrauch ungesäuerter Brote, bittere Kräuter als Zukost, das Hallel als Lobgesang unberührt ließen. Daneben aber waren andere, spezifisch jüdische Vorschriften neu eingeführt worden, wie die paropsis, τρύβλιον oder die Terrine mit süßer Sauce oder Brühe, um darin das ungesäuerte Brot und die bitteren Kräuter zu tunken und dadurch schmackhafter zu machen.

Die Evangelisten Lukas (XXII, 11) und Markus (XIV, 14) gebrauchen für den Abendmahlssaal im Griechischen zwei Ausdrücke: das allgemeine κατάλυμα, Wohnraum, und ἀναγαῖον, während der lateinische Text nur coenaculum hat; der gebräuchlichere Name triclinium kommt bei den Evangelisten nicht vor. Wenn die Synoptiker den Saal als grande, stratum bezeichnen, so bezieht sich der zweite Ausdruck auf den reichen Schmuck der Ausstattung. Das Paschamahl war ja ein Festmahl; hier aber, für Jesus und die Apostel, sollte es das in besonderer Bedeutung sein.

Da ausdrücklich berichtet wird, daß die Juden zur Zeit Christi das Osterlamm aßen auf dem lectus gelagert, so haben wir uns so auch den Heiland mit den Aposteln vorzustellen*. Am rechten Ende des Sigma, zuerst

* Daher der Ausdruck bei Matthäus XXVI, 20: ἀνέκειτο μετὰ τῶν δώδεκα, ‚er legte oder lagerte sich mit den Zwölfen‘. (Vgl. Markus XIV, 18: ἀνακειμένων αὐτῶν und Johannes nach der Fußwaschung XIII, 12: ἀνεπεσὼν πάλιν εἶπεν, ‚nachdem er sich wieder gelagert hatte, sprach er‘. Vgl. Schegg, Biblische Archäologie II, 581.) — Der Herr wird sich ohne Zweifel an den damaligen Brauch gehalten haben, wie die Juden das Osterlamm zu essen pflegten, also nicht mehr, wie das mosaische Gesetz es vorge-

und auf dem Ehrenplatze an der Sophalehne, ruht Christus; ihm zunächst Johannes, mit seinem Kopfe und dem Oberkörper nach dem Meister zu, aber doch immerhin so, daß der Herr die Rechte frei hat zum Nehmen der Speisen; neben Johannes in derselben Lage ist Petrus gelagert, und nach diesem in gleicher Weise die noch übrigen Apostel im Halbkreis um den runden Tisch, die Linke auf das Kissen gestützt, die Rechte frei zum Essen, die Füße, unbeschuht, nach dem Außenrande des lectus.

Wir werden auch beim letzten Abendmahle δεῖπνον, cena, und συμπόσιον, commissatio unterscheiden müssen; während der cena sind die Diener zum Servieren anwesend, nicht mehr bei der commissatio. Diese bisher nicht berücksichtigte Teilung des ganzen Vorgangs ist zum Verständnis der biblischen Berichte von Wichtigkeit: während der Heiland bei der cena das Brod konsekriert (ἐσθιόντων αὐτῶν, Matthäus XXVI, 26; vgl. Lukus, XXII, 19), nimmt er erst bei der commissatio, postquam coenatum est, μετὰ τὸ δειπνῆσαι (Lukas XX, 20) die Konsekration des Weins vor.

Aus der angegebenen Lage bei der Tafel verstehen wir die Mitteilung des Evangelisten, daß Johannes erat recumbens in sinu Jesu, daß Petrus den über und neben ihm gelagerten Johannes ersucht, den Meister wegen des Verräters zu fragen, und daß daraufhin Johannes seinen Kopf näher an den Herrn rückt und die heimliche Frage flüstert: Domine, quis est? Das geschah während der cena (Matthäus XXVI, 21).

Da Johannes XIII, 21 die Ankündigung des Verrats unmittelbar auf die Fußwaschung folgen läßt, hat der Herr auch letztere während der cena vorgenommen, während man sie sich lieber zu Beginn der commissatio, und wenn der Herr mit den Aposteln allein war, denken möchte. — Zu der Fußwaschung legt der Heiland vorher die Oberkleider ab (τίθησι τὰ ἱμάτια); er ist also, und ebenso die Apostel, zum Abendmahle nicht in der leichten und bequemen synthesis, sondern in Festkleidern erschienen. Indem er aber jetzt diese ablegt, stellt er sich den Sklaven gleich, die, bloß mit der geschürzten Tunika bekleidet, bei Tisch aufwarteten. Bei der Fußwaschung müssen wir uns wieder die Sitte vergegenwärtigen, wie die Gäste bei Tisch auf dem lectus gelagert waren. Der Herr geht außen am Sigma herum, von Apostel zu Apostel, die, auf dem lectus gelagert, ihre unbeschuhten Füße bis an den Rand des Polsters ausgestreckt hatten. Es ist ein Dienst der Sklaven; daher das Sträuben Petri. Nun wird uns auch klar, wie Magdalena im Hause Simons des Pharisäers die Füße Jesu küssen und salben konnte. Sie nahte sich von rückwärts dem auf dem Polster ausgestreckt ruhenden Herrn, retro secus pedes eius*.

---

schrieben, stehend, den Wanderstab in der Hand und in Eile. Das Essen des Osterlammes eröffnete die cena; dann folgten andere Gänge.

* Weil Johannes den ersten Platz neben dem Herrn einnahm, hat sicherlich die Fußwaschung auch bei ihm begonnen. Aber wie mag denn der Liebesjünger diese Verdemütigung seines Meisters sich ohne Einspruch gefallen lassen, während Petrus sich so heftig dagegen sträubt? Die Antwort liegt in der detaillierten Schilderung der Fußwaschung Johannes XIII, 1—5, die mit den feierlichen Worten beginnt: ‚Obwohl

Wie oben angegeben, stand auf dem Tische, an welchem die Juden das Osterlamm aßen, eine Terrine, paropsis, *τρύβλιον*, mit einer süßen Brühe, in die man das ungesäuerte und daher unschmackhafte Brot und die bittern Kräuter tunkte; sie diente also gemeinsam für die ganze Tafelrunde. Daher auf die Frage der bestürzten Apostel: ‚Bin etwa ich es, Herr?‘ die Antwort Jesu: ‚Wer mit mir die Hand in die Schüssel streckt — also einer von euch Zwölfen, die ihr mit mir zu Tische sitzt — wird mich verraten.‘ Alle drei Synoptiker berichten diese Ankündigung des Meisters; Johannes fügt das Weitere hinzu, daß Petrus durch den Liebesjünger die leise Frage stellen läßt, wer es sei, worauf der Herr antwortete: ‚Der ist es, dem ich das in die Brühe getunkte Brot reichen werde.‘ Wie sonst der Hausherr oder der Gastgeber zum Zeichen besondern Wohlwollens diesem oder jenem Tischgenossen zutrank, so reicht Jesus jetzt dem Judas das in die Brühe getunkte Stück Brot, das Judas mit seiner Hand aus der Hand des Meisters entgegennimmt. Auch hier können wir uns den ganzen Vorgang nur dann vergegenwärtigen, wenn wir uns alle Tischgenossen um eine runde Tafel und die in ihrer Mitte zu gemeinsamer Benützung stehende ‚Suppenterrine‘ gelagert denken. ‚Freund Judas‘ beantwortet den Erweis besonderer Auszeichnung unverschämt mit derselben Frage, welche die übrigen Apostel stellten: ‚Bin ich es, Meister?‘ Jesus bejaht die Frage, ‚du sagst es,‘ und nun wird es dem Verräter, der sich erkannt weiß, doch zu schwül in der Gesellschaft, und er macht sich davon.

Nach der ursprünglichen mosaischen Vorschrift (Exod. XII, 1—13, 21—23; 43—51) sollte jeder Hausvater für seine Familie ein einjähriges Lamm schlachten, das vor dem folgenden Tage ganz verzehrt sein mußte. Reichte dazu eine einzige Familie nicht aus, so konnte eine zweite, oder auch ein Gast eingeladen werden *. Es nahmen ehemals also auch die Frauen und die Kinder an dem Paschamahle teil. In der spätern Zeit aber aßen die Männer gesondert von den Frauen das Osterlamm. Daß die Mutter Jesu in Jerusalem weilte, ergibt sich aus ihrer Anwesenheit bei der Kreuzigung. Wenn nach allen vier Evangelisten einzig die zwölf Apostel beim Letzten Abendmahle erscheinen, so wird Maria mit der Hausfrau und andern weiblichen Gästen in einem an das cenaculum grenzenden Gemache das Pascha gegessen haben; man hat ihnen von der Tafel der Männer die entsprechenden Portionen zugeschickt, oder aber sie haben erst nach den Männern gegessen.

Jesus wußte, daß der Vater alles ihm in die Hände gegeben habe, daß er von Gott ausgegangen sei und zu Gott zurückkehre, stand er vom Mahle auf, legte seine Kleider ab, nahm ein leinenes Tuch und band es sich um. Dann goß er Wasser in ein Becken und fing an, die Füße seiner Jünger zu waschen und mit dem leinenen Tuche abzutrocknen, das er sich vorgebunden hatte.‘ Man sieht, Johannes hat mit gespannter Aufmerksamkeit das Tun des Meisters verfolgt; wenn er in hohem Alter sein Evangelium schreibt, steht noch alles lebendig vor seinen Augen, — er ist offenbar von dem Akt überrascht worden. Während der Herr dem Johannes die Füße wäscht, da findet Petrus die Zeit, diese tiefe Erniedrigung seines Herrn zu begreifen: *Κύριε, σύ μου νίπτεις τοὺς πόδας; . . . οὐ μὴ νίψῃς τοὺς πόδας μου εἰς τὸν αἰῶνα.*

* Vgl. Schegg, Biblische Archäologie, II, 5.

Da Judas während der cena fortgegangen, so ist Jesus beim symposion oder der commissatio allein mit den Elfen. Hier vollzieht nun der Herr die Konsekration des Weins. Die Evangelisten nennen den Kelch nicht *κύλιξ*, sondern *ποτήριον*; es muß einer jener großen Henkelkelche gewesen sein, von welchen oben die Rede war, da der Heiland ausdrücklich alle Apostel auffordert, daraus zu trinken; derselbe macht mithin die Runde in der ganzen Tafelgesellschaft, nachdem wohl Jesus selber, der Sitte gemäß, zuerst daraus getrunken hatte*.

Nach allgemeinem Brauche, den Wein nicht pur zu trinken, sondern zu wässern, und zwar mit warmem Wasser, hat auch der Wein im Abendmahlskelch einen starken Zusatz Wasser gehabt.

An die Stelle der Unterhaltung beim Symposion trat die große Abschiedsrede Jesu, deren wesentlichen Inhalt der Evangelist Johannes uns in den Kapiteln XIV bis XVII aufbewahrt hat; das übliche Gebet nach der cena wird zum hohepriesterlichen Gebete des Heilands gegen Ende des Symposion; Matthäus und Markus berichten gleichlautend vom Hymnengesang am Schlusse der commissatis vor dem Gange nach dem Ölberge (*καὶ ὑμνήσαντες ἐξῆλθον εἰς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν*) an Stelle der sonst beim Symposion üblichen Musik und Lieder. — Die Abschiedsrede ist kein in einem Fluß fortlaufender Vortrag, sondern eine von Fragen und Antworten unterbrochene Reihe von Gedanken, ganz dem Charakter eines Symposion entsprechend, hier nur durch die Heiligkeit der Stunde von ergreifendem Ernste durchhaucht. Während der cena, wo die Dienerschaft die verschiedenen Gänge der Gerichte auftrug, wäre für die Abschiedsrede kein Platz gewesen; sie konnte nur im engsten Kreise des Herrn mit seinen Jüngern beim Symposion gehalten werden. — Wenn am Schlusse ein Hymnus gesungen wurde, so ist darunter nicht der Psalmengesang des Hallel zu verstehen, der zur cena gehörte, sondern, wiederum anlehnend an die Sitte beim Symposion, ein Hymnus**.

---

* Solch große Kelche blieben auch in kirchlichem Gebrauch, solange die Gläubigen unter beiden Gestalten kommunizierten, indem nach dem Empfange des Leibes des Herrn der Diakon den Kelch mit dem hl. Blute darreichte. — Der Domschatz zu Genua bewahrt im sog. catino den angeblichen Kelch des Letzten Abendmahls, der 1101 nach der Eroberung von Cäsarea als heilige Beute nach Genua kam. Er ist ein achteckiges Gefäß, angeblich aus einem einzigen Smaragd geschnitten, in Wirklichkeit aber von Glas. Napoleon entführte ihn 1809 nach Paris; Ludwig XVIII. gab ihn 1815 zurück. — In ältere Zeit reicht die Grals-Sage hinauf (Gral von Sang reale), die den Konsekrationskelch des Letzten Abendmahls nach Irland gebracht sein läßt, wo er auf ‚Montsalvaz', ‚dem Berge des Heils', von den Gralrittern bewacht wird, die sich durch Demut und Keuschheit, Treue und Tapferkeit dieser Ehre würdig gemacht haben. Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parcival, hat die Sage auf deutschen Boden verpflanzt; Richard Wagner gab ihr das goldene musikalische Gewand.

** Wenn nach dem Berichte der Synoptiker die Apostel am Ölberge vergebens gegen den Schlaf ankämpfen und selbst nach dem ersten Wecken durch den Herrn und trotz des beschämenden Simon, dormis? — Non potuistis una hora vigilare mecum? wieder einschlafen, so gibt Lukas XXIII, 45 als Grund die ‚Traurigkeit' der Apostel

V.

Zur Erläuterung des Gesagten werfen wir einen Blick auf altchristliche Darstellungen, wobei wir uns auf eine Auswahl von besonders charakteristischen Stücken beschränken. Das Letzte Abendmahl ist von der kömeterialen Kunst weder in der Malerei noch in der Plastik dargestellt worden, wohl aber bietet sie uns verwandte Szenen.

Auf Gemälden der Katakomben finden sich Mahlszenen vom Ende des ersten bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts; sie sind Sinnbilder des himmlischen Mahles, zu welchem man die Verstorbenen eingegangen dachte. Es liegt in der Natur dieser leicht hingeworfenen Bildchen, daß sie nur allgemeine Züge geben. Die Gäste sind auf einem Sigma gelagert, über dessen Polster hinweg allein der Oberkörper sichtbar ist; der Tisch, auf welchem die Speisen, stets Brot und Fisch, liegen, schließt sich eng an das Polster oder Kissen an, ist aber auch zuweilen ein kleiner, runder Tisch auf drei Füßen. Die Zahl der Teilnehmer schwankt; gewöhnlich sind es fünf, sechs, auch sieben, zuweilen auch nur zwei. Auf einem Wandgemälde der Katakomben von Petrus und Marzellinus aus dem vierten Jahrhundert sitzt in der Mitte oben an der Rundung des Sigma der Mann mit je einem Kinde rechts und links; an sie schließen sich zwei Frauen an*. — In denselben Katakomben, erste Hälfte des dritten Jahrhunderts, ist die Hochzeit zu Kana dargestellt: sieben Gäste ruhen auf dem Sigma um einen kleinen, runden Tisch; von links her trägt ein Diener Speisen auf; rechts steht der Heiland und berührt mit einem Stabe den Mischkrug**. — Daß bei allen diesen Mahldarstellungen an das himmlische Mahl der Seligen gedacht ist, beweisen die Bilder, wo zwei Dienerinnen, AGAPE und IRENE (Liebe und Friede), den Wein mischen oder darreichen, mit der Beischrift: Agape, misce nobis — Irene, por(ri)ge calda. Daß aber den Gläubigen dabei auch der Gedanke an das eucharistische Mahl vorschwebte, lehren die Körbe der Brotvermehrung, die vor oder neben der Tafel aufgestellt sind.

Kamen die Maler nicht zur Darstellung des Letzten Abendmahles, so hätte den Bildhauern die lange Vorderseite eines Sarkophags einen vortrefflich geeigneten Raum zu diesem Bilde geboten, und die Darstellung auf einer ganzen Klasse gallischer Sarkophage mit Christus, zu Gericht sitzend inmitten der Apostel, hätte man unschwer in eine Szene des letzten Abendmahles umgestalten können. Daß man diesen Schritt nicht tat, liegt an dem Charakter des altchristlichen Gräberschmucks. So kehren denn auch hier nur Mahlszenen, wie auf den Gemälden, wieder, als Vorbilder des himmlischen Mahles der Seligen. Auf einem römischen Sarkophage*** lagern vier Gäste auf dem

---

an (prae tristitia, ἀπὸ τῆς λύπης). Aber kann denn Traurigkeit die Ursache solch unwiderstehlicher Schlafsucht sein? — Die Apostel waren aus dem warmen, von Balsamduft erfüllten cenaculum, nach der Festtafel und dem Symposion, in die kalte Luft gekommen; wir brauchen wahrlich keine Unmäßigkeit anzunehmen, wenn da der Schlaf die Apostel überwältigte, erant oculi eorum gravati. So ist der Ausdruck tristitia, λύπη zu erklären.

* Wilpert, Malereien der römischen Katakomben, Taf. 173.

** Wilpert, Taf. 57.

*** Garrucci, Storia dell'arte cristiana, Tav. 371, 1.

Sigma um einen niedrigen runden Tisch, auf welchem ein Fisch liegt; einer der Männer bricht ein mit Kreuzkerbe gezeichnetes Brot; der zweite hebt den Becher zum Trinken; der dritte streckt die Hand nach dem Fische aus; der vierte wendet sich zu dem Diener, der ein Brot bringt. Hinter der ganzen Szene ist ein Vorhang ausgespannt, als Hinweis auf den Speisesaal. Neben dieser Gruppe steht eine Orante, das Sinnbild der zum Himmelsmahl eingegangenen Seele.

In eine spätere Zeit gehört eine Elfenbeintafel zu Pesaro*, wo in zwei Szenen das Wunder der Brotvermehrung und die Speisung des Volkes dargestellt ist. Hier sitzen an einem Sigma um den sich ihm eng anschließenden Tisch, auf welchem ein halber Fisch und drei Brote liegen, zwei Männer und in ihrer Mitte eine Frau. Diese empfängt aus der Hand des über ihr dargestellten Apostels ein Brot.

Haben also weder Malerei noch Plastik des christlichen Altertums das Letzte Abendmahl dargestellt, so ist auf Sarkophagen wenigstens einige Male die Szene der Fußwaschung Petri abgebildet**. Der Apostel sitzt auf einem Stuhle, vor sich auf der Erde das runde Wasserbecken; vor ihm steht aufrecht der Herr, der ein großes Tuch, die mappa, vor sich mit beiden Händen aufhebt. Petrus breitet abwehrend beide Arme aus: ‚In Ewigkeit sollst du mir nicht die Füße waschen.' —

Darstellungen des letzten Abendmahles beginnen erst im fünften Jahrhundert auf einem Mosaik zu Ravenna, und gegen Ende des sechsten Jahrhunderts auf Miniaturen, mit der Besonderheit, daß nun nicht mehr der Ehrenplatz für den Heiland zu oberst rechts auf dem lectus ist, sondern nach der veränderten späteren Sitte dort, wo ehedem der unterste Platz war. Das Mosaik in Sant' Apollinare nuovo zu Ravenna zeigt auf dem Sigma lang gelagert den Heiland links auf der Ecke, mit Strahlennimbus, wie er das Brot in der rechten Hand erhebt; vor ihm sehen wir zwei Fische auf einer Schüssel, um die mehrere Brote liegen. Die im Halbkreis ausgestreckten Apostel halten alle ihre Blicke auf den Herrn gerichtet. — Der Bibelcodex von Cambridge, ein Geschenk Gregors des Großen an den von ihm nach England gesandten Bischof Augustin, also um 600 geschrieben***, bietet einen Zyklus von Passionsszenen, darunter auch an hervorragender Stelle das letzte Abendmahl. In der Mitte des Sigma sitzt Christus mit Kreuznimbus, in der Linken ein Brot, das er mit der Rechten segnet. Des beschränkten Raumes wegen haben bloß acht Apostel an der Tafel Platz gefunden. Das Bild darunter bietet die Fußwaschung, wobei Petrus auf einem Lehnstuhl sitzt, und der Herr vornübergebeugt den Fuß des Apostels wäscht.

Annähernd aus derselben Zeit stammt der Codex purpureus Rossanensis, der eine eingehende Betrachtung erheischt.† Fol. III A (Haseloff Taf. V)

* Garrucci, Arte, Tav. 419.

** Garrucci, Tav. 141.

*** Einige rücken ihn allerdings in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts hinunter.

† Herausgegeben von A. Haseloff, Leipzig 1898. Die 1879 durch deutsche Ge-

gibt Abendmahl und Fußwaschung wieder; Fol. III B (H. Taf. VI) Spendung des konsekrierten Brotes; Fol. IV A Darreichung des Kelches. Jedes Bild hat als Überschrift die bezügliche Stelle aus den Evangelien. — Beim Abendmahle liegt der Herr, mit Kreuznimbus, langgestreckt, den Oberkörper auf den linken Arm gestützt, zu oberst, links, auf dem Sigma, neben ihm Petrus. Mitten auf dem Tische steht eine große Schüssel, in die Judas mit der Hand reicht, während der Herr die Rechte zum Reden ausstreckt; besorgt wendet Petrus sein Gesicht dem Meister zu. Die griechische Überschrift lautet (nach Matthäus XXVI, 21): ‚Wahrlich sage ich euch: einer aus euch wird mich verraten.' Abbildung 1. — Auf demselben Bilde nebenan sitzt Petrus, beide Füße in einem großen, runden Becken; der Heiland, mit Kreuznimbus, ein weißes Tuch um die Lenden, beugt sich zu dem Apostel nieder und schüttet Wasser auf dessen Füße; in lebhafter Neugierde zuschauend stehen die übrigen Apostel herum. — Das zweite und dritte Bild ist die älteste Darstellung der Kommunion, und zwar in einer ungemein tief empfundenen Auffassung. Der Herr, in Tunica und Pallium gekleidet, wieder mit dem Kreuznimbus um das Haupt, steht aufrecht, in der Linken die Eucharistie, von der er ein Stück einem Apostel reicht. Dieser empfängt, in tiefer Ehrfurcht vorübergebeugt, und zwar nach altkirchlicher Sitte die Rechte kreuzweise auf die Linke gelegt, in seine Hände die Kommunion, aber doch so, daß der Herr selber sie ihm in den Mund zu legen scheint. Neben diesem Apostel steht ein anderer, die Hände zum Gebet erhoben: er hat schon die hl. Kommunion empfangen. Vier weitere Apostel folgen, alle in weißen Festgewändern. Der erste streckt beide, mit den Falten seines Gewandes verhüllten Hände aus: so pflegte man im ganzen kirchlichen Altertume jedes Heilige oder Geweihte in Empfang zu nehmen. Die zwei folgenden Apostel strecken vornübergebeugt gleichmäßig die offene Rechte aus, wobei sie demütig voranschreiten; der letzte steht still, beide Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie man einen werten Gast zu begrüßen pflegt. Die Überschrift der Szene lautet: ‚Indem er das Brot nahm und gesegnet hatte, gab er ihnen mit den Worten: Dies ist mein Leib' (Matth. XXVI, 26). Abbildung 2.

Das folgende Blatt zeigt die Kommunion unter der Weinesgestalt. Der Heiland steht halb geneigt, in beiden Händen eine große, tiefe Schale, und Petrus trinkt, tief gebeugt und die Rechte ausstreckend, aus derselben. Neben ihm steht Johannes, die Rechte auf der Brust, das Auge auf den geliebten Meister gerichtet. Der Apostel hinter Petrus hat wieder beide Hände mit den Falten seines Gewandes bedeckt; die drei nächsten kommen, alle in Ehrfurcht gebeugt, die offene Hand halb ausgestreckt. Die Überschrift lautet: ‚Er nahm den Kelch, und nachdem er gesegnet, reichte er ihnen mit den Worten: Dies ist mein Blut.' Abbildung 3.

---

lehrte in der Dombibliothek von Rossano (Unteritalien) entdeckte Handschrift, mit Silberschrift auf purpurfarbigem Pergament geschrieben, ist leider nur ein Bruchstück einer Evangelienhandschrift von 188 Blättern. Von höchstem Werte sind die blattgroßen Miniaturen, von der Auferweckung des Lazarus bis zum Gebete Christi am Ölberg. — Der Verlag von Giesecke & Devrient hat der vorzüglichen Publikation Haseloffs eine mustergültige Ausstattung gegeben.

Man sieht, wie der christlichen Kunst schon früh die Erinnerung an die antike Sitte und die Vorstellung des realen Vorgangs beim Letzten Abendmahl zu entschwinden begonnen. Ob ein genialer Künstler unserer Tage den anziehenden Stoff in einer Weise zu behandeln verstände, die der Wirklichkeit näher käme, ohne unser heutiges Empfinden zu verletzen?* — Jedenfalls aber kann die Andacht der Gläubigen nichts verlieren, wenn sie nicht nach unwahren Vorstellungen, sondern nach dem wirklichen Vorgange das Ostermahl des Erlösers sich vergegenwärtigen. Zeigte jemand uns ein authentisch wahrheitsgetreues Bildnis des Heilandes, ganz verschieden von dem, wie es bisher unserer Seele vorschwebte, würde unser Herz nicht freudigst die Illusion aufgeben und sich dem echten Porträt zuwenden? — Der heilige Abend im Cenaculum will in stiller Kontemplation geistig miterlebt werden; dann führt der Herr auch uns nach der Fußwaschung ein zum Mahle seiner göttlich großen Liebe**.

* Rubens hat dazu ja schon einen glücklichen Versuch gemacht.

** Im Priesterkollegium des deutschen Kamposanto zu Rom besteht die Sitte, daß am Gründonnerstagabend die Tafel des Refektoriums reich mit Lichtern und Blumen geschmückt ist. Den Platz des Rektors nimmt ein Bildnis des Heilandes ein. Die Gerichte — Spinat und Eier, ein großer Fisch (Ichthys), süßes Brot und feinerer Wein — sind dem Charakter des Tages entsprechend gewählt. Wenn der süße Wein eingeschenkt worden, erhebt sich der Rektor nach einer kurzen Einleitung zu dem Trinkspruche: Bibamus caritatem Domini, qui dilexit nos, worauf die Tafelrunde antwortet: Et tradidit semetipsum pro nobis (Trinken wir die Liebe unseres Herrn, der uns geliebt hat — Und sich selber für uns hingegeben hat). — Die anmutende Feier bleibt allen Teilnehmern eine unvergeßliche Erinnerung an den Gründonnerstag in Rom.



Kungfutse, der ‚Meister' der Religion Chinas*
Von Robert Saitschick

◆◆

1.

Als der Meister Kung (Kung-fu-tse) auftrat, befand sich China in einem Zustande innerer Zersetzung. Im 6. Jahrhundert v. Chr. war China kein einheitliches Reich: es war von einem Feudaladel beherrscht, der das Land durch fortwährende Streitigkeiten und eigennützige Kämpfe herunterbrachte. Die Kaiser der damals herrschenden Dynastie der Tscheu waren ganz ohnmächtig gegenüber den Herrschern der ein-

* Die Übersetzungen der kanonischen Schriften Chinas stimmen in vielen Stücken miteinander nicht überein; sind doch selbst die chinesischen Kommentatoren über den Sinn mancher Stellen gar nicht einig, und die Kenner der chinesischen Sprache, die uns Übersetzungen geschenkt haben, legen den Sinn der schwierigen Stellen nach Maßgabe ihres eigenen Denkens, ja ihrer eigenen Neigungen verschieden aus. Es bleibt hier einem nichts andres übrig, als sich an den Sinn des Ganzen zu halten und die strittigen Einzelheiten preiszugeben: was bei einer eingehenden Vergleichung aller vorhandenen Übersetzungen in den verschiedenen europäischen Sprachen als unbestrittenes Gut zurückbleibt, müßte als zuverlässig anerkannt werden. Etwas Intuition gehört freilich dazu.

Die drei sogenannten ‚klassischen' Bücher, in denen die Lehren und Gespräche Kung-fu-tses enthalten sind, heißen: 1. Ta-Hio (Die erhabene Wissenschaft). Dieses Buch wurde von einem Schüler des Confucius im 5. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben. Da die Bambustafeln dieses Buches durcheinandergebracht waren, so wurde es von Tsching-tse im 11. Jahrhundert n. Chr. geordnet und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen. In der Zeit des Confucius und seiner Schüler schrieb man noch auf Bambustafeln, denn das Papier, das der chinesische General Mong-tien erfunden hatte, wurde erst Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. soweit vervollkommnet, daß es sich vollständig zum Schreiben eignete (vergl. Joh. H. Plath ‚Über die lange Dauer und die Entwicklung des chinesischen Reiches, München, 1861, S. 15). 2. Tschung-Jung (Das Innehalten der Mitte, die harmonische Mitte), von einem Enkel des Confucius niedergeschrieben. 3. Lun-Jü (Gespräche des Confucius und seiner Schüler), wahrscheinlich Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. auf Grund der Aussagen verschiedener Schüler des Meisters Kung zusammengestellt.

Eine lesbare deutsche Übersetzung der Gespräche des Meisters Kung erschien erst unlängst: Lun-Jü, aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Rich. Wilhelm, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1910. Die im Jahre 1826 erschienene Übersetzung dieser Gespräche, eine Jugendarbeit des Orientalisten Wilh. Schott, wird von den Kennern der chinesischen Sprache für verfehlt gehalten und darf daher nicht mehr benutzt werden (vgl. W. Lauterbach [Pseudonym des Orientalisten H. Jul. von Klapproth.] Die deutsche Übersetzung des Confucius, 1828 s. l.). Die bekannte erste lateinische Übersetzung der Gespräche wie auch der andern ‚klassischen' Werke Chinas von den Jesuiten Prosper Intorcetta, Christ. Herdtrich usw. (Confucius Sinarum philosophus sive Scientia sinensis latine exposta, Parisiis 1687) wurde von andern Übersetzungen überholt. Ins Englische wurden die Gespräche des Confucius zu Anfang des 19. Jahrhunderts von J. Marshman übersetzt (The work of Confucius containing the original text with a translation, Serampore 1809 — nur Lün-Jü enthaltend). Ins Französische hat die Gespräche G. Pauthier übersetzt (Les livres sacrés de l'Orient, Paris 1840), und ins Englische zusammen mit den zwei andern klassischen Büchern J. Legge, Chinese Classics, vol. I. Hongkong 1861 (Text und Übersetzung); auch

zelnen kleinen Staaten, wie auch diese Herrscher, die in beständigem Kampfe miteinander lagen, ohnmächtig waren gegen ihren eigenen Adel. Während in früheren Jahrhunderten das Verhältnis des Kaisers zu den Lehensfürsten ein festgeordnetes war, da der Landbesitz des Kaisers zehnmal umfangreicher war als der selbst des mächtigsten Fürsten, wurde dieses Verhältnis allmählich durch die Unsitte der Günstlingswirtschaft ganz aufgehoben: die Lehensfürsten wurden immer selbständiger und kümmerten sich wenig um die Verfügungen der kaiserlichen Gewalt, ja manche unter ihnen gingen so weit, den sonst üblichen jährlichen Besuch am kaiserlichen Hofe einzustellen und sich über die mit dem Lehen zusammenhängenden Verpflichtungen hinwegzusetzen; sie führten selbständig Krieg gegen fremde Stämme, unterwarfen sich diese, vergrößerten ihren Landbesitz, eroberten, ohne auf den Einspruch des Kaisers zu hören, die Länder anderer Lehensfürsten. Während China im 11. Jahrh. v. Chr. in einem Gebiet, das damals noch weit davon entfernt war, dem jetzigen Gebiete des Reiches zu gleichen, mehr als 1700 größere und kleinere Lehensfürsten hatte,

---

unter dem Titel: The Life and Teachings of C., London 1873. Diese Übersetzung Legges gilt als die beste, trotz gewissen Voreingenommenheiten, die der Übersetzer in seinen Anmerkungen zeigt.

Die zwei andern klassischen Bücher Ta-Hio und Tschung-Jung hat G. Pauthier in Les livres sacrés de l'Orient übersetzt (vgl. auch Le Ta-hio ou grande étude, le premier des quatre livres de philosophie, morale etc., trad. par G. Pauthier, Paris 1837). — Reinhold von Plaenkner trägt in seine Übersetzungen des Ta-Hio (Leipzig, Brockhaus, 1875) und des Tschung-Jung (ib. 1878) viel Willkürliches hinein, ja man hat oft den Eindruck, als wenn er Confucius ganz in unsere christliche Kultur versetzen, zwischen Christus und den Aposteln und Confucius gar keinen Unterschied machen möchte. Auch sagt Wilh. Grube, der gründliche Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, diese Übersetzung sei völlig unbrauchbar (Religionsgeschichtliches Lesebuch, Tübingen 1908, S. 4).

Zur Literatur über Confucius:

J. H. Plath, Über die Quellen zum Leben des Confucius, München 1863; C. und seiner Schüler Leben und Lehren: 1. Histor. Einl., 2. Leben des C., 3. Die Schüler des C., 4. Aussprüche von C. und seinen Schülern (Abhandl. der Bayer. Akad. 1867—1874); J. Edkins, Religion in China, London 1859; J. C. Bluntschli, Alt-Asiatische Gottes- und Weltideen, Nördlingen 1866 (S. 135—164); Ernst Faber, Lehrbegriff des C., Hongkong 1872, und Quellen zu C. und dem Confucianismus als Einführung zum Lehrbegriff des C., Hongkong 1873; Carlo Puini, Notizie e studii intorno alle religioni dell'Asia orientale (il Buddha, Confucio e Laotse), Firenze 1878; Robert K. Douglas, Confucianism and Taouism, London 1877; derselbe, Chines. Sprache und Literatur, frei bearbeitet von W. Henkel, Jena 1877; James Legge, The Religions of China, 4 Lectures, London 1880; G. von der Gabelentz, C. und seine Lehre, Leipzig 1888; Sergej Geórgiewski, Die Grundlagen (Prinzipien) des chin. Lebens (in russ. Sprache), St. Petersburg 1888 (S. 280—430 über C., seine Lehre und seinen Einfluß); Rudolf Dvorák, C. und seine Lehre, Münster i. W. 1895; J. J. M. de Groot, The Religions System of China, voll 1—5, Leyden 1892—1907; E. H. Parker, China and Religion, London 1905; L. Giles, The Sayings of Confucius, London 1907; Wilhelm Grube, Religion und Kultus der Chinesen, Leipzig 1910 (S. 55—81).

Eugène Carrière/Der Gekreuzigte



blieben zu der Zeit des Confucius nur noch etwa 165 übrig; die Macht vieler darunter war in Wirklichkeit weit größer als die des Kaisers.

Diese Zeit in China ist eine ununterbrochene Kette von Gewalttaten, Zerstörungen, Überfällen und blutigen Kämpfen: In den 'Annalen des Frühlings und des Herbstes', in denen Confucius von etwa 250 Jahren dieser Zeit erzählt, an die sich sein eigenes Zeitalter unmittelbar anschließt, wird von mehr als 35 Kriegen und von unzähligen Überfällen, Mordtaten und Ruchlosigkeiten berichtet, die den Untergang von 50 Staaten verursacht haben. Erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr., mit dem Sturze der Dynastie der Tscheu, gestaltete sich China zu einer einheitlichen Monarchie, die über den früher herrschenden Feudaladel siegte. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. geboren, war Confucius von Jugend auf Zeuge hartnäckiger Kämpfe zwischen den einzelnen Familien und der Verwirrung aller Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit. Der Feudaladel war noch sehr mächtig: das Volk stöhnte unter den fortwährenden Bürgerkriegen, unter den Plünderungen und unter der schweren Last der Abgaben.

Confucius stammte von einem angesehenen, aber verarmten Adelsgeschlechte. Als er auf die Welt kam, war sein Vater 70 Jahre alt und seine Mutter noch sehr jung; sie war die zweite Frau seines Vaters, der von der ersten Frau Töchter hatte und von einem Kebsweibe noch einen Sohn. (Der Sohn dieses Stiefbruders von Confucius wurde später ein eifriger Jünger seines Onkels.) Der Vater starb nicht lange nach der Geburt seines Sohnes, die Mutter überlebte ihren Gatten um zwei Jahrzehnte. Die Legende erzählt von wunderbaren Erscheinungen, die sie vor der Geburt ihres Sohnes im Traume gesehen haben soll, so auch von einem Einhorn, das in seinem Maule ein Juwel hielt, auf dem sie deutlich die Worte lesen konnte: 'Der Sohn des wasserklaren Kristalls wird der verfallenden Dynastie der Tscheu nachfolgen und als ein König ohne Thron herrschen.' In diesen Legenden suchte die Volksphantasie unter dem Einfluß des Buddhismus, der zu Anfang der christlichen Ära in China eingedrungen war, die Reinheit und die Tatkraft einer großen Persönlichkeit in bildlicher Weise darzustellen.

In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, war Kung schon früh auf sich selbst angewiesen. Er selbst deutet einmal in einem Gespräche auf seine harten Jugendjahre, auf die wenig günstigen Lebensumstände hin, wodurch er genötigt worden sei, allerlei praktische Kenntnisse sich anzueignen, die aber nichts mit dem gemein hätten, worin allein wahre Bildung bestehe. Was er bis zu seinem 19. Lebensjahre gelernt, gedacht und getan hat, mag sich wenig von dem unterschieden haben, was seine andern Altersgenossen trieben. Seine Erfahrungen mit den ungünstigen Verhältnissen, in denen er seine früheste Jugend verlebte, müssen seine innere Energie angespornt und sein Wirklichkeitsgefühl geweckt haben.

In sein 19. Lebensjahr fällt seine Verheiratung. Er hatte einen Sohn und wahrscheinlich auch eine Tochter. Ideal war diese Ehe jedenfalls nicht. Seinem Sohne gegenüber verhielt er sich sehr reserviert: der Sohn erzählte, Meister Kung habe sich mit ihm fast gar nicht abgegeben und ihn nie zu beein-

flussen gesucht. Eine solche kühle Beziehung zu den Kindern scheint geradezu aus der ganzen Lebensansicht des Meisters Kung hergerührt zu haben: bemerkt er doch selbst, daß der Edelgesinnte seinen Sohn in ehrerbietiger Entfernung halten müsse.

Als junger Mann bekleidete Kung kleine Stellungen bei angesehenen adeligen Familien. In einer dieser Stellungen war es ihm möglich, die Hauptstadt des damaligen chinesischen Reiches zu besuchen. Der kurze Aufenthalt in der Residenz der Dynastie der Tscheu kann auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben sein: nicht nur bekam der Vierunddreißigjährige einen Einblick in das Leben des kaiserlichen Hofes, sondern er erhielt hier auch einen unmittelbaren Zugang zu der alten Tradition Chinas. Hier mag er damals auch mit Laotse, dem Denker und Weisen, zusammengetroffen sein, der in Loyang, der Residenz des damaligen chinesischen Reiches, ein hohes Amt bekleidete.

Kung war etwa 35 Jahre alt, als er sich genötigt sah, seine Heimat Lu zu verlassen und in dem Nachbarstaat eine Stellung zu suchen, die seinen Fähigkeiten und Einsichten entsprechen sollte. Hier fand er zwar Entgegenkommen beim Fürsten, aber nicht den Wirkungskreis, auf den er gehofft hatte. Er verweilte deshalb hier nur kurze Zeit und kehrte nach Lu zurück.

Im Kampfe der verschiedenen Richtungen, der eigennützigen Interessen und Leidenschaften suchte Kung den höheren Forderungen des Gewissens treu zu bleiben. Er wollte die unumstößlichen Lehren der Gerechtigkeit, die damals so sehr verblaßt waren, wieder beleben. In den Zwistigkeiten und vernichtenden Kämpfen, die in Lu ebenso wie in allen andern Staaten Chinas etwas Gewöhnliches waren, konnte er aber nicht viel ausrichten. Seine Ansichten konnten nur bei wenigen Wurzel fassen. Nicht um eine Stellung mit reichen Einkünften war es ihm zu tun, sondern um den geeigneten Wirkungskreis, weshalb er auch bei den Fürsten und ihren Ministern nur auf Mißverständnisse stoßen mußte. Kung fühlte nun immer deutlicher, wie wenig er dazu geschaffen war, als Günstling und Höfling eines Fürsten zu leben.

Etwa 15 Jahre verbrachte er in Lu fern von aller Politik, nur in anhaltenden Studien und Lehrtätigkeit. Er suchte jetzt durch das lebendige Wort zu wirken, insbesondere auf die Jugend, und so die alte Weisheit, mit der er selbst aufs innigste verwachsen war, in die Gemüter hineinzutragen. Die Lehrtätigkeit war sein eigentlicher Lebensberuf, wenn er auch noch immer auf die günstige Gelegenheit wartete, sich im politischen Leben hervorzutun. Erst als die fürstliche Gewalt im Staate Lu sich dem Feudaladel gegenüber einigermaßen gestärkt hatte, hielt er die Zeit für gekommen, ein Staatsamt zu übernehmen. Im Alter von 50 Jahren wurde er Stadtgouverneur; bald darauf wurde ihm ein anderes hohes Amt übertragen und dann das Amt eines Justizministers. In dieser Stellung, die er an die vier Jahre bekleidete, konnte er das Beispiel eines unbestechlichen, nur dem allgemeinen Wohl dienenden Würdenträgers geben und manchen seiner Gedanken von Recht und Gerechtigkeit auch verwirklichen; im Untersuchen jeder Übertretung des Gesetzes muß er die größte Gewissenhaftigkeit bekundet haben und gegen Laxheit in den Sitten

wie auch gegen Betrug im Handel und Wandel mit äußerster Strenge vorgegangen sein.

Um Sicherheit und Ordnung den Übergriffen der feudalen Herren gegenüber zu schaffen und das Leben und den Besitz des einzelnen zu schützen, scheint er strenge Maßregeln für unerläßlich gehalten zu haben; ob er eines der angesehensten Mitglieder des Adels von Lu wegen Unruhestiftung enthaupten ließ, mag dahingestellt bleiben. Er selbst war überzeugt, daß, wenn tüchtige Menschen ein einziges Jahrhundert hindurch einen Staat leiteten, man mit den Verbrechen fertig werden könnte, ohne zur Todesstrafe seine Zuflucht zu nehmen (L. J. XII, 11). — Bei aller Humanität rechnete er aber stets mit der Wirklichkeit. ‚Im Anhören von Klagesachen bin ich so wie jeder andere. Woran mir aber besonders liegt, das ist, zu bewirken, daß gar keine Klagesachen entstehen,‘ heißt es in seinen Gesprächen. Damit stimmen auch die Worte in Ta Hio (IV, 1) überein: Prozesse führen und schlichten halte er, wie die Menschen nun einmal sind, für notwendig; man solle aber danach trachten, die Prozesse aufhören zu lassen, was nur durch die Hebung der sittlichen Bildung des Volkes möglich sei. Durch seine Betätigung im praktischen Leben wurde sein persönliches Ansehen erhöht, aber sein Eingreifen in die Staatsangelegenheiten von Lu mußte auch den Intrigengeist gegen ihn wecken. Nur zu bald erfuhr Kung, wie wenig ein Weiser in seiner Arbeit für das Volkswohl auf die Mächtigen und ihre Ratgeber rechnen könne. Der Fürst von Lu kam durch die Eifersucht der andern Minister oder vielleicht auch durch die eigene Wankelmütigkeit und Genußsucht in eine gespannte Beziehung zu Kung. Kung mußte sich von seinem Amte zurückziehen. Er befand sich in der Lage eines Menschen, der seine begonnene Arbeit von allen Seiten bedroht sieht: er sah, wie der Geist der Gerechtigkeit, den er im Lande zu pflanzen gesucht hatte, sich wieder verflüchtigte und wie am Hofe des Fürsten von Lu Laxheit in den Sitten um sich zu greifen anfing. Später bemerkte er einmal, er habe noch keinen Fürsten angetroffen, der die Tugend wenigstens so liebte wie die Frauenreize (L. J. IX, 17).

Von neuem begann für ihn ein unstetes Leben. Er verließ Lu und trat den Weg einer vierzehnjährigen freiwilligen Verbannung an. Von Stadt zu Stadt, von einem Fürsten zum andern gingen seine Wanderungen. Nicht die Stelle eines Ministers mag er nunmehr gewünscht haben, sondern nur die Beeinflussung der Regierungen in seinem Geiste. Jetzt wollte er nur mit dem Beispiel seiner Weisheit und seiner Unabhängigkeit wirken. In freiwilliger Armut lebend, widmete er sich von nun an ganz der geistigen Arbeit. Er vertiefte sich von neuem in die Texte der alten Bücher und suchte sie nach bestimmten Grundsätzen zu sichten, herzustellen und in einen Zusammenhang zu bringen. Dieser andauernden Arbeit Kungs verdankt China die endgültige Gestaltung seiner fünf heiligen Bücher, der sogenannten ‚King‘: des Buches der Wandlungen, des Geschichtsbuches, des Liederbuches, des Buches der Gebräuche und des ganz von Kung selbst herrührenden Buches der Annalen des Frühlings und des Herbstes*. Bei der Wiederherstellung der Bücher der

* 1. Das Buch der Wandlungen (J-king) hat einen rätselhaften, kabbalistischen

chinesischen Tradition verfuhr er mit einer bestimmten erzieherischen Absicht: so hat er bei der Sichtung des Liederbuches nur 300 Lieder beibehalten, nicht mehr als den zehnten Teil des früheren Liederbuches. Auf seine eigene Darstellung der Geschichte seines Heimatlandes Lu scheint er ein großes Gewicht gelegt zu haben, weil er durch die Zusammenstellung der Ereignisse dieses Staates einen moralischen Spiegel in abschreckendem Sinne allen anderen Staaten Chinas vorhalten wollte. Seine andauernde Beschäftigung mit der Tradition und seine Lehrtätigkeit lenkten aber seine Aufmerksamkeit von der ihn umgebenden Wirklichkeit keineswegs ab, und manches, was er um sich sah und wovon er hörte, betrübte ihn tief.

So verlebte er eine ganze Reihe von Jahren in verschiedenen Gegenden, umgeben von treuen Schülern, denen sich immer neue anschlossen. Überall erregte er neben der Anhänglichkeit der einen die Abneigung der andern, so

---

halt. I-king, antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis edidit J. Mohl, 2 voll. Stuttgart 1834—1839; eine französische Übersetzung in den ‚Livres sacrés de l'Orient' éd. G. Pauthier; ins Englische übersetzt von James Legge in The sacred Books of the East vol. XVI, Oxford 1882. — 2. Das Geschichtsbuch oder Urkundenbuch (Schu-king) enthält Bruchstücke aus der Geschichte Chinas vom Jahre 2300 vor Chr. bis etwa auf das Zeitalter des Confucius: Le Chou-king, trad. et enrichi des notes par le P. Gaubil et corrigé etc. par de Guignes, Paris 1770; The Shoo-king (chinesisch und englisch) by W. H. Medhurst, Shanghai 1846; die Übersetzung von J. Legge in The sacred Books of the East vol. III. Oxford 1879. — 3. Das Liederbuch (Schi-king): Confucii Chi-king sive liber Carminum ex Latina P. Lacharme interpretatione edidit J. Mohl, Stuttgartiae et Tubingiae 1830; aus dieser lateinischen Übersetzung hat Fr. Rückert das Chinesische Liederbuch ins Deutsche übersetzt, Altona 1830. Aus dem Original hat das Chines. Liederbuch ins Deutsche Viktor v. Strauß übertragen; diese Übersetzung gilt in jeder Hinsicht als mustergültig (Schi-king, das Kanon. Liederbuch der Chinesen, übersetzt und erklärt, Heidelberg 1880). — 4. Das Buch der Gebräuche und Zeremonien (Li-ki); wiewohl dieses Buch erst um das zweite Jahrhundert nach Chr. endgültig redigiert wurde, so enthält es doch vieles aus der Zeit der Dynastie der Tscheu: Die Übersetzung von J. M. Callery Li-ki ou Mémorial des Rites, traduit pour la première fois du Chinois et accompagné des Notes, des Commentaires et du texte original, Turin 1853, enthält nur die Hälfte des vollständigen Textes; Li-ki, Instituzioni, Usi e Costumanze della Cina antica, trad., commento e note par Carlo Puini, Firenze 1883 (fasc. primo). Als die vollständige und beste Übersetzung des Li-ki gilt die von James Legge in The sacred Books of the East, voll. 27 und 28 (Oxford 1885). — 5. Annalen des Frühlings und Herbstes (Tschün-tsieu). Von dieser Chronik der Ereignisse des Staates Lu in den Jahren 722—480 gibt es eine russische Übersetzung von N. Monastyrjew, St. Petersburg 1876, vgl. auch N. Monastyrjew, Eine Notiz über die Annalen des Confucius und über ihre alten Ausleger (in russischer Sprache, St. Petersburg, 1876). — Das sich an diese kanonischen Bücher Chinas anschließende Buch über die Pietät (Hiao-king) enthält in der Grundlage ebenfalls Gedanken des Confucius, wiewohl es erst viele Jahrhunderte später, unter der Dynastie der Han, redigiert wurde. Ins Englische hat es J. Legge übersetzt in den Sacred Books of the East vol. III (Oxford 1879), ins Französische Léon de Rosny (Le Hiao-king, livre sacré de la piété filiale, publié en chinois avec une traduction française etc., Paris 1889).

daß er sich bisweilen sogar in Lebensgefahr befand. Es war das Dasein eines Heimatlosen: nicht umsonst verglich ihn jemand in jener Zeit mit einem ‚hungrigen Hunde, der die Spur seines Hauses verloren hat'. Überall fand er Ungerechtigkeit in den Lebensverhältnissen, Kämpfe zwischen den Großen und Unterdrückung des Volkes. Nur selten konnte er sich Gehör verschaffen. Zweifelsohne war es nur langjährige, leidensvolle Erfahrung, die ihn veranlaßte, zu sagen, das Schicksal aller redlichen Menschen bestehe darin, daß man sie verhungern lasse, und das aller Weisen, daß man ihrem Leben nachstelle. Erst im Alter von 68 Jahren kehrte er durch Vermittlung eines Schülers, der in Lu eine hohe Stellung bekleidete, in seine Heimat zurück. Hier verbrachte er seine fünf letzten Lebensjahre in geistiger Arbeit, nicht ohne verstimmt und verdüstert zu sein.

Sein Tod ging seinen Schülern sehr nahe. Zum Zeichen der Trauer um ihn siedelten sie sich in der Nähe seines Grabes in Hütten an. Mit dem Tode des Meisters begann auch sein Ansehen immer höher zu wachsen. Der Fürst von Lu, der ihn früher nicht verwenden wollte, zollte ihm unbegrenzte Anerkennung in einer Leichenrede, worin es hieß, mit dem Tode des Meisters sei er selbst ohne Vorbild und der Staat ohne Schutz geblieben. Nahe seinem Grabe ließ der Fürst einen Tempel errichten, um allen Anhängern des Meisters die Möglichkeit zu geben, ihn als das Beispiel echter Tugend und wahrer Weisheit zu verehren. Hier wurden neben seinem Bilde auch seine Werke und verschiedene Reliquien von ihm niedergelegt; seine Schüler versammelten sich zu einer bestimmten Zeit des Jahres um sein Grab; einigemale im Jahre wurden ihm hier Opfer dargebracht. Nachdem seine Lehre im letzten Viertel des dritten Jahrhunderts v. Chr. unter dem Begründer der Dynastie der Tsien in Acht getan ward und die heiligen Bücher verbrannt und viele ihrer Anhänger hingerichtet worden waren, kam der Meister Kung kurz darauf unter der Dynastie der Han zu einem nur noch größeren Ansehen. Man suchte die Tafeln der heiligen Bücher wieder zusammen und wandte ihnen wie einem Heiligtum, das von ruchloser Hand geschändet war, die größte Verehrung zu. Dem Beispiele des ersten Herrschers der Dynastie Han, der zum Grabe des Meisters Kung in religiöser Verehrung pilgerte, folgten seitdem alle anderen Herrscher und ihre hohen Würdenträger, so daß um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. die religiöse Verehrung des Meisters Kung zu einem in allen Staaten Chinas anerkannten Gebrauche wurde. Etwa neun Jahrhunderte darauf gab es schon keine Stadt in China, die nicht einen Tempel zu seinen Ehren gehabt hätte. Unter der mandschurischen Dynastie wurde dem ‚alten Lehrer und vollkommenen Weisen' die höchste Anbetung zuteil, so daß der Kaiser selbst vor seinem Bilde wie vor dem Heiligsten niederkniete, ja Kung gilt nun schlechtweg als ‚der Heilige', als der ‚Lehrer von zehntausend Generationen', als der Meister der Religion Chinas. Bei den Opfern, die ihm im Frühjahr und im Herbst vom Kaiser dargebracht werden, wird er an Tugend dem Himmel gleichgestellt, und seine Lehre wird gepriesen als eine Lehre für alle Zeiten.

Confucius ist für das chinesische Volk die Verkörperung der Weisheit,

der Schöpfer einer maßgebenden Sitte, der Vollender der heiligen Tradition. Er steht im Mittelpunkte des ganzen geistigen Lebens, der religiösen und sittlichen Bestrebungen von zahlreichen Millionen. Er hat den Sitten und Bestrebungen eines ungeheuren Landes ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt. Seine eigene Lebensführung, von der seine Schüler genaue Kunde auf die Nachwelt gebracht haben, wurde für das chinesische Volk, insbesondere für die gebildeten und leitenden Kreise, zu einem mustergültigen Vorbild. Das ganze Verhalten im täglichen Leben, der Umgang im Familienkreise, die Beziehung zu den Mitmenschen, das Benehmen zu Hause und in der Öffentlichkeit, der ganze gute Ton, nicht nur die Denkweise, sondern auch die Lebensweise der gebildeten Klassen in China haben ihren Ursprung in der Lebensweise und in der Denkweise des Meisters Kung. Hat er doch die überkommene Tradition, die in ihm selbst eine so ausgeprägte Gestalt angenommen hat, zum Abschluß und zur unverrückbaren Festigkeit gebracht.

2.

In seinem Charakter und in seiner Lebensauffassung liegt eine feste Gleichmäßigkeit, die an Unbeweglichkeit grenzt. Die klaren und einfachen Linien kommen hier alle in einer mittlern Lebensregion zusammen, in einer Geschlossenheit des Wünschens und Erwartens. In seinem ganzen Charakter liegt Klarheit und edle Gesinnung, kein Feuer, keine impulsive und hinreißende Kraft. In allem, was er tat, dachte und sprach, in der Art, wie er sich bewegte, äußert sich eine weitgehende Umsicht. Sein Sinn für Ordnung ging bis zur Peinlichkeit, und die traditionellen Formen hielt er mit größter Genauigkeit ein. Der Mangel an Ehrerbietung mußte ihm als Mangel an edler Gesinnung gelten.

In seinem ganzen Auftreten gab er bei aller Bestimmtheit und Festigkeit das Beispiel von Bescheidenheit, von maßvoller Zurückhaltung. Den Fürsten gegenüber bezeigte er stets eine Ehrerbietung, die aufs peinlichste mit dem überkommenen Zeremoniell übereinstimmte und doch nichts von Unterwürfigkeit hatte. Er selbst kannte keine Bevorzugung der einen Gesellschaftsklasse vor der andern, aber er wollte, daß die natürlichen Grenzen zwischen den einzelnen Schichten des Volks nicht überschritten würden. Den überkommenen Formen hing er so sehr an, daß, wenn der Fürst ihn besuchte, während er krank im Bette lag, er es für nötig hielt, die Hofkleidung über sich zu legen.

Bei aller Höflichkeit war er aber jeder Verstellung und den glatten Worten tief abgeneigt. Wie er selbst bemerkt, konnte er mit einem Feinde niemals freundlich tun, und wenn er sich ärgerte, den Ärger irgendwie verbergen. Aber stets suchte er, die größte Ruhe zu bewahren und Würde und Selbstbewußtsein mit Milde und Selbstbescheidung zu verbinden. Der edel angelegte Charakter, meinte er, ist an der Ruhe und Gelassenheit zu erkennen, während der gemeine Mensch ganz aus Unruhe und Ungestüm besteht. Durch sein ganzes Auftreten mußte der Meister Kung einen außerordentlichen Eindruck auf jeden machen, der Sinn für das Ungewöhnliche hatte. Nicht so sehr in seinen Worten als in seiner stets würdevollen Beziehung zu alt und jung lag der unauslöschliche Eindruck, den er auf seine Zeitgenossen machte. „Des Meisters

Art, zu bitten — ist sie nicht verschieden von anderer Menschen Art, zu bitten?' — sagte einmal mit liebevollem Stolze einer seiner Jünger.

Im alltäglichen Verkehr war er bei aller Freundlichkeit verschlossen, wie er denn überhaupt im gewöhnlichen Leben keine Redegewandtheit hatte. Wenn er aber etwas Wichtiges und Ernstes darlegte, da bekam seine Rede nicht nur Kraft, sondern auch Fluß. Wenn er von seiner Arbeit ausruhte, konnte seine Freundlichkeit bisweilen an entgegenkommende Leutseligkeit grenzen. Als er einmal vom Hofe zurückkehrte und erfuhr, daß ein ihm gehörender Stall abgebrannt war, richtete er an die Umstehenden die Frage, ob dabei nicht irgend ein Mensch verletzt worden, nicht aber auch, ob das ihm gehörende Vieh umgekommen sei. Wenn er Trauertragende oder Blinde in seiner Nähe sah, so erhob er sich mit Ehrerbietung, als wenn es solche wären, die ein Hofgewand anhätten. Wenn er sich zufällig in der Nähe von jemand befand, der um den Verlust eines Familiengliedes trauerte, so aß er sich an jenem Tage nie satt und erlaubte sich kein Wort der Heiterkeit.

In seiner Lebensweise hing er auch sonst der größten Mäßigkeit an. Daher bemerkt er einmal: ‚Etwas Reis als Nahrung, Wasser als Trank und den gebogenen Arm als Kissen — auch dabei kann man fröhlich sein.' (L. J. VII, 15.)

Jedes Überschreiten des Maßes, sogar in der Richtung der Selbstverleugnung, hielt er für eine törichte Übertreibung, für eine unnütze Herausforderung des Schicksals. Er wollte sich den Gefahren nicht aussetzen und hielt die äußerste Vorsicht nicht nur bei Krankheiten oder im Kriege, sondern auch beim Fasten für geboten.

Für Poesie und Musik hatte er eine besondere Vorliebe. Zu seinem Sohne sagte er: Wer sich mit der Poesie nicht beschäftige, gleiche einem Menschen, der mit dem Gesichte gerade vor der Wand steht. Während er sich einmal drei Monate lang in das Studium der alten Musik vertiefte, vergaß er darüber ‚den Geschmack des Fleisches' und sagte später, er hätte es vordem kaum geglaubt, daß die Musik eine solche Wirkung haben könne. (L. J. XVII, 10, VII, 13. Vgl. Li-ki, lib. II, Sect. I, pars I, 20.) Poesie und Musik brachte er auch in einem Zusammenhang mit der praktischen Erziehung. Das Spielen auf der Laute und den Gesang hielt er für ein wirksames Mittel, das innere Gleichgewicht zu bewahren.

Der Einklang zwischen Wort und Tat war die eigentliche Forderung, die er an sich selbst und an die andern stellte. ‚Worte ernster Ermahnung: wer wird denen nicht zustimmen? Aber worauf es ankommt, das ist Vervollkommnung der Lebensführung. Worte zarter Andeutung: wer wird dies nicht freundlich anhören? Aber worauf es ankommt, das ist ihre Durchführung im Leben. Freundliches Anhören ohne Anwendung, Zustimmung ohne Besserung — was kann ich damit anfangen?' Liegt doch in der Verwechslung der schönen Worte mit den Taten die gefährlichste Selbsttäuschung, die geradezu zur Verunstaltung und Verdrehung der einfachen sittlichen Vorstellungen führen muß. Und ist nicht eine solche Verunstaltung oft noch schlimmer als das Nichtanerkennen der Tugend? Jeder Mensch, dem wir

begegnen, kann für uns der wirksamste Gegenstand der Belehrung sein: die guten Eigenschaften dieses Menschen müssen uns anziehen, und die schlechten Eigenschaften müssen uns abstoßen, und so kann jeder Mensch in seinen Worten und in seinen Taten zum Spiegel für uns werden. Es liegt Lebenserfahrung in dem, was der Meister Kung so einfach ausdrückt: ‚Früher stand ich so zu den Menschen: wenn ich ihre Worte hörte, so glaubte ich an ihre Taten. Jetzt stehe ich so zu den Menschen: ich höre ihre Worte und dann sehe ich nach ihren Taten.' (L. J. V, 9.)

Schon in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre scheint er gefühlt zu haben, daß er zu etwas Großem berufen sei, denn schon damals wollte er über die Grenzen seines engern Heimatlandes hinaus wirken und ‚ein Mann des Nordens, des Südens, des Ostens und des Westens' werden. Stets war er sich der Fähigkeit bewußt, ein Land mustergültig zu regieren. Mit aller Offenheit sprach er es einmal aus: ‚Wenn mich nur jemand verwenden wollte! Nach Verlauf von zwölf Monaten sollte es schon angehen und nach drei Jahren alles in Ordnung sein.' Daher auch sein unwiderstehliches Verlangen nach Betätigung im politischen Leben. Aber auch bei diesem Verlangen suchte er stets seiner reinen Gesinnung treu zu bleiben: eine Stellung bei Usurpatoren der fürstlichen Gewalt annehmen wollte er nicht, denn in jeder Art von Usurpation sah er eine schädigende Wirkung, die sich durch alle Schichten der Bevölkerung weiterziehe. Einigemale war er, wie es scheint, nicht abgeneigt, eine Ausnahme von diesem seinem Grundsatz zu machen, aber jedenfalls nur aus der Überzeugung, unter den gegebenen Verhältnissen wesentlichen Nutzen zu stiften, ohne daß dabei der vollen Reinheit seiner Gesinnung Abbruch geschehen könnte. Einem Jünger, der ihm deswegen Vorstellungen machte, sagte er auch: ‚Heißt es nicht: was wirklich fest ist, mag gerieben werden, ohne daß es abgenutzt wird? Heißt es nicht: was wirklich weiß ist, kann auch in eine dunkle Flüssigkeit getaucht werden, ohne daß es schwarz wird? Wahrlich, bin ich denn ein bitterer Kürbis, den man nur aufhängen kann, aber nicht essen?'

Er war sich bewußt, in den Fußstapfen der großen heiligen Kaiser wie kein anderer zu wandeln, und daß es nach dem letzten dieser Fürsten niemand gegeben habe, der so wie er von der Lebenswahrheit durchdrungen wäre. Dieses Bewußtsein führte ihn auch zu einer Festigkeit und Furchtlosigkeit allen Gefahren gegenüber. Er bemerkt in einem seiner Gespräche: ‚Ist denn die Wahrheit nach dem Tode des Königs Wen nicht mir anvertraut? Wenn der Himmel diese Wahrheit untergehen lassen wollte, so würde sie nicht einem spätgeborenen Sterblichen anvertraut worden sein.' Und wie er selbst überzeugt war, daß der Himmel ihn berufen habe, die Wahrheit zu verkünden, so mußten auch manche, die in seine Nähe kamen, den Eindruck von seiner höheren Berufung bekommen, gleich jenem Grenzwart, der zu den Jüngern Kungs sagte: ‚Die Welt war lange ohne Wort Gottes; nun gebraucht der Himmel euern Meister als Glocke.' Er sah seine Lebensaufgabe darin, das Göttliche, das Tao, rein zu erkennen, der erkannten Wahrheit nachzuleben und sie zu lehren. (Tschung Yung XI.) Der Glaube an die höhere Wahrheit, die er vertrat,

Eugène Carrière/Paul Verlaine



spricht deutlich aus manchem seiner Worte: wer durch wahre Geisteskraft herrsche, meint er, ist wie der Nordstern, der selbst fest an seinem Orte verweilt, während alle anderen Sterne um ihn kreisen. Ein andermal sagte er aus erhebendem Glauben heraus: Wenn der von ihm verkündeten Wahrheit Ausbreitung beschieden sei, so sei es des Himmels Wille, und wenn ihr der Untergang beschieden sei, so sei es ebenfalls des Himmels Wille; gegen den Willen des Himmels könnten die Feinde der Wahrheit doch nichts ausrichten. (L. J. XIV, 38.) Als ein hoher Beamter eines der kleinen Staaten, durch die er mit seinen Schülern wanderte, ihm nach dem Leben trachtete, rief er nach überstandener Gefahr aus: ‚Der Himmel hat den Geist, der in mir ist, erzeugt. Was kann Huan Tui mir antun?'

Der Gegensatz zu den Menschen, in den er durch seine hohen Forderungen geraten mußte, empfand er oft schmerzlich. Verstimmt darüber, daß seine Lehren und Ermahnungen kein Gehör bei den Regierenden fanden, machte er sich Luft seinen Schülern gegenüber: Statt sich an seine Landsleute zu wenden, wäre es für ihn doch besser, zu den Barbarenstämmen zu gehen. Eine solche Verstimmung äußert sich auch in seiner Antwort auf die Frage eines seiner Jünger, ob man einen schönen Edelstein in den Kasten tun und verwahren oder um einen guten Preis feil bieten solle: ‚Biete ihn ja feil. Ich möchte den sehen, der ihn kauft.' Wie schwer ist es auch, nicht unwillig darüber zu werden, daß die Welt die Wahrheit verkennt.

Seinen Beruf sah er darin, den andern die Wahrheit zu zeigen, ihnen unermüdlich das Rechte zu lehren und ihnen mit dem Beispiel möglichst voranzugehen. Als einer seiner Jünger ihm erzählte, ein Fürst habe ihn gebeten, ihm die Persönlichkeit des Meisters zu charakterisieren, bemerkte Kung: ‚Warum hast du ihm nicht gesagt, er ist ein Mensch, der in seinem Eifer um die Wahrheit die Nahrung vergißt und vor Freude am Erkennen alle Sorgen verscheucht und so nicht merkt, daß das Alter herankommt?' Und wirklich war die Freude an der Erkenntnis der Wahrheit und die Kraft, die von dieser Erkenntnis ausging, das Wesentliche in seiner Persönlichkeit. Mit der ihm eigenen Selbstbescheidung sagte er, die intuitive Erkenntnis der Wahrheit sei ihm nicht angeboren, die höchste Stufe, wo die volle Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und Willen liegt, zu erklimmen, sei ihm nicht gegeben. (L. J. VII, 32.) Als Greis wirft er einen Blick auf seinen zurückgelegten Lebensweg: ‚Ich war 15 und mein Wille stand aufs Lernen, mit 30 stand ich fest, mit 40 hatte ich keine Zweifel mehr, mit 50 war mir das Gesetz des Himmels kund, mit 60 war mein Ohr aufgetan, mit 70 konnte ich meines Herzens Wünschen folgen, ohne das Maß zu übertreten.'

In den Tagen, wo die Erkenntnis der Wahrheit in seinem Innern eine hohe Steigerung erreichte, fühlte er sich, trotz aller Verehrung seiner vielen Schüler, ganz vereinsamt. In dem Gefühle völliger Vereinsamung rief er einmal aus: ‚Es gibt keinen, der mich kennt!' Auf die Frage eines seiner Jünger, was dieser Ausruf bedeute, antwortete er: ‚Ich murre nicht wider den Himmel und grolle nicht den Menschen. Ich forsche hier unten, aber ich dringe durch nach oben. Wer mich kennt, das ist der Himmel.'

Die Wirkung, die von ihm ausging, teilte sich seinen Schülern wie eine autoritative Kraft mit: sie standen im Banne seiner Persönlichkeit. Sie verehrten ihn abgöttisch und lasen jedes Wort von ihm wie ein Kleinod auf und deuteten es wie ein tiefes Geheimnis, jede seiner Bewegungen suchten sie nachzuahmen. (Li-ki, lib. II, Sect. I, pars II, 19.) Er galt für sie als die höchste Erscheinung, für weiser als die heiligen Kaiser Yao und Schun, ja als ein Phönix, als die Verkörperung aller Vollkommenheit: alle andern Menschen seien neben ihm wie kleine Hügel neben den hohen Gipfeln, er sei wie die Sonne und der Mond, und wenn jemand der Sonne und dem Mond den Rücken kehren wollte, so könnte ja wahrlich ihnen damit kein Abbruch geschehen; dem Meister an Tugend gleichzukommen, sei ebenso unmöglich, wie zum Himmel emporzusteigen. Einer der ihm am nächsten stehenden Jünger sagte, als man ihn mit dem Meister vergleichen wollte: ‚Meine Mauer reicht nur bis zur Schulterhöhe, man kann leicht darüber wegsehen und das Schöne des Hauses erkennen. Des Meisters Mauer ist viele Klafter hoch. Wer nicht die Türe davon erreicht und hineingeht, der sieht nicht die Schönheit des Ahnentempels und den Reichtum der hundert Beamten. Die aber die Türe davon erreichen, sind wohl wenige.‘

Aus den fernsten Gegenden strömten Schüler zu ihm herbei, und er konnte seine Freude darüber nicht verhehlen. Er wies auch darauf hin, daß er noch niemand seine Belehrung verweigert habe, denn er mache keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Nur wahre Liebe für die Jugend konnte ihm auch den Ausspruch eingeben: ‚Vor der Jugend soll man heilige Scheu empfinden.‘ (L. J. IX, 22.) Stets war er bereit, jedem jungen Menschen, der ein ernstliches Streben hatte, väterlich beizustehen. Nichts aber war ihm so verhaßt, als der Mangel an Ehrfurcht: seine Schüler dazu zu erziehen hielt er für eine der Hauptaufgaben seines Unterrichtes. Auf weit ausholende Erklärungen wollte er sich niemals einlassen. Wer nicht ein durchaus ernstes Streben habe, dem helfe er nicht vorwärts auf dem Wege zur Wahrheit, sagte er; wer nicht selbständig nach dem Ausdruck ringe, dem helfe er nicht, den Ausdruck zu finden.

In dem Umgang mit seinen Schülern mag er von dem Grundsatz ausgegangen sein, den er selbst einmal äußert: ‚Wer über dem Durchschnitt steht, zu dem kann man von den höchsten Dingen reden; wer aber unter dem Durchschnitt steht, zu dem kann man nicht von den höchsten Dingen reden.‘ Sein Lieblingsjünger war Yen Hui, den er dem gewöhnlichen Menschenschlag, welcher ja das Göttliche nicht zu erkennen vermag, als ein Beispiel echter Tugend gegenüberstellt. Von Yen sagte einmal Kung, er sei der einzige unter allen seinen Jüngern, der wirklich der Selbsterkenntnis obgelegen habe: nie habe er Zorn über jemand gezeigt, nie einen Fehler zum zweiten Male begangen, nie stille gestanden; ernsten Auseinandersetzungen habe er mit einem nicht erlahmenden Eifer gelauscht. In der elendsten Hütte konnte Yen wohnen und sich mit etwas Reis und Wasser ernähren und in größter Not noch heiter sein; die Bedürfnislosigkeit war ihm angeboren; was andere trostlos gemacht hätte, machte ihn, wie Kung bemerkt, fröhlich und raubte ihm nie die Herzens-

güte. Die Liebe des Meisters wurde von seinem Jünger vollauf erwidert. Als man dem Leben Kungs nachstellte und Yen ihn mit seinem eigenen Leben schützen wollte, bemerkte ihm nachher der Meister: ‚Ich dachte schon, du seiest umgekommen', worauf dieser: ‚So lange der Meister am Leben ist, wie könnte ich da wagen, zu sterben?' Er muß eine beschauliche Natur gewesen sein: er verstand die Lehren Kungs, ohne es zur Schau zu tragen, am besten; heißt es doch von ihm, er sei wie kein anderer den Forderungen des vom Meister gelehrten Ideals harmonischer Ausbildung nahe gekommen, und er habe die erkannte Wahrheit mit solcher Festigkeit erfaßt, daß er sie nimmer verlieren konnte. (Tschung Yung VIII.) Und ein Mitschüler bemerkt von ihm: ‚Begabt sein und doch noch von Unbegabten lernen; viel haben und doch noch von solchen lernen, die wenig haben; haben, als hätte man nicht, voll sein, als wäre man leer; beleidigt werden, und nicht streiten: einst hatte ich einen Freund, der in allen Dingen so handelte.' Daher sagte auch einmal Kung zu ihm: ‚Öffentlich wirken, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, im Verborgenen leben, wenn das Wirken unmöglich gemacht wird, nur ich und du verstehen das.' (L. J. VII, 10.) Der frühzeitige Tod dieses Jüngers ging Kung so nahe, daß er sich kaum darüber trösten konnte: es war für ihn der schwerste Schicksalsschlag, und als einer der Schüler meinte, er gebe sich zu sehr dem Schmerze hin, rief er aus: ‚Wenn ich um ihn nicht bitterlich weinte, um wen sollte ich es denn tun?'

Alle seine andern Jünger, selbst die fähigsten und eifrigsten, standen ihm doch keineswegs so nahe wie der in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre hingeraffte Yen. Ein Ausspruch Kungs, worin der Gegensatz des wesentlichen Inhalts seiner Lehre zu dem Auffassungsvermögen seiner vielen Schüler so deutlich hervortritt, behält seine Gültigkeit für alle Zeiten: ‚Manche können mit uns gemeinsam lernen, aber nicht gemeinsam mit uns die Wahrheit erreichen. Manche können mit uns gemeinsam die Wahrheit erreichen, aber nicht gemeinsam mit uns sich festigen. Manche können gemeinsam mit uns sich festigen, aber nicht gemeinsam mit uns das Gewicht der Ereignisse erfassen.'

3.

Als ein Jünger einmal den Meister Kung über die Beziehung des Menschen zu der höheren Welt der Geister fragte, erhielt er zur Antwort: wie solle man auch den Geistern dienen, so lange man noch den Menschen nicht dienen kann; wie solle man auch wissen, was der Tod ist, so lange man noch nicht das Leben erkannt hat. Die Lehre Kungs bewegt sich ganz im Kreise praktischer Sittlichkeit. Er redet zwar bisweilen vom Himmel, aber doch nur mit einer rein praktischen Beziehung auf die Moral: Die Aufgabe des Menschen ist, den Forderungen des sittlichen Ideals nachzuleben. Die himmlische Tugend steht im Gesichtskreise Kungs nicht als eine Geisteskraft, die den Menschen aus den Widersprüchen des Lebens auf die höchste Höhe erhebt, sondern als eine Kraft, die aus der Mitte des Lebens kommt und den Menschen zu der unwandelbaren Mitte wieder hinführen soll.

Seine Vorstellung von dem Unvergänglichen gegenüber dem Vergänglichen

nimmt keine persönliche, fest umrissene Gestalt an. Die höhere Macht, von der er, meistens stillschweigend, in seiner Lehre von der Bestimmung des Menschen ausgeht, nennt er Himmel und bemerkt: ‚Wer gegen den Himmel sündigt, hat niemand, zu dem er beten kann.‘ Stets schwebt ihm die harmonische Ausgleichung aller Kräfte des Menschen vor: auch seine Innigkeit will das Maß einhalten und ordnet sich daher der Vernunft unter. Die göttliche Höhe ist für Kung die ausgleichende Mitte, der immer näher zu kommen die Aufgabe der edelgesinnten Menschen ist, wenn auch unser Streben niemals mit dieser unwandelbaren harmonischen Mitte eins werden kann. Wiewohl ohne hinreißenden Schwung, entspringt Kungs sittliches Ideal doch aus einer höheren und reinen Sphäre: wiewohl auf das Praktische gerichtet, hat es doch nichts mit dem Nützlichen gemein. Kung will das Gute des Guten wegen und kennt keine Vermengung des Höhern mit dem Niedern, des Edeln mit der Gewöhnlichkeit.

Treue und Menschenliebe — das sei des Meisters ganze Lehre, sagt ein Jünger Kungs, der neben Yen Hui als der gilt, welcher die Worte des Meisters am besten verstand. Von dem, was über den Gesichtskreis des Menschen hinausstrebt, wollte Kung nicht reden: es ist, als wenn sein Herz nicht voll davon gewesen wäre. Er hielt sich an die Schranken der menschlichen Wirklichkeit, denn sein Wille und sein Denken waren noch zu sehr mit dem sittlichen Gesetze verbunden: legt er doch das ganze Gewicht seiner Lebensauffassung auf das Moralische, auf die sichtbaren Folgen, nicht auf das Geheimnis des Daseins. Er eröffnet keine Aussichten ins Unendliche; er gibt nur Einsichten in die sittlichen Aufgaben der Menschheit.

Auf die Frage eines seiner Schüler, ob man den Menschen, der die Macht hätte, durch reiche Gnade die Menschheit zu beglücken, in ausreichender Weise mit dem Namen ‚sittlich‘ bezeichnen könne, gab er zwar die Antwort: ‚Sittlich ist nicht das geeignete Wort in Hinsicht auf so einen Menschen. Göttlich müßte er heißen. Selbst Yao und Schun konnten dieses Ideal nicht erreichen.‘ Und ein andermal bemerkt er, der wahrhaft sittliche Mensch strebe nicht danach, sein Leben auf Kosten seiner Überzeugungen zu erhalten: habe es doch schon solche gegeben, die in den Tod gingen, nur um dadurch ihre Sittlichkeit zu vollenden. Aber die höchste Freiheit steht nicht im Kreise seiner Lehren. Seine geistige Persönlichkeit läßt kein Feuer und keine heroische Begeisterung zu. Er trägt zu wenig Geheimnis in seinem eigenen Innern, um in unergründlicher Weise eine erhabene Welt neben dieser aufzubauen. Er hatte wohl die Vorstellung von etwas noch Höherem, als was er selbst in sich verkörperte, aber er lehrte dieses Höhere nicht, weil es nicht in unzertrennlicher Verbindung mit ihm stand.

In der Atmosphäre seiner Lehren herrscht eine ruhige Helligkeit: Weder ist darin das Dunkel der Tiefe, noch auch ein unversiegbarer Quell schöpferischen Leuchtens. Er belehrt mehr, als er begeistert, er beruhigt mehr, als er belebt. Im Gleichgewicht zwischen seiner Vernunft und seinem Willen liegt das Rätsel seiner Persönlichkeit. In dieser maßvollen Art des Denkens und des Willens, in der Klarheit, womit er das Lebensziel erfaßt und umgrenzt, äußert sich eine seltene Kraft. Seine Weisheit würde ihrer Eigentümlichkeit

ermangeln, wenn sie ein individuelleres Gepräge oder eine größere Wärme hätte. Sie trifft gerade den Punkt der mittleren Sphäre, wo für ihn alle Linien der Lebenswirklichkeit zusammenkommen. Sie ist durch und durch sozial, ohne jedoch das Individuelle ganz zu vernachlässigen: sie hat sogar den einzelnen Menschen zum Ausgangspunkt, und doch verharrt sie nicht bei der individuellen Seele. Man bekommt unwillkürlich den Eindruck, daß die Tugenden hier in ihrem Wachstum nicht über ein gewisses Maß hinausragen können: weder stehen sie im Zusammenhange mit tiefen Lebenskämpfen, noch sind sie ein Gegengewicht zu erschütternden Leidenschaften. Es ist als wenn hier die Tugenden sich an Menschen wendeten, deren Inneres keinen Wechsel der Jahreszeiten kennt.

Das Leben auf Erden faßt Kung in einer gewissen Ausgleichung zwischen Selbsterhaltungstrieb und Uneigennützigkeit auf, in einer Ebnung der Widersprüche, als wenn diese leicht zurücktreten könnten, weil sie ebenso leicht hervorgetreten sind. In seiner Auffassung der Tugend kennt er freilich keine Grenze, an der man stehen bleiben soll. Als ein Jünger sich einmal beklagte, er fühle nicht die Kraft in sich, den Lehren des Meisters, denen er aufrichtig anhänge, auch nachzuleben, sagte Kung, er begreife wohl, daß man nur einen Teil des Weges mit ihm gehe, wenn die Kraft nicht ausreiche, aber im voraus dürfe man sich ja keine Schranke setzen. Das Ideal der Tugend bringt er aber stets in einen unzertrennlichen Zusammenhang mit der Tradition des chinesischen Lebens. Er legt ein sehr großes Gewicht auf die äußere Form, auf das überkommene Ritual, als wenn er die Überzeugung hätte, erst die Form in der Sitte könne die Menschen zur Sitte führen und sie darin befestigen: Formen, meint er, sind durchaus notwendig, weil sie den Halt für das Innere abgeben, obwohl sie nur dann einen Wert haben, wenn sie der aufrichtige Ausdruck des Innern sind. So sagte er zu einem Jünger, der das Opferschaf bei der Verkündigung des neuen Mondes abgeschafft wissen wollte: ‚Mein Lieber, dir ist es um das Schaf, mir aber um den Brauch leid.'

Aus Anhänglichkeit an die traditionellen Formen des alten China erfüllte er peinlich die äußeren Gebräuche. Allen Neuerungen war er tief abgeneigt. ‚Wenn man heutzutage im Dienste seines Fürsten die ihm gebührende Ehrerbietung erweist, so gilt es bei den Leuten für Schmeichelei', bemerkt er einmal über das Einhalten der alten Formen. Aber das bloße äußerliche Beten billigte er ebensowenig wie den Aberglauben. Von seinen Schülern verlangte er den vollen Einklang zwischen Tat und Wort, zwischen Sein und Schein: ‚Hervorragende Stellung ohne Großartigkeit, Religionsübung ohne Ehrfurcht, Beerdigungsgebräuche ohne Herzenstrauer: solche Zustände kann ich nicht ansehen.' (L. J. II, 26, VII, 34.) Tugend heißt für ihn Unverrückbarkeit. Jede neue Generation hat nur das zu erfüllen, was die vorhergegangene Generation ihr an Geboten und Lehren der Vorfahren zurückläßt. Das menschliche Leben bewegt sich um bestimmte sittliche Gesetze, die bereits in den ältesten Zeiten festgestellt sind. Das Neue kann nur eine Verschlechterung sein, wenn es diesen überkommenen sittlichen Gesetzen irgendwie wider-

streben will. Die sittlichen Forderungen der uralten Tradition können durch nichts übertroffen, geschweige denn ersetzt werden. Wer wird auch so anmaßend sein, zu behaupten, wir seien weiser als der Kaiser Yao, diese Verkörperung alles Edeln, dieser Diener des Himmels, wir seien besser als sein Nachfolger Schun, dem die Tugend über alles ging, und verständnisvoller als der Kaiser Wen, der weise Begründer der Tscheu-Dynastie? Sind diese Verkünder und Erfüller der Gebote des Himmels nicht unerreichbare Muster wahrer Größe? Was wir können und sollen, das ist: unsern Blick zu diesen hehren Gestalten, zu ihren Taten und Lehren richten. Mit ihrem leuchtenden Beispiel haben sie ein für allemal gezeigt, was unsere Bestimmung und unser geistiges Wohl ist, was wir zu tun und was wir zu meiden haben. Die Vollendung liegt nicht vor uns, sondern weit hinter uns. Was die Spätgeborenen denken und sagen können, nimmt sich doch daneben nur wie ein Schatten aus.

Der Meister Kung selber tritt nur im Namen dieser weitab liegenden Vergangenheit auf. Er würde es für eine unverzeihliche Sünde gegen den Geist der heiligen Tradition gehalten haben, als Schöpfer einer eigenen Ansicht vom Leben aufzutreten und diese seinen Mitmenschen als etwas ganz Neues hinzustellen. Der Abfall von der alten Tradition mußte ihm vielmehr als der Abfall von der unerschütterlichen Wahrheit vorkommen. Seine Mission sah er daher nur darin, die alte Weisheit wieder zu beleben, sie auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen und in den Mittelpunkt des Lebens zu rücken.

4.

Die Vernunft ist für den Meister Kung göttlichen Ursprungs, das Erste und Letzte im Leben. Sie kann wohl durch die sinnliche Natur eine Zeitlang verwirrt, bisweilen sogar mit undurchdringlichem Dunkel umgeben werden, aber sie kann nicht verloren gehen: die Einsicht bringt sie immer wieder zu ihrem Rechte und führt den Menschen auf den geraden Weg. Der Tugendhafte ist der Einsichtsvolle, und der Einsichtsvolle kann gar nicht anders als tugendhaft sein. Nur die Einsicht ist fähig, den Einklang zwischen Vernunft und Willen zu bewirken. Die Einsicht führt uns zur Menschenliebe, und diese fordert die Erfüllung aller sittlichen Pflichten.

Ohne Tugend, ohne Festigkeit und Beharrlichkeit in der Tugend sind Ruhe und Frieden nicht denkbar. Ohne Tugend ist im Grunde auch keine klare Erkenntnis möglich, aber auch die Tugend ist ohne Erkenntnis nicht denkbar. Das Laster kommt von einem Mangel an Einsicht. Es ist, als wenn Kung glaubte, die Erkenntnis allein reiche hin, den Willen des Menschen lauter und gut zu machen. Der höchsten Tugend, die der Quell aller einzelnen Tugenden ist, auf den Grund zu kommen, sind wir zwar nicht fähig, wohl aber hat jeder die Fähigkeit, ihr nachzustreben. ‚Ist denn Sittlichkeit etwas so Fernliegendes? Ich brauche nur den Wunsch zu haben, sittlich zu sein, und siehe, die Sittlichkeit ist schon da,‘ lautet einer seiner Aussprüche. Sittlich sein heißt daher für ihn nichts anderes, als von den Geboten der Vernunft nicht abweichen. Das Laster ist nur eine Verwirrung und Trübung des vernünftigen Teiles im Menschen: die Vernunft allein kann uns ja unsere ganze Bestimmung

beleuchten und uns die Pflichten gegen uns selbst, gegen unsere Zeitgenossen und gegen unsere Nachkommenschaft lehren. Die Tugend ist durchaus lehrbar, wenn auch nicht jeder eine hohe Stufe darin erklimmen kann.

Wer das Leben wirklich erkennt, muß notwendig zur Tugend gelangen, denn er kann sich dann nicht mehr vom Scheine täuschen lassen und unlauter und unwahr sein; seine Wünsche sind dann ebenso rein wie seine Gedanken, da ja reines Denken und reines Wollen aufs engste zusammenhängen, und die Vervollkommnung des Erkennens für Kung schon die Vervollkommnung des Willens bedeutet. Das Streben nach Tugend ist den Menschen angeboren und ebenso unerläßlich wie das Atmen. ‚Sittlichkeit ist noch mehr für die Menschen als Wasser und Feuer: Ins Feuer und Wasser habe ich schon Menschen treten sehen und daran sterben; noch nie habe ich einen gesehen, der in die Sittlichkeit trat und daran starb.' Da im sittlichen Handeln die eigentliche Bestimmung des Menschen liegt, so wäre es auch unbegreiflich, daß der Mensch, das vernunftbegabte Wesen, wenn die Erkenntnis darüber in ihm aufdämmerte, sie nicht mindestens mit der gleichen Sicherheit und Beharrlichkeit betätigte, womit der Vogel seine Bestimmung erfüllt.

Die Lebensauffassung Kungs erhebt sich auf der Grundlage des uneingeschränkten Optimismus. Er verlangt von den Menschen die Erfüllung der Pflichten, weil darin ihr Glück bestehe, und ebenso wie er in der Übung der Pflichten die unerläßliche Bedingung des Glückes sieht, so sieht er auch in der Übung der Künste einen Quell von Freuden. Das Gleichgewicht der Kräfte war in seinen Augen die notwendigste Bedingung zur Erlangung eines höheren Grades von Vollkommenheit; das war auch das Maß, von dem er sich bei der Beurteilung eines Menschen leiten ließ. Nicht die Selbstüberwindung in der Richtung nach der unendlichen Höhe, sondern die Selbstbeherrschung in der Richtung nach der ausgleichenden Mitte schwebte ihm als die idealste Forderung des Geistes vor. In der Selbstbeherrschung sah er den Ausdruck der Vollkommenheit.

Hinter den praktischen Forderungen steht bei ihm stets das Ideal höherer Vollkommenheit — der verborgene Quell, aus dem alle sichtbaren Tugenden herrühren, die uns innerlich erleuchtende himmlische Tugend, aus der alle Erkenntnis der Wahrheit kommt. (Tschung Yung IX.) Aber nicht die überströmende Fülle, nicht der Enthusiasmus, sondern die Leidenschaftslosigkeit und Abgemessenheit preist er als die höchste Kraft; weder zu viel noch zu wenig — das ist sein eigentlicher Wahlspruch. Charakterkraft und Ebenmaß sind für ihn geradezu das selbe. — Wie man von einem Gedanken verlangt, daß der Inhalt und der Ausdruck darin in vollkommenem Einklang miteinander stehen, so sollten wir auch den gleichen harmonischen Einklang vom Leben verlangen: ‚Bei wem der Gehalt die Form überwiegt, der ist ungeschlacht; bei wem die Form den Gehalt überwiegt, der ist ein Schreiber. Bei wem Form und Gehalt gleichgewichtig miteinander verbunden sind, der ist ein edler Charakter.' Das Maß sollten wir sogar bei der Menschenliebe, geschweige denn in unseren Abneigungen einzuhalten suchen: ‚Wo alle hassen, da muß man prüfen; wo alle lieben, da muß man prüfen.' In diesem Glauben an die Harmonie

der inneren Kräfte, in diesem Nichtbeachten der tiefwurzelnden Widersprüche der menschlichen Natur äußert sich der ganze verstandesmäßige Optimismus Kungs: ist doch der Mensch für ihn von Natur aus gut und könnte die höchste Stufe des Guten erklimmen, sobald er die Sinne durch Erkenntnis und die Leidenschaften durch Selbsterziehung beherrschte. ‚Wenn einer einen Tag lang seine ganze Kraft an das Sittliche setzen will: ich habe noch keinen gesehen, dessen Kraft dazu nicht ausreichte.'

Notwendig muß diese optimistische Lebensansicht hie und da in einen Widerspruch mit sich selbst geraten, sobald sie mit der wirklichen Natur des Menschen zusammenstößt. Nicht selten führt der Meister Kung doch Klage, daß es niemand gebe, der wahrhaft sittlich genannt werden könnte, der sich selbst prüfte und Einsicht in seine eigenen Mängel hätte. Ja, er ruft einmal sogar aus: ‚Ich habe noch niemand gesehen, der das Sittliche liebt und das Unsittliche haßt.' Da er das Hauptgewicht der Tugend auf die Motive der Handlungen legt, so deckt sich sein Ideal vom Edelsinn sehr wenig mit dem, was er in der Wirklichkeit sieht. Das Gleichmaß, das er fordert, entbehrt nicht der Innerlichkeit: ‚Der Sittliche setzt die Schwierigkeit voran und den Lohn hintan — das kann man vollkommene Tugend nennen.' Der Mensch soll mit der Verbesserung seiner eigenen Mängel beginnen, vor allem ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl haben, mit sich selbst und mit den andern gewissenhaft sein aus innerstem Pflichtgefühl, nicht aus irgendwelcher äußeren Rücksicht; selbst den Barbaren gegenüber, wiewohl sie nichts von Sittlichkeit wissen, wird der wahrhaft edle Mensch die Sittlichkeit betätigen, nur der Sittlichkeit selbst wegen. Die Merkmale des sittlichen Menschen sind Treue in der Durchführung dessen, was ihm das Pflichtgefühl gebietet, Selbstbescheidung in allen seinen Äußerungen und feines Taktgefühl in allen seinen Handlungen. Während der gemeine Mensch auf Gewinn und Eigennutz ausgeht, läßt sich der edle Mensch nur von der Pflicht leiten, da er mit ihr verwachsen ist. Nur der sittliche Mensch ist auch der überlegene, höhere Mensch; nie kann ein solcher die Verantwortung für etwas, das ihm mißlungen ist, auf die andern schieben. Der edle Mensch ist wie der Bogenschütze, der, wenn er das Ziel verfehlt hat, zurückkehrt und den Fehler in sich selbst sucht (Tschung Yung XIV, 5).

Beim wahrhaft sittlichen Menschen ist die Tat mehr als seine Worte; nur wer nicht erfahren hat, was sittliches Handeln bedeutet, kann leicht über Sittlichkeit reden. ‚Der Sittliche ist langsam in seinen Worten. Wer beim Handeln die Schwierigkeiten sieht, kann der in seinen Worten anders als langsam sein?' Und auch daran ist der edle Mensch zu erkennen, daß er Ehrfurcht vor dem himmlischen Willen, vor großen Menschen und vor den Worten aus der Vorzeit hat, während der gemeine Mensch diese Scheu vor dem höheren Willen nicht kennt, frech gegen große Menschen ist und die Worte der Vorzeit verspottet. Das Bewußtsein, stets die Pflicht zu erfüllen, muß einen inneren Zustand mit sich bringen, wo keine Furcht und keine Trauer möglich sind; woher sollen dann auch Trauer und Furcht kommen, da wir doch wissen, daß wir nichts Schlechtes getan haben. Der Mut des sittlichen

Z.K.

Eugène Carrière/Mutter und Kind



Menschen ist nicht mehr der Mut des Menschen, der keine Furcht vor gezückten Schwertern hat; während der Sittliche notwendigerweise mutig ist, ist der Mutige doch nicht notwendigerweise sittlich. Vor drei Dingen nimmt sich aber der sittliche Mensch besonders in Acht: in seiner Jugend — vor der Sinnlichkeit, in seinem Mannesalter — vor der Streitsucht, in seinem vorgerückten Alter — vor dem Geiz.

Das Ideal der Sittlichkeit steht bei Kung unzertrennlich in Verbindung mit seinem Ideale der Lebensweisheit: Tugend und Weisheit sind weit mehr als alles Wissen und alle Tätigkeit. Das Wissen vergleicht er einmal mit dem fließenden und sich verändernden Wasser, die Tugend und Frömmigkeit mit den unbeweglichen, hoch emporragenden Bergen. Die wahre Frömmigkeit, die auf rechter Erkenntnis beruht, ist weit mehr als praktisches Wissen, denn sie zeigt dem Menschen ein höheres Ziel; sie allein veredelt den Menschen, sie allein hat die Fähigkeit, ihm zu zeigen, was Maß und Mitte ist. Der Edle überschreitet nie die maßvolle Mitte; im Einhalten der Mitte liegt seine eigentliche Lebenskunst, seine Gabe, die Pforte des Lebens zu finden: erfordern doch selbst die besten Eigenschaften des Menschen das Einhalten des Maßes, denn sonst müssen sie ausarten, und die Ehrerbietung kann dann zur Kriecherei, der Mut zur Auflehnung, die Vorsicht zur Furchtsamkeit, die Aufrichtigkeit zur Grobheit werden. Auf einer höheren Stufe angelangt, wird die Tugend zur Weisheit: Weisheit ist gesteigerte Tugend, die volle Durchführung der Tugend im Leben; sie ist nicht nur Pflichttreue, sondern vielmehr ein ehrfurchtsvolles Sichbeugen vor den höheren Lebensmächten und die Einsicht in den Abstand zwischen ihnen und dem Menschen.

Weisheit ist der innere Zustand, worin der Mensch ganz ausgesöhnt mit seinem Schicksal ist, worin ihm weder der Tadel noch die Gunst der Menschen nahe gehen kann. Der Weise ist durch und durch uneigennützig in seinem Denken und Handeln und kennt kein Schwanken zwischen Schlecht und Gut. Die Selbsterkenntnis und die Selbstbeherrschung schärfen seinen Blick für die Außenwelt und für die innere Welt. Er wirkt unter den Menschen, nicht in der Einsamkeit. Was in uns Groll über unsere Mitmenschen hervorruft und uns aus der Welt fliehen läßt, kann nicht Weisheit sein: die wahre Tugend verlangt nach Gemeinschaft und kann auch nicht ohne Widerhall bleiben. Leben kann nichts anderes heißen als die höhere Wahrheit erkennen; wer sie erkannt hat, hat nicht umsonst gelebt, oder, wie der Meister Kung sich ausdrückt: ‚In der Frühe die Wahrheit vernehmen und des Abends sterben — das ist nicht schlimm.‘

5.

Auf die Frage eines Jüngers, ob es ein Wort gebe, nach dem man das ganze Leben einrichten könne, antwortete Kung: ‚Die Nächstenliebe. Was du selbst nicht wünschest, tue nicht den andern.‘ Und ein andermal sagte er, der ganze Inhalt des Liederbuches lasse sich zusammenfassen in dem einen Worte: Nichts Arges denken. Das Wichtigste ist doch die richtige Erfassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch. Was hilft uns alle Theorie, wenn ihr das Beispiel nicht entspricht? Wie sollte man auch auf das Volk wirken, um

es zu heben und zu vervollkommnen, solange man selbst nicht besser und vollkommener ist als die andern? Erst wenn man tiefere Einsichten gewonnen hat und ihnen gemäß handelt, kann man auch dem Volke richtige Vorstellungen vom Leben, von der Gerechtigkeit und vom Frieden beibringen. Durch die einzelnen tugendhaften Menschen spricht der Himmel seine Forderungen aus; durch sie, die kein anderes Bestreben haben, als sich zu vervollkommnen, wird auch die Gesellschaft tugendhafter und, da die Tugend zum Glücke führen muß, zugleich glücklicher. Wer die Menschen vervollkommnen will, ohne sich selbst vervollkommnet zu haben, geht Luftbildern nach, denn er macht das Letzte zum Ersten und das Erste zum Letzten. Man muß vom kleinern Kreise ausgehen, um den größern und immer größern zu erfassen.

Wohlwollen und Treue in allen Beziehungen zu den Mitmenschen, pietätvolle Liebe der Kinder für die Eltern, wahre Ehrerbietung gegen das Oberhaupt des Staates, religiöse Verehrung für die Ahnen — das sind die Hauptforderungen der praktischen Sittlichkeit. Pietät ist die eigentliche Grundlage aller Bildung. Ist doch Pietät die Wurzel, aus der alle praktischen Tugenden hervorwachsen, auch die Tugenden im Leben des Staates (Ta Hio I, 7, IX, 1). Würden wir bei allem, was wir den andern tun wollen, uns stets befragen, ob wir wollten, daß der andere das Gleiche uns tue, dann könnte es weder im kleinen Kreise noch im öffentlichen Leben irgend eine Ursache zu Zwistigkeiten geben. Nichts ist so geeignet, Reibungen zwischen Mensch und Mensch und Unfrieden im Leben zu stiften wie der Mangel an Takt und Feingefühl. Das Feingefühl dürfen wir sogar unsittlichen Menschen gegenüber niemals verleugnen, wenn wir auf sie einwirken wollen: ‚Wenn ein Mensch nicht sittlich ist, und man haßt ihn zu sehr, so macht er Aufruhr.' Es ist gar nicht möglich, daß man durch feines und würdevolles Benehmen, durch das Beispiel von Güte und Herzlichkeit nicht wohltätig auf die Menschen wirke. Herzlichkeit und Feingefühl sind die unerläßlichen Bedingungen des Einvernehmens zwischen den Menschen, von der untersten Stufe bis zur höchsten: durch Würde könne man alle Mißachtung entfernen, durch Weitherzigkeit die Menschen gewinnen, durch Wahrhaftigkeit ihr Vertrauen, durch Eifer den Erfolg, durch Güte könne man die Menschen richtig verwenden. (L. J. XVII, 6.)

Die Familie ist der Kern der ganzen Gesellschaft, der Boden, auf dem wahre Rücksicht und Ehrfurcht hervorkeimen. Nur der tugendhafte Mensch kann die Familie leiten und sie erziehen. Jede Regellosigkeit im Charakter des Familienvaters muß ja ein schlechtes Beispiel den Familiengliedern geben. Viele maßen sich an, den Staat zu regieren, und doch können sie ihre eigene Familie nicht leiten und ihre eigenen Kinder nicht erziehen. Dem Familienvater sind die Familienglieder unbedingten Gehorsam und uneingeschränkte Verehrung schuldig; die Kinder müssen nicht nur zu Lebzeiten des Vaters seinen Willen in allem befolgen, sondern auch nach seinem Tode so handeln, als wenn er noch zugegen wäre. Die Pflichten der Kinder dem Oberhaupte der Familie gegenüber dulden keine Ausnahme; sie sind in unverrückbarer Weise vorgeschrieben. Aber nicht nur äußerlich sollen die Pflichten erfüllt werden: die Ernährung der Eltern ist kein Verdienst, da ja auch Haustiere ernährt

werden, nur die innerste Pietät kann der Ausdruck einer richtigen Beziehung zwischen Eltern und Kindern sein. Diese Pietät steht für Kung sogar höher als die Rechtschaffenheit; deshalb geht er so weit, zu fordern, daß der Sohn auch die Vergehen des Vaters stets verberge (L. J. XIII, 18). — Die Pietät des Sohnes gegen seine Eltern und der jüngeren Geschwister gegen ihre ältern Geschwister ist die Grundlage und das Muster aller Beziehungen im Leben des Staates: Jeder soll in der ihm angewiesenen Sphäre seine Pflichten gegen die unter ihm Stehenden erfüllen und Ehrerbietung gegen die über ihm Stehenden bezeigen. Wie die Kinder ihren Eltern Gehorsam schuldig sind, diese aber dafür ihnen mit Liebe erwidern müssen, so sind auch die Untergebenen ihren Vorgesetzten Ehrerbietung schuldig und die Vorgesetzten gegen die Untergebenen zu Wohlwollen, Milde und feinem Benehmen verpflichtet.

Auf die Frage, wie man dem Fürsten dienen solle, hat Kung die Antwort: ‚ihn nicht täuschen, zugleich auch ihm widerstehen', d. h. alle vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, aber zugleich ihm den Spiegel seiner Pflichten und das Beispiel der heiligen Kaiser vorhalten. Der Kaiser soll der Vertreter der vom Himmel ausgehenden Tugend, der ‚Sohn des Himmels', der Vater seiner Untergebenen sein, für die er die gleiche Liebe empfinden muß wie der Familienvater für seine Familienglieder; wie das Oberhaupt der Familie mit seinem Beispiel wirkt, so muß auch das Oberhaupt des Staates mit dem Beispiel seiner Tugend und seiner Einsicht, seiner edeln Gesinnung und seines Mitgefühls für die Schwächern wirken. Er muß stets seiner innern Verantwortung und der ihm gestellten Aufgabe eingedenk sein; soll doch der heilige Kaiser Yao gesagt haben, der Hunger des Volks sei die eigne Schuld des Kaisers, und auch die Laster des Volks seien seine eigne Schuld. Es ist auch gar nicht möglich, daß einer rechtschaffenen und tüchtigen Regierung nicht die Liebe des Volks zuteil würde. Der König muß darauf bedacht sein, sich nur tugendhafter Menschen zu bedienen, denn nur solche können die Wohlfahrt des Volks fördern; bedient er sich aber schlechter und sittenloser Menschen, so untergräbt er seine eigenen Wurzeln, und die Strafe dafür kann nicht ausbleiben. Durch nichts erwirbt man sich die Liebe des Volkes so sehr wie durch die Liebe zum Volke; in der Liebe des Königs für das Volk äußert sich nur seine Liebe zum Himmel. Erfüllt er nicht die Aufgabe, die ihm vom Himmel gestellt ist, so wird er vom Himmel verstoßen, und seine Untugenden müssen sich notwendig an ihm und an seinen Nachkommen rächen. Der König muß Achtung vor dem Volke und vor dem Willen des Volks haben, aber auch nicht vergessen, daß man das Volk wohl zu einem richtigen Handeln erziehen, nicht aber auch die Einsicht ihm beibringen könne, warum es sittlich handeln solle. (L. J. VIII, 9.) Die Erziehung des Volkes ist aber nicht möglich ohne die Hebung des Wohlstandes im Volke. Kann denn ein Volk, das nicht gebildet ist, überhaupt ein Volk genannt werden? Heißt nicht, ein solches Volk in den Krieg führen, es dem Untergange weihen?

Nicht durch Strafen und Erlasse allein, sondern vorwiegend durch die Hebung des Gewissens, durch die Weckung des Gefühls der Verantwortlichkeit kann die Tugend eines Volkes gehoben werden, und da müssen die Regierenden

mit ihrem Beispiele vorangehen. Ein Fürst, der nicht selbst durchaus gerecht und human ist, kann auch keine Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit von den andern verlangen, denn es hat noch nie einen Menschen gegeben, der fähig gewesen wäre, die andern auf den rechten Weg zu leiten, ohne selbst den rechten Weg zu wandeln. (Ta Hio IX, 4.) Und was hilft auch einem Fürsten alle Begabung, wenn er dabei hochmütig und eigennützig ist?

Wo nicht wahre Gerechtigkeit und Humanität in der Verwaltung der Ämter und in der ganzen Gestaltung des Staates herrscht, dort ist früher oder später innerer Verfall unvermeidlich, denn wo nicht die Rechtschaffenen zur Geltung kommen und erhoben werden, damit sie ‚auf die Verdrehten drücken', dort müssen ja diese zur Macht gelangen und dann alle Ordnung verdrehen. Nur durch den vollen Einklang zwischen dem Volke und der Regierung kann wahre Ordnung und das Gedeihen des Volkes zustande kommen: ‚Wenn in einem Lande Ordnung herrscht, so ist Armut und Niedrigkeit eine Schande; wenn in einem Lande Unordnung herrscht, dann ist Reichtum und Ansehen eine Schande.' (L. J. VIII, 13.) Erst wenn Tugend da ist, hat der Reichtum der Gesellschaft einen Wert.

Die Zusammengehörigkeit der Menschen, trotz der Verschiedenheit der Klassen, denen sie angehören, muß eine solche sein, daß die Menschen füreinander stets das Gefühl voller Achtung haben; auch dem geringsten Manne aus dem Volke muß man Achtung erweisen, ‚wie beim Empfange eines geehrten Gastes.' Die Beispiele der heiligen Kaiser sollen dabei allen Regierenden vorschweben. Wichen doch die heiligen Kaiser in ihrem eigenen Leben niemals von dem Wege der Tugend ab; da sie diese in ihrer Familie betätigten, so konnten sie auch im Leben des Staates soviel Ruhmvolles leisten; sie wußten, daß, wenn man das Land richtig regieren will, man bei sich selbst beginnen, sich selbst läutern, sein eigenes Herz erforschen und veredeln muß. Die Kunst, einen Staat zu leiten, soll einer dieser ehrwürdigen Kaiser gesagt haben, ist nichts anderes, als die Kunst, eine Familie zu leiten: wer wahre Tugend erworben habe, der könne ein ganzes Land mit Leichtigkeit regieren. Die Staatsraison muß dem Meister Kung als eine Vernichtung der höheren Lebensziele erscheinen: Staat und höchste Sittlichkeit sind für ihn dasselbe; der Mensch ist ohne den Staat nicht denkbar, weil er ohne die Familie und ohne die Moral nicht denkbar ist.

6.

Für die Tradition beansprucht Kung unbedingte Ehrfurcht von allen Schichten der Bevölkerung, vom Kaiser und seinen Ministern an bis zum letzten Handwerker. Da der erfahrene Mensch immer der vernünftigere ist, weshalb ja auch die Kinder ihren Eltern und die Schüler ihren Lehrern uneingeschränkte Verehrung zollen müssen, so hat das Alter schon durch seine Erfahrung die meisten Vorrechte. Vor der Tradition sind alle einander gleich, und das Verdienst kann nur in der Anerkennung und Befolgung der Tradition liegen. Da die Gelehrsamkeit die Erfahrung ersetzen kann, so hat die Klasse der Gelehrten, der Mandarine, notwendig Vorrechte vor allen andern Schichten der Bevölkerung; die Gelehrsamkeit kann nur auf der gründ-

lichen Kenntnis der Überlieferung beruhen: stellte doch auch der Meister Kung alle seine Lehren nur als die Frucht seiner Kenntnis der alten Tradition hin.

Das ganze Streben und Denken Kungs ging nie über die geschichtliche Wirklichkeit hinaus. Nichts war ihm so fremd als die Vorstellung der Entwicklung und einer damit zusammenhängenden Vervollkommnung. Jeder Versuch, den geschlossenen Kreis des Lebens zu überschreiten, mußte er für eine törichte Vermessenheit halten. Das Leben hat für ihn nur einen Ausblick auf die Ahnen, von denen die Nachkommen den ganzen Inhalt ihres Lebens erhalten haben und denen sie daher in unbeschränkter Dankbarkeit zugetan sein müssen. In den Ahnen verkörpert sich für ihn das Lebensgeheimnis; den Überschuß an Verehrung und alles Geheimnis, das sich in den Tiefen des menschlichen Innern regt, läßt er bloß in dieser Richtung hervortreten: sind wir doch überall von dem Geiste der Voreltern wie von einer Atmosphäre umgeben, ohne die wir das Leben uns gar nicht vorstellen können.

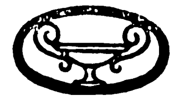
Nur die Vergangenheit und Gegenwart stehen in Kungs Gesichtskreis, nicht aber auch die Zukunft, da diese eine nicht existierende Zeit ist, an die sich nur falsche Einbildung und phantastische Hoffnung knüpfen kann. Er kennt nur die in der sittlichen Kraft wurzelnde Erkenntnis mit ihrer sich selbst genügenden Sicherheit: ist doch die Vernunft für ihn der Quell aller Gewißheit. Daß die Vernunft an sich selbst zweifeln oder vom Leben mehr verlangen könnte, als was sie in sich vorfindet, mußte ihm als etwas Unbegreifliches, ja Widersinniges erscheinen. Nur hie und da dringt ein ganz leiser Ton von Sehnsucht in sein Nachdenken über das Leben ein; es kommt aber nur aus seinen Lebenserfahrungen, nicht aus seinem geistigen Charakter. Die Vergänglichkeit der irdischen Güter und der sichtbaren Erscheinungen regte sein Nachdenken nur selten an wie z B. damals, als er an einem Flusse stand und im Anblicke des dahinziehenden Stromes ausrief: ‚So fließt alles dahin wie dieser Fluß, ohne Anhalten Tag und Nacht.' Denn sonst deckt sich sein Nachdenken über das Leben fast auf allen Punkten mit der sichtbaren Welt. Aus dem strengen Befolgen des in sich geschlossenen Vernunftgesetzes muß für ihn ein ebenso strenges Befolgen des Sittengesetzes entspringen: jedes Vergehen gegen das Sittengesetz muß ihm als eine Versündigung gegen das Leben selbst gelten, als eine strafwürdige Verkennung dessen, was unsere Vernunft so klar vorschreibt. Das Laster ist eine Versündigung an der Vernunft, und die Ruchlosigkeit eine Verstümmelung des menschlichen Bewußtseins.

Niemals hält sich Kung bei der Frage auf, woher das Übel im menschlichen Leben herrühre; die Gleichmäßigkeit seines Denkens läßt eine solche Frage gar nicht zu. Er findet sich mit der sichtbaren Welt klar ab, denn die menschliche Natur hat für ihn nichts Geheimnisvolles, und das Band zwischen unserer leiblichen und geistigen Beschaffenheit nichts Fragwürdiges: ist doch unsere geistige Beschaffenheit für ihn nur sittliches Bewußtsein. Er urteilt über den Menschen und das Leben auf Grund des festesten Unterschiedes zwischen Gut und Schlecht: Wenn wir unsere Pflicht erfüllt haben, so ist Befriedigung und das uns erreichbare Maß von Glück die notwendige Folge davon. Gegensätze, die in unserem eigenen Innern begründet sind, und mit

denen das tragische Empfinden und innere Kämpfe zusammenhängen, kennt er nicht. Daher auch die optimistische Ebenheit seiner Moral und seiner Weisheit.

Niemals geht er über das Beispiel der früheren Generationen hinaus, denn höhere Forderungen für das Zusammenleben der Menschen als die der alten chinesischen Tradition kann er sich gar nicht vorstellen. Daher bleibt er auch bei der alten Auffassung der Beziehung zwischen Mann und Frau stehen. Oft ist es, als wenn er sogar eine sehr niedrige Vorstellung von der Frau hätte: der Kreis, den er ihr zuweist, ist nicht nur ein überaus enger, sondern ein geradezu entwürdigender; die Frau hat für ihn keinen eigenen Willen, sie ist innerlich und äußerlich ganz von dem Willen des Mannes abhängig und nach dem Tode ihres Mannes vom Willen ihres ältesten Sohnes. Er redet von den Frauen und den Knechten in *einem* Atemzug: ‚Mit Weibern und Knechten ist doch am schwersten auszukommen. Tritt man ihnen nahe, so werden sie unbescheiden. Hält man sich fern, so werden sie unzufrieden.‘ Die Ehe faßt er daher in traditioneller Weise als einen Vertrag auf, den die Eltern auf beiden Seiten für ihre Kinder eingehen, ohne den Willen der Kinder zu befragen. Die Ehe hat für ihn, wie für die ganze alte Tradition Chinas, keinen andern Zweck, als die Fortpflanzung innerhalb fester Formen der Sitte. Die Frau ist für den Mann nur die Mutter seiner Kinder, nicht die Lebensgefährtin, denn er kann auch neben ihr andere Frauen halten, und wenn sie keine Kinder bekommt, ist er geradezu verpflichtet, sich an eine andere Frau zu wenden, um von dieser Kinder zu haben.

Die Vorstellung von einem schöpferischen Gotte steht nicht in Kungs Gesichtskreis; er kennt nicht den lebendigen Geist, der über die Schranken der Tradition und der Wirklichkeit hinweg das Höchste herbeisehnt, die lebendige Seele, die in eine *persönliche* Beziehung zu Gott als ihrem Vater, zu dem unversiegbaren Quell alles Lichtes und aller Wärme tritt.



Kreta und die Politik der offenen Wunde

Von Edgar Martini

Seit bald hundert Jahren beschäftigt die sagenumwobene Insel des Minos die Diplomatie der europäischen Großmächte. Trotzdem ist das Problem, das sie stellt, immer noch nicht gelöst. Und doch heischt das Interesse Europas gebieterisch, daß es endlich zur Ruhe gebracht werde. Denn die Politik der Palliativmittel, die die Lösung des Problems bislang hintangehalten, wird mit jedem Tage gefährlicher, und muß, noch einige Zeit fortgesetzt, notwendig zu Verwickelungen und Peripetien führen, deren Folgewirkung auf den Frieden im europäischen Orient, ja in ganz Europa, völlig unabsehbar ist. Gewisse Sturmzeichen am östlichen Firmament sprechen dafür, daß der katastrophale Augenblick bereits unmittelbar vor der Türe steht. Es ist also höchste Zeit, der bisher befolgten Verschleppungspolitik ein Ende zu machen und die endgültige Regelung der kretischen Angelegenheit auf der Grundlage berechtigter Wünsche und Ansprüche herbeizuführen.

In den Ländern des Westens bringt man dem kretischen Problem im ganzen wenig Verständnis entgegen. Ein Hauptfehler, der gewöhnlich gemacht wird, ist der, daß man die im Brennpunkt des Ganzen stehende Bewegung der Kreter als eine lediglich nationalistische bewertet. Gewiß spielt das nationale Moment bei derselben eine hervorragende Rolle, aber neben diesem sind auch noch andere Faktoren wirksam, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Es wird also nicht überflüssig sein, den Kampf auf und um Kreta im folgenden etwas schärfer zu beleuchten. Ein kurzer Überblick über seine Geschichte wird die bewegenden Kräfte deutlich herausstellen und zugleich klar zeigen, in welcher Linie die endgültige Lösung der kretischen Frage zu erfolgen hat.

Eingeleitet wird der Kampf durch die türkische Eroberung im Jahre 1669. Binnen kurzem ist infolge der nun einsetzenden Mißwirtschaft das ganze reiche geistige und wirtschaftliche Leben der schönen und von der Natur so gesegneten Insel vernichtet. Furchtbar leidet unter dem barbarischen Willkürregiment die christliche Bevölkerung, die sich bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in einem großen Aufstand gegen ihre Zwingherrn erhebt. An den heldenmütigen Kämpfen des griechischen Freiheitskrieges nehmen die Kreter hervorragenden Anteil, werden aber durch die kurzsichtige Diplomatie der Großmächte um den Preis ihrer Siege und Erfolge betrogen. Die Insel bleibt unter dem Halbmond (für kurze Zeit Ägypten angegliedert) und ist in der Folgezeit ein Schauplatz unaufhörlicher mörderischer Kämpfe. Immer von neuem bäumt sich das stolze, selbstbewußte Kretervolk gegen seine brutalen Peiniger auf. Blutig werden die Revolten niedergeschlagen, so blutig, daß die Mächte gelegentlich intervenieren. Unter dem Druck derselben erläßt die Pforte Amnestien und stellt allerhand Reformen in Aussicht, die indessen nie in vollem Umfange zur Ausführung gelangen. Als im Jahre 1866 wieder ein allgemeiner Aufstand auflodert, sind die Mächte dafür, die Insel Griechenland zu übergeben. Allein der Plan scheitert an dem Einspruch Englands, das die

Insel aus strategischen Gründen selbst zu besitzen wünscht und bei irgend einer günstigen Gelegenheit für sich wegzuschnappen hofft. Nach den Unruhen von 1878 (wo wieder englische Intrigen die Vereinigung Kretas mit Griechenland vereitelten) wird auf Grund des Vertrags von Halepa eine Art Parlament eingerichtet, dessen Befugnisse jedoch durch die Verfassung von 1889 auf ein bedeutungsloses Minimum reduziert werden. Je länger die türkische Mißwirtschaft währt, um so größer wird die wirtschaftliche Not der Insel, um so unerträglicher die Lage der Christen. 1896 steht das Land von neuem in vollem Aufruhr. Und wieder verspricht der Padischah alles mögliche: die Wiederherstellung der Verfassung von 1878 und andere Reformen. Trotzdem flammt der Aufstand im folgenden Jahre heftiger denn je auf, hervorgerufen durch entsetzliche Christenmetzeleien der fanatischen Musulmanen, die auch dem blödesten Auge die Fortdauer des türkischen Regiments als unmöglich erscheinen lassen. Die Situation spitzt sich immer mehr zu, als Griechenland den schwerbedrohten Stammesbrüdern mit bewaffneter Hand zu Hilfe eilt. Gleichzeitig greifen aber auch die Mächte mit voller Energie ein und zwingen die Pforte, Kreta als autonomes Staatswesen mit einem christlichen Regierungschef an der Spitze unter der Oberhoheit des Sultans anzuerkennen (1897). Die griechischen Bataillone werden heimgeschickt; für die öffentliche Ordnung sorgen Truppendetachements der Großmächte. Allein erst nachdem die Pforte, einem kategorischen Imperativ der Mächte gehorchend, das in den Hauptplätzen des Landes noch liegende türkische Militär zurückgezogen hat (Nov. 1898), tritt Ruhe auf der Insel ein. Inzwischen haben sich die Schutzmächte über die Person des zu ernennenden Oberkommissars des neuen Freistaats geeinigt. Die Wahl ist auf den ritterlichen Prinzen Georg von Griechenland gefallen, der am 22. Dezember die Verwaltung der Insel übernimmt, vom kretischen Volk mit hellem Jubel begrüßt. Tatsächlich war jetzt das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt; denn die noch bestehende türkische Oberherrlichkeit beschränkte sich lediglich auf das Recht, am Eingang der Sudabei eine türkische Fahne zu hissen. Damit aber war die wichtigste Vorbedingung für die gedeihliche Entwicklung des vielgeprüften Landes gegeben. Diese selbst anzubahnen, war die neue Regierung berufen. Aber gar bald müssen der Prinz und seine Ratgeber erkennen, daß sie vor eine schier unlösbare Aufgabe gestellt sind. Das Land, dem sie ihre Fürsorge widmen sollen, ist infolge der säkularen Mißwirtschaft der Türken völlig desorganisiert und ruiniert. Ein brauchbarer Verwaltungsapparat existiert nicht; Handel und Wandel stocken; die einst so blühende Landwirtschaft liegt darnieder, und das Erziehungswesen, das vor der türkischen Okkupation eine bemerkenswerte Höhe erreicht hatte, ist auf die tiefste Stufe herabgesunken. Auf all diesen Gebieten gilt es, neue zweckmäßige Einrichtungen ins Leben zu rufen und den Grund zu einer gesunden, aussichtsreichen Entwicklung zu legen. Klug und entschlossen geht die neue Regierung ans Werk: allein je länger um so deutlicher tritt hervor, daß die vorhandenen Mittel nicht im entferntesten dazu ausreichen, auch nur die dringendsten Verbesserungen und Neuschöpfungen auf materiellem und geistigem Gebiete durchzuführen. Naturgemäß ist die Finanzkraft des entvölkerten und verarmten

Landes äußerst minimal und die von den Schutzmächten vorgeschossenen vier Millionen Frs. sind auch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Erfolgreiche, ganze Arbeit ist unter den obwaltenden Umständen nicht zu leisten; an wirklich durchgreifende Maßnahmen, wie sie die zerrütteten Verhältnisse des unglücklichen Landes gebieterisch fordern, kann nicht gedacht werden. Immer klarer stellt sich heraus: aus eigner Kraft kann Kreta sich nicht emporarbeiten, nicht die finanziellen Voraussetzungen schaffen, die zu der wünschenswerten Hebung seines wirtschaftlichen und intellektuellen Niveaus unbedingt erforderlich sind. Soll neues Leben auf der Insel erblühen, so muß sie mit einem modernen Kulturstaat organisch verbunden werden, der bereit und in der Lage ist, sie durch weitgehende (aber in der Zukunft reiches Entgelt versprechende) finanzielle und moralische Unterstützung zu einem lebens- und entwicklungsfähigen Gebilde umzugestalten — sie muß, mit anderen Worten, sobald wie möglich mit dem stammverwandten Hellas politisch vereinigt werden.

Aber noch aus einem anderen Grunde erweist sich die Angliederung an das Königreich Griechenland als eine Lebensnotwendigkeit für Kreta. Gewiß ist die Insel jetzt faktisch autonom, aber sie steht noch unter der Oberhoheit des Sultans. Das hat zur Folge, daß die musulmanische Bevölkerung noch immer im Sultan ihren rechtmäßigen Herrscher erblickt und die von den Schutzmächten eingesetzte Regierung als Usurpatoren und Feinde des Padischah betrachtet, die von der Insel fortzujagen eine heilige Pflicht der Musulmanen sei. Und genährt und geschürt werden diese Anschauungen von den islamischen Kreisen der Türkei, die mit jener den Orientalen eignenden Zähigkeit an der Hoffnung festhalten, daß die Herrschaft des Großherrn auf ‚seiner' Insel doch noch eines Tages in vollem Umfange wiederhergestellt werden würde. Die Gefahr, die von dieser Seite her dem kretischen Staatswesen droht, trägt naturgemäß große Beunruhigung in die christliche Bevölkerung der Insel, die mit Recht erkennt, daß den Einmischungsgelüsten und Wiedereroberungshoffnungen der Moslims nur dadurch ein Ende bereitet werden kann, daß der letzte, fiktive Rest der türkischen Oberherrlichkeit beseitigt und die Insel dem Königreich Griechenland einverleibt wird.

In richtiger Würdigung dieser Momente ersucht Prinz Georg die Garantiemächte zu wiederholten Malen, die Vereinigung Kretas mit dem Königreich beschließen zu wollen. Ohne Erfolg. Infolge der ablehnenden Haltung der Schutzmächte kommt es im Jahre 1905 zu sehr ernsten Ruhestörungen und im folgenden Jahre legt Prinz Georg sein Amt nieder. Der charaktervolle Fürst will nicht ein Amt verwalten, zu dessen ersprießlicher Führung ihm die notwendigen Handhaben versagt werden.

Angesichts dieser Lage fassen nun die Schutzmächte einen Beschluß von allergrößter Tragweite: sie übertragen die Wahl des Nachfolgers des zurückgetretenen Oberkommissars dem Könige der Hellenen mit der Motivierung, ‚es läge ihnen an der Kundgebung des Wunsches, in dem Maße des Erreichbaren den Aspirationen des kretischen Volkes Rechnung zu tragen und in praktischer Art das Interesse anzuerkennen, das Se. Majestät an der Wohlfahrt Kretas nehmen müsse'. Das bedeutete staatsrechtlich nichts mehr und nichts weniger,

als daß die Insel unter die Oberhoheit des Königs von Griechenland gestellt wurde. Daß die Mächte sich über die praktische Konsequenz ihres Beschlusses vollkommen im klaren waren, versteht sich von selbst, und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß derselbe von dem Wunsche eingegeben war, die kretisch-griechischen Aspirationen ihrer Verwirklichung ein Stück näher zu bringen. Tatsächlich war ja von dem neugeschaffenen Status bis zur Angliederung Kretas an Hellas nur noch ein ganz kleiner Schritt und letztere das natürliche Endergebnis der bisher verfolgten Politik. In Ausübung seines neuen Rechtes ernennt König Georg (der vielverkannte, um sein Vaterland so unendlich verdiente) zum Oberkommissar den bekannten griechischen Politiker Zaimis, der von 1906—1911 auf seinem Posten bleibt. In Kreta wird der Fortschritt, den die Verfügung der Mächte gebracht, nicht verkannt, und man gibt sich der berechtigten Hoffnung hin, daß der nationale Wunsch in nicht zu ferner Zeit in Erfüllung gehen werde. Bis dahin will man geduldig warten, trotz der steigenden Not und der sich immer höher türmenden Schwierigkeiten in Lande.

Und man wartet. Da verbreitet sich in den ersten Tagen des Oktobers 1908 die Kunde von der Annexion Bosniens und der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens wie ein Lauffeuer über die Insel und versetzt die Gemüter der Kreter in begreifliche Erregung. Konnte es einen günstigeren Augenblick geben, den langgehegten nationalen Wunsch zu verwirklichen? Ohne Zweifel würden die Großmächte dem Vorgehen Österreichs und Bulgariens ihr Plazet geben; dann aber könnten sie konsequenterweise auch der Angliederung Kretas an Griechenland ihre Zustimmung nicht versagen. Auf Grund solcher Kalkulationen proklamiert die kretische Regierung am 6. Oktober die Union mit Griechenland. Aber man hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Dieselben Mächte, die in die Annexion Bosniens und in die Loslösung Bulgariens von der Türkei einwilligten, lehnen den Anschluß Kretas an Hellas ab — und dies, obwohl damals die Sache ohne erhebliche Schwierigkeiten auszuführen war, und obwohl kurze Zeit vorher dem König von Griechenland die baldige Regelung der kretischen Angelegenheit im Sinne der kretisch-griechischen Wünsche von maßgebender Seite auf das bestimmteste versprochen worden war. Immerhin hielten es die Schutzmächte für angezeigt, in der Note, die sie Ende Oktober an die kretische Regierung gelangen ließen, die Versicherung abzugeben, daß ‚sie nichtsdestoweniger geneigt seien, an die Erörterung der Frage der Vereinigung Kretas mit Griechenland mit Wohlwollen heranzutreten, wenn die Ordnung auf der Insel aufrecht erhalten bliebe und die Sicherheit der musulmanischen Bevölkerung gewährleistet würde'. Eine ziemlich vage Vertröstung, da kein Zeitpunkt genannt wird.

Man kann sich vorstellen, welch bittere Gefühle die völlig unerwartete Haltung der Mächte in den Herzen der so herb enttäuschten Kreter auslösen mußte. Aber weit davon entfernt, mutlos zu resignieren, ist das kretische Volk fest entschlossen, den Kampf für sein politisches Ideal mit unverminderter Energie fortzusetzen.

Wie große Gefahren dem kretischen Freistaat, ja dem Frieden im Orient,

von der Beibehaltung der scheinbaren Oberherrlichkeit des Sultans drohen, führen die Geschehnisse des Jahres 1909 mit handgreiflicher Deutlichkeit vor Augen.

In der Türkei hatte sich im Frühjahr 1909 eine folgenschwere Veränderung vollzogen: Abdul Hamid war abgesetzt worden und das jungtürkische Komitee zur unumschränkten Herrschaft gelangt. Die neuen Machthaber erkannten sehr richtig, daß nach Befestigung ihrer Macht durch die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel der brutalen Gewalt ihre nächste Sorge sein müsse, durch irgend einen eklatanten äußeren Erfolg das Ansehen des neuen Regiments zu heben. Ein solcher schien in der kretischen Angelegenheit keineswegs ausgeschlossen. Man weiß, die Mächte beabsichtigen, in nächster Zeit ihre Truppenabteilungen von der Insel zurückzuziehen. Da könnte man von Konstantinopel aus die Forderung stellen, daß vorher die kretische Frage endgültig gelöst würde. Bei den Verhandlungen hierüber würde dann die neue Türkei mit allem Nachdruck darauf dringen, daß sämtliche die Oberhoheit des Sultans schmälernde Zugeständnisse, die die Mächte im Laufe der Zeit den Kretern gemacht, wieder abgeschafft und die Oberhoheit des Padischah de facto wiederhergestellt würde. Welche Wünsche damals die jungtürkischen Politiker bewegten und welches Endziel ihnen vorschwebte, brachte die Kretadebatte in der türkischen Kammer am 20. Juni zum vollen Ausdruck. Sämtliche Redner verlangten von der Regierung, daß sie mit allen Mitteln die Rechte der Türkei auf die Insel schütze. Man dürfe die Insel nicht nur nicht verlieren, sondern müsse sie wieder enger mit dem Mutterland verknüpfen. Ja, ein Abgeordneter verstieg sich sogar zu der kühnen Behauptung: wenn die Schutzmächte die Insel räumten, so falle diese selbstverständlich an die Türkei zurück! Ohne Zögern schreitet die neue Regierung an die Ausführung ihres Planes. Unter dem 24. Juni erläßt sie ein Rundschreiben an die Mächte, in dem die Notwendigkeit einer definitiven Lösung des kretischen Problems vor Eintritt der Räumung der Insel betont und zugleich der zuversichtliche Wunsch ausgesprochen wird, daß alle Konzessionen, die die Hoheitsrechte des Sultans beeinträchtigen, wieder aufgehoben würden. Man kann sich denken, welche Aufregung dieser Vorstoß der Türkei in Griechenland und Kreta hervorrief. Denn wurde dem Wunsche der osmanischen Regierung nachgegeben, so war das Schicksal Kretas besiegelt. Dann war die Rückbildung des kretischen Freistaates in eine türkische Provinz und die Erneuerung der glücklich überwundenen türkischen Schreckensherrschaft nur eine Frage der Zeit.

Statt der erwarteten Antwort auf das Rundschreiben läuft am 13. Juli eine offizielle Note der vier Garantiemächte in Konstantinopel ein, welche besagt, daß Ende Juli die internationalen Garnisonen aus Kreta zurückgezogen werden sollen. Gleichzeitig wird mitgeteilt, daß vier Kriegsschiffe in den Gewässern von Kreta verbleiben würden, um die musulmanische Bevölkerung der Insel zu schützen und die Oberhoheitsrechte des Sultans zu sichern. In Konstantinopel ob dieser Verfügung helle Wut, die noch dadurch gesteigert wird, daß die Kreter sofort nach Räumung der Insel durch die internationalen Detachements in den letzten Tagen des Juli die griechische Flagge auf der Festung von Kanea hissen und die Vereinigung der Insel mit Griechenland proklamieren. Gewiß, besonnen war dieser Schritt der Kreter nicht, zumal da die Schutzmächte

kurz vorher vor Provokationen der Türkei ausdrücklich gewarnt hatten — aber menschlich begreiflich und nach der Lage der Verhältnisse eigentlich mit Notwendigkeit zu erwarten. Drängten doch die Schwierigkeiten und Nöte im Lande stärker denn je zur Vereinigung mit dem Königreich, und hatten die Äußerungen der jungtürkischen Politiker im Parlament und der Vorstoß der osmanischen Regierung aufs deutlichste gezeigt, welchen Gefahren das kretische Staatswesen ausgesetzt war, solange es durch irgend ein Band, und mochte es auch das allerdünnste sein, mit dem türkischen Reich verbunden blieb, und damit die Möglichkeit der Einmischung von türkischer Seite bestand. Und dann: mußte die Zurückziehung des fremden Militärs nicht vom kretischen Volk als Gewährung des Selbstverfügungsrechtes gedeutet werden?

Das Verhalten der Kreter veranlaßt alsbald die Schutzmächte zum Einschreiten. Am 11. August lassen sie der kretischen Regierung ein Memorandum überreichen, in dem sie die strikte Beobachtung des Status quo im Augenblick der Räumung der Insel fordern und im Falle der Zuwiderhandlung mit der Wiederbesetzung Kretas durch internationale Truppen drohen. Ferner werden, da die Entfernung der griechischen Fahne Unruhen verursacht, weitere vier Schiffe der Schutzmächte in die kretischen Gewässer abgesandt.

In Konstantinopel hat inzwischen die Wut über den Mißerfolg in der kretischen Affäre den Siedepunkt erreicht. Die musulmanische Volksseele kocht und will ihr Opfer haben. Kann man Kreta nichts anhaben, so soll Griechenland, der gefährliche Rivale im Streit um Kreta, büßen. Griechenland soll in aller Form brüskiert und wo möglich zum Losschlagen gereizt werden. Erwünschteres könne es gar nicht geben als einen Krieg mit Griechenland: denn mit den Griechen würde man unschwer fertig werden, und dann hatte man ja den äußeren Erfolg, den man so nötig brauchte! Ungesäumt geht man ans Werk. Am 5. August stellt der türkische Gesandte in Athen an die griechische Regierung die impertinente Forderung, sie solle in aller Form die Agitation auf Kreta mißbilligen und die auf eine Abtrennung Kretas vom türkischen Reiche zugunsten Griechenlands abzielenden Bestrebungen zurückweisen. Daß es in diesem Augenblick nicht zum Krieg zwischen Griechenland und der Türkei kam, ist einzig und allein der bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit und Klugheit der griechischen Regierung zu verdanken, die die unerhörte Herausforderung der Pforte ruhig und höflich dahin beantwortet, daß Kreta sich in den Händen der Schutzmächte befinde, und Griechenland diesen die Lösung der Kretafrage überlassen müsse. Gleichzeitig aber richtet die griechische Regierung ein Rundschreiben an die Großmächte, in dem die türkische Provokation mitgeteilt und die Bitte ausgesprochen wird, die Mächte möchten ihren Einfluß im Sinne des Friedens aufbieten, da nach griechischer Auffassung die Türkei darauf ausgehe, Griechenland in einen Krieg zu verwickeln. Da eine andere Auffassung tatsächlich ausgeschlossen war, senden die Mächte eine geharnischte Note nach Konstantinopel, die dort am 18. August eintrifft. In ihr wird klipp und klar ausgesprochen, daß die Regelung der kretischen Angelegenheit allein den Mächten zustehe, die fest entschlossen seien, den Frieden aufrecht zu erhalten. Sollte die Türkei es wagen, Griechenland mit Krieg zu überziehen, so würden die Mächte

nicht nur die Integrität des griechischen Staates garantieren, sondern auch Kreta ohne weiteres Griechenland zuschlagen. Die Sprache war nicht mißzuverstehen und der hohen Pforte bleibt nichts anderes übrig, als mit geballter Faust in der Tasche ihre friedliche Gesinnung zu beteuern. Und ihre Stimmung wird nicht rosiger, wie im Dezember die Schutzmächte mit größter Bestimmtheit erklären, der Augenblick für eine definitive Regelung des kretischen Problems sei noch nicht da, und der Status quo werde mit allen Mitteln aufrecht erhalten werden.

Blickt man auf die Ereignisse des Jahres 1909 zurück, so darf man wohl urteilen, daß während desselben der Frieden im Orient bedenklich auf des Messers Schneide geschwankt. Wie wenig hatte daran gefehlt, daß sich ein Krieg von unabsehbaren Folgewirkungen an der Kretafrage entzündete! Gewiß, der Feuerbrand, der die Explosion herbeiführen sollte, war dank dem energischen Eingreifen der Mächte und der weisen Politik Griechenlands rechtzeitig gelöscht worden, aber der Sprengstoff selbst war nicht entfernt. Noch immer schwebte die kretische Frage ungelöst, und der gegenwärtige Zustand konnte keine Partei befriedigen. Am wenigsten die zunächst Beteiligten: die Kreter, die durch die wirtschaftliche Not arg bedrängt und durch die Gefahr türkischer Einmischungen aufs höchste beunruhigt, der Verzweiflung nahe waren.

Aus dieser Stimmung erklären sich die gewaltsamen Versuche, die sie in den folgenden Jahren unternehmen, um zum Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Die Nationalversammlung wird wiederholt im Namen des Königs von Griechenland eröffnet; die christlichen Parlamentsmitglieder beschließen einstimmig die Angliederung der Insel an Hellas; die Regierung erklärt, außerhalb der griechischen Staatseinrichtungen könne Kreta nicht bestehen; Kreter werden als Abgeordnete der griechischen Kammer delegiert, sie sollen der äußere Ausdruck für die vollzogene Union mit Griechenland sein — alles umsonst! Die Schutzmächte lassen sich nicht erweichen, erklären, den Status quo von 1909 und die Oberhoheit der Pforte aufrecht erhalten zu wollen, und hindern die kretischen Abgeordneten mit Gewalt, nach Griechenland abzureisen. Infolge dieses Verhaltens der Schutzmächte hat sich allgemach der Kreter eine Erbitterung und Verzweifelung bemächtigt, die alle Kenner der dortigen Verhältnisse mit ernster Besorgnis erfüllen muß. Es existiert kein zweites Volk auf der Welt, das so heldenmütig und ausdauernd für sein politisches Ideal gekämpft hat wie die Kreter. Generationen haben für dasselbe Gut und Blut geopfert. Kann man es da dem tapferen, unglücklichen Volk verdenken, wenn es endlich den Preis seines heroischen Kampfes greifen will und die Geduld verliert, wenn es — ein moderner Tantalus — immer von neuem von dem faßbarnahen Ziele zurückgeschleudert wird? Tatsächlich ist jetzt die Stimmung auf Kreta derart erhitzt, daß irgend ein ganz verzweifelter Akt der Selbsthilfe erwartet werden muß, wenn die Mächte sich entschlossen zeigen, ihre Verschleppungspolitik, die einen auf die Dauer unhaltbaren Zustand verewigen möchte, weiter fortzusetzen. Eine völkische Erhebung der Kreter könnte aber starke Rückwirkungen auf die Türkei und Griechenland haben und Konflikte heraufführen, deren glatte Entspannung niemand gewährleisten kann.

Es könnte leicht ein Brand entstehen, dem die diplomatischen Löschmannschaften hilflos gegenüberständen.

So erscheint eine baldige definitive Regelung der kretischen Angelegenheit im Interesse des orientalischen, ja man kann sagen des europäischen Friedens dringend geboten. In welcher Richtung sich dieselbe zu bewegen hat, kann nach dem oben Ausgeführten nicht zweifelhaft sein. Entscheidend sind folgende Momente:

1. Die Insel wurde seinerzeit der türkischen Verwaltung entzogen, weil diese sich den besonderen Verhältnissen des Landes gegenüber als nicht gewachsen und nicht geeignet erwiesen hatte. Eine Wiederherstellung des türkischen Regimes in irgend einer Form ist damit völlig ausgeschlossen.

2. Die von den Mächten geschaffene Staatsform, so berechtigt sie vielleicht als Übergangsphase sein mochte, ist auf die Dauer in politischem, moralischem und ökonomischem Betracht unmöglich. Einerseits kann die Insel unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zur inneren Ruhe gelangen, andererseits ist sie nicht imstande, die für die Hebung ihres wirtschaftlichen und intellektuellen Lebens notwendigen Mittel aus eigener Kraft aufzubringen. Ihr augenblicklicher Status ist ein Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen.

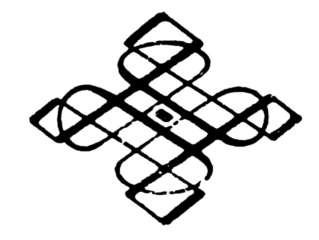
3. Aus diesem Zustand lähmender Stagnation kann die Insel nur befreit werden durch politische Verschmelzung mit einem größeren Kulturstaat, der die Sorge für ihre Lebensbedürfnisse übernimmt und sie selbst zu einem lebensvollen Organ seines eigenen Körpers macht.

4. Da die Bevölkerung Kretas nach der Volkszählung vom 4. (17.) Juni 1911 zu mehr als neunzig Prozent aus christlichen Griechen besteht, erscheint als das Gegebene die Angliederung an Griechenland, das als frischaufstrebender moderner Kulturstaat seine Aufgabe zweifellos rasch und glücklich lösen würde.

5. Ernste staatsrechtliche Schwierigkeiten stehen der Union mit Hellas nicht mehr entgegen, seitdem der König von Griechenland das Recht erhalten, den höchsten Beamten der Insel zu ernennen: eine Einrichtung, durch welche die Oberherrlichkeit des Sultans eine rein fiktive geworden ist. De facto befindet sich also die Insel seit 1906 nicht mehr unter türkischer Oberhoheit und würde demgemäß ihre Vereinigung mit Griechenland keine Schmälerung des Besitzstandes der Türkei bedeuten. Im übrigen sollten die türkischen Politiker sich des sehr treffenden Ausspruchs des Fürsten Gortschakoff (der nebenbeigesagt ebenso wie der Fürst Bismarck für den Anschluß Kretas an Hellas war) erinnern: ‚Die Insel ist für die Pforte immer nur eine Last gewesen, die mehr gekostet hat, als sie einbrachte, und der Verzicht auf sie würde kaum ein Opfer bedeuten.‘

Durch diese Momente ist die Linie, in der das kretische Problem gelöst werden muß, klar und deutlich vorgezeichnet. Wenn die Mächte bisher gezögert haben, die letzte Konsequenz der von ihnen eingeschlagenen Politik zu ziehen, so geschah dies ohne Zweifel aus Rücksichtnahme auf die ‚neue‘ Türkei, die gleich in ihren ersten Anfängen durch die Annexion Bosniens und die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens eine so empfindliche Einbuße an Préstige erlitten hatte. Höhere Interessen fordern jetzt die Aufgabe dieser Rücksicht-

nahme, die um so weniger angebracht erscheint, als das jungtürkische Regiment in keiner Weise das sympathische Wohlwollen des zivilisierten Europas verdient. Kenner des europäischen Orients, wie der berühmte Turkologe M. Hartmann, hatten die jungtürkische Bewegung gleich richtig eingeschätzt, und die Entwickelung der letzten Jahre hat ihrer pessimistischen Auffassung in allen Punkten Recht gegeben. Denn ein Kulturfortschritt hat sich unter dem neuen Regime nicht vollzogen. Der von den westlichen Optimisten als Grundstein einer neuen Ära bejubelte Fundamentalsatz des jungtürkischen Programms, der die Gleichstellung der Rassen und Religionen im türkischen Staat verhieß, war nichts weiter als ein großer Bluff. Gerade in dem letzten Jahre haben die Bedrückungen und Vergewaltigungen der christlichen Völker der Türkei in besorgniserregender Weise zugenommen. Tatsächlich hat das Komitee für Einheit und Fortschritt auf der ganzen Linie, in der inneren wie der äußeren Politik, Fiasko gemacht und sich der Sympathie und Unterstützung von seiten der europäischen Kulturmächte durchaus unwert gezeigt. Nach wie vor ist die türkische Herrschaft eine ebenso schmachvolle wie entwicklungshemmende Fessel für alle christlichen Völker, die noch unter dem Halbmond schmachten. Und doch hat alle diese Völker ein mächtiges Sehnen nach der Besitzergreifung der westlichen Kultur mit ihren geistigen und materiellen Segnungen erfaßt. Ist wirklich, wie ein geistreicher Philosoph gesagt hat, die Weltherrschaft unseres Kultursystems der offenkundige Sinn der Geschichte, dann erscheint die Befreiung der christlichen Völker von der Umklammerung des türkischen Vampirs und ihre kulturelle Hebung durch Angliederung an die vorhandenen christlichen Kulturstaaten des Ostens als eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Bei Kreta ist der erste Teil der Aufgabe glücklich gelöst; im Interesse Europas und im Namen der Humanität und Zivilisation muß die baldige Lösung des zweiten Teils, der Anschluß der unglücklichen, heldenhaften Insel an Hellas, mit allem Nachdruck gefordert werden.



Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Fortsetzung.) Die Absicht Malis, zu Liebrich zu gehen, kam dem Matthias so überraschend, daß er sich im Augenblick kaum zu fassen wußte.

‚Zum Liebrich?' fragte er daher in einem Tone des Entsetzens. ‚Wann hast du denn mit dem was zu tun gehabt?'

‚Wie ich am schönsten und schlechtesten war,' antwortete sie.

‚Ja, ja,' seufzte der Alte. ‚Wenn du jetzt schön wärest, so wärst du auch gleich wieder schlecht.'

‚Tu' mir nicht so unrecht, Vater,' bat Mali. ‚Wenn uns der Liebrich nur über etliche Tage hinüber hilft, so find't sich dann g'wiß wieder ein Rat und wenn ich dann noch gesund werd', dann wirst du ja sehen, was ich tu'. Eine ehrliche Arbeit ergreif' ich dann, nicht mit ein'm Aug' versündig' ich mich mehr an einem Mannsbild und dir mach' ich in deinem Alter noch schöne Tag'. Glaub' mir und jetzt geh' mit. Außer dem Liebrich weiß ich keinen in der Näh', den ich auf Grund einer ehemaligen Freundschaft anrufen könnt'.'

‚Ich geh' nicht mit,' sagte der Alte. ‚Und wenn jetzt die recht' Reu' in dir wär', so möcht'st einem solchen, an den du dich verworfen hast, nimmer vors Gesicht kommen. Geh' du allein zu ihm. Überlaß' mich meinem Schicksal. Ich will mich wie ein eingehend's Vieh irgendwo in der Au verkräuln und hin werden. Geh' du halt um Nachzahlung zu ihm, wenn du dich nicht schämst, geh'!'

Er stieß sie von sich und sie kroch weinend wieder zu ihm. ‚So stirb' ich halt mit dir,' sagte sie. ‚Allein laß' ich dich nicht. Ich hab' Buß' tun und nicht als diejenige sterben wollen, die ich jetzt bin, aber jetzt geh' ich halt mit dir in die Au!'

Indem sich nun der Matthias mühselig erhob, antwortete er ihr: ‚Ich glaub's nicht, daß du noch einmal ehrsam werden kannst. Und es ist besser, du stirbst, als du vermehrst deine Sünden.' Er ging nun von dem Raine seitab gegen den Bach zu und Mali schleppte sich ihm nach.

Markus sah die zwei gebeugten, langsam dahintorkelnden Gestalten deutlich, weil nun durch eine schmale Wolkenbresche die Mondsichel auf die Gegend hernieder schien. Zu gleicher Zeit wehte ihn der moderige Geruch der sumpfigen Au an und da befiel ihn ein Grausen, als ob er nun vor den zwei Unglücklichen wahrhaftig den Tod sähe.

Er ging den beiden nach und redete sie an: ‚Wenn es euch möglich ist, so verzeiht mir's, daß ihr meinetwegen so grausam hinausgeworfen und mißhandelt worden seid.'

‚Der Herr Baldringer!' schrie der Matthias, und indem er vor Markus die Hände zusammenhielt, fügte er hinzu: ‚Jetzt weiß ich es schon, daß Sie doch das rechte wollen.' Mali fiel vor Markus auf die

Eugène Carrière/Das kranke Kind



Knie, aber er half ihr gleich kräftig auf, und dann antwortete er dem Alten:

‚Sie irren. Ich weiß nicht, was ich will. Wohin soll ich Sie führen? Im Schwemeißerhofe könnt' ich Ihnen heut' kaum das Nötige bieten. Es ist vielleicht am besten, wenn ich mit Ihnen zum Liebrich geh'. Er soll sie meinetwillen aufnehmen. Sie werden ihn nicht bitten müssen und ihm nicht danken brauchen.'

Der Matthias antwortete darauf, ohne sich viel zu besinnen: ‚Ich tue, was Sie wollen.'

Über eine große Feldfläche und durch einen Waldpark kamen die drei Leute zu dem alten, schönen Herrenhause des Liebrichergutes. Als sie ein Weilchen auf dem Wege gewesen waren, hatte der Matthias den schweigsamen Baldringer schüchtern angesprochen: ‚Wenn Sie nur den unbescholtenen Armen helfen möchten, wie man's nach Ihrer Red' hat meinen können, so wär' das für die Ärmsten, zu denen wir gehören, recht traurig gewesen. Aber nicht wahr, Sie wissen's ganz gut, daß die, welche sich in der Armut noch allweil die Ehr' errett' haben, bei weitem nicht so zu bedauern sind als wie wir. Just den Allerunglücklichsten werden Sie am stärksten helfen, nicht wahr?'

‚Ich weiß nicht, was ich will, und weiß nicht, was ich tun werde,' gab Markus wahrheitsgemäß zur Antwort.

Dann hatte es keines von den beiden gewagt, ihn alsbald wieder anzureden, aber sie hofften nun dennoch fester als je auf ihn und der Matthias freute sich mehr für seine Tochter als für sich selbst, weil sie nun nicht in die finstere Au mußten. Dabei tat der Alte freilich das heimliche Gelöbnis: Wenn sie jedoch wieder in das alte Luderleben verfällt, dann erwürg' ich sie.

Sie fanden die Einfahrt des Hauses weit offen und hell beleuchtet. Ein Diener ließ sie in ein großes Vorzimmer treten und meldete dann seinem Herrn den Baldringer an. Liebrich kam förmlich herbeigestürzt, fiel dem Markus um den Hals und verbarg mit diesem feurigen Empfange den Schrecken, den er bei dem Anblicke der beiden Armen empfand. ‚Wenn du mir auch was immer brächtest, so wär' ich doch glücklich, weil du gekommen bist,' sagte er.

‚Ich bringe dir diese zwei Menschen, weil ich für sie in meinem Hause weder den passenden Raum, noch die richtigen Mittel habe,' erklärte Markus. ‚Du wirst sie gewiß gleich der nötigsten Pflege teilhaftig werden lassen.'

Nun war Egid seines Schreckens ledig, denn es war ihm bereits gewiß, daß Markus nicht etwa in dieser Begleitung kam, um hier ein Strafgericht zu halten. Ganz übereifrig stellte er sich, indem er seine alte Wirtschafterin

herbeirief und ihr die beiden Armen zur sorglichsten Betreuung überwies. Die tüchtige Frau brachte die ihr Befohlenen in einer freundlichen Stube des Erdgeschosses unter. Egid schleppte den Markus über eine Stiege in einen glänzend ausgestatteten Wohnraum und zog ihn dort auf einen seidenen Divan. Nach einem kurzen Überlegen fand es nun der junge Gutsbesitzer für klug, ein Geständnis zu machen. Er legte seine Hände um die Schultern des Baldringers und fragte lächelnd: ‚Gelt, es ließ dir keine Ruh', du mußtest noch heute unter deinen Armen Umschau halten? Und gelt, du wärst wohl mit anderen Armen zu mir gekommen, wenn du geahnt hättest, daß in meiner dunkelsten Vergangenheit zwischen mir und diesem Weib ein kurzes, häßliches Verhältnis bestand?'

‚Ich wußte mir mit diesen Leuten keinen anderen Weg als den zu dir,' antwortete Markus. ‚Von ihrem Verhältnisse zu dir hab' ich gehört und da meinte ich gleich, daß du noch in ein schöneres Verhältnis zu ihr kommen könntest. Sie will noch einmal gesund und ehrsam werden. Wenn du dich ein wenig darum verdient machen könntest, daß sie das wahrhaftig wird —'

‚Ich danke dir,' sagte nun Egid innig. ‚Du verwandelst deinen Abscheu vor meiner Vergangenheit, die mich fast wie eine elle Krankheit plagte, in ein erlösendes Erbarmen, ich danke dir. Und ich danke dir auch, weil du, von meiner Vergangenheit unbeirrt, mit meiner Zukunft rechnest.' Er drückte sein Gesicht an die Brust des Baldringers.

Markus streichelte das schöne Haar des jungen Menschen und dabei rann ihm eine Träne um die andere über das Gesicht herab. ‚Ich hab' für deine Zukunft gebetet und möcht' es noch,' sprach er dabei. ‚Aber ich kann es nun nicht mehr. Gerad' mein frömmst's Wollen hat sich ja für andere so als ein Unheil erwiesen, daß ich mich jetzt nimmer zu beten trau'.'

Egids Neugier wurde durch diese Worte mächtig erregt, er zeigte sich aber weit mehr entsetzt als neugierig, indem er emporfuhr und ausrief: ‚Was ist denn geschehen? Du kannst mir das Ärgste anvertrauen! Etwas Fürchterliches muß es ja sein, was dir solche Zweifel an dir selbst macht.'

Markus erzählte kurz und sachlich, was er in den letztvergangenen Stunden erlebt hatte, und dann schloß er mit den Worten: ‚Und jetzt weiß ich mir gar keinen Rat mehr; vor einer Stund' war ich zu der schnellsten Teilung entschlossen. Seit ich aber diese grausamen Leut' gesehen hab', die da meinetwillen ihre unglücklichen Verwandten um Mitternacht auf die Straß' werfen, ist mir wieder ganz anders. Solche, die eh' durch ihren Überfluß schon verdorben sind, noch reicher und somit noch schlechter machen, das ist halt gar so ein sündhafter Unsinn. Also wie gesagt, ich

weiß mir keinen Rat mehr und hab' weder den Mut zu dem einen noch zu dem anderen.'

Egid hatte aufmerksam zugehört, er verstand den Baldringer und belustigte sich dabei insgeheim. Für ihn waren der Gewissenszustand und die Zweifel des guten Menschen ebenso wie dessen ganze Beglückungs- und Teilungspläne etwas Kindliches, Lächerliches, aber er heuchelte doch einen tiefen Ernst. Er war der Ansicht, daß jetzt ein Zeitpunkt da sei, an welchem Markus leichter als zuvor zum Behalten des Schwemeißergutes versucht werden könnte. Weil es ihm nun schon fast gewiß schien, daß er Benna heiraten würde, fühlte er sich auch fast zu einem solchen Versuche verpflichtet, mittelst dessen er für seine zukünftige Familie den Baldringer zu einem Erbonkel machen konnte.

‚Ich wundere mich jetzt über dich,' so fing er an. ‚Jetzt, wo Gott so stark zu dir sprach wie vielleicht noch nie, begreifst du ihn am wenigsten, oder besser gesagt, du willst ihn nicht begreifen, weil er nicht so zu dir spricht, wie du es wünschest. Er gab dir Zeichen dafür, daß ihm das, was du wolltest, nicht gefällig ist und du solltest ihm für seine Weisung dankbar sein, nicht aber dich von ihm abkehren, wie du das jetzt tust. Schau: ich war die längste Zeit meines bisherigen Lebens kein recht glaubensfester Christ, hab' es aber doch für mein bißchen Gottvertrauen niemals zur Vorbedingung gemacht, daß mir Gott dieses oder jenes gelingen lassen müsse. Es soll einem das, was man wünscht, nicht über den Willen Gottes gehen, verstehst du?' Bei diesen Worten umarmte er den Markus neuerdings und fragte ihn: ‚Nicht wahr, du glaubst nicht, daß ich mich irgendwie höher als dich schätze, weil ich Grund zu dieser Strafpredigt habe? Ich weiß, daß du groß sündigen dürftest, ohne dadurch der Schlechtere von uns beiden zu werden.'

Markus ahnte hinter diesen Worten kein Falsch und sie wirkten teilweise so auf ihn, wie es Egid haben wollte.

‚Ich hab' mich wirklich für besser gehalten als dich,' sagte er. ‚Aber nun ist das anders. Du überzeugst mich da von meiner Selbstüberhebung mehr, als ich von ihr überzeugt war. So gut wie du mich da belehrtest, hätt' ich dich vielleicht nie belehren können. Ja, ja, meine Selbstüberhebung wird wohl am sündhaftesten gewesen sein, wie ich mich des Selbstvertrauens schon für ledig und des Gottvertrauens für ganz voll gehalten hab'. Es war eine Vermessenheit von mir, daß ich mich mit Gott so weit für eines Sinnes gehalten hab'. Darum hat er mich wohl auch bei meinem Werk derart gestraft, daß ich jetzt schier gar keinen Verstand dazu hab.'

‚So darfst du es jetzt nimmer durchführen wollen,' sagte Egid. ‚Anfangs hat es mir ja so wie so gar nicht gefallen, daß du so etwas

4*

Außergewöhnliches tun willst. Später hab' ich darauf gehofft, daß es dir gelingen wird. Man schwärmt eben gar zu gerne mit denen, die man liebt. Und jetzt wär's mir am liebsten, wenn du in dieser Sache nichts mehr machen würdest. Du weißt jetzt nicht, was du sollst. So bleib' auf deinem Hof und warte geduldig, bis dich Gott beratet. Und wenn du jetzt etwas auf mich hältst, so laß mich dir mit meinem Verstande und besten Willen dienen. Ich kenne die Leute hier besser als du, und weil sie das wissen, haben sie sich heut so zwischen dich und mich gestellt. Laß' sie schreien, wenn ihnen dein Zusehen mißfällt. Du kannst ihr Geschrei mit der Wahrheit beantworten: „Ich wollt' es euch allen recht machen. Aber Gott hat's anders gewollt." Und nun mein lieber Markus, brauchst du ein gutes Glas Wein.'

Markus wollte keinen Wein, aber nachdem er von Egid zu etlichen Schlücken bemüßigt worden war, spürte er einen Anreiz zum Weitertrinken. Als er dann noch einige Male freiwillig das Glas zum Munde geführt hatte, bekam er zum erstenmal in seinem Leben die Lust, in einem Rausche Vergessenheit zu suchen.

Zu einem Rausche brachte er es zwar nicht, aber doch zu einer Übertäubung seines Kummers und trotzdem blieb er dem Egid, der sich mit seinem Gespräche Mühe gab, ihn auf ernste und dabei angenehme Weise zu zerstreuen, zu kopfhängerisch. Nachdem Egid ziemlich lange geredet hatte, ging er zu einem schönen Stutzflügel, der im Nebenzimmer stand, und begann einen Walzer zu klimpern, ganz plötzlich lief er dann wieder zu dem Markus, sah ihm forschend in das Gesicht und sagte:

‚Nicht wahr, mein Spiel ist halt auch keines, das einem wohler machen kann?' Hernach fügte er hinzu: ‚Ich weiß, was ich tue. Die Tochter meines Gartenverwalters laß ich dir was vorspielen, die Paula!' Er eilte zur Türe hinaus und kam in einem Weilchen wieder zurück.

‚Du solltest mich jetzt nach Hause gehen lassen,' sagte Markus, welcher mittlerweile aufgestanden war. ‚Meine Stimmung hat sich schon mehr gemildert, als du glaubst.'

‚Das ist nicht wahr!' rief Egid und zog den Markus mit Gewalt auf den Divan nieder. ‚Du mußt glücklicher nach Hause gehen, als du jetzt bist, sonst — na, ich kann eben nicht schlafen, ehe du nicht glücklicher bist.'

Wieder hing er sich zärtlich an den Hals des Baldringers und sagte in einem scheltenden und dabei doch kosenden Tone: ‚Ich möcht' dich gar nimmer zu dir selber kommen lassen, du grauslicher Grübler du. Solche Leut' wie du sündigen in ihrem zu tiefen Ernst so viel, daß es gut wär', wenn man sie alle leichtsinnig machen könnt'.'

Markus war nun von der Liebe, die er aus diesen Worten zu hören meinte, so gerührt, daß er kaum zu antworten vermochte.

Bald hernach kam ein junges, zierliches Weib, das mit einem bunten, seidenen Schlafrocke bekleidet war, förmlich in das Zimmer geflogen und brachte dabei eine an Egid gerichtete Wortmenge hervor, die mehr wie ein Vogelgezwitscher als wie ein menschliches Reden klang und nur zum geringsten Teile von Markus verstanden wurde. Es ging eine Art Lustwirbels von ihr aus, der die Gedanken des Baldringers mehr erfaßte und lockerte, als das bisher der wunderbare Wein des Liebrichers vermocht hatte. Einer Lerche hätte sie Markus vergleichen mögen, wenn der Zauber, den ihr Wesen verbreitete, von demjenigen, welchen so ein himmelanwirbelndes Vögelchen auf das Menschenherz ausübt, nicht so grundverschieden gewesen wäre. Was Egid zu dem Mädchen sprach, verstand der Baldringer ganz deutlich.

‚Spielen sollen Sie, geehrtes Fräulein, spielen für einen traurigen Gast, der einer meiner liebsten Menschen ist.‘ Die junge Schöne ließ nun den Blick ihrer großen schwarzen Augen mit einem allzugleich neugierigen, teilnahmsvollen und schelmischen Ausdrucke auf dem Gesichte des Markus verweilen, dann huschte sie zu dem Stutzflügel hin und begann ein Spiel, in dem zuerst auch etwas wie ein zärtliches, sorgenvolles Fragen war und das später zu tollem Jubeln verführen wollte. Egid saß indessen neben Markus und trank ihm dabei öfters zu. Markus fühlte sich für die Mühe, welche sich diese beiden Menschen um ihn gaben, zu vieler Erkenntlichkeit verpflichtet, obwohl er dabei noch traurig blieb und von der Musik der Verwalterstochter wie von einem recht naiven und gewaltsamen Erheiterungsversuche berührt wurde. Nachdem das feine Geschöpf lange gespielt hatte, kam es zu den beiden Männern und sah dem Markus fragend in die Augen. Dann lief es zu dem Klaviere zurück, spielte wieder eine lockende Weise und kam abermals, um dem Unglücklichen aus dem Gesichte zu lesen. Er zwang sich nun zu einem Lächeln, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: ‚Für Sie ists schwer spielen, lassen Sie mich doch lieber mit Ihnen trinken.‘ Sie setzte sich zu den Männern und trank mit ihnen und mit ihrem munteren Geschwätze wirkte sie zunächst besser als mit ihrem Klavierspiele auf Markus ein. Der schöne, sonderbare Mann erregte mächtig ihre Bewunderung und Neugier und sie hatte sich ihm bald auf eine liebenswürdig freche Art so weit angefreundet, daß es dann kaum noch zudringlich aussah, als sie nach den tiefsten Gründen seiner Wehmut forschte. Er beantwortete ihr alles ehrlich und breit, was sie wissen wollte, und sie verlegte sich leidenschaftlich auf das Nachempfinden. Als er von den Hoffnungen sprach, mit welchen er in den Schwemeißerhof gekommen war, glühte sie vor Begeisterung, und als er ihr seine jetzige Verzweiflung

schilderte, war sie ebenfalls verzweifelt und vergoß heiße Tränen. Egid, der dem Gespräche der beiden eine Weile mit spöttischen Empfindungen zuhörte, rief endlich aus:

‚Aber mein Fräulein, hab' ich Sie denn dazu hergerufen? Mein Freund soll vergessen, nicht aber an Erinnerungen leiden.'

Das Fräulein brachte dann in einem Wortschwalle hauptsächlich die Meinung zum Ausdrucke, daß man über vieles Seelische nicht besser hinwegkommen kann, als wenn man es in sich und an mitfühlender Brust gründlich austoben läßt.

Dann entstand um den Baldringer ein scherzhafter Kampf, bei dem es aber dem Mädchen doch etwas ernst war. Egid zog zuerst den jungen Mann an sich. Hierauf entriß ihn das Mädchen wieder dem jungen Gutsbesitzer, der sich dann gekränkt stellte und auf dem Klavier eine übertrieben schwermütige Weise zu spielen begann. Das feine junge Weib blieb dicht neben Markus sitzen. Sie hob ihren linken Arm, mit welchem sie früher den Markus an sich gerissen hatte, auch jetzt von dessen Schultern nicht weg, ihre rechte Hand ließ sie in der seinen ruhen und lehnte sich an ihn, sodaß ihr Haar sein Gesicht berührte. Er sah es, daß sie ihn nun doch vergessen machen wollte und daß ihr das gelingen würde, wenn er sich ihr hingab. Gerade vorhin, als sie ihm alles so viel nachfühlte, hatte er es trotz der Rührung, welche sie ihm dadurch bereitete, geahnt, daß sie wegen der Unselbständigkeit ihres Denkens immer ein geistig untergeordnetes Wesen bleiben mußte und jetzt fiel ihn eine Macht ihres Leibes an, durch welche sie ihm dazu befähigt schien, ihn für sein Lebenlang zu ihrem geistigen Untertan zu machen. Die Wehen seines jetzigen Elends machten es ihm wünschenswert, durch dieses Weib vom Denken abgelenkt zu werden und an ihr mit verzauberten Sinnen zugrunde zu gehen. Gleichsam wie der Tod seines besseren Teiles wehte es ihn von dieser Schönen an, aber wie ein willkommener, wollüstiger Tod. Bei einigem guten Willen hätte er die Kraft dazu aufgebracht, sich ihr zu widersetzen. Aber er hatte nun keinen Willen mehr zu seiner Rettung. So wollte er sich dem Eindringen der Kraft, die von ihr ausging, preisgeben. Langsam rückte er mit seinem Arme vor, um ihn um die Hüften des Mädchens zu legen, da brach Egid das Spiel ab und ging zu den beiden zurück. Er sah sie scharf forschend an. Dann zog er den Markus mit bedeutender Kraftanwendung jählings von dessen Sitze empor und schleppte ihn aus dem Zimmer. Über die Achsel hin nickte er dem Mädchen zu und sagte mit etwas höhnischer Freundlichkeit: ‚Gute Nacht, Fräulein!'

Er war gegen ein näheres Herzensverhältnis dieser zwei Menschen; die jetzige Schwäche des Baldringers machte ihm wohl eine hämische Genugtuung, aber er wünschte auch, daß sich dieser von ihm gerettet fühlen

möchte. Markus bedauerte vorläufig die gewaltsame Trennung, sowohl um seiner selbst als auch um des Mädchens willen und sagte: ‚Die Arme, du hast sie fürchterlich beleidigt. Ich muß bei ihr für uns beide abbitten‘. Er befreite sich aus der Gewalt des anderen und wollte wieder zu dem Mädchen zurück, das nun aber bereits aus dem Zimmer fortgelaufen war. Nun seufzte er: ‚Die tut mir leid, bei der hätt' ich vergessen —‘

‚Das sollst du bei anderen Menschen,‘ sagte Egid. ‚Vorläufig bei mir.‘

Markus seufzte wieder und dachte dabei, daß sich Egid doch eine gar zu große Kraft über ihn zumutete. Bald nachher gingen sie miteinander zu dem Schwemeißerhofe. Markus wollte zuerst das Opfer nicht annehmen, welches ihm Egid mit diesem Mitgehen brachte, aber später war es ihm doch recht, daß er in der ihm fremden, finsteren Gegend einen Begleiter hatte. Als sie an das eingeschlagene Tor kamen, machte Egid das Geständnis, daß es ihm nun bei dem Zurückgehen etwas unheimlich sein würde und dann entschloß er sich, in dem Schwemeißerhofe zu übernachten. Nachdem sie sich, um Benna nicht zu wecken, leise in die Wohnung geschlichen hatten, kam die schöne, junge Frau des Hofschaffers nach Hause und begab sich zur Ruhe, ohne von dem, was sich während ihrer Abwesenheit in dem Hause zugetragen hatte, das mindeste zu ahnen. Am frühen Morgen trat Benna aus ihrem Zimmer und staunte gar nicht wenig, als sie die zwei jungen Männer sah, welche nun nebeneinander schliefen.

Markus erwachte früher als Egid, er zog sich leise an und ging in die Küche, wo Benna bereits verschiedenes gearbeitet hatte. Er berichtete ihr alles, was er nach ihrem gestrigen Einschlafen erlebte. Schließlich sprach er sich über das aus, was ihm die feine Verwalterstochter zu empfinden gab. Benna hörte ihm scheinbar ruhig zu und dann sagte sie in einem galligen Tone: ‚Wenn du dich richtig so vergessen willst, da magst du ja nachher mit Leuten, die das Rechte wollen, nichts mehr zu tun haben und da gehen auch unsere Wege auseinander. Wenn du gleich so mächtig mit dem Wein und den Weibern anfängst, da wirst du ja auch bald so weit sein, daß du dich selbst richtig nimmer finden könnt'st. Wärst du recht willig und gläubig geblieben, so hätt' ich da unter allen Umständen ausgeharrt, aber weil du jetzt ein anderer werden willst — einer, den nachher vielleicht der Liebrich für gescheit halten mag, so pack' ich meinen Binkel und geh' heim.‘

Dem armen Markus war das Weinen nahe. ‚Das weiß ich ja, daß ich mit mir selber auch dich verliere,‘ sagte er. ‚Aber du mußt Egids wegen dableiben. Euer Glück ist mit dem meinen nicht verloren. Euch beide hat Gott lieber als mich.‘

Sie lächelte ingrimmig und antwortete: ‚Egid gefällt mir schon

wieder viel weniger als gestern. Er will dich nun doch wieder seines Glaubens machen, sonst hätt' er dir nicht den Wein gegeben und nicht das Weib gerufen.'

Darauf begann der Markus seinen Freund sehr eifrig zu verteidigen, und als er damit seine Muhme wirklich schon einigermaßen überzeugt hatte, stieß draußen in dem Hofraume das Dienstmädchen des Hofschaffers einen gellenden Schrei aus und rannte zu einer Türe hinein, um seinen Herrn zu rufen, der sich nach einem kurzen Schlaf von seinem Lager erhoben hatte. Halb angekleidet kam der große, starke Mann über den Hof her. Markus trat ihm entgegen, um ihn zu beruhigen. Indessen kam Liebrich zu Benna in die Küche. Seine gemachte demütige Bescheidenheit stand ihm, wie er wohl wußte, ganz reizend, als er wegen seines nächtlichen Einschleichens um Verzeihung bat und Benna wurde nun von seinem Anblicke völlig davon überzeugt, daß er des frömmsten Wollens voll war.

‚Unsere Lage hat sich groß geändert,' sprach sie zu ihm. ‚Den Markus, der einen starken Einfluß auf Sie ausüben wollte, haben seine gestrigen Mißerfolge so jämmerlich niedergeworfen und irre gemacht, daß er sich nun selbst zu nichts Richtigem bestimmen kann. Wenn Sie es nun gut mit uns meinen, so machen Sie es, daß er sich auf sich selbst besinnt, nicht daß er sich vergißt. Eifern Sie ihn zu dem an, wozu er hierher kam, helfen Sie ihm dabei, wenn es Ihnen möglich ist.'

Egid war zunächst ziemlich stark in Verlegenheit, weil sie ihm diese Aufgabe stellte, aber um ihrer Gunst willen tat er doch gleich so, als ob er sich zum Befolgen ihrer Weisung heilig verpflichtet fühlte. ‚Ich wäre glücklich, wenn ich das könnte,' behauptete er; dann machte er aber doch eine ganz schüchtern klingende Einwendung: ‚Wenn ich aber dadurch neue Mißerfolge verschulden und ihn soweit noch unglücklicher machen würde?'

Sie sah ihn so durchdringend an, daß es ihm wirklich viele Mühe kostete, ihren Blick auszuhalten.

‚Ich glaub', Sie sind früher vor verschiedenem schlechten Beginnen nicht so skrupelhaft gewesen als wie jetzt. Wenn man gar so ängstlich wär', da könnt' man ja schließlich das Beste nicht mehr wagen.'

‚Sie zweifeln sehr garstig an mir,' sagte er mit der Miene eines Tiefgekränkten.

Da entgegnete sie lächelnd: ‚Ich will aber gerne wieder an Sie glauben.'

Er nahm sich nun vor, sie auf irgend eine betrügerische Weise davon zu überzeugen, daß auch er jetzt an die Teilung des Schwemeißergutes denke. Und nebenbei mutete er sich die Fähigkeit zu, insgeheim für Mißerfolge sorgen zu können, falls der Markus das Werk wieder

aufnehmen sollte. Antworten konnte er jedoch der Benna nicht mehr, denn Markus kehrte in demselben Augenblick in die Küche zurück. Die dreie gingen in das vordere Zimmer, um miteinander zu frühstücken. Es dauerte nicht lange, da zeigte sich der junge Gutsbesitzer schon im Sinne Bennas anstellig, indem er zu Markus sagte:

‚Nachher will ich mit dir die Besuche machen, die du gestern versprochen hast.‘

Markus schüttelte den Kopf. ‚Gilt denn noch ein Versprechen, nachdem ich meinen Willen verloren habe?‘ fragte er. Und er fügte hinzu: ‚Ich und Benna haben übrigens auch schon unser sämtliches Bargeld hergegeben.‘

‚Da holen wir Geld von meinem Bankhaus,‘ sagte Egid. ‚Wir gehen durch die Au in die Stadt, der Gang wird uns beiden gut tun.‘

Der Benna gefiel es, daß er so schnell zum Borgen bereit war, aber sie erklärte, daß sie für sich und Markus genügende Geldmittel auf telegraphischem Wege bestellen könnte. Egid redete ihr diesen Entschluß aus und ging dann doch mit Markus der Au zu. Ehe sie zu dem Teiche kamen, seufzte Markus mehreremale und fing dann mit sichtlicher Geschämigkeit von seinem jetzigen Zustande zu reden an:

‚Ich möcht' jetzt wieder Wein trinken. Sonst hab' ich nie einen mögen. Ich spür's, daß das neue Gelüst was Schändliches ist. Und mit den Weibern geht es mir ebenso. Bisher hab' ich niemals derart an ein Weib gedacht. Es ist mir g'rad, als ob ich, weil ich an dem Rechten irr worden bin, was Schlecht's aus mir machen müßt, um überhaupt noch dasein zu können. Und glaub' du nicht vielleicht, daß ich auch ein bißl aus Bosheit justament schlecht werden will, weil mich Gott bei meinen guten Absichten verhindert hat. Nein. Aus lediger Verzweiflung treibt's mich zum Betäuben und Betollen hin.‘

‚In der Donaunixe kehren wir nun trotzdem nicht ein,‘ sagte Egid. ‚Und die Weiber, bei denen man sich so zerstreut, die würdest du viel zu ernst nehmen, als daß man dich zu ihnen lassen könnt' — das hab' ich gestern gesehen.‘

Während sie nun an dem Hause vorübergingen, drang aus diesem ein lautes Stimmengewirre zu ihnen.

‚Die Arbeiter trösten sich,‘ sagte Egid. ‚Du könntest sie, wenn dir das Teilen auch noch so gut geläng', doch nimmer in ein höheres Empfinden versetzen, das für sie nicht bei Wein und Schnaps endigen würde.‘

Nach diesen Worten stellte er sich plötzlich so, als ob er über sie erschrecke. Er zuckte zusammen und schlug sich mit drei Fingern vor den Mund. ‚Um Gotteswillen!‘ rief er leise. ‚Was hab' ich da gesagt! Kann ich denn gar nicht mehr diplomatisch sein? Nein, ich kann es nicht mehr. Ihr —

du und Benna habt mich, wie es scheint, um mein Selbst gebracht und mir ein anderes gegeben. Ich kann nicht mehr lügen!'

Er rang die Hände, als ob er sich unendlich über sich selbst verwunderte.

,Ich verstehe dich nicht,' sagte Markus.

Egid seufzte wie in einem halb lustigen und halb traurigen Selbstbejammern. ,Da ist es wohl besser, wenn ich dich gleich ehrlich über mich aufkläre, als wenn du über mich nachgrübelst,' sagte er. ,Also höre: Benna will, daß ich dich nach jenem Sinne leiten soll, von dem du bei deinem Hierherkommen beseelt warst und von welchem du — weil es Gott so wollte — nun schon so weit verlassen bist. Und ich — ich —' hier stockte er und dann bat er hastig: ,Laß' mich mit dem Weiterreden warten, bis wir tiefer drinnen in der Au sind, wo uns dieses Wirtshaus nicht anstinkt.'

Sie gingen mehrere Schritte weit, dann waren sie zwischen hohen Büschen, außer welchen sie nur ein Stück des blauen Himmels sahen, und hier setzte Liebrich den unterbrochenen Satz fort: ,Ich liebe Benna. Und wen man so liebt, wie ich sie, dem folgt man gar zu leicht auch wider den eigenen Verstand. So war ich auch ihrem Wunsch gemäß entschlossen, dich zu der Teilung zu bereden, die ich im Grunde nicht will. Wie wir nun da vor der Donaunixe vorübergingen, vergaß und versprach ich mich. Du glaubst nicht, wie seltsam es mich erschüttert, daß ich vor dir gar nicht lügen kann und nicht lügen mag.'

Jetzt fiel er dem Markus wieder einmal an die Brust. ,Verzeih' mir, weil ich dich belügen wollte und sag' es der Benna nicht, daß ich vor dir gar kein Geheimnis mehr haben kann; sonst muß sie mich ja doch als einen ganz unverläßlichen Menschen verachten. Ich bitt' dich, verrat' mich ihr nicht!'

Er führte dieses Spiel auf, weil er meinte, daß es ihm dann leichter sein würde, den Markus wider Wissen und Willen der Benna zu beeinflussen. Weil es Markus wirklich glaubte, daß dieser Mensch gegen ihn keines Falsches mehr fähig sei, steigerte sich seine Neigung für ihn und er hatte nun deshalb auch bei all seinem Elende eine neue Freude.

,Ich werde dich nicht verraten,' sagte er. ,Es wird mich wohl dazu zwingen, daß ich künftig vor der Benna manches geheim halten werd'. Recht traurig ist das allerdings, nachdem ich allweil so ehrlich gegen sie hab' sein können.'

Dann gingen sie Arm in Arm durch einen Teil der Au, in welcher sie vielen Lustwandelnden begegneten. In der Nähe der großen Strombrücke bestiegen sie einen Straßenbahnwagen und fuhren bis zu einem feinen Bankhause.

,Warte hier auf mich,' sagte Egid. ,Ich bin bald wieder da.'

Er ging durch eine Glastüre hinein und Markus trat vor ein mit

glänzenden Unnötigkeiten angefülltes Schaufenster eines Juwelierladens. Als er ein Weilchen dastand, wurde er in einem innigen Tone angerufen: ‚Herr Baldringer!‘ Vor ihm stand mit hochgerötetem Gesichte und leuchtenden Augen Leopold Biegenwül, der herzkranke Student, dem er vorgestern die Rückkehr in die Stadt ermöglicht hatte. Markus empfand einen angenehmen Schrecken. Bei all' dem, was in der letzten Zeit über ihn gekommen war, hatte er an die Geschwister Biegenwül kaum noch gedacht und jetzt wunderte er sich besonders darüber, daß er auch Pepi so weit vergessen konnte, die ihm doch mehr Schönes zu fühlen gab als alle Menschen, die ihm seit seinem Auszuge aus der Heimat begegneten. Weil er sich nun für zu schlecht halten mußte, um jemals wieder so schön wie unlängst bei Pepi fühlen zu können, war sein Leid um sich selbst noch tiefer als zuvor.

Leopold Biegenwül sah es dem Markus an, daß dieser nicht so glücklich wie unlängst war und rief in einer durchaus ehrlichen Aufregung: ‚Ihnen ist etwas zugestoßen! Reden Sie! Nehmen Sie gar keine Rücksicht auf meinen Zustand! Ich bin jetzt dank Ihrer Güte kräftiger als seit langer Zeit!‘ Dabei legte er seine zitternden Finger um die rechte Hand des Baldringers, der so leichthin, als es ihm möglich war, antwortete:

‚Ach, ich hab' halt die Erkenntnis nicht, die zu dieser Teilung nötig wär', und das schafft mir Schmerzen.‘

‚Das hab' ich gleich geahnt!‘ rief Leopold und dann fügte er in einem fast leidenschaftlich eindringlichen Tone hinzu: ‚Sie dürfen nicht teilen! Sie dürfen nicht so unglücklich werden, wie das bei dem Unverständnisse der Leute, auf welches Sie dabei stoßen würden, unvermeidlich wäre. Nun denken Sie gewiß: „Ja, du nimmst gerne Gaben von mir und anderen gönnst du nichts.“ Darauf möchte ich keck behaupten: Sie werden mit Ihrer Güte selten wieder so an die Richtigen kommen, wie da unlängst, als Sie uns an der Straße fanden. Und nun müssen Sie sehen und hören, was wir Ihnen alles danken. Sie müssen mit mir gehen, um doch einmal einen vollkommen glücklichen Menschen zu sehen: die Pepi!‘

Er wollte den Markus mit Gewalt von hier fortziehen, aber dieser widersetzte sich und erklärte: ‚Ich muß hier wegen einer sehr wichtigen Sache auf einen Freund warten. Ein andermal komm' ich zu Ihnen.‘

Leopold trennte sich mit wirklicher Trauer von dem Markus, der nun sein liebster Mensch war. Als er seinen Weg weiterging, brachte ihn der Gedanke, daß der Baldringer eine weitere Gemeinschaft mit ihm und seinen Geschwistern verschmähen könnte, fast zum Weinen. Markus sah dem jungen Menschen nach und dabei wurde auch ihm schwer um's Herz. Er wäre gerne zu Pepi mitgegangen, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß

bei ihrem Anblicke sich das Leid, welches er um sie und um sich selbst trug, noch vergrößern würde. Er hielt sich zu einem jedem Verkehre mit ihr nicht würdig und nicht anders, als in peinlicher Scham meinte er ihr gegenüberstehen zu können, weil seit seinem gestrigen Beisammensein mit der Gärtnerstochter diese böse Lust, von welcher er sich förmlich einem Abgrunde zugetrieben fühlte, in ihm war.

‚Obwohl ich bei der Pepi nur lauter Sehnsucht nach einer besseren Liebe in mir hätt', wär' ich dabei doch womöglich noch trauriger, weil ich ja weiß, daß ich mit niemanden eine solche Lieb' genießen kann. Wem Gott so den innerlichen Wert genommen hat wie mir, der kann aus sich nimmer glücklich werden, und der kann auch mit seinem Empfinden niemanden glücklich machen, unglücklich aber wohl manchen, den er in diese trostlose, inwendige Armut hineinsehen läßt. Drum geh' ich nicht zur Pepi. Sie ist vollkommen glücklich, sagt ja der Leopold. Drum soll sie mein Elend nicht sehen. Und lügen könnt' ich ja kaum, wenn ich bei ihr wär'.' Dann fragte er sich jedoch: ‚Oder wär's möglich, daß Gott durch sie vielleicht doch ein Fünkerl Glück in mich legen könnt'? Er zahlt ja groß für das kleinste Gute — so heißt's. Wenn ich nun damit, daß ich den armen Geschwistern geholfen hab', wirklich was Gut's getan hätt' — wenn der Pepi ihr Glück ein rechtes wär' — dann sollt ich vielleicht doch zu ihnen gehen. Ja, vielleicht gäb's bei ihnen doch für mich ein' Gotteslohn. Ich bin ja so arm und ratlos, von allen den Hunderten, die da vorüberjagen, der allerletzt bin ich ganz gewiß. Wie wär' ich dankbar für ein Fünkerl Glück!' Er kehrte sich dem Schaufenster zu, damit die Leute seine Tränen nicht bemerkten.

‚Ja, ich will zur Pepi gehen,' sagte er sich dann.

In diesem Augenblick kam Liebrich zur Türe heraus, trat zu Markus und schob ihm ein Päckchen Banknoten in die Brusttasche.

‚Wohin gehen wir jetzt?' fragte er mit einem schelmischen Blicke. ‚In ein Weinhaus?'

‚Nein, ich gehe zu den Biegenwüls,' entschied Markus.

Da prallte der junge Gutsbesitzer wahrhaftig zurück. Der Gedanke an Pepi schoß ihm wie ein Blitz durch den Kopf und ‚die könnt dir erst recht gefährlich werden,' sagte er gerade heraus. ‚Lieber als zu dieser, ließe ich dich noch zu der anderen! Aber das sind alles keine Weiber für dich. Du mußt zu solchen, die du trotz deiner ganzen Naivität nicht ernst nehmen kannst. Weil du schon durchaus nicht mehr der alte Markus sein willst, so laß uns jetzt zunächst in ein Weinhaus gehen und dort wollen wir dann über das Weitere Rat pflegen. Komm'!'

‚Nein, diesmal täusch'st du dich an mir,' sagte Markus. ‚Ich habe genug an dem ersten Katzenjammer und was hinter mir liegt, liegt hinter mir.'

'Du lügst,' sagte Liebrich.

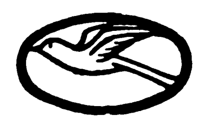
'Nein, glaube mir, Egid,' bat Markus. 'Ich hab' jetzt eben den Bruder der Pepi getroffen. Er hat von dem Glück erzählt, das bei ihnen daheim herrscht. Ich meine jetzt, daß ich bei dem Anblick dieses Glückes einen Trost finden könnt'.'

Egid lachte spottvoll. 'Auf's Ausnützen bedachte Menschen wirst du dort finden, und zu deinem Unheil wirst du ihren falschen Reden glauben. Das kenn' ich schon.' So stritten sie lange herum. Dann mußte Egid einsehen, daß er gegen den diesmal so eigenwilligen Baldringer nichts ausrichten würde.

'Heut' lasse ich dich noch einmal dumme Streiche machen,' sagte er schließlich. 'Aber dann will ich noch strenger über dich wachen, als ich es Benna versprochen habe. Ich hab' dich viel zu lieb, als daß ich dich noch lange so recht baldringerisch gegen dich selbst wüten lassen könnte.'

Trotz des freundlichen Abschiedes, den sie voneinander nahmen, fuhr Egid zornig heim. Markus aber ging — wußte er doch kaum selber, ob zu seinem Heil oder Unheil — zu den Geschwistern Biegenwül.

(Schluß folgt.)



Der Salutismus. Kritik und Würdigung der Heilsarmee.
Von Martin Faßbender

II. Die Heilsarmee nach Erscheinungsform, Anschauungsweise und Arbeitsmethode.

Wenn die Leute der Heilsarmee öffentlich auftreten, fallen dem Uneingeweihten drei Dinge besonders auf. Es ist das Armeewappen, die Fahne und der Salutistengruß. In dem Armeewappen, welches als Abzeichen mannigfaltige Verwendung findet, sollen die Grundlehren der Heilsarmee veranschaulicht werden. Wir sehen eine Sonne, in deren Mittelpunkt zwei gekreuzte Schwerter in den Buchstaben S verschlungen ein Kreuz tragen. Über dieser Sonne befindet sich eine Krone. Bedeutung: Die Sonne soll das Licht und Feuer des Heiligen Geistes veranschaulichen, der Buchstabe S bedeutet Salvation oder Salutismus = Errettung, die Strahlen der Sonne sollen hinweisen auf die Wahrheiten des Evangeliums, die Schwerter auf den Krieg und Kampf des Salutisten, die Krone auf die ewige Herrlichkeit. Die Fahne der Heilsarmee besteht aus einem großen roten Mittelfeld, welches an das Blut Christi und sein Opfer für die Menschen erinnert, die Umrahmung wird von einer blauen Randborte gebildet, welche an die Reinheit der Seele mahnen will, und der in der Mitte des roten Feldes angebrachte gelbe achteckige Stern möchte durch die von klarem Untergrunde sich abhebenden Worte ‚Blut und Feuer‘ besagen, daß das Blut des Heilandes die Sünden der Vergangenheit tilgen und das Feuer des Heiligen Geistes erleuchten und zum Gutestun begeistern soll. Der Gruß der Salutisten besteht in dem Erheben der rechten Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger bis zur Augenhöhe. Es soll damit nicht nur die gegenseitige Achtung der Grüßenden zum Ausdruck, sondern auch das vom Himmel kommende Heil der Seele in Erinnerung gebracht werden. Als die zehn köstlichen Gaben des Salutisten werden bezeichnet: Glaube, Liebe, Hoffnung, Freundlichkeit und Demut, welche mit den Fingern der rechten Hand, sowie Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Reinheit, Selbstverleugnung und Ausdauer, welche mit den Fingern der linken Hand in Beziehung gebracht werden.

Aus dieser Symbolik der Heilsarmee lassen sich schon Schlüsse auf die Anschauungsweise des Salutismus ziehen. Um zu einem gerechten Urteil über die religiös-sittlichen Ansichten desselben zu gelangen, wird man diejenigen Bücher aber noch näher einsehen müssen, welche von dem Verhältnis Gottes zu den Menschen handeln*.

---

* Wer sich überhaupt quellenmäßig über die in den Kreisen der Heilsarmee herrschenden Ideen an der Hand deutscher Literatur unterrichten will, für den kommen folgende Schriften des Generals Booth in Betracht: die Lehren d. H.; der Wegweiser; Frage und Antwort über d. H.; Regeln und Verordnungen für die Soldaten der H.; Regeln und Verordnungen für Offiziere d. H.; von der Generalin Katharina Booth: Aggressives Christentum; Heiligung; Gewißheit des Heiles; Reines Evangelium; Frucht der Vereinigung mit Christus; und endlich vom Kommandanten Olifant: Salutismus. Praktische Winke für Seelenretter. Es sei hier noch eingefügt, daß der Beiname ‚General‘ für die Gründer und Leiter der Heilsarmee ursprünglich die Abkürzung für ‚Generalsuperintendant‘ aus der Zeit

Als die ‚sieben Heilswahrheiten', also offenbar den Mittelpunkt der Lehren, auf denen sich das religiös-sittliche Leben aufbauen soll, führt der ‚Wegweiser' folgende Sätze auf: ‚1. Das Vorhandensein eines heiligen, allmächtigen und gütigen Gottes. 2. Das Übel der Sünde ist eine furchtbare Beleidigung gegen Gott und die Menschen. 3. Die Strafe der Sünde ist gewiß, gerecht, ewig. 4. Die Errettung für alle Menschen durch das Opfer Jesu Christi am Kreuz und gewirkt in den Herzen jener, welche durch den Heiligen Geist glauben. 5. Das Anerbieten einer sofortigen, freien und völligen Errettung für alle Menschen. 6. Die Verantwortlichkeit eines jeden Heilssoldaten, alles, was er besitzt, zur Verbreitung dieser Errettung zu gebrauchen. 7. Die herrlichen und ewigen Belohnungen, die Gott jedem getreuen Soldaten des Kreuzes verleihen wird.'

Die Grundlage des Heiles aber bildet der ‚Glaube', nicht als Verstandes-, sondern als Willensakt, im Sinne des felsenfesten V e r t r a u e n s auf Gottes Barmherzigkeit um Jesu, seines menschgewordenen und für die Sünden am Kreuze gestorbenen Sohnes willen, welcher Glaube seine Betätigung finden muß durch herzliche Reue und gutes Handeln. Es heißt in den Lehren: ‚Wenn ein bußfertiger Mensch wirkliche Reue empfindet, dann tut ihm immer leid, was er Unrechtes getan hat. Er ist betrübt darüber und wünscht, daß er nicht so schändlich und undankbar gegen einen solch liebevollen Gott gehandelt hätte. Wenn er wahrhafte Buße fühlt, so ist er immer sofort und auf der Stelle bereit, das Leben und die Handlungen, die ihm nun leid tun, aufzugeben und für immer darauf zu verzichten. Wenn er nicht willig ist sie aufzugeben, so ist er ein Heuchler. Die Reue ist hohl und nutzlos, die da nicht sagt: Mit Gottes Hilfe will ich diese Dinge n i e wieder tun.'

Es gibt für den Menschen drei Quellen religiöser Erkenntnis nach der Auffassung der Heilsarmee: 1. Die Bibel nach dem alten K a n o n gemäß der kathol. Überlieferung. 2. Die Erklärungen und Regeln der leitenden Persönlichkeiten der Heilsarmee. 3. Die jedem einzelnen zuteil werdende Erleuchtung Gottes. Die Wendungen, mit denen diese drei Erkenntnisquellen behandelt werden, sind in ihrer Sonderfassung nicht frei von Widersprüchen, indem die eine oder andere Quelle das eine oder andere Mal eine außerordentliche Bewertung erfährt. Die höchste Norm der Offenbarung, an deren Fassung jede Wahrheit gemessen werden muß, soll die Bibel bleiben. Daß in letzter Linie aber die Persönlichkeiten der Armee, besonders der General, die höchste Stelle für Bibelerklärung ist, ergibt sich aus der bereits oben dargelegten höchsten Autorität der Armee und aus dem Umstand, daß die Armee einen besonderen Bibeltext mit Erklärung besitzt, und daß Stellen, welche den Gepflogenheiten der Armee nicht entsprechen, kurzerhand zweckentsprechend umgestaltet oder sehr frei ausgelegt werden.

Entsprechend der Grundanschauung von der Bibel als Quelle der Offenbarung behandelt man die Bibel in der Heilsarmee mit großer Ehrfurcht,

---

seiner Zugehörigkeit zu der methodistischen Denomination bedeutet und allmählich dem militaristischen Aufbau der Armee entsprechend Umdeutung fand.

und die Frage: ‚Wie kann ein Heilssoldat den besten Gebrauch von der Bibel machen?‘ wird in sechs Punkten in Form von Geboten beantwortet: ‚1. Lies sie auf deinen Knien; 2. lies jedesmal ein wenig; 3. lies im Glauben, glaube jedes Wort; 4. fühle dich abhängig von dem Heiligen Geiste, daß er deiner Seele den wahren Sinn offenbare; 5. präge dir die nützlichen Teile ins Gedächtnis ein; 6. erkläre das, was du liesest, den Leuten in Worten und mit Illustrationen, die sie verstehen können.‘ Außerdem heißt es noch in dem ‚Wegweiser‘ bezüglich des Lesens in der Bibel: ‚Ich sollte sie täglich lesen, ihre Bedeutung ergründen, glauben, was sie sagt und mich von ihr leiten lassen. Ich sollte Gott bitten, mir zu helfen, die Bibel zu verstehen, wenn ich sie lese. Bloße Kenntnis der Bibel und Glaube an dieselbe kann mich (aber) nicht retten, wenn ich nicht ausübe, was ich aus ihr lerne.‘ Das Bibellesen wird besonders gepflegt durch den ‚Heilsarmee-Gebets- und Hilfsbund‘, dessen Mitglieder sich zum täglichen Gebet um den Erfolg der Heilsarmeearbeit und zur Tätigkeit für Verbreitung der Heilsarmeeideen verpflichten und monatlich eine Bibellesekarte mit bestimmten Bibelversen zur Lesung für jeden Tag erhalten. Diese letztgenannte Einrichtung erinnert an die ‚Lesungen‘ der Herrnhuter, von denen man sich erzählt, daß Fürst Bismarck sie täglich gelesen habe.

Wie sich die Heilsarmee die Gottheit denkt, darüber herrschen vielfach ganz falsche Anschauungen. Es erfordert deshalb die Gerechtigkeit, an der Hand des ‚Wegweisers‘ und der ‚Lehren‘ festzustellen, wie die Heilsarmee zum Dasein Gottes, zum Glauben an die Trinität und die Gottheit Christi sich stellt. Als Gründe für das Dasein eines Gottes werden vier angeführt, nämlich, ‚daß die Dinge, die erschaffen sind, zeigen, daß es einen Schöpfer geben muß, weil man in der eigenen Seele fühlt, daß es einen Gott gibt, der an der eigenen Seele arbeitet, weil die Bibel, von der man weiß, daß sie ein gutes und wahres Buch ist, sagt, daß es einen Gott gibt und weil die Bibel redet von Gottes wunderbaren Taten unter den Menschenkindern‘. Gott ist ‚ein mächtiges, ewiges, unabhängiges, in sich selbst existierendes Wesen, das alles sieht und weiß, das vollkommen weise, gut, heilig, gerecht und wahr ist‘. Näher wird dieses Wesen dann bestimmt als ‚ein in sich selbst bestehender und ewiger Geist, dessen Leben, Macht und Glück von nichts anderem abhängt als von ihm selbst, und dessen Existenz ohne Anfang und ohne Ende ist, der aus nichts durch sein Wort die Welt gemacht hat, um seine Würde, das Heil, Liebe und Macht zu zeigen, und somit der Schöpfer, Vater und Regierer aller Dinge ist‘. Besonderer Nachdruck wird aber in der Heilsarmee auf die zweitgenannte Eigenschaft, auf den Gedanken, gelegt, daß Gott nicht nur unser Schöpfer und Herr ist, sondern daß er unser gütiger Vater ist. In einem Osterartikel des ‚Kriegsruf‘ vom Jahre 1906 heißt es:

> Ehe Jesus in diese Welt kam, war Gott für das Begriffsvermögen, selbst Seines eigenen Volkes, mehr der Schöpfer und Regierer des Weltalls, der sich im Donner des Sinai kundgab, und der Seinem Volke half und es befreite, das Meer teilte, die Felsen zerbrach und viele andere große Zeichen und Wunder geschehen ließ. Doch Christus kam, um (außer Seinem Erlösungswerk) uns mehr über die väterliche Seite Gottes zu unterrichten. Er kam, indem wir Seine eigenen

Eugène Carrière/Lucie



Worte gebrauchen, um uns ‚den Vater zu offenbaren' und um auf unsere zitternden Lippen das so unaussprechlich zärtliche und vielsagende Gebet zu legen: ‚Unser Vater, der Du bist im Himmel!'

Wird nun auch betont, daß es nur ‚einen lebendigen und wahren Gott gibt', so wird andererseits aber ebenso deutlich zum Ausdruck gebracht, daß ‚in Gott drei Personen sind — Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist — und diese drei ein Gott sind, was ein Geheimnis ist, d. h. etwas, das wahr ist, das wir jedoch nicht verstehen können, daß jede Person göttlich ist und als Gott angebetet werden soll'.

In den ‚Lehren' wird sodann die Frage gestellt: ‚Welche Stellen der Bibel werden hauptsächlich von denen angeführt, welche die Gottheit unseres Herrn Jesus leugnen?' und dahin beantwortet: ‚Diejenigen, welche von seiner Menschlichkeit reden.' Es heißt dann in der folgenden Frage aber weiter: ‚Neben der Wahrheit, daß Jesus Christus wirklich und wahrhaft Mensch ist, glauben wir ebensosehr, daß er wirklich und wahrhaftig Gott ist. Er wurde Mensch, um zu leiden und er war Gott, um zu sühnen.' In dem ‚Wegweiser' wird dieser Gedanke genauer durch folgende Erklärungen bestimmt: ‚Es gibt zwei Naturen in Jesus Christus: die Natur Gottes und die Natur des Menschen. Christus ist die zweite Person in der Dreieinigkeit, der Sohn Gottes, wirklich und wahrhaftig Gott, besitzt die ganze Macht Gottes, ist Gott gewesen von aller Ewigkeit her und wird Gott immerdar sein, ist wohl Mensch seit seiner Menschwerdung, worunter zu verstehen ist, daß er einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele annahm, von der Jungfrau Maria geboren wurde und das ist es, was die Bibel meint, wenn sie sagt: das Wort ward Fleisch.'

Von dem Heiligen Geist wird in dem ‚Wegweiser' gesagt, daß er ‚die dritte Person in der heiligen Dreieinigkeit' und ebenfalls wie der Sohn ‚wirklich und wahrhaftig Gott ist', und daß sein Wirken dahin gerichtet ist, ‚die Menschen von der Sünde zu überzeugen, sie zu überreden, die Errettung zu suchen und ihnen dann zu helfen, gute Soldaten Jesu Christi zu sein'. ‚Der Heilige Geist spricht direkt zu den Herzen der Sünder,' heißt es dann weiter, ‚indem er sie zu überzeugen und dazu zu drängen sucht, sich Gott zu unterwerfen und gerettet zu werden. In derselben Weise wirkt der Geist Gottes auch direkt auf die Herzen der Heiligen, indem er sie leitet und sie beeinflußt in allem, was ihre Heiligkeit, Nützlichkeit und Glückseligkeit anbetrifft, worunter zu verstehen ist, daß er sich nicht darauf beschränkt, den Menschen Botschaften zu senden durch seine Kinder oder durch Bücher, sondern daß er selbst geradenwegs zu den Herzen der Menschen spricht und sie so beeinflußt, daß sie fühlen, was er möchte, daß sie tun sollen.'

Die Glaubenslehren sind aber nicht dasjenige, was die Heilsarmee in Wort und Schrift hauptsächlich betont. Sie macht vielmehr den ‚Kirchen' bittere Vorwürfe, daß sie im ‚Dogmatismus' stecken geblieben seien. Die Heilsarmee betont in erster Linie stets die Verwerflichkeit der Sünde und die Verantwortlichkeit des einzelnen gegenüber Gott, die Rettung durch das Blut Christi und die Arbeit an der eigenen Seele. Als das Wesen aller wahren Religion

wird die Liebe bezeichnet: ‚Sie sollte alle Gedanken, Gefühle und Taten beeinflussen und regieren, kurz: sie sollte den Soldaten vollständig beherrschen im häuslichen wie im öffentlichen Leben.‘ Die Liebe wird dann weiter bestimmt als Wohltätigkeit, d. h. für das Wohlergehen aller zu arbeiten, und ‚jede Anstrengung, die nicht den wirklichen Segen für andere im Herzen hat, ja die nicht gerade zu diesem Zweck angefangen und ausgeführt wird‘, wird als falsch und unchristlich bezeichnet. In dem ‚Wegweiser‘ wird der Sinn des Dekalogs eingehend unter Bezugnahme auf die Forderungen der Gegenwart erörtert. Besondere Einschärfung finden die Pflichten der Eheleute gegeneinander und das wechselseitige Verhältnis von Eltern und Kindern, Herrschaft und Dienstboten. Einen großen sittlichen Ernst verraten weiter die Mahnungen, welche Abscheu vor der Unkeuschheit in jeder Form verlangen. Nicht allein Verleumdung, sondern jedes ‚Sprechen über wirkliche und vermeintliche Fehler des Nächsten, wenn es nicht nötig ist und zu nichts nützt‘, wird aufs strengste verurteilt; dementsprechend Vermeidung oder doch baldige Beilegung von Streitigkeiten gefordert. Leichtsinniges Schuldenmachen wird dem Diebstahl gleich erachtet und deshalb niemand in die Heilsarmee aufgenommen, der nicht seine Schulden bezahlt hat. Ganz besonders soll sich der Salutist der Wahrhaftigkeit befleißigen. Es wird verlangt: Enthaltung von allen berauschenden Getränken, von Luxus im Ausputz der Kleider, vom unnötigen Besatz, Schmuck und Flitterkram, sowie Verzicht auf alle weltlichen Vergnügen, als Theater, Konzerte, Bälle und Zirkus. Der Genuß des Tabaks in irgend einer Form schließt von jeder Beförderung in der Armee aus; dem gewöhnlichen Soldaten ist Rauchen und Schnupfen zwar nicht geradezu verboten, aber solange er dem Tabak nicht völlig entsagt hat, kann er keinen Posten bekleiden.

Für die Auffassung, welche in der Heilsarmee über das religiöse Leben herrscht, dürften die zehn Regeln für die Tagesordnung, welche von jedem Soldaten zu beobachten sind, bezeichnend sein. Die Regeln beginnen: ‚Sobald ich erwache, sollte ich meinem himmlischen Vater für seine Güte zu mir danken, zur richtigen Zeit aufstehen, mich mit Bescheidenheit kleiden und dann niederknien und mein Morgengebet sprechen‘, und der Schluß lautet entsprechend: ‚Ich muß mein Abendgebet sprechen und mich dann zur Ruhe zurückziehen, muß mich der Hut Gottes anvertrauen, im festen Glauben, daß er mich zu sich in den Himmel nehmen wird, wenn ich in meinem Schlafe sterbe.‘ Jede Woche soll jeder Soldat den Zustand seiner Seele ernstlich prüfen in einer genauen Gewissenserforschung. Im Verkehr mit den Mitmenschen soll der Salutist Ehrlichkeit, versöhnlichen Sinn, Sanftmut, Demut und Wahrhaftigkeit bekunden; er soll sich der Geduld befleißigen, um angesichts der Schwierigkeiten, die ihm bei seinen Arbeiten entgegentreten, auszuharren, ohne gereizt zu werden. Als besondere Tugend wird der Fleiß gerühmt ‚als kluger, beständiger und nützlicher Gebrauch aller Eigenschaften, die ein Mensch besitzt, um sein und seiner Nächsten Wohlergehen fördern zu können.‘ Eine eigenartige Einrichtung der Heilsarmee besteht in der sogenannten ‚Selbstverleugnungswoche‘. Es ist eine jährlich wiederkehrende Woche, in der die Mitglieder sich irgendeinen erlaubten Genuß freiwillig versagen und die dadurch gemachten Ersparnisse

für einen seitens der Armeeleitung bestimmten wohltätigen oder gemeinnützigen Zweck der letzteren zur Verfügung stellen. In den Regeln und Verordnungen für die Soldaten der Heilsarmee finden sich nicht allein Bestimmungen über die Bildung des Charakters durch Herausarbeitung bestimmter Tugenden, sondern es wird dem Soldaten auch ans Herz gelegt, sich alleweg der Gesellschaftsformen des Anstandes und guter Sitten zu befleißigen. Auch findet sich dort außer einer ‚Anstandslehre' ein größerer Abschnitt über vernünftige Pflege des Körpers, mit der Begründung, daß es viel leichter sei, Gott zu vertrauen, wenn man gesund, als wenn man krank und, daß man sich viel ernster an das Werk fremder Seelenrettung mache und größeren Erfolg bei seinen Arbeiten habe, wenn man physische Kraft, kräftige Energie und guten Geist besitze. Und so werden Regeln für die Ernährung, Kleidung und Arbeit aufgestellt und auf die Bedeutung der frischen Luft, den Nutzen der Reinlichkeit und andere Maßnahmen rationeller Hygiene hingewiesen.

Will man die Heilsarmee in ihrer religiösen Auffassung anschaulich schildern, so wird man nicht darauf verzichten können, ihre Stellung zum Gebet einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Sowohl die Schriften der Heilsarmee wie auch der Kriegsruf erwecken den Eindruck, daß das Gebet bei den Salutisten außerordentlich geschätzt wird, da allewege seine Notwendigkeit, Kraft und Schönheit zum Ausdruck gelangt. Es werden aber alle feststehenden Gebetsformeln verworfen. Nicht einmal die Worte des Vaterunsers finden Anwendung in den öffentlichen Versammlungen der Armee. Der einzelne soll kniend mit geschlossenen Augen das Gebet in der Form des Zwiegespräches mit Gott verrichten. Das Gebet soll einfach sein, und in *selbstgewählten Worten* soll das zum Ausdruck kommen, was einem jeden am Herzen liegt, ja, wenn es unauffällig geschehen kann, soll man zur Verstärkung der Sammlung auch im stillen Kämmerlein für sich allein das Zwiegespräch mit dem lieben Gott nicht leise, sondern mit lauter Stimme führen, was ich in einem Aufsatz des Generals sogar sehr eindringlich empfohlen fand. Der Vorbeter in den Versammlungen spricht aus dem Stegreif in stehender Haltung und ebenfalls mit geschlossenen Augen allerlei Gebete, wobei die Versammlung ihre Teilnahme durch lebhaftes Amen, Amen bekundet. Jeder Soldat soll täglich um 12½ Uhr, wo immer er sich auch befindet, eine Viertelstunde lang beten für die Bekehrung der Sünder und die Förderung der Heilsarmeearbeit. Jeden Sonntagmorgen finden gemeinsame Gebetsversammlungen in den einzelnen Korps statt. Früher wurden Gebetsnächte veranstaltet, an deren Stelle aber gegenwärtig Gebetstage getreten sind, an denen jede Stunde ein anderer Vorbeter auftritt und Gebete in einer besonderen Meinung improvisiert. Charakteristisch ist noch für die Auffassung vom Gebet in der Heilsarmee der Abschnitt ‚Die Heilung durch den Glauben' in den Regeln und Verordnungen für die Offiziere. Nach den dortigen Ausführungen glaubt man, daß einzelne Personen die Gabe von Gott empfangen haben, durch wunderbar wirksames Gebet die Wiederherstellung selbst schwerkranker Personen zu bewirken.

Die vorstehende Schilderung der in der Heilsarmee herrschenden religiös-sittlichen Auffassung gewährt einen Einblick in ihre Glaubens- und Lebenslehre.

Was ist aber von ihrer Betätigungsart zu halten, welche darauf gerichtet ist, ‚die schlafende Welt aufzuwecken und deren Blick hinzulenken auf Christus'? Ich meine die nach außen gerichtete Tätigkeit des Salutismus. Diese hat, wie wir oben bereits gesehen, in der Gegenwart eine doppelte Aufgabe: religiöse Erweckung und soziale Fürsorge. In der eigenartigen Arbeitsmethode, welche man nach beiden Richtungen zur Anwendung bringt, soll nach Ansicht vieler das Rätsel des Erfolges der Heilsarmee liegen. Außerdem dann noch in der Kombination der ebenso aggressiven wie auch volkspsychologisch geschickt abgestimmten Werbetätigkeit mit einer den Grundregeln der Suggestion abgelauschten Massenbeeinflußung und der der ‚Hefe des Abschaums' sittlicher Verwahrlosung gewidmeten Liebestätigkeit. Für die ganze Arbeitsmethode sowohl bezüglich der religiös-sittlichen Bekehrung wie auch des Sozialwerkes sind zwei Momente zweifellos charakteristisch: Aktualität und Aggressivität. Der Geist der Aktualität und Energie wird in der Armee in jeder Weise zu erwecken versucht. Der Soldat soll dasjenige zur Darstellung bringen, was auch das Wesen und die psychische Eigenart des Generals ausmacht: Energie und Tatkraft. Den hilfsbedürftigen Weltmenschen soll man nachgehen und sie geradezu zwingen, der Sünde zu entsagen. Frau Booth tut in einer ihrer Schriften den Ausspruch: ‚Der Heiland habe nicht gesagt: Gehet hin und bauet Kirchen und wartet dort, bis die Leute zu euch kommen, sondern, lauft ihnen nach, sucht sie auf und predigt das Evangelium jeglicher Kreatur.'

Recht charakteristisch für die praktische Betätigung der Heilsarmee ist die Einrichtung der seit dem Jahre 1906 geschaffenen ‚Antiselbstmordbureaus'. Man ging zuerst in London mit dieser Einrichtung vor — das dortige Bureau steht unter Leitung des bekannten Master Rider Haggard und behandelte im Jahre 1909 über 1000 Fälle — es folgten dann Einrichtungen in allen größeren Städten Englands und Amerikas, — ja in Australien und Japan sollen sie bestehen. Es handelt sich dabei um eine öffentliche Aufforderung an jeden, der Selbstmordgedanken hegte, bei dem Bureau der Heilsarmee Hilfe zu suchen, ehe er den verzweifelten Schritt tut. Aber Geld wird nicht gegeben, sondern ausgehend von der praktischen Erfahrung, daß zwei Momente, nämlich geistig-sittliche Hebung und materielle Wohlfahrt zusammenwirken müssen gegen die Verzweiflung der Ärmsten, in deren Seele jedenfalls Entsetzliches vorgegangen sein muß, wird in erster Linie seelisch eingewirkt und dann eine systematische und umfassende Regelung der Gesamtverhältnisse in Angriff genommen, welche zur Verzweiflung geführt haben.

Die aufdringliche, ans Marktschreierische geradezu mahnende Reklame, die mit Musik veranstalteten Aufzüge, die Ausschmückung der Lokale mit Sprüchen und Bildern nach Art von Jahrmarktbuden, der Gesang religiöser Lieder nach Melodien, die stellenweise an Gassenhauer erinnern, die auf starke Nerven berechnete Musik, das Händeklatschen, Füßestampfen, Tücherschwenken in Versammlungen — das alles macht auf gebildete Leute meistens einen abstoßenden Eindruck und ist auf Gemütswirkung berechnet, abgestimmt auf das Empfinden der ungebildeten Volksmassen. Abstoßend wirkt auch nicht selten die rücksichtslose Offenheit, mit der die Selbstbekenntnisse verkommener Menschen

abgegeben werden. Es kann das alles leicht zur Profanation der Religion dienen, und es besteht die große Gefahr der Überrumpelung und der Scheinbekehrung, auch der Selbsttäuschung durch starke äußere Effekte, ist doch die Suggestibilität am stärksten gerade bei den Ungebildeten. Dabei ist aber immer ein Zweifaches im Auge zu behalten: der ganze Zuschnitt der Veranstaltungen der Heilsarmee, soweit sie auf die Bekehrung Außenstehender hinzuwirken bestimmt sind, ist auch nicht auf die gebildeten Kreise, sondern zielbewußt auf die gewöhnlichen Volksmassen berechnet und manches Abstoßende ist andererseits wieder nicht sowohl in der Methode begründet, als vielmehr darauf zurückzuführen, daß ganz ungebildete Leute diese Dinge zur Ausführung bringen. Die Abhaltung der öffentlichen Versammlungen mit Predigten erfolgt nicht durch wissenschaftlich gebildete Theologen, sondern meistens durch dürftig gebildete Männer und Frauen, wie denn auch die ‚Kadettenschule der Heilsarmee', in der die Offiziere ausgebildet werden, als Lehranstalt gemäß ihrem Unterrichtsplan mit den Leistungen der Brüderanstalten der inneren Mission der evangelischen Kirche in keiner Weise den Vergleich bestehen kann.

Daß für die Zwecke der Heilsarmee manche ihrer Einrichtungen aber sehr wirkungsvoll gestaltet sind, wird man nicht in Abrede stellen können. Ohne Unterbrechung folgen sich in den Versammlungen Gebete, Gesänge und Reden; es werden keine langen Reden gehalten, sondern es tritt möglichst oft ein Wechsel der Redner ein und die Reden sollen immer packend sein — — niemals langweilig und schläfrig, das wird den Rednern fest eingeprägt —, mit einem Worte: es sollen in den Versammlungen die Eindrücke mit größter Schnelligkeit aufeinander folgen: Kleingewehrfeuer, Bomben, Granaten. Von besonderm Eindruck ist auch für viele Menschen zweifellos die leidenschaftliche Erregung, wie sie die Vorbeter so häufig zur Schau tragen. Den Grundsätzen moderner Suggestionstheorie entsprechen auch die den Reden so häufig eingefügten Kommandorufe, wie z. B.: ‚Kommen Sie, kommen Sie, warten Sie nicht länger, der Heiland ruft!' Den Charakter suggestiver Eingebung kann auch sehr wohl die aus dem Munde Bekehrter gehörte Schilderung des an die Befreiung von der Sünde geknüpften Glückes haben. Zu suggestiver Beeinflussung ist ebenso auch geeignet die stramme Haltung, die feste Aussprache, der heitere Blick, wie er bei den Rednern in den Versammlungen beobachtet werden kann, da solche Geberden Energie und freudigen Optimismus zu erregen vermögen.

Etwas Eigenartiges, äußerlich an die Beichte der katholischen Kirche erinnernd, aber tatsächlich völlig ablehnend gegenüber den Grundgedanken derselben, stellt die ‚Bußbank', merey seat oder auch penitent form genannt, dar. In den Versammlungen wird nämlich besonderer Wert darauf gelegt, daß möglichst viele aus den Zuhörern, die noch nicht zur Heilsarmee gehören, zu der unmittelbar vor der Rednerbühne (Plattform) aufgestellten Stuhlreihe kommen und dort niederknien zum Zeichen, daß ‚sie ihre Sünden aufgeben und Gott dienen wollen und nach Vergebung der Sünden verlangen'. Hier kniet sich sofort ein männlicher oder weiblicher Offizier, je nachdem es sich um einen männlichen oder weiblichen Büßer handelt, hin und beide besprechen

sich über den Seelenzustand des letztern, über alles, was an Sündenelend ihn bedrückt, da eine klare, ehrliche Aussprache geeignet erscheint, ‚die Last von den Schultern zu nehmen, die sonst in düsterer Verzweiflung zu zermalmen droht‘. Wie der eigentliche Bekehrungsakt gedacht wird, zeigt kurz und bündig die Schilderung, welche Katharina Booth, die Generalin, von ihrer eigenen ‚Erweckung‘ im Alter von sechzehn Jahren in ihrem Tagebuch gegeben hat.

‚Obwohl ich das Bewußtsein hatte,‘ sagte sie, ‚mich von frühester Jugend an Gott ganz und gar hingegeben zu haben und obgleich ich darauf bedacht war, ihm zu dienen und auch oft einen tiefen, freudigen Genuß am Gebet empfand, so hatte ich trotzdem nicht die positive Gewißheit, daß mir meine Sünden vergeben wären und daß sich jene wirkliche Veränderung des Herzens in mir vollzogen hatte, über die ich so viel gelesen und gehört... Es erschien mir unvernünftig, anzunehmen, ich sei gerettet, ohne daß ich es wüßte. Auf jeden Fall konnte ich nicht zugeben, daß ich in bezug auf diese Sache im Zweifel blieb. Niemals werde ich den Kampf vergessen, den ich durchmachte. Ich pflegte bis zwei Uhr Morgens in meinem Zimmer auf und abzugehen und wenn ich mich, äußerst erschöpft, endlich zum Schlafen niederlegte, legte ich meine Bibel und mein Liederbuch unter mein Kissen, betend, daß ich mit der Gewißheit der Errettung erwachen möge. Eines Morgens, als ich mein Liederbuch öffnete, fiel mein Auge auf die Worte:

Mein Gott, ich bin dein,
Mich kann nichts mehr erfreu'n
Als ganz fest zu wissen, daß Jesus ist mein!

Unzählige Male hatte ich diese Worte gelesen und gesungen. Aber jetzt drangen sie in die Tiefe meiner Seele mit einer Macht und einer Erleuchtung, die sie vorher nie besaßen.... Ich hoffte nicht länger, gerettet zu sein, ich war davon überzeugt. Die Gewißheit meiner Errettung schien meine ganze Seele zu überfluten und zu erfüllen. Ich sprang aus dem Bett; ohne mich erst anzukleiden, rannte ich in das Zimmer meiner Mutter, um ihr zu verkünden, was sich ereignet hatte.‘

Diese Überzeugung, das Heil gefunden zu haben, ist nach dem ‚Wegweiser‘ der Schluß des Rechtfertigungsvorganges, welch' letzterer fünf Teile umfaßt: Suchen, d. h. sehnlich und eifrig arbeiten an der eigenen Besserung, Reue, d. h. wirkliches Bedauern über die Sünde, Aufgeben, d. h. alles meiden, was Gott nach unserem Empfinden verabscheut, Hingabe, d. h. Bereitwilligkeit, nur das zu tun, von dem wir glauben, daß es Gott gefällt und rettender Glaube, d. h. die Überzeugung, daß Gott uns wegen der vorhergehenden bußfertigen und ernste Besserung erstrebenden Seelenverfassung die Sünden verziehen habe.

Mit der religiösen Rettungsarbeit sucht die Heilsarmee Wohlfahrtspflege und Wohltätigkeit zu verbinden. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß die leibliche Wohlfahrt zwecklos sei ohne sittliche Hebung, sittliche Hebung aber nur möglich in Verbindung mit materieller Förderung: Der knurrende Magen verhindert die Aufnahme auch der liebevollsten Mahnungen zur sittlichen Besserung. Die Hauptgebiete, auf denen das Sozialwerk der Heilsarmee sich betätigt, sind der Kampf gegen die geschlechtliche Unsittlichkeit, Mißbrauch geistiger Getränke und die Arbeitslosigkeit. Es dürfte wohl keinem

Zweifel unterliegen, daß die Quelle vieler wirtschaftlicher und sittlicher Mißstände in der Trunksucht zu finden ist. Für die Gewohnheitstrinker gibt es nun — wie alle Sachverständigen unumwunden zugeben — keine Rettung als nur in der völligen Enthaltsamkeit von Alkohol in jeder Form. Da ferner die Trunksucht häufig in so enger Beziehung zur Prostitution und anderen Formen geschlechtlicher Unsittlichkeit steht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade die von der Heilsarmee so streng durchgeführte Alkoholabstinenz von großer Wirkung sein muß. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Art und Weise, wie man Hoffnungsfreudigkeit in die Herzen der Gesunkenen zu flößen versteht, sich von segensreichem Einfluß erweisen muß. Alle Anerkennung verdient die liebevolle Sorge, welche man den untersten Klassen, den ganz Verkommenen und Verachteten, der Hefe des Volkes angedeihen läßt. Wenn man bedenkt, daß diese Leute bezüglich aller Selbsthilfe meist ganz ohnmächtig sind — sie können sich nicht mehr selbst helfen, aber vielfach wollen sie sich auch nicht helfen lassen — da verdient die Milde und Güte, die Ausdauer und Begeisterung, mit der man den Opfern der Leidenschaft nachgeht, alles Lob. Die Anstalten, welche man für Hilfsbedürftige eingerichtet hat, sind: Kinderheime, Arbeiterkolonien, Männerheime für entlassene Sträflinge, ebenso für Trinker, Obdach- und Arbeitslose, Rettungsheime für gefallene Mädchen, Samariterstationen für Krankenpflege und Krankenbesuche, Wöchnerinnenheime, Logier- und Speisehäuser für Mädchen und Frauen, Arbeitsnachweise, Volksküchen und Asyle zur vorübergehenden Aufnahme von Obdachlosen.

Sehen wir uns die religiösen Anschauungen der Heilsarmee an, so könnte man sie kurz mit dem Namen des religiösen Pragmatismus bezeichnen. So hoch man auch die Bibel schätzt, bei der Aufstellung der Glaubenslehren und der Einrichtungen der Armee ist allgemein der Grundsatz beobachtet: Was Erfolg hat, entspricht dem Willen Gottes, ist gut und muß biblisch sein. Man verwirft nicht allein die Taufe, sondern alle Sakramente. An die Stelle der Taufe ist getreten: die Hingabe der Kinder an Gott und die Armee. Bei dieser Zeremonie wird kein Wasser verwandt, sondern es werden Gebete gesprochen und den Eltern eingeschärft, daß sie von dem Kinde fernhalten sollen alle berauschenden Getränke, Tabak, Putz, Üppigkeit, verderbliche Lektüre, weltlichen Umgang und jeglichen für Seele und Leib gefährlichen Einfluß. Man hat auch einen eigenartigen Ritus für die Eingehung der Ehe. Bezüglich der Ehelosigkeit wird die Ansicht vertreten, daß der Zölibat dann beobachtet werden müsse, wenn der Soldat glaube, daß er als Familienvater nicht sonderlich für Gott und die Armee arbeiten könne. Will man eine sachliche Kritik an der Heilsarmee üben, so liegt auf der Hand, daß vom Standpunkte der katholischen Kirche aus sie schon allein wegen ihrer Verwerfung der Sakramente und eines besonderen Priestertums vollständig abzulehnen ist. Dabei ist auch noch hervorzuheben, daß in ihren Schriften die katholische Kirche eine sehr abfällige Beurteilung findet. Überhaupt wirkt die Überschätzung der eigenen Bedeutung, wie sie so häufig bei der Heilsarmee hervortritt, unangenehm, ja man möchte sagen, viele Wendungen mahnen direkt an Pharisäismus.

Eine genauere Betrachtung dürfte aber doch noch ihre Arbeitsmethode verdienen. Es wäre ja immerhin möglich, daß unter den vielfach abstoßenden Formen gesunde Ideen und richtige technische Grundsätze verborgen wären, aus denen auch der Außenstehende lehrreiche Anregungen gewinnen könnte. Richtig sind vom Standpunkte der Heilsarmee aus, und könnten auch in entsprechender Ummodelung von anderen Organisationen für ihre Zwecke Verwendung finden, folgende Grundsätze: Sich mit besonderer Liebe der Jugendpflege annehmen, denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft! Persönliche individuelle Behandlung der Entgleisten! Die Verkommenen aufsuchen und nicht warten, bis sie selbst Hilfe heischen! Die Bekehrten nicht sich selbst überlassen, sondern möglichst bald zu sozialer Selbstbetätigung heranziehen! Sehr wertvoll ist die Anregung zu lautem Gebet mit selbstgewählten Worten, in Sammlung mit geschlossenen Augen. Ein gutes Verständnis für den Grundgedanken der christlichen Selbstverleugnung zeigt die Strenge in der Alkoholabstinenz, die Vermeidung jedes Luxus der Lebenshaltung und die Verwertung des Ersparten für Liebeswerke. Wenn die Predigt durch Illustrationen und Vergleiche und Eingehen auf die besonderen Verhältnisse der Zuhörer recht anschaulich und spannend gestaltet werden soll und unter den zu behandelnden Gegenständen besonders die scharfe Erfassung des letzten Zieles der Menschen, der Hinweis auf die vier letzten Dinge, die Möglichkeit eines plötzlichen Todes, die Betrachtung des bitteren Leidens des Heilandes hervorgehoben werden, so kann das nur Anerkennung verdienen. Recht beachtenswert ist der Grundsatz: in den Reden und Predigten nie langweilig werden, sondern stets etwas Neues in Form und Gedanken bringen, da viele Menschen der Kraft entbehren, selbsttätig zu denken und das gewohnheitsmäßig Gehörte ihre Aufmerksamkeit nicht mehr fesselt. Wenn den Heilsarmeeleuten Heiterkeit und Fröhlichkeit, d. h. das Zurschautragen eines heiteren Christentums, empfohlen wird, so erinnert das an eine alte Lehre der christlichen Aszetik, welche besagt, daß alle Frömmigkeit, welche ein mürrisches Gesicht zeigt, verdächtig sei. Man denke an das Büchlein von Bischof Keppler: Mehr Freude! So energisch die Frauenpredigt, wie sie in der Heilsarmee gebräuchlich, abzulehnen ist, so wichtig ist die Heranziehung der Frauen zu Wohlfahrtsarbeit. Sehr richtig ist auch der Grundsatz, daß alle Erstrebung äußerer Wohlfahrt, wenn sie nicht mit sittlicher Erneuerung der Menschen einhergeht, auf die Dauer sich als wertlos erweisen muß — ein Gedanke, der auch bei der sozialen Gesetzgebung zu beachten ist. Für den Erfolg der salutistischen Caritasarbeit ist sehr belangreich die Gruppierung der verschiedenen Liebeswerke um einen Mittelpunkt und das Hand-in-Hand-Arbeiten der Männer- und Frauenarbeit nach einheitlichen Gesichtspunkten und nach einem einheitlich geordneten Ziele. Außerordentlich viel hat zur Propaganda für die Heilsarmee beigetragen die sorgfältige Statistik ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Liebestätigkeit. Ein pädagogisch trefflicher Grundsatz ist, daß arbeitsfähigen Armen nichts geschenkt wird, sondern behufs Erhöhung des Gefühles der Menschenwürde müssen sie sich die Unterstützung selbst verdienen; das aber zu ermöglichen, dazu wird Gelegenheit geboten. Sehr zweckmäßig ist die Einteilung der Offiziere der

Heilsarmee in Feldoffiziere und Lokaloffiziere, von denen die ersteren berufsmäßig ihre ganze Lebenstätigkeit, die andern nur ihre berufsfreie Zeit in den Dienst des Salutismus stellen. Ein wichtiger und richtiger Gedanke ist die systematische Ausbildung in Caritasarbeit durch die Kadettenschule. Edel und von echter Nächstenliebe zeugt die stete Betonung, daß wir für die Verhältnisse um uns verantwortlich sind und nicht allein an das eigene Seelenheil denken dürfen: ‚Rette deine Seele!' heiße: ‚Rette auch die Seele deines Mitbruders!' Anerkennung verdient die stete Einschärfung der Übereinstimmung von Leben und Lehre: nicht äußere religiöse Kultformen mitmachen, ohne vom Geiste berührt zu werden; beste Predigt und wirksamste Verteidigung der eigenen Sache bleibt die folgerichtige Betätigung der Grundsätze im Leben.

Auf die kürzeste Formel gebracht dürften die beiden wesentlichsten Grundsätze des Salutismus sein: in der Lebenslehre nach innen Erweckung der Tatkraft durch Belebung eines opferwilligen und arbeitsfreudigen Optimismus, in der Arbeitsmethode nach außen Anknüpfung an die natürlichen Fähigkeiten und natürlichen Neigungen der großen Massen, sowie Schaffung einer Verbindungsbrücke zwischen diesen und den sittlichen Zielen, zu denen jene geführt werden sollen. In wenigen Sätzen aber ein Urteil über die Heilsarmee abzugeben, ist nicht leicht, da man bei solcher Kürze in die Gefahr kommt, Lob und Tadel nicht hinreichend sorgfältig abwägen zu können; müssen doch verschiedene Dinge in dem System des Salutismus eine gesonderte Würdigung erfahren. Darüber kann indessen wohl kein Zweifel sein, daß die theoretischen Grundlagen der Heilsarmee sehr widerspruchsvoll sind. Dasselbe gilt von manchen aus der wenig einheitlichen Dogmatik gezogenen Folgerungen; erinnert doch mancher gute Gedanke ebensowohl an Ideen des III. Ordens des hl. Franziskus von Assisi, wie andere wieder an die Grundsätze der Gesellschaft für ethische Kultur. Unverkennbar überragt in der pädagogischen Methode des Salutismus das voluntaristische Prinzip. Sicherlich erfährt aber die Heilsarmee manches ungerechte Urteil dadurch, daß man die äußeren befremdlichen Formen der propagandistischen Seelenrettung nicht gesondert von den psychologischen Grundgedanken zu analysieren sucht, die bei der Aufstellung der in letzterer maßgebenden Methode bestimmend gewesen sind. Was die positiven Leistungen der Heilsarmee angeht, so beschränken sich dieselben allerdings auf das caritative Gebiet, und zwar geht ihre Einwirkung besonders auf die entgleisten und in Unzucht und Trunksucht versunkenen Existenzen. Hier sind aber ihre Leistungen vielfach derartig, daß sie die Anerkennung jedes wahren Menschenfreundes verdienen.

Man kann dem vorsichtig abwägenden Urteil des Universitätsprofessors Dr. Joseph Pohle, Mitglied der kath.-theolog. Fakultät Breslau, Recht geben, wenn er, der durch langjährigen Aufenthalt in England und in den Vereinigten Staaten, wo die Heilsarmee mit ihren uns Deutsche fremdartig anmutenden Methoden am bodenständigsten ist, sowie durch Studium der historischen Entwicklung auf dem englischen Mutterboden über das Wesen und die Erfolge der Heilsarmee ein unabhängiges Urteil sich gebildet hat, sagt: ‚Obschon ich mir nicht verhehle, daß die führenden Prinzipien an einer ge-

wissen Halbheit kranken, insofern echt katholische Grundsätze unvermittelt neben echt protestantischen stehen und beide in ihrer ausschließenden Gegensätzlichkeit niemals zu einer dauernden Versöhnung gelangen können, so hat mir dennoch der gute christliche Wille und das selbstlose Streben für Gott, für Christus und das Heil der Seelen stets aufrichtige Bewunderung eingeflößt. Die energische Betonung der wahren Gottheit Christi insbesondere ist ein Vorzug, der mit großer Genugtuung erfüllen muß, wenn es auch zu bedauern ist, daß das Prinzip des Subjektivismus die Heilsarmee zu keiner eigentlichen Dogmatik gelangen läßt.

Was aber die soziale Wirksamkeit der Heilsarmee auf dem weitschichtigen Gebiete der Fürsorge für Elende und Verkommene betrifft, so könnte nur ein Blinder über ihre Erfolge hinwegsehen. Wenn die caritativen Veranstaltungen der katholischen Liebestätigkeit sowie die Segnungen der protestantischen Innern Mission nicht im gleichen Maße in die breite Öffentlichkeit dringen, so liegt dies zum großen Teil an der außergewöhnlichen Reklametüchtigkeit, durch welche die Heilsarmee sich von Anfang an ausgezeichnet hat. Und dennoch können alle sozial tätigen Kreise von ihr noch vieles lernen. Ihre straffe Zentralisation, ihre gesunde Finanzwirtschaft, ihre umsichtige Heranziehung und Verwendung tüchtiger Hilfskräfte, ihre Erziehung der Elenden zum Selbstvertrauen und zur Arbeitsamkeit, ihre erfolgreiche Verbannung des Alkohols aus den niederen Volksschichten, ihre Bestrebungen zur moralischen Besserung der Umwelt und zur Herausreißung der Versunkenen aus ihrer schlimmen Umgebung —: dies alles sind Dinge, welche auf scharfer psychologischer Beobachtung und praktischer Erfahrung beruhen und deshalb die weiteste Anerkennung und Nachahmung verdienen.'

Das aber ist der Zweck dieser Zeilen, aus dem vielfach sehr sonderbar anmutenden äußeren Gebahren der Heilsarmee den gesunden Kern herauszuschälen und zu der Nutzanwendung anzuregen: lassen wir uns nicht beschämen durch die Begeisterung und Energie, mit der trotz Anfeindung, Hohn und Spott die Salutisten ihr Ziel im Auge behalten und Erfolge erobern! Ganz besonders aber liegt dem Verfasser dieser Zeilen am Herzen, die Söhne des heiligen Franziskus dazu anzuregen, die von Papst Leo XIII. eingeleitete und auf dem Tertiarentag in Innsbruck für Österreich vorbereitete Reform der Betätigung des dritten Ordens vom hl. Franziskus auch in Deutschland kraftvoll in die Hand zu nehmen, und zwar ganz besonders auf dem Gebiete der vom Caritasverbande für das katholische Deutschland als dringend notwendig nachgewiesenen Caritashilfe für die Großstadtseelsorge — eingedenk der schönen und treffenden Worte des hochwürdigsten Herrn Bischofs Faulhaber auf dem Mainzer Katholikentage: ‚Der Ausbau des Laienapostolates bleibt eines der höchsten Probleme großzügiger Seelsorge in den nächsten Jahren.'

Kleine Bausteine

Eugène Carrière. Ein Impressionist des Gefühls
Von Konrad Weiß

In einer Fabel* läßt Carrière den Apfelbaum zur Mistel, die sich über seine von niemand gedankte Gabenwilligkeit entrüstete, folgendes sagen: ‚Ich bin dazu da, Äpfel zu spenden; höre ich auf zu schaffen, so erlöscht mein Leben. Ich weiß nicht, was aus meinen Früchten wird, mich kümmert nur mein Leben, und da ich geschaffen bin, um Gaben zu spenden, so spende ich sie. Du selbst lebst auf meinen Zweigen und schuldest mir dein Dasein und du merkst es selbst nicht. Fahre fort in deinem Egoismus und laß mich bis zu meinem Tode das tun, wofür die Natur mich geschaffen hat.‘ Dieser bedingungs- und ziellose Altruismus, der sich vor nichts als vor seinem eigenen Lebensgefühl Rechenschaft gibt, macht auch den Charakter und Wert von Eugène Carrières eigener Kunst aus; er gibt ihr den übervollen seelischen Gehalt, der aber doch ein einförmiger Instinkt in engen Grenzen bleibt, sich nicht zur geklärten und geformten Weite geistiger Bewußtheit ausdehnt.

Carrière, dessen Kunst sich seit 1870 entfaltete, wird im weiteren Sinne zu den Impressionisten gerechnet, deren nom de guerre ebenfalls mit dem Beginn der neuen französischen Republik aufgetaucht ist. Man weiß, daß Impressionismus, zuerst als Spottwort gebraucht, dann im allgemeinen eine Kunst bezeichnete, die den Eindruck der Natur in all der Intensität festhalten wollte, welche der Augenblick dem aufs feinste geschulten Auge und malerischen Sinne darbieten konnte, eine Kunst, die ihre ganze Aufgabe darin sah, ohne alle seelischen Voraussetzungen und Traditionen, es seien denn rein malerische, ein farbiges Erlebnis festzuhalten, dessen Inhalt nicht mehr ein Naturbild war, denn das gewöhnliche Antlitz der Natur konnte nicht mehr zur Aufmerksamkeit des Beschauers durchdringen, der seine Augen in die über eben diesem Antlitz schwebenden farbigen Schiebungen und Strahlungen versenkt hatte; dessen Inhalt aber auch kein seelisches Bekenntnis sein sollte, da die komplizierende seelische Natur als artistisch hinderlich, die direkte Beziehung zur Außenwelt verwirrend, ausgeschaltet wurde. Jenes Dritte, das nun den Gehalt dieser Kunst ausmacht und weswegen man sie als art pour art bezeichnete, ist eine auf die Leinwand projizierte geistige Energieentfaltung, die rein um ihrer selbst willen geschieht, sich keiner menschlichen Tradition und Satzung verpflichtet fühlt und kein Ziel hat, als eben Energieentfaltung, Lebensbetätigung zu sein. Man kann diese künstlerische Tätigkeit, die mit einer außerordentlichen ‚Zunahme des physiologischen Wirklichkeitssinnes‘ Hand in Hand geht, als ‚physiologischen Impressionismus‘ bezeichnen**; ihr klarster, aber nicht tiefer Ver-

---

* Mitgeteilt in Eugène Carrière, ‚Ecrits et lettres choisies‘, Paris, société du Mercure de France 1907. 3,50 Fr. Eine Übersetzung des Buches von F. Ed. Schneegans, aus der die hier angeführten Äußerungen Carrières entnommen sind, ist bei J. H. Ed. Heitz in Straßburg 1911 erschienen. 8 Mk.

** Karl Lamprecht läßt in einer ästhetischen Analyse moderner Dichter die Begriffe ‚physiologischer‘

treter ist wohl Monet. Dieser Kernbegriff des malerischen Impressionismus entspricht aber natürlich ebenso wie alle Kunst einem bestimmten Organismus der künstlerischen Zeitseele, entspricht besonders der radikalisierten, aber individuell um so energievolleren Kunstgeneration des Frankreich der letzten Jahrzehnte. Es gibt keine Kunst ohne seelische Notwendigkeiten. Gerade die art-pour-art-Tendenz, die ziellose künstlerische Energieentfaltung, entstand deutlich wie schon lange keine Kunst mehr aus einer seelischen Grundstimmung, die sich darin eben als grund- und ziellos dokumentiert. Wenn diesem allgemeinen Impressionismus nun noch ein besonderer Begriff des ‚psychologischen Impressionismus', mit dem Carrières Kunst charakterisiert werden kann, gegenübergestellt wird, so bezeichnet dieser mit Seele verbundene Ausdruck kaum etwas prinzipiell Höheres, wenn wir die Kunst als Trägerin einer zielstrebigen Menschheitsentwicklung betrachten. Denn es ist klar, daß die voraussetzungslose Seelenregung, die nur um ihrer selbst willen sich auslebt, dem seelischen Organismus der Menschheit, der inneren Verbundenheit und Gebundenheit der Welt an ein höheres Ziel kaum förderlicher ist als ein bloßer Farbenrhythmus, daß außerdem das überquellende Gefühl dem Wirklichkeitssinne und dem einfachen künstlerischen Fortschritt eher hinderlich sein kann, und daß überhaupt das Gefühl, das nur sich selber kennt und zu sich selber zurückkehrt, sich verirrt oder doch spielerisch wird. Eine individuelle Echtheit und ehrliche Liebe zur einfachen Seele hat Carrière davor bewahrt. Ob aber malerische Formen um ihrer selbst willen in Schwung versetzt werden, ob der Apfelbaum seine Früchte aus natürlicher Bestimmung zu spenden nicht aufhört, ob Carrière die Seele in künstlerische Hüllen kleidet, weil er glaubt, ‚der Kultus des Lebens sei der eigentliche tiefere Sinn von dem, was man gewohnt ist, den Kultus des Schönen zu nennen', und weil er ‚die Berechtigung der Kunst in der Notwendigkeit sieht, die Menschen untereinander zu vereinigen durch die seelische Erregung, die in uns das Handeln und Empfinden der Menschen, der Anblick der Natur hervorrufen', dies Erfüllen eines unklaren Dranges, einer unerkannten Pflicht, diese künstlerische Veräußerung und dieser ganz unegoistische, undogmatische Altruismus, dieser Impressionismus des Gefühls, bedeutet für den zielstrebigen Organismus der Zeitseele dasselbe, er ist ein Verbrauch an Kräften, die dadurch lebendig bleiben, aber nicht bauen.

Gewiß, Carrière hatte eine hohe Auffassung vom künstlerischen Berufe, und seine Persönlichkeit steht ethisch bedeutsam in seinem Lande und in seiner Kunstperiode. Der seelische Grundzug und der künstlerische Charakter eines Mannes ist individuell hoch schätzbar, dessen Schaffen in dem Grundsatz ausgesprochen liegt: ‚Der sinnliche Reiz kann uns auf die Dauer nicht genügen, er muß zum Gefühl, in dem das wahrhaft Menschliche liegt, sich vertiefen', und der es seiner Zeit zur besonderen Ehre anrechnete, ‚in so hohem Maße das Mitfühlen und Mitleid gekannt zu haben, daß kein menschliches Leiden uns fremd ist, und das Gefühl über die Vorurteile zu siegen vermag', der auch deshalb die Kunst als Erziehungsmittel allen zugänglich machen wollte,

---

‚psychologischer' und schließlich ‚neurologischer Impressionismus' zu sehr ineinander wurzeln, statt nebeneinander hergehen, wobei den beiden letzteren künstlerisch nicht der Hauptwert zugedacht werden darf.

weil er von ihr die hohe Meinung hatte: ‚Wenn man für die Schönheit empfänglich ist, kann man keine Schlechtigkeit begehen; die Gemeinheit des Bösen ekelt uns an.‘ Es ist sehr bezeichnend für eine gewisse sehnsüchtige Geistesstimmung der radikalisierten jungen Republik, daß sie sich in den Werken eines derartig ethisch gerichteten Künstlercharakters widerspiegeln konnte, der in seinen Bildern eine Synthese der unzerstörbaren guten Restelemente versuchte, die das Individuum und die Familie der Allgemeinheit noch immer zubrachten, und der programmatisch eine Erneuerung der ‚Kunst in der Demokratie‘ anstrebte. Aber es ist nur eine Spiegelung, bei der klare Anschauungsformen im Tau der Empfindung zerfließen, bloß nebelhafte Gestaltung gewinnen. Die Synthese geschieht nur im Gefühl, in der Geisteskraft, die am schnellsten Impressionen in ethische Werte umsetzt, die das Individuum am leichtesten mit der sozialen Masse sympathisch zusammenführt; sie geschieht ohne die sondernden Geisteskräfte des Gedankens und des Willens, die das Individuum abheben und die Masse bändigen, die die künstlerischen Formen durch Schärfe vergeistigen, statt durch Weichheit animalisch machen. Eine soziale Kunst, die nur im individuellen Gefühl wurzelt, bleibt impressionistisch kern- und haltlos. Der weiche Carrière, der, obwohl in Straßburg aufgewachsen, nach jahrelangem Aufenthalt in Paris das Leben daselbst nicht mehr ertragen konnte und sich von dem Drill mit einem Gefühl tiefen Abscheus abwandte: ‚Es scheint mir unmöglich, daß ein Volk, das uns nichts bringt als eine disziplinierte Barbarei, einmal mehr gelten wird als das weitherzige, so liberale Frankreich‘, Carrière empfand das Aufgehen im sozialen Organismus als eine Wohltat. ‚Der Gedanke, daß der Künstler nicht als ein Ausnahmewesen erscheinen soll, sondern in Gemeinschaft mit allen Menschen steht, ist für die künstlerisch veranlagte Seele, die nur in der stillen Zurückgezogenheit leben kann, eine sichere Stütze, und die Annäherung des Künstlers an die Mehrzahl der Menschen versetzt ihn in jenen Zustand der seelischen und herzlichen Gemeinschaft, ohne den keine Arbeit möglich ist, kein Ziel erkannt werden kann.‘ Die Demokratie befriedigt das ‚wesentliche Bedürfnis des Menschen, sich mit seinesgleichen einig zu fühlen‘. Alles Denken und Gestalten zerfließt Carrière in den ‚Zusammenhang aller menschlichen Seelen‘. Es ist eine sozusagen proletarische Seelengemeinschaft, aus der sich die Idee der Menschheit erhebt; immer drängt sich ein sozialer Zug, ein Zug des Leidens und Mitleidens durch. ‚In Gefühllosigkeit wie im Flugsand versinken! Wer möchte, um dem Schmerz zu entgehen, die Gabe der Gefühllosigkeit annehmen? Es wäre der geistige Tod.‘ So fand er eine soziale Seeleneinheit im Gefühl. Als er an seinem Bilde ‚Das Theater in Belleville‘ malte, suchte er Glasfabriken und Gießereien auf, wo er Arbeiter in Massen antraf, die er in ihrer Gesamtheit porträtieren wollte. Den Anhauch und Atem der Erregung suchte er in allen Gesichtern wie in einem. Die Porträte der Menschen werden ihm ‚Porträte sozialer Funktionen‘, die Gesichter werden Glieder einer Kette von Empfindungen. Seine Impressionen werden künstlerische Seelengewebe, Psychologie. So bleiben seine Gefühle vom austrocknenden Flugsande des Egoismus unberührt, aber seine Werke schwimmen ankerlos und ohne Trag-

kraft auf einem endlosen Meere, von einem heimlichen Leuchtfeuer glühend, das nur mit Mühe den Nebel durchdringt und einsam in Nacht zu ersticken droht.

Carrière hatte für die Sympathie, mit der er seine Werke tränkte, einen unerschöpflichen Jungbrunnen, die Liebe zu seiner Familie und zu seinen Kindern. Das Gefühl, dem er sich rückhaltlos hingab, und aus dem er alles schuf und dachte, bildet den grundechten Kern seines individuellen Sozialismus; es hätte eine eigenartige Wirkung im modernen Frankreich haben müssen, wenn eben das Gefühl eines einzelnen und nicht der Zwang der Geschichte die Geschicke eines Volkes bestimmen würde. Edmond de Goncourt erzählt*, daß er einmal während einer Sitzung, in der ihn Carrière malte, mit diesem auf die Entvölkerung Frankreichs zu sprechen gekommen sei. ‚Carrière sagte, er müsse schon seinen Mut zusammennehmen, um mit seinen fünf Kindern auf die Straße zu gehen; man wundere sich, man lache, man zähle sie hinter ihm mit lauter Stimme.‘ In seiner Kunst hat Carrière dem Kinde und der Mutterschaft, der Mütterlichkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt, das zuerst ihn und dann aber doch auch seine Zeit ehrt, deren naturalistische Auflösung bei der Seele des Kindes Halt machte. Carrière dachte hoch vom mütterlichen Berufe: ‚Stets schien es mir, und ich bin immer mehr davon überzeugt, daß die Frau allein in der Nähe der Quellen des wahren Lebens geblieben ist, durch ihre Schmerzen, ihre Mutterschaft, die Gewalttätigkeit des Mannes. Sie hat sich der geistigen Mißbildung, unter der die Männer leiden, widersetzt. Immer aus nächster Nähe verwundet, in Berührung mit allem Elend hat sie in sich die Seele der Natur in ursprünglicher Kraft erhalten.‘ Am Kinde bemerkte Carrière mit Staunen geistige Zusammenhänge, die über das individuelle Gefühl hinausgehen: ‚Daß im Kinde genau die Gebärden des Vaters sich wiederholen, ist ein überraschendes Wunder, über das man nicht müde wird zu erstaunen. Daß das menschliche Denken in immer denselben Formen wiederkehrt, ist für die Menschen ein Gegenstand freudigen Erstaunens.‘ Er selber, in einer kinderreichen Familie aufgewachsen, traut dem Kinde eine soziale und Weltmission zu. ‚Unsere Gedanken nehmen eine andere Richtung, wenn wir ein Kind haben. Dem Junggesellen fehlt das richtige Verständnis der Dinge. Ein Mann ohne Kinder sollte zu keinem Amte berufen werden. Wer keine Gewähr leistet für die Zukunft, hat kein Anrecht darauf, andere zu leiten.‘ Und in der Antwort auf eine Umfrage über die Rolle des Proletariats in der Bewegung gegen den Krieg schreibt er: ‚Das Proletariat hat ein Mittel, um jetzt schon an dem Frieden in der Welt mitzuwirken: es verzichte auf die rohe Züchtigung und Beschimpfung der Kinder. „Schlaget nicht, beschimpfet nicht eure Kinder“, diese Worte sollten in jedem Hause, in jeder Schule geschrieben stehen. In der Familie wird die Gewalttätigkeit großgezogen, die Sklaverei und Knechtung des Proletariers vorbereitet . . . Seit Jahrhunderten geben sich die Menschen die Schläge wieder, die sie als Kinder erhalten haben. . . .‘ Mit Rücksicht auf die Familienethik kann er sich ge-

* Vgl. J. und E. de Goncourt, ‚Künstlerköpfe‘. (Eine kleine Auswahl aus dem Tagebuche der Brüder Goncourt). Wien, Verlag Brüder Rosenbaum.

legentlich einer Umfrage auch nicht entschließen, der Abschaffung des gesetzlichen Schutzes der Ehe das Wort zu reden.

Außer Porträten finden sich bei Carrière denn auch nicht mehr viele Bilder, die etwas anderes behandeln als Kindliches, Mütterliches, Familienszenen. Schon einmal hatte in Frankreich ein Maler des Familienlebens eine gewisse moralische Bedeutung erlangt, Jean Baptiste Greuze, am sentimentalen Ausgang der flatterhaften Rokokoperiode, dessen Familienbilder und halbwüchsige Mädchengestalten Diderot moralisierend interpretierte. Inzwischen hat sich die Stimmung verinnerlicht, mit seelischer Unruhe beladen. Der soziale Ernst hat Carrières Bilder von der sentimentalen Koketterie gereinigt. Was in ihnen Schmerzliches ist, kommt aus der individuellen Erfahrung, ist weiterhin aus dem sozialen Gefühl herempfunden und in einen gedämpften Rhythmus künstlerischer Formen gebracht, die echte Dokumente einer persönlich tiefen Ergriffenheit, wenn auch nicht Monumente einer allgemein verbindlichen Geistesrichtung sind.

Vergleicht man Bilder wie ‚Das kranke Kind' oder ‚Mutter und Kind' mit dem Bilde ‚Mutterschaft', so sieht man das Genrehafte oder die Liebkosungsszene allmählich in einen sich vom Stoffe trennenden, nur durch einige im Lichte hervortauchende seelische Kurven geführten absoluten Rhythmus der seelischen Verschlingung übergehen. Wie diese seelischen Kurven aus der Dunkelheit ans Licht, nach Leben und Atem ringen, wie sie zwischen natürlicher Form, stilistischer Verschlingung und malerischer Verhaltung lebendig werden und vergehen, wie sie in Dämmer tauchen und in einer unbestimmten Weite den Halt verlieren, sich desto energischer in sich schlingen, um in sich selber Halt zu finden, das gibt diesen Bildern das Schmerzliche, das Voraussetzungslose, die stets verlorene Bewegung ins All, das Panpsychistische, das am Individuellen zehrt. Die Hauptbewegung der Bilder geht aufwärts in leichter Krümmung wie eine Mondsichel oder besser wie ein junger, stumpfer Pflanzentrieb, ein weicher Schaft, dessen vegetabilisches Dasein keine Rauheit erträgt. Dieser Stumpfheit des Bildorganismus entspricht die Versunkenheit der Mutter, das Schlafen des Kindes. Das geistig Charakteristische wird verwischt, um das Zuständliche, das allgemein Seelentypische hervortreten zu lassen. Dieses äußert sich in der Verschlingung der Finger, in der Auflösung der körperhaften Struktur der Arme, in einer allgemeinen Erweichung der Formen. Das Bild verliert alles Architektonische, es verschlingt sich zu einer Mondform, zu einem kosmischen Knäuel, in den alle Bildung zurückfällt. So wird das Panpsychistische rückwärts zum individuell Animalischen, zum sozial Vegetativen. Das ist der seelische Wert, beziehungsweise die Wertminderung dieser Kunst, daß eine seelische Hypertrophie die organische Form überflutet, daß das Gefühl in sich selber ertrinkt.

In der sich selbst verlierenden seelischen Unrast stellt Carrière das Drama des modernen Menschen dar. Als Typus der modernen Seele hat er Paul Verlaine gemalt, der sich krank in einem Pariser Spital befand*. Im

* S. die Schilderung bei Charles Morice, Eugène Carrière, l'homme et sa pensée, l'artiste et son oeuvre. Paris, Mercure de France. 3,50 Fr.

clair-obscur einer unbestimmten, aber drückenden seelischen Atmosphäre taucht ein Kopf auf, dessen stolze Menschlichkeit zur Hilflosigkeit geworden ist. Eingefallene Wangen, ein spitz vorstehendes Kinn, eingesunkene schwimmende Augen des Absynthtrinkers, eine eigensinnig gekrümmte, aber hoffnungs- und willenlos zerfließende Nase, vom Genuß entsagend gewordene Lippen, eine tierische Maske, die sich asketisch vergeistigt, ein Geistesringen mit der Armseligkeit unter einer homerischen, episch gewölbten Schädelform, — das Gesicht eines Mühseligen und Beladenen, dessen Zerfallszüge sich aber zu einer geistigen Bedeutsamkeit verdichten. Nicht sein Körper, nicht seine Seele ist letzterdings gestaltet, sondern die psychische Potenz einer modernen Milieustimmung, das moderne Vagabundentum der Seele. Auch hier die leicht gekrümmte Haltung, die wirkt, als ob der Kopf wie ein Meteor aus chaotischer Masse auftauche. So stoßen aus dem Grunde des modernen seelischen Chaos Geisteskräfte in die Höhe, um matt schimmernd zu vergehen.

‚So müssen wir denn auf uns einwirken, in uns selbst die Seligkeit gewinnen, das einzige Beispiel, das wir den anderen geben können. . . . Ich denke nicht an jene erlogene Ruhe, welche die Gefühllosen zur Schau tragen, sondern an das oft so tränenreiche Ringen in uns selbst: die Seelenangst des Ölbergs ist es, die uns vereinigt und den Wunsch erweckt, den gleichen Schmerz, den wir in uns empfinden, zu besiegen; sie ist es, die uns die gleiche hingebende Liebe einflößt für die Geschichte einer Menschenseele, die bereit ist, sich zu opfern, wenn sie sich nur selbst getreu bleibt.‘ Diese Schilderung menschlichen Loses ist auch Carrières Religionsbekenntnis. ‚Alle Religionen machen aus dem Menschen einen Gefallenen, der von der göttlichen Gnade seine Erlösung erwartet. Das ist *nicht wahr*: er ist der zum *Leben Auserwählte*, der zum Wirken Auserwählte, durch die Natur und durch seine Vorfahren dazu ausgerüstet.‘ Carrière glaubt, ‚daß der Geist allein besteht, weil er ewig ist.‘ Er gesteht, daß seine religiöse Erziehung ‚eine so lange Vergangenheit mit religiösem Empfinden sich nicht so bald auslöschen‘ lasse; ‚was wir auch über die Religionen denken mögen, wir fühlen, daß das Leben fortdauert‘; ‚der Gottesgedanke erscheint mir immer schöner.‘ Aber Carrière ist kein Gläubiger aus Notwendigkeit. So undogmatisch wie seine Kunst ist auch seine Religion, er ist hier wie dort ein Impressionist des Gefühls. Er *entfernt* sich nicht weit von der religion de l'humanité. Seine ‚Maternités‘ sind keine Madonnenbilder mehr. Das seelische Leben, das in ihnen sich ausdrückt, ist zu schwach, Monumentalformen, Typen der Erhabenheit zu gestalten. Es ist schließlich trotz alles Altruismus doch gerade ein zu selbstisches Gefühl, das diese Kunst hindert, in tieferem Sinne religiös, aufbauend zu wirken.

So ist auch das Bild des ‚Gekreuzigten‘ ein Dokument der Ergriffenheit, kein Zeichen der Überwindung und Vergeistigung. Es ist wie eine blaß überwachsene Wunde, eine Narbe, die weiter schmerzt. Das Bild spricht nicht: ‚in hoc signo vinces‘, sondern nur: ‚In diesem Zeichen erkenne dich selber, bemitleide dich selber.‘ Das Mitgefühl ist der wesentliche Zug in Carrières christlichem Charakter. Es sammelt sich in dem Gekreuzigten als einem Symbol. Paul Verlaine ist für Carrière, wie der französische Kritiker Charles

Eugène Carrière/Die Kinder mit dem Hanswurst



Morice sagt, der ‚crucifié entre le passé, qu'il regrette, et l'avenir inconnu'; er ist der Dichter der in der Unruhe des Suchens sich opfernden Generationen, er wurde selber mehr als alle ein Geopferter. Aber Verlaine, der moderne Mensch, ist ein unfreiwilliges Opfer; ‚der reine Rausch des freiwilligen Opfers', das ist Christus. Der gläubige Betrachter mag Scheu davor haben, solche vielleicht vorhandene geheime Beziehungen aufzudecken, da sie ihm durch die Aufdeckung blasphemisch werden. Er glaubt lieber an die Echtheit eines Gefühls, das beziehungslos in Christus einen reinen Ausdruck und Mittelpunkt seiner sozialen und religiösen Empfindungen, ein läuterndes Vorbild gefunden hat. Er glaubt an eine ehrliche Ergriffenheit des Künstlers vom christlichen Stoffe. Der Stoff und das Gefühl ist echt und im künstlerischen Ausdruck überzeugend. Aber die künstlerische Form ist nur auf das Gefühl gestellt, sie ist begrenzt und einseitig, stellt nur einen kleinen, den täuschbarsten Teil des christlichen Seelenorganismus dar. Man sieht wieder, nicht der Inhalt, der Stoff ist entscheidend für den Wert eines Künstlers und seines Werkes, sondern allein die künstlerische Form; denn sie ist unmittelbare Weltanschauungsform, untrüglich, das reine Wahrzeichen der ideellen Durchdrungenheit des Stoffes.

In Carrière, der, von einer elsässischen Mutter geboren, in Straßburg aufgewachsen ist, sich aber nach dem Kriege von 1870, wo er als Soldat bei Breisach gefangen genommen und in Dresden interniert wurde, in Paris ganz dem französischen Kulturelement überlassen hat, steckt doch etwas Deutsches. Wir können sein losgelöstes Gefühl, das zwischen der stofflicheren Art eines Meunier und der reineren impressionistischen Auflösung eines Rodin hin und herschwankte, nicht mehr Gemüt nennen. Aber doch ist seine Energie des Verantwortlichkeitsgefühls, seine ethische Grundrichtung, die auch die Aufgabe des Modells als eine Mitarbeit an einem erhabenen Ziel aufgefaßt wissen wollte, und schließlich seine unpessimistische Resignation, die aber doch wieder auf eine große Zukunft hofft, deutschem Wesen sympathisch. Carrière spürt die Kräfte einer neuen Zeit. ‚Der Augenblick, in dem wir heute leben, ist herrlich. Alle Religionen werden angefochten und niemals war das religiöse Empfinden stärker. Wir haben keinen eigenen Stil und sind reich an Künstlern. Niemals hat das allgemeine Elend so sehr die menschliche Seele erschüttert, niemals ist eindringlicher der Ruf des Menschen zum Menschen erklungen. Die Künstler sind heute voll eifrigen Strebens; sie suchen ihren Weg mit oft fieberhafter Hast, aber ihre Werke sind lebensvoll. Alles berechtigt uns zur Hoffnung: wenn die Blumen voll Bienen sind, ist der Bienenstock nicht fern.'

Daß er sein ganzes Schaffen auf das Gefühl und auf soziale Impressionen gestellt hat, dieser voraussetzungslose seelische Impressionismus macht ihn und sein Werk aber schließlich doch einsamer und unfruchtbarer als Rodin, von dem er sagte, er habe ‚nicht an dem Bau der künftigen Kathedrale mitwirken können.' Carrière starb, 57 Jahre alt, am 27. März 1906 an Halskrebs. Auf seinem Grabe stehen die Worte: ‚Glücklich sind diejenigen, die sich glorreich auf den Tod vorbereiten.'

Robert Schumanns Entwicklung zum Künstler / Von Eugen Schmitz

Auf keinem Gebiete war die Frage der Berufswahl von jeher eine so diffizile wie in der Kunst. Denn hier bringt ein eventueller Fehlgriff ein moralisches und materielles Risiko von ganz besonderer Tragweite mit sich. Darüber setzen sich nun freilich die, die die Sache in erster Linie angeht, d. h. die jungen Künstler in spe selbst, oft ziemlich leicht hinweg; um so ernster pflegen es damit die weiterblickenden Eltern, Erzieher usw. zu nehmen, und so bedeutet für viele schon der Eintritt in die künstlerische Karriere einen oft jahrelangen erbitterten Kampf mit durch die Tradition geheiligten Autoritäten, die der jugendlichen Begeisterung ihre überlegene Erfahrung und kühle Lebensweisheit entgegenstellen zu müssen glauben. Allen denen, die sich in solcher Lage befinden, zum Trost muß aber daran erinnert werden, daß dieser Zwiespalt auch vielen von den Größten im Reiche der Kunst nicht erspart blieb. Auf musikalischem Gebiete sind u. a. Händel, Berlioz, Bülow, Hugo Wolf Beispiele dafür; besonders genau können wir den Fall aber bei Schumann verfolgen, da hier ein reichhaltiger Briefwechsel aus der Jugendzeit vorliegt, der gestattet, gewissermaßen Schritt für Schritt die allmähliche Emanzipierung des Künstlers zu beobachten. Schumann hatte sowenig wie die genannten anderen Meister das Glück, von Jugend auf durch sinngemäße Erziehung zu seinem Künstlerberufe herangebildet zu werden. Die langen Zweifel und Kämpfe, in denen er sich erst von dem durch das Herkommen gewiesenen Irrweg zur rechten, wahren Lebensbahn durchschlagen mußte, zeigen einen für die Naturgeschichte des werdenden Künstlers fast typischen Charakter.

Künstlerische Neigungen machten sich bei dem kleinen Robert schon in frühesten Jahren geltend, und als Gymnasiast betätigte sich der Knabe — ganz ähnlich wie Richard Wagner — bereits selbständig als Dichter, Philosoph und Musiker. Die Eltern standen diesen schöngeistigen Neigungen zunächst keineswegs ablehnend gegenüber. Im Gegenteil: Roberts Vater, der als Buchhändler und Schriftsteller selbst etwas Fühlung mit dem Künstlermilieu hatte, war, nachdem sich die ungewöhnliche musikalische Begabung seines Sohnes mehr und mehr zweifellos ausprägte, fest entschlossen, ihre Entwicklung in jeder Hinsicht zu fördern und trat zu diesem Zweck sogar mit C. M. v. Weber in Unterhandlungen wegen Übernahme von Roberts Unterricht. Die Sache führte jedoch zu keinem Resultat, da Weber eben im Begriffe war, nach London zur Uraufführung des ‚Oberon‘ zu reisen. Unglücklicherweise starb Schumanns Vater gerade im entscheidenden Moment, und der Jüngling kam nun ganz unter den Einfluß der Mutter, die in zärtlicher Besorgnis für die Zukunft des Sohnes alles daran setzte, diesen einem sicheren ‚Brotstudium‘ in die Arme zu führen. So entschloß sich denn Robert schweren Herzens, allen Künstlerträumen zu entsagen und bezog im Frühling 1828 die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studieren. Von diesem Moment an liegt, wie erwähnt, seine innere Entwicklung, die zum endgültigen Sieg des Gefühls

der inneren Berufung führte, durch seine zahlreichen Briefe lückenlos unserem Blicke offen.

Bereits der erste Brief von Leipzig an die Mutter (21. Mai 1828) spielt charakteristischer Weise auf den aufs neue beginnenden Seelenkampf an. ‚Die kalte Jurisprudenz‘ heißt es da, ‚die einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen; Medizin will ich nicht, und Theologie kann ich nicht studieren. In so einem ewigen Streite mit mir selbst befinde ich mich und suche vergebens einen Führer, der mir sagen könnte, was ich tun soll. Und doch — es geht nicht anders. Ich muß an die Jurisprudenz: so kalt, so trocken sie auch sein mag, ich will überwinden: und wenn der Mensch nur will — er kann ja alles. Philosophie und Geschichte soll jedoch ebenfalls eines meiner Hauptstudien werden.‘ Das klingt zunächst also sehr wenig ‚berufsfreudig‘; doch hinderte diese Abneigung den jungen Studenten nicht, seine Pflicht zu tun. ‚In der Jurisprudenz schreibe ich bis jetzt maschinenmäßig nach, weiter kann ich jetzt noch nichts tun‘, heißt es bereits im nächsten Brief. Von den Mühen des Studiums aber suchte und fand Schumann reichliche Erholung in der Kunst. Neben der Literatur, in der Jean Paul auf Jahre hinaus sein fast einziger geistiger Nährvater blieb, trat in der Leipziger Zeit wieder mehr und mehr die Musik führend in den Vordergrund. Im Hause des seiner Familie befreundeten Dr. Carus lernte der junge Student nicht nur bedeutende Künstler, wie Marschner, Wiedebein und die damals bereits als Wunderkind angestaunte Klara Wieck — seine spätere Gattin — kennen, sondern fand im Kreise gleich gesinnter Genossen auch reichliche Gelegenheit zum praktischen Musizieren, speziell zum Kammermusikspielen. Von dieser Zeit an datiert Schumanns schwärmerische Begeisterung für Schubert, dessen Instrumentalmusik er damals kennen lernte; auch die Größe der Kunst Bachs begann seinem jugendlichen Geist ahnungsvoll aufzudämmern. Alle diese Eindrücke mußten ihn natürlich seinem widerwillig ergriffenen Fachstudium noch mehr entfremden. Trotzdem lesen wir um diese Zeit von neuen ‚juristischen‘ Plänen. In einem Brief vom 3. August 1828 bekundet Robert der Mutter seine Absicht, auf einige Jahre die Leipziger mit der Heidelberger Universität zu vertauschen. ‚Da ich in Leipzig das Examen machen‘, schreibt er, ‚und als Sachse hier zwei Jahre studieren muß, so will ich lieber Ostern 1829, also im künftigen Jahre Leipzig verlassen und nach Heidelberg gehen, um da die berühmtesten deutschen Juristen, Thibaut, Mittermaier u. a. m. hören zu können; Ostern 1830 komme ich dann wieder nach Leipzig zurück, um mich wieder ein wenig in die Leipziger Professoren einhetzen zu können. Wenn ich einmal auf eine andere Universität gehen will ... so muß ich notwendig schon künftige Ostern gehen...; ging ich später, so müßt ich das Examen machen, gleich wenn ich von Heidelberg käme, und dann ging es mit dem sächsischen Rechte, in dem man am meisten examiniert wird und das ich in Heidelberg wiederum verschwitzen würde, weil ich da andere Sachen, wie römisches Recht, Pandekten usw. zu hören habe, im Examen unter aller Kritik schlecht, und dann würdest weder du noch ich mit mir zufrieden sein‘. Wie man sieht, war der schwärmerische Jean Paulianer, Schubertianer und

Bachianer gelegentlich auch durchaus des ‚fachmännischen‘ Jargons eines veritablen stud. iur. mächtig. Im übrigen hat Schumanns Biograph Abert sicherlich recht, wenn er bemerkt, daß es im Grunde genommen doch wohl kaum juristische Interessen waren, die den Studenten Schumann nach Heidelberg lockten, sondern vielmehr der Zauber, den Heidelberg als die Wiege der deutschen Romantik auf sein junges Gemüt ausübte. ‚Hier hatten sich zwei Jahrzehnte zuvor Arnim, Brentano, Görres und andere zu gemeinsamem Wirken zusammengefunden, hier war 1806—1808 „des Knaben Wunderhorn“ entstanden, und es ist darum ein sinnvolles Spiel des Schicksals, daß auch der Herold der musikalischen Romantik in der Heimat der ganzen Bewegung seine ersten Sporen verdiente ... In der Tat, hier inmitten der idyllischen Poesie des Neckartales, wo ihm im Vergleich zu der Nüchternheit des nordischen Lebens alles in einer „sanften singenden provenzalischen Tonart“ zu schweben scheint, genießt Schumann in vollen Zügen alle Reize des Studentenlebens.‘ Der Optimismus seiner ganzen damaligen Stimmung aber bahnte sogar vorübergehend eine Versöhnung des jungen Juristen mit seinem Brotstudium an.

‚Was mich anbetrifft, so bin ich heiter, ja manchmal recht glücklich: ich bin fleißig und ordentlich; das Jus schmeckt mir bei Thibaut und Mittermaier exzellent, und ich fühle jetzt erst die wahre Würde der Jurisprudenz, wie sie alle heiligen Interessen der Menschheit fördert. Und Gott! Dieser Leipziger Professor, der wie ein Automat auf seiner Jakobsleiter zum Ordinariat dastand und geist- und wortarm seine Paragraphen phlegmatisch ablas — und dieser Thibaut, der, obgleich noch einmal so alt wie jener, von Leben, Geist überfließt und kaum Zeit und Worte genug hat, seine Ideen auszusprechen!‘

So schreibt Schumann der Mutter am 17. Juli 1829, und wenige Wochen später wiederholt er, er versäume kein einziges Kollegium, ‚weil es hier eine wahre Lust ist, Jus zu studieren, bei Thibaut und Mittermaier nämlich.‘ Daß diese Äußerungen aber wirklich nur einer vorübergehenden optimistischen Stimmung entstammten, zeigte sich sehr bald, denn bereits im November des gleichen Jahres schlagen die Briefe wieder einen stark resignierten Ton an:

‚Du sprichst von Musik und meinem Klavierspiele. Ach Mutter, mit diesem ist es fast ganz aus, und ich spiele selten und sehr schlecht, und die Fackel des schönen Genius der Tonkunst ist im milden Verlöschen; und mein ganzes musikalisches Treiben kommt mir wie ein herrlicher Traum vor, der einmal war und an den ich mich nur noch dunkel entsinnen kann, daß er war. Und doch glaube mir, hätt' ich jemals etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brotstudium! — Die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird!‘

Hier sehen wir also Schumann zum erstenmal den Glauben an seine Künstlermission rückhaltlos bekennen, freilich mit einem starken Grundton zaghafter Entsagung untermischt. Im übrigen entsprach das hier gezeichnete

pessimistische Bild keineswegs so ganz den tatsächlichen Verhältnissen. Denn gerade im Herbst 29 hatte sich Schumann wieder mit besonderem Ernst dem Klavierspiel zugewandt, so daß er sogar verschiedenemale öffentlich mit großem Erfolge auftreten konnte. Auch fällt in diese Zeit das Erwachen seiner schöpferischen Tätigkeit. ‚Es entstanden damals neben einigen Ansätzen zu Sinfonien mehrere kleine Klavierstücke, die späterhin in den Papillons (op. 2) gedruckt wurden (Nr. 1, 3, 4, 6 und 8). Der Anfang des Jahres 1830 brachte außer den Anfängen eines Klavierkonzerts die Variationen über den Namen ‚Abegg', die 1831 als op. 1 im Druck erschienen, sowie die erste Fassung der später umgearbeiteten und als op. 7 veröffentlichten Tokkata' (Abert, a . a. O.). — Großen Einfluß auf Schumann übte die geniale Erscheinung Friedrich Thibauts aus; freilich wohl weniger der Jurist als der begeisterte kenntnisreiche Musikfreund Thibaut, der Verfasser des von Schumann noch später so warm empfohlenen Büchleins über Reinheit der Tonkunst und der frühe Vorkämpfer unserer modernen Musikrenaissance.

‚Thibaut ist ein herrlicher, göttlicher Mann, bei dem ich meine genußreichsten Stunden verlebe. Wenn er so ein Händelsches Oratorium bei sich singen läßt (jeden Donnerstag sind über siebzig Sänger da) und so begeistert am Klavier akkompagniert, und dann am Ende zwei große Tränen aus den schönen, großen Augen rollen, über denen ein schönes, silberweißes Haar steht, und dann so entzückt und heiter zu mir kommt und mir die Hand drückt und kein Wort spricht vor lauter Herz und Empfindung, so weiß ich oft nicht, wie ich Lump zu der Ehre komme, in einem solchen heiligen Hause zu sein und zu hören. Du hast kaum einen Begriff von seinem Witz, Scharfsinn, seiner Empfindung, dem reinen Kunstsinn, der Liebenswürdigkeit, ungeheuren Beredsamkeit, Umsicht in allem.'

So schreibt Schumann am 24. Februar 1830 der Mutter. Tatsächlich war die väterliche Freundschaft Thibauts für den jungen Studenten von größtem Werte. Daß der berühmte Jurist zugleich ein so feiner Kunstkenner war, das ermöglichte ihm ein verständnisvolleres und unbefangeneres Urteil über die Zukunft des seiner Obhut anvertrauten Zöglings, als jedem anderen, der in so schwieriger Sache zu raten hatte. ‚Thibaut muntert mich zur Jurisprudenz *nicht* auf', schreibt denn auch Schumann am 1. Juli 1830, ‚weil mich der Himmel zu keinem Amtmann geboren hätte, und weil alles Tüchtige eben vom Himmel kommt und nur geboren wird. Ein mechanischer getriebener Jurist ist eben kein großer.' Und kurz vorher heißt es: ‚Daß ich gern ein großer Jurist werden möchte, kannst du glauben, und es fehlt mir jetzt auch wohl nicht an gutem Willen und Eifer; daß ich es aber niemals weiter bringen werde als jeder andere, liegt nicht an mir, sondern an den Umständen und vielleicht an meinem *Herzen*, das nie gern Lateinisch sprach. Nur der Zufall und, will's der Himmel, das Glück sollen den Schleier heben, der über meiner Zukunft Dunkel liegt.'

Doch nicht Glück und Zufall, sondern der junge Musensohn selbst sollte alsbald jene Decke lüften, die sich bisher wie Mehltau auf die frischen Knospen seiner Jugend gelegt hatte. Zu Ostern 1830 gab *Paganini* ein Konzert

in Frankfurt, das Schumann besuchte. Spiel und Persönlichkeit des genialen Geigers machten einen außerordentlich tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den jungen Kunstenthusiasten, wovon Schumanns spätere Bearbeitung Paganinischer Capricen Kunde gibt; wahrscheinlich ist im Anschluß an dieses Erlebnis in Schumann der endgültige Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen, zur Reife gediehen. ‚Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa, oder nenn' es Musik und Jus.... Jetzt stehe ich am Kreuzwege, und ich erschrecke bei der Frage: Wohin? — Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube, zum rechten Weg.' So lesen wir am 30. Juli 1830; die Kugel war ins Rollen gekommen. Und einen Monat später war es mit dem letzten Zaudern zu Ende. ‚Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben, ich kann es und muß es. Ich nehme ohne Tränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann.' So schreibt Schumann am 21. August an seinen Freund und Lehrer Friedrich Wieck, und am nächsten Tag gibt er in einem wundervollen Brief an die Mutter die tiefere Rechtfertigung des entscheidenden Schrittes: ‚Ich mag mein Herz mit meinem Kopf, Gefühl, Verstand, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Kräfte, Hoffnungen, Aussichten und alles fragen —: sie weisen mich zur Kunst hin von der frühesten Kindheit an bis jetzt. Gehe auch du mein ganzes Leben, meine Kindheit, mein Knabenalter und den Jüngling durch und sage offen: wohin trieb mich mein Genius immer und immer? Denk an den großen Geist unseres guten Vaters, der mich früh durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte.... Und nun gesetzt auch — ich will mich verleugnen — ich will eine Wissenschaft ergreifen, die ich nicht lieben, kaum achten kann — Mutter, was hab' ich nun für Aussichten? Was hab' ich für einen Wirkungskreis? Welches Leben hab' ich zu erwarten?... Laß mich eine Parallele ziehen.... Der Wegweiser zur Kunst spricht: Wenn du fleißig bist, kannst du in drei Jahren am Ziel sein! Das Jus spricht: In drei Jahren kannst du's vielleicht zum Akzessisten mit der zweiten Zensur gebracht haben, bekommst auch 16 Groschen jährlichen Gehalt. Die Kunst fährt fort: Die Kunst ist frei wie der Himmel, die ganze Welt ist ihr Hafen. Das Jus zuckt die Achseln und sagt: ich bin eine ewige Subordination vom Akzessisten bis zum Minister und gehe immer in Manschetten und Chapeau-bas. Die Kunst spricht weiter: Ich wohne bei der Schönheit, und das Herz ist meine Welt und meine Schöpfung — ich bin frei und unendlich, komponiere und bin unsterblich ꝛc. — Das Jus sagt ernsthaft: Ich kann nichts bieten als Akten und Bauern, wenn es weit kommt, einen Totschlag — dann ist's aber auch eine Freude; neue Pandekten kann ich durchaus nicht edieren ꝛc. — — — ... Geliebte Mutter! Ich kann dir meine durchgedachten Gedanken nur schwach und flüchtig skizzieren; ich wollte, du ständest jetzt vor mir und könntest in mein Herz sehen — du würdest sagen: verfolge die neue Bahn mit Mut, Fleiß und Vertrauen, und du kannst nicht untergehen. — Gebt mir Eure Hände, Ihr Lieben, und laßt mich meinen Weg ruhig fortgehen — wahrlich — Ihr und ich können jetzt der Zukunft mit sicherer und festerer Miene in ihr Aug' sehen als früher.' —

Die Mutter war über diese Wendung der Dinge in großer Sorge. Nach dreijährigem fruchtlosen, kostspieligen Studium sah sie den Sohn nun doch den gefährlichen Schritt tun, vor dem sie ihn von Anfang an mit Bangen zurückgehalten hatte. Dennoch entschloß sie sich schweren Herzens, dem Wunsch Roberts zu willfahren, falls dessen bisheriger Lehrer Friedrich Wieck den Plan billige. ‚Auf Ihrem Ausspruch‘, schrieb sie diesem damals, ‚beruht alles, die Ruhe einer liebenden Mutter, das ganze Lebensglück eines jungen, unerfahrenen Menschen, der bloß in höheren Sphären lebet und nicht ins praktische Leben eingehen will. Ich weiß, daß Sie die Musik lieben — lassen Sie das Gefühl nicht für Robert sprechen, sondern beurteilen (Sie) seine Jahre, sein Vermögen, seine Kräfte und seine Zukunft. Ich bitte, ich beschwöre Sie als Gatte, Vater und Freund meines Sohnes, handeln Sie als redlicher Mann! und sagen Sie unumwunden Ihre Ansichten, was er zu fürchten — oder zu hoffen hat.‘ — Wieck, der Schumanns hervorragende Begabung längst schätzen gelernt hatte, entschied zugunsten des Schülers — und die Zukunft hat ihm Recht gegeben.

Göttliche Zusammenhänge:

stets umschreibt uns eine Enge,
immer offen ist die Weite
und der Frieden nie zur Seite;
nie die Sehnsucht ist zu stillen,
immer streift sie wider Willen
in die Ferne, in die Höhe
und ein unbeschreiblich Wehe
saugt sie aus dem Glanz und Licht,
das an Wolkenrändern glänzt;
selbst der Himmel hält sie nicht,
der die Ferne übergrenzt.
Aber wenn die Welt durchlaufen,
zieht's uns Vögel doch in Haufen
zu dem alten Punkte hin,
in die alte liebe Enge.
Sprenge, meine Seele, sprenge
alle Weiten morgenkühn;
leise läuten Abendklänge,
seh dich doch zu Hause knien!

Karl Debus.



Können wir noch Christen sein?*

Von F. X. Kiefl

Unter ganz anderen Umständen als vor vierzig Jahren David Friedrich Strauß seine Frage: ‚Sind wir noch Christen?‘ erhebt heute der berühmte Jenenser Gelehrte eine schon in der Form charakteristisch sich unterscheidende, aber auch sachlich differente Frage: ‚Können wir noch Christen sein?‘

Damals war der Fragesteller ein Mann, der, von der höchsten Höhe des deutschen Idealismus ursprünglich ausgegangen, den Zusammenbruch dieses Idealismus miterlebt hatte und schließlich den durch den damaligen Stand der Naturwissenschaften bedingten, seichtesten Materialismus als religiöses Bekenntnis der Welt verkündete. Seitdem ist die Naturwissenschaft über den Materialismus hinausgeschritten, und Rudolf Eucken repräsentiert als ausgeprägtester Typ jenen neuaufstrebenden Idealismus, welcher wieder einen geistigen Lebensinhalt gewinnen will, welcher die Selbständigkeit des Geistes gegenüber aller Naturgesetzlichkeit behauptet, ohne die letztere selbst anzutasten. Nicht bloß, wie zu Zeiten Hegels, des Lehrers von Strauß, wird aus Kunst, Wissenschaft und Religion die Entwicklung des Geistes darzulegen gesucht, sondern die zu jener Zeit ganz ausgeschaltete Persönlichkeit mit ihren kostbaren Rätseln und Geheimnissen wird Gegenstand zarter Aufmerksamkeit, um so die Absolutheit, Ursprünglichkeit und Selbständigkeit des Geisteslebens und seine universelle, das All bewegende Macht zu erweisen.

In der verwickelten religiösen Lage der Gegenwart ist diese Bekenntnisschrift des auf der Höhe seines Schaffens stehenden Philosophen doppelt interessant, weil sie uns tief hineinschauen läßt in die Anschauungen moderner Denker über das Wesen des Christentums, die Gegenwirkung der Neuzeit und die religiösen Bedürfnisse der Zukunft. Aber auch ästhetisch ist es ein hoher Genuß, den Gedankengängen dieses Philosophen zu folgen, der sich im Laufe der Jahre eine immer glänzendere, abgeklärtere, meisterhaftere Form für seine Ideen geschaffen hat.

Die charakteristischen Merkmale des Christentums sieht Eucken in folgendem:

1. Im Christentum ist die Religion souveräne Herrscherin des Lebens, nicht bloß eine freundliche Umsäumung des Daseins. Sie vollzieht eine Umkehrung der gesamten Wirklichkeit, indem sie der nächsten Welt gegenüber eine neue eröffnet und eine heroische Hingabe an die letztere verlangt.

2. Das Christentum ist Geistesreligion. Es findet die neue Welt in einem übersinnlichen Reiche. Hatte zwar auch das griechische Volk in seinem Denken von einer mit ganzer Glut erfaßten und künstlerisch verklärten Welt sich zur Innerlichkeit gewendet, wie der Gang des philosophischen Strebens von dem naiven Panpsychismus der Jonier bis Plotin bezeuge, so habe doch erst das Christentum die volle Weltherrschaft reiner Geistigkeit ausgebildet.

3. Das Christentum ist Erlösungsreligion. Es erwartet die neue Welt nicht von Höchstspannung eigener Kraft, sondern als eine vom Himmel niedersteigende Gnade mit ganz neuen Lebenskräften. Diese Demut und freudige Dankbarkeit ist nur wahrhaftiger Träger des neuen Lebens als Frucht einer ungeheuren Erschütterung und innerer Umbildung.

---

* Können wir noch Christen sein? Von Rudolf Eucken, Leipzig, Veit 1911, VIII und 236. M. 2.60.

4. Die Erlösung ist sittlicher, nicht intellektueller Art. Nicht vom Sinnenschein zum Sein im Sinne der Inder soll der Mensch erlöst werden, sondern das Hauptproblem liegt auf sittlichem Gebiete: die rettende Tat göttlicher Liebe befreit vom Bösen, die Weltflucht weicht, indem ein Reich der Gotteskindschaft errichtet wird, der Weltverklärung. Erst das Christentum macht die Weltentwicklung aus einem Prozeß zu einer Geschichte, und erst das Christentum hat der Seele eine Geschichte gegeben, der gegenüber alle Außenereignisse zur Nebensache herabsinken. Dieser ethische Grundcharakter allein verbürgt die Selbständigkeit des Geistes gegenüber jeder noch so verfeinerten Natur und gibt dem Menschen eine ausgezeichnete Stellung im All. Die Erhebung der Treue der Gesinnung über alle Größe der Leistung und damit die Idee der gleichen Würde des Menschen rechnet Eucken zum kostbarsten Besitz des Christentums.

Diese ethische Grundlage bedingt persönliches Verhältnis der Seele zu Gott; das Leben gewinnt dadurch unermeßlich an seelischer Tiefe und Wärme, die auch in das Weltbild ausstrahlt und alle Begriffe beseelt. In der reinen Durchbildung dieses ethischen Charakters lag nach Eucken der Sieg des jungen Christentums über seine Rivalen.

5. In all diesen Kriterien erblickt aber Eucken noch nicht die Hauptsache. Der Weg der Versöhnung mit Gott ist zum Hauptproblem geworden. An diesem entscheidenden Punkte biete das Christentum zwei Tatsachenkomplexe dar, deren einer innerhalb der menschlichen Erfahrung liegt, während der andere ins Kosmische und Metaphysische führt: die Verkündigung Jesu vom Kommen des Reiches und der Kindschaft Gottes und die Menschwerdung Gottes zum Zwecke der Erlösung. Die Idee der Menschwerdung, meint Eucken, hatte damals eine hinreißende Überzeugungskraft. Diese Idee bilde das Zentraldogma des Christentums, aus der alle anderen Dogmen mit zwingender Notwendigkeit sich ergeben. In der Entwicklung jener Dogmen stecke eine gewaltige Logik, die sich nicht in der Mitte abbrechen lasse. Wer das eine wolle, müsse das andere in den Kauf nehmen.

Eucken schildert mit ergreifender Rhetorik die gewaltige Wirkung des Gottmenschwerdungsgedankens auf die Menschheit. Die Geschichte gewann durch diese rettende Tat göttlicher Liebe eine Verankerung in den letzten Tiefen der Wirklichkeit, das Leben eine unendliche Festigkeit, die menschliche Natur höchsten Adel. Diesen ungeheuren Gedanken illustrierte die Persönlichkeit Jesu, dieses Bild mit der ergreifenden Mischung von stiller Kindlichkeit und überwältigender Heldengröße. Wie verschieden ist jenes Bild mit der es durchflutenden Lebensfülle von dem der kontemplativen Weisen Ostasiens! Im Lichte der Gottmenschwerdungsidee wurde dieses Leben zum Idealtypus alles Menschenlebens.

In dieser Verschmelzung der beiden Tatsachenkomplexe, des historischen und des metaphysischen, erblickt Eucken das eigentliche Kriterium der christlichen Religion von allen übrigen. Das christliche Leben nähre sich nicht von jenen Weltwahrheiten allein, sondern mit stets verjüngter Kraft auch aus dem Leben Jesu,

> ‚der reinen reichsten Quelle,
> die nun dorther sich ergießet,
> überflüssig, ewig helle,
> rings durch alle Welten fließet.‘ (Goethe.)

6. Dazu kommt endlich noch ein Hauptstück christlicher Überzeugung: die Idee eines notwendigen, eigentümlichen Lebenskreises, der das christliche Ideal in hartem Kampfe in die Menschheit einführt, der Kirche. In ihrem Dienst wird der Mensch Mitarbeiter am Reiche Gottes; ein tiefes Sehnen und Hoffen treibt ihn unablässig über diese Welt hinaus nach einer neuen Welt.

Eine hervorragende, ja einzigartige Größe des Christentums resultiert nach Eucken aus diesen Merkmalen. Es hat den Menschen mit einer ganz neuen Welt bereichert. Über jede Kulturarbeit hinaus gibt es der Wirklichkeit eine Tiefe, setzt das, was bisher dem Menschen das Ganze, seine Welt war, zu einer bloßen Außenseite herab.

Neben dieser tiefen Innerlichkeit steht die Kraft, alle Gegensätze des Lebens in sich aufzunehmen und zu überwinden: Freude und Schmerz, Weltcharakter des Lebens und schlichten Kindersinn, friedvolle Ruhe im Grunde und ungeheure Erregung im Kampfe. Mit solcher Tiefe verglichen erscheinen alle anderen Religionen als bloße Flächenansichten. Einfache Lebensbejahung ist das Christentum nicht. Denn es hat das Leid noch gesteigert durch Voranstellen der Schuld, hat es noch tiefer ins Innere eingedrückt. Aber je tiefer das Leid in das Innere eingedrückt wird, um so mehr wird es dadurch geheiligt, daß Gott selbst an seiner ganzen Bitterkeit teilnimmt und der Seele im Leide besonders nahe ist. Die Grundstimmung des christlichen Lebens ist schließlich Freudigkeit. So verbindet die Welt des Christentums eine grundlegende, kämpfende und überwindende Geistigkeit. Helles Licht brennt im tiefsten Dunkel.

Als Gegenstand göttlicher Liebe kann der einzelne nicht mehr einsam und verlassen sein. Bei solchem Getragenwerden von der Flut unendlicher Liebe können die einzelnen Lebenskreise nicht mehr in starrer Abgeschlossenheit nebeneinander stehen, sondern in gegenseitigem Verstehen durchbrechen sich alle Scheidewände, eröffnet sich eine Befreiung vom kleinen Ich. Nicht mehr die antike Gerechtigkeit kann jetzt das Leben beherrschen, sondern die Liebe, die das Leben erst schenken mußte.

So hat das Christentum im Altertum der siechen Menschheit neuen Lebensmut eingeflößt, im Mittelalter einen umfassenden Lebenszusammenhang hergestellt, in der Neuzeit gegenüber einer anders gearteten Kultur seelische Tiefe und hohe ethische Ziele gegenwärtig gehalten. Es hat sich bewährt als gewaltige Tatsächlichkeit auf dem Gebiete der Geschichte.

Bietet die Geschichte des Christentums auch nach außen viel Unerquickliches, Glaubensgerichte und Ketzerverfolgungen; hat deshalb ein Geist wie Goethe in der ganzen Kirchengeschichte nur einen Mischmasch von Irrtum und Gewalt erkennen wollen, so darf man nicht vergessen, was das Christentum der Seele an Halt und Frieden geboten hat, was es an Kraft und Freudigkeit in den Nöten des Lebens erzeugte, was es zur Erschließung der Tiefen des Seelenlebens und zur inneren Verbindung der Menschheit gewirkt hat. Die christliche Kunst, ihre erhabenen Dome und seelenvollen Bilder zeigen, daß das Christentum die Menschen nicht bloß von außen her berührte, sondern ihre Seelen gewann; so erwies sich das Christentum als eine Beherrscherin der Seelen und von da aus aller menschlichen Dinge.

Daß das Ganze des Lebens eine Richtung einschlug, welche mit dem Christentum feindlich zusammenstieß, gerade dies stempelt nach Eucken die Neuzeit zu einer eigentümlichen Epoche.

Das Christentum zog aus dem entschiedenen Bruche mit dem nächsten Dasein ein gutes Stück seiner Kraft. Für die Neuzeit hat dieses Dasein immer mehr Wert gewonnen, hat immer mehr Arbeit an sich gezogen. Zunächst ging das Streben dahin, das Göttliche mehr innerhalb der Welt aufzusuchen, ihre Lebensfülle und Schönheit als einen Abglanz göttlicher Herrlichkeit zu verstehen. Dieser P a n e n t h e i s m u s beherrschte das künstlerische Leben der Renaissance. Dann wurde das Göttliche mit der Welt zu einer einzigen Wirklichkeit verbunden in dem P a n t h e i s m u s, der das Schaffen großer Dichter und Denker beseelte. Schließlich wurde alles Geschehene lediglich als ein einheitsloses Nebeneinander der Elemente betrachtet im Positivismus und Agnostizismus, mit dem sich Naturwissenschaft und Technik begnügte.

Im einzelnen faßt Eucken die Umwandlung des modernen Lebens folgendermaßen zusammen: Es verschärften sich infolge einer steigenden Schätzung des Individuums die Konflikte zwischen Kirche und Staat, Kirche und Individuum, Religion und Kultus, Kirche und Moral. Die historische Kritik erschütterte den Glauben an die göttliche Einsetzung der Kirche und suchte die diesbezüglichen Worte Jesu als erfunden zu erweisen.

Die historische Forschung glaubte zu finden, daß das Menschwerdungsdogma erst allmählich sich gebildet hat, und daß unserer Denkweise entgegenläuft, was den Bedürfnissen und der geistigen Lage früherer Jahrhunderte unentbehrlich dünkte. Die Lehre, daß Gott an einem bestimmten Punkt Mensch geworden, widerspreche den modernen Begriffen von Gott und Mensch. Ein Gott, der Mensch wurde, könnte das schwere Schicksal des Menschen nicht voll empfinden. Weiter stoße sich das moderne Empfinden am sühnenden und stellvertretenden Leiden Christi. Die darin waltende Tiefe der ethischen Gesinnung, der Ernst der sittlichen Ordnung, die heilende Macht der selbstlosen Liebe, ihr Wachstum in Leid und Not seien auch für den Modernen verehrungswürdige Gedanken. Aber unerträglich sei die Formel vom erzürnten Gott und seiner Wiederversöhnung durch das Opferblut seines Kindes. Unsere religiöse Überzeugung lehne sich gegen den Mittlergedanken auf als eine der damaligen Zeitlage entsprungene Gestaltung des Erlösungsgedankens, der jetzt als mythologisch erscheine, besonders bei der Rolle, die das Opferblut darin spiele. Falle aber dieses Zentraldogma, so verlieren alle Unterscheidungslehren des Christentums ihre Wurzel und ihren Zusammenhang. Jungfräuliche Geburt, Höllen- und Himmelfahrt fallen weg, wenn dieser tragende Grund ins Wanken gerät. Und doch gehören jene Sätze für das Christentum zu dem, was dem Menschen Halt und Trost für Leben und Sterben gewähren soll.

Nun habe sich zwar das moderne Christentum von der Erschütterung dieses Komplexes metaphysischer Behauptungen weg zu der Persönlichkeit und dem Lebenswerke Jesu geflüchtet, zu seiner Lehre von dem nahen Reich Gottes und der Gotteskindschaft des Menschen. Die hinreißende Kraft und Frische, die wunderbare Innigkeit, die kindlich freudige Zuversicht dieser Verkündigung schienen vollen Ersatz für die Erschütterung der metaphysischen Überzeugung zu bieten.

Was nun die Kritik am Leben Jesu betrifft, so meint zwar Eucken, daß auch die schärfste Negation einen festen Kern unvergleichlichen persönlichen Lebens als geschichtlich bestehen lassen müsse. Aber es könne nicht mehr davon die Rede sein, daß nach dem Einsturz der metaphysischen Unterlage diese Person der absolute Normaltypus menschlichen Lebens sei. Man kann Jesum nur verehren, aber sich nicht absolut an ihn binden, ihn nicht zum Gegenstand eines Kultes machen. Alle Mittelstellungen in dieser Sache sind ohne Halt. Es entsteht also die Frage, ob das, was von Jesus noch bleibt, stark genug sei, um dem menschlichen Leben Halt und Schutz zu gewähren, ihm eine neue Welt zu sichern.

Dazu kommt nach Eucken die in der modernen Zeit eingetretene Schätzung der christlichen Moral. Die christliche Moral habe mehr das Gebiet individueller Gesinnung beherrscht als die allgemeinen Verhältnisse umgebildet. Vernünftige Rechtsordnungen habe erst die Neuzeit geschaffen. Erst sie habe die soziale Frage als eine Sache des Rechts behandelt. Die christliche Moral habe viel Roheit und Grausamkeit unangefochten gelassen, wie der Glaubensfanatismus usw. zeige. Die christliche Liebe war stets privat, den allgemeinen Problemen aber nicht gewachsen. Das Christentum kannte nur ein Verhältnis von Persönlichkeit zu Persönlichkeit; alles Wirken zu den Dingen sank ihm zur kalten, seelenlosen Außenwelt herab. Die Neuzeit findet echtes

Handeln nur da, wo seelische Kraft mit einem Gegenstande sich berührt, wo die Tätigkeit sich zur Arbeit gestaltet. Immanente Seelentätigkeit droht bloßer Schatten zu werden. Die Gesinnung wird zur Vorläuferin oder zum Nachklange einer Handlung, die Moral zu einer Nebenwelt, welche in die Gestaltung des Lebensprozesses nicht eingreifen darf. Auch die moderne Gedankenarbeit z. B. eines Hegel teilt diese Schätzung der Moral. Die ganze Wirklichkeit verwandelt sich nach moderner Auffassung in ein prozeßartiges Geschehen.

Ganze Lebenskomplexe entstanden, welche alle direkte Beziehung auf moralische Zwecke verwarfen: moderne Wissenschaft, Kunst, modernes Wirtschaftsleben haben sich unabhängig von der Moral entwickelt. Die persönliche Lebensform d. h. die Beziehung von Mensch zu Mensch dünkt dem Hauptzuge der Neuzeit viel zu kleinmenschlich und eng, um die Fülle echten Lebens zu fassen. Wärme und Innigkeit persönlichen Lebens gilt als bloßes Wallen und Wogen affektvoller Stimmung, die Persönlichkeit Gottes als ungebührliche Vermenschlichung. Unverständlich wird die Überzeugung, daß der Gewinn der ganzen Welt einen Schaden an der Seele nicht aufwiegt.

Der Erlösungsgedanke, dem müden Ausgang des Altertums unentbehrlich, mußte dem Mut und der Kraft des modernen Menschen weichen. Das Kraftgefühl des modernen Menschen wurde gesteigert durch Zusammenschluß der einzelnen Kräfte zu großen Arbeitskomplexen wie der Fabrik, der Wissenschaft, dem Verwaltungssystem; die Lebensarbeit gleicht jetzt einer Pyramide, die Schicht zu Schichten fügt und auch den kleinsten Beitrag verwertet. Die Menschheit als Arbeitsganzes gewann eine gewaltige Steigerung. Was der Augenblick früher nicht vermocht, das vermag jetzt die Kraft der Zeiten.

Moderne Medizin und moderne Sozialgesetzgebung haben das Übel nicht bloß gemildert, sondern das Übel an der Wurzel angefaßt. Freudiges Selbstgefühl führte aber zur Verachtung übernatürlicher Hilfe. So verblaßt dem modernen Menschen der Erlösungsgedanke vor dem Fortschrittsgedanken. Das ethische Lebensideal mit seiner Umwandlung der Seele weicht einem dynamischen mit unbegrenzter Kraftsteigerung. Feuerbachs Wort hat sich an der ganzen Zeit erfüllt: ‚Gott war mein erster Gedanke, Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke.'

Der Neuzeit hellte sich die Natur nur dadurch auf, daß alles Seelische ausgeschieden wurde. Zwar fehlt es auch im modernen Leben nicht an intellektualistischen Strömungen, welche im Denken die ursprünglichste Werkstatt des Lebens festhalten und das Bild der Sinnenwelt als durch unsere Gedanken mitgestaltet erkennen. Allein diese Strömungen erwiesen sich als zu schwach. Die moderne Zeit kennt keine reine Innerlichkeit, keine ewigen Wahrheiten, keine Unsterblichkeit. Für ein bloßes Naturwesen wird die Religion überhaupt ein Gewebe von Illusionen. So gestaltet sich das Ganze des modernen Lebens zu einer Flut gegen die Fundamente des Christentums.

Zum Schluß charakterisiert Eucken die Rückzugsversuche der Vermittlungstheologie, welche von den Tatsachen zu den Ideen, von diesen im einzelnen zu der Weltanschauung im großen, von dieser zu den Leistungen der christlichen Ethik sich flüchtete, ohne den modernen Einwänden dadurch sich entziehen zu können. Trotzdem steigen die uralten Fragen und Rätsel des Menschengeschlechtes mit frischer Kraft wieder auf.

Die moderne Bewegung richtet sich nach Eucken nicht bloß gegen die Religion, sondern gegen den geistigen Charakter des Lebens überhaupt; die moderne Bewegung will bloße Daseinskultur. Hier gibt es keine Verständigung mit dem Christentum, der Religion weltüberlegener Innerlichkeit.

An einer höheren Schätzung der Welt hängt der Gesamtaufbau der modernen Kultur mit seinen eingreifenden Wandlungen des gesamten Lebensstandes. Die Hin-

gebung an die Welt gelangte schließlich dazu, daß der moderne Mensch angesichts der unermeßlichen Erweiterung, welche für ihn die Welt nach der Seite des Großen und Kleinen erfuhr, zusammenbrach; es versagte das Vermögen der geistigen Durchbringung der Dinge, der Geist hörte auf, ein selbständiges Lebenszentrum zu sein. Die Seele wird ein leeres Gefäß, das allen Gehalt von der Weltumgebung erwartet. Es hört jeder Widerspruch auf zwischen der Seele und der Welt, und doch sind solchem Widerspruch alle entscheidenden Weiterbildungen des menschlichen Lebens entsprungen; die erhebenden Ideen Platos, das farbenreiche Weltgemälde Dantes, die erschütternde Vernunftkritik Kants gingen hervor aus dem Streben einer großen Seele nach geistiger Selbsterhaltung gegenüber den Widerständen der Welt.

Die bloße Daseinskultur kennt keine schaffenden Lebenstiefen, nur Lageverschiebungen der einzelnen Teile. Das bedeutet eine innere Zerstörung des Lebens. Allein die Daseinskultur zehrt noch von der geistigen Atmosphäre des überkommenen Idealismus.

War das alte Christentum bestrebt, den Menschen niederzudrücken zu gunsten der göttlichen Macht, so trägt eine hohe Schätzung der Kraft des Menschen den Aufbau der gesamten modernen Kultur. Wir stehen inmitten einer großen Arbeitskultur, von der frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Allein auch die Arbeit ist seelisches Erlebnis. Unter diesem Gesichtspunkte zeigt sich bald, daß die Vorteile der Arbeit keineswegs reine Gewinne sind. Inmitten aller technischen Siege geraten die Menschen in eine babylonische Sprachenverwirrung. Die Massenbewegungen können Fragen stellen. Allein die bloße Summierung führt zu keiner inneren Größe. Das ganze Spiel der Kleinkräfte wiegt wenig an geistigem Vermögen. Die Daseinskultur kann in allen politischen und sozialen Kämpfen die Macht nur an eine andere Stelle verlegen. Sie kann auch nicht auf einen höheren Stand des Daseins durch Anhäufung der Zeiten und Leistungen hoffen, weil ihr die innere Vernunft, der Hebel des Fortschritts, fehlt. Innere Kleinheit bei äußerer Größe, bunte Fülle der Leistung und völlige Leere im Innern, das ist nach Eucken das Zeichen der bloßen Daseins- und Menschenkultur. Eine jämmerliche Kleinheit menschlicher Denkart umspinnt und erniedrigt die Arbeit. Wir durchschauen immer mehr das leere Phrasentum von menschlicher Größe und Würde, an dem sich frühere Zeiten berauschten.

Es gibt dem modernen Leben und Streben ferner einen besonderen Charakter, daß Subjekt und Objekt jetzt deutlich auseinandertreten, jedes seine besondere Art entfaltet. Daher ein schärferes Prüfen und kräftigeres Eingreifen des modernen Menschen in den vorgefundenen Weltstand. Die großen Dichter und Denker lassen den Gegenstand nicht draußen als etwas Fremdes, sondern er wird auf den Boden der eigenen Seele versetzt und dort mit Leben erfüllt. Zur Hauptaufgabe wird der Gewinn einer überlegenen Einheit, die mit zündender Kraft das Tote belebt, das Dunkle erleuchtet. Die moderne Daseinskultur vermag aber dieses Ideal nicht festzuhalten. Die moderne Wissenschaft ist bloßes Registrieren. Jeder belebende Gedanke muß ihr als Irrlicht erscheinen. Der Geist wird zugunsten eines seelenlosen, aber sicher verlaufenden Mechanismus ausgetrieben. Das Endergebnis ist tiefes Unbehagen inmitten glänzender Erfolge. Das Wachstum der Technik bietet keinen Ersatz für das Schwinden belebenden Geistes.

So hat die moderne Bewegung den Menschen in ungeheure Verwicklungen hineingeworfen. Allein instinktiv kehrt sie in den führenden Geistern vielfach zum Christentum zurück. Im innern Gewebe des modernen Schaffens laufen eine Abwendung und eine Zurückwendung zum Christentum oft wunderlich durcheinander. Was die Neuzeit wirklich an Früchten gezeitigt hat, gelang nur mit Hilfe eines der sinnlichen Welt überlegenen Geisteslebens. Von allen Lebenstiefen abgeschnitten, verfiel die Arbeit einer seelenlosen Mechanisierung.

Das Erscheinen eines neuen Lebens begrüßt Eucken als gutes Vorzeichen für die Zukunft. Dieses Leben ist Geistesleben. Der Geist eines Plato behält seinen Wert, auch wenn alle seine Lehren uns fremd geworden sein sollten. Bei einer schöpferischen Persönlichkeit ist alles besondere Wirken nur ein Symbol für den ewigen Wahrheitsgehalt des schaffenden Geisteslebens. Solche charakteristische Erschließungen des Geisteslebens, Uroffenbarungen, große Erfahrungen der Menschheit geben erst der Kultur einen klaren Sinn. Kultur darf nicht bloß Verschiebung des gegebenen Daseins sein, sondern muß einen neuen Menschen schaffen, wenn sie die Mühe lohnen soll. Vergeistigung der Wirklichkeit kann allein den Lebensstand vertiefen und erhöhen. Die gegebene Welt ist nur eine Stufe der Wirklichkeit; darüber erhebt sich die Welt der Geistigkeit.

Diese Geistigkeit darf aber nicht bloßer Schatten bleiben, der unser Leben nur begleitet, ohne es bewegen zu können. Das Alleben muß unmittelbar in uns durchbrechen. Wir müssen selbständige Lebenspunkte, geistige Energien werden. Dies werden wir nicht durch natürliche Evolution, sondern durch ein Gehobenwerden des Menschen aus der Kraft des Ganzen in der **Wendung zur Religion.** Religion ist wesentlich Offenbarung und Wunder, die Befreiung der sonst gebundenen und niedergedrückten Geistigkeit. Immanente Religion ist ein täuschendes Surrogat. Es gibt keine Größe und keine Freiheit ohne Wendung zur göttlichen Macht. Die Gebundenheit des Geisteslebens an das trübe Gemenge des menschlichen Durchschnitts kann keine Größe entfalten.

Ein Wirken aus der Kraft eines überlegenen Ganzen ist unentbehrlich. Dann allein schöpft der Mensch aus der Fülle unendlichen Lebens, wurzelt in sich selbst und kann einen geistigen Charakter entwickeln. Die Berufung des Menschen zur selbsttätigen Mitarbeit am großen Werke des Geistes ist der Kern der Religion. Schöpferisches Leben wird uns mitgeteilt. Darin wurzelt Mut und Kraft der Lebensarbeit, Hoffnung eines frischen Neubeginnens und einer unverwelklichen Jugend. Daher sollen wir nach Eckhart Gott ‚nicht im Abendscheine, sondern im Morgenlichte' suchen. Alle echte Geisteskultur trägt in sich Religion: das Bewußtsein des Getragenwerdens von übermenschlicher Macht. Die schöpferischen Geister aller Gebiete fühlten sich stets getragen von einer höheren Macht. Es gab kaum einen großen Denker, der im Atheismus sein Genügen gefunden hätte. War das Leben zuerst nach außen gerichtet, so arbeitet es allmählich immer mehr Innerlichkeit heraus und verlegt dahin seinen Schwerpunkt. Das Leben rankt sich an der Arbeit in die Höhe. Der Nutzen und Genuß tritt zurück; selbstlose Wissenschaft erscheint. Es vollzieht sich die Ablösung echter Geisteskultur von bloßer Menschenkultur. Ebenso verinnerlicht sich das Verhältnis von Mensch zu Mensch. Ja über die Gesamtheit breitet sich eine allumfassende Innerlichkeit, deren weltgeschichtliche Wogen die Weltreligionen sind, z. B. das Mitleid des Buddhismus, die Liebe des Christentums.

Auch die Geschichte vollzieht eine Wandlung des Lebens, ist als Ganzes die Herausarbeitung eines Reiches der Innerlichkeit. Die antike Ethik, welche nur Veredlung der Natur, nicht Setzung eines neuen Lebens erstrebte, genügte dem Christentum nicht mehr. Im Erkenntnisstreben haben Altertum und Mittelalter Gedankenarbeit und sinnliche Anschauung noch nicht so scharf geschieden wie die Neuzeit. Auch im Ganzen des Lebens geht durch die Geschichte ein Sichselbersuchen und Herausarbeiten des Geisteslebens von Synthese zu Synthese: von der Antike zum Christentum, von der Daseinskultur zu einem neuen Idealismus. Die Steigerung des Vermögens der Geistigkeit erfolgt aber überall aus der Gegenwart göttlicher Kraft. **Nirgends im Bereiche des Menschen gibt es ein echtes Geistesleben ohne ein Element der Religion.**

Was aber hier zunächst in Betracht kommt, ist nur universale Religion. Die Natur bedroht das Geistesleben. Körperliche Ausstattung bestimmt es in seiner Höhe, Vererbung fügt den Menschen in eine dunkle Naturverkettung ein. Durch Kultur raffinierte Sinnlichkeit zieht das Geistesleben nieder. Die einzelnen Geisteskräfte kehren sich gegeneinander. Die Möglichkeit einer Überwindung dieser widerspruchsvollen Lage wird behauptet von der höheren, ‚charakteristischen' Religion, welche aus dem Verhältnisse der Seele zur weltüberlegenen Gottheit ein unüberwindliches Geistesleben entspringen läßt. Aus einer unmittelbaren Beziehung zur weltüberlegenen Quelle aller Wirklichkeit kommt dem einzelnen ein aller Arbeit und der Gesamtheit ein aller Kultur überlegener seelischer und geistiger Lebensstand. Die Innerlichkeit, in welcher die Seele mit dem ganzen Geistesleben wie ein Ich mit dem Du verkehrt, muß eine größere Wärme und Innigkeit erhalten als in aller geistigen Arbeit, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß der Begriff des Persönlichen nur ein Symbol für etwas allen Begriffen und Worten Überlegenes ist. Hier erreicht der Mensch den tiefsten Punkt der Innerlichkeit. Die Religion in diesem Sinne hat die Menschen mehr als irgend etwas eng zusammengeschlossen, aber auch weit auseinander getrieben. Die großen Religionen sind mit ihren Bewegungen die Seele der Geschichte geworden. Die Freiheit im Grunde des Lebens hat keinen besseren Bundesgenossen als die Religion.

Die Religion in diesem charakteristischen Sinne legt das Weltproblem dem Menschen mit voller Schwere auf die Seele, steigert die Empfindung des Schmerzes und den Ernst der Schuld gegenüber einem heiligen und guten Willen. Aber diese Steigerung der Maße ist eine Erhöhung des Lebens. Die Religion allein — darin findet Eucken den Höhepunkt — befriedigt das Verlangen des Menschen nach geistiger Selbsterhaltung, nach unbedingtem Werte dessen, was er erlebt und tut.

Natur, Schicksal und Menschenwelt behandeln den Menschen mit Gleichgültigkeit als flüchtigen Durchgangspunkt des Lebens. Und doch haben wir einen metaphysischen Lebensdrang; ohne ihn müßte alles gleichgültig werden und all unser Beginnen sinnlos sein. Daher sagt Augustinus: ‚Wenn ich dich, meinen Gott, suche, so suche ich das selige Leben.' Was für den einzelnen gilt, gilt auch für die Gesamtheit und den Sinn ihrer unermeßlichen Arbeit. Die Religion ist deshalb der ursprüngliche Quellpunkt des Lebens, das Grundaxiom, mit dem das Geistesleben steht und fällt. Die Religion muß notwendig die Welt eschatologisch betrachten, das heißt als einen Akt eines übergeschichtlichen Dramas, dessen Verlauf sich menschlichen Augen entzieht. Damit aber die religiöse Bewegung beim Individuum nicht bloße Aufwallung des Augenblicks bleibe, ist ein eigener Lebenskreis in einer Gemeinschaft, eine Kirche notwendig. Eine charakteristische Religion mit ruhiger und fruchtbarer Arbeit ist ohne religiöse Gemeinschaft nicht aufrecht zu erhalten. Töricht wäre das Mühen des Denkers um die wissenschaftliche, des Künstlers um die künstlerische Wahrheit, wenn das ganze Ziel der Wahrheit die Seele vollständig kalt ließe. Der Eintritt in die Entscheidung ist für den einzelnen frei. Aber die Ablehnung derselben entseelt das ganze Leben. Der Kampf um die Wahrheit der Überzeugung ist ein Kampf um die Höhe des Lebens.

Von diesen allgemeinen Grunderwägungen aus, welche viele kostbare Wahrheitskörner enthalten, wendet sich Eucken zur Kritik des geschichtlichen Christentums.

Die Religion ist also ein Erlebnis des Menschenwesens; uns allen gemein ist das Verlangen nach geistiger Selbsterhaltung und die Eröffnung eines neuen, übersinnlichen Lebens. Den Anspruch des Christentums auf Einzigkeit der Wahrheit findet Eucken ungeheuerlich. Das sei die Art des Mittelalters, nicht der Neuzeit. Denn ihre unermeßliche Erweiterung des Horizontes und ihr liebevolles Sichversenken in alle Weite menschlicher Entwicklung rücke uns eine Fülle anderer Bildungen vor

Augen und in ihnen so viel redliches Streben, so viel Arbeit und Aufopferung, so viel Verwandtschaft der Grundprobleme und Grunderfahrungen, daß es schlechterdings unmöglich wird, das alles gänzlich zu verwerfen. Wie könnten wir unsere Bildung dann auf das klassische Altertum gründen, wenn dieses in seinem tiefsten Grunde leerer Wahn wäre? Religion ist aber ein Hervorbrechen ursprünglicher Lebensquellen, daher ein Urerlebnis einzelner, großer Persönlichkeiten. Nur an solchen Durchgangspunkten geistigen und göttlichen Lebens entzündet sich ein Feuer, das Jahrtausende erwärmen kann. Da aber nicht eine, sondern mehrere große Religionen existieren, so kann nach Rousseau der Glaube nicht eine Sache der Geographie werden. Wir müssen also messen und gegeneinander abwägen. Dasselbe gilt von den einzelnen Formen des Christentums.

Die Neuzeit hat der nächsten Welt ihre Kraft zugewendet und die übersinnliche Welt der Religion verblassen lassen. Allein die gesteigerte Tätigkeit ist nicht imstande, den Grund der Seele zu erfüllen. Die doppelte Forderung einer Vertiefung der Tätigkeit zu geistigem Schaffen und der Erstrebung einer überzeitlichen Wahrheit stellt sich notwendig ein. Das Altertum suchte Ruhe in der Religion, die Neuzeit will auf Tätigkeit ihres Lebensdranges nicht verzichten.

Diese neuere Entwicklung verlangt einen anderen Typus des religiösen Lebens, eine aktivere Art des religiösen Lebens. Solch größere Aktivität widerspricht aber nicht dem Geist des Christentums. Denn wenn seine Sorge zunächst auf das Leiden und nicht auch das Handeln ging, so lag das in dem Bedürfnisse der Zeit. Ferner hat es das Leiden als eine nur weiter zurückgelegene Tätigkeit aufgefaßt, es schätzt die im Leid bewirkte Tiefe des Lebens (passio summa actio). Die Reformation habe alle blinde Devotion verworfen. Freilich Luther habe die Aktivität zu sehr auf das Innere der Seele beschränkt. Natürlichere Gestaltung des Lebens ist also nicht Bruch mit dem Grundzuge christlichen Lebens.

Da uns die Welt weit mehr Zusammenhang, Schönheit und Leben erschlossen hat, klagt unsere Zeit nicht mehr über die Welt, sondern will das Göttliche immanent in der Welt finden. Allein der Pantheismus ist eine falsche Deutung der Wirklichkeit. Er ist ein schwankendes Mittelgebilde, welches das große Problem verdunkelt und die Energie des Lebens schwächt. Er ist eine Halbheit. Er will mehr als das bloße Nebeneinander der Dinge. Aber dieses Mehr soll unselbständig, schattenhaft bleiben, den Stand der Dinge nicht ändern und das Leben nicht verpflichten. Die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts rechtfertigen den Pantheismus wenig. Die Natur zeigt sich nicht mehr als jenes Reich seelenvollen Zusammenhanges. Die Menschheit verliert in wilden Kämpfen ihre romantische Verklärung. Die Größe der Persönlichkeit zeigt sich als hohle Phrase.

Novalis' Wort: ‚Unter Menschen muß man Gott suchen' ist ein Bekenntnis moderner Denkart. Wird dabei in einseitiger Sozialkultur alles, was über die bloße Menschheit hinausführt, verworfen, so muß das Ganze zu unsäglicher Verflachung führen. Auch hier muß die Überlegenheit des Göttlichen voll gewahrt bleiben.

Ohne Religion läßt sich ein Ganzes des Lebens nicht aufrecht erhalten. Teilkulturen, wissenschaftliche, technische, ökonomische usw. können eine Gesamtkultur nicht ersetzen. Letztere aber kann nur sich verwirklichen in der Umkehrung des ersten Standes und in der Wendung zur Religion.

Das Christentum läßt in seinem Schöpfungsbegriff die Natur aus dem Geist entspringen. Die Neuzeit wollte den Geist zum Erzeugnis der Natur herabdrücken. Die moderne Denkart in Spinoza und Hegel will die Persönlichkeit ausschalten und das Denken zu einer kosmischen Macht erheben. Das Leben wird aus einem Tun ein Prozeß.

Das Abendmahl nach dem Codex Rossanensis



(Zu dem Artikel: „Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte".)

An Stelle der christlichen Wunder will Eucken ein inneres Wunder, das Erscheinen einer neuen Art des Lebens, das Selbständigwerden des Geisteslebens. Das Geistige muß zum Kern der Wirklichkeit werden. Einer Herrschaft des Geistes muß eine Religion des Geistes entsprechen.

Den Erlösungsgedanken des Christentums kann das moderne Kraftgefühl am wenigsten ertragen. Vieles an der älteren Fassung dieses Gedankens trägt nach Eucken die Farbe einer müden und matten Zeit, die der moderne Mensch nicht lieben kann. Die überkommene Fassung enthielt ihm eine zu passive Art der Religion. Aber trotzdem bleibe dem Erlösungsgedanken eine notwendige Wahrheit, nämlich die vom Getragensein des Lebens durch eine höhere Macht. Das moderne Leben ist ein neuer Titanenkampf, ein Sichaufwerfen des Menschen zur Gottheit. Unaufhaltsam stieg die Lebensflut; aber die Geistigkeit und das Glücksgefühl sanken. Die Menschheit erwies sich zu klein, da sie sich selbst genügen sollte. Die Probleme des Erlösungsgedankens steigen von neuem empor.

Die christliche Moral im Gegensatz zur klassischen ist es, welche eine unbemessene Liebe, ein Hegen und Pflegen des Kleinen, eine Ehrfurcht vor dem, was unter uns liegt, erzeugen konnte. Sie hat eine innere Größe im Kleinen entdeckt und dadurch alle Maße des Lebens verändert. Die flachen Geister, die Helden der Verneinung ahnen nicht einmal, wie Großes hier für die Menschheit auf dem Spiele steht. Die antike Geschlossenheit des Lebens und das ihr entsprechende Gerechtigkeitsideal kann die neue Zeit nicht mehr annehmen. Aber die überlieferte Form der christlichen Moral würdigt nach Eucken zu wenig das Naturelement in unserem Leben, die weite Ausdehnung des Mechanismus, den Widerstand gegen die Freiheit. Das hindert ihn nicht, anzuerkennen, daß das Christentum allein die Größe und Überlegenheit der Moral mit Energie im weltgeschichtlichen Leben zur Geltung gebracht hat. Es hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um dem Menschen eine Seele zu retten. Es hat der Lebensarbeit des einzelnen einen ins Unendliche reichenden Sinn und Wert verliehen. Aus dieser ursprünglichen christlichen Quelle hat auch die philosophische Moral der Neuzeit unablässig geschöpft. Ohne dieses wäre ihre Pflichtidee formelhaft und machtlos geblieben. Es kann in unserer Zeit nichts Verkehrteres geben, als die Moral herabzusetzen und mit ihr die Weltmacht, in der sie wurzelt, das Christentum.

Das Problem der Stellung des modernen Menschen zum Christentum erreicht nach Eucken seine höchste Spannung bei den Begriffen der Gottmenschwerdung und des Sühnopfers. Die in der ersteren Idee vollzogene Verbindung vom menschlichen und göttlichen Wesen ließ unergründliche Tiefen in das menschliche Dasein hineinwirken. Der moderne Mensch fordert nach Eucken statt der Menschwerdung Gottes an einer Stelle ein unmittelbares Verhältnis vom Göttlichen und Menschlichen durch die ganze Weite des Geisteslebens. Von modernem Standpunkt aus verwirft deshalb Eucken nicht bloß das alte Dogma, sondern auch die moderne Halbheit, welche Jesum als Menschen faßt, aber trotzdem unser ganzes religiöses Leben an ihn bindet und unser eigenes Leben voller Ursprünglichkeit beraubt.

Das geschichtliche Christentum ist für Eucken nicht identisch mit seiner dogmatischen Fassung. Letztere ist nur eine Verkörperung, die nicht das Ganze des Lebens bildet, und die ein Recht immer nur als ein Ausdruck der Seele hat. Die Seele des Christentums war stets das unmittelbare Verhältnis der Persönlichkeit zu Gott mit allen Erschütterungen und Erhöhungen, die hier aus Entfernung und Wiederverbindung entsprangen. ‚Gott und die Seele möchte ich kennen, nichts mehr, nichts mehr,‘ sagt Augustinus. Deshalb bleibe doch der Person Jesu eine großartige Bedeutung. Die schaffende, religiöse Individualität Jesu hat etwas Bleibendes und Jugendfrisches.

Ihre Vergegenwärtigung kann uns eine Quelle neuen Lebens werden, ohne daß wir die Ursprünglichkeit unseres eigenen Lebens verlieren. Es gilt hier die Erweckung und Erringung unseres eigensten geistigen Wesens im Gewinn einer Welt, die keinen Wandel der Zeit und keine feindliche Spaltung der Individuen kennt.

Was die Kirche betrifft, so gibt Eucken zu, daß im Durchschnitt des neuzeitlichen Lebens die Ablehnung derselben überwiegt. Aber je überwältigender uns die Außenwelt an sich zieht, desto größer wird die Sehnsucht nach Verstärkung der Innerlichkeit durch ein Zusammenschließen der Geister. Alle Probleme der Zeit, die den ganzen Menschen betreffen, müssen auch die religiöse Gemeinschaft in Tätigkeit setzen. Heute gilt nicht mehr die Aufgabe der Kirche, wie zur Zeit Luthers. Neue Fragen hat die Zeit gebracht. Die Sprachen z. B. sind nicht mehr die Scheide, in welcher das Schwert des Geistes steckt, wie Luther sagte. Die Kirche soll sich auf Wahrheiten stellen, die nicht aus metaphysischer Spekulation oder geschichtlicher Überlieferung stammen, sondern unmittelbar dem Lebensprozeß selbst angehören, also auf Wahrheiten, welche die Tatsachen des Erscheinens einer neuen Welt beim Menschen und ihrer Weiterbildung durch Kampf und Erschütterung hindurch vertreten.

So faßt Eucken seine Kritik des Christentums dahin zusammen, daß dasselbe nicht als etwas Fertiges zu gelten habe, sondern als eine Macht, die noch im Werden begriffen sei, und an der jeder einzelne mitbauen müsse. Das geschichtliche Christentum ruhe auf einem ewigen Christentum. Der christliche Lebenstypus ist allem überlegen, was sich heute als freischwebende Religiosität entwickelt. Es gilt nicht die Verwerfung der weltgeschichtlichen Arbeit des Christentums, sonderen deren Zurückführung auf ihren Wahrheits- und Ewigkeitsgehalt.

Nach dieser allgemeinen Kritik des Christentums wirft Eucken die Frage auf, ob die kirchlichen Gestaltungen desselben es weiterzubilden vermögen. Beim Katholizismus wird dies ohne weiteres verneint. Er habe sich auf die mittelalterliche Gestalt des Christentums festgelegt und könne keiner Veränderung des Grundgehaltes, sondern nur der Oberfläche des Daseins zustimmen. Die Ursprünglichkeit des Lebens sinke bei ihm, weil an die Stelle selbständiger Erzeugung die Wiederholung trete. Der Katholizismus habe sich seit dem Mittelalter, in welchem noch so verschiedene Bildungen nebeneinander möglich waren, verengt. Immer mehr werde er zur Partei und könne die geistige Bewegung der Menschheit nicht mehr zusammenfassen. Die mittelalterliche Lebenssynthese verleihe dem Katholizismus einen großen Stil. Aber sie war keine wahre innere Einigung, sondern ein Zusammenschichten von Christentum, aristotelischer Philosophie und römischer Organisation. Die Größe der Kirche mache den einzelnen klein. Zum selbständigen Leben der Persönlichkeit gehöre notwendig ein eigenes Ringen mit den letzten Problemen. Die der älteren Denkweise eigentümliche Bindung des Geisteslebens an sinnliche Elemente, namentlich in den Sakramenten, müsse der moderne Geist als magisch und unerträglich empfinden. Innerhalb des Katholizismus lasse sich eine Verständigung mit dem weltgeschichtlichen Stande des Geisteslebens nicht erreichen. Hier habe die Stabilität das letzte Wort und die ewige Wahrheit bleibe an eine zeitliche Form gekettet.

Günstiger scheine es beim Protestantismus zu stehen, der aus dem Bruch mit der Tradition entstanden sei und verschiedene Phasen zeige, die einen engen Zusammenhang mit dem Gange der Kultur aufwiesen.

Aber der alte Protestantismus habe eine so entschiedene Ablehnung des Fortschrittsgedankens enthalten wie der Katholizismus. Er wollte für die Ewigkeit gelten. Der neue Protestantismus seit der Aufklärung und dem Neuhumanismus sei das Gegenteil zur Reformation. Mag er verstandesmäßig oder künstlerisch gefärbt, deistisch

oder panentheistisch gestimmt sein, er zeigt gemeinsam ein freudiges Kraftgefühl des Menschen und einen starken Zug zur Immanenz. Zwischen der ernsten und streng ethischen Erlösungsreligion Luthers und dem künstlerisch gestimmten, freudigen Pantheismus unserer Klassiker besteht eine unausfüllbare Kluft. Die notwendige Erneuerung des Christentums, dessen Zurückführung auf die eigenen, tiefsten Lebensquellen könne sich deshalb auch im Protestantismus nicht vollziehen. Die alte und neue Art des Protestantismus werden nur durch die gemeinsame Schätzung der Persönlichkeit und des Innenlebens zusammengehalten, und durch den Kampf gegen Rom. Das sei aber zu wenig, um eine religiöse Gemeinschaft von einer Stärke hervorzubringen, welche den gewaltigen Aufgaben der Gegenwart gewachsen wäre. Die alte Art werde besonders hart betroffen von den Angriffen auf die Erlösungslehre und von der Bibelkritik, mehr noch als der Katholizismus. Die Lehre Melanchthons von der Verderbtheit der Welt und der Gleichgültigkeit der Kultur sei unannehmbar. Der neue Protestantismus sei abhängig vom Pantheismus der klassischen Zeit. Er entbehre einer sicheren Zentralwahrheit, welche er den Verwicklungen der Zeit entgegensetzen könnte. Die Wendung zur (menschlichen) Persönlichkeit Jesu biete keine genügende Basis für eine Weltreligion, die das ganze Leben befestigen und durchdringen soll.

So spricht Eucken die Überzeugung aus, daß keine Hoffnung bestehe, innerhalb der vorhandenen Kirchen eine Erneuerung des Christentums zu erreichen. Bei der gegenwärtigen Bewegung zur Verjüngerung der Religion handle es sich um eine Krisis, um eine unverschiebbare Angelegenheit der gesamten Menschheit. Die Naturwissenschaft erklärt die uns umgebende Natur für das Ganze der Wirklichkeit und gebe das Seelenleben wie auch den Wert der geschichtlichen Arbeit der Menschheit preis. Die soziale Bewegung, indem sie das wirtschaftliche Wohlergehen vor alle anderen Aufgaben stellt, verdrängt die Interessen des Innenlebens. Eine Verinnerlichung läßt sich nur gewinnen durch eine Verankerung des Menschen in einem geistigen Leben und einer geistigen Welt. Die Belebung der Religion führt unmittelbar zum Christentum. Seine weltgeschichtliche Leistung des Aufbaues einer neuen Welt ist schlechterdings unentbehrlich. In ihm schlummern unermeßliche Kräfte, die sich noch keineswegs ausgelebt haben. Es gilt, an die Urkraft selbst zu appellieren und sie zu neuem Schaffen aufzurufen. Die Zahl derer, die lebendig an den Kirchen teilnehmen, sinkt unablässig. Daher müsse jetzt eine Festhaltung des Christentums mit einer verneinenden Stellung zu den Kirchen zusammengehen. Die fortschreitende Entseelung des Lebens führt dazu, daß in den besonderen Richtungen keine geistigen Werte sich halten lassen, wenn das Ganze verloren geht. Von Gutem, Schönem, Wahrem könne dann nicht mehr die Rede sein, Liebe, Recht und Ehre würden törichte Einbildungen. Der Suchenden seien heute viele. Es handle sich darum, sie einander nahe zu bringen. Zunächst sei gemeinsam auf die Herstellung der Bedingungen für ein vordringendes Schaffen Bedacht zu nehmen. Die Zusammenschmiedung der Kirche mit dem Staate müsse fallen. Das Bestehen einer protestantischen Landeskirche müsse aufhören. Der Fall Jatho beweise das. Eine Kirche, die nicht bloßer Diskussionsklub sein wolle, müsse feste Grundüberzeugungen fordern. Aber ein staatlich-kirchlicher Urteilsspruch schädige den Betroffenen gesellschaftlich und verletze viele ernste Gemüter. Eines wird durch Trennung von Kirche und Staat gewonnen, das Allerwichtigste, die volle Wahrhaftigkeit. Halbwahrheit und Scheinwesen müssen aus dem Heiligsten heraus. Die Überzeugung muß sich befestigen: Religion ist das Werk Gottes.

So lautet denn die Antwort Euckens auf die Frage des ganzen Buches: ‚Können wir noch Christen sein?‘ dahin, daß wir es nicht bloß sein können, sondern

müssen; aber wir können es nur, wenn das Christentum als eine noch mitten im Fluß befindliche, weltgeschichtliche Bewegung anerkannt, wenn es aus der kirchlichen Erstarrung aufgerüttelt und auf eine breitere Grundlage gestellt werde.

* * *

Ein merkwürdiger Wechsel der Zeiten. Als vor fünfzig Jahren Pius IX. einen Gegensatz zwischen moderner Kultur und Zivilisation aussprach, nicht in fest formulierter Gestalt, sondern in einer Tabelle zurückzuweisender Irrtümer, da entstand eine gewaltige Gegenbewegung, deren Wogenschlag erst zurücktrat, als die Enzyklika gegen den Modernismus zum erstenmale von kirchlicher Seite her eine systematische und philosophische Entwicklung des modernen Weltgedankens versuchte und damit den ersten Syllabus außer Diskussion stellte. Und heute kommt ein moderner Philosoph, kein Schüler Schopenhauers, sondern ein daseinsfreudiger Denker mit anerkanntem Feingefühl für vergangene Größen wie für Gedanken der Gegenwart, und zeigt in sorgfältiger Analyse aller Faktoren des modernen Lebens, daß letzteres nicht bloß der Religion zuwiderlaufe, sondern auch zu einer Entseelung der Welt und einer Austreibung alles edlen Geisteslebens führe. Er ruft zum Kampfe auf gegen die falsche Beruhigung bei der modernen Kultur und verlangt nichts Geringeres als eine Umkehr des ganzen Lebensstandes, eine Vertiefung des Geisteslebens bei sich selbst und eine Verankerung der Persönlichkeit und der Gesellschaft in einer weltüberlegenen Wirklichkeit.

Nicht minder interessant ist Euckens Auffassung vom Wesen des Christentums. Auch hier emanzipiert sich der Philosoph von der ihn umgebenden liberalen Theologie und bringt bis zu einer Tiefe vor, wie keiner seiner Vorgänger in der ganzen neuen Philosophie. Die unter modern philosophischem Einflusse stehende protestantische Theologie aller Lager war bestrebt, den Diesseitscharakter des Christentums herauszuarbeiten. So fand Harnack in seiner Dogmengeschichte das Ideal des Protestantismus in einer Vereinigung der Innenschau Augustins mit der heiteren Freude der Griechen an der Erscheinungswelt und ihrem ruhigen kräftigen Wirken. Man hat in diesem Lebensideal nicht mit Unrecht den äußersten Grad der Verdiesseitigung des Christentums gesehen. Pfleiderer erklärt es direkt als Aufgabe der Religion, uns heimisch zu machen in der gegenwärtigen Welt, und will deshalb sogar den Unsterblichkeitsglauben als ein der Religion feindseliges Element ausgetilgt wissen. Es zeigt von großer geistiger Selbständigkeit, daß Eucken im Gegensatz zu dieser Theologie eine radikale Umkehrung des Daseins als Kern des Christentums erkennt, daß er nicht in einer freundlichen Verklärung der Erscheinungswelt, sondern in der Erschließung einer höheren Welt und in dem Heroismus der Hingabe an dieselbe die Hauptaufgabe des Christentums erblickt.

Ein Punkt von ungeheurer Wichtigkeit in Euckens Charakteristik des Christentums ist die Einsicht, daß die Erlösung im christlichen Sinne ethischer, nicht intellektueller Art sei. Infolge des gewaltigen Einflusses, den die Hegelsche Philosophie auf die protestantische Theologie gewann, hatte die intellektuelle Anschauung des Christentums bisher dominiert. Hegel hatte der christlichen Religion die Ehrenstelle angewiesen, daß in ihr der Prozeß des absoluten Geistes nicht bloß symbolisiert sei, sondern seinen geschichtlichen Höhepunkt erreiche, weil das Bewußtsein des Geistes wesentlich die Geschichte selbst sei. Lag in diesem Standpunkte, welchen Theologen wie F. Chr. v. Baur mit Jubel als die seit Jahrtausenden ersehnte Lösung des Konflikts zwischen Wissen und Glauben begrüßten, die logische Konsequenz für die spätere Leugnung der historischen Persönlichkeit Jesu, so hat derselbe auch die theologischen Theorien selbst stark beeinflußt. Albrecht Ritschl, das Haupt der mächtigsten protestantischen Theo-

logenschule der letzten Generation, huldigte diesem intellektualistischen Zuge, indem er selbst die Sünde zu einer Sache des bloßen Wissens, nämlich zum Mangel richtiger Einsicht, machte. Konsequenz ist, daß eine Erlösung überflüssig wird, weil die allmählich aufsteigende Sonne der Vernunft sich selbst von den Nebeln des Irrtums erlösen kann. Eucken betont dem gegenüber mit Recht, daß beim Wesen des Christentums die ethische Tat die Hauptsache ist, die ethische Schuld des Menschen und die befreiende Gottestat. Richtig erklärt Eucken, daß durch diese ethische Auffassung allein die Menschenseele aus einem bedeutungslosen Moment eines unendlichen Weltprozesses eine zentrale Macht der Geschichte von ewiger Bedeutung wird; und daß auf der in dieser Auffassung begründeten unendlichen Wertung der Gesinnung gegenüber der Größe der Leistung der kostbarste Besitz des Christentums basiert.

Mit dieser Auffassung hängt auch die Schätzung des Leibes zusammen. Vom Standpunkte des deutschen Klassizismus wie des hellenistischen Lebensideals aus ist der Schmerz ästhetisch zu glorifizieren, jedes Übel nur als notwendiges Schattenrißlein auf dem Schönheitsbilde der Allharmonie aufzufassen. Harnack hat hierin Goethe die Hand gereicht. Eucken dagegen hält daran fest, daß das Christentum Schmerz und Leid nicht verleugnet, sondern unendlich vertieft, besonders durch Betonung des Schuldcharakters, und daß es gerade durch die Tiefe der Empfindung die Sehnsucht nach einem höheren Leben erregt.

Besonders charakteristisch aber ist, daß Eucken im Gegensatz zur liberalen Theologie das Gottmenschwerdungsdogma als Zentraldogma des Christentums anerkennt und betont, daß die gewaltige Logik der Dogmenentwicklung sich nicht in der Mitte abbrechen lasse. In der Anerkennung der tiefen Wirkungen des Christentums steht der moderne Philosoph hinter keinem christlichen Apologeten zurück.

Ebenso scharfsinnig wie die Charakteristik des Christentums ist die Analyse des Wesens der modernen Kultur, wie sie Eucken gibt. Sehr treffend wird bemerkt, daß die geistige Umwälzung, welche man unter ‚moderner Kultur' versteht, unter dem Zeichen des Gottesbegriffes sich vollzogen hat, der in der Neuzeit durch Panentheismus und Pantheismus hindurch zum Agnostizismus und Atheismus sich gewandelt habe. Der Hauptzug des modernen Lebens, die Hereinziehung der absoluten Werte und damit des Göttlichen selbst in die Erscheinungswelt, auf welche durch die Triumphe der Naturwissenschaft das Hauptaugenmerk gelenkt wurde, ist damit richtig erkannt. Die daraus sich ergebende Reihe von Konflikten durch das Ganze des modernen Lebens hindurch wird scharf gezeichnet. Das erlösende Wort findet Eucken darin, daß der moderne Hauptzug des Lebens, die bloße Daseinskultur, nicht bloß das Christentum und nicht bloß die Religion, sondern jeden geistigen Charakter des Lebens zerstört. Bei der schaffenden Kraft des Idealismus bedeutet das eine innere Zerstörung des Lebens überhaupt. Die moderne Daseinskultur mit ihrem Vorwiegen des Masseneinflusses hat den Menschen klein und verächtlich gemacht. Das wahrhaft Große in der modernen Kultur wird mit Recht von Eucken auf instinktive Nachwirkung des Christentums zurückgeführt. Die Wendung des Lebens zurück zum Geistigen ist deshalb die erste, selbstverständliche Forderung, die Eucken um der Förderung und Vertiefung des Lebens selbst willen erhebt. Dabei gelangt Eucken zu dem gewaltigen Satz: Es gibt keine Größe und keine Freiheit ohne Wendung zur göttlichen Macht, d. h. ohne Religion. Nur durch Schöpfen aus der Fülle unendlichen Lebens kann der Mensch eine unabhängige Geistigkeit gewinnen. Man muß die Rolle kennen, welche in den protestantisch-theologischen Systemen der neueren Zeit der Genuß der Freiheit spielt, als dessen Mittel Glauben und sittliches Handeln erscheinen, so daß selbst für Ritschl die Ewigkeit des einzelnen nur die Ewigkeit des diesseitigen Lebens ist,

und man muß daneben die Art betrachten, wie nach Eucken das Leben an Innerlichkeit gewinnt durch Emanzipation von Genuß und Nutzen, durch selbstloses Wahrheitsstreben usw. Auch das ist ein weiterer gewaltiger Schritt Euckens, selbst über manche neuere theologische Systeme (z. B. Biedermann) hinaus, daß er allen Ernstes die Verinnerlichung und Vergeistigung des ganzen Lebens nicht in jeder Religion für möglich erklärt, sondern nur in der charakteristischen Religion, welche einen persönlichen Gott kennt und deshalb den tiefsten Verkehr der Seele mit dem Unendlichen wie das Ich mit dem Du ermöglicht. Eine solche Religion allein verleiht dem Tun und Erleben der Seele unermeßlichen und unvergänglichen Wert. Die eschatologische Betrachtung der Welt als Akt eines übergeschichtlichen, in einem Jenseits sich fortsetzenden Dramas, dieser Stein des Anstoßes in der modernen Gedankenwelt, findet bei Eucken volles Verständnis.

Dagegen beginnt das Mißverständnis unseres Philosophen, wo er zur näheren Kritik des Christentums sich wendet. Ungeheuerlich nennt er den Anspruch des Christentums auf Einzigkeit der Wahrheit. Das liebevolle Sichversenken der Neuzeit in das Studium der Völker und ihrer Geschichte zeuge so viel Edles, daß es unmöglich erscheine, dieses alles zu verwerfen. Eucken übersieht hier, daß zwar nach Luther und nach Ritschl jede religiöse Wahrheit außerhalb des Christentums unmöglich ist, daß aber die katholische Lehre seit den Zeiten der ersten Väter, ja seit Johannes die Strahlen des Logos in jeder Seele leuchten läßt, welche Menschenantlitz trägt, wenn auch dieses Licht unendlich spärlicher ist als die Gnadensonne im Evangelium.

Ebenso trifft Euckens Forderung nicht den Katholizismus, wenn er eine männlichere Art des Christentums, eine aktivere Art des religiösen Lebens verlangt. Bekannt ist ja, daß für Luther die Seele wie ein Baumstumpf, wie eine Salzsäule ist, welche jeder eigenen religiösen Regung unfähig ist und nur passiv gleich einem offenen Munde den Tau des Himmels im Fiduzialglauben aufnehmen kann. Dagegen hat das Tridentinum in klassischer Weise den Rechtfertigungsprozeß als ein tatkräftiges Aufblühen und Mitwirken aller feineren Seelenkräfte beim göttlichen Werk der Erneuerung beschrieben und gerade dadurch die Vorwürfe der Reformatoren sich zugezogen.

Statt der Gottmenschwerdung an einer Stelle fordert Eucken ein unmittelbares Verhältnis von Göttlichem und Menschlichem durch die ganze Weite des Geisteslebens. Auch hier zeigt sich die lutherische Schätzung des Christentums. Luther hatte, um die Autorität der Kirche zu brechen, jede Vermittlung zwischen Gott und Seele niedergerissen. Jede Seele ist sich selbst Hoherpriester, und trägt das Heiligtum in sich allein. Schon Möhler hat darauf hingewiesen, daß dann eine Gottmenschwerdung überflüssig werde. Was den Sühnegedanken und das Opferblut betrifft, so ist Eucken offenbar umstrickt von den sozinianischen Einwänden, welche ja auch anderen modernen Denkern wie Kant und J. St. Mill vorschwebten. Diese Einwände treffen nur die altprotestantische Versöhnungslehre, welche in Hugo Grotius eine äußerlich juridische, unglückliche Verteidigung gefunden hat, die man seitdem mit der kirchlichen Lehre selbst verwechselt. Schon in dem klassischen Büchlein Anselms ‚Cur Deus homo' hat die Erlösungslehre eine dialektische Bearbeitung gefunden, welche den modernen Einwänden standhält.

Wenn nach all dem Eucken dafür plädiert, daß das Christentum nicht als etwas Fertiges, sondern als etwas Werdendes zu beurteilen sei, und daß die weltgeschichtliche Arbeit des Christentums nicht verworfen werden dürfe, sondern auf ihren Ewigkeitsgehalt zurückgeführt werden müsse, so ist das in einem gewissen Sinne richtig. Jesus selbst hat das Evangelium in wunderbarem Bilde als das Senfkörnlein bezeichnet,

das in stetem Wachsen seine Äste und Zweige über die Welt ausstrecken soll. Nicht ersichtlich ist aber, warum Eucken dem Katholizismus ohne weiteres die Fähigkeit abspricht, die Weiterentwicklung des Christentums zu tragen. Mit Chamberlain hält auch der Katholizismus daran fest, daß das Christentum noch lange nicht das Leben der Völker erobert hat, daß dazu noch eine Jahrtausende lange Arbeit erforderlich sein wird. Die katholische Kirche hält an dem fest, was Eucken selbst als zum Wesen des Christentums gehörig bezeichnet hatte, und wovon er sagt, daß es unermeßlich tief auf die Menschheit gewirkt habe, am Gottmenschwerdungsdogma. Wenn Eucken diese Gottmenschwerdung an einem Punkte nicht glauben kann, wenn er, um es bildlich zu sagen, das Licht nicht von der Sonne nehmen will, sondern nur in Millionen Punkten am Sternenhimmel verbreitet es glaubt begreifen zu können, so muß er sich die Frage vorlegen, ob er dann noch etwas spezifisch Christliches wolle. Ein solcher ewiger Gottmenschwerdungsprozeß in der Gattung der Menschheit ist eine Idee, welche vor Hegel nicht bekannt war und mit dem geschichtlichen Christus nichts zu tun hat.

Es zeugt von dem unparteiischen Sinne des Philosophen, wenn er auch den Protestantismus nicht für geeignet zur Restaurierung des Christentums gegenüber den gewaltigen Aufgaben der Neuzeit erachtet, weil derselbe in dem Antagonismus zwischen altreformatorischem und neuprotestantischem Glaubensideal einen unversöhnlichen Widerstreit der Weltanschauung in sich trage.

Allein, wo es sich um einen positiven Ersatz für die gegenwärtigen kirchlichen Gestaltungen des Christentums handelt, versagt Eucken vollständig. Er verweist auf die große Zahl der stillen Suchenden, welche eine neue Gestaltung des religiösen Lebens wollen. Aber was soll diese zu einer Kirche zusammenschließen, nachdem Eucken die Notwendigkeit einer Kirche für die Erhaltung des religiösen Lebens so stark betont? Die Person Jesu kann es nicht sein. Denn Eucken will ja nicht einmal eine Bindung des religiösen Lebens an diese Persönlichkeit im Sinne der individualistischen Theologie, sondern die schaffende, jugendfrische Persönlichkeit Jesu soll eine Quelle des Lebens sein. Aber wie kann sie das, wenn durch die Kritik die Gedankenwelt, in der allein uns dieses Leben überliefert sein kann, zerstört ist, oder wenn das, was bleibt, mit moderner Weltanschauung sich nicht vereinbaren läßt? Oder soll die Gottmenschwerdungsidee im Sinne Euckens das kirchenbildende Element werden? Aber diese Idee, obwohl von dem rechten Flügel der Hegelschen Schule glänzend ausstaffiert und ästhetisch glorifiziert, hat alsbald zum Standpunkte Feuerbachs geführt, den Eucken selbst für ungeeignet hält, eine Geisteskultur zu inaugurieren, weil der Mensch der letzte Gedanke dieser Philosophie war.

So gelangen wir zu dem Resultate: In der ganzen neueren Philosophie hat niemand so tief das wahre Wesen des geschichtlichen Christentums erfaßt und mit so unbestechlichem Wahrheitssinn den tiefen ethischen und geistigen Gehalt desselben anerkannt wie Eucken. Wenn man mit dieser Auffassung die Ausführungen von Hegel und Schelling vergleicht, sieht man den Unterschied, daß bei letzterem eine Harmonie zwischen Christentum und Philosophie hergestellt werden soll durch täuschende Worte, durch Substituierung der Philosophie an Stelle des Christentums, während Eucken solches Spiel verschmäht. Ist also Eucken in der Fragestellung korrekt, so ist er in der Antwort inkonsequent. Muß er zugeben, daß das Christentum seine großen Ziele, namentlich die Schaffung hoher, geistiger Lebensinhalte und einer reinen, weltbeherrschenden Moral nur erreicht hat durch seine metaphysischen und geschichtlichen Voraussetzungen, d. h. durch den Glauben an Jesus, den Sohn Gottes; und muß er zugeben, daß die Logik dieses Glaubens sich nicht in der Mitte abbrechen lasse, dann muß er

antworten: **Wir können nur Christen sein, wenn wir zu diesem Glauben ehrlich zurückkehren können.**

Obwohl aber Eucken diese Antwort von seinen philosophischen Voraussetzungen aus nicht glaubt geben zu können, zählt sein Werk zu den schönsten und kostbarsten Zeugnissen außerkirchlicher Denker für die Herrlichkeit der geschichtlichen Gestalt Jesu Christi.

Zeitströmungen in der neueren Lyrik*

Von Christoph Flaskamp

In scheinbarem Gegensatz zum Naturalismus sucht eine neue Strömung in der Literatur seit langem nach dem Gesetz der Einheit, in dem sich die Mannigfaltigkeiten und Zufälligkeiten des auf bloße momentane Beobachtung eingestellten Blicks des Naturalisten harmonisieren lassen. Genau gesehen ist diese Einheit indes nur eine Ausdehnung des Materialismus von der naturalistisch gesehenen sozialen Lebensenge auf die ganze Weltweite, von der urbs auf den orbis terrarum et coelorum. Sie beruht auf dem naturwissenschaftlich-philosophischen Materialismus, wie der Naturalismus auf dem sozialen. Während der literarische Naturalismus der achtziger Jahre von der umgebenden Wirklichkeit unter möglichstem Ausschluß aller spekulativen Phantasie ausging, ist in diesem Symbolismus, wie man die Bewegung zum Unterschied von Naturalismus genannt hat, die Phantasie, d. i. — um in der Sprache dieser Literatengruppe zu reden — der sich selbst erlebende Allgeist, oberstes Prinzip der Schöpfung auch in jedem seiner Teile, also auch im Menschen, bis zu dessen Bewußtseinshöhe er somit selbst erst gelangt ist. Symbolismus scheint mir indes nicht die richtige Bezeichnung zu sein. Denn der materialistische Begriff des Seins, der auch den geistigeren Auffassungen des Materialismus immer anhaften bleibt, schließt eine über die Natur hinausgehende Bedeutung, also den Begriff des Symbols im tieferen Sinne aus. Genau betrachtet ist diese Strömung monistisch, und zwar sind so ziemlich alle Phasen der Entwicklung des modernen Monismus, natürlich noch weniger als in der Philosophie klar geschieden, vertreten. Sie verneint den Dualismus, wenn sie ihn aus dem Leben auch nicht wegleugnen kann; sie setzt die Einheit allen Daseins voraus, sie sucht sie nicht erst als ein Ziel der sittlichen Kraft in der Form zu erreichen; Einheit ist ihr immer und überall, im Teil und im Ganzen; natürlich sind ‚Gut und Böse' für sie nur relative Begriffe. Zwar sie kennt Entwicklung, aber nur in dem Sinne, daß das All selbsttätig aus einem Zustand des Dunklen, Ungeklärten, Unbewußten sich ins Helle, Bewußte setzt.

Alfred Mombert und Rainer Maria Rilke sind in dieser Strömung treibende Persönlichkeiten, die eine Menge kleiner und kleinster Mitläufer umschwärmt. Rilke ist religiös gerichtet und unterrichtet und steckt formal und gehaltlich in der abendländisch christlichen Kulturtradition, aus der heraus er allerdings Fühler nach der Weisheit des alten Orients ausstreckt. Mombert ist ganz ursprünglich von der kosmischen Phantasie des Ostens beherrscht, die er mit der naturwissenschaftlichen

* Kurt Benndorf, A. Mombert. Xenien-Verlag. — Eine Auswahl von Mombert bietet: ‚Der himmlische Zecher'. Fischer, Berlin. — Franz Evers, ‚Nachtwandel der Liebe'. Verlag ‚Kreisende Ringe.' — Carl Hauptmann, ‚Aus meinem Tagebuche'. Callwey, München. — Ernst Thrasolt, ‚Witterungen der Seele'. Alber, Ravensburg. — Joseph Faßbinder, ‚Blumen der Frühe'. Fredebeul und Koenen, Essen. — Franz Wetzel, ‚Mein Morgenlied'. F. Schöningh, Paderborn.

und philosophischen Kritik und spekulativen Mystik des Abendlandes durchsetzt. Von den kosmischen Vorstellungen und Kulten des Morgenlandes, über die Naturphilosophie der Kleinasiaten und Griechenlands, von der Gnosis, vom Mohammedanismus über die Mystik zu Spinoza, von Herder, Goethe und weiter von der Gegenwart holt er sein Material, wie auch der Monismus. Und wie dieser sind auch seine Dichtungen oder, sagen wir besser, Dichtungsversuche im letzten Grunde vielleicht nichts anderes als die ungeheure Skepsis, ob diese rein menschlich durch die Jahrtausende gewonnene Außenansicht der Welt auch der Welt letzte Ursache und letzten Zweck in sich berge. Das Christentum mit seiner Wahrheit, als einzige weltverinnerlichende, welterlösende Macht, steht als ruhender Pol in der Flucht dieser zentrifugalen Strebungen, von dem aus selbst die entferntesten noch willig oder widerwillig Licht empfangen.

Momberts Versuche haben bereits vielfach Erörterungen erfahren. Mir liegt eine in Einzelheiten nicht uninteressante Untersuchung vor. Wenn ich recht sehe, will Mombert das Werden der Welt im Menschen, die Bewußtwerdung der Welt ihrer selbst im Menschen, das Aufdämmern der Seele im All geben. Gott ist nichts als die Vorvorstellung der künftigen Gottwerdung des Menschen, des Alls im Menschen. Daß er diese Konsequenz aus angeregter Energie verfolgt, ist nicht zu leugnen. Schon die Titel seiner Bücher ‚symphonischer‘ Dichtungen in ihrer Reihenfolge lassen das erkennen: ‚Tag und Nacht‘, ‚Der Glühende‘, ‚Die Schöpfung‘, ‚Der Denker‘, ‚Blüte des Chaos‘, ‚Der Sonne-Geist‘, ‚Äon, der Weltgesuchte‘. Also eine Art Phantasierekonstruktion der Welt-, der Mensch- und eine Vorschau der Gottwerdung. Die mitspielenden oben angedeuteten kosmischen Vorstellungen und naturphilosophischen Tendenzen leuchten sofort ein, auch in ihrem Gegensatz zum Christentum: die Gottwerdung des Menschen im Promethidentrotz entgegen der Menschwerdung Gottes und Schöpfung und Erlösung der Menschheit aus Gnade.

Mombert will den Werdeprozeß der Schöpfung in der Phantasie wiedergebären. Er glaubt an die künstlerische Fähigkeit der menschlichen Phantasie zu einer solchen Wiedergeburt. Auch wir glauben daran, aber mit einer Einschränkung. Daß der Mensch, das menschliche Bewußtsein das Maß der Welt sei, ist doch nur eine leere Phrase; die Grenzen unseres Bewußtseins sind doch noch sehr eng. Der Mensch ist nicht einmal das absolute und verläßige Maß seiner selbst; allein schon die Außenansicht der Erde, ihrer und unserer eigenen Entwicklung ist doch recht dürftig und lückenhaft, vom Weltall ganz zu schweigen (unser Wissen über das tiefere Wesen unserer Seele ist, außer in der Religion, noch viel dürftiger und lückenhafter). Zugegeben indes, daß auch jeder einzelne Mensch oder wenigstens das jeweilige Menschengeschlecht wie der Baum mit den Ringen der voraufgegangenen Entwicklungen gezeichnet ist, so liegen diese Vorausgänge für den modernen Europäer so tief im Unter- und Unbewußten, daß er davon kein eigentliches Erlebnis mehr, eine Analogie höchstens in seiner eigenen individuellen Entwicklung von Kind an hat. Aber diese Tiefen antworten nicht auf äußeren künstlichen Zwang, sie treiben ihre Blüten in scheinbarer Willkür, auch die Veranlassungen zum Durchbruch bleiben für uns wohl zumeist im Dunkeln; eine Beeinflussung liegt nicht oder doch nicht, selbst nicht durch künstliche Mittel, für eine bestimmte Dauer in unserer Gewalt. Wie der Traum ist auch der Seelenabgrund sehr spärlich in seinen Blüten; er ist spontan. Ein künstliches Erzwingen war und machte stets unfruchtbar. So im Leben und beim künstlerischen Schaffen. Zwar stets haben Künstler einzelne Momente ursprünglicheren Sinn- und Seelenlebens ans Licht des gegenwärtigen Zustandes gehoben und darein verwoben, aber noch keinem ist es eingefallen, sich dauernd als Interviewer bei den ‚Müttern‘ Fausts zu gebärden.

Und das ist das Bedenkliche und Unwahre bei Mombert gegenüber der künstlerischen Vorsicht und Ehrfurcht Goethes und anderer, dieses künstliche Beschwören, diese Permanenz der Phantasie in der Blüte des Chaos. Seine Phantasien sind Träumereien am Herd, post fornacem, Träumereien eines Kulturmenschen, der sich künstlich in ‚Anfang und Urgebraus' zurückversetzt unter Zuhilfenahme von Vorstellungen über den Ursprung, die er aus Vergangenheit und Zeit erlernte: ein künstliches Spiel, das von künstlerischer Zeugung, Schöpfung sehr verschieden ist. Die künstlerische Schöpfung hat, wie alles zum Leben Geborene, eine innere Lebendigkeit, Wirkungsdrang, Triebe, ist nicht in künstlicher Phantasieeinstellung rückschauende Ruhe, sondern zielstrebige Kraft. Mombert ist bewußt rekonstruierender Phantast, seinen bildsamen Phantasien fehlt die Dynamik und innere Bewegtheit jeder lebendigen Schöpfung, die Wirkung in der Gegenwart, auf die Gegenwart, fortzeugend in die Zukunft, die jedes kleinste echte Kunstwerk hat, erst recht, je tiefer es aus dem Ursprünglichen geboren wurde, je stärker in ihm der dunkle Urgrund mitwirkt. Aber es wird nicht von diesem allein geboren; aus dem schlummernden Bewußtsein zeugt es die Gegenwart für die Zukunft. Das Urbewußtsein der Menschheit hat sich einmal selbst gedichtet, eine künstliche Wiedergeburt ist ein bloß ästhetisches Spiel. Jedenfalls wird man lieber zu den Völkermythen und -mystiken selbst greifen als zu einer neuzeitlichen Rückversetzung; denn in jenen alten Mythen ist der fortzeugende Drang der Erkenntnis und des Willens mächtig, der dem ästhetischen Neugebilde fehlt: die Ethik des Dualismus, die in der christlichen Offenbarung ihre Weihe gefunden hat. Aus dem Chaos und Dämmerungszustand, aus der Torheit und Schwachheit des menschlichen Daseins, aus der ja doch auch heute noch nicht die Menschheit sich selbst zu erlösen vermochte, befreien keine Phantasmen, sondern Selbstzucht und Bereitschaft, schöpferischer Kulturwille. Dieser ist z. B., in eigentümlichem Widerspruch oft zu der gleichfalls monistischen Grundstimmung, in dem Dichter Dehmel lebendig und offenbart sich in dem Drange, der ungewollt aus dem Mutterboden der Seele steigenden Gewalten und Gestalten richtend, sichtend Herr zu werden und so durch künstlerische Selbstzucht zur menschlich allgemeinen Bildung zu wirken. Auch Rilke erreicht mehr als Mombert eine schöpferische Wirkung, eben weil auch in ihm der künstlerische und der ethische und religiöse Gegenwartsdrang — ein uneingestandener Dualismus — die zeugende Macht ist. Er sieht in seinen Gesichten

‚rauschend am Rande des Christentums',
das ‚Land, nicht zu lichten',

und wäre im Sicheren, wenn er es am Ziele des Christentums, das gleichwohl dem einzelnen jederzeit erreichbar ist, sähe. Beider verwandter Kunstwille ist daher offenbar der menschlich fruchtbarere als das mehr ästhetische Spiel und Experiment Momberts mit Vorstellungen und Prophezeiungen vom Weltwerdeprozeß, mögen diese auch oft eine schöne Bildsamkeit und auch Tiefe und freie Weite der Anschauung offenbaren. Im Grunde ist er kaum mehr als ein idyllischer Weltansichtler ohne starke ethische Triebkraft. Von idyllischen Impressionen des Stadtlebens ist er ausgegangen, wie der sogenannte Symbolismus vom sozialen Naturalismus ausging. Allerdings wird diese ästhetische Betrachtungsweise bei Mombert ausgeweitet durch ein kosmisches Empfinden und durch ein daraus fließendes, freilich etwas dünnes soziales Mitleiden der Werdenöte der Menschheit, das in seiner Ausdehnung auf den ganzen Weltprozeß den Dichter selbst zu einer lebenbejahenden Daseinsstimmung ‚erlösen' soll, die in ihrem monistischen Optimismus aber vergeblich eine Stütze sucht. Herder, von dem Mombert mir vielfach angeregt erscheint, war, auch in seinen dichterischen Versuchen, wohl der erste Interpret dieser kosmischen Betrachtungsweise in der deutschen Literatur, und durch ihn Goethe. Aber in Herders rastlosem Geiste der Sammlung aller für ihn erreichbaren vergangenen fremden und volkseigenen Kulturenergien zur Befruchtung der Gegen-

wart herrschte eine universalhistorische Tendenz, ein aus seiner epischen Weltansicht organisch erwachsener Kulturwille, also realistisch bestimmter sittlicher Formtrieb, der als Organ eines gesamten Volkswillens wirkte.

Immerhin ist der Eindruck, den Momberts Dichtungen hinterlassen, für den, der sich überhaupt in sie einzufühlen vermag, intensiver als etwa der aus den Gedichten von Franz Evers, die von vornherein mehr literarisch als lebensunmittelbar wirken. Die Stimmungen und Strebungen der Zeit, der neunziger Jahre, sind auch in ihnen wirksam, richtiger gesagt, nachwirksam, zumeist in der Färbung, die ihnen Nietzsche gegeben hat. Die optimistische Lebensbejahung wirkt hier jedoch noch oberflächlicher. Das liegt nicht an dem in einer gewissen Einschränkung ja berechtigten Zeitgefühl, das sich aus den sozialen und religiösen Spannungen ergeben hat, einem Zeitgefühl nämlich, wonach die Menschheit stärker denn je sich berufen fühlt, einem einheitlichen Glauben zuzustreben. Denn dieser Optimismus enthält neben negativen auch stark positive Triebkräfte, die viele Geister auch zur Erkenntnis und Anerkennung der Wahrheitswerte der Religion, nämlich der einen katholischen, treibt. Es liegt hier an der mangelnden Fähigkeit des Dichters, die neuen Ansichten und Einsichten fruchtbar aus dem Leben, im Leben werden zu lassen. Über reflexionären Betrachtungen und rednerischen Zustimmungen zu neuen Gehalts- und Formwerten kommt es bei Evers kaum je zu einer Tat, zu plastischen Lebenserscheinungen. Evers fehlt es an Schöpferkraft, es fehlt ihm nicht an Überzeugungen, Gesinnungen, aber sie setzen keine lebendigen Folgen, keine Form; es ist Gehalt, reflektierter, in Versen, nicht Gestalt; es sind aus nachempfundenem Welt- und Kunstgenuß geschöpfte Begeisterungen, aber es sind nicht Taten, die allein überzeugen. Der Mangel des Dichters wird am offensichtlichsten in seinen Liebesgedichten, die an sich konventionell sind, und da, wo sie über die engern Idylle hinausgereckt werden, gezwungen, ja unwahr und hohlpathetisch wirken; echt erscheinen sie nur, wo sie einen immerhin aus dem formvollen Leben geschöpften leislyrischen Liebeslaut geben, obwohl sie auch da noch literarische Anempfindung verraten. Die Gebärde aber des mystischen Welt- und Lebensdeuters an Evers ist die des ästhetisch liebhaberischen Nachdenkers und Nachempfinders. Peter Hille, der schlagwortsichere aus innerer Überlegenheit, nannte ihn ‚einen sinnigen Durchempfinder der Übersinnlichkeit'. Mombert ist unplastisch aus Mangel an Raumgefühl, weil sein Schauen sich von den Dingen, von der Wirklichkeit, von der zeugenden Gegenwart löst, vielleicht aus Rasseveranlagung und Bedürfnis, Evers ist es aus künstlerischer Schwäche.

Karl Hauptmann ist entschieden positiver veranlagt. Nur sind ausgereifte Früchte bei ihm selten. Er kommt von der Erde nicht los, langt mit hundert Zweigen ins All, fühlt sich allem verschwistert, aber der Glanz höherer Welten leuchtet nur hinter, nicht in seiner Krone auf. Er möchte den Himmel auf die Erde herabziehen, er bleibt über ihm. ‚Aus meinem Tagebuche', eine Sammlung von Gedichten und Aphorismen, liegt in zweiter Auflage vor. Diese Mischung ist für sein ganzes Schaffen kennzeichnend, das zwischen Erdgefühl und Reflexion, zwischen sinnlicher Wirklichkeit und unverwirklichter Übersinnlichkeit hin- und herschwebt, ohne beide in eins bannen zu können, obwohl er überall doch nur diese eine Sehnsucht verrät; und ihm hierin zuweilen fast ein Höchstes in der Lyrik gelingt. Auch bei ihm steht als Hemmnis der ‚Einheit', die sich eben nur aus dem Dualismus ergibt, der Monismus.

All diese Dichtungen kranken an innerer Unwahrheit, an Selbsttäuschung, an gewollter Illusion. Den Dualismus des Lebens überbrücken sie nicht, auch in ihnen wird er trotz selbsttäuschender Phantasievorspiegelungen, zu denen auch Glaube gehört, spürbar. Daß er bei Evers an verschiedenen Stellen offener ausgesprochen liegt, ist nicht dichterisches Verdienst, sondern Mangel an Konsequenz. Was das wichtigste

ist, diese Dichtungen sind ein Spiegel des Zeitbewußtseins und -willens. Als solche haben sie Bedeutung, wenn die dichterischen Schönheiten auch nur in seltenen Einzelheiten, nicht im System des Ganzen liegen. Sie alle haben oder erstreben zyklischen Charakter, ein Zeichen, daß wir aus dem etwa dreihundertjährigen Zeitalter des Lyrismus, der dichterischen Detailerforschung des Gemüts- und Geisteslebens, einem Zeitalter erneuter Komposition und Synthese entgegengehen, das eine Fassung der Fülle unter einheitlicher Weltanschauung erstrebt, wie sie in dem Zeitalter unserer völkischen Entwicklung, das der lyrischen Verinnerlichung und Zersetzung vorangeht, nämlich im Mittelalter, bestand. Nur war sie dort in unserer Volksgemeinschaft noch eine episch starre, ungelöste, hier verspricht sie eine durch Innenerfahrung gelöste und gesteigerte zu werden. Es ist kein Zufall, daß diese synthetische Zusammenfassung des Lyrischen, selbst im einzelnen Gedicht, nicht nur im Zyklus, echt dramatisch auf dem Wege der Spannung der einzelnen Seelenvorgänge gegeneinander erreicht wird.

Diese Entwicklung, die unsere nationale Entwicklung überhaupt spiegelt, scheint in ihrer Wichtigkeit erst wenig beachtet zu werden: für die Dichter katholischer Welt- und Lebensauffassung ergeben sich hieraus Aufgaben und Pflichten innerhalb der völkischen Gemeinsamkeit.

Der katholisch deutsche Volksteil ist erst in jüngster Zeit allgemeiner in einen eigentlichen Lyrismus, das heißt, in eine innere Auseinandersetzung mit den Problemen des Geistes und der Natur eingetreten. Der bisher, mit Ausnahme vereinzelter hervorstechender Dichtercharaktere der Vergangenheit, in ihm herrschend gewesene engidyllische und wenig wagemutige Lyrismus war durchweg nur Produkt und Spiegelung der jeweiligen literarischen Konventionen. Unterdes aber hat der Lyrismus, Individualismus oder geistige Selbstbesinnungs- und Bestimmungsdrang in der übrigen Gesamtliteratur eine solche Steigerung ins negative Extrem erfahren, sich so sehr in eine relativistische Auflösung und Zersetzung aller natürlichen und übernatürlichen Wahrheit verflüchtigt, daß seine Überwindung das dringendste Gebot der Zeit geworden ist. Viele der darin bisher befangenen Geister sehnen sich förmlich aus dieser lyrischen Zerflossenheit des Lebens in lauter einzelne durch kein einheitliches Gesetz gebundene Gedanken- und Gefühlswerte hinaus nach einer neuen Lebensstruktur, nach einer neuen weltanschaulich einheitlichen Bindung der anders nutzlos, ohne weiterwirkende ethische Wertsetzung, in bloßem Selbstgenuß verkümmernden seelisch reichen Erfahrungen. Wenn auf katholischer Seite der Ruf nach Bekämpfung und Überwindung des gesetzlos lyrischen Individualismus erschollen ist, so galt er daher weniger dem harmlos literarischen Lyrismus im eigenen Lager, als vielmehr jenem alles zersetzenden tiefproblematischen Lyrismus der letzten drei Jahrhunderte akatholischer deutscher Literaturentwicklung. Daß der Katholizismus hier tatsächlich rettend, helfend einzugreifen berufen ist, ist für den, der von seiner formzwingenden Energie und Notwendigkeit überzeugt ist, unfraglich. Fraglich aber ist sehr häufig die innere und äußere Befähigung eines bestimmten Volksteils zur Übernahme und Leistung einer solchen Mission. Zu diesem Zwecke und in diesem Sinne hätte nach dem Urteil Einsichtiger noch auf Jahrzehnte hinaus eine noch allgemeinere und intensivere geistige und gemütliche Bildung, und zwar keine äußerlich hineingetragene, sondern von jedermann durch und durch innerlich selbst erworbene, im katholischen Volke einzusetzen, wie sie ja seit längerem tatsächlich auch schon sich vorbereitet hat und denn auch vielfach bereits mit übertriebenem Mißtrauen beobachtet wurde, während Kenner der Zeitlage der Überzeugung sind, daß ein künstliches Zurückdämmen oder ein jäher Abbruch dieses volkspsychologisch erklärlichen und notwendig erscheinenden Entwicklungsganges verfehlt wäre. Daß dieser innere Bildungsprozeß nicht ohne vielfache Problematik in je dem einzelnen und in der Gesamtheit sein werde und wird, war und ist auch für die Zukunft vorauszusehen, aber ebenso daß diese

ja nicht ungefährliche innere Glaubens- und Gemütsklärung von den meisten rascher in einem neuen gefestigten und gesteigerten Glaubensbewußtsein gebunden werden würde und wird. Daß eine solche innere Wandlung und Vollendung, ein solcher positiver Lyrismus in vielen sich bereits vollzogen hat, in anderen sich zu vollziehen beginnt, ist nun der beste Beweis für die innere Kraft und Treue des deutschen Katholizismus; dafür zeugt, auf dem Gebiete der Dichtung, unter anderem wieder auch Ernst Thrasolts neuestes Buch ‚Witterungen der Seele'.

Es zeigt denselben barocken Geist, der die hervorstechenden Dichtungen der letzten Jahrzehnte bestimmt. Man hat Mörike und Rilke genannt. Ganz abgesehen davon, daß Thrasolt noch nicht die ruhige Größe der paar geistlichen Gedichte Mörikes, auch nicht die hohe künstlerische Wortkultur Rilkes (man lese auf der letzten Seite des Stundenbuchs den Epilog über Franziskus) erreicht, ist durch diesen Vergleich auch sein menschliches, literarisches und religiöses Verhältnis in seiner Art ganz verkannt. Zu Rilke ist sowohl künstlerisch wie religiös, was sich aus dem oben über Rilke Gesagten ergibt, für Thrasolt gar kein Verhältnis als das der bloßen allgemein religiösen Zeitstrebung möglich. Will man ihn in irgend eine Beziehung bringen, so kann das nur zu Annette von Droste-Hülshoff sein. Für Thrasolt und jeden neueren religiösen Dichter katholischen Bekenntnisses und katholisch deutschen Volkstums — man muß beides betonen — sind die Voraussetzungen literarischen Schaffens, vom persönlichen Milieu abgesehen, gleich gelagert. Es handelte sich für Droste-Hülshoff, wie auch schon vorher für die katholischen Romantiker, vor allem für Brentano und in frühester Zeit schon für Spee und Scheffler um ein individuelles, geistig und gemütlich geklärtes Verhältnis zu den religiösen Wahrheiten des Glaubens. Ich habe in einer besonderen Arbeit über das geistliche Jahr der Annette von Droste-Hülshoff (Akademische Bonifatius-Korrespondenz Jahrg. 27 Heft 1 und 2) gezeigt, wie es durchaus kulturell und künstlerisch wertvoll erscheint, daß die katholisch-religiöse Dichtung im Gegensatz zur idealistischen (im Sinne des philosophischen Idealismus) und pietistischen protestantischen nicht auf Rationalisierung oder gefühlsschwärmerische Verwischung des Dogmas, sondern auf inneren sittlichen Kampf um eigene Verwirklichung der im Dogma gegebenen Wahrheit christlichen Lebens gerichtet ist, wodurch der Wesensgehalt der Religion in fester Form und in ganz anderer Stärke als durch verstandesmäßige Aufteilung wahr und wirklich erfahren wird. Es ist kein Zufall, daß der Wirkungsgrund der Romane der Handel-Mazzetti auf dem gleichen Problem, nein auf der gleichen einfältigen Tugend christlicher Demut und Liebe beruht. Es ist erfreulich, daß Thrasolt hier fortfährt; das hat auch am besten von seiner wirklichen Begabung überzeugt. Es hat mir auch jeden Zweifel genommen, daß Thrasolt sich durch unkritische Dithyramben von seinem ehrlichen künstlerischen Streben nach den Höhen der Dichterin des ‚geistlichen Jahres' abbringen lassen könnte. Denn er hat wie wenige begriffen, daß künstlerisches Streben Verantwortlichkeit und strengste Selbstzucht ist.

Wie weit davon viele, die auch das übliche Lob ernten, noch entfernt sind, zeigt ein Bändchen ‚Leibgeboren'. Es ist das drittemal, daß ich den ‚Autor' auf Versabschreibungen entdecke. Nachdem er früher Strophen und ganze Gedichte von anderen unter seinem Namen drucken ließ, begnügt er sich hier zumeist mit einzelnen Zeilen aus verschiedenen Gedichten, die er, auch eine Kunst, zu einem neuen ‚eigenen' Gedicht zusammenschmiedet, oder mit geringen Abänderungen von Gedichten fremder Autoren. Es wäre unnötig, diese Freibeuterei zu erwähnen, wenn der ‚Autor' nicht immer aufs neue das Publikum und eine nicht belesene Kritik irreführte. Es zeigt sich dabei wieder einmal der Mangel einer literarischen Fachkritik in den katholischen Tagesjournalen.

Demgegenüber sind zwei jüngere, aber ersichtlich ernst strebende Talente Faßbinder

und Wetzel. Läßt sich auch aus ihren Büchern noch kein sicheres Urteil über ihre literarische Weiterentwicklung gewinnen, schon rein menschlich berühren ihre Sammlungen so wohltuend ernst, daß, einerlei ob ihre dichterische Kraft sich noch erheblicher bewähren wird, aus ihnen jedenfalls Männer werden, die ihr Teil zum Ganzen unserer schwer ringenden Zeit beitragen werden.

Immer noch nicht durchgedrungen scheint das Bewußtsein, daß es sich auch in der Dichtkunst um ernsteste Arbeit handelt, zunächst an sich selbst. Denn es ist von vornherein klar, daß nur ein bedeutender Mensch auch ein bedeutender Dichter sein kann. Bedeutung gewinnt man aber noch nicht durch dichterisches Talent, sondern durch das, was es bewältigt. Wer Kultur, also auch dichterische Kultur schaffen will, muß erst Kultur haben. Und nur aus ihrer stetigen Weiterentwicklung ergibt sich eine Weiterentwicklung auch der künstlerischen Tätigkeit. Daß es da auch mit dem mehr oder weniger eigenartigen Ausdruck eigener Leiden und Freuden, persönlicher Gemütsstimmungen und Geisteserfahrungen, die über die jedermanns nicht hinausgehen, nicht getan ist, zeigt doch deutlich die weite Tendenz, die etwa die oben besprochenen Dichtungen haben.

Nein, es gilt für den Dichter, der des Wortes wert sein will, die Fülle der Zeit zu beherrschen und aus ihr mit der unerbittlichen Folgerichtigkeit dichterischen Schauens Forderungen der eigenen Zeit über sich hinaus zu finden. Gerade dem Katholiken, der wahr von der Überlegenheit seiner Weltanschauung überzeugt ist, läge es, wenn er dichterisches Talent besitzt, ob, jenen anders gerichteten Tendenzen mit gleicher künstlerischer Energie zu begegnen.



Hochland-Echo

Zur Psychologie der französischen Katholiken

Wir können neuerdings die Beobachtung machen, daß das katholische Leben in Frankreich von den deutschen Katholiken mitunter sehr geringschätzig beurteilt wird. Den französischen Katholiken ist es bis heute nicht gelungen, sich eine politische Organisation zu geben, ähnlich der, die die deutschen Katholiken in dem Zentrum besitzen. Also, so schließt man, fehlt es dem französischen Katholizismus an wirklich expansiver Lebenskraft. Die Einbußen, die er in den letzten Jahrzehnten erlitten hat, werden ohne weiteres auf den Umstand zurückgeführt, daß ihm eine einheitliche politische Organisation versagt sei. Ja, man geht noch weiter: in seiner Unfähigkeit, im politischen Leben festen Fuß zu fassen, sieht man geradezu einen Beweis für das Erlahmen des religiösen Eifers und eines entschiedenen kirchlichen Sinnes.

Angesichts dieser Auffassung der Lage ist es nicht ganz wertlos — die Sache auch einmal von einer wesentlich anderen Seite aus zu betrachten. Unter den französischen Katholiken steht die Frage über die Beziehung der Religion zur Politik ebenso im Vordergrund der Tagesgespräche wie bei uns. Man kommt in keine Gesellschaft, wo sie nicht bald einen Mittelpunkt angeregtester Unterhaltung bildet. Die führenden französischen Katholiken — zu denen die Gruppe des bedeutungslosen Univers freilich nicht gehört — sind über die deutschen Verhältnisse keineswegs übel unterrichtet; man kennt sie bisweilen sogar besser, als man bei uns die französischen kennt. Schon die in französischer Sprache erscheinenden Bücher über die gegenwärtige politische und kirchenpolitische Lage in Deutschland zeugen dafür; wo finden wir in deutscher Sprache auch nur die Möglichkeit, uns über Frankreich einigermaßen zuverlässig zu orientieren? Die Zentrumspresse ohne Ausnahme versagt hier vollkommen, und doch wäre für uns vielleicht nichts ersprießlicher, als die Entwicklung des französischen Katholizismus recht aufmerksam zu verfolgen; denn es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß auch wir in absehbarer Zeit mit Verhältnissen werden zu rechnen haben, in die wir die französischen Katholiken gegenwärtig hineingestellt sehen. Die Geschichte des Katholizismus in Frankreich lehrt deutlich, daß die enge Verknüpfung von kirchlich-religiösen mit politischen Interessen für die Kirche und das kirchliche Leben daselbst keineswegs von Nutzen gewesen ist. Wenn sich nun auch bei uns neuerdings Bestrebungen bemerkbar machen, den rein politischen Charakter des Zentrums, der von der Parteileitung bis jetzt im Prinzip streng betont wurde, nach der Seite des Konfessionellen umzubiegen, so beweist das zur Genüge, daß wir aus den Erfahrungen der französischen Katholiken noch manches zu lernen hätten.

Wenn heute bei uns von der politischen Einflußlosigkeit des Katholizismus in Frankreich nicht ohne eine gewisse Selbstüberhebung geredet wird, so wird dabei nur zu leicht vergessen, daß die französische Geschichte bis in die neueste

Zeit Perioden von oft langer Dauer aufweist, wo der Klerus in einem Maße, wie noch nie in Deutschland, sich der größten Bedeutung im öffentlichen Leben erfreute. Noch unter der Julimonarchie und dem zweiten Kaiserreich war sein politischer Einfluß so stark, daß die Wörter ‚klerikal' und ‚antiklerikal' in ihrem heutigen Sinne erst in jener Zeit (um 1860) aufkommen konnten. Nun gibt es in Frankreich ja auch heute noch Kreise, die nichts sehnlicher wünschen, als daß die französischen Katholiken wieder politischen Einfluß gewinnen möchten entweder mit Hilfe einer konfessionell gearteten Organisation, oder einer politischen Partei nach dem Vorbilde des deutschen Zentrums. Es ist aber bezeichnend für die Lage, daß diese Tendenzen sich fast ausschließlich bei einer Gruppe von Politikern finden, die die Wiederherstellung der Monarchie auf ihre Fahne schreibt und hauptsächlich in der Action française ihren Mittelpunkt hat. Nach den Untersuchungen, die der Pater Laberthonière in seinem interessanten Buche ‚Positivisme et Catholicisme. A propros de l'Action française' (Bloud et Cie, Paris 1911) anstellt, kann kein Zweifel mehr bestehen, daß diese Bewegung, deren Grundlagen die des atheistischen Positivismus sind, den Katholizismus und eine in seinem Namen zu bildende Partei nur als Sprungbrett für ihre dynastischen Ziele gebrauchen will*.

Die politischen Erfahrungen der französischen Katholiken sind ja älter und vielseitiger als die unsrigen: waren doch in keinem Lande die religiösen Interessen so lange mit den staatlichen und dynastischen verknüpft, wie in Frankreich; in keinem Lande hat aber auch die Religion so sehr unter dem Haß zu leiden, den der politische Mißbrauch heraufbeschworen hat. Da ist es denn kein Wunder, daß die französischen Katholiken heute, zumal unter dem fait accompli der Trennung von Kirche und Staat sich in Gedankenkreisen heimisch machen, die vorerst bei uns, wo die geschichtliche Entwicklung so weite Bahnen noch nicht durchmessen hat, mit einem gewissen Recht als unzeitgemäß abgewiesen werden. Es braucht daher auch zunächst gar nicht verwirrend auf unsere Anschauungen und Verhältnisse zu wirken, wenn wir wahrnehmen, wie die französischen Katholiken aus ihren Erfahrungen heraus dazu gelangt sind, auf jede Verknüpfung ihrer religiösen Überzeugungen und Empfindungen mit einem politischen Parteiprogramm zu verzichten. Auf diese Erscheinung mit der wohlfeilen Moral der Fabel vom Fuchs und den Trauben zu antworten, würde beweisen, daß es uns in solchen Fragen mehr um leichte Augenblickswirkungen als um ernste Erkenntnis zu tun wäre. Denn selbst wenn die französischen Katholiken heute nicht mehr könnten, was sie wollten — wo wären dann die letzten Ursachen davon zu suchen? Für eine tiefdringende Betrachtung doch wohl nur in dem Umstande, daß sie das, was sie ehemals in dieser Beziehung konnten, nur zu ausgiebig auch wollten und vollbrachten, und daß der dadurch überspannte Bogen schließlich brach. Aber wie dem auch sei — wir wollen hier einen Franzosen hören, der es verdient, gehört zu werden. Es ist kein geringerer als Georges Fonsegrive, der in einer Betrachtung

* Es wird sich verlohnen, auf diese Frage noch besonders zurückzukommen, denn sie gehört zu den wichtigsten Fragen des kirchlich-politischen Lebens in Frankreich; schade, daß die deutsche Zentrumspresse noch fast gar keine Notiz davon genommen hat.





Die Brot- und die Kelchreichung nach dem Codex Rossanensis



(Zu dem Artikel: „Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte".)

über den ‚Katholizismus im gegenwärtigen Frankreich‘ (Bulletin de la semaine 31. Jan. und 21. und 28. Februar 1912) einen bemerkenswerten Beitrag zur Psychologie der französischen Katholiken liefert.

Seit dem Bruch zwischen dem französischen Staat und der Kirche sind nunmehr sechs Jahre verflossen. Hat sich, so fragt Fonsegrive, unterdessen in der Haltung des Staats gegenüber der Kirche, in der Haltung der dem Katholizismus fernstehenden Bürgerschaft, in der geistigen Verfassung der Katholiken selber etwas geändert?

‚Auf den ersten Blick scheint dies nicht der Fall zu sein. Der Gottesdienst wird in den Kirchen nach wie vor gefeiert, der Klerus liegt friedlich seinen Verpflichtungen ob, die Bischöfe beklagen den Mangel der Neutralität und die Gefahren der Laienschulen; der Staat erwidert durch Gesetzesvorlagen, die ebensosehr die Unabhängigkeit der Bischöfe wie die Rechte der Familienväter bedrohen. Ein Priester wird wegen eines Übergriffs im Religionsunterricht sogar gefangen genommen. Im Gegensatz hierzu haben die Gerichte Bürgermeister verurteilt, weil sie die Kirchenglocken zu Zivilbeerdigungen läuten ließen, und der Staatsrat hat einer schismatischen Kultusgenossenschaft auferlegt, die Nutznießung der Kirche dem legitimen Pfarrer zurückzugeben. Auch unter dem Konkordat kam es vor, daß die Pfarrer heute geschützt, morgen belästigt wurden.

Die Kirche mißtraut dem Staat, und der Staat hat keine Liebe für die Kirche. Sie stehen sich beide nicht indifferent gegenüber. Sie gleichen geschiedenen Eheleuten, die sich gegenseitig überwachen. Sie sind fast ebensosehr miteinander beschäftigt, als zur Zeit, wo die Bande noch nicht zerrissen waren.‘

Nichtsdestoweniger sei das, meint Fonsegrive, was man in Frankreich den Antiklerikalismus nennt, im Sinken begriffen*. Die hohen Beamten gewöhnen sich, durch die Gewalt der Dinge dazu gezwungen, mehr und mehr daran, sich nicht allzuviel mit kirchlichen Angelegenheiten zu befassen, und auch die Minister lassen sich dazu herbei, nur unter den Peitschenhieben irgend einer Interpellation.

Auf der anderen Seite fangen die Bischöfe und der Klerus sowie die einfachen Gläubigen an, sich mit ihren Geschäften allein abzufinden. Es kostet sie Mühe, den Kultus aufrechtzuerhalten. Der Klerus sei sehr oft auf das Notwendigste angewiesen, während die Laien große Opfer zu bringen haben. Der Kultuspfennig scheine ebenso abzunehmen wie der priesterliche Nachwuchs; die Kirchenkomitees sowohl wie auch die Diözesanverbände haben sich jedoch

* Eine ähnliche Auffassung vertritt in dem jüngsten Hefte der ‚Deutschen Revue‘ (März 1912) ein Aufsatz über die kirchlichen Verhältnisse in Frankreich (‚Rom, Berlin und Paris‘), der offenbar von einem darüber gut unterrichteten Diplomaten herrührt. Darin heißt es u. a:

‚Gegenwärtig heißt die Parole: De la détente à l'entente. Auf geistig-wissenschaftlich-literarischem Boden geht zaubermächtig ein Flügelschlag nach Idealismus. Im republikanischen Lager selbst fließen drei friedensuchende Strömungen: die erste erstrebt die Versöhnung zur inneren Sammlung, die zweite die Erstarkung zur Ermöglichung einer durchgreifenden Sozialreform, die dritte Ordnung und Ruhe, um die Machtstellung Frankreichs im Ausland zu erweitern. Ordensgesellschaften werden zugelassen; das Protektorat der Missionen wird neuerdings gehandhabt; der Senat bittet den Marineminister, Matrosenpriester wieder zu ernennen; hohe Persönlichkeiten rufen nach Vereinbarung. Eifrig verkehrt der französische Botschafter beim Quirinal, Barrère, mit dem früheren Nunzius in München, wo er sich mit ihm befreundete. Die Republik sucht nationale Kräftigung; die glänzende Zusammenstellung du grand ministère Poincaré verkörpert diesen Zug nach allmählicher Abrüstung. Man hat die Kirche hinausgeworfen, um sie wieder zurückzunehmen: wie Bismarck mit Oesterreich. Langsam lenkt man in Rom ein. Als Pius X. im letzten Konsistorium vier französische Kardinäle ‚kreierte‘ und seine franzosenfreundlichen Reden leutselig hielt, begrüßte man diese unerwartete Kundgebung als das Zeichen der Bereitwilligkeit zur Annäherung. Die Atmosphäre ist da.‘

weit besser ausgebildet. Indem die Katholiken sich das Gesetz vom Jahre 1901 zunutze machten, haben sie sich zu Vereinigungen zusammengeschlossen, die, wenn sie auch nicht Kultuszwecke verfolgen, dennoch der Verteidigung und der Ausbreitung der Religion zugut kämen.

‚Eine ungeheuere Anzahl von Getauften, ja selbst von praktizierenden Katholiken, steht noch außerhalb dieser Organisationen, aber ihre Linien werden bestimmter, gewinnen Zusammenhalt und Festigkeit. Eine bei weitem größere Solidarität zwischen dem Klerus und den Gläubigen macht sich dabei fühlbar. Indem der Klerus den Laien näher tritt, lernt er besser die Hilfe schätzen, die ihm von dort zuteil wird, und lernt auch einsehen, wie sehr er sie braucht; die Laien hinwieder beobachten unmittelbar den Klerus bei seiner Arbeit, achten, lieben, verehren ihn um so mehr, als sie mit ihm gemeinsam arbeiten müssen; die Pfarrei und die Diözese werden lebendige Organismen, soziale Körper, bei denen der Geistliche das Haupt, die Laien die Glieder sind.‘

Fonsegrive lebt der Zuversicht, daß über kurz oder lang alles, was sich wahrhaft katholisch wisse, in den Rahmen dieser Organisationen eintreten werde, während diejenigen, die ihren Platz nicht darin finden, sich von der Kirche selber lossagen würden.

Was dieser Entwicklung noch als schwerstes Hindernis im Wege stehe, das sei die Politik. Aber auch hier glaubt Fonsegrive an eine nicht allzuferne glückliche Lösung der Schwierigkeit. Seine Anschauung ist die vieler namhafter Katholiken und eines großen Teils der noch religiös empfindenden Jugend.

‚Das größte Hindernis für diese Organisation, die Politik, wird nach und nach verschwinden. Heute hält der Kampf zwischen Kirche und Staat noch zahlreiche Katholiken, und zwar praktizierende, gute Katholiken, davon ab, sich innerhalb des Rahmens der Pfarr- und Diözesanvereinigungen zu stellen. Sie haben Furcht, sich auf eine Partei festzulegen. Ohne Zweifel mit Unrecht, denn die Bischöfe und die Priester betonen um die Wette ihre Abseitsstellung, ihre Zurückhaltung in Sachen der Politik. Sie wenden sich an alle Gläubigen, mögen diese nun Royalisten, Bonapartisten oder Republikaner sein. Und wenn auch ein Bischof, von einer törichten Strömung einmal mitgerissen, als Privatmann sich bewogen fühlte, gegen die Demokratie oder die Republik zu Felde zu ziehen, so würde er doch in dem Augenblick, wo er, die Mitra auf dem Haupte, sich seiner Verantwortung als Seelsorger bewußt würde, jedem Gläubigen das Recht zuerkennen, diejenige politische Meinung zu haben, die diesem die beste schiene.‘

Allerdings kann sich auch Fonsegrive der Erkenntnis nicht verschließen, daß sich die Scheidung zwischen der katholischen Aktion und der Politik im eigentlichen Sinn nicht so bald vollziehen werde. Denn tatsächlich sind es die Anhänger der Opposition gegen die Regierung, ja sogar der Gegner jeder republikanischen Verfassung, aus denen sich die meisten Mitglieder jener kirchlichen Verbände rekrutieren. Denn außer der ‚Démocratie‘ Mark Sangniers, dem ‚Bulletin de la Semaine‘ Imbart de la Tours, dem ‚Journal de Roubaix‘, dem ‚Havre-Eclair‘ und dem ‚l'Ouest-Eclair‘ gibt es z. Zt. in Frankreich keine katholischen Blätter, die rückhaltlos auf republikanischem Boden stehen. Die ‚Croix‘, die stets mit dem Bonapartismus liebäugelte, ist zwar zurückhaltender geworden, dafür hat sich aber der sonst so bedeutungslose ‚Univers‘

neuerdings halbwegs der Action française verkauft, die jedenfalls versuchen wird, ihn in ihrem Sinne zu neuem Leben zu erwecken. Was die übrigen Blätter betrifft, die sich, sei es offen, sei es heimlich, zum Katholizismus halten, so leben sie alle doch nur von Opposition, und zwar von Opposition auf der ganzen Linie: gegen Personen, Einrichtungen, Ideen, Entscheidungen, mögen sie heißen wie sie wollen. Aber wenn irgendwer, behauptet Fonsegrive, so seien es die Bischöfe und die Priester, die unter diesen Verhältnissen wirklich leiden. Sie vor allem empfänden die Notwendigkeit einer reinlichen Scheidung. Eine der Hauptaufgaben des Klerus sei daher, die Welt von dem rein religiösen Charakter seiner Bestrebungen und seiner Organisationen zu überzeugen. Erst wenn dies erreicht wäre, würden sich auch die katholischen Republikaner nicht mehr inmitten ihrer politisch anders denkenden Brüder unbehaglich und vereinsamt fühlen und würden sich die Reihen der Organisationen rasch füllen.

Von der psychologischen Betrachtung der äußeren Verhältnisse wendet sich Fonsegrive im zweiten und dritten Teil seiner Ausführungen zu dem inneren Zustand der Katholiken, zu ihrer religiösen Verfassung. Er bemerkt, daß diejenigen unter den Katholiken, welche darauf ausgehen, Kirche und Welt, Religion und Fortschritt zu versöhnen, gleichsam zwischen dem Geist Christi und dem Geist der Welt Brücken zu bauen, entweder ihrem idealen Wahn haben entsagen oder sich von der kirchlichen Einheit loslösen müssen. Auch hier habe man die Unvereinbarkeit dieser beiden Welten — einerseits der religiösen, ewigen, andererseits der profanen, zeitlichen klar eingesehen und hüte sich, sie zu vermischen.

> ‚Die Einheit kann und soll sich jedoch durchsetzen in Vorgängen höheren Lebens, wiewohl dann auch hier noch eine logische und wirkliche Lücke bestehen bleibt. Sie auszufüllen, bedarf es der Gnade als eines göttlichen Geschenkes, des guten Willens, der freien Hingebung des Menschen. Dann aber ist das irdische Leben erhöht und verklärt. Die, welche nicht mit Unrecht Modernisten genannt werden, haben den Himmel zur Erde herabsetzen wollen, anstatt sich hingebungsvoll zum Himmel erheben zu lassen.‘

Wenn aber so die Einheit einer richtigen Auffassung nunmehr gesichert sei, so mache sich nichtsdestoweniger eine Verschiedenheit der Charaktere, der Temperamente geltend, aus der sich zwei unterschiedliche Richtungen ergeben:

> ‚Man kann jedoch im Schoß des Katholizismus, selbst des vollkommen rechtgläubigen, zwei verschiedene Richtungen wahrnehmen: Die Vertreter der einen Richtung halten sich, ohne das Innere der Religion deshalb zu vernachlässigen und den Geist ersticken zu wollen, mit Vorliebe an die äußeren Vorschriften, binden sich mehr an den Buchstaben, und wenn sie dann doch einmal eine besondere Anstrengung machen und sich ihrer eigenen Beine bedienen, um die steilen Höhen des Lebens zu erglimmen, so glauben sie sich doch nur sicher an der Hand eines sehr festen Führers. Sie haben scheinbar eine Scheu vor allem selbständigen Beginnen und fühlen sich nur geborgen, wenn sie in Kraft eines ausdrücklichen bestimmten Gebotes handeln, wie Musiker, die keinen Ton hervorzubringen wagen, ohne den Blick unausgesetzt auf den Taktstock des Dirigenten gerichtet zu halten. Aus Furcht vor dem Irrtum erscheinen sie zuweilen mißtrauisch und beargwöhnen leicht die Rechtgläubigkeit derjenigen, die anders sind als sie. Und indem diese Katholiken die Unruhe der Außenwelt beobachten und sehen, wie diese Außenwelt

oft im Streit mit der Kirche liegt und wie sie andererseits ganz anders eingerichtet und von der Kirche so gänzlich verschieden ist, daß sie z. B. ihre führenden Persönlichkeiten selbst ernennt, während in der Kirche der Gläubige sie nicht ernennt, sondern von der Autorität vorgesetzt erhält, erleben wir, daß diese Katholiken so rasch dabei sind, diese Außenwelt schiefen Auges anzusehen, zu verachten, zu verabscheuen, herabzusetzen, zu verwünschen und sich jeglicher Reaktion anzuschließen. „Wenn das Journal, dessen Leiter zu sein ich die Ehre habe," so schrieb kürzlich einer von ihnen, „nicht schon ‚Univers' hieße, so würde ich es gerne ‚Reaktion' nennen."

Den Vertretern dieser einen Richtung stellt Fonsegrive dann die der anderen gegenüber: bei diesen sprechen die Ergebnisse der Wissenschaft, soziale und politische Einsichten, die ihr irdischer Verstand für die besten hält, mit; sie machen sie sich zu eigen und halten sie zu Rat entsprechend den diesen Disziplinen innewohnenden Gesetzen. Sie betreiben eine Wissenschaft nur nach der dieser Wissenschaft eigentümlichen Methode und suchen z. B. die Methoden ihres sozialen und politischen Wirkens aus dem Studium der Gesundheit und Kraft des sozialen Körpers zu gewinnen. Das alles sei ihnen aber so selbstverständlich, daß sie gar nicht einmal auf den Gedanken verfielen, diese Methoden könnten anderswo gesucht werden. Aber auch hier gebe es Unterschiede. Je nach dem Temperament seien die einen kühn, die andern schüchtern in ihrem Vorgehen. Auch könnten sie ebenso überzeugte Royalisten wie entschiedene Demokraten sein. Ihr religiöser Glaube jedoch scheine ihnen bei all dem so wenig in Frage gestellt wie etwa bei dem Quadrat der Hypothenuse oder dem Lehrsatz des Euklid.

‚Das hindert sie aber keineswegs, ihre Frömmigkeit mit Betrachtungen zu nähren, die sie aus dem irdischen Bereich schöpfen, da wo sich die Geschichte ihres natürlichen Lebens abspielt. Die wissenschaftliche Ordnung der Natur läßt sie dabei der göttlichen Allmacht und Vernunft nur um so mehr inne werden, wie andererseits das Elend und die soziale Ungleichheit ihr dürstendes Verlangen nach den Wassern des Evangeliums nur noch stärker macht: sind sie Royalisten, so sehen sie mit Bewunderung, wie aus dem Umsturz der Ordnung das Übel unausbleiblich hervorgeht; sind sie Demokraten, was gewöhnlich der Fall ist, so erblicken sie in den republikanischen und demokratischen Einrichtungen Mittel, die Menschen zu erziehen und zu heben. Weder die einen noch die anderen sind der Meinung, mit dem Katholizismus vertrage sich nur der Royalismus oder die Demokratie. Sie fühlen sich einem jeden brüderlich zugetan, der in der Kirche und durch die Kirche lebt, ob gelehrt oder ungelehrt, ob reich oder arm, ob Royalist oder Republikaner. Nach außen leben sie wie jedermann, gewöhnlich besser als die meisten; im Innern suchen sie die Schätze des Lebens nach dem Evangelium anzuwenden. Sie lieben die religiösen Übungen, den Kultus und äußere Vorschriften als von der Kirche geheiligte, durch die Erfahrung des Lebens bekräftigte Mittel. Sie lieben die Kirche. Sie verehren die von ihr gesetzten Autoritäten. Sie vermöchten außerhalb der mystischen Hürde nicht zu leben. Und wenn sie sich zuweilen mit Gott auch unmittelbar eins fühlen, so als ob sie ohne weiteres über die Wogen schreiten könnten, so sind sie doch weit davon entfernt, deshalb zu leugnen, daß das Schifflein Petri und seine schützenden Planken für uns notwendig sind, damit wir von der Tiefe nicht verschlungen werden. Sie fühlen ihr persönliches Leben so rhythmisch in Übereinstimmung mit dem Leben der Kirche, daß sie es beruhigt wagen, sich selbständig zu betätigen und nicht immer

erst den Befehl abwarten; aber sie richten ihren Blick deshalb nicht weniger nach dem Dirigenten, da sie sich doch oft selbst mißtrauen und besorgt sind, den Anschluß zu verlieren. Sie verbleiben in der Kirche, nicht etwa, um ich weiß nicht welche Revolution darin zu bewirken, sondern sie bleiben darin, weil sie nur dort leben, weil sie davon leben und weil sie außerhalb wie Fische ohne Wasser wären. Sie bringen jedoch der Aufrichtigkeit und Rechtgläubigkeit der anderen gern Vertrauen entgegen. Sie sind nicht schnell mit Verwünschungen, mit Verurteilung und Verdächtigung bei der Hand. Wenn sie sich einem Ereignis wie dem von Galiläa gegenüber befänden, so würden sie nicht in Verwirrung geraten sein; sie würden ihm gegenüber genau die Stellung eingenommen haben, die heute alle Gläubigen diesem alten Ereignis gegenüber inne haben. Wenn sie nicht allenthalben nach einem Erlöser Ausschau halten, so ist es nur deshalb, weil nach dem schönen Gedanken des P. Baudot in seinem Buch „Das Reich des Evangeliums" der Erlöser schon da ist und weil dort, wo er herrscht, alle Revolutionen überflüssig sind; während dort, wo er nicht herrscht, alle Revolutionen machtlos bleiben.'

Fonsegrive schließt diese psychologische Betrachtung mit dem Gedanken:

'Wenn es unter den Katholiken auch zwei Richtungen gibt, so gibt es doch nicht etwa Katholiken erster und zweiter Ordnung. Die einen wie die andern können sich zur Geltung bringen. Hier wie dort kann es Heilige geben, gibt es Heilige. Und die Heiligkeit allein ist es, die den Wert der Seelen bestimmt. Wir haben keine Kirchen, wir haben die Kirche; die Kirche mit ihren Traditionen, ihren Dogmen, ihren Riten und mit der unendlich verehrten Autorität ihrer gesamten Hierarchie. Aber die Kirche kann keinem Gläubigen Gott unsichtbar machen, denn sie ist ja an sich der Weg, der zu Gott führt, und in der Allseitigkeit ihrer Idee ist sie Christus selbst, der sich in ihr gleichzeitig sein Organ und seine Glieder geschaffen hat.'

Besser als durch lange Beschreibung und Schilderung können wir aus diesem Versuch eines hervorragenden Denkers des modernen katholischen Frankreich sehen, in welcher Richtung, in welcher Intensität und Form das katholische Leben in Frankreich arbeitet. Unter diesem Gesichtspunkt allein geben wir diesen Ausführungen hier ein Echo. Ein echter christlicher Geist fordert nicht nur, daß sich die einzelnen Gläubigen in Liebe verstehen und achten; auch die Völker soll ein Band der Eintracht und Liebe umschlungen halten. Leider sind wir aber gerade in der letzten Zeit Zeugen einer Sucht nach Anschwärzung und Herabsetzung der Mitmenschen; und auch unter den gebildeten Nationen Europas besteht der Wettstreit um Rechtgläubigkeit nicht in dem Erweis praktischer Tugend, sondern wie es scheint allein darin, über die anderen Völker zu Gericht zu sitzen und so der wahren Selbsterkenntnis sich hindernd in den Weg zu stellen.

M.



Rundschau

Zeitgeschichte

Nachklänge vom Frauenkongreß.

Eine Vertreterin der linksstehenden Frauenstimmrechtspartei hat die politische Bedeutung des Frauenkongresses dahin formuliert, daß ihr der Ruf nach der aktiven und passiven Wahlberechtigung der Frau als ständiger Unterton aus sämtlichen Ansprachen und Referaten entgegengeklungen wäre. Es ist mit solchen Untertönen ein eigen Ding: bei aller Feinhörigkeit spielt das individuelle Fühlen eine große Rolle dabei. Und mir persönlich ist es also ergangen, daß mir weder der Stimmrechtsruf noch die oft wiederholte Forderung der Qualitätsarbeit in Haus und Beruf das Wesentliche zu sein schien, sondern vielmehr das vom weitherzigsten Idealismus getragene Gemeinsamkeitsstreben: unter dem Banner gleichmäßig betonter Frauenrechte und Frauenpflichten die in körperlicher wie in intellektueller Arbeit Schaffenden, die Bekennerinnen aller politischen und religiösen Dogmen, kurz alle Stände und alle Geister zu einen. Eine so orientierte Auffassung des Frauenbewegunggedankens beklagt es aufs schmerzlichste, wenn Vertreterinnen der extremen Richtungen ihrem Werben eigensinnig das Ohr verschließen, weil sie — mit voller Berechtigung — eine Verständigung auf dem Boden so vieler gemeinsamer Ziele für möglich hält. Zur friedlichen Aussprache über Divergierendes hatte sich dieser Kongreß zusammengefunden und friedlich blieb er trotz gelegentlicher temperamentvoller Demonstrationen des Mißfallens: sie ebbten sofort wieder in die ruhigen Gewässer abwartenden Zuhörens zurück, wenn vom Präsidentensitz Dr. Gertrud Bäumer fein und liebenswürdig an die Pflichten der Gastfreundschaft gegen die Andersdenkenden mahnte.

Über den Gang der Verhandlungen haben die Tageszeitungen berichtet. Zweck dieser Zeilen kann also nur sein, die Grundgedanken der einzelnen Erörterungen übersichtlich zusammenzustellen. Und wenn neben dem vorhin charakterisierten Gemeinsamkeitsstreben dieser tausendköpfigen Versammlung, hinter der wiederum viele Tausende stehen, etwas Anlaß zu reiner Freude und frohester Hoffnung gibt, so ist es das Hervortreten der besonnen wägenden, in ernster Arbeit zur Urteilsfähigkeit geschulten Elemente, die sich aus dem brausenden Most der aufsprudelnden Bewegung emporgearbeitet haben und sich kraft ihres geistigen Übergewichts als Führende behaupten. So ging es zu, daß in den allermeisten Fällen wirklich diejenigen zu Worte kamen, die das Wertvollste zu sagen hatten.

Leider war Frau Hedwig Heyl infolge Überanstrengung bei den Vorarbeiten für die Ausstellung nicht imstande, das Einleitungsreferat zum Thema des ersten Tages: ‚Hauswirtschaft und Frauenfrage' zu geben. Was als Grundton aus den Reden der drei Referentinnen herausklang und sich trotz widersprechenden Äußerungen in der Diskussion behauptete, war die Freude, daß die von den frühen Sozialisten prophezeite Revolutionierung des Einzelhaushalts sich nicht verwirklicht hat. Der moderne Mensch, so führte Frau Elly Heuß-Knapp aus, lehnt sich in seinem Verlangen nach immer schärferem Individualisieren gegen jene Eingriffe in sein Eigenleben auf, die der schematisch-kommunistische Haushalt notwendig mit sich bringen muß. Zudem hat das Einküchenhaus den schwerwiegenden Nachteil gegen sich, daß es zu teuer ist. Nur die erwerbstätige Hausfrau der höheren Berufe wird davon profitieren können und das auch nur dann, wenn sie kinderlos ist und somit einer zuverlässigen, geschulten Hilfskraft zur Pflege und Aufsicht entraten kann. Der Mutter ermög-

lichen nur sehr hochqualifizierte und hochbezahlte berufliche Leistungen den Verzicht auf ihre natürlichen Pflichten, die sie immer wieder hinweisen auf den höchsten weiblichen Beruf: Hüterin und Bewahrerin des werdenden Lebens zu sein. Welcher Art von Reform sich der Haushalt, seiner Mission als unersetzlicher Rahmen des Familienlebens unbeschadet, unterziehen könne, zeigte die Rednerin mit einem Hinweis auf möglichste Ausnutzung der technischen Errungenschaften. Hierzu bedarf es gründlicherer Ausbildung der Hausfrau und ihrer Hilfskräfte, zu welchem Ende obligatorische Schulen dienen sollen. — Wie solche sich praktisch einrichten lassen, zeigte Fräulein Sumper in ihrem Bericht aus München, wo in den Mädchenschulen der Haushaltungsunterricht im Mittelpunkt des letzten Schuljahres steht, und, in die richtigen Hände gelegt, seine durchgeistigende Wirkung auf das junge Menschenkind ständig erweist. Auf diesem altvertrauten Gebiete der Frau entspann sich sodann ein angeregtes Für und Wider — hie patriarchalischer Haushalt mit den der Familie eingegliederten Dienstboten, dort Emanzipierung der Dienenden zu beruflicher Organisation; hie Öffnung der Armeeküchen für weibliche Betätigung, dort Organisation der Hausfrauen in Konsumvereinen zu rationellerem Einkauf.

Mit großer Klarheit und Gründlichkeit sprach sodann Frau Marianne Weber über die „Bewertung der Hausfrauenarbeit". Zur notwendigen Reform auf diesem Gebiete müsse eine Umwandlung der Ehegesetze und Ehesitten dienen. Der dehnbare Begriff des gesetzlich geforderten „standesgemäßen Unterhalts" lasse der Willkür freien Spielraum, bringe auch die tüchtige Hausfrau häufig in eine unwürdige Situation und sei ein Anreiz, in schlecht bezahltem Nebenerwerb finanziellen Ersatz, oft zum Nachteil von Haushalt und Familie, zu suchen. An seiner Stelle wäre das gemeinschaftliche Errungenschafts- und Verfügungsrecht vorzuschlagen; auf dieser Grundlage wäre vielleicht das weitere volkswirtschaftlich gefährliche Anwachsen der Zahl erwerbstätiger Hausfrauen zu verhüten, von denen 92 Prozent den unteren Lohnklassen angehören. — Sehr interessant in den Grundideen sprach sodann Frau Gnauck-Kühne über das weibliche Dienstjahr, das als Äquivalent des Einjährigen gedacht ist. Es soll als organischer Ausbau des hauswirtschaftlichen Schulunterrichts in Gemeinschaftshäusern abgedient werden, die zur Arbeitsverwertung an öffentliche Anstalten, wie Waisen- und Krankenhäuser oder Säuglingsheime, angegliedert werden. Es soll für alle Stände obligatorisch sein, nur daß sich die Bemittelten durch Bezahlung ihres Unterhalts und Unterrichts eine vielseitigere Unterweisung erkaufen dürfen. Das Abgangszeugnis dient als „kleiner Befähigungsnachweis", der zum Vollzug der — bürgerlichen Eheschließung unerläßlich sein soll! Daß Versuche zur Einführung allen Ernstes im Gange sind und sich erfolgreich bewähren, zeigten die warmherzigen Referate der Diskussion von Fräulein von Kortzfleisch und Gräfin von der Schulenburg, denen gegenüber Dr. Rosa Kempf die Befürchtung aussprach, daß die technische Vorbereitung des Gemeinschaftshauses von mittelmäßigen Intelligenzen nicht ohne weiteres auf den kleinen Maßstab des ländlichen Haushalts angewendet werden könne.

Nach dem Grundsatz, den praktischen Erörterungen der Berufsfragen in den Abendversammlungen die großen ideellen Gesichtspunkte der Bewegung gegenüberzustellen, wurde am ersten Abend „Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen" zunächst behandelt. Und wenn bei Frau Stritts temperamentvollen Ausführungen, daß die Frauenbewegung jedes Mädchen — und jedes berufstüchtige Mädchen die Frauenbewegung brauche, im Herzen so mancher, einer Organisation noch nicht angehörenden Zuhörerin das ungemütliche Mahnen eines bedrängten Gewissens laut wurde, so stellte Helene Langes goldener Humor die Feiertagsstimmung sogleich wieder her. Gegenüber dem enthusiastischen Dahinstürmen des begabten Nachwuchses hält sie das Einordnen der jüngeren Elemente um der jungen Mädchen selbst willen für not-

wendig: In den vereinigten Berufsorganisationen lernt ein Beruf vom andern seine wirtschaftlichen und sozialen Lebensfragen klären und besser verstehen. Zum harmonischen Abschluß des Abends gereichte das Referat von Frau Altmann-Gottheimer, die an der Hand eines historischen Überblicks über den Kampf der Geschlechter zu dem Schluß kam, daß der gegenwärtige Zustand oft erbitterter Konkurrenz nur ein Übergangsstadium sei. Einen andern Inhalt gebe männliche oder weibliche Wesensart der gleichen Tätigkeit, und zur gegenseitigen Ergänzung seien sie berufen. Erst ihr Ineinandergreifen werde den Kampf in Harmonie auflösen.

Dieser Ausklang des Abends hallte gleich einem Motto in den Verhandlungen des zweiten Tages wieder, die der Gemeinschaftserziehung beider Geschlechter gewidmet waren. Eingerahmt von zwei entschiedenen Verteidigerinnen der Koedukation, Dr. Christiane Mewaldt-von Wedel und Professor Florence Keys, Vassar College U. S. A., sprach Frau Elsbeth Krukenberg ihre Bedenken gegen die allgemeine Durchführung der Koedukation aus. Man solle sich hüten, das Beispiel der dem Alkoholgenuß abgeneigten sportliebenden Länder auf Deutschland anzuwenden, in dessen Großstädten dicht besetzte Klassen mit einem großen Prozentsatz sittlich früh verdorbener Elemente eine Ansteckungsgefahr für die gesunden bedeute. Doch redete sie der Zulassung der Mädchen zu Knabengymnasien überall da das Wort, wo Sonderanstalten nicht am Orte wären, weil frühzeitige Entfernung aus dem Elternhaus verderblich auf die Entwicklung des Kindes einwirken könnte. Eine solche Zulassung von Fall zu Fall würde auch besonders bei Einhaltung einer angemessenen Probezeit die richtige Auswahl unter den wirklich Befähigten gewährleisten. Auf die sehr angeregte Debatte hier einzugehen, würde zu weit führen. Erwähnt sei nur, daß Dr. Bäumer vor der Differenzierung nach dem Geschlecht warnte, die einer Differenzierung nach der Persönlichkeit weichen müsse — eine Ansicht, der Professor Cauer seine auf langjährige Erfahrung begründete gegenüberstellte, daß bei gleicher Begabung die Unterrichtsresultate bei Knaben und Mädchen nicht die gleichen seien.

Das andere Spezialgebiet des Themas: ‚Die Aufgabe der Schule gegenüber dem Berufsleben‘ wurde sodann von Fräulein Schneider für die Volksschule und Helene Lange für die höhere Schule behandelt. Während die Referentin besonders die wichtigen Reformen des Zeichen- und Handarbeitsunterrichts berührte, betonte Helene Lange die Aufgabe der Schule, Berufsmenschen zu erziehen. Sie warnte vor zu weitgehender Individualisierung. Diese züchte leicht problematische Naturen, die sich nur dann wohl fühlen, wenn sich ihre Umgebung ständig mit ihrer Problematik beschäftigt. Die Schule muß höher stehen als der einzelne. Er muß in ihr Opfer und Verzicht, sowie die kühle, sachliche Wertung der Leistung ertragen lernen. Der gleiche tiefe Ernst beherrschte den Abend desselben Tages, wo mit der Behandlung religiöser Fragen Allerpersönlichstes im Frauenleben zur Sprache kam. Die Referate wurden zum Teil beredte, von inniger Überzeugung getragene Bekenntnisse still und tief gehegten Glaubens; Paula Müller sprach als Vertreterin des evangelischen, Hedwig Dransfeld für den katholischen Frauenbund und Berta Pappenheim beschloß als Sprecherin der strenggläubigen Jüdinnen den Abend mit einem Hinweis auf die Parabel von den drei Ringen.

Unter der Devise ‚Qualitätsarbeit‘ standen die Verhandlungen der beiden folgenden Vormittage. Das Thema ‚Berufsfragen‘ griff vornehmlich diejenigen weiblichen Arbeitsgebiete heraus, die organisationsbedürftig oder erst jüngst organisiert worden sind. Fachmäßige Schulung für landwirtschaftliche Frauenarbeit zur rationelleren Ausnutzung der Heimaterde forderte Dr. Rosa Kempf und Frau Elisabeth Böhm-Lamgarben; diese wußte auch von erfreulichen Erfolgen des Verbandes landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine in Ost- und Westpreußen zu berichten, wo ein Austausch

der Erzeugnisse sowohl die Verwertung der Produkte wie die Versorgung des Stadthaushalts mit unverfälschter Ware sichert.

Um der Industriearbeiterin die Freude an ihrer Beschäftigung zu erhalten, schlug Dr. Marie Baum eine Einführung in das Wesen der Maschine vor. — Die gesunde Selbstkritik der Frau bewies die bei sämtlichen Referentinnen über Handwerk und Kunstgewerbe wiederkehrende Forderung nach mehrjähriger obligatorischer Lehrzeit, wodurch allein Vertrautheit mit der Technik und dementsprechende Trefflichkeit der Einzelleistungen garantiert würde.

Der nächste Tag war zunächst der Tätigkeit der Frau im akademischen Berufe gewidmet. Und wenn Margarete Treuges Ausführungen über das wissenschaftliche Erlebnis nach der Studierstube schmeckten und ihre Korreferentin in eine allzu trockene Aufzählung der erstrebten Berufsgebiete verfiel, so weckte Geheimrat Harnacks Eingreifen in die Diskussion allgemeinen Jubel. Verkündete er in der Formulierung seiner ‚Wünsche' doch nichts geringeres als die Zulassung genial veranlagter Frauen zur Dozentur — ein Ausspruch, der ihm selbst in der bedingten, vorsichtigen Form, wie er gegeben wurde, den stürmischen Dank des Auditoriums eintrug. Danach mehrte sich an diesem Tage die Zahl der Männer, die debattierend oder referierend mit eingriffen. Zu Marie von Bülows sorgsamem Referat über die Lage der Schauspielerin sprach der Abgeordnete Dr. Pfeiffer über den Entwurf des Reichstheatergesetzes. Die katholischen Schwesterorden hatten sich den Abgeordneten Grafen Praschma zum Sprecher erwählt. Gleich einer Stufenfolge aus streng kirchlicher Gebundenheit zur Freiheit der Organisation folgten die einzelnen Referate zum Thema ‚Krankenpflege'. Die Oberin Gräfin Hertzberg berichtete über Historisches und Berufliches aus Kaiserswerth, Generalarzt Dr. Werner sprach über das rote Kreuz und Schwester Agnes Karll über den jüngsten Zweig der Krankenpflege, der sich am meisten von den strengeren Formen der unter der Devise christlicher Liebestätigkeit arbeitenden Verbände abgelöst hat. Die Frage der Überlastung der Schwestern führte hier, wie zu erwarten war, zu einer erregten Debatte, die auch die Verhandlungen des folgenden Vormittags über politische Fragen begleitete.

Eine kurze Einleitung Fräulein Dr. Salomons schilderte den Entwicklungsgang von der Caritas über die soziale Hilfsarbeit zur Sozialpolitik der Frau, und die Referentinnen Jenny Apolant und Fräulein Neuhaus berichteten sodann über ihre Erfahrungen auf den der Frauentätigkeit bisher erschlossenen Gebieten. Das lebhafteste Für und Wider entspann sich sodann bei der Stimmrechtsfrage, wo zunächst die Vertreterinnen der beiden einander entgegengesetzten Parteien, Minna Cauer und Frau Fischer-Eckert zu Worte kamen. Bekanntlich identifiziert Frau Cauer ihr Programm mit dem Reichstagswahlrecht, das sie als das einzig gerechte bezeichnet, während Frau Fischer-Eckert mit einwandfreier Logik nachwies, es sei mit der Gerechtigkeit nicht so weit her, da die Minorität schwer benachteiligt würde; aus diesem Grunde lehnt sie es ab, ihre allgemeinen Forderungen an einen Wahlrechtsmodus zu binden. In der lebhaften Diskussion sprach Helene Lange wiederum das erlösende Wort: ‚Warum sollen wir immer wieder unsere Forderungen so marktschreierisch in den Vordergrund stellen? Laßt uns fordern, aber mehr mit Leistungen als mit Worten. Laßt uns fortwährend zeigen: Da fehlt's! Da haben die Männer etwas schlecht gemacht — wir wollen's besser machen!'

Noch bleibt ein Blick auf die beiden letzten Abendversammlungen mit ihren verwandten Themen. Vielleicht gaben sie von vielem Wertvollen das Reinste und Tiefste: sie zeigten, wie innig sich in der gereiften Frauenseele das Gedankenleben mit dem Gefühlsleben verbindet und wie aus dem Bündnis der beiden ein Idealismus erwächst, der die Außenwelt der gleichen Harmonie entgegenführen möchte. Fein und klug sprach Marianne Weber von der Ehe der Zukunft, wo die Pflicht der bloßen Unterwerfung echter Liebesneigung weichen

soll. Der Trieb zum Bauen einer schöneren Welt spricht ebenso beredt aus Katharina Schevens Normen über die Erziehung der Söhne zu einer auf Achtung des Weibes basierenden Sittlichkeit, wie aus Anna Pappwitz' flammender, auch gegen ihr eigenes Geschlecht gerichteten Anklage der ‚doppelten Moral'. Von der Lust am schöpferischen Aufbauen redet in Tat und Wort auch Alice Salomon, die erfolgreich eine jugendliche Hilfsschar zu sozialer Liebesarbeit organisiert hat.

Mit einem wehmütigen Rückblick auf die harmonische Frauenkultur der früheren Zeit, die uns aus den Porträts der retrospektiven Ausstellung entgegenleuchtet, begann Gertrud Bäumer ihr Referat über die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur. Die moderne Frau muß sich erst zurechtfinden im Wirbel des Neuen, das sie umgibt und die Stirnen derjenigen, die auf der Brücke stehen zwischen der alten und der neuen Zeit, tragen die Spuren des Kampfes. Doch trägt das echte Weib in der Intensität seines inneren Erlebens ein Schutzmittel gegen die zu starke Intellektualisierung, die aus der Wissenschaft und gegen die Vergröberung, die aus dem Kampf mit dem Leben kommt. Aus diesem Kampf die Schwungkraft des erhöhten Lebensgefühls zu retten und sie zu vereinen mit den unvergänglichen Werten der alten Frauenkultur — das wird die Aufgabe der neuen Generation sein.

Beda Prilipp (Berlin).

Psychologie

Die Psychanalyse. Unter diesem Ausdrucke versteht man eine neue Methode zur Erforschung der Psyche, die von einem Professor der Medizin, Sigmund Freud in Wien, entdeckt und ausgebaut wurde. Er hatte zusammen mit einem andern Arzte (Dr. Breuer) eine Patientin mit Hysterie beobachtet, bei der sich gewisse affektbetonte Erlebnisse als Ursache hysterischer Symptome nachweisen ließen, z. B. waren bei ihr Schlundkrämpfe aufgetreten bei jedem Versuche zu trinken, nachdem sie einen häßlichen kleinen Hund aus einem Glase hatte trinken sehen. Wenn man in der Hypnose die Patientin an ihre Erlebnisse erinnerte und sie die früheren Szenen nochmals innerlich erleben ließ, so wirkte das auf die Kranke befreiend und die hysterischen Symptome verschwanden. Besonders die Art der Heilung überraschte nun Freud sehr; einige andere Fälle, die er beobachtete, schienen die an der ersten Patientin gemachte Erfahrung zu bestätigen und erweckten in Freud die Hoffnung, nicht nur ein neues Heilverfahren für Hysterie entdeckt, sondern auch neue, tiefe Einblicke in den psychischen Mechanismus hysterischer Störungen gewonnen zu haben. Er schloß aus diesen ersten Beobachtungen, daß die Ursache des hysterischen Symptoms stets ein Affekt sein müsse, der sich nicht völlig entladen habe, der nicht völlig ‚abreagiert' sei. Ein solcher Affekt, meinte Freud, könne dann sogar ganz vergessen oder ‚verdrängt' werden, und würde trotzdem im ‚Unterbewußtsein' die Rolle eines Störenfrieds spielen. Der Arzt hätte daher nichts weiter zu tun, als solche ‚verdrängte Komplexe' aufzusuchen, sie dem Kranken zum Bewußtsein zu bringen und sie ‚abreagieren' zu lassen.

Das war wirklich eine verblüffend klare und schöne Theorie über das früher so komplizierte Hysterieproblem. Nur konnte man einwenden, daß Hysterie ja nicht nur durch ein solches Abreagieren von verdrängten Komplexen geheilt werde, sondern durch die allerverschiedensten psychischen Einflüsse: durch Suggestion, durch Quacksalbermittel, durch Hokuspokus aller möglichen Art, aber zugleich auch durch ernste, eindringliche ärztliche oder religiöse Erziehung; denn die Hysterie ist ja ein Leiden, das bei vorhandener besonderer Anlage durch psychische Faktoren entsteht und auch durch verschiedene Methoden psychischer Beeinflussung wieder geheilt werden kann.

Freud war aber so unbedingt überzeugt von der Wichtigkeit des verdrängten Komplexes, daß er sogleich anfing, auf diese Grundvorstellung ein ganzes theoretisches System aufzubauen. Er forschte nun bei seinen Kranken eifrig nach früheren pein-

lichen Erlebnissen und kam auf Grund einiger Fälle zu dem Resultat, daß bei der Hysterie wirklich stets ein solches Erlebnis zu finden sei: stets habe in der Kindheit solcher Kranken eine sexuelle Verführung durch Erwachsene stattgefunden; die peinliche Erinnerung an dieses Erlebnis wirke dann krankmachend. Freud glaubte damit eine spezifische Ätiologie der Hysterie gefunden zu haben. Schon hier zeigte er die große Neigung zu Verallgemeinerungen, die für all seine späteren Theorien charakteristisch ist.

Natürlich ließ sich diese ‚spezifische' Ätiologie der Hysterie nicht aufrecht erhalten; es gab Fälle genug, wo ein solches Erlebnis ausgeschlossen war. Freud ließ sich aber von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen: an Stelle der sexuellen Verführung beschuldigte er nun sexuelle Phantasien und Wünsche, die der Kranke schon im Kindesalter gehabt haben soll. Es wurde ein neuer Begriff geschaffen: ‚Infantilismus der Sexualität'; darunter verstand man eine ganze Reihe von sexuellen Perversitäten, die angeblich dem Kinde natürlich sein sollen, sogar in bezug auf die Eltern. Der Begriff der Sexualität wurde dabei in der Theorie so weit gefaßt, daß fast alle Triebregungen, zum Teil selbst der Nahrungstrieb, darunter verstanden werden mußten. So war es natürlich leicht, überall diese ‚Sexualität' nachzuweisen, da schon jede kindliche Zärtlichkeit, jede eifersüchtige Regung als Beweis dafür aufgefaßt wurde.

Freud stellte sich nun die Entstehung der Hysterie in folgender Weise vor:

Während beim normalen Menschen diese infantile, perverse Sexualität vollkommen verdrängt wird und die spätere normale Sexualität an deren Stelle tritt, kann dies bei vielen Menschen nicht oder doch nur mit großen Schwierigkeiten geschehen. Die kindlichen perversen Wunschregungen lassen sich nur in unvollkommener Weise verdrängen; der Träger empfindet sie, wenn sie aus dem Unterbewußtsein auftauchen wollen, als peinliche Vorstellungen, die unverträglich sind mit dem Bewußtsein. So sind diese sexuellen Kindheitsphantasien gezwungen, eine ‚Ersatzbildung' zu schaffen, eine Verkleidung, in der das Bewußtsein sie nicht mehr erkennt; erst in dieser Verkleidung ist es diesen unabweisbaren perversen Trieben dann möglich, sich durchzusetzen und ihren Platz zu behaupten. Als solche Ersatzbildungen erweisen sich viele Träume, die hysterischen Symptome, sowie einige andere neurotische Erscheinungen, z. B. die Zwangsgedanken. Gelingt es dem Arzte, diese Verkleidung zu durchschauen, so wird die Hysterie unmöglich und der Kranke wird gesund.

Um diesen ganzen Zusammenhang aufzudecken, hat Freud ein sehr verführerisches System sich ausgedacht, mit dem es in unfehlbarer Weise gelingt, bei jedem Menschen den sexuellen Komplex festzustellen und damit stets von neuem wieder die Richtigkeit seiner Lehren zu ‚beweisen'. Dieses System, die ‚Psychanalyse', besteht vor allem darin, daß man die Träume des Kranken deutet. Die Träume enthalten nach Freud stets eine Wunscherfüllung, die sich im Wachen nicht durchsetzen konnte. Aus einigen Analogien schließt er, daß hinter den harmlosesten Gegenständen: Bäumen, Waffen, Schlüsseln, Kästen, Häusern, Zimmern usw. sich sexuelle Vorstellungen und Wünsche verbergen (ein Zimmer z. B. bedeutet meist ein ‚Frauenzimmer'). Ferner benützt man zur Deutung des Seelenlebens alle Einfälle, die dem Kranken durch den Kopf schießen; man lehrt ihn, alles gleich herauszusagen, was ihm in den Sinn kommt. Besonders die Einfälle, die der Kranke im Anschluß an die Erzählung seiner Träume produziert, leiten dann den Arzt auf die verdrängten Komplexe, auf deren Entdeckung es ja abgesehen ist. Es ist unglaublich, was für Komplexe die Freudianer mit dieser Methode entdecken: eine Hauptrolle spielt der ‚Vaterkomplex' und der ‚Mutterkomplex', d. h. die Verliebtheit in den eigenen Vater oder die Mutter. Will der Patient dagegen protestieren, weil er sich einer solchen Neigung absolut nicht bewußt ist, so ist ein solcher Protest geradezu ein Beweis für die Richtigkeit der Ent-

deckung; denn ein solches ‚Nein‘ bedeutet für den Psychanalytiker ein ‚Ja‘ nach der Regel: qui s' excuse s' accuse. Außerdem sind ja diese Komplexe verdrängt, also unbewußt, und der Patient hat daher nicht die Fähigkeit, darüber bewußt etwas auszusagen.

Es ist leicht zu verstehen, daß jeder, der einmal diese Theorie angenommen hat, sie überall bestätigt findet, da ja bei solchen Regeln jede Korrektur durch die tatsächlichen Verhältnisse ausgeschlossen ist. So erklärt es sich auch, daß die Psychanalyse besonders unter den jüngeren Ärzten eine ganze Reihe überzeugter, fanatischer Anhänger hat. Da diese Psychanalytiker aus ihren Theorien geradezu eine neue Lebensanschauung schöpfen und mit den neuen ‚Wahrheiten‘ auch die Laien beglücken wollen, ist es an der Zeit, daß die besonneneren Fachleute gegen ein solches Treiben nachdrücklich sich verwahren. Einige der bedeutendsten Neurologen und Psychiater Deutschlands, Prof. Oppenheim, Ziehen, Hoche, Dr. Friedländer haben bereits energisch Stellung genommen gegen die unwissenschaftlichen, plumpen Verallgemeinerungen der Psychanalytiker.

Bereits sind eine große Anzahl von Laien (Pädagogen, Juristen, selbst Geistliche), die natürlicherweise solchen Theorien noch leichter verfallen als der medizinische Fachmann, Anhänger der Psychanalyse geworden. Man kann sich denken, wie nahe da ein Mißbrauch dieser neuen unbewiesenen Lehren liegt, die selbst in der Hand des gewissenhaftesten Arztes große Gefahren in sich bergen; denn ihre Ausübung verlangt, daß man sich monatelang fast ausschließlich mit den sexuellen Phantasien und Vorstellungen der Kranken befaßt.

Schon hat die Psychanalyse ihre Wellen auch auf das Gebiet der Kunst und Religion geworfen. Eine ganze Reihe von Künstlern: Leonardo da Vinci, Richard Wagner, Segantini, C. F. Meyer, Nik. Lenau wurden bereits mit den psychanalytischen Methoden ‚erforscht‘. Für den, der diese Methoden kennt, ist das Resultat nicht überraschend: Überall wurde der verdrängte Komplex ‚nachgewiesen‘; bei allen muß eine jugendliche Verliebtheit in die eigene Mutter als bestimmender Faktor für die spätere geistige Entwicklung herhalten. Kunst und Religion sind nichts anderes als ‚sublimierte Sexualität‘; die Märchen, Mythen und religiösen Symbole können daher nur dann richtig verstanden werden, wenn man sie nach Freudscher Methode auf ihre sexuellen Wurzeln hin untersucht und sie nach den von der Psychanalyse aufgestellten Regeln deutet.

Diese neue Methode zur Erforschung der Seele hat also zur Voraussetzung den Glauben an eine ungeheure Wirkung verborgener, dem Menschen nicht bewußter, perverser sexueller Komplexe; der Nachweis dieser Komplexe beruht auf der ganz willkürlichen ‚Deutung‘ von Einfällen, Handlungen und Träumen. Wohl finden sich in den Schriften der Psychanalytiker auch einige richtige Beobachtungen; in der großen Menge der falschen Verallgemeinerungen und der gekünstelten, voreingenommenen Deutungen verschwinden sie aber beinahe völlig. Die Psychanalyse gibt ein ganz falsches, verzerrtes Bild des Menschen; sie leistet weder in der Erkennung noch in der Heilung von Neurosen so viel wie die bisherigen psychischen Behandlungsmethoden und kann nicht selten direkt schädlich wirken.

Dr. med. M. Kesselring.

Literatur

Spiritum nolite exstinguere.

Das Geistesleben der Völker weist stets die bekannten Wellenberge und Wellentäler auf. Auch der Sturm, der sie aus der glatten Meeresfläche vollkommener Geistesruhe hervorpeitscht, trägt überall gleichen Charakter; bald weht der Nordwind der Aufklärungsperioden, bald der Südwind der bilderreichen Romantik.

Deutschlands und Deutsch-Österreichs Literatur standen im letzten Jahrzehnt unter dem Zeichen des Naturalismus und des Symbolismus. Daß die größten Naturalisten schließlich Symbolisten wurden, gab den Außenstehenden zu erkennen, daß die

träumerische deutsche Volksseele wieder energisch über die Wirklichkeit hinausstrebte und darnach suchte, ihr ganzes Leben von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten, es zu verstehen und über die Enge des Daseinskampfes emporzuheben.

Das ergreifendste Symbol wurde in geheimer Sehnsucht stets dem religiösen Leben entnommen. Da war es kein Wunder, daß in der deutschen Literatur neben dem Symbolismus eine starke Literaturströmung entstand, die an die Stelle des religiösen Symbols die religiöse Wirklichkeit setzte. Symbolismus und katholische Literaturbewegung, beide sind sie eine Reaktion gegen den Naturalismus.

Aber diese Strömungen beschränken sich nicht auf ein Volk. Sie beleben im Osten und Westen, Norden und Süden das Geistesleben der Völker; nur die Intensität und die Art zu wirken ist verschieden.

Die polnische Literatur unserer Tage weist die Strömungen der deutschen auf; mit Ausnahme des stark nationalen Grundtons unterscheidet sie sich kaum wesentlich von ihr. Die religiöse Renaissance wirkt in Polen wie überall tief auf die Gemüter. So ist denn neben dem Naturalismus und Symbolismus auch eine stark religiöse Strömung zu verzeichnen. Manche ihrer Träger sind auch in Deutschland wohlbekannt, wie z. B. Jeske Choinski. Aber das Bewußtsein, in einer Reihe mit Andersgesinnten an der Hebung des Landes und seiner Bewohner mitarbeiten zu müssen, hat die besten und edelsten Kräfte aller Literaturkreise um die Fahne des nationalen Ideals geschart und die begeistertsten Verfechter religiöser Literaturideale mit edler Irenik erfüllt. Als ihren persönlich wertvollsten Vertreter möchte ich W l a d i s l a w B a n d u r s k i, den Weihbischof von Lemberg, nennen. Er ist im ganzen Lande — bei Freunden und Feinden der katholischen Kirche — als Vater der Armen, als geistlicher Vertreter bei den nationalen Festen, aber auch als Mann verehrt, den die Intelligenz des Landes als feinen Ästheten und gerechten Kritiker aller positiven Kulturarbeit anerkennt. Den Wert einer solch umfassenden Urteilskraft und ihre Bedeutung für die Gestaltung des geistigen Lebens braucht niemand hervorzuheben. Interessant aber ist es, zu erforschen, auf welchem Wege Bischof Bandurski diese geistig dominierende Stellung auch bei denen errungen hat, denen seine religiöse Schriftstellertätigkeit im ganzen wenig behagte. Ihnen hat er durch sein edles, von echtem Christusgeist getragenes Streben, d e n G e g n e r g e r e c h t u n d g ü t i g z u b e u r t e i l e n, die höchste Achtung abgerungen. Er hat sich nicht gescheut, die hohe Bedeutung des großen, vor einigen Jahren gestorbenen modernen Malers und Dichters W y s p i a n s k i für die polnische Literatur anzuerkennen, obwohl Wyspianski von dem katholischen Kultur- und Literaturkreis weit entfernt war. Sein Buch und seine öffentlichen Vorträge über W y s p i a n s k i s hohe Bedeutung haben ihn vor allem in der öffentlichen Meinung der gebildeten Kreise so hochgestellt, daß er dort noch wirken kann, wo jeder andere Priester abgewiesen würde. Wohl wurden auch abmahnende Stimmen laut, aber sie haben sich nie zu einer öffentlichen Polemik verdichtet und sind bald verstummt.

In den Mittelpunkt der religiösen und nationalen Renaissance seines Volkes hat Bischof Bandurski die edle Persönlichkeit der Königin Hedwig (Jadwiga) gestellt, die — noch als Kind dem Prinzen Wilhelm von Österreich verlobt — ihm trotz innigster Liebe entsagt und sich, um dem Lande den Frieden zu geben und die Litthauer dem Christentum zu gewinnen, mit Wladislaw Jagiello vermählt. Drei Schriften hat er der Königin von Polen geweiht, darunter auch vor kurzem eine große historische Erzählung, ‚Hedwig, die heilige Königin auf Polens Thron'. Mag die plastische Darstellung auch manchen Mangel aufweisen, die vornehme Innerlichkeit der Heldin ist treu nachempfunden und dargestellt.

Seine verbreitetste Schrift ‚Ducha nie gaście' (S p i r i t u m n o l i t e e x s t i n g u e r e) ist der Markstein seines Lebens.

Das Apostelwort ist dem I. Brief des hl. Paulus an die Thessalonicher, 5. Kap. entnommen. ‚Den Geist löscht nicht aus! Weissagungen achtet nicht gering! Alles aber prüfet; was gut ist, behaltet!‘

Dr. Maria Jezewicz.

Theater

August Strindberg. Über die innere Art des schwedischen Dichters und Denkers klärt uns Deutsche bisher am gründlichsten, nur etwas schwer und verschlungen in der Form, Hermann Eßwein* auf, ein Andränger wider Haeckel und den platten Materialismus. Und doch steht er der religiösen Durchwandlung, der Damaskuskrise Strindbergs, nicht bloß befangen, sondern geradezu streithaft gegenüber. Er begreift sie zwar aus der seelischen Anlage und aus den Lebenserfahrungen und Erschütterungen des stets in Flammen Brennenden heraus, um sie aber inhaltlich schroff abzulehnen. Und er muß sie ablehnen, weil ihm der christliche, persönliche Gottesbegriff etwas Unannehmbares dünkt. Auf das Ziel besehen heißt das: Er versteht wohl den Gottsucher, jedoch nicht mehr den Gottfinder. Damit nun hängt es auf das engste zusammen, daß er auch die dichterische Umsetzung der religiösen, erahnten Werte, dieses Eigentümliche eben der Strindbergschen Kunst, nicht bis ins Feinste durchfühlt und durchspürt. Da hat sich keiner tiefer eingesenkt als Joseph August Lux, der in einem kleinen Essay das Wesentliche, Neuschöpferische Strindbergs folgendermaßen faßt: ‚Hart rücken die realistischen und metaphysischen Elemente aneinander, eines gleichsam die Gegenseite des anderen; Übersinnliches aus dem tiefsten Brunnen menschlicher Weisheit und göttlicher Inspiration geschöpft und aus dem Sinnlichen herausgedeutet als der mystische Urgrund der Dinge. Hier liegt aber zugleich auch eine ganz große künstlerische Tat, die größte seit hundert Jahren, vielleicht sogar seit Shakespeare, die nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die Befreiung vom Naturalismus, ohne auf den realistischen Erfahrungsschatz unserer Sinne verzichten zu müssen.‘ Mir zwingt sich dabei ein Vergleich auf, den Lux allerdings abweist, mit dem Belgier Maeterlinck und mit noch einem neuzeitlichen Bahnweiser, mit dem späten Ibsen. Die Dramatik dieser drei in ihren treibenden Kräften und wellenden Stimmungen gegeneinandergestellt und abgegrenzt, das müßte den reinen, gesiebten Begriff des modernen tragischen Schicksals ergeben, wie es schon im Naturalismus und noch angespannter in der Neuromantik nach Ausdruck suchte. Eßwein verrät über die dramaturgischen Probleme Strindbergs wie überhaupt über den Dramatiker nichts oder nahezu nichts. Ihm ist es zuvörderst um die ‚charakterologische‘ Auslegung der Persönlichkeit aus ihren entfalteten poetischen Gestalten, aus ihrem Erkenntnisdrang, ihren Erkenntnissen und Widersprüchen zu tun.

Das Totentanzdrama*, dessen beide Teile im Münchener Residenztheater an einem Abend gespielt wurden, gibt mir nun Veranlassung, über einen Gipfelpunkt im dramatischen Schaffen des Schweden zu sprechen. Schätzt doch der Dichter selbst nach einer Bemerkung des Verdeutschers den ‚Totentanz‘ höher als mindestens zwanzig seiner anderen Dramen. Ein halbes Hundert, wenn nicht mehr, hat er, der Unruhige, der in seiner Unstete verworren Reiche, hinausgeschleudert. Hier aus engen und grellen Realitäten heraus, dort als Traumspieldichter, da ein Ankläger, ein Hasser, ein Feuerleger, im Rausch, ohne Gesetz, ohne Selbstbändigung, und dann wieder ein Historiker im Adel der Klassik. Wer könnte also in einem Drama den Ganzen festhalten!

Der ‚Totentanz‘ leitet literarisch zurück auf den Naturalismus, auf jenen Naturalismus, den Strindberg von Zolas ‚Therese Raquin‘ an datiert, den er in ‚Germinal‘ und ‚La Terre‘ überwältigend fand.

* Hermann Eßwein, August Strindberg im Lichte seines Lebens und seiner Werke. (München, [G]eorg Müller.)

* August Strindberg ‚Totentanz‘. Verdeutscht von Emil Schering. (München, Georg Müller.)

Den großen Naturalismus hat er ihn geheißen, weil er weder um das Schöne noch um das Häßliche an sich werbe, sondern nur um Übermaß, Größe und Wucht. Demgemäß ist die Dichtung nicht Photographie, nicht Abzug, sondern Auszug der Wirklichkeiten. Demgemäß enthüllt die dramatische Menschendarstellung nicht die unwillkürlichen mechanischen Gebärden, Wortfolgen und Regungen, sondern die tragenden geistigen Lebensmächte, nicht den Menschen in seiner Physis, sondern den leidenschaftlichen Menschen. Das mag gerade in bezug auf den ‚Totentanz' paradox erscheinen, denn dieses Drama ist ja auf das körperliche Hinschwinden und Hinsterben eines Inselkapitäns angelegt. Ja, eben angelegt. Im ersten Teil. Aber nicht durchgeführt oder, genauer gesagt, nicht durchgehalten. Rein physisch ist eigentlich nur die Katastrophe, die Lähmung, die dem Leben des Kapitäns ein Ende setzt. Sie ist so völlig in der äußeren Natur bedingt, daß sie fast nicht mehr als Katastrophe im strengen dramatischen Sinne wirkt, die ja aus einem Willen, Plan und Handel, also einem Innerlichen, entspringt. Und doch wollte der Verfasser gerade diese letzten Augenblicke ganz ins Geistige, Sittliche erhöhen, indem er den Hingang aus der Zeitlichkeit das ausspenden läßt, was das ganze lange, vereinsamte Leben den beiden Gatten nicht zu geben vermochte: Verständnis, Versöhnung, Läuterung. ‚Verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun,' das sind die Heilandsworte, die man als die letzten des Sterbenden hinterbringt. Und die Frau, die nie zu ihm und über ihn ein Wort vom Herzen fand, spricht darauf: ‚Der wunderbare Frieden des Todes! wunderbar wie die feierliche Unruhe, wenn ein Kind zur Welt kommt! Ich höre das Schweigen ... ich sehe ihn — jetzt, wie damals, als er zwanzig Jahre war! . . . Ich muß diesen Mann geliebt haben! . . . Und gehaßt!'

Woher kommt es nun, daß diese Worte uns Zuhörer und Zuschauer nur lyrisch und nicht dramatisch einstimmen, daß sie uns nur bewegen und erregen, aber nicht überzeugen, daß sie wunderschön für sich stehen, aber nicht charakterisierend und krönend im ganzen Gefüge? Zunächst wohl vom Tempo der Veränderungen. Davon, daß ein Äußerstes jäh ins andere Äußerste umschlägt, daß der aufgespeicherte, schleichende, am Haß fortgezeugte, schwärende Haß miteins sich in Heilandsmilde und Großsinn löst. Das nehmen wir nicht auf. Wie sollten wir es denn aufnehmen — und darin liegt der tiefste Grund unseres Zweifels, darin alle Schwäche des ‚Totentanzes', — wenn es in den Charakteren nicht angezeichnet und vorbereitet wurde, wenn die wirkenden Charaktere gar nicht in diese Ebene und Willenslinie einrollen, wenn die beiden Dramen überhaupt nicht eine Entwicklung, sondern nur eine Auswicklung, einen Zustand, eine Andauer veranschaulichen. So bleibt die Synthese unverkörpert, nur subjektive Forderung Strindbergs. Die Zwei, von denen jedes Märtyrer und Tyrann, eheliches Opfer- und Raubtier zugleich ist, schließen sich wohl zu einem Ring der Persönlichkeit, aber nicht zu jenen Endpersönlichkeiten, die der Dichter beabsichtigt hat. Noch unzugänglicher ist Judith, die Tochter des Paares, denn die Erwartungen, die der erste exponierende Teil gesprächsweise von ihr erweckt, erfüllt der zweite sie szenisch versinnlichende nicht, wie denn überhaupt die beiden Teile künstlerisch und gedanklich voneinander abfallen.

Den ersten beherrscht das Schicksal, die Schicksalsstimmung in einer so einzigartigen Bannkraft, in einer so durchgeisterten Gegenständlichkeit, daß wir gar nicht fragen, warum das alles geschieht, sondern schwer atmend empfinden, daß es so und nicht anders sein muß: der Haß, die Menschenfremde und Verlassenheit, die Schauer der Stille und Leere, die alles einbeziehende und niederziehende Macht des Bösen, und endlich die wächserne Weiheblässe und die seelischen Zerrschatten, die der Tod auf seinen Gezeichneten malt.

Im Kern des zweiten Teils lagert die Intrige. Der Kapitän ist zum Vampir geworden. Den Tod im Leibe saugt er

sich, einem Nachtmahr gleich, als Hasser und Rächer in die Lebenden ein. Doch diese Intrige äußert sich dramatisch gänzlich unzureichend, da ihr jede Sinnfälligkeit entgleitet, da sie sich nur auf eine Betätigung hinter der Szene, auf Worte, Berichte und Zufälle stützt. Und selbst die Worte, die spannen sollen, tauchen wider den Willen des Dichters ins Ungewisse und verlieren so an Spannfähigkeit. Denn sollen wir dem Kapitän trauen, der schon gelogen hat, ja dessen ganzes Mannesleben ein Umdichten war? Oder der Frau glauben, wenn sie seine Worte auf den eigentlichen Sinn zurückführt? Sie sieht ja unter der Optik des Hasses. Wir zweifeln. Und daran, daß wir zu fragen beginnen, wird es offenbar, daß hier die künstlerische Lösung fehlt. Dramatisch-künstlerische Lösung ist immer: Notwendigkeit.

Für diejenigen, die nach dem Menschen Strindberg fahnden, enthält das Totentanzdrama mancherlei. Nicht bloß die große Form meldet ihn an, dieses leidenschaftlich nach Leidenschaften und dann erst nach den Kreaturen fahrende Temperament; nicht bloß das zerreibende Problem in seiner, fast möchte ich sagen, transzendenten Gebundenheit, worunter ich im Gegensatz etwa zu den gesellschaftlich, zeitlich verankerten Konflikten Ibsens die mystisch gesetzte Urfeindschaft zwischen Mann und Weib verstehe. Auch einzelne Aussprüche schwingen voll aus dem Eigensten, Innersten. Wenn der Kapitän einmal sagt: ‚Nichts ist unabänderlich, wenn man's nur durchstreicht und weitergeht. Laß uns weitergehen!' so hat Strindberg selber darnach gehandelt. Schreibt er ja in das Vorwort zur ‚Entwicklung einer Seele': ‚Ich glaube das Recht zu besitzen, diese Vergangenheit als gesühnt und als ausgestrichen aus dem großen Buch zu betrachten.' Mit Eigenem getränkt ist auch jenes Wort, auf das der Übersetzer hinzeigt, von dem ‚Schlimmsten', von der Verführung der Seele durch das Weib. Aber die letzte Wurzel der Persönlichkeit ist vielleicht aus der Schlußklage zu erfühlen: ‚Ich muß geliebt haben und gehaßt!' Das steht fast wie Ursache und Wirkung zueinander als die Summe eines Lebens.

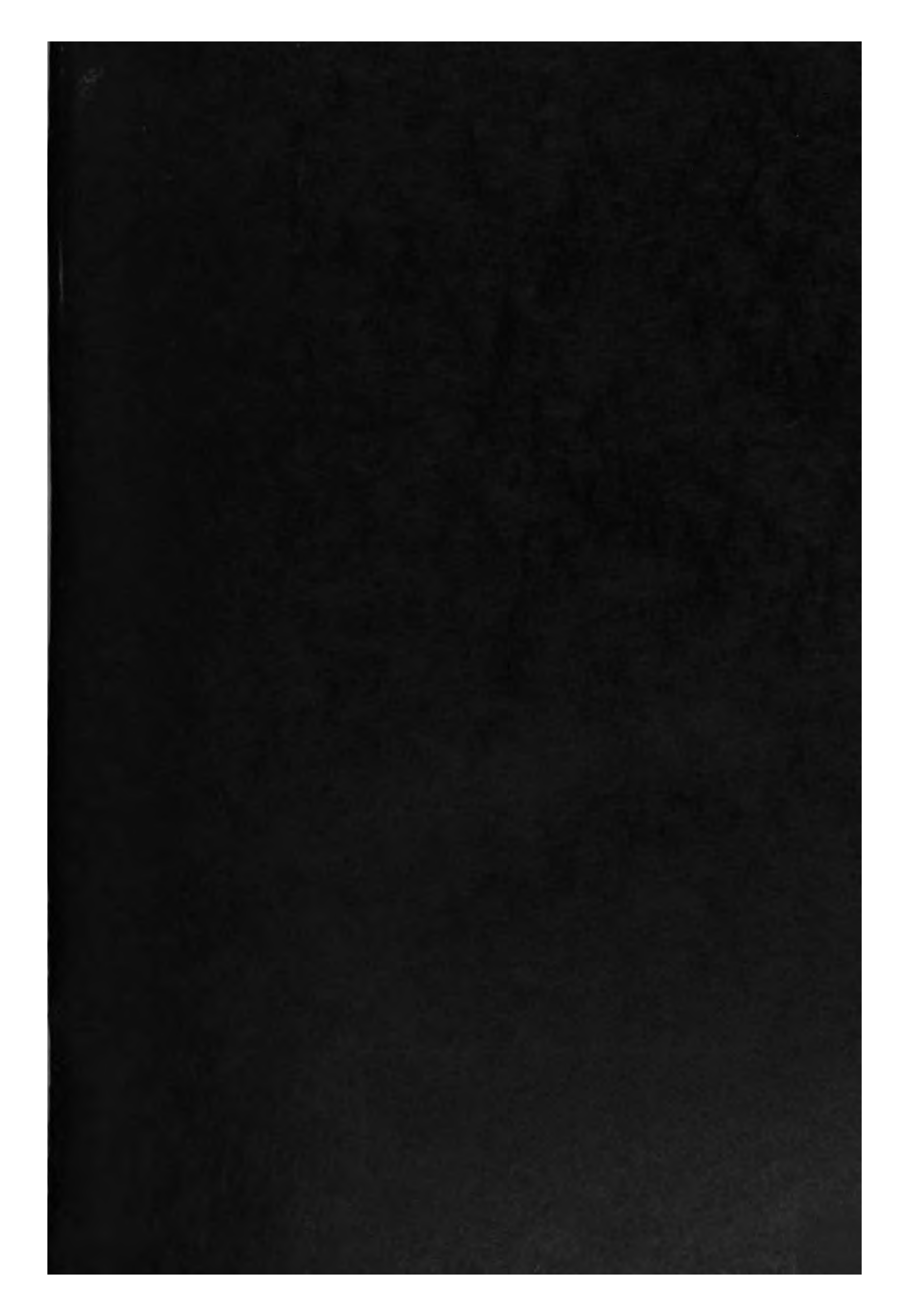
Joseph Sprengler.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Eugène Carrière sind dem betreffenden Artikel über den Künstler beigegeben.

Die drei aus dem Codex Rossanensis stammenden Detailreproduktionen finden in dem Aufsatz ‚Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte' von Prälat Dr. Anton de Waal ihre Erklärung (S. 12). Wir verdanken sie dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages von Giesecke & Devrient in Leipzig, aus dessen wertvoller Publikation des Kodex die Bilderausschnitte entnommen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schretter München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland München Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Dusseldorf im May
18 K sc. 34.

Roma d. 5te Febr.
18 H 31

W Schadow.



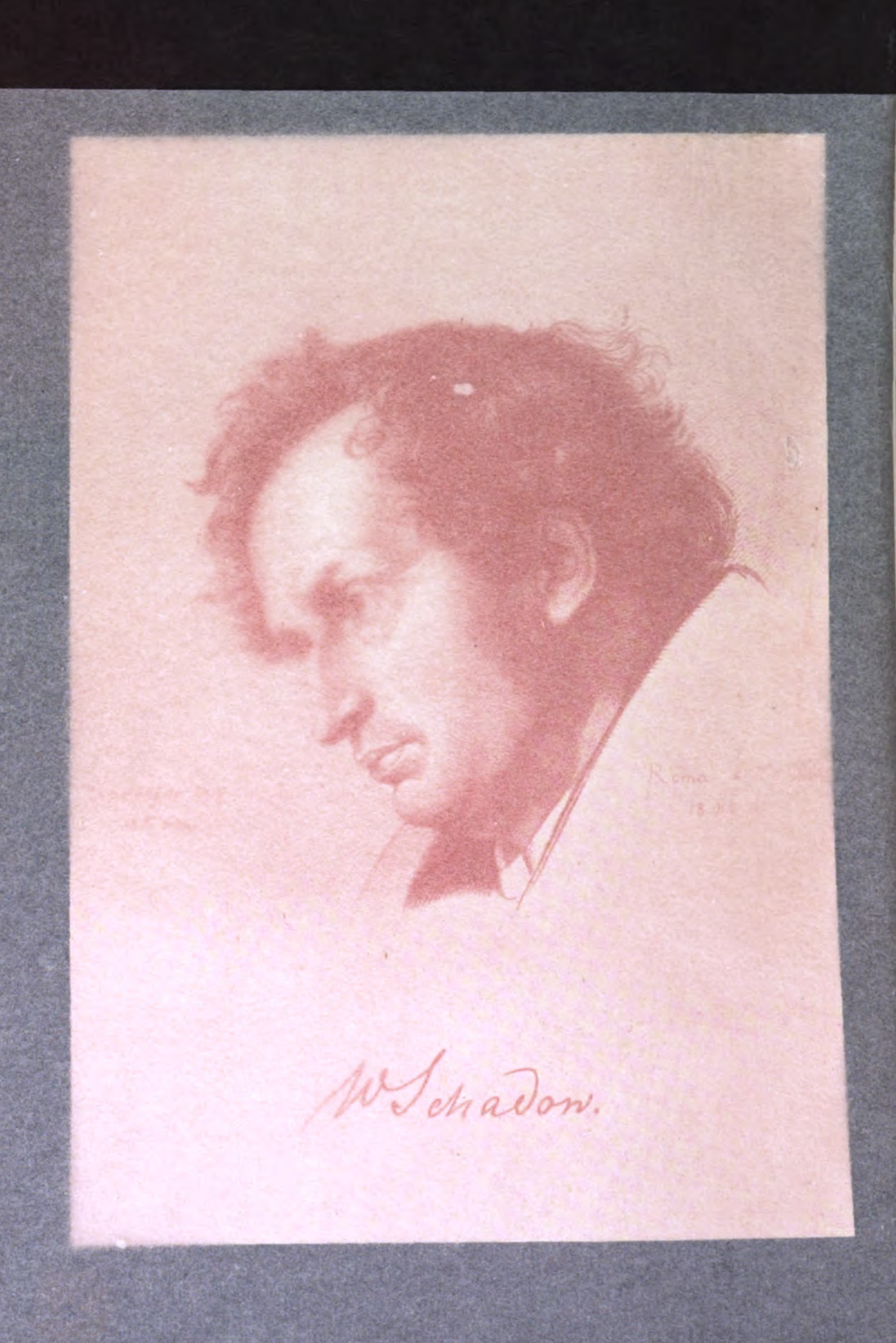
Neunter Jahrgang Mai 1912

Romantische Elemente in Görres Gesch[illegible]hts-philosophie und Geschichtsbetrachtung

Von Heinrich Schotte

Wenn der Mensch, der Großes [illegible]ffen will, üb[illegible] die Vergangenheit braucht, so bemäch[illegible] er sich ihrer [illegible] der monumentalischen Historie. [illegible] hat, verstand unter der monum[illegible] [illegible]chtsbetrachtung, die aus der Be[illegible] [illegible]n früherer Zeiten Mut, [illegible] [illegible] [illegible]rart schöpft. Dieses [illegible] in der Strenge [illegible]schaftlicher Methodik heil[illegible] [illegible]doppelte Beachtung [illegible], erinnert man sich unwill[illegible] [illegible] man des [illegible]nnes gedenkt, der [illegible] aktiven Betätigung an den g[illegible] Fragen und Aufgaben seiner viel[illegible] [illegible] Zeit doch niemals den Blick u[illegible] das Interesse für das Bleibende und [illegible]e der Vergangenheit verloren hat, Joseph Görres.

Görres gehört wie Friedrich Schlegel zu jenen Naturen, die weder zum [illegible] noch zum Philosophen Geduld genug hatten. Ein methodisch kritisches [illegible]talent im Sinne der modernen Geschichtschreibung ist er niemals ge[illegible], Schule im gewöhnlichen Sinne hat er darum nicht gemacht. Das lag [illegible]wenig in seiner genialen, allem Schablonenhaften und Schematischen ab[illegible]igten Natur. Um so reicher und mächtiger aber ist die Anregung gewesen, von der fesselnden Persönlichkeit dieses auf allen Wissensgebieten gleich[illegible]anderten, geistessprühenden Dilettanten ausgegangen. Der Grundkern seines [illegible]ens war ein durch und durch ethischer; in dem die Geister packenden, hin[illegible]den Pathos der Rede und des Gedankens wirkte es sich vornehmlic[illegible]





Neunter Jahrgang Mai 1912

Romantische Elemente in Görres Geschichtsphilosophie und Geschichtsbetrachtung

Von Heinrich Schotte

Wenn der Mensch, der Großes schaffen will, überhaupt die Vergangenheit braucht, so bemächtigt er sich ihrer vermittelst der monumentalischen Historie. Nietzsche, der diese Worte geprägt hat, verstand unter der monumentalen Historie diejenige Art der Geschichtsbetrachtung, die aus der Beschäftigung mit dem Klassischen und Großen früherer Zeiten Mut, Zuversicht und Begeisterung für die Kämpfe der Gegenwart schöpft. Dieses Ausspruches, der im Zeitalter des in der Strenge wissenschaftlicher Methodik heilsuchenden Spezialistentums doppelte Beachtung verdient, erinnert man sich unwillkürlich, wenn man des Mannes gedenkt, der bei aller aktiven Betätigung an den großen Fragen und Aufgaben seiner vielbewegten Zeit doch niemals den Blick und das Interesse für das Bleibende und Ewige der Vergangenheit verloren hat, Joseph Görres.

Görres gehört wie Friedrich Schlegel zu jenen Naturen, die weder zum Historiker noch zum Philosophen Geduld genug hatten. Ein methodisch kritisches Forschertalent im Sinne der modernen Geschichtschreibung ist er niemals gewesen; Schule im gewöhnlichen Sinne hat er darum nicht gemacht. Das lag zu wenig in seiner genialen, allem Schablonenhaften und Schematischen abgeneigten Natur. Um so reicher und mächtiger aber ist die Anregung gewesen, die von der fesselnden Persönlichkeit dieses auf allen Wissensgebieten gleichbewanderten, geistessprühenden Dilettanten ausgegangen. Der Grundkern seines Wesens war ein durch und durch ethischer; in dem die Geister packenden, hinreißenden Pathos der Rede und des Gedankens wirkte es sich vornehmlich

aus. Der Reichtum seines zur Universalität und Großzügigkeit neigenden Geistes spiegelt sich besonders in seinen geschichtsphilosophischen oder richtiger weltgeschichtlichen Betrachtungen wider. Zweifelsohne war er ein hervorragend intuitiver, schöpferisch veranlagter und zu geistreicher Kombination befähigter Kopf. Strenge methodische Disziplinierung oder Schulung, die seine reiche Phantasie hätte zügeln und seinen Geist vor phantastischen Verknüpfungen und Irrwegen hätte hüten können, war ihm allerdings fremd. Sein Verhältnis zur Geschichte ist eben ein vollkommen subjektives. Die starke, temperamentvolle Persönlichkeit, die sich zur Geltung bringen will, im Zeitalter der Romantik der Ausgangs- und Endpunkt alles Denkens, rebelliert gegen das leidenschaftslose Versinken in das Meer des rein Stofflichen und Tatsächlichen. Dieses tritt naturgemäß zurück; subjektive Momente fließen so in die Geschichtsbetrachtung und Geschichtschreibung über. Überall trifft man Spuren seines Geistes, der die erdrückende Fülle des Stoffes zu meistern sucht. Er stellt die Geschichte dar, wie er sie mit der Fülle seiner überreichen, genialen Persönlichkeit geschaut, künstlerisch oder, wenn man will, impressionistisch. ‚Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden'. Das war die programmatische Forderung der Romantiker, die den künstlerischen Charakter der Geschichtschreibung betonten und der psychologischen Wurzel alles künstlerischen Schaffens, der gestaltenden Phantasie, eine dominierende Stellung einräumten. Bereits Schelling hatte gefordert, der wahre Philosoph müsse das Universum mit seinem bunten, vielgestaltigen Werden als eine Offenbarung des Weltgeistes, der in allen denen dichte, die in diesem Schauspiel eine Rolle übernommen zu haben glaubten, als ein großes Gedicht ansehen; in ähnlicher Weise äußerte sich Wilhelm Schlegel in seinen so berühmt gewordenen Berliner Vorlesungen, die Geschichte sei eine Poesie der Wahrheit. Auch Görres betrachtete die Geschichte als ein Gedicht. Hinter dieser Auffassung verbirgt sich eben der eigentliche Grundzug des romantischen Denkens, der Symbolismus, der das eigentliche Wesen des Seins hinter den Dingen, dessen Erscheinungsformen, sucht. Das rein wissenschaftliche, vernünftige Erkennen vermag — das war das große Dogma der Romantiker, — das Sein nur unvollkommen, in einer angenäherten Form zu erfassen; erst wenn die Vernunfterkenntnis getragen wird von der genialen Intuition, gelangt man zur harmonischen Auffassung des Seins. Wo das Irrationale, Individuelle und Persönliche im Vordergrunde des Interesses steht, wie in der Geschichte, wird man sich die Souveränität der intuitiv schauenden tiefen und reichen Persönlichkeit gefallen lassen müssen. Das Programm dieser ganzen Richtung, die über die verknöcherten Regeln und das Schablonenhafte der Methodik den frei schaffenden und gestaltenden Geist erhob, die statt trockener Buchstabenweisheit und zahlenmäßiger Gelehrsamkeit die volle, buntfarbige Lebenswahrheit verlangte, lag in den Worten Wilhelm von Humboldts ausgesprochen: ‚Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts.'

Görres selbst hatte an den großen Kämpfen seiner vielbewegten Zeit lebhaften Anteil genommen. Die bunten Bilder und Szenen der französischen Revolution, das Schauspiel der Fremdherrschaft in den Rheinlanden, die reaktionären Bestrebungen der europäischen Mächte in der Folgezeit: alles das war an seinem Auge kaleidoskopartig vorübergezogen. Altes hatte er zusammenbrechen und neue Formen aus dem Trümmerhaufen erstehen sehen. Aber er war kein müßiger Zuschauer geblieben; mit dem ganzen Feuereifer seiner temperamentvollen Natur hatte er in dieses Ringen der Geister eingegriffen und jahrzehntelang in den vordersten Reihen der Kämpfer gestanden. Der tiefe Einblick, den er in das Getriebe und Räderwerk seiner Zeit genossen, hatte sein Verständnis für die inneren Zusammenhänge und Verkettungen menschlichen Handelns geweckt und damit auch seinen Sinn für die großen Zusammenhänge des geschichtlichen Werdens geschärft. Gerade das Schauspiel der französischen Revolution und ihre Begründung in den vorherliegenden Ereignissen und Zuständen mußten, wie Jakob Burckhardt in seinen feinsinnigen weltgeschichtlichen Betrachtungen ausführt, ‚den Blick an die Erforschung nicht bloß materieller, sondern vorzugsweise geistiger Kausalitäten und an deren sichtbares Umschlagen in materielle Folgen gewöhnen. Die ganze Weltgeschichte, soweit die Quellen reichlicher fließen, könnte eben dasselbe lehren, allein diese Zeit lehrt es am unmittelbarsten und deutlichsten.‘ Daher auch der in seiner ganzen Geschichtsbetrachtung offenkundig zutage tretende Pragmatismus, der bei dem tief ethischen Grundzug seiner Persönlichkeit eine durchaus didaktisch-moralische Färbung tragen mußte. Hier berührt sich Görres aufs engste mit einem ebenfalls mitten im Ernst des Lebens stehenden Zeitgenossen, Fichte, dessen Wissenschaftslehre im innersten Kerne Ethik ist. Beiden Männern war die moralische Weltordnung das Herz, dessen Blut die Adern des Alls durchpulste, belebend, anregend und den Organismus zusammenhaltend. So geht Görres in seinen weltgeschichtlichen Betrachtungen mit Vorliebe den Motiven und Zielen des menschlichen Handelns nach. Die Verkettung von Schuld und Sühne im Leben des einzelnen, sowie in der Geschichte ganzer Völker ist das Problem, das ihn aufs tiefste bewegt. Das geistig-politische Leben ist ihm analog wie das Reich der Natur, in dem mechanische Gesetze unverbrüchlich herrschen, der Schauplatz ethischer oder moralischer Gesetze, die mit der Gewißheit mathematischer Axiome geltend, jede Übertretung unerbittlich ahnden. ‚Nicht die Planetengesetze sind sicherer als jenes ethische im Reiche der Erfahrung. So im Gleichgewicht ist die ethische Welt gegründet, daß, wenn frevelhaft störend eine Kraft ausschweift zum Schlechten hin, sogleich und durch einen Naturtrieb alle andern gemeinsam dagegen verbunden sind und mit schmerzlichem Zwange sie in ihre Schranken zurücktreiben.‘

Seine Darlegungen über das Entstehen geschichtlicher Katastrophen fußen auf einer Auffassung, die gleichsam das alte Heraklitеische Wort *ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων* auf den großen Kreis der Menschheit ausdehnt und so eine Formel zum tieferen Verständnis des geschichtlichen Werdens gefunden zu haben glaubt.

Was uns hier durchaus modern anmutet, das ist der Fortschritt zur

sozialpsychologischen Geschichtsbetrachtung. Der Gang der geschichtlichen Ereignisse an der Wende des 18. Jahrhunderts hatte die Bedeutung der Dynastien im Völkerleben im rechtlichen Lichte gezeigt; die Völker und Nationen, zu höherem seelischen Dasein fortgeschritten, waren reif und mündig und damit Träger der Geschichte geworden. So wandte sich das Interesse der Geister mehr und mehr der Volksseele zu, an deren Weben und Wirken man bisher achtungslos vorübergegangen war. Herder hatte in seinen ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' zum ersten Male die neuen Pfade beschritten. Die Romantiker folgten seinen Bahnen. Das Volkstümliche wurde Gegenstand der literarisch und künstlerisch interessierten Kreise. Dichter, Künstler und Historiker versenkten sich mit Vorliebe in die Gefühls- und Empfindungswelt der Volksseele und spürten ihren Regungen nach. Es war, als sei das Wort Goethes ‚Was sich mir vor allem aufdringt, ist das Volk, eine große Masse, ein notwendiges, unwillkürliches Dasein', plötzlich das Losungswort weiter Kreise geworden. Fichtes Reden an die deutsche Nation mit ihrer sozial-pädagogischen Tendenz, Hegels Lehre vom objektiven Geiste und Schellings organische Staats- und Geschichtsauffassung atmen diesen neuen Geist, der uns sowohl aus dem ‚Rheinischen Merkur' wie aus den historischen Schriften von Görres gleich mächtig entgegenweht. ‚Richtig ist zu aller Zeit nur,' schreibt Görres in der Abhandlung „Deutschland und die Revolution" (S. 183), ‚was sich vereinzeln will; alles Allgemeine, alles, was instinktartig in der Masse wirksam treibt, ist historisch und muß als solches geehrt und geachtet sein.' Diese energische Betonung des sozialpsychischen Elementes von seiten der Romantiker muß um so mehr Wunder nehmen, als doch die Romantik ihrem eigentlichen Wesen nach Persönlichkeitskult war. Man fühlte eben instinktiv, was einer der vornehmsten Vertreter neuromantischer Geschichtsphilosophie, Lord Houston Stewart Chamberlain, in der Einleitung zu seinen ‚Grundlagen' klar und deutlich ausgesprochen, daß große Männer nur die Blüten, nicht aber die Wurzeln der Geschichte seien.

Voll zu verstehen und zu würdigen vermag man erst diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß diese sozialpsychologische Betrachtungsweise eine Begleiterscheinung der organischen Geschichtsauffassung war, die als eine charakteristische Erscheinung der Romantik angesehen werden muß. ‚Im Dunkeln verliert sich die Wurzel unseres Daseins, auf einem unauflöslichen Geheimnis beruht der Zauber des Lebens.' Dieses tiefe Geheimnis des Lebens war das Zentralproblem der Romantik, dieser natürlichen Reaktion gegen die alles Persönliche aufsaugende Tendenz des starren Rationalismus, wie er das 18. Jahrhundert bis zu seinem Ausgang beherrschte. Mit Vorliebe gingen die Romantiker deshalb vom Organismusbegriff aus, wie sie früher mit Fichte vom ‚Ich' ihren Ausgangspunkt genommen hatten. Der Staat, das Volk, die Menschheit wurden von ihnen als organische, einheitliche Gebilde betrachtet. Die Zentrumslehre Friedrich Schlegels, des eigentlichen Philosophen der Romantik, der alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkte, einem organisch-lebendigen Wesen heraus erklärt sehen wollte, war der wissenschaftliche Ausdruck dieser Geistesströmung, die konsequenterweise ihre Krönung

in einer pantheistischen oder hylozoistischen Weltanschauung fand. Auch Görres gehört hierher. Bereits in seinen Jugendschriften: ‚Der Friede, ein Ideal' und ‚Resultate meiner Sendung nach Paris' hatte er die Geschichte als ein organisches, von einem inneren Gesetze durchdrungenes und bestimmtes Ganze erfaßt. Diese Idee entwickelt sich mehr und mehr zum Grundmotiv seiner Geschichtsauffassung. Seine großartig angelegte, geistvolle Studie ‚Religion in der Geschichte', von der nur die erste Abteilung unter dem Titel ‚Wachstum der Historie' erschienen ist, ist ganz getragen von diesem Geiste lebensvoller Geschichtsauffassung. ‚Die großen Perioden der geistigen Welt, den ewigen Kreislauf der Dinge in seinen Phasen in etwas erkennen, das wahrhaft Lebendige in allem Werden und das wahrhaft Ganze und Gediegene in aller Erscheinung ergründen': aus diesen Worten sprechen die ganze Großzügigkeit und Tiefe seines Geistes, der echt historische Blick, der festen Auges auf das Wesentliche gerichtet ist, und das Bleibende in der Erscheinungen Flucht zu halten sucht. In seiner im Jahre 1810 erschienenen Abhandlung ‚Über den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt' hat er dieser Anschauung den bestimmtesten und prägnantesten Ausdruck verliehen. Die tiefsinnige Idee Swedenborgs, die Welt habe die Form eines Menschen, ist die Grundformel seines philosophischen und geschichtsphilosophischen Denkens geworden. ‚Ist die ganze Welt', so meint er, ‚ein Körper und jeder Teil Organ in ihm, dann ist auch die Geschichte das Leben dieses Körpers und alle Zeiten Lebensalter.' Der einzelne Mensch in den Stadien seiner Entwickelung ist ihm ein Bild der gesamten Menschheit in ihrem Gange durch die Jahrhunderte, ein Gedanke, den vor ihm Pascal und Herder ausgesprochen, der sich bereits im ‚Gottesstaate' Augustins findet und schließlich auch in die Geschichtsphilosophie Hegels übergegangen ist.

Diese organische Geschichtsauffassung und ihre sozialpsychologische Betrachtungsweise, deren Vater der romantische, die Persönlichkeit überaus hoch bewertende Zeitgeist war, ist erwachsen auf der Grundlage der von Schelling, Steffens und Oken besonders ausgebildeten Naturphilosophie. Schelling hatte in seiner Philosophie der Natur vom Jahre 1803 das Evangelium von der Wesenseinheit von Natur und Geist, in denen er nur verschiedene Offenbarungsformen der einen absoluten Vernunft erblickte, emphatisch verkündet. Die ganze Welt muß ein allgemeiner Organismus sein, in dem die Natur den sichtbaren Geist, der Geist die unsichtbare Natur darstellt: Das war der Kernsatz seines naturphilosophischen Systems, das die allmählich sich vollziehende Enthüllung des Absoluten in der Lehre von der potentiellen Entwicklung der Natur aufwärts zum Menschen und Staate aussprach. Diese Ideen verfehlten ihre Wirkung auf ihre Zeit nicht; aus ihnen erwuchs jene die Romantiker durch und durch beherrschende Auffassung, daß die umgebende Sinnenwelt nur eine Scheinwelt, die Maja der alten Inder, sei, hinter der die wahre verborgen liege; die einzelnen Erscheinungen seien nur Symbole, in denen sich die Welt des höheren, des eigentlichen Seins verkörpere. So bezeichnet Görres die Geschichte als die ‚große Seelenwanderung der niedergestiegenen Idee', ‚die in Zeit und Raum abfließende ewige Geschichte, die

über der irdischen spielt. Was wir Glück auf Erden nennen, ist eben Ausdruck und Folge des harmonischen Zusammenfallens beider in der Handlung der Glücklichen, wie die gelungene Vollendung des Kunstwerkes noch für die vollbrachte Verknüpfung des Idealen mit dem Wirklichen zum Schönen durch die Vermittlung der Begeisterung des Künstlers Zeugnis gibt.' Den Gedanken Schellings, daß die einzelnen Ereignisse der Geschichte, des Reiches des Geistes, symbolisch seien für die der Natur, die sich in ihr ganz wiederholten und abspiegelten, hat Görres sich völlig zu eigen gemacht. Diese Auffassung durchdringt ihn ganz; sie charakterisiert seine Welt- bezw. kulturgeschichtlichen Betrachtungen und Ausführungen, denen sie Gehalt und Form geliehen. So spricht er geradezu von einem ‚Naturgang der Geschichte' und einem ‚Wachstum der Historie'. ‚Wie das Unorganische ins Organische sich fortsetzt, das untere Leben ins höhere, so auch die Natur in die Geschichte. Auch in ihr ist ein beständiger Wechsel vom Aufflammen und in sich Zusammenbrennen, von wildem Kampfausbruch und dumpfer Ermattung, was auf jene Bahnen deutet, in denen die Natur unverdrossen die wundersamen Spiele mit dem Elemente spielt.' (‚Religion in der Geschichte', S. 328). Alle großen geschichtlichen Ereignisse betrachtet er als Naturerscheinungen; in geschichtlichen Krisen sieht er Krankheiten des großen Organismus; geistige Bewegungen vergleicht er mit chemischen Prozessen. Wie Schelling unter dem Einflusse der Kantischen Prinzipien der Dynamik in Attraktion und Repulsion die Prinzipien eines allgemeinen Natursystems erblickt, faßt Görres die Geschichte, diesen Spiegel der Natur, als ein Wechselspiel der beharrlichen und fließenden Elemente, als einen Ringkampf der zentrifugalen und zentripedalen Kräfte auf. Namentlich der Entwickelungsgedanke Schellings im System des transzendentalen Idealismus und seiner Potenzenlehre haben sehr stark auf die Görressche Geschichtsphilosophie abgefärbt. Die Natur redet, meint Schelling, in dem Menschen; sie redet in dem Verlauf der Geschichtsbewegung, in dem sich die Geburt des Geistes und die Gestaltung des Staates durch die Potenzen des idealen Alls vollzieht. In diesem Sinne spricht sich auch Görres aus. ‚Die Staaten haben sich', so sagt er (‚Europa und die Revolution', S. 269), ‚allmählich von ihrem ersten pflanzenhaften Dasein losgewunden, und sind in der sogenannten heroischen Zeit in das tierische übergeschritten, um dann allmählich durch alle Stufen der Entwicklung sich zur freien Geistigkeit fortarbeitend zu erheben.'

Das Streben nach einer höheren Gestaltung, wie es in der allmählichen Entfaltung des staatlichen Organismus zutage tritt, sieht Görres überhaupt als ein allgemeines Weltgesetz an. ‚Wandelbarkeit ist die Bedingung alles Lebens', so äußert er sich einmal hierüber, ‚und unbegrenzte Perfektibilität seine Aufgabe'. Man sieht, der Entwicklungsgedanke, der überhaupt dem Reiche des Organischen entstammt, war eben nur eine Konsequenz seiner organisch idealistischen Weltanschauung; er wurde ein integrierender Bestandteil seines geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Denkens. Wo Leben ist, da ist natürlich auch Entwicklung. Natur und Geschichte waren ihm und den anderen führenden Geistern der Romantik nur aufsteigende Etappen in der Selbstentfaltung des absoluten Geistes. Da aber Freiheit das Wesen, die Substanz

des Geistes ausmacht, so bedeutete die Geschichte nach dieser Auffassung, um ein Wort Hegels zu gebrauchen, den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. So ist in der Anschauung von Görres, der sich mit Vorliebe der bildlichen Ausdrucksweise bedient, der Geschichtsprozeß die ‚große Seelenwanderung der niedergestiegenen Idee‘, die ‚indem sie fortschreitend die Fesseln der bindenden Naturkräfte von sich streift, mehr und mehr aus dem Reich des Todes in das des Lebens überdringt.‘ Der ethische Optimismus, der ihn Zeit seines Lebens erfüllte, gab dieser Entwicklungslehre einen besonderen Einschlag. Schon in seiner Jugendleistung, dem ‚Rothen Blatt‘, hat er, sichtlich beeinflußt durch Herders Ideen, die ihn nach seinem eigenen Zeugnis vielfältig berührt und angeregt haben, das Kredo seines inneren Glaubensbekenntnisses niedergelegt in der klaren, prägnanten Formel: ‚Ich glaube an ein inneres, freies Fortschreiten zum Ideal der Kultur und Humanität.‘ In seinen späteren Schriften, namentlich in seinen zu München gehaltenen Vorlesungen ‚Über Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte‘ tritt diese Auffassung deutlich zutage, die stark an Leibnitz gemahnend, aus dem christlichen Vorsehungsglauben den Gedanken des Fortschrittes im Guten schöpft, den scheinbaren Widerspruch der tatsächlichen Verhältnisse des realen Lebens aber nur durch einen unklaren Dualismus von göttlicher und menschlicher Geschichte, von denen letztere niemals ihr ewiges Prototyp zu erreichen vermag, zu erklären versucht.

So beherrscht die Freiheitstendenz den Prozeß des geschichtlichen Geschehens. Mit dieser Anschauung bekennt sich Görres zu jener teleologischen Richtung, die sowohl die führenden Systeme von Schiller, Herder und Kant, als auch die metaphysischen Geschichtskonstruktionen Fichtes, Schellings und Hegels kennzeichnet. Den Romantikern war der Freiheitsbegriff ein inneres Erlebnis, eine Forderung der praktischen Vernunft. Das romantische Individuum fühlte sich frei, unabhängig von der Umwelt, über die es sich mit der Kraft des Genius erhob. Namentlich Görres mit seiner so stark ausgeprägten ethischen Willensrichtung war von diesem Bewußtsein ganz erfüllt und durchdrungen. Wie es den Grundkern seines Wesens bildete, so wurde es auch der Inbegriff und die Krönung seiner Geschichtsphilosophie. Er wird nicht müde, immer und immer wieder zu betonen, daß die Geschichte nur durch das Zusammenspielen freier Individuen entstehe und daher auch im Reiche der geistigen Freiheit wurzeln müsse. Und doch lehnte er die Auffassung jener ab, die, wie z. B. der Willensromantiker Schopenhauer in der Geschichte nur das verworrene Spiel blinden Zufalls ersehen zu können vorgeben. Die Geschichte ist ihm ‚kein bloßes Aggregat von Willkürlichkeiten‘, kein ‚Infusorium bloß beweglicher Gestalten, die ohne Ziel und Zweck nur zur Lust und Unlust durcheinander wirbeln‘. Die Konformität menschlicher Gruppenhandlungen, die Gleichförmigkeit des geschichtlichen Verlaufes, den er, wie Goethe im Bilde der Spiralbewegung betrachtete, stand ihm fest. Seine Erklärung dieser Erscheinung ist aber durchaus nicht einseitig ideologisch; er übersieht nicht den Einfluß der natürlichen Verhältnisse. Hier machte sich wiederum die Einwirkung Herders und der Schule der Naturalisten bemerk-

bar, die den Zusammenhang des Menschen mit der äußeren Natur scharf betonten und Menschen wie Völker in erster Linie als Naturprodukte betrachteten. Jener extrem naturalistischen Richtung, daß der Mensch nur ein Ausschnitt der Natur und daher auch in seinem inneren Leben bedingungslos ihren Gesetzen unterworfen sei, wie sie die neueren Soziologen, namentlich Ratzenhofer und der jüngst verstorbene Gumplowicz vertreten haben, hat er niemals gehuldigt. Dagegen hat die naturalistische Anschauung Herders, daß die natürlichen Verhältnisse grundlegend für die Entwicklung eines Volkes seien und die Geschichte nur eine Fortsetzung der Natur auf einer höheren Stufe sei, auf seine geschichtliche Denk- und Betrachtungsweise stark abgefärbt. Die Auffassung (die er mit Herder und Schelling teilt), daß das Reich des Geistes, die Welt der Geschichte, nur eine Wiederholung der Natur und des Naturgeschehens sei, drängt sich bei ihm bisweilen so stark in den Vordergrund, daß es den Anschein hat, als sei die geschichtliche Entwickelung an strenge Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit gebunden, und alle Freiheit aus ihrem Reiche gebannt. ‚Sagt nicht, es schließe das Wesen der historischen Welt, innerhalb dem Gebiete der geistigen Freiheit gegründet, den Eingriff jedes solchen Gesetzes aus, das jedesmal eine zwingende Notwendigkeit über die Sphäre jeder Freiheit hinaus festsetzt.' Man beobachtet bei ihm dasselbe wie bei Herder, bei dem sich ebenfalls das natürlich-kausale und metaphysisch-teleologische Prinzip nicht ausgeglichen und zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen haben. Von der Auflösung alles geschichtlichen Werdens in mechanisches Naturgeschehen ist Görres in Wirklichkeit weit entfernt. Will man ihn recht verstehen, so beobachte man wohl, daß seine Ausdrucksweise meistens bildlich zu verstehen ist. Seine Sprache mit ihren anschaulichen, oft packenden und kühnen Bildern und Vergleichen aus dem Naturleben ist eben die vollkommene Ausprägung, der lebendige Ausdruck seiner romantisch symbolischen Gesamtanschauung. Die Lust zum künstlerischen Bilden verleitet ihn; seiner reichen Phantasie verwandelt sich alles geschichtliche Leben in Anschauung. Die Geschichte wird zum Gemälde, das geniale Intuition erschaut. Seine bildnerische Sprache stellt so nichts anderes dar, als den künstlerischen Ausdruck seiner intellektuellen Anschauung, in der er Spekulation und Empirie verbindet, den persönlichen seiner originellen Auffassung entsprechenden Stil.

Die kosmische Bedeutung der radioaktiven Stoffe / Von Albert Gockel

Als ich im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift, fünf Jahre nach Entdeckung des Radiums, eine Übersicht über die merkwürdigen Eigenschaften der ‚strahlenden Materie' gab, da stand im Vordergrund des Interesses für den Physiker die Frage: Ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht streng richtig, sind radioaktive Stoffe imstande, fortwährend Wärme zu erzeugen, ohne sich dabei zu verändern? Und daran schloß sich die zweite von Ramsay nach der Entdeckung der Verwandlung von Radiumemanation in Helium aufgeworfene Frage: Gibt es irgend einen Grund, zu glauben, daß die Atomgewichte sich verändern können? Haben wir irgend einen Beweis innerhalb unserer Erfahrung, daß die Atomgewichte sich vermindern, oder daß sie wachsen? In der sonstigen Natur sieht man oder glaubt man wenigstens, daß alles in einer Art Fließen sich befindet. Gebirge werden Ebenen, Tiergeschlechter werden verbessert oder degenerieren; ja sogar die Sterne werden zerstreut in Nebel, und Nebel werden zu Sternen verdichtet. Alles fließt, alles wechselt mit der Zeit. Sind denn die Atome die einzigen Invariabeln?

Vor fünf Jahren konnte es noch scheinen, daß die letzte Frage zu bejahen wäre. Die Beweise für die Veränderlichkeit des Atoms waren noch nicht geliefert, und von der liebgewordenen Anschauung von der Unteilbarkeit und Unveränderlichkeit des Atoms konnten die Naturforscher sich nicht so rasch trennen. Schließlich aber haben, im Prinzip wenigstens, die Alchimisten doch recht behalten, als sie die Verwandelbarkeit der Körper lehrten. Die Verwandlung von Blei in ein Edelmetall erscheint freilich auch heutzutage aus theoretischen Gründen nicht möglich; wahrscheinlich, wenn auch zurzeit noch nicht realisierbar, erscheint uns dagegen die Möglichkeit eines Vorganges in umgekehrtem Sinne, nämlich die allerdings recht unökonomische Verwandlung von Gold und Silber in Blei.

Die Erkenntnis, daß die Atome der radioaktiven Stoffe unter Aussendung von kleinen Teilen, welche ihre Strahlen bilden, zerfallen, lieferte den Schlüssel für die Erklärung der merkwürdigen Erscheinung, daß Radium imstande ist, ständig Wärme abzugeben. Die zuerst angenommene Unveränderlichkeit des Wärme erzeugenden Stoffes ist nur eine scheinbare, die Täuschung war nur eine Folge der Langsamkeit des Vorganges. Uran, Radium, Polonium, Thorium, Aktinium und alle die anderen radioaktiven Stoffe wandeln sich allmählich in andere Körper um, und dieser Umwandlungsprozeß bildet wie viele andere chemische Vorgänge eine Wärmequelle. Die Energiemengen allerdings, die bei dem Zerfall des Radiumatoms frei werden, sind, auf dieselbe Gewichtsmenge Substanz bezogen, millionenmal größer, als die, welche bei der molekularen Umsetzung unserer mächtigsten Sprengstoffe ins Spiel kommen, und nur die Langsamkeit des Vorganges läßt ihn uns als verhältnismäßig unbedeutend gegenüber der gewaltigen Macht einer in wenigen Sekunden sich abspielenden Explosion erscheinen.

Von einer gegebenen Radiummenge wird nach ein- bis zweitausend Jahren

— die genaue Zahl ist noch nicht bekannt — nur noch die Hälfte als Radium existieren, die andere Hälfte hat sich zunächst in das unter dem Namen der Emanation bekannte Gas und dann der Reihe nach in die verschiedenen anderen Zerfallsprodukte verwandelt. Dabei entwickelt aber ein Gramm Radium in jeder Stunde eine Wärmemenge, die ausreichend wäre, um die anderthalbfache Menge Wasser von Zimmertemperatur bis zum Siedepunkt zu erhitzen. In demselben Maße allerdings, als die Menge des bereits zersetzten Stoffes sich vermehrt, nimmt auch die Geschwindigkeit des Zersetzungsvorganges und damit die Intensität der Wärmeentwicklung ab.

Die ‚Lebensdauer' einer radioaktiven Substanz ist also eine begrenzte. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung ist klar. Schon in dem eingangs erwähnten Aufsatz schrieb ich: ‚Würden wir das Maximum der Radioaktivität, das ein Körper besitzen kann, kennen und das Gesetz, nach welchem diese mit der Zeit abnimmt, so wären wir imstande, das Alter unserer Erde zu bestimmen. Vielleicht daß die Kenntnis der radioaktiven Substanzen einstens noch ein Hilfsmittel in der Hand der Geologen wird!' Die damals ausgesprochene Hoffnung — und dieses näher darzulegen ist der Zweck dieses Aufsatzes — ist in höherem Maße in Erfüllung gegangen, als damals vorausgesehen werden konnte.

Die Kenntnis der Umwandlungsgeschwindigkeit radioaktiver Substanz ist ein mächtiges Hilfsmittel für die Altersbestimmung unserer Erdschichten in der Hand des Naturforschers geworden; gleichzeitig hat sich aber auch gezeigt, daß die radioaktiven Stoffe infolge ihrer erst allmählich bekannt gewordenen sehr weiten Verbreitung eine bedeutende, vielleicht die erste Rolle bei den Wärmevorgängen in unserem Erdkörper und wahrscheinlich auch auf anderen Gestirnen spielen. Vor zwei Jahren hat Joly, Professor der Geologie an der Universität Dublin, ein Werk erscheinen lassen: ‚Radium and Geology', und wenn viele Gedanken in dem Buch des hervorragenden Geologen auch noch sehr hypothetisch und auch angreifbar sind, so zeigt die Fülle des behandelten Stoffes doch, eine wie bedeutende Rolle die radioaktiven Substanzen bei der Erwärmung des Erdinnern, der Bildung der Vulkane, der Einsenkung der Meere und der Hebung der Gebirge gespielt haben können.

Die kosmische Bedeutung der radioaktiven Stoffe ist durch den Anteil, den sie infolge ihrer Wärmewirkung an der Bildung des Erdkörpers — und mit einem wohl erlaubten Analogieschluß können wir auch sagen, an der Bildung der Gestirne — haben, noch nicht erschöpft. Auch die Vorgänge in unserem Luftmeere werden durch ihr Vorhandensein beeinflußt, vor allem scheinen sie bei der Entstehung der Gewitter eine große Rolle zu spielen.

Die Entdeckung, daß radioaktive Stoffe in der Erdrinde überall verbreitet sind, verdanken wir den beiden Wolfenbütteler Gymnasialprofessoren Elster und Geitel. Wie es in der Geschichte der Wissenschaft häufig vorkommt, wurde die bedeutsame Entdeckung auf einem merkwürdigen Umwege gemacht. Die beiden Forscher beschäftigten sich mit Studien über die elektrische Leitfähigkeit der Luft. Dabei fanden sie, daß diese Leitfähigkeit in abgeschlossenen Räumen allmählich zunimmt. Nachdem sie dieses in verschiedenen Gefäßen nachgewiesen hatten, gingen sie zu größeren Räumen, nämlich gut abgeschlossenen Kellern

und Höhlen, über. Die Luft in solchen Räumen erwies sich als ausnehmend gut leitend. Das Agens, welches die Erhöhung der Leitfähigkeit hervorrief, mußte also wohl in den Wänden solcher Räume seinen Sitz haben. Diese Vermutung war leicht zu prüfen. War sie richtig, dann mußte Luft, die aus den Kapillaren des Erdbodens stammte, die also mit dem Boden in inniger Berührung stand, besonders gut leitend sein. Diese Folgerung fand sich in der Tat bestätigt. Nun war einige Jahre vorher bekannt geworden, daß radioaktive Substanzen imstande sind, Gasen eine stark elektrische Leitfähigkeit zu erteilen, und die von Elster und Geitel untersuchten Luftmassen verhielten sich in der Tat so, als ob in ihnen oder in den Wänden der sie umgebenden Räume geringe Spuren radioaktiver Substanzen zugegen wären.

Es gelang den genannten Forschern, die Anwesenheit einer solchen radioaktiven Substanz, nämlich der Radiumemanation, sowohl in der Bodenluft als auch in der freien Atmosphäre direkt nachzuweisen. Aus dem Vorhandensein der Emanation folgerte mit zwingender Notwendigkeit auch das ihres Ausgangsmaterials, des Radiums, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang den beiden Forschern auch der Nachweis, daß tatsächlich dieser Stoff, wenn auch in äußerst minimalen Quantitäten, in fast allen Gesteinen und deren Verwitterungsprodukten, also auch der Ackererde, vorhanden ist. ‚Vielleicht', meint Geitel am Schluß eines Berichtes über seine und Elsters Entdeckung, ‚hätte die abnorme Leitfähigkeit, die die Luft in Berührung mit dem Erdboden annimmt, auch ohne die inzwischen erfolgte Entdeckung der Radioaktivität eine Prüfung verschiedener Erdarten und Mineralien auf ihr Vermögen, die Luft zu ionisieren, veranlaßt. Im Laufe dieser Untersuchungen hätte die Radioaktivität der Uranerze und damit der Eingang zu dem neuen Forschungsfelde gefunden werden können.'

In der Folgezeit haben Strutt und andere englische Forscher den Radiumgehalt einer großen Reihe von Gesteinen quantitativ bestimmt. Als Resultat dieser mühseligen Untersuchungen ergab sich, daß im Kubikmeter Gestein im Durchschnitt einige tausendstel Milligramm Radium enthalten sind. Etwa hunderttausendmal größer ist im Mittel der Gehalt an einem anderen radioaktiven Element, nämlich dem zur Gruppe der seltenen Erden gehörenden Thorium.

Gerade wie die mit ihm verwandten Elemente, mit denen er auch immer zusammen vorkommt, bildet dieser letztere Stoff einen Hauptbestandteil unserer Glühstrümpfe. Sehen wir ab von den Mineralien, in denen Thorium einen wesentlichen Bestandteil bildet, so ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Verbreitung des Elementes in den Gesteinen im Mittel ebensovielmal größer als seine Aktivität kleiner ist als die des Radiums, so daß beide Stoffe ungefähr gleichviel zur Aktivität unserer Erdkruste beitragen.

Wohlbekannt ist die Tatsache, daß wir mit dem Eindringen in die Erde, sei es in einem senkrecht zur Oberfläche in die Erde geführten Bohrloch, sei es in einem horizontal verlaufenden Tunnel, auf immer höhere Gesteinstemperaturen stoßen. Die geothermische Tiefenstufe, d. h. die Anzahl der Meter, die man in das Innere eindringen muß, um eine Temperaturerhöhung von 1 Grad C. zu

beobachten, wird im Mittel zu 30 angenommen. Diese Zahl kann aber zwischen sehr kleinen Werten und 120 schwanken. Bekannt ist uns ferner aus Laboratoriumsversuchen die Wärmemenge, die durch eine Steinschicht von gegebener Dicke und gegebenem Querschnitt hindurchgeht, wenn innerhalb derselben die Temperatur sich in bekannter Weise ändert. So verfügen wir über die Daten, die uns den Wärmestrom berechnen lassen, der ständig aus dem Innern der Erde nach ihrer Oberfläche zu fließt und dort in den Luftraum austritt. Bis jetzt hat man aus der Tatsache, daß ein solcher Wärmestrom existiert, den Schluß gezogen, daß die Temperatur des gesamten Erdkörpers in der Abnahme begriffen ist, d. h. also, daß die Erde früher viel heißer war als jetzt. Da uns auch die Wärmekapazität der Gesteine, d. h. die Wärmemenge, bekannt ist, welche wir der Gewichtseinheit entziehen müssen, damit die Temperatur derselben um 1 Grad sich vermindert, so konnte der berühmte, vor einigen Jahren verstorbene englische Physiker William Thomson, bekannter unter seinem später erhaltenen Adelstitel Lord Kelvin, den Versuch machen, die Zeit zu bestimmen, die verflossen sein konnte, seitdem die Erdkruste sich von der uns ebenfalls bekannten Schmelztemperatur der sie bildenden Gesteine auf ihre jetzige Temperatur abgekühlt hat. Er fand für die dazu nötige Zeit 20 Millionen Jahre. Dieser Zeitraum für die Bildung erschien den Geologen viel zu kurz. Daß die Zahlen, mit denen Thomson rechnete, nur angenähert richtige Schätzungswerte waren, kam hierbei gar nicht in Betracht; den Geologen, die gewohnt waren, mit Hunderten von Jahresmillionen zu rechnen, wäre der Thomsonsche Wert auch nach der Erhöhung um einige hundert Prozent noch zu klein erschienen. Einer Feststellung seines ebenfalls berühmten Landsmannes Lyell, daß die Geologen sich unmöglich mit dem von ihm berechneten Wert für das Alter der Erdkruste zufrieden geben können, setzte Thomson ein kühles: ‚Desto schlimmer für die Geologen!' entgegen. Und als in dem immer heftiger werdenden Streit Lord Kelvin feststellte, daß seine Zahlen richtig seien, solange außer den bis dahin bekannten Naturgesetzen kein anderes entdeckt würde, hat er wohl schwerlich gedacht, daß sehr bald die Entdeckung eines solchen neuen Naturgesetzes, wie es sich in den Erscheinungen der Radioaktivität offenbart, den Kampf zugunsten seiner geologischen Widersacher entscheiden würde. Daß der zu jener Zeit schon hochbetagte Physiker bis an sein Lebensende den Entdeckungen Becquerels, Curies, Rutherfords skeptisch gegenüberstand, zum mindesten sich niemals mit der von Rutherfords gegebenen Erklärung der radioaktiven Erscheinungen befreunden konnte, sei hier nur beiläufig erwähnt.

In den radioaktiven Stoffen war eine scheinbar unversiegbare Wärmequelle gefunden, und der Freiburger Physiker Himstedt wies zuerst auf die Möglichkeit hin, daß diese überall verbreiteten Stoffe bei der Erklärung der Erdtemperatur in Betracht zu ziehen wären. Eine rechnerische Verfolgung des Gegenstandes durch Liebenow und andere Physiker ergab das unerwartete Resultat, daß, wenn die radioaktiven Stoffe im Erdinnern in derselben Verteilung wie in der uns zugänglichen obersten Erdkruste vorhanden wären, die Wärmezunahme nach innen mindestens siebenmal größer sein müßte, als sie in der Tat ist. Ein rechnerischer Ausweg aus der Schwierigkeit fand sich leicht, es mußte

nur die Annahme gemacht werden, daß sich das Vorkommen der radioaktiven Stoffe auf die oberen Erdschichten beschränkt und die Übereinstimmung zwischen der Theorie und der Beobachtung war wieder da. Aber die uralte Meinung war, daß die Temperatur im Innern der Erde nach dem Mittelpunkt hin ständig zunähme, und ebenso wurde von den meisten Geologen die Ansicht geteilt, daß das Erdinnere von einer chemisch annähernd homogenen Masse erfüllt wäre. Da kamen die radioaktiven Stoffe den Physikern selbst wieder zu Hilfe.

Man kennt bekanntlich zwei Arten von Meteorsteinen: die Meteoreisen, die fast vollständig aus metallischem Eisen mit geringer Beimengung von metallischem Nickel bestehen, und die Meteorsteine im engeren Sinne, die aus mehr oder minder eisenhaltigem Gestein bestehen von der Art, wie es auch unsere Erdkruste bildet. Strutt fand nun, daß die Meteorsteine auch bezüglich ihres Radiumgehaltes sich ganz wie die von der Erde stammenden Gesteine verhalten, die Meteoreisen dagegen radiumfrei sind. Daß die Meteoriten von Gestirnen stammen, deren Bau dem unserer Erde ähnlich war, ist eine heutzutage von allen Astronomen geteilte Ansicht, die wohl zum erstenmal Anaxagoras ausgesprochen hat. Es lag dann die Folgerung nahe, daß unsere Erde aus einem radiumfreien Eisenkern und einem radiumhaltigen Gesteinsmantel besteht.

Zu derselben Ansicht von der Zweiteilung des Erdinnern war schon früher, durch einen ganz anderen Gedankengang geleitet, der Göttinger Geophysiker Wiechert gekommen. Das spezifische Gewicht unserer Erde als Ganzes ist 5,56, das der Gesteine, welche die uns zugängliche Kruste bilden, aber kaum mehr als 2,5. Folglich müssen in dem Erdinnern Massen von erheblich größerer Dichte vorhanden sein. Die Zunahme des Druckes allein genügt aber bei weitem nicht, um die Zunahme der Dichte nach innen zu erklären. Schon bei Gasen ändert sich bei hohem Druck die Dichte nur noch wenig mit weiter steigendem Druck, bei festen Körpern ist aber diese Zunahme ganz unbedeutend. Das Erdinnere muß also aus einem spezifisch schwereren Material bestehen, und Gründe verschiedener Natur, vor allem die uns durch die Meteoreisensteine und das Spektroskop enthüllte weite Verbreitung des Eisens im Weltall, sprechen dafür, daß dieses letztere Metall in der Hauptsache den Erdkern bildet.

Die unter dem Namen Präzession und Nutation bekannten Schwankungen der Erdachse, die Ebbe- und Fluterscheinungen und die Abplattung der Erde lassen ebenfalls schließen auf die Dichteverteilung innerhalb der Erde, und alle diese Erwägungen führten schließlich zu dem Resultate, daß die Erde von einem Gesteinsmantel umgeben ist, der etwa ein Fünftel des Erdradius beansprucht, während ihr Kern der Hauptsache nach aus Eisen besteht. Diese Schlußfolgerung Wiecherts hat nun in der neueren Zeit eine ganz überraschende Bestätigung erfahren durch die Untersuchungen desselben Forschers über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwellen. Auch diese führen zu dem Resultate, daß in etwa 1500 km Tiefe ein Sprung in der Beschaffenheit des Erdinnern stattfinden muß.

Zu solchen Tiefen kann der Gehalt der Erdkruste an radioaktiven Stoffen freilich nicht herabreichen. Oben sahen wir, daß, wenn nur bis 200 Kilometer Tiefe die Aktivität der Gesteine dieselbe wäre wie in der Nähe der Erdober-

fläche, die Temperaturzunahme nach dem Innern zu größer sein müßte, als sie in der Tat ist.

Freilich machen wir bei dieser Rechnung die sehr unwahrscheinliche Annahme, daß die Wärmeleitungsfähigkeit der Gesteine sich nach dem Innern zu nicht ändert. Die Bedeutung der Erkenntnis von der wärmeerzeugenden Kraft der in den Gesteinen vorhandenen radioaktiven Stoffe liegt auch weniger darin, daß wir nun imstande sind, bestimmte Zahlenwerte zu berechnen, sondern daß sie die lange Zeit hindurch fast als ein Dogma behandelte Annahme von dem feurig flüssigen Erdinnern erschüttert hat. Nach unseren jetzigen Annahmen muß sich die maximale Temperatur am Fuße der radioaktive Stoffe führenden Schichten, also in einer Tiefe von einigen Hundert Kilometern, finden, und nach dem Innern zu äußerst langsam, nach der Erdoberfläche zu dagegen rascher, in der Nähe der Oberfläche in dem uns bekannten Verhältnis von etwa 3 Grad auf 100 Meter, abnehmen. Diese maximale Temperatur braucht 2000 Grad nicht wesentlich zu überschreiten.

Zweifelhaft geworden ist ferner die Annahme, daß die Erde zurzeit in stetiger Abkühlung begriffen ist. Findet eine Wärmeerzeugung durch radioaktive Stoffe statt, so muß die Temperatur der diese Stoffe einschließenden Massen allmählich steigen bis zu einem Maximum, dann aber in dem Maße, als die Menge der aktiven Stoffe infolge ihres Zerfalls abnimmt, auch wieder fallen. Befinden wir uns nun auf dem auf- oder absteigenden Aste dieser Kurve? Diese Frage zu beantworten, sind wir gegenwärtig außerstande. Wir wissen nur, daß seit historischen Zeiten merkbare Temperaturänderungen der Erde als Ganzes nicht vorgekommen sind; die Änderungen, mögen sie nun in einer Erwärmung oder Abkühlung des Erdbodens bestehen, sind, wie auch die Theorie voraussehen läßt, so langsam, daß sie einen Einfluß auf die Vegetation in 2—3000 Jahren nicht ausgeübt haben. Vielleicht daß die exakten Messungen der Erdtemperatur, wie sie seit hundert Jahren unternommen werden, uns in einigen hundert Jahren den gewünschten Aufschluß liefern.

Aus dem Fallenlassen der Ansicht, daß die Erde ein sich ständig abkühlender Körper sei, ergeben sich eine ganze Reihe weiterer Folgerungen. Die Geologen hatten in den letzten Jahrzehnten sich daran gewöhnt, alle mit der Gebirgsbildung, Senkung der Meere, Erdbeben zusammenhängenden Vorgänge als Folge der mit der fortschreitenden Abkühlung verbundenen Schrumpfung der Erde anzusehen. Der bekannte Geograph Ratzel hatte schon zu einer Zeit, als man von den radioaktiven Substanzen noch nichts wußte, gegen diese bequeme Manier, alle geologischen Vorgänge nach einer Schablone zu behandeln, Verwahrung erhoben. Sein Satz: es ist sicher, daß man noch wärmeerzeugenden Prozessen auf die Spur kommen wird, die man bis jetzt nicht kannte, hat sich, vier Jahre nachdem er niedergeschrieben war, durch die Entdeckung des Radiums bestätigt. Auch die Geologen werden nun in Zukunft damit rechnen müssen, daß Naturvorgänge niemals in so einfacher Weise verlaufen, wie wir es im Interesse einer einheitlichen und bequemen Erklärung gerne wünschten. Auch in bezug auf die Geologie hat sich durch die Entdeckung des Radiums die in der Geschichte der Naturwissenschaft oft beobachtete Tatsache bestätigt, daß eine neue Entdeckung uns zunächst mehr Rätsel aufgibt als löst.

Mit der Erkenntnis, daß wir in den Gesteinen selbst eine Wärmequelle besitzen, ändern sich auch unsere kosmogonischen Ansichten. Die Annahme von der ursprünglichen Existenz ausgedehnter Gasmassen, die sich allmählich durch Kontraktion erwärmten, um sich später wieder abzukühlen, wird unnötig; denn ebenso wahrscheinlich wie sie ist die Annahme ursprünglich kalter, fester Körper, die sich allmählich erwärmten, um später wieder kalt zu werden. Da wir über den Radiumgehalt der Weltkörper nur das wenige wissen, was wir aus der Untersuchung der Meteorsteine entnehmen können, da wir ferner auch nicht wissen, wie sich radioaktive Stoffe unter Temperaturen und Drucken verhalten, die wir im Laboratorium nicht herstellen können, die aber auf anderen Weltkörpern und, was den Druck betrifft, auch im Innern unserer Erde existieren, so ist der Phantasie beim Ausdenken von kosmogonischen Hypothesen ein weiter Spielraum gelassen.

Einen etwas reichlichen Gebrauch hiervon hat Arrhenius gemacht. Er meint in seinem viel gelesenen Buch: ‚Das Werden der Welten', daß sich im Innern der Sonne dem Radium ähnliche Verbindungen bilden können, welche solche Energiemengen in sich aufspeichern, daß ihnen gegenüber unsere gewaltigsten Sprengmittel nur wie Spielzeuge erscheinen. Allmählich an die Sonnenoberfläche kommend, würden dort diese Körper unter Wärmeentwicklung zerfallen und so die Temperatur der Sonnenoberfläche konstant halten. Da wir über die Bildung radioaktiver Substanzen, soweit sie nicht Zersetzungsprodukte einer anderen aktiven Substanz sind, gar nichts wissen, also tatsächlich nur Zersetzungs- und nicht Bildungsprozesse beobachten, so entbehren die Arrheniusschen Betrachtungen noch einer genügenden Unterlage, wenn auch die großen Heliummengen, die sich auf der Sonne finden, für das Vorkommen radioaktiver Substanzen dort sprechen, aus denen Helium sich bekanntlich bildet.

Die Arrheniusschen Spekulationen sind veranlaßt worden durch das Bedürfnis, die Konstanz der Sonnentemperatur zu erklären. Helmholtz hat nachgewiesen, daß, wenn die Sonne ein Gasball ist, sie sich bei der Abgabe der Wärme an ihre Oberfläche zusammenziehen und dadurch wieder neue Wärme erzeugen muß. Eine Verminderung des Sonnenhalbmessers um nur sechs Kilometer im Jahrhundert, ein Betrag, der erst in einigen Jahrhunderten eine für unsere jetzigen Meßmethoden nachweisbare Größe erreichen würde, könnte genügen, um die während dieser Zeit durch Strahlung abgegebene Sonnenwärme zu ersetzen. Aber je geringer die Dichte des Gasballes war, desto kleiner war die bei der Kontraktion erzeugte Wärme, und die Rückwärtsberechnung ergibt, daß die Kontraktion des Sonnenballes keinesfalls länger als während 15 Millionen Jahren die zur Aufrechterhaltung organischen Lebens auf der Erde nötige Wärme liefern konnte und auch in der Zukunft für keine längere Zeit mehr liefern könnte. Die erste Folgerung stand ebenso wie die Thomsonsche Berechnung des Alters der Erde im Widerspruch mit den Anschauungen der Geologen, die für die Entwicklung der Erde seit dem Auftreten der ersten Organismen einen viel längeren Zeitraum beanspruchen. Auch wenn man die Arrheniusschen Vorstellungen von der Bildung hypothetischer außerordentlich energiereicher Stoffe fallen läßt, kann man auf Grund berechtigter Analogieschlüsse

und des Vorkommens von Helium annehmen, daß wärmeerzeugende radioaktive Stoffe vorkommen, so daß die Helmholtzschen Zahlen, wenn wir beides, Kontraktion des Gasballes und Zerfall radioaktiver Stoffe, als Quelle der Sonnenwärme annehmen, in einer auch den Geologen genügenden Weise erhöht werden können, ohne daß wir unwahrscheinliche Annahmen über das Vorkommen radioaktiver Stoffe auf der Sonne machen müssen.

In genauerer Weise läßt sich mit Hilfe des Vorkommens radioaktiver Stoffe das Alter der festen Erdrinde bestimmen. Ein Endprodukt der Zersetzung derselben ist Helium. Wir kennen nun die Heliummenge, die sich pro Jahr aus einem Gramm Uran entwickelt. Wenn wir nun ein Uranmineral untersuchen, von dem wir mit Bestimmtheit annehmen können, daß seit seiner Bildung weder Stoffe hinzugekommen, noch aus ihm weggeführt worden sind, so können wir aus dem Verhältnis der vorhandenen Helium- zu der Uranmenge das Alter bestimmen. Eine Schwierigkeit liegt allerdings in der eben ausgesprochenen Annahme, daß das Mineral während der Dauer seines Bestehens keine radioaktiven Substanzen oder Zersetzungsprodukte solcher verloren oder aufgenommen hat, und in der ebenfalls notwendigen weiteren Voraussetzung, daß nicht auch schon bei der Bildung des Minerals vorhandenes Helium in dasselbe eingetreten sei. Aus dem Umstande, daß aber in einer Reihe von Mineralien das Verhältnis, in dem Uran, die Muttersubstanz des Radiums, dieses letztere selbst und Helium vorkommen, sich als konstant erwies, läßt sich schließen, daß solche Mineralien unserer Voraussetzung genügen. Ferner spricht für die Zulässigkeit unserer Annahmen auch der weitere Umstand, daß die auf Grund der Analysen ausgeführten Berechnungen auch tatsächlich ein höheres Alter für diejenigen Mineralien ergeben, welche aus älteren Schichten stammen. Das Alter der jüngeren Schichten unserer Erdkruste ergibt sich so zu acht, das der unmittelbar der sogenannten archäischen Formation aufliegenden zu 500 bis 750 Millionen Jahren.

Wir kennen noch andere Methoden, das Alter der festen Erdkruste zu bestimmen. Aus der bekannten Größe, der Tiefe der Ozeane und dem ebenfalls bekannten Salzgehalt berechnet sich die gesamte in den Meeren enthaltene Salzmenge; aus dem Salzgehalt der Flußwässer und der Wasserführung der bedeutenderen Flüsse ergibt sich die jährlich dem Meere zugeführte Salzmenge. Die Division der ersteren Zahl durch die letztere ergibt das Alter der Meere, wenn die Annahme zulässig ist, daß die Wasserführung und der Salzgehalt der Flüsse seit der Bildung der festen Erdkruste sich nicht wesentlich geändert haben. Wir kennen ferner die gesamte Dicke aller sedimentären Formationen und wir wissen auch angenähert, welche Zeit notwendig ist, um eine Ablagerung von einer bestimmten Dicke zu erzeugen. Auch hier ergibt wieder eine einfache Rechnung das Alter der Sedimentärformationen. Die erste Methode ergibt als Resultat 15, die zweite 150 Millionen Jahre. Man sieht, die Zahlen weichen stark genug voneinander ab. Wir wollen uns mit den verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten für die Differenzen nicht aufhalten und uns mit dem Resultate begnügen, daß das Alter der festen Erdkruste, nach verschiedenen Methoden be-



Wilhelm von Schadow / Gabriele von Humboldt als Braut.



F. Bruckmann A.-G., München, phot.

rechnet, zwischen einigen Millionen Jahren für die jüngsten und einigen hundert Millionen für die ältesten Schichten liegt.

Auch an der Gestaltung des Wetters auf unserer Erde sind die radioaktiven Stoffe betätigt. Nicht nur die Erdrinde enthält solche Stoffe, sondern die gasförmigen Zersetzungsprodukte, die Emanationen, treten auch in der freien Atmosphäre auf. Sie und ihre Zersetzungsprodukte, die als Radium resp. Thorium A, B, C bezeichneten aktiven Niederschläge finden sich noch in den höchsten dem Luftballon zugänglichen Schichten der Atmosphäre, also über 9000 Meter hinaus. Unter dem Einfluß der Strahlen aller dieser Produkte bilden sich, und zwar schon vorwiegend in den Hohlräumen des lockeren Erdreiches, aus den Luftmolekülen positiv und negativ geladene Teilchen, die sogenannten Jonen. Auf diese schlägt sich mit Vorliebe der Wasserdampf der Atmosphäre bei seiner Verflüssigung nieder, und so beobachten wir, daß jeder Regentropfen eine elektrische Ladung bald des einen, bald des anderen Vorzeichens mit sich führt. In vollständig staub- und ionenfreier Luft würde sich der Wasserdampf erst bei sehr großer Übersättigung in flüssiger Form ausscheiden. Auch die erwähnten aktiven Niederschläge werden in den Regentropfen mit zur Erde gebracht, und zwar in stärkstem Maße durch die Gewitterregen und Hagelkörner. Es steht außer Zweifel, daß bei der Bildung der Gewitter die in der Atmosphäre enthaltenen radioaktiven Stoffe eine große Rolle spielen, wenn auch die Vorgänge im einzelnen noch nicht aufgeklärt sind. Selbst Nebel und Tau erwiesen sich als radioaktiv, und auch bei ihrer Bildung mögen die radioaktiven Niederschläge selbst mitwirken. So ist der Nebel bei starker Kälte weniger häufig als im Herbst, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil zur Zeit strenger Kälte der gefrorene Boden das Austreten der Emanationen aus tieferen Bodenschichten in die Atmosphäre verhindert.

Von der Atmosphäre zur Erde fließt stets ein elektrischer Strom, und die elektrischen Erscheinungen, die wir bei Gewittern auftreten sehen, unterscheiden sich nur durch ihre größere Intensität von denen, die wir mit feineren Meßinstrumenten jederzeit beobachten können. Auch diese elektrischen Ströme verdanken ihre Existenz nur der durch die radioaktiven Substanzen bewirkten Leitfähigkeit der Luft. Durch das Bindeglied der elektrischen Ströme ergibt sich eine Einwirkung der radioaktiven Stoffe auf die Erscheinungen des Erdmagnetismus, speziell auf die täglichen und jährlichen Schwankungen der Magnetnadel. Und wenn wir vom Erdmagnetismus sprechen, so denken wir auch an die Polarlichter und wir denken an magnetische Stürme, die oft gleichzeitig die Magnetnadeln über einem ganzen Kontinent in die heftigsten Bewegungen versetzen, und wir denken weiter an die Sonnenflecken, mit denen die eben genannten Erscheinungen in der innigsten Beziehung stehen. Ist doch von den Polarlichtstrahlen nachgewiesen, daß sie sich ähnlich wie die sogenannten β-Strahlen der radioaktiven Substanzen verhalten, und wenn wirklich diese Strahlen, wie mit dem bekannten Nordlichtforscher Birkeland heutzutage die Mehrzahl der Physiker annimmt, von der Sonne ausgehende β-Strahlen oder Kathoden-Strahlen sind, so erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß bei ihrer Aussendung auch die radioaktiven Stoffe auf der Sonne eine Rolle spielen. Selbst die Saturnringe — und mit dieser

allerdings erst vor kurzem ausgesprochenen Ansicht steht er bis jetzt noch vereinzelt da — hält Birkeland für eine polarlichtähnliche Erscheinung, hervorgerufen durch von der Sonne ausgehende Kathoden- oder β-Strahlen.

Noch sind unsere Kenntnisse von den radioaktiven Stoffen in dem Anfangsstadium ihrer Entwicklung, vielleicht verschaffen sie uns einmal einen Einblick in den Zusammenhang nicht nur der verschiedenartigsten Erscheinungen auf unserer Erde, sondern auch in das Verhältnis, in dem diese zu den Vorgängen auf anderen Gestirnen, insbesondere der Sonne stehen. Und wie der Glaube der alten Alchymisten, daß die Elemente nichts Unveränderliches seien, freilich in anderer Weise, als sie es erwartet hatten, gerechtfertigt wurde durch die Entdeckung der radioaktiven Stoffe, so könnten weitere Entdeckungen auch einmal der Tätigkeit der Nachfolger der Astrologen, d. h. aller derjenigen, die nicht aufhören, aus der Stellung des Mondes und der Planeten zwar nicht mehr das Schicksal der Menschen, wohl aber wenigstens das Wetter vorauszusagen, eine gewisse Berechtigung verleihen.



Vor dem Fenster

In den golddurchglänzten Lüfteraum
Hebt sich wipfelbreit ein Apfelbaum.

Jede seiner Blüten selig spricht:
‚Gestern trank ich noch kein Sonnenlicht.

Diese Nacht erst barst der dunkle Sarg,
Der mich vor dem großen Licht verbarg.

Heute nun in weißem Feierkleid
Grüße ich des Frühlings Herrlichkeit.

Wenn der Abend meinen Baum umfängt,
Eine andre Schwester mich verdrängt.

Meine Zeit ist aus, vom Wind verweht
Meine Blütenseele sterben geht.

Trost ist mir in dieser herben Pflicht,
Tausend Schwestern sehen noch das Licht!‘

Alfons Petzold.

Aus den Papieren Wilhelm von Schadows
Von Heinrich Finke

Vor einem halben Jahrhundert, am 19. März 1862, verschied nach längerem Siechtum der Gründer der Düsseldorfer Malerschule. Wenn auch die Tage höchsten Glanzes schon beinahe ein Menschenalter zurücklagen, so war doch auch damals noch der Ruf der Schadowschule fast unbestritten, und die zahlreichen Gedächtnisfeiern, die städtischen Ehrungen, das Schadowdenkmal bekundeten, daß man den Künstler, Lehrer und Menschen in ihm ehrte und liebte und daß weite Kreise den Verlust eines ungewöhnlichen Mannes empfanden. Seitdem haben die großen Revolutionen auf dem Kunstgebiete auch Schadow nicht geschont: harte Urteile sind über den Nazarener und den ‚intransigenten Akademiepapst' gefallen; so hat ihn und Cornelius geschmackvoll Lichtwark einmal genannt; die Kunstgeschichten bemühen sich, ihn zu vergessen; selbst die große Berliner Jahrhundert-Ausstellung unterließ es, in gebührender Anzahl seine höchst charakteristischen und anmutigen Jugendporträts zu bringen, während mit wüster Paradeleinewand die Wände gefüllt wurden.

Längere Zeit habe ich mich mit dem Gedanken getragen, ein Lebensbild des Künstlers Schadow zu zeichnen; aber der Jugendmut ist mir inzwischen verloren gegangen, und die Möglichkeit, mich genügend in die mit Schadows Tätigkeit zusammenhängenden künstlerischen Probleme zu vertiefen, ward mir im Laufe der Jahre nicht geboten. Und doch dürfen beide nicht fehlen in einer Zeit, wo die Abneigung gegenüber der christlichen Kunst des Nazarenertums bis tief in gewisse Kreise des Klerus hineingedrungen ist. Vor allem kenne ich nur Arbeiten der spätern Jahre Schadows, nichts von den Berliner Schöpfungen, die für das Verständnis Schadows unbedingt gekannt werden müßten, obwohl keiner der Aburteiler sie gesehen hat. So lasse ich denn in folgendem die künstlerische Beurteilung ganz beiseite und beschäftige mich fast nur mit dem Lehrer und Menschen Schadow. In den Rahmen der bekannten Tatsachen aus Schadows Leben reihe ich die bisher unbekannten Briefschaften, Tagebuchblätter und kritischen Betrachtungen ein. Sie wurden mir von Frau Paniel, Schadows Enkelin, in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Unzweifelhaft bilden sie nur einen ganz geringen Teil der ehemaligen Papiere Schadows; er schrieb in jüngeren Jahren leicht und gern — fast alles ist verloren gegangen.

Schadow hat selbst mancherlei veröffentlicht: ‚Vorträge über Christentum und Kunst', Gedichte, und vor allem das Künstlerbuch: ‚Der moderne Vasari'

Außer dem oben charakterisierten ungedruckten Material habe ich für Schadow vor allem herangezogen: Seine Jugenderinnerungen in der ‚Köln. Ztg.' 1891 September; Schaarschmidt, Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst 1902; Wiegmann, Die Kgl. Kunstakademie in Düsseldorf 1856; die Werke über Overbeck und Ludwig I. von Binder und Sepp; die Werke Immermanns, Karl Immermann, sein Leben und seine Werke von G. zu Putlitz 1870; Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne 1888; F. Mendelssohns Briefe; Finke, Carl Müller 1896; Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. 4; Anselm Feuerbach, Briefe an seine Mutter, Bd. I (1911).

(1854), in dem er erzählend seine Ansichten über Kunst und Künstler äußerte. Aus seinem Nachlaß teilte die ‚Köln. Ztg.‘ 1891 in 13 Nummern seine ‚Jugenderinnerungen‘ mit. Ihnen allen eignet, wo er über Persönlichkeiten spricht, die Vorsicht des Diplomaten. Das ist in den unten wiedergegebenen Äußerungen nicht der Fall; mit rücksichtsloser Schärfe und herber Offenherzigkeit zeichnet er die Charaktere von Literatur- und Kunstgrößen, mit denen er zusammengekommen ist: Immermanns, Thorwaldsens, seines Gefährten Cornelius. Die Zeichnungen entstammen wahrscheinlich seinen letzten Jahren, da harte Schicksalsschläge ihm die Hoffnung auf eigene große Schöpfungen benommen und den Blick für die Schwächen anderer geschärft hatten. Nicht als ob er ungerecht sein wollte; er erkennt das Gute ausdrücklich an, vor allem auch die Leistungen, aber immer mit einer gewissen Einseitigkeit. Interessant ist es, die unten veröffentlichten Schilderungen der Persönlichkeiten eines Thorwaldsen und Cornelius mit denen im ‚Modernen Vasari‘ zu vergleichen: kein direkter Gegensatz, aber fast überall sind die Lichter gedämpft, die Schatten vertieft. Einseitig sind vielfach auch die Ansichten Schadows über die Kunst, und doch wird man den Mann gern hören, der ein Menschenalter hindurch auf die Kunstentwicklung in Deutschland die größte Einwirkung ausgeübt hat, sein stetes Betonen der Idee im Kunstwerk, seine Auffassung der christlichen Kunst und die Wertschätzung der einzelnen Künstler, wobei man nicht vergessen darf, daß es seine Schüler waren. Sie liebte und schätzte er, da sie seine Gedanken, wozu ihm die Kraft fehlte, künstlerisch verkörpern konnten.

Wegen der Einseitigkeit mancher Urteile einzelnes wegzulassen, sah ich keinen Grund; natürlich halte ich mich für berechtigt, dort, wo er breit wird, zu streichen und anderes nur in Hauptpunkten zu bringen; das war schon darum notwendig, weil manches in den Briefen, ich erinnere nur an A. von Humboldts unleserliche Handschrift, und in den eigenen Papieren Schadows, da in den Tagen der Schlaganfälle die Hand führungslos über das Papier ging, nicht zu entziffern war. Nur bei e i n e r Charakterzeichnung möchte ich eine Ausnahme machen: bei dem Lebensbilde des Malers und bekannten Münchener Kunsthistorikers E. Förster; woher die Abneigung stammt, ließe sich vielleicht bei genauerer Durchsicht der vielen Werke und Arbeiten dieses fruchtbaren Schriftstellers, der Schadow um fast ein Vierteljahrhundert überlebte, feststellen. Wohl ablehnende Kritik Schadows oder zu starke Verehrung des Cornelius. Ich gebe aus den Aufzeichnungen nur den Anfang: ‚Man muß mit einem Menschen wie E. Förster Nachsicht und Mitleid haben. Es gibt in der Tat nichts erbitterteres . . . als so ein verfehlter Künstlerberuf . . . dagegen ist die verschmähte Liebe einer alten Jungfer gar nichts. Das ist der Lebenslauf des E. F. In den zwanziger Jahren meldete sich dieser Herr bei mir als Schüler, aber ich darf wohl sagen, daß ich bei der ungeheuren Anzahl junger Leute, die ich angeleitet, nie etwas von so Ungeschicktem begegnet bin. Dabei hatte er Schulbildung, war ein Philosoph, wollte Staat und Kirche reformieren, hielt es aber natürlich unter seiner Würde, Hand und Fuß nach Gips zu zeichnen . . . Es ist geradezu lächerlich, wenn ein solcher Maler (denn das will er doch sein) von erhabenem Formensinn spricht, der es nie dahin gebracht, auch nur ein

Modell richtig nachzuzeichnen. Sein großer Geist hat auch nicht begriffen, daß, um ideale Formen zu schaffen, man durchaus erst die natürliche Form muß erforschen können . . .‘

Dann lasse ich noch zwei Schriftstücke beiseite. Das eine von einem ‚wahrhaften unparteiischen Augenzeugen‘ stammend, sollte in Düsseldorf zirkulieren; es ist ein am Abend des 11. Februar 1848 geschriebener Bericht über die Vorgänge bei der Vertreibung der Lola Montez. Manches ist mit packender Lebendigkeit geschildert, so die Erstürmung des Lolaschen Palais nach ihrer Flucht, ‚wo die Köchin besänftigend mit Leckerbissen auf goldgeränderten Tellern herbeieilt‘, um das wütende Volk zu beruhigen. ‚Einige nahmen davon, ein besser Gesinnter aber warf den ihm angebotenen Braten zusamt der goldenen Schüssel zu Boden.‘ Interessant ist auch, wie am Schluß die Studenten, gegen zwölfhundert an der Zahl, zum Rathaus ziehen und den Bürgern, dem königlichen Hause, ‚besonders aber dem Prinzen Luitpold, ein lautes Hoch‘ ausbringen. Das andere ist ein ausführlicher Brief des Grafen Montalembert an den Baron Max Loë in Aller vom 18. November 1845: Vous voici donc par suite de l'incroyable aveuglement de vos hommes d'Etat mis en quelque sorte sur le chandelier et dénoncé à toute l'Europe comme le défenseur le plus courageux et le plus dévoué du Catholicisme dans tout le royaume de Prusse! . . . Mais comment expliquer l'extrême et bizarre inconséquence de votre gouvernement? Comment concevoir que la même main que vous accorde le Borromaeus-Verein, le collège pour les enfants de la noblesse rhénane (institutions que nous devons vous envier), vienne d'un autre coté vous traduire devant les tribunaux et adopter vis à vis de la presse catholique des mesures empreintes d'une partialité qu'on ne saurait assez flétrir. Er geht dann auf die kirchenpolitische Lage in Frankreich ein, die so schlimm sei par suite de l'exécrable système de centralisation, de monopole et de despotisme administratif que l'esprit rationaliste et démocratique impose au pouvoir chez nous. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge käme es auf Dynastie und Ministerium gar nicht an; sie alle könnten keinen andern Weg einschlagen seit den Tagen Richelieus, ohne daß sie sich und ihre Prinzipien aufgäben. Darum suche er die Aufmerksamkeit der Katholiken von dynastischen und Regierungsangelegenheiten abzuziehen und allein auf die Erringung der liberté en soi zu richten.

* * *

Mit kräftigen Farben schildert W. v. Schadow (geboren 1789) in seinen Jugenderinnerungen das künstlerische und religiöse Milieu Berlins um die Jahrhundertwende, als er vom Kinde zum Jüngling heranwuchs: den Voltairianismus und den Leichtsinn der vornehmen und gebildeten Kreise, Berlin, die Hochschule französischer Frivolität für Deutschland; die Systeme Fichtes und Hegels lernte er kennen und kritisch beurteilen. ‚Welche Wirkung soll all dieses Philosophieren auf einen stürmischen Jüngling haben? Ein einziger Augenblick der Leidenschaft wirft alle Theorien über den Haufen.‘ Die gesundeste Nahrung schöpfte er aus dem Lesen alter Klassiker. ‚Obgleich Heiden, wirkten sie doch,

in religiöser Hinsicht beruhigender auf mich als der große Lessing. So irrte mein junger Geist ruhelos umher! Endlich nahm ich das Evangelium in die Hand und mächtig war der Eindruck auf mein Herz.' Künstlerisch genoß er bei seinem genialen Vater, dem berühmten Bildhauer Gottfried Schadow, die beste Schulung. Er war Naturalist reinsten Wassers in der Kunst. ‚Was naturwidrig war, galt ihm geradezu als gottlos. Wehe dem Schüler, welcher etwa absichtlich aus falschem Idealismus einen Proportionsfehler beging!' So ward der begabte Sohn bald in frühester Jugend ein gesuchter Porträtist, kam in die vornehmsten Kreise, was ihn aber nicht hinderte, als Mitglied des Tugendbundes gegen Napoleon eifrig in der Hasenheide zu exerzieren, und sogar für kurze Zeit den Plan zu hegen, mit Schill auf und davon zu gehen. Achtzehnjährig erhält er den Auftrag, die Gemahlin des Kaisers Franz, Beatrice von Este, zu malen. ‚Der Fürst Radziwill schenkte mir eine alte Reisekalesche, mit Geld wurde ich gut versorgt, und so ging es dann mit vier Extrapostpferden lustig nach Böhmen hinein.' Im intimen Kreise der Kaiserin, wozu auch Gentz gehört, erfährt der sympathische Jüngling politische Dinge von höchstem Interesse.

Alexander von Humboldt verschafft ihm und seinem Bruder Rudolf ein Staatsstipendium für die Romreise, und im Winter 1810 ging es über die Alpen. In Florenz übte Zacharias Werner mächtigen Einfluß auf ihn, ‚dessen lange Figur wie der Schatten eines ägyptischen Obelisken aussah. Er hatte weder Brust noch Bauch und bot gar keine Seitenansicht dar. Er war nur ein plattes Basrelief'. Selten ist wohl das Äußere des Dichters plastischer gezeichnet worden: ‚Sein langes Gesicht hatte die Farbe einer Mumie. Es war von vielen Furchen durchzogen.' Die Kanten seines Oberrockes von gelbbraunem Tuch ‚hingen auf dem Boden und schleiften eine Schicht Staub oder nasser Erde mit'. Dort sah Schadow auch die Witwe des letzten Stuart Karl Eduard, die berühmte Gräfin Albany, und Ugo Foscolo, den ersten großen Italianissimo; eine köstliche Szene erlebt er, wie die Gemahlin des preußischen Gesandten einmal den feurigen Schwärmer zu einem Vortrage auffordert und dieser alsbald in Gegenwart österreichischer Fürsten eine Ode herzudonnern beginnt, in der Österreich mit seinen Tyrannen zerschmettert und die italienischen Fürsten von ihren Thronen geschleudert werden! Auf der Via Flaminia, im Anblick Roms, gaben sich die Brüder das Wort, lieber tot in Rom zu bleiben, als ruhmlos in ihre Vaterstadt zurückzukehren. Der erste Gang des jungen Protestanten in Rom ist zur Peterskirche, zum Grabe der Apostelfürsten!

Und nun begannen für Schadow die acht glücklichsten Jahre seines Lebens: die Söhne des berühmten Vaters wurden überall mit offenen Armen aufgenommen, Camuccini, Canova, vor allem Thorwaldsen beehrten sie mit ihrer Freundschaft. Einer der Begründer der neuen deutschen Malerei, Schick, schloß sich Wilhelm Schadow eng an, der milde Overbeck wirkte tief auf sein religiöses Empfinden. ‚In jeder Beziehung lernte ich von ihm, vor allem aber in der christlichen Moral.' Und nach mehreren Jahren innern Gärens und Kämpfens führte ihn Overbeck dem Katholizismus zu. ‚Erst als ich Overbeck sah, trat mir das Herz auf die Zunge. Er predigte mir besser durch seine Kunst und seine

milde Persönlichkeit, als es alle Philosophen Berlins vermocht hatten.' In Assisi wurde Schadow katholisch. ‚Der Schritt, den ich getan habe, hat mich nie gereut.'

Bald nach den Brüdern war auch Cornelius ‚wie eine feurige Bombe' in Rom eingefallen; und fast gleichzeitig mit dem ihm unsympathischen Gelehrten Niebuhr auch der erste Mäcen deutscher Kunst, der Generalkonsul Salomon Bartholdy. In der Casa Bartholdy entstanden die weltberühmten Fresken der vier: Overbeck, Cornelius, Schadow und Veit. Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts war geboren! Auf die Empfehlung Schicks bestellte Wilhelm von Humboldt, der damals mit seiner Familie in Rom weilte, bei Schadow das Porträt seiner jüngsten Tochter. Der Künstler malte das reizende Mädchen in idealem Kostüm vor einer klassischen Landschaft. Über dem lieblichen Wesen wölbte sich eine Laube, durch die man in das Albanergebirge hinaussah. Thorwaldsen war so begeistert, daß er alsbald von Schadow gemalt sein wollte. Nach Jahren schrieb über das Bildchen der kleinen Humboldt der große Staatsmann an den Künstler:

> Es hat mich unendlich geschmerzt, aus Ew. Wohlgeboren gütigem Schreiben vom 1. Februar die große Unannehmlichkeit zu ersehen, welche Ihnen durch ein Augenübel verursacht wird, das uns allen, da es Sie nötigt, in der Ausübung Ihrer Kunst zu feiern, einen so empfindlichen Verlust zuzieht. Wegen der Rücksendung des schönen, kleinen Bildes, welches meine verstorbene Frau Ihrer gütigen Freundschaft verdankte, müssen Ew. Wohlgeboren ganz unbesorgt bleiben. Die Rückkehr desselben an den ihm angewiesenen Platz in dem Wohnzimmer meiner ältesten Tochter soll uns jedoch vorzüglich darum unendlich erfreulich sein, weil sie uns ein Zeichen Ihrer völligen Wiederherstellung sein wird. Wenn es unsern Wünschen nach geht, so finden diese Zeilen Ew. Wohlgeboren schon in voller Arbeit damit beschäftigt. Auch ich leide an den Augen und an einer Unbehilflichkeit der Hand, die mir das eigene Schreiben sehr schwierig macht. Doch ist dies bei meiner Art von Beschäftigung eher zu ertragen und zu ersetzen. Doch auch Ew. Wohlgeboren können sich glücklich schätzen, wenn Sie auch mit dem Pinsel ruhen, durch das Ihnen ganz eigene Talent, Ihre Schüler durch Wort und Urteil zu leiten und zu begeistern, eine so treffliche Schule unter Ihrer Aufsicht aufblühen und immer mehr gedeihen zu sehen. Meine Kinder, welche den größten Anteil an allem nehmen, was Ew. Wohlgeboren betrifft, empfehlen sich der Fortdauer Ihres freundlichen Andenkens und verbinden sich mit mir in dem Wunsche recht baldiger und erfreulicher Nachrichten von Ihrem Befinden.
>
> Empfangen Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner hochachtungsvollsten und freundschaftlichsten Gesinnungen.
>
> Tegel, den 9. April 1832. W. v. Humboldt.

Wichtiger wurden für Schadow zwei andere Aufträge. Der bayrische Kronprinz Ludwig weilte in der ewigen Stadt; die jungen deutschen Künstler traten zu ihm in engste persönliche Beziehungen. Schadow speiste ein um den andern Tag bei ihm und ebenso oft weilte der Kronprinz in seinem Atelier. ‚Sparsam in allen Punkten, sogar in dem Maße, daß er sich oft keinen Wagen gönnte, hatte er doch stets für Kunst und Künstler eine offene Hand.' Bei Schadow bestellte er eine hl. Familie und das Bildnis einer schönen Römerin. So ist es begreiflich, daß die Geburtstags- und Abschiedsfeier Ludwigs zu

einer wahren Herzensfeier wurde. Die Glanzleistungen der Künstler und Dichter — auch Rückert war anwesend — sind in zeitgenössischen und späteren Berichten, so in den Ringseis-Erinnerungen, in den Veröffentlichungen der Henriette Herz und der Witwe Bunsens, ausführlich geschildert worden. Wie nachhaltig der Eindruck auf den Kronprinzen selbst gewesen ist, erhellt aus einem eigenhändigen Schreiben, das er ein halbes Jahr später, am 18. November 1818, an Schadow sandte; es beweist zugleich, wie nahe sich die beiden Männer gestanden haben:

Spätest, lieber Schadow, habe ich Ihren mir mannigfach werten Brief bekommen und nicht früher erwidere ich solchen; darum aber freuet er mich nicht minder. Oft denke ich an Teutschlands Ehre bringende Künstler in Rom, an den kleinen (?) trauten Kreis bey Humbold, dieser hochverdienten Teutschen Frau, eine rühmliche Ausnahme, die gerne auf manches verzichtet, Künstler zu unterstützen, und Ehre auch Niebuhr. Sagen Sie, Frauen v. Humbold, daß, wenn ich in einigen Jahren, wie ich hoffe, nach Rom zurückkommend, ich sie nicht mehr daselbst fände, Rom viel von seiner Annehmlichkeit für mich verlohren haben würde. Ihren Töchtern und der Madre degli Tedeschi und den ihrigen viel Freundliches. Doch was sage ich, daß ich oft an Roms Teutsche Künstler denke, da meine Gedanken nie aufhören, bey ihnen zu verweilen. Ja, liebe, gute Menschen seyd ihr, man mus für euch fühlen. Viele Feste habe ich schon gesehen, ein solches, wie ihr mir gabt, habe ich noch nie empfunden. Wilhelm, das war ein Abschied!! Den Künstler, den Menschen schätze ich in Wilhelmen; freue mich auf dessen beyde Kunsterzeugniße; daß Liebe sie beseelt, das könnte nichts ersetzen; und dieses findet sich auch in Cornelius Meisterwerken. Ihm sagen Sie, daß ich wünsche, daß, bevor er in meiner Glyptothek zu malen beginnt, er für das, was er nächster Jahre ausführen würde, die Kartone mitbringt. Noch ungewiß, ob die Mauern, im Sommer oder im Herbste erst solches gestatten werden. Wenn zwey Heilige sich ehelichen, da müssen die Kinder Engel werden, so müssen es also die von Overbeck werden. Mich beym tüchtigen Nono nicht vergessen, und beim ganzen Humboldschen Kreise. Ich fand in Teutschland einen solchen Teutschen noch nie!

Das Verzeichniß allen denen*, welche das herrliche Fest mir gaben, möchte ich besitzen** . . . . erst vernommen schickte Ringseis (nimmer Ringsheiß) Corneliusen das von mir letzten Herbst verfaßte Gedicht ‚An die Künstler‘, was Ihnen somit wohl bekannt seyn wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser von Österreich mit der Kaiserin, meiner Schwester, die mich liebt, wie keine Schwester ihren Bruder inniger, in der nächsten h. Woche in Rom seyn werden.

Der Alte

Ludwig Kronprinz.

Und noch nach Jahren, am 28. Dezember 1825, gedenkt der nunmehrige König, dem Schadow seine Glückwünsche ausgesprochen, des Abschiedsfestes in folgenden warmherzigen Zeilen:

Was Sie mir schreiben, gefiel mir sehr, der ich innig wünsche, daß meine guten alten Bekannten was sie für den Kronprinz fühlten, für den König fühlen möchten, unverändert. Die Erinnerung von dem herrlichen Abschiedsfest in der Villa Schultheiß nahm ich lebenswarm auf den Thron mit, es war ein Fest des

* So.

** Loch; mit dem Siegel ist das Papier ausgerissen.

Herzens, es kam aus dem Herzen und ging zum Herzen, mir wird das ewig unvergeßlich seyn, ewig unvergeßlich, wie beym Scheiden ich meines lieben Wilhelm Schadows Hand faßte, Thränen mir aus den Augen stürzten, ich kein Wort zu reden vermochte. Ich war seitdem zweymal in dem ewig einzigen Rom, aber einen solchen Künstlerverein, diesen Seelenverein, fand ich nicht mehr, nie wird es einen solchen wieder dort geben. Meine Grüße Ihrem Vater, meine Grüße allen meinen guten Bekannten aus Rom in dem ausgezeichneten künstlerreichen Berlin.

Un buon' capo d'anno. Ludwig.

Über spätere Beziehungen der beiden verlautet nichts. Die vier von Ludwigs Hand geschriebenen Sonette, von denen das erste beginnt:

O sey ein guter Engel mir gesendet,
Sey es mir jezo noch zur guten Stunde,
Daß meine Seele wiederum gesunde,
Die auf den Pfad der Sünde sich gewendet!

dürften früher überschickt sein. Nur ein Stück muß später sein, ein Schreiben an den Bischof von Würzburg: ‚Der Beschützer der Kirche, als solcher habe ich mich bewiesen' ... und worin es weiter heißt: ‚Seit einigen Jahren gehen mir die Augen auf; ich sehe hell, wenn auch andere sich schließen' ... ‚Die Feinde des Papstes sind auch die Meinen.' Es schließt: ‚Ich spreche nicht von den Pflichten, die sie (!) mir als Landesherrn schuldig sind; aber dümmer als dumm sind sie, haben Sie gethan. Ludwig dixi.' Das Ganze steht auf einem Zettel, von alter, zitternder Hand geschrieben.

Bald nach Ludwigs Weggang verließ auch Schadow Rom. In Berlin warteten künstlerische Arbeiten größeren Umfanges auf ihn. König Friedrich Wilhelm III. begünstigte ihn und verlangte in seiner kurzen, knappen Art, Schadow solle nicht immer griechische Sachen vorführen, ‚Schlachten aus den Befreiungskriegen malen'. Dazu ist er nicht gekommen. Was er in den folgenden sieben fruchtbaren Jahren geschaffen, waren neben einer Reihe religiöser Bilder für protestantische Kirchen, zahlreiche Porträts der Glieder des königlichen Hauses und sein auch jetzt noch berühmtes Bacchanal: ein Bacchuszug für den Plafond des Proszeniums im neuen königlichen Schauspielhause. Über dieses Bild schrieb er in späteren Jahren diese interessante Reminiszenz nieder:

Als ich im Jahre 19 aus Italien zurückgekehrt, mein großes Bachanal im Theater gemalt hatte, sagte der berühmte Filosof Hegel: Es ist schade, daß dies junge Talent in unsere Zeit fällt; denn mit den Künsten ist es jetzt aus. Jede Geistesrichtung ist abgespielt und es bleibt nur noch die Wissenschaft und die Filosofie. Er ist wie die anderen Künstler auch nur ein Epigone. In Bezug auf die Darstellung eines Bachanal hatte er Recht, denn dies muß ein lebensvoller Heide richtiger empfinden und ausdrücken können als einer, der ein Christ sein will.

Hegel hat die Äußerung übrigens mit kleinen Variationen auch sonst getan. Interessant ist hier die direkte Anwendung auf die Kunst und die Betonung des Epigonentums.

• • •

Im Jahre 1826, kurz nachdem Cornelius von Düsseldorf nach München gegangen war, erschien Schadow als Leiter der Kunstschule in der damals noch stillen Landstadt am Rhein; er kam nicht allein, sondern umgeben von einer Schar bedeutender Schüler: Lessing, Hübner, Sohn, Hildebrandt, Bendemann — eine Kolonie mit Kolonisten aus dem Osten. Durch ihn hob sich die Düsseldorfer Schule zur ersten Deutschlands, zu einer der ersten Europas. Schadow war ein glänzender Organisator, ein Lehrer von Gottes Gnaden. Hunderte von noch jetzt kursierenden Anekdoten in Künstlermund bekunden das. Mit wunderbarem Geschick wußte er zu gemeinsamem Studium und dadurch zu fruchtbarem Wetteifer anzuregen. ‚Geisttötende Pedanterie wurde ferngehalten, die Eigenart bewahrt.' Hübner, Karl Müller und andere Schüler aus der Früh- und Spätzeit bekundeten jenes eigenartige sanfte Einwirken ‚dieses geistigen Vaters' auf die jugendliche Gemeinschaft durch seine Lehre und seine Werke. Erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der ganz junge Leute eine Stufe der Meisterschaft erlangten, die auch heute noch volle Anerkennung, ja Bewunderung abnötigt. Der Sieg des Natürlichen, die Vollendung der Form, das religiöse Motiv als Basis einer jeden Kunstäußerung, nicht allein im Kirchenbild, das waren die sieghaften Grundsätze seiner Lehrmethode. Was verschlug es, daß Spaltungen kamen: Lessing, Rethel, A. Feuerbach sich von ihm und seiner Bahn später trennten? Sie hatten die Grundlagen doch von ihm und verbreiteten sein Ansehen, so oder so, allüberall.

Schadows universeller Geist machte ihn und sein von einer geistvollen Frau verwaltetes Heim bald zum Zentralpunkt der Düsseldorfer Gesellschaft. Kein Geringerer als Immermann hat diese Düsseldorfer Anfänge gekennzeichnet und in die Literatur eingeführt. Da kamen Fürstlichkeiten — denn es gab dort den Hof eines preußischen Prinzen — fein gebildete preußische Beamte wie Schnaase, der Kunsthistoriker v. Uechtritz, mit dem lebenslustigen Kunstvolke zusammen, da wurde aufgeführt, deklamiert, musiziert, debattiert, und alles das mit rheinischer Fröhlichkeit genossen. ‚Wer zählt die Maskenspiele, die Attrapen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre', erzählt Immermann. ‚Alles wurde dramatisiert; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks.'

Vor allem traten Immermann und Schadow einander nahe. Den ‚Friedrich' widmete der Dichter dem Künstler mit einer schon von Putlitz wiedergegebenen Widmung; Schadows feinsinniges Urteil half ihm bei der Durcharbeitung seiner Schöpfungen. ‚Schadow hat mir sehr gute Bemerkungen über den Hofer gemacht, die ich meistens zu Abänderungen benutzt habe. Vieles Bizarre ist weggeschnitten', heißt es einmal. Aus dem Sommer 1828 stammt das schöne Brustbild Immermanns von Schadow. ‚Du wirst dich wundern,' schreibt er an seine Mutter, ‚wie ein wahrer Künstler auch ein an sich häßliches Gesicht vorteilhaft aufzufassen vermag.' Für den regen künstlerischen und freundschaftlichen Gedankenaustausch zeugen auch die Bruchstücke ihrer Korrespondenz und eine Reihe ungedruckter Gedichte, die sich in Schadows Nachlaß fanden. Oft sind's nur Gelegenheitsverse, geistreich vertieft und auf's Allgemeine gerichtet, wie der Spruch ‚beim Geschenk eines Glases':

Geh mit diesem Glas zur Quelle,
Schöpfe draus, und trinke hoffend,
Glaubend an der Quelle Geister.
Und so oft du schöpfest, denke,
Daß des Freundes Wünsche möchten
Dieses kleine Glas erhöhen
Dir zur Schale der Hygiea . . .

Eigennutz läßt den Dichter so sprechen, heißt es dann weiter, denn, mein Freund, ich muß dir sagen:

Du bist von den Kreaturen,
Die mit scheuem Dank der lieben
Erde ihre Gaben lohnen:
Aus des Laubes Säften spinnet
Seidenwurm die blanke Seide;
Süßen Honig kocht die Biene
Aus der Blume stillen Tränen,
Und die Muschel läutert heimlich
Meeressalz zu rotem Purpur;
Du, mein Freund, wirst mit den Tropfen
Jener Quelle, Heilungstropfen,
Malen Bilder, neue Bilder,
Liebe Bilder, schöne Bilder.

Schadow war der Kritik gegenüber sehr empfindlich. Nach den glänzenden römischen und Berliner Schaffenszeiten begann seine künstlerische Kraft früh zu erlahmen. Je größer und umfassender sein Lehrtalent sich entwickelte, um so eingeengter wurde sein eigenes Schaffensgebiet. Er fühlt das selbst bitter, konnte aber die oft zu herbe Kritik nur schwer vertragen. So tröstet ihn denn Immermann mit einem hübschen Angriff auf all die Kritikaster:

Wenn einer mit Fleiß, auf rechtem Pfad,
Gesonnen, getastet, gebildet hat,
So pflegen nachher die schlechten Gesellen
Sich mit weisem Geklätsch und Geträtsch einzustellen;
Ein jeder hat — geschrieben, gedruckt —
Dem Werke die Schwächen abgekuckt,
Sie tun, als sei ein Verbrechen gescheh'n,
Wenn einer das Schönste, das Beste ließ seh'n.

Da ruft denn der Meister wohl im Zorn:
O Herr, der du jeglichem Halm und Dorn,
Dem Stäubchen, dem Tröpfchen seinen Zweck, sein Ziel
Hast angewiesen in dem Weltengewühl,
Der du alles berechnest in der Natur:
Wozu nützen diese Schmieralien nur?
Und der Herr soll einmal gesprochen ha'n:
Auch sie gehören in meinen Plan.

Denn solche Schmieralien
Soll'n Materialien
Den Künstlern werden zu Fidibus
An der Pfeif' und dem Licht — das ist mein Schluß —
Soll nützen Herrn Heises (?) Naseweisheit;
Drum schaffet und zweifelt nicht an der Allweisheit!
Hat alles in meiner Schöpfung Zweck,
Bis herunter zum Krittler und Mausedreck!

Wie ernst es Immermann damals mit der Dauer ihrer Freundschaft nahm, hat er in einem humoristisch-ernsten Gedichte geschildert, dessen Anfang ich hier bringe:

Unsre Freundschaft ist eine Komposition,
Wie Gold, das bleiben und dauern soll;
Nur, reibt sich's ab. Drum muß man schon
Von Kupfer setzen zum Gewichte voll;
So besteht's und erfreut es mit seinem Schein,
Es würde sonst zu weichlich sein.
Das Gold, mein Freund, in unserm Bund
Kennst du und ich. Warum soll ich kund
Mit Worten dir machen, was alle Tage
Wir fühlen in jedem Herzensschlage?

Er spricht dann von Kupfer, ‚der Legierung', die der Freundschaft zur Konservierung beigesetzt sei: das sei der Tabak und die Pfeife.

Man kann nicht stets sich geistreich machen,
Zuweilen die Dumpfheit den Sieg gewann;
Aber stopfen und rauchen, das sind Sachen,
Die der Mensch zu jeglicher Stunde kann.

Er erhofft zum Schluß, daß ‚von dem Kupfer in Frieden und Freud wir noch viele Zentner zusammen verbrauchen'. Wahrscheinlich ist das zum ‚Fröhlichen Heut' geschriebene Gedicht zum 6. September 1829 entstanden, dem Geburtstage Schadows. Damals widmete ihm auch der Dichter Michael Beer ein ‚Zigarrenlied': Grüß Gott dich Vater Märten heut. Schadow war ein starker Raucher; eine bekannte Zeichnung Hübners stellt ihn mit der langen Pfeife, bedächtig qualmend, den Kopf in die Hand geschmiegt, dar.

Das tiefst empfundene Gedicht widmete Immermann dem Freunde aber vor dessen römischer Reise im Jahre 1830. Es ist ‚Zum Abschiede' betitelt:

Wohl ist dies Scheiden ernst zu nennen,
Der aufgewühlte Boden schwankt;
Die Wolken droh'n, die Blitze brennen,
Die Welt ist wunderbar erkrankt.

Der Himmel hat sich rings bezogen,
So scheiden wir in Nacht und Dunst!
Doch über uns wölbt sich der Bogen,
Der heil'ge Regenbogen: Kunst.

So steh'n wir unter einer Pforte
Und haben einer Hoffnung Pfand,
Seyst Du am allerfernsten Orte,
Sey ich ins Wetter tief verbannt.

Auf der Reise — anscheinend in Genua — fand Schadow erst Muße, um dem ‚sehr geliebten Freund' zu schreiben. Er solle den Brief nur nehmen als einen Beweis seines innigen Wunsches, in Immermanns Andenken so fortzuleben, ‚wie wir jahrelang miteinander gelebt haben'. Sein Urteil über das Kölner Dombild faßt er dahin zusammen: ‚Der höchste Wert desselben liegt in der Intention, in der Art religiösen Gefühls, aus dem es entsprungen, höchst nobel; in den weiblichen Köpfen aber ist eine grenzenlose Monotonie in Form und Farbe; doch ist der Typus derselben anmutig. Desto häßlicher alle Männerköpfe, mit Ausnahme des Gerþon (!). Offenbar überschätzt worden. Wenn ein Grieche aus Pindars Zeiten aus den Gräbern stiege (dem Geist des Christentums völlig fremd), was würde er dazu sagen?' In Bonn sah er August Wilhelm v. Schlegel: ‚Ein wahres Kokettieren des Wissens. In einer halben Stunde war gegenwärtiges politisches Verhältnis, Pariser großer Ton, indische Literatur, javanesisches Kostüm und Architektur, religiöse Verhältnisse usw. durchgemacht, vielerlei gehört, wenig behalten, nichts gelernt.' In Karlsruhe findet er — im Jahre 1830! — ‚in Bauwerken und Militär, Stutzerei, eine mesquine Nachahmung modernen Preußentums'! In Zürich besuchte er den Nazarener Vogel, der nur Modelle aus dem Zuchthause bekomme, und von diesen erhalte man nur Arme und Beine zu sehen. ‚Dies scheinen mir hier die protestantischen Heiligen, kleinlich, kleinlich, kleinlich!' Hier sah er zuerst einen Kupferstich von Cornelius' Freskobild: ‚Die Unterwelt'. ‚Meinen Gefühlen nach grobartige Manier.' So warm wie das Schreiben begonnen, endet es. Wahrscheinlich erfolgte auf diesen Brief die von Putlitz veröffentlichte Antwort Immermanns vom 10. November 1830.

Aus einem römischen Briefe Schadows gebe ich einige Stellen:

Rom hat sich wunderbar verändert, mein geliebter Freund, der böse Genius der Verwirrung schreitet gewaltsam vorwärts und nähert sich Rom mit Riesenschritten und wird es, wie ich fürchte, verschlingen, wenn der Doppeladler nicht ernsthaft dazwischen fährt. Als Gregor XVI. die Tiara auf das Haupt setzte, erhielt er die Nachricht vom Abfall der Legation und Marken. Seit der Zeit ist Umbrien bis auf wenige Städte verloren und zehn Minuten von Rom kämpft päpstliche Miliz mit dem sog. italienischen Nationalverein. Es ist unmöglich, an den Papst, welcher die ungeteiltste Verehrung genießt, ohne Rührung zu denken, besonders wenn man positiv weiß, wie ernsthaft er auf Abhilfe vieler verrotteter Mißbräuche sann. Noch jetzt muß ich die würdige Fassung bewundern, mit welcher der Mann trotz der bösesten Nachrichten alle Funktionen, die dem Papst bei der Krönung obliegen, verrichtete. Es waren, wie ich glaube, die letzten öffentlichen Kirchenakte, welche ich sehen werde. Unzählige Fremden sind abgereist oder bereiten sich zur Abreise vor. Da alles Militär teils den Revolutionären entgegengesandt, teils hier aufgestellt ist, um die Liberalen im Zaum zu halten, so sind die Landstraßen entblößt und schon haben wir zwei angefallene und ausgeplünderte Kuriere. Auch hier hätte die Sache ein furchtbares Ansehen bekommen, wenn das Projekt der Liberalen nicht früh genug verraten

worden wäre. Am Karnevalssonnabend sollten Soldaten die Masken entwaffnen, die Stränge der Pferde der nächsten Wagen abhauen, mit denselben den Corso barrikadieren, die Kavallerie niederschießen, den Senator gefangen nehmen usw. Genug, der Plan war gut gedacht und wer weiß, wie weit er geführt hätte. Am Abend dieses Tages, welcher die Stadt in nicht geringen Schrecken setzte, hat jedoch eine Salve kleines Gewehrfeuer die Rebellion hier gedämpft und bald darauf hat sich die Anhänglichkeit der Mehrzahl der Römer an ihr altes Gouvernement gezeigt. Hier ist alles ruhig und jedermann ratet mir, die Sache ruhig abzuwarten . . . Alles ist verschlossen, selbst einige Privatgalerien. Nur die moderne Kunst hat ihre Erzeugnisse ausgestellt, welche aber merkwürdig gering ausfallen für die Masse hier lebender Künstler. . . . Es ist kein einziges historisches Bild da, welches sich nur entfernt mit dem, was bei uns entsteht, messen kann. Vortrefflich ist jedoch ein Porträtbild von Vernet (eine Dame mit einem Kinde und dessen Amme, Kniestück). . . . Noch anziehender, weil wahrhaft von poetischem Inhalt, ist ein großes Bild von Robert, ein Zug von Landleuten von Piperno, welche in die Pontischen Sümpfe herabziehen, die Ernte zu machen. Es erhebt sich über das Genre, indem es eine geistreiche Darstellung der anziehendsten Natur ist, welche mir bekannt. Windbeutlich erscheinen die Engländer, nur einen Landschaftsmaler namens Williams nehme ich aus. Die Deutschen erscheinen eigentlich gar nicht, denn wenn ich Catel ausnehme, so sah ich von keinem derselben etwas Bedeutendes. Den Saal von Bartholdy, die Villa Massimi habe ich wieder gesehen und erlaube mir einen gerechten Zweifel, daß unter unsern jungen Landsleuten hierselbst fünf zu finden wären, welche imstande wären, dergleichen zu denken und auszuführen. Overbeck nimmt nicht teil an diesen Ausstellungen. Auch habe ich von demselben bis jetzt nur schöne Kartons gesehen. Cornelius hat mir sein Werk, woran er arbeitet, einen sehr großen Karton, die Kreuzigung Christi, bis jetzt nicht zeigen wollen. Beide sehe ich selten, ersteren weil er materiell sehr entfernt von mir lebt, den andern weil ich fühle, daß es gut ist, wenn wir entfernt voneinander leben. Ich fürchte, Cornelius kann nur Klienten vertragen, keine Freunde; zu ersteren kann ich nicht gehören, so sehr ich seinen Geist ehre. Thorwaldsen, diese sonderbarste Mischung großer und sehr kleiner Qualitäten, sehe ich oft, weil ich mit ihm in einem Hause wohne. Was er schafft, hat Leben und erfreut mich mehr, als er selbst. Er hat sehr viel Unannehmlichkeiten mit dem Monument Pius VII. Nicht allein, daß es ihm weit mehr getadelt wird, als es billig ist, sondern es macht ihm auch das Kapitel von Sankt Peter eine Masse Schwierigkeiten bei Aufstellung desselben. Die Italiener scheinen überhaupt eine Art Verschwörung gegen die fremden Künstler zu bilden. Ärgerlich mag es ihnen auch wohl sein, daß ein Fremder und Protestant sich selbst ein ewiges Denkmal in Sankt Peter setzt.

Recht bezeichnend ist die Selbstverständlichkeit, mit der Schadow dem Freunde gegenüber von katholischen Dingen katholisch schreibt: als ob beide auf diesen Gebieten die gleiche Auffassung hätten. Und doch ist das keineswegs der Fall und sollte die Freundschaft an Weltanschauungsfragen scheitern. Daß dem so ist, geht zur Genüge aus den bei Fellner veröffentlichten Immermann-Briefen hervor. Zweifelhaft ist, wann dieser Bruch vollzogen wurde und wer die größte Schuld trägt. Oder gibt es hier überhaupt keine Schuld? Jedenfalls wird der Bruch meist gleich nach der Romreise Schadows verlegt und die Hauptschuld, ja die alleinige, wird ihm zugeschrieben. Gewiß hatte Schadow die Schwäche oder den Eifer mancher Konvertiten, andere an ihrem Glücke

teilnehmen zu lassen, d. h. zu ihrem neuen Glauben zu bekehren. So hofft er einmal Deger gegenüber, daß Fräulein v. Waldenburg — eine Verwandte des königlichen Hauses — sich dem Katholizismus zuwenden möge. Und auch Immermann gegenüber dürfte er sich so geäußert haben. Aber eine ruhige Abweisung genügte doch, warum mußte die Freundschaft dabei in die Brüche gehen. Ob tatsächlich Immermann der unschuldige Teil war, wie seine Verehrer immer wieder betonen, der die Zudringlichkeit des andern nicht mehr ertragen konnte?

Ich möchte auf eine Stelle in einem Briefe Immermanns aus dem Jahre 1828 hinweisen: ‚An einem mir vor Augen lebenden Beispiele sehe ich, daß der Übertritt mehr den Schein der Befriedigung als die wirkliche, volle Befriedigung hervorbringt.' Das ist unzweifelhaft auf Schadow gemünzt; so ungerechte, nicht sehr liebevolle Äußerungen würden wir sicher bei Schadow damals nicht finden. Zudem müßte zur Beurteilung doch auch Immermanns Bruch mit andern Persönlichkeiten herangezogen werden; mehr als einmal ist der Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er durch sein starres Wesen Männer zurückgestoßen, die sich in edler Freundschaft zu ihm hingezogen fühlten. Jedenfalls ist es gerecht, daß, nachdem bisher Immermann stets zu Worte gekommen ist, nunmehr auch ein Urteil Schadows über seinen früheren Freund gebracht wird, das allerdings wohl erst den fünfziger Jahren, der Zeit nach Immermanns Tod, entstammt:

O Immermann, chaotisches Gemisch von Großem, neben Kleinlichem und Bösen, von der größten Feinheit der Empfindung bis zum Rohen und Brutalen — von Anspruchslosigkeit und wahrer Prätention. Man kann wohl sagen, alles, was die Welt Gutes und Böses in sich birgt, trug er im Busen und förderte es launenhaft, willkürlich, aphoristisch an das Tageslicht, ganz launenhaft. Daher war der Umgang mit ihm sehr schwer. Eine einzige unangenehme Andeutung konnte ihn augenblicklich so verstimmen, daß er die Gesellschaft verließ oder wenigstens kein Wort mehr sprach. Hat aber jemand die Gabe der Unterhaltung besessen, so war er es. Es lag wirklich ein Stück Shakespeare in ihm und ich habe niemals jemand gekannt, bei dem mir so oft eingefallen wäre: Welch ein tiefes Gefühl und welche reiche poetische Phantasie! Welch enormer Verstand und doch leider wie wenig Vernunft!

Aber Freunde kann dieser Genius nicht haben. Entweder unbedingte Anbeter und Nachbeter oder Gegner. Wer nicht ihm gegenüber stets in Entzücken schwimmt, wird ihm erst langweilig und zuletzt zuwider. Um destomehr Freundinnen, und so hatte denn auch Immermann stets ein Serail bewundernder Damen. Ein solch Gemisch von Anziehendem und Abstoßendem ist mir nie wieder vorgekommen. Er hatte Sinn und Anlagen für Tugenden, obschon vollkommen eigentlich keine einzige, so auch für alle Laster, aber keines bemächtigte sich seiner in dem Maße, daß er das Häßliche desselben nicht erkannt und verabscheut — aber dennoch nicht ganz unberührt von ihm geblieben wäre. Es waren kolossale Anlagen zu Gutem und Bösem in ihm und man darf vielleicht behaupten: Hätte in seinem Leben der hl. Geist in Wahrheit sein Urteil geleitet, gekräftigt, so wäre eine wunderbare Erscheinung herausgekommen. So war und blieb er ein Spielball entgegengesetzter Affekte. Er sprach in einem Atem mit Liebe und Haß von einer und derselben Person und deshalb war man nie seiner Denkweise gewiß. Man vergalt es ihm mit gleicher Münze: bald liebte man ihn, bald mochte man ihn nicht. Ich habe ihn niemals weder friedlich noch ruhig gekannt.

Eine andere Freundschaft Schadows war dauerhafter: mit Felix Mendelssohn, dem glücklichen Komponisten. Beide waren Berliner, kannten und schätzten sich schon vor der Übersiedelung der Schadowschen Familie nach Düsseldorf. Der liebenswürdige Musiker, zugleich ein geistvoller Mensch, schloß sich in den paar Jahren, da er das Musikleben in Düsseldorf zu erstaunlicher Blüte brachte, aufs engste nicht bloß an Immermann, sondern auch an Schadow und seinen Kreis. Dankbar gedachte der Schöpfer der berühmten Musikfeste stets der Förderung, die er durch Schadow und die Seinen erfahren. Von der umfangreichen Korrespondenz zwischen beiden sind leider nur zwei Stücke erhalten, jedes allerdings eine Perle in seiner Art. Der erste Brief ist bald nach dem ziemlich plötzlichen Weggange von Düsseldorf geschrieben — am 9. August 1835 —, der ihn völlig mit Immermann überwarf, und schildert eine köstliche Revolution in Berlin:

. . . Von Berlin schreibe ich gar nicht. Sie kennen es sehr gut. Es ist nicht begeisternd; über die große Revolution von 1835 in Berlin haben Sie gewiß auch schon alle möglichen Details gehört. Es sollen fünfzig Straßenjungen arretiert sein und fünfzig andere Leute. Was sie gewollt haben, liegt schon vor der Untersuchung klar am Tage: Erst Raketen steigen lassen; da sie das nicht sollten, wollten sie das Militär ärgern und necken, stachen die Dragonerpferde mit Nadeln usf. Hierauf prügelte man sich gegenseitig. Unter den Linden wurden alle Laternen eingeschlagen, alle Bänke demoliert, viele Fenster zerbrochen. Kranzlers neuer Laden wurde gestürmt, indem populus rief: ‚Och Eis essen!‘ Ganz Berlin stürmte ihn und sah der Revolution zu. Am Tage darauf sangen die Schusterjungen: ‚Heil dir im Siegeskranz, heute bleibt keine Scheibe ganz‘. Wenn ich nun noch hinzusetze, daß sich Berlin hierauf in zwei Parteien geteilt hat, die eine, die das Militär bedauert und den Pöbel schimpft, die andere, die den Pöbel bedauert und das Militär schimpft, und daß alles auf den Strahlauer Fischzug sehr begierig ist und Wetten macht, ob es ruhig oder unruhig ablaufen würde, so habe ich die Berliner Revolution, die ich hier erlebt, historisch dargestellt, wie Ranke das Mittelalter. Als Nachtrag muß ich noch melden, daß die Fenster der Fürstin Liegnitz eingeworfen und dem Herzog Carl der Hut vom Kopfe geworfen worden sein soll, und daß auf der langen Brücke ein Schuster zur Schildwache gesagt habe: ‚Halte mal weg, ich muß noch das Laternechen einschmeißen‘. Wenn Ihnen nun nicht vaterländisch zu Mut wird, so weiß ich's nicht . . . Ich habe nun noch eine Bitte an Sie, lieber Herr Direktor, das inliegende Geld betreffend. Ich wollte während meiner Anwesenheit in Düsseldorf schon gerne den barmherzigen Schwestern einen Beitrag zu den Sammlungen geben, die Sie wöchentlich machen, und hatte mir dazu mein nächstes Honorar bestimmt; es blieb mir aber lange aus und ich habe es erst hier vor wenigen Tagen erhalten, so wollte ich Sie nun also bitten, die inliegende Anweisung erheben zu lassen und die Summe dann in meinem Namen den barmherzigen Schwestern in Düsseldorf zu geben. Doch wünschte ich, daß dieselben, falls die Anzeigen in den Zeitungen, die ich öfters gelesen, noch fortgesetzt werden, mich nicht namentlich dabei anführten. Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen eine Belästigung dabei mache, aber ich wollte es nicht gerne gerade durch die Post schicken.

Hier im Museum sollen zwei schöne neue Bilder acquiriert sein, von denen ich viel Lobens gehört, eins vom Murillo und eins von Zurbaran. Ich habe sie aber noch nicht sehen können.

Wilhelm von Schadow/Kinder mit Kaninchen.



F. Bruckmann A.-G., München, phot.

Sind es auch nur Kleinigkeiten, die Mendelssohn im Briefe aus Leipzig vom 31. Oktober 1836 berichtet, so zeigen sie doch den Charakter des Mannes, seine Arbeiten, vor allem auch seine Neigungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, sowie das schöne Verhältnis Schadows zu ihm:

Lieber Herr Direktor! Ich habe Sie wohl sehr um Verzeihung zu bitten, wegen meines langen Stillschweigens, und wenn Sie böse auf mich sind, so wollen Sie am Ende meine Entschuldigung gar nicht lesen. Aber wahrlich noch heute wird mirs schwer, Ihnen von einer Sache zu schreiben, von der ich während der gräulichen holländischen Tage so viel mit Ihnen sprach, daß ich entweder Alles schreiben müßte u. Ihre Geduld ermüden, oder gar nichts anders als: ich bin mit Cécile Jeanrenaud verlobt. Und das letzte hätte ich Ihnen freilich gleich schreiben müßen, mir wurde es aber Anfangs von der Familie streng verboten, es sollte ein tiefes Geheimniß sein, erst seit ich hier bin, merkte ich, daß alle Leute es wußten, und nun schäme ich mich eigentlich Ihnen so spät über eine so alte Neuigkeit zu schreiben. Mir ist sie freilich immer noch neu, und mit jedem Tage neuer und lieber, und mit jedem Tage treten mir unerwartete, schönere Folgen meines so großen Glückes vor die Augen, aber doch ist es immer beschämend so ganz und gar um Verzeihung bitten zu müßen, wie ich es hiermit thue. Ich rechne da viel auf Ihre alte Güte und Freundschaft zu mir, sonst wagte ichs am Ende gar nicht mehr schriftlich vor Sie zu kommen, und versparte mirs etwa bis aufs mündliche Bitten, wo mir vielleicht die Cécile helfen könnte. Das habe ich noch zu meiner Rechtfertigung wohl anzuführen, daß ich niemals so viele und anstrengende Arbeiten vorgefunden habe, als seit meiner Rückkehr hieher, so daß ich meiner Schwester bis jetzt nur einmal, meinen genauen Freunden größtenteils noch gar nicht schreiben konnte. Seit vier Wochen habe ich 8 Concerte u. etwa 20 Proben dirigirt, außerdem noch in der nächsten Woche eine große Aufführung von „Israel in Aegypten" in der Kirche mit der Orgel vor, und bis Weihnachten alle 8 Tage ein Concert, wozu ich das Repertoir und sämtliche Vorbereitungen zu machen habe. Dann wünsche ich meine eigenen Arbeiten doch auch zu fördern; dann habe ich mehrere fahrende Schüler die mich täglich 2 Stunden beschäftigen, dann ist die Menge der durchreisenden und sich kurz aufhaltenden Fremden hier überaus groß, und gerade das letzte verwirrt nicht wenig. Letzte Woche z. B. war Eduard Bendemann 3 Tage lang hier, und begleitete mich treulich in meine Israel-Proben und in die sonstigen, wie ich mich mit ihm freute, brauche ich wohl nicht zu sagen, und wie manchmal wir das pro und contra der Dresdener Direktorstelle und überhaupt der Stellen durchsprachen, ohne zu einem rechten Resultat zu kommen. Am Tage seiner Abreise erschien plötzlich Hauptmann aus Caßel, ein guter musikalischer Freund, und blieb 2 Tage, dann kam mein Vetter mit seiner ganzen Familie von Aachen her durch, mit ihm zugleich traf der junge Engländer Bennett ein, der den ganzen Winter hier bleiben wird, gestern endlich kam mein erster Clavierlehrer Berger und besuchte mich. So geht es einen Tag wie den andern. Herr von Quandt (der die Diagonalen auf meinem Gesicht hervorrief) war auch da und trug mir auf, ihn bestens zu empfehlen, wenn ich schriebe. Und bei alle dem möchte ich für mein Leben gern, ich wäre in Frankfurt, und könnte Concerte Concerte sein laßen und brauchte nicht blos auf Weihnachten zu warten, wo ich allerdings wieder nach Frankfurt kann, aber nur auf 10 Tage, den 1sten Jan. muß ich hier schon wieder Musik machen. Ostern, das mir den großen Gefallen thut, im nächsten Jahr sehr früh zu fallen, das wird gute Zeit. Und wenn das letzte Concert hier vorbei ist, so hoffe ich zu Gott gleich im Reisewagen

zu sitzen und fortzufahren — ob ich im nächsten Winter wieder hier bin, oder wo sonst — das liegt im Unklaren.

Die Ausstellung in Berlin hätte ich gern gesehn, (die Meinigen noch lieber) — aber auch das muß unterbleiben, da ich selbst zu der kurzen Abwesenheit, die dazu nothwendig wäre, keine Zeit finden kann. Daß ich unter diesen Umständen, als bildender Künstler meine im Haag gelegten Grundlagen nicht ordentlich cultiviren kann, versteht sich wohl, und meine Männer und Frauen haben wieder eben so gebrochene Arme und Beine, wie sie hatten, ehe Sie sich die Mühe gaben, sie ihnen wieder einzurenken. Und was macht der Cornelius Nepos meines Freundes Rudolph? Es ist mir sonderbar, wenn ich an diese vielbesorgten Tage denke. —

Darf ich Sie bitten Ihre Frau Gemahlin sehr vielmal und herzlich zu grüßen; ich weiß, daß sie an meiner Freude gewiß Antheil nimmt, und hoffe, sie wird mit mir zufrieden sein, daß ich ihren Rath so gut benützt habe. Es ist mehr Glück als Verstand dabei; wenigstens habe ich immer noch so Zeiten, wo ichs gar nicht recht begreifen kann, wie ich zu solchem Glücke kommen konnte, indeß daß ichs wirklich habe, kann ich nun nicht mehr bezweifeln, und jeder neue Brief von dort bestätigt mirs von neuem. Da ich aber nun so ganz nach den Vorschriften der Frau Direktorinn gehandelt habe, so möchte ich auch an sie eine kleine Bitte wagen, nämlich ob ich wohl die getuschte Zeichnung von Amalfi, die von mir in ihrem Stammbuch ist, auf wenige Tage hieher geschickt bekommen könnte; Sie wißen, lieber Herr Director, daß ich sie schon damals gar zu gern für meine Braut copirt hätte (es muß gerade diese Ansicht sein, weil ein Mährlein daran hängt) und daß ich sie damals nicht bekommen konnte, weil das Buch verschloßen war. Drum geschähe mir ein großer Gefallen damit, wenn ich das Blatt per Fahrpost zugeschickt bekommen u. bis Weihnachten nachmalen könnte, es sollte dann gleich wieder zurück erfolgen und mit dem größten Danke. — Auch einige Sachen von mir, als ein Rock, ein Paar Schuhe u. dgl. müßen noch in Johanns* Händen sein, dürfte ich Sie wohl ersuchen ihm zu sagen, daß er sie mir per Fracht oder per Fahrpost (wie es sich besser macht) an meine Adreße herschickt, da ich einiges davon gern hier hätte. — Um einige Zeilen Antwort wage ich es nicht Sie zu bitten, lieber Herr Director, Ihre Zeit erlaubt es kaum, und ich würde auch fürchten müßen zu sehr gescholten zu werden, aber darum muß ich Sie nochmals bitten, daß Sie mir Ihre Freundschaft nicht entziehen, mir nicht zürnen mögen, und daß Sie glauben, daß ich in jeder, auch der bewegtesten Zeit meines Lebens, bin und bleiben werde Ihr ergebener Felix Mendelssohn.

Ich schließe den Brief einer Künstlerin, allerdings aus viel späterer Zeit — er ist aus Ems vom 30. Juni 1855 datiert — an. Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, zeigt sich hier in ihrer naiven, ehrlichen Frömmigkeit. Wahrscheinlich eine Natur, die Schadow anziehen und die von ihm angezogen werden mußte. Das schwerfällige Deutsch habe ich so belassen:

Hochverehrter Herr Doctor. Mit wahrer Freude habe ich Ihren schätzbaren Brief erhalten und danke Ihnen für das große Vertrauen, was Sie mir in demselben erwiesen. Glücklich und dankbar hat es mir gestimmt von Ihnen zu erfahren, daß meine Art und Weise meiner Gabe gegenüber nicht eine unrichtige sey. Gebe es Gott! Ich fühle mich sehr klein, dies ist gewiß und klein bin ich auch. Ich haße den Egoismus aufs tiefste — das ist auch gewiß — aber wir armen Menschen sind ja dennoch so schwach, so kurzsichtig, daß wir unsere eigene Fehler manchmal am

* Schadows Diener.

allerwenigsten kennen und wähnen uns oft selbst vorzüglich und so geth (!) es mir auch. Ich bin ein elender Sünder und habe schon lange seine Kreuze geflüchtet. Daher sind mir Ihre letzten Worte der 5te Vers so sehr willkommen — das: „Ganz allein" machte mich glückseelig denn dadurch sah ich daß auch Sie, verehrtester Doctor, die große Entdeckung gemacht, daß wir nur durch Christi Verdienst gerettet werden und daß auch diese göttliche Glaube in Ihrem Herzen wohnt. Oh! haben Sie innigsten Dank für diesen Blick in die Seele und seyn Sie davon fest überzeugt, daß ich Ihre Worte mit dem heiligen Scheu empfangen habe und in dankbarem Herzen trage. Lasse uns vorwärts schreiten, wir sind alle Kinder — gehören alle zusammen in der großen Kette; Demuth allein und Glaube in Gottes Verheißungen, in Christo, kann uns stark machen. Mit vielem Intereße werde ich Ihr Buch studieren* und daß Sie mir daßelbe gegeben, ist auch ein Beweis der Güte, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Die Lieder von meinem guten treuen Begleiter Herr Dr. Hasenclever** habe ich auch mit Freude durchgeschaut. Das erste und noch ein andres hat mich sehr gut gefallen. Wenn Goldschmidt*** von Schweden zurückkommt, wollen wir sie durchnehmen, da ich auch nur sehr unvollkommen Clavier spiele.

Entschuldigen Sie gütigst, daß diese Zeilen so spät geschrieben wurden — ich habe aber viele Brief Schulden auf mich gehabt und habe daher etwas vorsichtig und langsam zu Werke gehen müßen, da man doch während des Kur Gebrauchen nicht viel Schreiben darf.

Entschuldigen Sie auch mein schlechten Deutsch ich kann es aber nicht besser!

Nun leben Sie wohl verehrter Herr Doctor! Gott führe und leite Sie und den Ihrigen freudig durch dies Leben und siegreich zum Ewigen! nur das Eine ist ja Noth!

Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichsten Grüße so wie Ihrer Frau Tochter und Herrn Schwiegersohn. Ich danke Ihnen noch alle für die schönen erfrischenden Tagen in Düßeldorff — für soviele Theilnahme und Liebenswürdigkeit; ich freue mich immer noch, wenn ich daran zurückdenke. Ich vergeße wahre Güte nie, so wie mich Intereße aus Eitelkeit tief verletzt. Ein Gruß noch an Allen denen, die sich meiner noch erinnern und mit denen ich in Berührung kam — darunter grüße ich vor allem den Herrn Bürgermeister Hammers und Herrn Staats Prokurator Schorn und damit basta, und zum Schluß die Versicherung meiner tieffsten Hochachtung und Ergebenheit mit der ich zeichne

Verehrter Herr Doctor

Ihre Jenny Goldschmidt, geb. Lind.

In den dreißiger Jahren konsolidierte sich die Schadow-Schule; die Gegensätze meldeten sich schon an, doch rissen sie die ideale Gemeinschaft von Lehrer und Schüler noch nicht auseinander: der Exodus der Lessing, Schirmer, Rethel u. a. begann erst im folgenden Jahrzehnt. Gewaltige Projekte auf dem Gebiete der christlichen Kunst, ausgedacht und entworfen, reiften der Verwirklichung entgegen. Der Kunstverein für Rheinland und Westfalen versorgte zum ersten Male weite Gebiete mit der neuen monumentalen Kunst neben prächtigen Staffeleibildern. Den Plan, an einer Stelle, gleichsam konzentriert, der reli-

* Wahrscheinlich die poetische Vision von 1848.

** Schadows Schwiegersohn.

*** Ihr Mann.

giösen Kunst eine gewaltige Arbeit zu geben, griff ein rheinischer Adliger, der Freiherr v. Fürstenberg-Stammheim, auf. Er wollte ihn in der wunderbar gelegenen Apollinariskirche verwirklichen lassen. Die Künstler waren da, die Düsseldorfer Vier, junge begeisterte Männer — es fehlte ihnen nur noch an Übung auf dem Freskogebiete. So wurden sie nach Italien gesandt und Schadow folgte im Jahre 1839 mit seiner Familie und den beiden jüngsten der Auserlesenen nach.

Inzwischen hatten in Deutschland die Kämpfe zwischen Staat und Kirche begonnen: das Kölner Ereignis hatte weite, bis dahin laue Kreise auf den Plan gerufen; der streitbare Katholizismus erwachte. Je nach der Gesinnung griff man heftig für und wider Partei, oder suchte Frieden zu stiften, oder zum Frieden zu raten. Daß Schadow hier eine Rolle gespielt, die trotz ihres Mißlingens doch voll interessanter Einzelheiten ist, wird in keinem Geschichtswerke, in keiner Lebensgeschichte der leitenden Persönlichkeiten erwähnt. Ich lasse den Bericht, den er als Sechsziger, d. h. um 1850, also ungefähr ein Jahrzehnt später, entworfen hat, mit kleinen Weglassungen hier folgen:

Bei meinem Wunsche und Streben, ein guter Katholik zu sein, nahm ich den lebhaftesten Anteil an den kirchlichen Wirren, besonders da ich die Hauptacteurs in diesem Trauerspiel persönlich kannte. Ja mich sogar rühmen kann, mit einigen befreundet gewesen zu sein. So kam ich gut unterrichtet im Jahre 1839 nach Rom. Der Herr Erzbischof, den ich schon in Rom im Jahre 1815 nach Beendigung des Wiener Friedens kennen gelernt, war ein heiliger bis zum Märtyrer treuer Bischof. Ein Freund der Kunst. Und es gehörte allerdings zu den edelsten Genüssen, mit ihm über geistliche Interessen zu plaudern und dabei eine lange holländische Tonpfeife zu rauchen. Die schärfste Kritik hätte vielleicht von ihm sagen können, daß er wohl noch besser zum Prior eines Trappistenklosters gepaßt, als zum Erzbischof von Cöln, dem ein gewisser Grad von Diplomatie not getan hätte. Sein Sinn war so gerade und ehrlich, daß ich ihn mit Sorge von kirchlicher Diplomatie habe reden hören. ‚Gottes Sache bedarf keiner Täuschung, keiner Kniffe. Ist es Gottes Sache, so bedarf es keiner Lügen, Ver- und Entstellung. Ist sie es aber nicht, so mag sie zu Grunde gehen.' Ich glaube, er hätte um der ganzen Welt willen keine Unwahrheit gesagt.

Von Seiten der Regierung unterhandelte der damalige Regierungspräsident Graf A. von Stolberg mit ihm, sein persönlicher Freund. Wer diesen durchaus ritterlichen, edlen Herrn gekannt, wird ihn nie vergessen. Seine Milde, sein Edelmut, seine hochherzige und durchaus liebevolle Gesinnung schien die Wahl dieses Unterhändlers gewiß zu rechtfertigen. Nur gibt es Combinationen, wo durch die Controverse der Überzeugungen ein Nachgeben unmöglich wird und zwar gerade wegen der gewissenhaften Treue der Unterhandelnden. Der Unterstaatssekretär, nachheriger Kardinal, Cappuccini kam im Herbst 1839 nach Düsseldorf zu einem Rendez-vous und Besprechung in derselben Angelegenheit mit Bunsen. Diesen Letzteren, höchst talentvollen Mann, hatte ich im Jahre 1815, als er zuerst nach Rom kam, kennen gelernt, und seine Talente und seinen ungemessenen Ehrgeiz hatte der ganze Kreis seiner und meiner Freunde richtig gewürdigt. Cappuccini, dem mich Graf von Stolberg zum Führer gegeben, weil ich in Düsseldorf der Einzige war, welcher fertig italienisch sprach, hatte mir viel, sehr viel von dem ihm früher befreundeten Bunsen erzählt, was allerdings mit den öffentlichen Relationen nicht allein im Widerspruch stand, sondern die öffentlichen Ereignisse teils erklärte,

teils ergänzte. . . Da aber der Cidevant, der ehemalige preußische Gesandte bei Leo XII. und Gregor XVI. mindestens eine zweideutige Rolle gespielt, so muß ich es, da mein Gewährsmann tot ist, mit Stillschweigen übergehen. Im Herbst des Jahres 1839 ging ich auf Rat meiner Ärzte nach Italien.

Es gibt in der Tat nichts feineres und anmutigeres, als das Betragen und der Umgang eines vornehmen italienischen Geistlichen. Cappuccini hatte mich so sehr für sich eingenommen, daß ich mich schon den folgenden Tag in das Staatssekretariat begab und lange, sehr lange bei Cappuccini blieb. Natürlich wurde das traurige Zerwürfnis, die gegenseitigen Beschuldigungen und die Persönlichkeiten der Streitenden besprochen. Der Schluß der Unterredung war das Ansinnen, daß ich meine Anschauungen zu Papiere bringen möchte, weil Cappuccini diese dem Heiligen Vater mitteilen wollte. Ich stutzte über diese mir so durchaus neue Aufgabe, indessen das wahre Interesse für die Sache drang mir die Antwort ab, daß ich es versuchen wolle. Es blieb mir alle Zeit zu dieser Beschäftigung, da es mir verboten war, die kalten Galerien und Museen zu besuchen. Ich schrieb den historischen Verlauf der Angelegenheit und bildete mir schon ein, ein Stückchen Staatsmann zu sein. Ich habe mir manche schwere Stunde damit vertrieben und hoffe es hiermit auch zu tun. Während meiner Arbeit fiel es mir jedoch ein, daß es unrecht sein möchte, diese delikate Angelegenheit à l'insu meiner Regierung zu behandeln. Ich entschloß mich also, die ganze Sache Herrn von Buch, unserem damaligen Gesandten, mitzuteilen, der ganz damit zufrieden war. Das Verfahren hatte ihn rein von den päpstlichen Behörden abgeschlossen und zwar so sehr, daß der notwendige Verkehr nur noch durch die österreichische Gesandtschaft ging. Ich fühlte sehr wohl, daß ich entweder keinem, oder nur beiden Herren dienen konnte. Als ich Cappuccini wiedersah, sagte er mir, daß der damalige Staatssekretär Lambrucini mein Memoire mit vielem Interesse gelesen und daß er es dem Papst Gregor XVI. mitgeteilt, der mich kennen lernen wollte. Ich hatte am Schluß meines Memoire mir erlaubt, Ausgleichungs- oder vielmehr neue Anknüpfungspunkte anzugeben. Cappuccini sagte dazu: ‚Ihre Vorschläge selbst durch mich vorgetragen, wirken gewiß zu gar nichts. . . Wir müssen einen weniger verdächtigen Kanal finden, um sie plausibel erscheinen zu lassen. Ihr Memoire liegt im Staatsarchiv, und da muß es noch sein.‘ Am Schlusse der Unterredung fragte er mich: ‚Kennen Sie vielleicht den Jesuitengeneral P. Rothan?‘ Ich verneinte es. ‚Durch diesen empfohlen könnten Ihre Vorschläge vielleicht Eingang finden.‘ Ein deutscher Geistlicher, welcher meinen Sohn unterrichtete, hatte mir schon mehrere Male Vorschläge gemacht, mich in das Collegium zu führen. Ich teilte ihm das Vorgefallene mit, und er brachte mich zu diesem merkwürdigen Manne. Ich lernte also den P. Rothan kennen. Da ich die Ehre hatte, der Sohn eines Meisters und der Stiefenkel des Großmeisters der hohen Landesloge zu sein, so kann man sich denken, wie mir zu Mute war. Wie man mich unterrichtet, war schon jeder Jesuit ein Teufel und nun gar ihr Haupt, das müßte Satan selbst sein. Es kam mir fast komisch vor statt dessen den sanftesten, über alle Dinge und Menschen sehr milde urteilenden Mann zu finden. Jede Exaggeration trägt die umgekehrte Wirkung hervor; die entsetzliche Schilderung, die ich von Jugend auf gehört, und gelesen, bewirkte gerade das Gegenteil bei mir und der Orden der Maçonnerie erschien mir als ein Boutique schamloser Lügner und Verleumder. Ich hatte bei meinen mehrfachen Unterredungen mit Rothan über den delikaten Kölner Zwist nie ein Wort der Erbitterung namentlich in Bezug auf Personen gehört, nicht einmal gegen Bunsen, dessen Verfahren so ziemlich von allen Parteien gemißbilligt wurde.

Als ich das erstemal zu ihm kam, fand ich englische Herren bei ihm, welche mit ihm unterhandelten, um durch Missionen der Jesuiten Stationen zu gründen, welche eine Straße vom Mittelmeer bis zum Persischen Meerbusen bilden sollten. Weltumfassende Unternehmungen derart wurden besprochen, es hatte alles einen sehr großen Charakter. In Bezug auf mein Memoire sagte er: ‚Soweit ich die Sache durchschaue, ist für den Moment nichts anderes zu tun, als abzuwarten. Die Kirchengeschichte lehrt uns, daß Dinge und vor allem Persönlichkeiten wechseln. Man muß Geduld haben, es wird sich wohl bald eine Gelegenheit finden, wiederum mit der Preußischen Regierung anzuknüpfen.'

Und wie er gesagt, so geschah es auch. Man hatte die letzten Lebenszeiten Friedrich Wilhelms III., dieses guten und gerechten Herrschers, mit dem Kölner Attentat verbittert. Man hat seine tiefe Religiosität eigentlich schändlich zu gunsten des omnipotenten Staates mißbraucht und, statt die legitime Gewalt zu befestigen, gerade in der Rheinprovinz durch diesen Akt untergraben und den Demokraten recht eigentlich Vorschub geleistet, also ungerecht und unklug gehandelt.

Zwei Punkte sind es vor allem, die man sich besser selbst überläßt, als daß man unternimmt, gegen den Willen und Neigung der Masse viel zu reformieren, id est die religiösen und juridischen Verhältnisse. Beide hatte man, wie ich beobachtet, öffentlich meist soudäner Weise in den Augen der Rheinländer stets verletzt, und aus Angst vor ihren revolutionären Gelüsten hatte man diese am Ende revolutionär gemacht. ‚Laßt sie in Dingen ihrer Religion und ihres Code und dessen Gerichtsverfahren ungeschoren und ihr werdet sie bald zu Preußen machen. Wo nicht, ihr möcht noch so viel für Schule und Wegbau tun, ihre Glaubens- und Rechtsbegriffe stehen ihnen noch höher als ihre materiellen Interessen, und das macht ihnen Ehre.' Was P. Rothan voraussah, traf bald ein. Vor meiner Abreise nach Neapel suchte ich Cappuccini noch einmal auf. Ich fand ihn entmutigt. Alle Relationen und laufenden Geschäfte gingen durch die Österreichische Botschaft. Auch Herrn von Buch, der sehr versöhnlicher Natur war, fand ich niedergeschlagen. Während meines Aufenthaltes in Neapel starb Friedrich Wilhelm III., und unser jetziger hochgeliebter Herrscher, der wohl nie mit der Wegführung des Erzbischofs, noch mit dem Verfahren gegen Rom einverstanden war, bestieg den Thron.

Der Graf Brühl kam in besonderer Mission nach Rom und knüpfte neue Unterhandlungen an. Man wünschte preußischerseits eine freiwillige Resignation des Erzbischofs Klemens August, aber man hatte diesen Charakter noch nicht erkannt, welcher das Märtertum für die Erhaltung seiner erzbischöflichen Autorität erlitten hätte. Sein Gewissen hätte ihn zum Heros gemacht, von Menschenfurcht war keine Spur in seiner Seele. Es war töricht, von einem solchen Manne etwas zu verlangen, was gegen sein amtliches Gewissen war. Der Irrtum eines solchen Verlangens entsprang eigentlich aus der vollendeten Unkenntnis der Preußischen Staatsmänner. Ich sah den Grafen Brühl bei Herrn von Buch. Beide Herren waren Bunsens entschiedene Gegner, und es war nicht schwer zu bemerken, daß die Desavouierung Bunsens der erste Schritt zur Aussöhnung mit den päpstlichen Behörden bildete. Die laufenden Geschäfte der großen Kölner Erzdiözese lagen gänzlich still und bereiteten den Regierungsbehörden nicht geringe Verlegenheit. Die Völker sind noch nicht so weit gesunken, daß sie den Gottesdienst entbehren könnten. Dazu bedarf es Priester, und nie wird man diese dazu bringen, daß sie sich in der menschlichen Gesellschaft wie ein schwarzes Bruchteil der Staatsbureaukratie betrachten. Sie beherrschen mehr oder minder doch die Geister der Menschen, welchen nichts teurer ist als ihr ewiges Los. Darum soll jede Regierung sich die geistliche und

weltliche Miliz zu Freunden halten. Das übrige folgt von selbst. Das, wird man sagen, ist ja das Ziel des Cäsaropapismus. Gewiß, nur es scheint nicht in der Absicht Gottes zu sein, so viel Macht in eine Hand zu legen. Die Versuchung zur Despotie wäre zu mächtig für den einzelnen schwachen Menschen. Was hat das Kölner Ereignis bewirkt? Daß jetzt jeder kleine Kaplan, insofern er im Recht ist, den Mut und die Ausdauer von Klemens August zeigen wird. Wird aber der Klerus nur streng gerecht nach dem bestehenden Konkordat und Landesgesetz behandelt, so wird er der mächtigste Verteidiger und Bundesgenosse der Staatsregierung sein.

Die Person des Königs ist bei allen beliebt, nicht so die Minister oder Oberpräsidenten. Vermöge der kirchlichen Verfassung ist allerdings ein esprit de corps im katholischen Klerus. Aber man irrt, wenn man annimmt, er sei regierungsfeindlich. Im Gegenteil. Er weiß recht gut, daß, wenn die Massen die Rechte des Thrones nicht ehren, sie noch weit aufrührerischer gegen die Rechte des Altares sein werden. Klemens August war, wie sein Buch ‚Staat und Kirche' zeigt, ganz von dieser Überzeugung durchdrungen.

Durch Graf Brühls Ankunft waren die geschäftlichen Relationen wiederhergestellt. Die unmittelbaren Verhandlungen mit Klemens August in Minden hatten zu nichts geführt. Er wies selbst wegen seiner Resignation die freie Auswahl eines Coadjutors zurück, indem er sagte, er kenne keinen, der zu dem Amte sich eigne. Rom aber wünschte um des Friedens mit Preußen willen diesen freiwilligen Rücktritt des Erzbischofs. Deshalb sagte mir Cappuccini beim Abschied vor meiner Rückreise nach Deutschland: ‚Der Papst wünscht, daß Sie nach Ihrer Rückkehr dem Herrn Erzbischof persönlich und mündlich diesen Wunsch mitteilen möchten.' Ich bat aber vergebens um einen schriftlichen Auftrag zu meiner Legitimation. Alle diese Dinge teilte ich Herrn von Buch mit, welcher mir riet, den Auftrag anzunehmen. Er mochte denken: Hilft's nichts, so kann es auch nichts schaden. Ich hatte meine guten Gründe vorsichtig zu sein, und fürchtete, in das Zeitungsgeträtsch gezogen zu werden. Denn es herrschte in jener Zeit, wie immer bei konfessionellen Zwisten, eine Aufregung und Animosität ohne Gleichen. Im November 1840 kam ich nach Deutschland zurück. Ich war näher befreundet mit dem ebenso loyalen Diener des Königs, als braven Anhänger seiner Kirche, mit dem edlen Grafen Fürstenberg-Stammheim, einem Verwandten von Klemens August. Dieser Herr wünschte dringend so wie ich die Schlichtung des Kölner Streites. Zu ihm begab ich mich bald nach meiner Rückkehr und es war beschlossen, daß wir zusammen zum Erzbischof nach Münster reisen wollten, wo derselbe im Stammhause seiner Familie nach seiner Entlassung aus Minden lebte. Graf von Fürstenberg, der Aristokrat und Katholik comme il faut, Grandseigneur wo es hingehört, liebevoll und leutselig selbst gegen den Gemeinsten, in Religionssachen fest bei der Stange haltend und doch tolerant und milde gegen Andersgläubige. Genug, wäre die Mehrzahl der Menschen religiös und politisch von dem Schlage, so würden wir nicht nötig haben, uns so viel nach dem Paradies zu sehnen. Diese Reise wollte ich nicht ohne Erlaubnis meines allergnädigsten Herrn unternehmen und teilte das Projekt dem edlen Grafen von Groeben, der schon damals das Vertrauen seines Königs besaß, mit und frug an, ob ich den Auftrag ausrichten soll. Die Antwort war bejahend; und so reiste ich am 1. Juni 1841 mit Graf Fürstenberg nach Münster, wo wir, um unbemerkt zu bleiben, bei der Schwester des Grafen, der Frau von Dalwigk, Quartier fanden. Kaum dort angelangt schrieb ich an den Erzbischof um eine Audienz und wurde auf den folgenden Tag um 11 Uhr beschieden. Etwas einnehmendes hatte der Herr Erzbischof nicht. Er war eine lange, magere Gestalt

und seine Haltung hatte etwas Starres. Ich bildete mir ein, durch früheren Verkehr mit sehr hohen Herren eine gewisse Unbefangenheit und Leichtigkeit im Verkehr mit denselben zu haben, leugne aber nicht, daß ich mich diesem Herrn gegenüber etwas eingeschüchtert und gewissermaßen betreten fühlte. Es schien mir fast natürlich, daß derselbe bei allem Wohlwollen denken mußte: Wie kommt der junge Maler* zu solcher Commission und zwar ohne Brief und sonstige Legitimation? Übrigens war mir der alte Herr sehr gewogen gewesen. Er hörte mich daher sehr aufmerksam und liebevoll an; sodann begann er die Geschichte (?) des ganzen Kölner Streites, charakterisierte Facta und Personen treffend, ging nachher auf Rom über, schilderte auch die dortigen Persönlichkeiten mit bewundernswerter Präzision, und sagte unter anderem eine große Wahrheit: ‚Mag das weltliche Gouvernement in Rom auch noch so mangelhaft sein, so finden sich für die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten daselbst jeder Zeit eminente Köpfe sowie auch eine Erfahrung und Praxis, welche das Schifflein Petri immer wieder flott machen. . . . Im ganzen glaube ich, daß man annehmen darf, so mangelhaft die weltliche Regierung Roms auch sein mag, ebenso wacht die ewige Vorsehung, daß das Kirchenregiment darunter nicht leidet. Die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche sind geschichtlich so mannigfaltig, die Erfahrungen so genau verzeichnet, daß es nur einer gründlichen Gelehrsamkeit bedarf, um in der Vergangenheit Auskunftsmittel für die Gegenwart zu finden.‘ Und so fand es sich auch hier. Preußen verlangte nichts anderes, als den Rücktritt des Erzbischofs. Der alte Herr hielt diesen Schritt für gegen sein Gewissen, indem er niemandem die notwendige Festigkeit gegenüber der Regierung zutraute. Er sagte: ‚Wie kann man denn glauben, daß ich, nach dem was mir in Köln begegnet, Neigung habe dahin zurückzukehren.‘ Das freundliche Gemüt des ehrwürdigen Greises ertrug die etwas gespannte Unterredung nicht länger. Er nötigte uns nun zum Sitzen. Es wurden Kaffee und Pfeiffen gebracht. Nach längerer freundschaftlicher Unterhaltung richtete sich der alte Herr auf und sprach stehend: ‚Findet der Heilige Vater in meiner Handlungsweise der Regierung gegenüber etwas tadelnswürdiges und glaubt, daß ich dadurch der Kirche Schaden gebracht, so zitiere er mich nach Rom und stelle mich vor das Gericht meiner Amtsbrüder. Verurteilen diese mich, so resigniere ich sogleich und freiwillig. Wo nicht, nicht. Und dann kann mich auch der Papst nicht entfernen.‘ Der Mann war wie ein Fels. Mir fiel die Äußerung des Fürsten Metternich gegen Bunsen ein, als dieser ihm die Gefangensetzung von Klemens August mitteilte: ‚Mein Lieber, was wollen Sie denn mit einem gefangenen Erzbischof machen?‘ Ich dachte an Thomas Becket und an Pius VI. und VII. und an die Geschäftsverwirrung in der Kölner Erzdiözese. Alles scheiterte an diesem Kämpen für die kirchliche Autorität. Und so freundlich und liebevoll er sich auch sonst zeigte gegen uns, so fühlten wir doch wohl, daß wir in der eigentlichen Geschäftssache, die uns zu ihm geführt, gescheitert waren. Der edle Graf von Fürstenberg wie auch ich wir waren in der edelsten Absicht, unserem Staat und unserer Kirche zu dienen, hierher gekommen. Das fühlte auch Klemens August, denn er entließ uns auf das liebevollste und freundschaftlichste. Indes war ich doch wahrhaft niedergeschlagen. Mich hatte zum erstenmale einer Grandeur gegenüber mein unbefangener Sinn verlassen. Entmutigt und verdrießlich kehrten wir nach Düsseldorf zurück. Ich schrieb daselbst eine Relation des mißlungenen Faktums an Cappuccini, welche die Sendung des jetzigen Kardinals Reisach nach Münster veranlaßte und Klemens August bewog, den jetzigen Hoch-

* Schadow war mittlerweile 51 Jahre alt geworden.

würdigsten Kardinal Geisel zum Coadjutor anzunehmen. Ebenso schrieb ich an unsere Majestät und glaubte somit alles getan zu haben, was ich vermochte.

Ich füge hier noch zwei Schreiben zweier berühmter Persönlichkeiten an, das eine aus Karlsruhe, 29. Mai 1842 datiert, von dem preußischen Gesandten Radowitz, das andere von Fürst Karl Anton von Hohenzollern aus Weinburg, der Herbstresidenz der fürstlichen Familie, geschrieben am 11. Okt. 1854. Beide Briefe berühren zunächst persönliche Angelegenheiten Schadows, die Unterbringung seines Sohnes Richard — der später als preußischer General gestorben ist — zuerst in der preußischen, dann in der österreichischen Armee. Aber das ist doch nur eine kleine Nebensache. Beide sind charakteristisch für ihre Absender und die Zeit, in der sie geschrieben sind: der eine in den frohen Hoffnungstagen der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV., da man allerseits nach einem einigenden Band für das deutsche Vaterland suchte, der andere in den Zeiten des Krimkrieges, nach Olmütz, da Mißtrauen die Berliner wie Wiener politische Atmosphäre erfüllte. Radowitz schreibt:

Daß ich so spät antworte, müssen Sie mir schon verzeihen, theuerster Herr Direktor, denn ich bewohne seit einiger Zeit geradezu die Chaussée. Meine Installation als Gesandter an drei Höfen verbunden mit den Frankfurter Dingen und so vielen Berolinensien hat mich um jede Ferien und besonders um jeden ruhigen Moment gebracht.

In der Sache mit Ihrem Sohn werden Sie inzwischen wohl schon die Antwort des Generals v. Neumann haben; geschäftsmäßig liegt die Sache ganz in seinen Händen. Sollte diese Antwort nicht günstig sein, so ist es immer am besten daß die Anwesenheit des Königs am Rheine abgewartet wird. Ich werde dann das weitere selbst besorgen und bitte mich zu jener Zeit nur von der augenblicklichen Sachlage in Kenntniß zu setzen. Da ich auch nach Düsseldorf komme wenn der König dort ist, so können wir selbst mündlich konferieren; ich hoffe daß Ihre Wünsche ohne Schwierigkeit zu erfüllen seyn werden.

Wenn die Adelssache noch immer keine Erledigung gefunden hat, so muß Stolberg sehr saumselig seyn, da der König sicher damit einverstanden ist. Es würde dann wohl rathsam seyn Stolberg zu moniren.

Mit Ihrer Idee eines allgemeinen Kunst-Vereines war der König sehr zufrieden. Overbeck's Einwürfe, obgleich ich sie wohl begreife, schießen doch über das Ziel hinaus. Die Reformation, wie tief sie auch eingeschnitten, hat doch noch gemeinsames genug gelassen, was einer monumentalen Weihe fähig und bedürftig ist. Leider aber tritt zwischen alle solche Projekte jetzt der unselige Hamburger Brand, dessen nächste Folge auch seyn wird, daß er den großen Gedanken des Cölner Dombaues zu Grabe tragen wird.

Es ist eine der merkwürdigsten Fügungen, daß, während die Bekräftigung der deutschen Einheit eben auf dem idealsten Wege gesucht wurde, dieselbe Aufgabe in der allermateriellsten Gestalt hervorgetreten ist. Gerade das war die unvergleichliche Seite an dem Cölner Projecte, daß gar kein materieller Nutzen dabei erzielt würde, daß es eine Huldigung des gesammten Vaterlandes für eine reine Idee war. Darum werde ich ewig bedauern, daß das äußerliche, greifliche Prinzip einen so entschiedenen Sieg auch in dieser Sache davon trägt. Ein Monument unserer Einheit wird diese Hamburger Sammlerey nie liefern, ich mißgönne den Leuten ihr Geld gewiß nicht, aber ich bedauere von Herzen, daß ein weit höheres geistiges Moment daran zu Grunde geht.

In nächster Woche gehe ich nach Darmstadt und Wiesbaden, um meine Creditive zu übergeben, bleibe dann bis Ende Juli ruhig in Frankfurt und übersiedle nach Carlsruhe. Ist keine Aussicht vorhanden, Sie, liebster Herr Direktor, wieder in diesen Gegenden zu sehen? Herzlich grüßend der Ihrige Radowitz.

Schadow hatte im Jahre 1829 den Kunstverein für Rheinland und Westfalen gegründet, der bald den ganzen Norden Deutschlands umspannte; so hatte er den jungen Malern eine angemessene Beschäftigung geboten, das Volk durch die großen monumentalen Kunstwerke, die der Verein ermöglichte, zum Verständnis der Kunst erzogen, und durch den ernsten Hintergrund der großen Kunst seine Schule vor Trivialität und Handwerksmäßigkeit bewahrt. Unter andern Verhältnissen blüht der Verein auch jetzt noch mächtig fort. Von der Gründung eines allgemeinen deutschen Kunstvereins mit nationaler Unterlage verlautet nur hier; denn die später entstehenden allgemeinen deutschen Künstlerversammlungen verfolgten doch ganz andere Zwecke. Overbeck war bei seiner vorsichtigen Art, vor allem bei Dingen, deren Wirkung er nicht überschaute, gerade kein begeisterter Freund derartiger Vereinigungen, wie man im ersten Bande von Binders Overbeck mehrfach angedeutet findet.

Der Brief des Fürsten lautet:

Es liegen Schwierigkeiten vor, die außerhalb jener Einwirkung liegen, die mir zu Gebote steht. Ich habe bereits sondirt und einen leisen Fühler nach Wien ausgestreckt — gestern aber die Andeutung erhalten, daß wegen der obschwebenden, täglich sich mehrenden und zu einem wahrscheinlichen baldigen Bruche führenden Differentien zwischen Oesterreich und Preußen eine Preußische Empfehlung und der Eintritt eines Preußen in das kaiserliche Heer nicht in dem Maße gegenwärtig gewünscht würde, als sonst die Gewinnung eines diensterfahrenen früheren Offiziers für die kaiserliche Cavallerie gerne gesehen und erleichtert werden dürfte!

Wir wollen uns übrigens durch diese vorläufige Notiz nicht abschrecken lassen! Den 15. d. M. bringe ich pflichtschuldigst in Potsdam zu; ich werde dort bald den Stand der Dinge erkennen. Sollte die preußische Unentschiedenheit es zu einem tatsächlichen Mißverständnis mit Oesterreich kommen lassen, — so ist allerdings Vieles und Manches zu befürchten und der Austritt eines Preußen zum Behufe oesterreichischer Dienstbarkeit wird zu den Unmöglichkeiten gehören. Beharren wir aber auf der Bahn der Schwankungen, was höchst wahrscheinlich ist, so führen uns eben diese Oscillationen am Ende doch ins oesterreichische Lager und dann gibt es kein denkbares Hinderniß für die Realisierung Ihrer Wünsche!

Im Laufe des Monats Oktober muß sich vieles aufklären — anfangs des Nächsten weile ich wieder in Ihrer Mitte und sodann können wir das Weitere besprechen und ausführen. Bis dahin ist mein Rath auf Zuwarten gerichtet. Glauben Sie ja nicht, hochverehrter Herr Direktor, daß mich Bequemlichkeit oder Indifferenz zu diesen Anschauungen der Sache vermocht haben. Beide Untugenden kenne ich glücklicherweise nicht und wäre ich zu meinem innern Verdruß damit behaftet, so würde am allerwenigsten in Beziehung auf Sie und die Ihrigen ich einer Auslassung dieses moralischen Gebrechens Raum geben! . . .

Wir verbringen frohe heitere Tage in der Schweiz! Das Wetter ist uns hold und ich für meine Person schwelge im Nichtstun. Ich sitze stundenlang auf einer meiner von Weinlaub umrankten Terassen und schaue in den tiefblauen See oder zu den im Dufte schwimmenden Bergen hinüber und doch rechne ich solche Stunden zu keinen verlorenen! In der freien Gottesnatur bin ich stets Optimist! . . .

Schadows künstlerische Kraft begann seit den dreißiger Jahren langsam zu versiegen. Noch einmal raffte er sich zu einem gewaltigen Triptychon auf, das in Dantesker Manier Himmel, Fegfeuer und Hölle darstellen sollte.

Von Sehnsucht fühle ich mich getrieben
In Form und Farbe sie euch hinzustellen;
Mein Schwanenlied hätt' ich damit geschrieben,
Eh' ich vergehe in der Zeiten Wellen

schrieb er schon 1848 in der ‚Vision eines Malers'. Schwere Krankheiten, große Aufregungen über die Spaltungen unter seinen Schülern, ein Magen- und Augenleiden, das ihm mit Erblindung drohte, schließlich in den Greisenjahren wiederholte Schlaganfälle nahmen ihm den Pinsel aus der Hand, bevor er sein Tagewerk nach eigenem Empfinden beendet hatte. Mit tiefem Weh hat er es empfunden, daß schon seit langem sein Malerruhm verblaßt, die früher ihm huldigende Kritik sich in scharfe Angriffe verwandelt hatte. Mit zitternder Hand schreibt er einmal die bezeichnenden Worte nieder, die, wenn ich nicht irre, aus Immermanns, des längst Dahingeschiedenen, Munde stammen: ‚Ach, Freund! Nur ein Stückchen blauer Himmel, eine Nase voll Orangenduft und ein Auge voll Farben und Gestalten und das Ding sollte schon gehen!'

Und in seinen zahlreichen dichterischen Versuchen betont er immer wieder die Sehnsucht nach dem Ideal und die Vergänglichkeit alles Irdischen:

So wechselt alles, wird groß, wird klein,
Nur eines, nur eines bleibt fest,
Das menschliche Elend, es baut allein
Auf Erden sein bleibendes Nest.

Herzergreifende Töne weiß er in Schreiben an seine liebsten Schüler und Freunde Ernst Deger und Julius Hübner zu finden. ‚Stümperhaft, ja wohl stümperhaft ist all unser Streben. Ganz besonders aber das meinige. Alle Morgen nehme ich mir die größte Tapferkeit und Ergebung vor. Dann kommen die Schmerzen und mit ihnen das dringende Verlangen zu sterben.' So jammert er in einem undatierten und unbestimmten Briefe, dessen Empfänger unzweifelhaft Deger ist, dem er das interessante Geständnis macht: ‚Gott begnadigt Sie merkwürdig. Ihre Person wie Ihre Bilder wirken ganz von selbst katholisch!' Noch resignierter klingt es aus einem Briefe an J. Hübner, der in Dresden mit Bendemann das Kunstleben beeinflußte, als Künstler in Begabung und Wesen dem Meister sehr verwandt. Das Schreiben ist in seiner religiösen, ja theologischen Fassung zugleich sehr charakteristisch für Schadows letzte Zeit. Wie er in dem Schreiben an Deger ‚durchaus die Hoffnung nicht aufgibt, daß Fräulein von Waldenburg katholisch wird', scheint auch aus den letzten Worten an Hübner eine ähnliche Hoffnung durchzuschimmern:

Bei dem angeborenen Widerwillen gegen den Tod schätzt man mit Recht schon den materiellen Mut, die Furchtlosigkeit vor dem Tode. Unendlich höher aber steht der moralische Mut; denn es gibt Situationen, wo der materielle Tod wie eine Wohltat erscheint. Der Kampf gegen die geistige Verarmung ist noch unendlich schwieriger. Geistiges Losarbeiten bei dem Mißlingen und der Erfolg-

losigkeit unserer heißesten Anstrengungen, Fortstreben unbekümmert um das Urteil der Menschen, fortwährendes Opfern auf dem Altar geistiger Ausbildung, Schmach, Verfolgung nicht achtend, das ist vielleicht das Höchste, was der Mensch zu leisten vermag. — —

Dein Brief, mein lieber Julius*, ist erfüllt von diesem Heroismus, und ich bin entschlossen, deinem edlen Beispiel zu folgen, obgleich ich viele Schmerzen, die daraus erwachsen, wohl voraussehe. Dieser Entschluß veranlaßt mich, meine letzten Arbeiten sowohl zur Kunst-Ausstellung nach München, als auch, insofern Ihr es brauchen könnt, nach Dresden und zur großen Ausstellung nach Berlin zu senden. — Offen gesagt, fürchte ich letzteren Ort am meisten, indeß man muß etwas abschütteln lernen. Bilder sind niemals gemacht, um gesehen zu werden und es ist töricht gegen die Natur der Dinge zu streiten. Ich bin mir der Mängel in meinen Arbeiten sehr wohl bewußt, die Idealität der Gegenstände lassen eine eigentliche Befriedigung überhaupt nicht zu; nun in Gottes Namen, der Vogel kann nicht besser piepsen, als ihm der Schnabel gewachsen ist. Mein Freund, könnte ich nur noch piepsen und wenn es nur wäre, um Torwege anzustreichen; indeß bei Gott ist alles möglich! — Wir haben ja überhaupt nichts als unsern guten Willen, und dafür hat uns Gott den Frieden versprochen. Die fortwährenden Schmerzen im Leibe verhindern mich nur ihn zu genießen. Diese Dürre, diese Trockenheit ist wirklich die härteste Seite meiner Prüfungen. Doch ich will dir nichts vorklagen, da jeder Mensch ohnehin an seinem Kreuz genug zu tragen hat, ich halte viel vom Gebet und von der Fürbitte, als Katholik. Betet doch für mich, daß der barmherzige Gott meinen Zustand ändere. Auflösung oder Erlösung. Seien die Individualitäten auch noch so verschieden, Gott gegenüber bleiben doch alle Menschen in manchen Dingen ganz gleich. Gott, Unsterblichkeit, Paradies oder Hölle. Die größten Heiden stutzten bei der Idee, was kommt nach dem Tode? Das ist die Frage. Leiden, unaussprechlich leiden in der Zeit um der Ewigkeit willen. Ich bin dahin gekommen, daß, mit Ausnahme von ein paar Menschen, mir außer dem Verlangen nach dem Paradiese, alles so ziemlich gleichgültig ist. — Streben nach Wahrheit das Notwendigste, das allein Not tut. Dann aber auch treues Festhalten und Befolgen der erkannten Wahrheit, rücksichtslos gegen das Urteil der Welt. Der böse Feind sucht dies vermöge der Sinnlichkeit, Menschenfurcht stets zu verhindern. Wahr gegen jedermann, aber zumeist gegen uns selbst, denn unser Verstand ist ein Sophist, unser Gefühl ein schwankendes Rohr, obgleich unleugbar das Höchste, was uns wird und durch dasselbe werden kann. Deine geistige Tätigkeit erfreut und belebt mich. Du verwirklichst in Dir das ora et labora. Man sollte meinen, ein Mensch, der mit solcher Konsequenz und Heroismus diesen Spruch übt, kann den wahren Weg nicht verfehlen. Also nur treu! Was Dir Gott offenbart, dem folge aber auch mit unvergleichlicher Treue! Suche und klopfe an und die Dunkelheit wird schwinden.

In diesen Zeiten starker seelischer Depression greift der vielseitige Mann zur Feder; er wird Dichter und Kunstschriftsteller. Die erwähnte ‚Vision' zeigt den starken Einfluß Dantes, Gedankengänge, einzelne Bilder sind ihm entnommen. Der ständige Vergleich schädigt den Eindruck der Dichtung, die allerlei hübsche Stellen aufweist. 1854 erschien das Künstlerbuch ‚Der moderne Vasari'. In den Tagen der werdenden Kunstgeschichte schilderte Schadow mehr als ein Dutzend zeitgenössischer Künstler, mit denen er zusammen-

* Abgekürzt: m. l. J.

gekommen war; es waren für einzelne die ersten sicheren Charakterzeichnungen, etwas licht gehalten, zum Teil ja auch durch Verwandtschaft und Herzensfreundschaft bestimmt. Vor allem behandelte er Carstens, Flaxmann, die Lehrer seiner Jugend, Canova, Thorwaldsen, Schwanthaler, Schinkel, Overbeck, Rauch, F. Tieck, R. Schadow, Schick und Wach. Schadow nannte die Schrift ‚Erinnerungen aus dem Künstlerleben' und zugleich ‚Novelle'. Den Rahmen der Biographien bildeten novellistische Schilderungen des Künstlerlebens in Düsseldorf; im Mittelpunkt steht der ‚alte Mann, dem Gott den Gebrauch der Augen genommen, der in einem Lehnstuhle saß und die Bilder seines vergangenen Lebens an sich vorüberziehen ließ', d. h. Schadow selbst; er beabsichtigte, in seinen Künstlerbiographien ‚die Umwandlung der Kunst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts vom ersten Keim an darzulegen'. Hübsche Titelzeichnungen von Julius Hübner, kleine Gedichte von Schadow leiten die Kapitel ein, ein Festspiel Schadows ist mitten drin, alles lose gefügt, geschmackvoll, wenn der literarische Wert auch wohl nicht bedeutend ist. Damalige Herrscher und Fürstlichkeiten, selbst ein Mann wie Alexander von Humboldt, haben das Werk enthusiastisch aufgenommen. Letzterer schreibt:

> In den zwei Tagen, seitdem ich durch Ihre Freundlichkeit und Aufmerksamkeit Ihre geniale Schrift vollständig besitze, bin ich, edler Freund und Kollege, zum größten Schaden meines Stuttgarter . . . und aller kosmischen Bestrebungen mit Ihrer Schrift beschäftigt, in der Form und Inhalt der Muttersprache die dramatische Einkleidung über das genannte Kunstgebiet so wundervoll verknüpft. Da ich sie Zeile für Zeile gelesen, so habe ich (wie Sie bösartig vergessen) nicht bloß ein Namensregister von sechzehn Heroen (nur zwei atmen noch von den dahin Geschiedenen) angefertigt und eingeschrieben, sondern auch wichtige Mysterien registriert. Sie sehen, ich möchte dem idealistischen zwei Elemente meisterhaft beherrschenden Direktor Wilhelm von Schadow beweisen, daß ich den modernen Vasari am meisten und vollständigsten kenne. Diese Kenntnis hat mich auch besonders befähigt, gestern Abend bei Übergabe Ihres Dankes und Buches den König auf das aufmerksam zu machen, was er sich solle . . . vorlesen lassen . . . Der König verläßt heute Sonnabend Charlottenburg und schläft in Stettin. Ich begreife, daß Sie auf Ihren Vasari nicht haben setzen wollen: Th. I. Es ist eine abgeschlossene Komposition voll Naturleben, oft lokalisiert und dadurch um so anregender, wichtiger noch durch einzelne überaus gelungene dichterische Kompositionen: p. 45. 58!! 62, 243. Der Genuß wird aber gestört durch das, was man entbehrt, die Natur in ihrer Komposition, daß Sie nicht lange bei Gegenständen verweilen können, die auf's höchste interessieren. Z. B. p. 9—22. Möchten Sie doch zu bewegen sein, gleich ein anderes Werk über die Kunst unseres Jahrhunderts, über einzelne Meister und einzelne berühmte Werke zu geben und zusammenhängende Fragmente . . . allgemeine Betrachtungen über das christliche und heidnische Element, die sogenannte historische Landschaft, Genuß und Störung durch Staffage, Wirkung der Dimensionen nach Verschiedenheit des Gegenstandes, ursprüngliche Neigung erhabene Gegenstände burlesk und spielend zu behandeln (Kaulbach in Friesen). Machen Sie doch die Hand auf, die so viele Wahrheiten verschließt.

Bezeichnend ist auch, was Humboldt an den alten Gottfried Schadow über seinen Sohn bei dieser Gelegenheit schreibt:

Es herrscht ein großartiger Sinn, das gereifte Urteil eines Mannes, der alle Verhältnisse des politischen Lebens durchschaut, in den politischen Ansichten, in der physiognomischen Schilderung der Personen. Es ist unmöglich, bei einer solchen Superiorität Ihres Sohnes nicht an die Vielseitigkeit eines anderen großen Meisters, an Rubens, zu denken. Wie elend sind aber unsere geselligen Verhältnisse im Vergleich mit der Civilisation und künstlerischen Ausbildung, die den Festen in dem kleinen Düsseldorf einen so erhöhten Reiz gibt. Man muß als Berliner sich schämen in der dürftigen Romantik unserer Gesellschaften.

Und noch einmal kommt Humboldt im November 1854 auf die ‚großartige, ernste Komposition' zurück.

‚Der König schien nächst mir am meisten davon verstanden und gefühlt zu haben. Er ist es auch gewesen, der mich angetrieben hat, um unseres so hochverdienten Uhlands politisierende reichsfreundliche Furcht vor der bayerischen Nachteule in Vergessenheit zu bringen, eine Wahl für Malerei auszuschreiben. Der König war beunruhigt darüber, daß Overbeck sterben könne, ohne unsere Liste durch seinen Namen illustriert zu haben.'

Es handelt sich hier um die Verleihung des Ordens pour le mérite an Uhland, der ihn wie den bayerischen Maximiliansorden ablehnte, worauf dann Overbeck in Vorschlag kam, der ihn auch erhielt. Anscheinend arbeitete Schadow für Deger und Lessing für Bendemann. ‚Zersplitterungen sind des Deutschen ursprünglicher Charakter', scherzt Humboldt. So würden denn die Bildhauer von den Botanikern und die Geologen von den Kupferstechern gewählt!

Humboldts Vorschlag, eine Fortsetzung des ‚modernen Vasari' zu schreiben, ist unzweifelhaft von Schadow in seinen letzten trüben Jahren, da die Hand nicht mehr malen konnte, der Geist aber so unendlich rege war, ernstlich erwogen worden. Eine Anzahl Bruchstücke in seinem Nachlasse deuten es an. So das Kapitel ‚Der vornehme Mäcen', das beginnt: ‚Nach Durchlesen eines Schreibens machte der Alte ein vergnügtes Gesicht und rief: Endlich kommt er! Wer denn? fragte sein Famulus. Der reiche Graf R., der einzige moderne Kunstsammler, dessen Galerie doch noch etwas anderes als Genre- und Landschaftsbilder zeigt, und dessen Kunstliebe sich sogar bis zu Bildern religiösen Inhalts erhebt!' Unzweifelhaft ist damit der bekannte polnische Magnat Graf Rascynski gemeint, dessen Galerie ja der Berliner Nationalgalerie einverleibt ist. Der Besuch verlief nicht ganz erfreulich. Der Mäcen lobte Cornelius, Schraudolph und Steinle statt der Düsseldorfer, kaufte nichts, d. h. er erwarb ein kleines Restarrangement von Preyer. ‚Das Resultat ist die gewiß vortreffliche Durchführung von fünf kleinen und einem großen Piepvogel; für deine Person: müde Beine, einen wüsten Kopf, viel Demütigung und nicht einen Pfennig Geld.'

Ein gewisses aktuelles Interesse hat noch seine Kritik der Gemälde im ‚Atrium des Berliner Museums und der Aula in Bonn'. Der erste Versuch habe den Beweis geliefert, daß selbst auch die preußische Intelligenz in der Wahl der Mittel fehlgreifen kann, denn die bildliche Darstellung eines naturphilosophischen Systems und die trockenen Allegorien in der Aula können

den guten Berlinern und Bonnern doch unmöglich viel Freude machen. In Berlin habe man auf das reiche Leben des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen oder auf das Nomadenleben der alten Deutschen zurückgreifen sollen, in Bonn auf die Volkssagen und Dichtungen, so würde doch mehr Volkstümliches herausgekommen sein. Man solle in Bonn die Bilder abschlagen und Männern wie Simrock den Auftrag geben, einen passenden Gegenstand der deutschen Sagen und Märchen auszudenken. Freskomaler gäbe es jetzt hüben und drüben.

Von besonderem Werte dürften auch die Erörterungen über ‚Anwendung des Nackten' in der Kunst sein. Ich gebe die Stelle in der Hauptsache wieder:

Es gibt gegenwärtig sehr schöne Talente, Männer von sehr frommer, ehrenwerter Gesinnung welche irrtümlich eine Entchristlichung der Kunst im Gebrauch nackter Gestalten bei Bildwerken fürchten. Ebensowenig wie in der Bekleidung an sich Sitte, Zucht und Schamhaftigkeit liegt, ebenso wenig liegt in der Darstellung des Nackten Lüsternheit und Frevel. Alles kommt am Ende auf die Seele und den Sinn, mithin auf die Gefühls- und Auffassungsweise des Bildners an. Es läßt sich ja nicht einmal ohne Anwendung des Nackten die hl. Geschichte darstellen, z. B. die Sündflut, Johannes in der Wüste, St. Sebastian, die thebaische Legion, ja selbst der höchste Vorwurf der Kunst, der gekreuzigte Heiland. Ebenso widersinnig wie die Antikomanen, welche nichts als Nacktes wollen, wie z. B. die berühmte Bettina mir ernstlich zumutete, die hl. Familie unbekleidet darzustellen, geberden sich die Ultra-Christlichen, denen schon ein nacktes Christkindchen oder ein kleiner Johannes anstößig erscheinen. Selbst ein Geist wie Fiesole hat die Schöpfungsgeschichte nicht ohne Darstellung des Nackten wiedergeben können. Ich will hiermit wahrlich nicht den lüsternen Darstellungen das Wort reden, da ich wohl das Verderbliche derselben kenne, selbst wenn sie, und vielleicht um so schlimmer, von einem Tizian oder Corregio herrühren, allein es gibt ein Fahrwasser, welches glücklich zwischen der Scylla der Wollust und der Charybdis der Prüderie durchfährt.

Wer das Nackte gründlich kennen lernen will, studiert Anatomie und das Totengerippe. Der wunderbare Eindruck von Zweckmäßigkeit, Weisheit und Schönheit des menschlichen Körpers macht für einen gutgearteten Menschen die anatomischen Studien zu wahren Religionsstunden. Meine Ansicht ist: Beschaust du Bilder, die Natur mit reinem Auge, so wird das Kunstwerk Abbild und Abglanz derselben so rein wie dieselbe ursprünglich aus des Schöpfers Hand hervorging. Du trägst deinen eignen ob reinen, ob verderbten Sinn in das Kunstwerk hinein und es wird, ganz abgesehen vom Gegenstand ein keusches oder unreines Kunstwerk werden. Das Nackte an sich ist gewiß nicht sündhaft. Hieraus ergibt sich von welch wesentlichem Einfluß unser sittlicher Wert auf unsre geistige Produktion ist und daß die Meister bessere Künstler sein würden, wenn sie bessere Menschen wären.

Am wichtigsten sind die beiden Charakteristiken von Thorwaldsen und Cornelius. Beiden hatte er im Vasari ein glänzendes Denkmal gesetzt. Daß hier die Töne dunkler gefärbt sind, habe ich bereits erwähnt. Sicherlich läuft im Tatsächlichen wohl nichts Unwahres mit unter, ob im Urteil? Schadow bezeichnet als die drei Genies, die er in seinem Leben gekannt hat, Thorwaldsen, Cornelius und Immermann, stellt zunächst die Frage, ob diese Erben des Prometheus glücklicher wie die andern Sterblichen seien, was er verneint,

und gibt dann eine nicht uninteressante Charakteristik des Genies und seiner Wirkung auf die Mitwelt.

Thorwaldsen und Cornelius.

Im Jahre 1810 (?) waren Freiheit, die Wartburg und die Jenenser Studenten das Feldgeschrei. Freiheit gleichbedeutend mit Sturz jedweder Autorität. Kirchenregiment gleichbedeutend mit Verführung der Menschheit, Monarchie gleichbedeutend mit Tyrannie, genug: Hängt den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters! Seit der gottbegnadete Staatssophist in Berlin die große Wahrheit entdeckt, daß der Mensch selbst eigentlich Gott auf 2 Beinen sei, welches den blond- und rotgelockten deutschen Jünglingen ungemein wohlgefiel, war es mit jeder historischen Autorität rein aus. Michel Angelo, Rafael war dem jungen deutschen Kunstjünger viel weniger wert, als sein eigenes Urteil. Satan war das erste Geschlecht auf zwei Beinen, denn Hochmut veranlaßte ihn sich selbst an Gottes Stelle zu setzen. Weshalb sollte sich der deutsche Student genieren? Das tut denn auch der junge Deutsche nicht. Man konnte damals jeden Abend im Caffe greco von irgend einem jungen Norddeutschen eine recht hübsche atheistische Vorlesung à la Ruge od. Feuerbach vernehmen, so hausbacken und populär, daß der deutsche Kellner sie verstehen konnte. Alle Geburtsvorteile, Rechte, Rang, Reichtum, Talent, Wissen, bloßer Zufall. Natürlich war es die Aufgabe und das Recht und die Pflicht des Einzelnen, diesen Zufall zu seinem Vorteil zu korrigieren. Bei dem leicht erregbaren Gefühl u. Verstand Thorwaldsens ging dieser nur gar zu leicht auf diese Gedanken ein.

Unter dem Begriff Freiheit versteht dieser Gott auf 2 Beinen, daß er jeden Augenblick tun kann, was ihm beliebt und dies ist völlig logisch, indem er als Gott nicht irren kann. Daraus wird der Krieg Aller gegen Alle, also Anarchie. — In der Kunst ging das noch bei Thorwaldsen, da er nur das Vernünftige wollte. In der Politik war er so radikal, als man es sein konnte. . . . Am meisten aber hat es mich empört, wenn er von den Frauen sprach. Er behauptete, es hätte nie eine Jungfrau gegeben. Demuth und Keuschheit erschienen ihm absurd. Was ihn innerlich unruhig, mißtrauisch, genug unglücklich machte, war, daß er an gar keine Tugend glaubte, und wenn er sie, wie bei der Bekanntschaft oder Erscheinung eines Mannes wie Overbeck, mit Händen greifen konnte, zog er es doch vor, diese Evidenz für Scheinheiligkeit zu halten und egoistische Zwecke dahinter zu wittern. Weil er Niemanden traute, so traute ihm auch Niemand. Wenn er über unzureichende Bedienung klagte und ich ihn fragte: ‚Warum schaffen Sie sich nicht einen eigenen Bedienten an,' erwiderte er: ‚Soll ich mich etwa wie Winkelmann ermorden lassen. Ich habe schönere geschnittene Steine, wie er.' Wenn ich bei seinen Klagen über Mängel im eignen Hausstand, Familie 2c. fragte: ‚Weshalb heiraten Sie nicht?' antwortete er: ‚Nennen sie mir mal eine Frau, die mir keine Hörner aufsetzen würde.' Er hatte allerdings bei seiner Maitreße üble Erfahrungen gemacht. Ausgestattet mit hinreißender persönlicher Liebenswürdigkeit, gemütvoll, reich, schön und eigentlich gutmütig, gelang ihm Alles und das war sein Unglück. Mißlang ihm doch mal etwas, so dachte er garnicht daran, daß das seine eigene Schuld sein könne, das war jederzeit Bosheit, Haß, Neid seiner Kunstgenoßen. So war Canova ein wahrer Dorn in seinem Auge, und man durfte ihn nicht nennen. Allerdings reichte dieser ihm weder an Einsicht noch an Leistungen das Wasser, war ihm aber in moralischer Beziehung weit überlegen. Übrigens war Th. als Künstler sehr bescheiden, er nahm Kritiken gerne an, wie jeder Künstler, dem

Wilhelm von Schadow/Die klugen und die törichten Jungfrauen.



F. Bruckmann A.-G., München, phot.

ein hohes Ideal vorschwebt und der einen recht tiefen Blick in die Natur getan hat. Seine Kritik war vortrefflich, aber seine Urteilsfähigkeit hatte sich auch auf die Kunst konzentriert. Hier war er allein vernünftig. Es sei denn, daß er wirklich nicht viel auf bloß äußere Ehren gab. Eine Ernennung zum Ehrenmitglied eines künstlerischen oder gelehrten Körpers galt ihm mehr als ein Orden, oder der Besuch einer im Bereich des Geistes renommierten Person mehr als der Besuch des Kaisers von Österreich. Er hielt sich selbst keineswegs für gut, ja nicht einmal für fähig gut zu werden. In dieser Beziehung sagte er lachend: ‚Am besten bin ich noch, wenn ich besoffen bin. Dann gebe ich wohl nochmal einen Papetto (5 Slbrgr.) an einen armen Teufel, sonst bin ich zu geizig.' Und das war er auch. — Sein Kunstgenie machte ihn nicht glücklich. Er hatte einen zu hohen Begriff von dem, was die Kunst leisten könnte und was die Griechen in derselben geleistet, auch verachtete er das Lob der Menge und schalt sie Dummköpfe, die des Canova Werke neben den seinigen lobten. Sein Geld machte ihn nicht glücklich, denn es war ihm nur Gegenstand der Besorgnis. Er witterte dadurch überall Diebe und Mörder. Sein Glück bei den Frauen half ihm nichts, denn er verachtete, ja er haßte sie meistenteils. Genug ich habe ihn jahrelang sehr unglücklich gesehen. Am heitersten sah ich ihn noch unter Künstlern, besonders ganz jungen Leuten. Er hatte eine so starke Natur, daß er die prächtigsten Nordländer, die nach Rom kamen, unter den Tisch bei ihrem Bewillkommnungsfest trank, auch konnte er alles vertragen. Zu 3 diners an einem Tage geladen, aß er sich durch alle drei durch und schlief nachher seine 8 Stunden. Dann stand er auf, trank eine große Schale Café und arbeitete bis abends 8½ Uhr, ohne irgend etwas zu nehmen mit einer Energie des Geistes, recht unbequem stehend, ganz mit der Riesenkraft eines Nordlandsrecken.

Auf jeder illegitimen Verbindung ruht ein Fluch. Die Mißachtung göttlicher und weltlicher Gebote rächte sich jedoch an niemand so hart als an Thorwaldsen. Er hatte die Frau eines andern verführt und hielt sie als Maitresse, von der er 2 Kinder hatte. Ein junger Landsmann kam nach Rom verführte seine Geliebte, war, wie man glaubt, Schuld an dem Tod seines Söhnchens. Es ereigneten sich Greuel ohne Zahl, von denen es besser ist zu schweigen. Thorwaldsens Hauptfehler war eine ungemeßene Sensualität, unterstützt von einem Riesenkörper. Eine gute, edle Frau hätte ihn gut und glücklich gemacht, denn er war au fond ein edles Naturell, so wurde er nach und nach mit sich und der ganzen Welt unzufrieden und hatte keinen ruhigen Augenblick. Wir seine Freunde versuchten ihn aus den Banden seiner schrecklichen Geliebten zu befreien. Allein es war nur vergebens, sein Unglück war dies Weib u. er genoß nichts von seinem Ruhm, seinem Reichtum, seiner Schönheit noch Kraft. Seine großen natürlichen Anlagen waren die Klippe, an welcher sein Lebensglück scheiterte. Es wurde ihm alles zu leicht gemacht. Das war auch der Grund, weshalb er zuletzt keine Sprache mehr sprach noch schrieb. Ein jeder von uns machte sich eine Ehre daraus sein Sekretär oder Dolmetscher zu sein. Ich habe ihm lange Zeit alle deutschen Briefe geschrieben. Er unterhielt sich auch mit den Freunden, aber mehr durch Gesten, als mit Worten. So war Th. das Opfer einer ungemessenen Sensualität, so ist ein anderes wirklich großes Genie Peter Cornelius das Opfer eines ungemessenen Ehrgeizes und deshalb ebenso wenig zu bewundern. Dies Genie, dem Religion, Geschichte und alle Verhältnisse gleichsam in Bildern aufgingen, hatte eine gramvolle Kindheit und Jugend und hatte sich durch dieselben mit wahrem Heroismus durchgekämpft aber die vielen endlosen Unbilden haben ihn verbittert und er liebt, außer sich selbst, recht eigendlich Niemand. Alles wird dem Götzen Eigenliebe hingeopfert; und

einer, der ihn nicht anbetet, ärgert ihn mehr, als 15000 ihn erfreuen, die ihn anbeten, er fühlt sich deshalb nie zufrieden. Auch er kann hinreißend liebenswürdig sein und ist zuweilen großmütig splendid und gutmütig, doch wehe dem, der ihn kreuzt oder den er in irgend einer Sache als Rivalen betrachtet. Da ist die Herrschsucht so groß, daß er ihm nicht das geringste Verdienst zuerkennt. Selbst unumwundenste Anerkennung und Verehrung hilft ihm nichts, er muß ecrasiert werden.

Ich schließe mit einigen Stellen über: ‚Wissenschaftliche Kunst und christliche Kunst':

Alle deutschen Geister, deren Theorien nicht absolute Resultate jahrelanger Praxis sind, scheinen nur Fanatiker zu werden, indem sie ihre Theorie als die allein seligmachende mit allen erlaubten wie unerlaubten Mitteln durchsetzen: In Deinem Geiste will das Weizenkörnchen eines guten plastischen Gedankens sich entwickeln; Du hast mit einigen Bleistiftstrichen Dich auszusprechen versucht. — Sei gewiß es kommt ein . . . Anticomane und demonstriert Dir, Deine Anschauung sei trivial, z. B. ein Perseus, der die Andromeda befreit, ganz nackt, sei das Urbild des christlichen Rittertums und man könne ihm sehr wohl Sporen malen, da er von dem Cavallerieregimente Bellerophon wäre; auch müße die Andromeda durchaus etwas von einem Ritterfräulein haben, indem die antike Welt durchaus nichts anderes als ein symbolisches Vorspiel der christlichen Aera sei. Er schwazt noch eine Stunde lang, ebenso ennuyant als gelehrt, verdaut Alles gleichzeitig in der Kunst, interessiert sich nur für etruskische alte verottete Metallspiegel und zwar auch dafür nur aus philosophischen Gründen. Ich habe selbst im Jahre (18)41 den berühmten Otfried Müller, der sich auf einer Durchreise nach Griechenland einige Tage in Rom erschien, die Rafaelschen Stanzen ganz flüchtig durchlaufen sehen, ohne alles bemerkbare Kunstinteresse. Wie wäre das eigentlich möglich, wenn er den Kunstgenuß der Antike wirklich erkannt hätte? Wo wir nichts auszusprechen haben, dafür haben wir auch kein Interesse. Hier war nichts gelehrt zu untersuchen. Dies Thema ist so gründlich ausgegeben. Und ein paar moderne Arbeiten, bei denen Jedermann den Gegenstand, wie den Künstler aus dem Katalog ersieht, weil dabei der gelehrte Kunstforscher sowie leider auch ungebildete Kenner nichts zu sagen weiß, so ist es wertlos und ist ohne alles Interesse für einen vernünftigen Menschen! So schreiben diese Herrn dicke Bände über einen alten verosteten Metallspiegel oder über einen zerbröckelten, kaum erkennbaren Kopf oder Torso irgend eines beliebigen Götterbildes und laßen wahrhaft tiefsinnig gedachte und gemachte moderne Arbeiten unerwähnt und verunglimpfen höchstens deren Urheber. Daher glauben viele meiner Kunstgenossen, daß wir keine schlimmeren Feinde haben, als die Kunstgelehrten. Geduld, ihre Nachfolger werden das alles büßen, denn es entstehen neue Kompositionen deutscher Maler, so allegorisch, simbolisch, dunkel, daß die Gelehrten künftig . . . das Kopfweh erhalten sollen. Leider war ich oft Zeuge, wie diese Erdflöhe manches junge Talent konfus machten. Statt Anatomie, Perspektive, sehe ich sie die unsinnigen Theorien dieser allerunnützensten Leute studieren. Ist nun ein Kunstjünger diesem gelehrten Forscher Strudel glücklich entgangen, so läuft er Gefahr in dem hyperkirchlichen christlichen Strudel unterzugehn. Hier gilt wiederum nur das urälteste, und was nicht von Byzanz herrührt, ist ketzerisch. Natürlich darf es nun gar nicht aussehen, denn sonst ist es nur Sinnenreiz im Dienst vom Bösen. Wenn die ceremoniöse byzantinische Hofetiquette nicht auch in den Altarbildern sichtbar wird, so ist es styllos, Beginn von Ketzerei, und so wird nach und nach die christliche Kunst zu einer Art von Hieroglyphensprache, nur den Eingeweihten verständlich. Es gibt gegenwärtig Künstler, Männer für die nur ein

ganz braungewordenes Madönnchen auf einem wurmstichigen Brettchen, mit einem Christuskindchen in langem Rock und mit ganz langen dürren Beinchen noch einiges Interesse hat. Der übertriebene Respekt vor dem Uralten artet in das Lächerliche aus. Das ist ebenso in der Musik (S. Bach ist ihnen noch lange nicht alt genug), Hymnen aus den ersten christlichen Jahrhunderten, besser die erste Hymne, welche Adam und Eva im Paradies gesungen; so auch war St. Lucas der beste Madonnenmaler. Das ist recht chinesischer oder ägyptischer Dynastengeist. Beim Rheinwein läßt man sich's gefallen, bei der Kunst nicht. Weder alles Alte ist gut, noch Alles Neue schlecht. Durch die sclavische Nachahmung von schon Vorhandenem, sei es noch so gut, wird kein lebensvolles schönes Kunstwerk entstehen. Ist der dem Werke zu Grunde liegende Gedanke (die Composition) neu und glücklich, so ist für die Ausbildung in Form und Farbe in der Tat nur ein zweckmäßiges Mittel für alle Gegenstände, für alle Zeiten, nämlich das gründlichste Studium desjenigen Vorbildes in der Wirklichkeit, welches dem geistigen Vorwurf am analogsten ist. Ein solches findet sich jedoch selten. Je idealer der Gegenstand, je weniger findet sich das passende Modell dafür in der Wirklichkeit, daher ist eine solche Aufgabe auch die schwierigste. Man kann eine vollkommene Kirsche malen aber keinen vollkommenen Christuskopf. Je höher der geistige Inhalt des Gegenstandes, desto schwieriger wird dessen Darstellung. Das Bild welches lediglich in der Vorstellung des Künstlers ist, ist schwerer zu realisieren, als dasjenige das lebend vor ihm steht; hieraus ergibt sich, daß Portraitieren, so schwer es auch sei, doch unter dem Schaffen des idealen Malers steht. Weshalb aber sind auch die Portraits Rafaels die schönsten, welche existieren, als lediglich darum, weil er das Ideale, den Funken Gottähnlichkeit, noch besser herauszufinden und wiederzugeben wußte. Jede Kreatur behält immer noch mehr oder minder eine Spur seines Ursprungs. Jedes Individuum hat sein ihm eigentümliches Ideal. Je geistiger der Darsteller ist, je mehr empfindet er das idealische in seinem Modelle und man kann allerdings von der Auffassung eines Portraitmalers sehr wohl auf dessen Seelenverfassung zurückschließen, aber ja mit Vorsicht und Liebe. Hieraus erkennt man auch die Rangordnung der verschiedenen Kunstfächer, ein höchst delikater Punkt, denn wir Künstler haben unsere Aristocraten, Democraten, leider auch Radicale, die einen wahren, tiefeingewurzelten Haß gegen alles Ideale hegen. Unter hundert zur bildenden Kunst berufenen Talenten kann man 75 rechnen, deren Genius bis zur Hervorbringung einer guten Landschaft reicht, 50 welche ein hübsches Genrebild oder Portrait machen lernen, und wenn 3 für Götter und Helden darunter sind, so ist es viel. In der Litteratur möchte eine ähnliche Erscheinung vorkommen: welch' eine Masse von lyrischen Gedichten, hübschen Novellen, und welch' eine Armut an guten Epopöen oder Tragödien.

Mit dem Beginn unseres Antikisierens ist eine neue . . . Reform in der bildenden deutschen Kunst hervorgetreten, sowohl architektonische als auch plastische; gesunde Elemente (siehe München, Dresden, Berlin und Düsseldorf) sowie plastische Elemente auch in Düsseldorf, Frankfurt, so daß ein Versinken in eine Hieroglyphenkunst oder eine neue Prinzipienperiode, wohl eigentlich nicht zu befürchten ist. Sollte die Mehrzahl junger Talente, wenn vielleicht eine neue religiöse deutsche Erhebung erfolgt, sich an die Schule Deger, Ittenbach und Carl Müller anschließen und in der ars profana ein Gleiches im Anschluß an Bendemann, Steinle rc. erfolgen, so läßt sich im Gegenteil eine deutsche Kunstepoche voraussagen, wie sie bis jetzt noch nicht dagewesen. Ja, wenn ich bedenke, daß Carl Müller in Marseille eine Kirche malen wird, so werden wir wahrscheinlich auf die französische und belgische Kunst

einen wohltätigeren Einfluß ausüben, als diese es in früheren Jahrhunderten auf uns gethan. Alles kommt eben auf die Einigkeit an. Auch in der Kunst ist sie ebenso wünschenswert als in der Politik. Die Genremalerei wie auch die Landschaftsmalerei haben bei keinem Volke und zu keiner Zeit eine so große Ausbildung gehabt, als gegenwärtig in Deutschland.

Man sieht trotz der trüben Stimmung, die den leidenden greisen Meister in den letzten Jahren kaum verlassen hat, auf einem Gebiet einen starken Optimismus, auf dem der christlichen Kunst. Wohl ist er mit Wenn und Aber verbrämt, aber er ist da. So mußte es auch sein bei einem Manne, der von jüngsten Jahren an für den Idealismus in der Kunst geschwärmt, der von seinen Jünglingsjahren an die christliche Kunst mit Wärme umfaßt hatte, der für ihr Emporblühen auf deutschem Boden neben seinem Rivalen Cornelius die stärksten Impulse gegeben hat. Wenn auch in Zukunft seine Schöpfungen vergessen sein werden, der geniale Lehrer der Düsseldorfer Schule, der unermüdliche Förderer der Düsseldorfer christlichen Kunst und christlicher Künstler wird noch manchen Geschlechtern eine verehrungswürdige Persönlichkeit bleiben.



Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Schluß.) Auf seinem Wege zu den Biegenwüls bekam der Baldringer alsbald einen erhöhten Anreiz, sich das schöne Mädchen nun erst recht deutlich vorzustellen. Aber gerade dies machte ihn über den tieferen Grund dieses Besuches stutzig, und er geriet sogar ernstlich darüber in Zweifel, ob er nicht doch mehr die Pepi als ihr Glück sehen wollte. Ohne daß er jedoch tieferhin über sich selbst klar geworden wäre, betrat er dann jenes Haus der Schiefringerstraße, in welchem die Geschwister Biegenwül wohnten. Die Stubentüre wurde ihm nicht sogleich aufgetan, nachdem er an ihr zerkludertes Gefüge gepocht hatte. Das Mädchen, welches allein zu Hause war, machte eben an dem einen der Fenster einen vielgeflickten Spitzenvorhang auf und schrie:

‚Ich hab' jetzt nicht gleich Zeit, wem's dafür steht, der soll warten.' Und sie band erst das eine Ende des Eisendrahtés, der den Vorhang tragen sollte, an einen Nagel fest; dann aber sprang sie von dem schwachbeinigen Stuhle herab, welcher sie ächzend getragen hatte und schloß die Türe auf. Der Schrei, den sie ausstieß, verriet Freude und Schrecken zugleich. Aber im selben Augenblick schon rief sie: ‚Ich schwöre es Ihnen, daß ich noch niemals so grob war wie jetzt in meinem fröhlichen Übermut! Und diese Grobheit hat just Sie treffen müssen! Todunglücklich wär' ich jetzt, wenn ich's nicht sehen tät, daß Sie wegen was wichtigerem als wegen mir so ernst sind.'

Pepi hatte den Markus in das Zimmer eintreten lassen und bot ihm einen alten Polsterstuhl an, die beste Sitzgelegenheit, welche sich hier befand.

‚Ich bin allein zu Haus,' plauderte sie währenddessen. ‚Meine jüngere Schwester haben wir überhaupt nicht mehr daheim. Schauen's, seit Sie in unser Schicksal eingegriffen haben, kommt uns ein Glück über das andere. Ganz unversehens hat es sich geschickt, daß die Dam', von der wir Ihnen ja erzählt haben, schon jetzt meine Schwester braucht. Ein recht gutes Platzl hat die Tonerl. Und mein kleiner Bruder? Der begegnet gestern dem reichen Kunstschlosser, bei dem er schon längst gern Lehrbub sein möcht'. Wenn sonst mein arm's Brüderl den stolzen Herrn auch noch so lieb grüßt, so schaut er's dafür doch kaum an. Aber gestern muß ihm der Bub' plötzlich mehr als sonst gefallen haben, denn da hat er ihn ang'redt: Magst du schon eher, als du schulfrei wirst, alle Tag' ein wenig in meiner Werkstatt zuschauen, so komm' halt hin. Heut' war der Bub' dort, hat sich ein bißl anstellig gezeigt und dafür vom Meister einen Gulden bekommen. Und so viel wie heut' soll er vorläufig alle Tag verdienen können, hat der Meister gesagt. Ich glaub', es empfinden nicht viele Leut' durchwegs so heiß wie dieser Bub', und er war noch nie so froh wie jetzt. Sie sollten uns nun alle richtig kennen, damit Sie sehen,

wie glücklich Sie uns gemacht haben. Mein älterer Bruder wird sichtlich von dem gesund, was wir Ihnen danken. Er war schon gestern im Colleg und ist heut' wieder hingangen.'

‚Ich bin ihm vorhin begegnet,' sagte Markus. ‚Er hat mich hierher führen, mir euer Glück zeigen wollen, aber da war ich zum Mitgehen nicht aufgelegt. Und jetzt bin ich doch da.'

Auf dem Gesichte der Pepi, welche sich indessen dem Baldringer gegenüber gesetzt hatte, wurde nun ein Lächeln der Empfindlichkeit sichtbar, und sie sagte:

‚Da denk' ich mir's schon, weshalb Sie hierher gekommen sind. Wenn Sie der Leopold mithaben wollt, da war er nachher gewiß recht niedergeschlagen, weil Sie ihm seinen Willen nicht getan haben. Das ist Ihnen nachträglich zu Herzen gegangen und deshalb sind Sie jetzt gekommen.'

Sie wollte es ihm nicht offen sagen, wie sie deswegen schmollte, weil sie es für gewiß hielt, daß er zum geringsten Teile ihretwegen hierher gekommen war. Aber sie wünschte, daß ihm ihr Schmollen nicht entgehen, sondern daß es ihn doch wenigstens etwas rühren sollte. Wenn sie es geahnt hätte, wie er den Liebesbeweis, den ihm da ihr Wesen erbrachte, aufnahm, so wäre sie wohl allzugleich beseligt und entsetzt gewesen. Sie wartete auf eine Antwort, und er konnte ihr nicht gleich eine geben. Die Wahrheit glaubte er ihr nicht sagen zu dürfen, lügen wollte er nicht und erklügelten Ausflüchten war er jetzt ebenso abgeneigt wie sonst. Endlich sagte er:

‚Ich hab' es bisher nicht geglaubt, daß es jemals recht sein könnte, wenn man die Wahrheit verschweigt und glaub' das jetzt auch nicht. Mein Erzieher, der Hans Baldringer, hat es mir so beigebracht, daß man immer bei der Wahrheit bleiben muß, wenn auch einem selbst oder einem anderen noch soviel des Leides und Wehes geschäh'. Das Leid und Weh tät' sich hernach zum rechten Glück wenden, hat er gesagt. An ihm hat sich sein Wort bewährt, ich hab' mich halbwegs darnach gehalten und bin halbwegs richtig mit den Leuten ausgekommen, solang' ich daheim geblieben bin. Ob es aber zum Guten wär', wenn ich auch Ihnen jetzt die Wahrheit sagen tät', das weiß ich nicht. Es ist ein völliger Ausnahmsfall, in dem ich mich jetzt befind' — ganz von der Ordnung ausgeschlossen fühl' ich mich und glaub' auch, daß es bei mir nimmer nach ihr gehen kann, wenn ich mich auch noch so recht benehm, als ich's vermag. Ich ahn's ganz gewiß richtig, wie Sie sich jetzt um mich sorgen, und es mag daher als gar grob erscheinen, wenn ich sag': Verlangen Sie's nicht, daß ich's Ihnen völlig gesteh', wie mir ist. Aber recht ist's doch, daß ich das von Ihnen verlang'. Viel kann ich Ihnen ja von mir zu wissen geben, nur hauptsächlich über ein's möcht' ich schweigen.'

Nun erzählte er ihr wirklich fast von allen seinen letztherigen Erlebnissen, nur die Schilderung dessen ließ er aus, was ihn hierher gezogen hatte und was er jetzt empfand. Dabei dachte er: Ahnen darf sie ja, daß dasjenige, wovon ich nichts erwähn', sie betrifft. Sie darf's sogar wissen, daß ich sie so lieb hab', und begreifen soll sie's, daß es am besten ist, wenn wir von unserer Lieb' nicht reden.

Sie ahnte nun wirklich seine Liebe, sowie auch die Ursachen, aus denen er darauf verzichtete, sich zu ihr auszusprechen und sie hielt diesen Verzicht für töricht. Auf ihrem Gesichte war ein herrlicher Widerschein der Seligkeit, deren sie nun bei dem Erkennen seiner Liebe voll wurde.

Da sah er es auch schon, daß sie ihn verstand und daß sie eher zu allem als zu jenem Entsagen bereit sein würde. Indem er ihr länger in das liebestrahlende Gesicht sah, war es ihm so, als ob durch den Zauber ihrer Augen aus seinem Herzensgrunde ein Feuerquell entspränge und als ob diese jäh emporsteigende Glut sein ganzes, altes Empfinden verbrennen müßte.

Pepi antwortete jetzt: ‚Nachdem Sie mir das alles gesagt haben, sorg' ich mich erst recht zuviel um Sie, als daß Sie mir Ihr jetziges Empfinden verschweigen dürften.'

Da er es nun wußte, daß ihre Leidenschaft der seinen glich, wunderte er sich gar nicht deswegen, weil sie ihn nun zu einem Liebesgeständnisse zwingen wollte. Er spürte auch nicht mehr die Kraft, um sich ihr verschließen zu können, wohl aber noch ein Schamgefühl, bei welchem er sich ihr nicht ohne weiteres so offenbaren konnte, wie sie es erwartete. So fand er zunächst keine Antwort und außer seiner Leidenschaft machte ihn nun auch die Scham rot. Endlich sagte er:

‚Sie haben ja mein Empfinden schon erraten.'

Da lächelte sie bitter und erwiderte:

‚Daß ich's erraten hab' — soll mir das genug sein?'

Dann stürzten plötzlich Tränen aus ihren Augen hervor, sie stand auf und ging zu dem einen der Fenster. Dort drückte sie ihre Stirne an eine Glastafel und weinte. Markus trat an ihre Seite hin und antwortete ihr:

‚Nein, jetzt sind wir so weit, daß wir uns ausreden müssen. Aber wenn ich nicht hierher gekommen wär', oder wenn ich besser schweigen gekonnt hätt', dann wären Sie wohl vor Ärgem behütet geblieben.'
Da kehrte sie sich ihm wieder zu und gab ihm die Versicherung:

‚Es wär' nichts Ärgeres für mich, als wenn ich Ihr Unglück nicht als das meine tragen dürft'.'

‚Sobald Sie es ganz erkennen werden, wie hoffnungslos elend ich durch mein Schicksal geworden bin, werden Sie mich ja doch aufgeben, wie man einen derart Verlorenen aufgeben muß.'

Nun lächelte sie durch ihre Tränen und entgegnete: ‚Sie reden, als ob in Ihnen nichts mehr Rechtes aufleben könnt' und dabei —‘. Hier brach sie den Satz in der Hoffnung ab, daß ihn Markus ergänzen und beantworten würde.

Der junge Mann erfüllte wirklich ihre Erwartung, indem er sprach: ‚Sie wollen sagen, daß dabei doch diese Liebe für Sie in mir mächtig geworden ist.‘

‚Ja, ja,‘ sagte sie, während ein helles Rot über ihr Gesicht flog. Sie war überglücklich, weil er nun doch das Wort ‚Liebe‘ über die Lippen gebracht hatte. Dann stellte sie die Frage: ‚Halten Sie denn diese Liebe für nichts Rechtes?‘

‚Sie ist jedenfalls das Beste, was ich fühl',‘ antwortete er. ‚Ich fühl' ja nun nichts als sie —.‘

‚Und ich wär' zufrieden, wenn Sie sonst nichts mehr fühlen könnten und wenn Ihnen sonst nichts übrig blieb, als nur dieser Lieb' zu leben,‘ erwiderte sie.

‚So wird mir nun wirklich sonst nichts übrig bleiben‘, sagte Markus und dann reichte er ihr die Hand. Zu einer anderen Zärtlichkeit, als zu diesem Händereichen kam es zwischen den Zweien bei ihrer Verlobung nicht.

Sie spürten beide Lust genug, sich in die Arme zu sinken, aber Markus beherrschte sich, weil er es für ganz selbstverständlich hielt, daß er sich bis zu seiner Hochzeit beherrschen müßte. Pepi wartete ein Weilchen sehnsüchtig darauf, daß er sie küssen würde, und weil er dann dies nicht tat, achtete sie dafür seine Liebe noch mehr als zuvor. Markus hatte jetzt das Gefühl, daß er durch diese große Entscheidung ein anderer geworden sei und daß er fürderhin nur hauptsächlich ihr gemäß denken und sorgen müßte. Deshalb sagt er nun lächelnd:

‚Du hast mir vorhin nicht Zeit dazu gelassen, daß ich dich noch eines fragen konnt'. Ich möcht's wissen, ob du's denn bedacht hast, daß ich sonst nichts bin als ein bettelarmer Bauernknecht.‘

‚Ich weiß, daß du ein wunderbar lieber guter Mensch bist,‘ antwortete sie ihm. ‚Ich will nichts mehr Schöneres von dir wissen als das, was ich schon weiß. Daß wir zwei uns haben, das ist mir genug. An das, was wir sonst miteinander zum Leben haben werden, kann ich jetzt nicht denken, du wirst's begreifen, daß ich bei meiner Lieb' an so was jetzt nicht denken kann. Gibt uns Gott nichts außer dieser Lieb', so müssen wir halt miteinander sterben. Ich leb' freilich so gern' und hätt's gern recht gut. Gelt, das verübelst du mir ja nicht, daß ich's soviel gern gut hätt?‘

Sie sprach da ganz aus ihrem wirklichen Gefühle heraus, davon war Markus auch überzeugt. Daß sie es gut haben wollte, hielt er für recht und für begreiflich, und dennoch erschreckte ihn dieses ihr einfaches Geständnis. —

,Nicht wahr, du hast wohl gar bei eurem langen Armsein die Armut hassen gelernt?' fragte er.

,Nun freilich,' erwiderte sie aufrichtig, ,das wirst du dir ja wohl vorstellen können.'

Er nickte. ,Ja, das kann ich mir vorstellen.'

,Ich hab' ja auch ein zu begehrliches Herz,' sagte sie. ,Soviel schönes möcht ich und ein richtiges Großstadtmädl bin ich halt teilweis. Dagegen kann ich mir gar nicht helfen, daß ich soviel mehr wünsch', als ich sollt'. Aber bei dir möcht' ich auch das Armsein ertragen — wenn es durchaus sein müßt.'

Markus erwiderte nun ein Weilchen nichts, blickte mit gesenktem Kopfe zum Boden nieder und überlegte, wie er sich nun entscheiden sollte. Er sagte sich: Sie nimmt mich mit meinem seelischen Elend hin. Soll sie meinetwillen auch die Armut und Entbehrung leiden, deren sie ein anderer überheben könnt'? Und soll ich ihr, indem ich sie aus ihrer Vaterstadt, an der sie soviel hängt, in meine Einschicht entführ' — ein Glück wieder nehmen, das ich ihr erst gegeben hab'? Nein. Ich werd' jetzt ihretwegen dableiben und ihr doch ein gewisses Wohlleben schaffen müssen. Und das kann ich nicht anders, als indem ich mir von der Erbschaft viel behalt'. So ist's jetzt erst durch dieses Weib mit meinem lieben Teilungswerk völlig aus. Jetzt fühlte er um sein Werk ein neuerliches tiefes Weh und es wollte ihn sogar eine Reue anwandeln, weil er sich von seinem Empfinden hierhertreiben ließ, aber als er dann die Pepi wieder ansah, wußte er, daß er ihr nun nicht mehr widerstehen konnte und daß sie ihn darüber trösten würde. —

,Du sollst bei mir nicht auch die Leiden der Armut tragen müssen', sagte er. ,Ich will die Teilung unterlassen, die mir ja so wie so nicht recht gelungen wär' und will mir den Gedanken an sie, soviel ich kann, aus dem Kopf schlagen. Es zwingt mich zu diesem Vorsatz, so schlecht und erbärmlich er auch sein mag.'

Da lachte ihn Pepi mit einer hellfrohen Miene an. ,Du könntest gar keinen vernünftigeren Vorsatz fassen', sagte sie. ,Der Leopold und ich, wir haben so schwere Sorgen wegen dieser Teilung gehabt. Ganz sicher haben wir's gewußt, daß du damit die Unrechten übermütig und dich selbst unglücklich machen wirst. Ein fürchterlicher Jammer war's für uns, daß du das Glück hinwerfen willst, das du jetzt hast. Du brauchst den Reichtum soviel, wie selten ein anderer. Wer so gut, so barmherzig ist wie du, der könnt in der jetzigen Zeit — damit ihm das Herz nicht tausendmal brechen müßt — gar nicht reich genug sein, so sagt der Leopold. Deinesgleichen gebührt der Reichtum, damit du geben kannst, wo du beim Versagenmüssen unglücklich wärst. Aber so hinwerfen darfst

du ihn nicht, wie du es gewollt hast. Gott sei Dank, daß du jetzt von dieser Teilung abstehst! Gott sei Dank! Früher, wie ich nur ganz allein an meine Lieb' gedacht hab', da war mir so, als ob ich gar nimmer glücklicher werden könnt. Und jetzt, wo ich weiß, daß wir nicht arm sein werden, bin ich doch noch glücklicher als zuvor.'

Sie kehrte sich dem Fenster zu, breitete gegen das Freie hin die Arme aus und jubelte: ‚Nimmer arm! Nimmer arm! Elend zieh' ab!' Dann wirbelte sie in einem tollen Tanze durch das Zimmer. Sie war aufgelegt, den Markus mitzureißen, wagte es aber doch nicht, ihn zu berühren. Ihn erfreute ihre Fröhlichkeit, und er staunte mit heißer Sinnenlust über die geschmeidigen Bewegungen ihres schönen Leibes. Noch glücklicher als über diese Augenweide war er deswegen, weil er es den vorigen Worten Pepis entnahm, daß sie es nicht nur selbst gut haben wollte, sondern dabei auch an das Beglücken anderer Menschen dachte.

‚Wir zweie werden zusammenpassen', sagte er zu sich, und in dieser jetzigen Stimmung schien ihm sein Vorhaben nur um so berechtigter. ‚Vielleicht ist's doch so recht, wie sich's nun fügt', dachte er. ‚Wenn jetzt der alte Strölkamp da wär', tät er vielleicht sagen: G'rad wie's dich jetzt treibt, so geh' halt Bub' — anders kannst du ja nicht. Und an diesem Weib' darfst du dich wohl erfreuen, das ist das richtige für dich, und von deinem Reichtum gib' halt, so oft dich dein Herz dazu zwingt. Bleib da und tu schön langsam recht, weil's dir nicht g'schwind gelingen will.'

Bei diesem Nachdenken sah er wieder von der Pepi auf den Boden hin, bis sie ihn lachend aufstörte.

‚Wie laut werd' ich denn bei dir alleweil sein müssen, damit du mich nicht immer wieder vergißt?' scherzte sie. ‚Oder hast du jetzt vielleicht gar zu viel an mich gedacht?'

‚Nein, g'rad wie sich's gehört, hab' ich an dich gedacht,' antwortete er, und sie sah ihn nun eigentlich zum ersten Male wirklich heiter lächeln. Er kam ihr nun noch viel schöner vor als bisher, und sie fühlte bei dem Gedanken, daß er sie in naher Zeit küssen würde, einen wahren Wonneschauer.

‚Wir gehen jetzt zur Benna', sagte er. ‚Die soll die erste sein, die von unserem Glücke hört. Wenn sie zunächst auch Bedenken gegen unsere Heirat haben sollt' — so sei ihr deswegen nicht feind. Über unser Glück tät' sich ja schließlich doch kein Mensch so viel freuen wie sie.' Er wartete dann im Zimmer, während sich Pepi in der Küche umkleidete. Als sie zu ihm zurückkam, sagte er ihr es mit seinen Blicken, daß ihm ihr ziemlich neumodischer Anzug mißfiel. Sie wurde auch rot und sagte: ‚Wart' nur, so bald es mir möglich ist, kleid' ich mich ganz nach deinem Geschmack. Ich denk' mir's schon, daß du nur das vollständig Einfache magst.' Und

dann fügte sie hinzu: ‚Und bei aller Einfachheit werde ich in meinen künftigen Kleidern doch schön sein. Daß du nichts häßliches magst, weiß ich ja auch. Nun warte nur!'

Ihr Versprechen befriedigte ihn.

Bald nachher saßen sie nebeneinander auf der Trambahn und fuhren dann auf der Reichsstraße bis zu der Einmündung jenes Weges, der zu dem Schwemeißerhof führte. Als sie zwischen den Gärtnereien in die Talmulde hinabschritten, leuchteten der Pepi bei dem Anblicke des großen Gutes die Augen. ‚Nicht wahr, der ganze Talkessel gehört zu dem Schwemeißerhof?' fragte sie und, nachdem Markus genickt hatte, jubelte sie: ‚Das wird herrlich sein! Mitten im Grünen und doch ganz neben meiner lieben Stadt, die ich in meinem Leben nimmer verlassen mag! Sollst sehen, wie ich da als Gutsfrau schaffen werd'. Ich kann alles, wenn ich will! Und dann nach fleißiger Arbeit wollen wir manchmal zu einer feinen Musik oder in ein gutes Theater.'

So plauderte sie, und es ward deutlich, wie sie sich auf ein richtiges Hausmutterleben freute. Markus fand ein so inniges Vergnügen an ihrem ungeheuchelten Glücke, daß er sich während einer hübschen Weile gar nicht an die Verzweiflung erinnerte, in welcher er vor etlichen Stunden von hier fortgegangen war.

Nachdem auf einer beträchtlichen Wegstrecke nur sie allein gesprochen hatte, gab er ihr endlich die Antwort. ‚Dein Eifer für dein künftiges Wirken freut mich ja genug, ich bleib' auch gern mit dir in deiner Heimat, aber wie ich mit den auf dem Schwemeißergute ansässigen Arbeitern nach all dem, was nun zwischen mir und ihnen gewesen ist, werde wirtschaften können, das weiß ich nicht. Ich werd' einen gar schweren Stand mit ihnen haben. Die meisten von ihnen werden gleich meine Feinde sein, sobald sie es erfahren, was ich nun will.'

‚Das ist wahr,' sagte Pepi. ‚Die große Lieb' ist schuld, daß ich daran nicht schon früher gedacht hab'.' Dann fragte sie: ‚Gelt, entlassen magst du sie nicht?'

‚Gott behüte!' rief Markus. ‚Da möcht' ich lieber von einem jeden gar viel erdulden, als ihn entlassen! Und ich glaub, die meisten von ihnen täten auch von mir viel erleiden, ehe sie von hier fortziehen möchten. Dieser Boden ist ja ihre Heimat. Fast alle diese Familien leben hier seit vielen Jahren, und es ist keine unter diesen Hütten, die, obgleich sie ja zum Schwemeißergut gehört, nicht jemanden als sein Vaterhaus lieb wär. Der Schwemeiß hat eben dadurch viel Gewalt über seine Arbeiterfamilien gewonnen, indem er einer jeden ein eigenes Haus angewiesen hat. Dieser Boden ist ihnen als die Heimat lieb geworden. Und mein

Großvater hat aus ihrer Heimatlieb' eine Sklavenkette zu machen gewußt. Ich werde sie jedenfalls nicht knechten wie er.'

,Du tätst ihnen ein gar zu guter Herr sein,' sagte Pepi. ,Und dafür tät'st du viel leiden müssen.'

,So wird es wohl auch werden,' meinte Markus.

,Nein!' rief nun Pepi. ,Da weiß ich jetzt einen Rat. ,Du verkaufst dieses Gut und kaufst irgend ein anderes, ein kleineres, das sich leichter bewirtschaften läßt und womöglich noch näher an der Stadt liegt, als dies da.'

Markus blieb stehen, sah erst sinnend vor sich hin und dann ihr in das Gesicht. ,Da tät' ich ja gewissermaßen auch diese Leut' verkaufen, bedenk' doch, Pepi! Und wenn sie dann wieder einen schlechten Herrn bekämen?'

,Wir wollen einen guten suchen!' rief sie. ,Ich will dir einen suchen helfen!'

,Ich will daran glauben, daß wir so einen finden könnten,' sagte Markus, ,aber soll ich denn nicht wenigstens deshalb hier bleiben, um helfen zu können, wenn einer oder der andere dieser Menschen so hilfsbedürftig werden tät, daß selbst ich's zu erkennen vermöcht?'

Sie schüttelte den Kopf. ,Nein, nein, Markus, deshalb brauchst du nicht just auf dem Schwemeißerhof zu leben. Wir wollen uns nicht so fern von hier ansiedeln, daß wir nicht das wichtigste von dem, was hier vorgeht, überwachen könnten. Ich will schon mit dir wachen. Verlaß' dich nur auf mich. Ich hab' viel bessere Augen, als du glaubst.' Sie sah ihn nun so lieb an, daß sein Wille vor dem ihren dahinschwand. ,Du mußt mir folgen,' sagte Pepi und forschte dann: ,Siehst du es denn nicht schon, daß es zu deinem Glücke ist, wenn du mir folgst?'

,Ja', sagte er. ,Wenn ich dir vorhin widerstanden hätt', wie du wolltest, daß ich reden soll — wie unglücklich ging ich jetzt heim! Ja, du bist mein Glück, und ich will daran glauben, daß du mir besser rat'st als ich. Wir verkaufen den Schwemeißerhof und siedeln uns irgendwo anders bei deiner lieben Stadt an.'

Nach kurzem Nachdenken redete er halblaut vor sich hin: ,Der Liebrich sollt' mir das Gut abkaufen, ja, der Liebrich! Das ist hier der einzige Mann, den ich kenn und dem ich trauen darf. So wie er jetzt ist, tät er den Arbeitern ein guter Herr sein. Er soll es ihnen zeigen, daß er viel besser sein kann, als er es war. Und die Benna sollt' es verhüten, daß er rückfällig wird! Die Benna sollt' hier neben ihm walten. Das wär' nun die richtigst' Herrin für den Schwemeißerhof. Wenn die hier wirkt, so geht wohl keiner deswegen zugrund', weil ich ihm was schuldig

blieben bin. Ja, der Liebrich und die Benna gehören jetzt miteinander auf den Schwemeißerhof!‘

Pepi hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann: ‚Nun weißt du ja doch selbst einen Käufer.‘

‚Ja,‘ antwortete Markus. ‚Ich hoffe, daß wir keinen anderen suchen brauchen.‘

Dann traten sie in das Haus und fanden die Benna in dem größren der zwei Vorderzimmer. Sie saß noch am Fenster und strählte die lichten Haare eines erbärmlich verwahrlosten kleinen Mädchens, das vor ihr stand und sich mit beiden Händchen an ihren Knien hielt.

Auf ihrem Gesichte spiegelte sich ein schreckhaftes Staunen, als sie die zwei jungen Leute miteinander kommen sah.

Sie merkte es den beiden an, daß nun zwischen ihnen etwas Großes bestand, und ahnte es auch gleich, was es sein könnte.

‚Da gibt's schon wieder was Neues!‘ rief sie. ‚Und nichts Geringes! Redet nur gleich! Redet!‘

Pepi beugte sich nun zu ihr nieder, küßte ihr die eine Hand, welche die Haarsträhne des Kindes hielt, und Markus sagte: ‚Wir haben uns verlobt!‘

Benna erhob sich und setzte das kleine Mädchen behutsam auf den Stuhl. Es war ihr anzusehen, daß sie vor Aufregung zitterte, und dennoch streichelte sie den Kopf des Kindes und sagte in einem zärtlich begütigenden Tone: ‚Sitz' jetzt ein bißl still, Greterl! Gleich red' ich wieder nur ganz allein mit dir. Und fürcht' dich nicht, wenn ich jetzt mit diesen Leuten da streiten tu'.‘

Die Kleine gab es mit einem Nicken zu verstehen, daß sie ruhig bleiben wollte, und Benna wandte sich an das Brautpaar: ‚Die Verlobung kommt mir zu schnell, als daß ich mich gleich darüber freuen könnt', und sie ist auch gewiß nicht recht, weil sie so g'schwind zustand kommen ist. Daß ihr euch seit ein paar Tagen gern habt, das weiß ich ja, aber ihr seid zwei so grundverschiedene Menschen, daß ihr von Rechts wegen hübsch lang darüber nachforschen müßtet, ob ihr euch verloben dürft. Ich wünsch' es, daß ihr zusammenpaßt, aber glauben tu ich's derweil noch nicht. Und ihr könntet es auch noch nicht glauben, wenn ihr heut richtig bei Vernunft wäret. Daß du heut ohne deine sonstige Vernunft ausgangen bist, das weiß ich ja, Markus.‘

‚Unsere Verlobung ist dennoch ganz richtig an der Zeit,‘ sagte Markus. ‚Und sie ist auch bei hinreichender gegenseitiger Erkenntnis erfolgt. Daran wirst du glauben müssen.‘

Benna staunte über die Sicherheit, welche aus seinen Worten klang, aber sie hielt doch dafür, daß er sich teilweise zufolge der verzweifelungs-

vollen Stimmung verlobt hatte, in welcher er heute morgen ausgegangen war.

‚Ich mein halt, wenn du recht bei dir wärest, so müßtest du mehr daran denken, daß du zu was Größerem als zum Verloben auf den Schwemeißerhof gekommen bist,‘ sagte sie. ‚Erst wenn du dieses Große vollbracht hättest, wär' zu minderem Zeit. Verlobte sind zu zerstreut, um so sehen zu können, wie du hier sehen solltest.‘

Markus erklärte nun in einem entschiedenen Tone: ‚Die Teilung bleibt aus. Den Hof verkauf' ich, daß wir ruhiger leben können. Das ist alles mein fester Entschluß.‘ Bittend fügte er dann hinzu: ‚Benna, find' dich drein und red' nimmer dagegen, denn es wär umsonst. Es tut mir leid genug, daß ich zu dem großen Werk zu elend und zu dumm bin — red' du nicht weiter davon, wenn du nicht an meiner wehesten Stell' reißen willst.‘

Benna rief nun: ‚Dein Leid um das Werk ist nicht groß genug und ich möcht's wohl vergrößern können, damit du daneben die Leidenschaft nicht fühlen könnt'st, wegen der du dich für dieses Mädl entscheid'st. Daß du dich so von der Weiberlieb' treiben laßt, das ist mir freilich ein Beweis, daß ich mich an dir geirrt hab'. Du bist nicht der große, außergewöhnliche Mensch, von dem ich mir einbild't hab', daß ihm die richtig' Menschenlieb' allezeit über so eine Liebesleidenschaft gehen wird. Bei der ersten großen Versuchung zeigt sich's jetzt, daß du g'rad so ein gewöhnlicher Weiberfeck bist wie alle anderen, denen gegenüber du dich so viel besser gefühlt hast. Von dem, was ich und andere an dem Markus Baldringer für das Schönste gehalten haben, ist jetzt nichts da. Du selbst und wir alle waren über dich in einem Irrwahn. Nur noch bitteren Spott und Hohn kann ich jetzt über die vielliebe Meinung haben, die ich von dir gehabt hab'.‘

Jetzt fing sie zu weinen an. Schluchzend redete sie weiter: ‚Gott weiß es, wie viel ich mit dieser Meinung verloren hab'. Vor mir selbst muß ich mich schämen, weil ich mit dir hierhergegangen bin. Und vor allen, die mich sehen, werd' ich mich nun schämen müssen. Allerweltsnarr werd' ich jetzt durch dich.‘

Da trat Pepi zu der Weinenden und redete sie an: ‚Sie stehen da auf einem ganz falschen Standpunkt —‘

Benna erwiderte ihr in einem verächtlichen Tone: ‚Das glaub' ich Ihnen wohl, daß Sie sich für gescheidter halten als mich. Die Allgemeinheit wird Ihnen auch darin recht geben, daß Sie den Markus von der Teilung abbringen und sich gut versorgen wollen. Daß Sie das wollen, ist mir jetzt klar, seit ich weiß, daß der Markus nicht teilen will. Aber deswegen ist mein Standpunkt doch der richtige. Zuvor als ich geglaubt

hab', Sie seien gesonnen, mit dem Markus arm zu bleiben — hab' ich Sie lieben lernen wollen. Jetzt wo ich seh', daß Sie ihn schlecht machen wollen und ihn sogar schon zu einem so schlechten Vorsatz verlockt haben, jetzt bin ich entschieden gegen Sie.'

Der Pepi, die sich nun nicht wenig beleidigt fühlte, lag eine heftige Antwort auf der Zunge, aber sie beherrschte sich und sagte bloß: ‚Wenn Sie mit Ihrem Urteil über mich schon so weit fertig sind, so kann ich mir eine Rechtfertigung ersparen.' Damit eilte sie zur Türe hinaus.

Markus sah seine Base mit traurigen Mienen an. ‚Ich hab' sicher darauf gehofft, daß du sie zu den Deinen aufnehmen würd'st,' sagte er, dann ging er der Geliebten nach.

Auf dem Hausanger holte er sie ein. Sie weinte, als er sie ansah. ‚Leid' halt das für unsere Lieb',' bat er sie.

‚Wirst du dem Zureden dieser Verwandten widerstehen können?' fragte sie ängstlich.

‚Ja, verlaß' dich darauf,' antwortete er. ‚Sie war mir die Nächste und sie hätt' das neben dir bleiben können, was sie mir war. Es wird mir arg weh tun, wenn sie mich verläßt. Aber mich könnt nun kein Unglück auch nur eine Weil' darauf vergessen machen, daß du mir jetzt die Nächste bist.' Pepi beruhigte sich nun. Als sie zwischen den Bretterzäunen der Gärtnereien hingingen, drückte er ihr mehrere der Banknoten, welche ihm Egid gegeben hatte, in die Hand. ‚Das wirst du jetzt als Braut notwendig brauchen,' sagte er.

Obgleich sie das Geld gerne genug annahm, fuhr ihr doch eine Schamröte in das Gesicht.

‚Ich nehm's ja gern,' sagte sie. ‚Aber traurig ist's, daß du mir die Ausstattung kaufen mußt.'

Er war froh, weil er ihr dieses erborgte Geld geben konnte. Beim Hofverkauf soll's der Liebrich zurück haben, sagte er sich, und der Armen, für welche er es erborgt hatte, vergaß er nun bei seiner Liebe ein ziemliches Weilchen.

Auf der Reichsstraße verabschiedeten sich die zweie voneinander. Dann fuhr Pepi nach der Stadt und Markus begab sich in den Schwemeißerhof.

Hier traf er den Egid bei der Benna. Die beiden jungen Leute saßen einander am Tische gegenüber, und Benna hatte jenes kleine armselige Kind auf dem Schoße. Egid war hauptsächlich deshalb gekommen, weil er das schöne Mädchen wieder sehen wollte, und auch, weil er neugierig war, wie der Besuch des Markus bei den Biegenwüls ausgegangen war. Nun hatte Benna zu ihm schon aufrichtig genug über diese Verlobung gewettert und geklagt. Egid hatte zu einer Erwiderung kaum noch Zeit gefunden, als Markus in das Zimmer kam. Ein Mitgefühl brauchte

er diesmal nicht groß zu heucheln, weil er ja gleich durch den Gedanken, daß Markus nie als Erbonkel in Betracht kommen würde, in ehrliche Aufregung geriet. Er ging dem Baldringer entgegen und rief: ‚Nun, das darf nicht geschehen. Ich könnt' das Unglück nicht ansehen, in das du dich da stürzen willst; und ich könnt' doch nicht von dir weichen!'

‚Gebt diesen Kampf auf, er nützt euch nichts,' sagte Markus. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und sprach, an den Liebrich gewendet, weiter: ‚Ich werd' den Schwemeißerhof verkaufen und kauf' mir dann ein kleines Gütl da in der Gegend. Kauf' du mir den Hof ab, Egid.'

Daß Markus nun so gesonnen war, hatte bisher Egid nicht gewußt. Einige Sekunden lange machte ihn die Überraschung geradezu starr. Er hätte schon längst gerne das Schwemeißergut und sein eigenes zu einem einzigen gemacht, ohne jedoch daran zu glauben, daß ihm das einmal möglich werden könnte. Mit dem alten Schwemeiß hatte er eines solchen Kaufes wegen niemals Meinungen ausgetauscht, weil er wußte, daß ihm da ein übertriebener Preis genannt worden wäre.

Der Gedanke, daß er von dem Baldringer die schöne Wirtschaft wohlfeil bekommen könnte, war ihm nun gleich so lieb wie kein anderer. Es erfüllte ihn ein freudiger Geschäftseifer, von dem er sich aber klugerweise nichts anmerken ließ. Er gab seinen Mienen den Ausdruck eines kummervollen Ernstes, indem er fragte: ‚Weshalb machst du gerade mir dieses Angebot? Weshalb?'

‚Weil ich überzeugt bin, daß du und Benna hier an eueren Arbeitern doch etwas von dem gut machen werdet, was ich an ihnen verbrechen muß. Ich glaub', ihr paßt so richtig als Herrenleut' auf den Schwemeißerhof, wie gar keine anderen Menschen. Ich red' da, als ob ihr schon verlobt wäret, aber vielleicht geb' ich euch eben damit einen Grund zu euerer Verlobung, der noch schöner ist als euere Liebe.'

Er blickte erwartungsvoll von dem einen zu der anderen. Benna saß zunächst schier fassungslos da, aber Egid fand sich schnell und mit Freuden in diese neue Lage. Er stand auf, trat vor Benna hin und sagte in einem innigen Tone: ‚Sie werden es begreifen, Fräulein Benna, daß ich ihm nun mit keinem „Nein" antworten kann. Wollen Sie es, daß ich für uns beide das Schwemeißergut kaufe? Daß er keine Käufer finden wird, die hier so wirken könnten wie wir, das werden Sie wohl so sicher wissen als ich. Aber als unseren großen Verlobungsgrund möcht' ich deswegen doch denjenigen betrachten, den nun Markus als den kleineren hinstellen will. Wenn Sie nun meine Frage, ob ich den Hof kaufen soll, nur mit einem Ja beantworten, so bin ich auch über das andere beruhigt. Machen Sie mich glücklich und sagen Sie dieses Ja.'

Benna war schon wieder im Besitze ihrer Fassung. Zu einem langen

Gottfried Schadow/Büste seines Sohnes Wilhelm Schadow.



Überlegen schien ihr da freilich keine Zeit mehr zu sein. Sie hielt ihre Liebe zu Egid für groß genug, um ja sagen zu können, aber größer als diese Liebe war in ihr doch der Wille, für den Markus das Werk zu tun, das er unterlassen wollte. Sie stand auf, setzte das Kind auf ihren Stuhl, streichelte es begütigend und dann sagte sie zu Egid:

‚Kaufen Sie den Hof. Markus soll ihn billig geben. Und vollbringen Sie und ich miteinander hier die Teilung, die er unterlassen hat. Wir beide werden dann wohl viel ärmer sein als jetzt, aber sicherlich viel besser und glücklicher. Sind Sie zu diesem Werke entschlossen, so werde ich Ihr Weib.‘

Schon während sie sprach, sah sie, daß ihn ihre Worte zutiefst erschreckten und daß er deshalb nimmer so gut und ihrer so viel würdig werden könnte, wie sie das gehofft hatte. Er aber sah, daß sie von ihrer Bedingung auf keinen Fall abstehen würde. Und er wollte diese Bedingung auf keinen Fall erfüllen. Aber noch ehe er in seiner großen Enttäuschung und Verlegenheit ein Wort hervorbringen konnte, sagte Benna: ‚Sie brauchen mir nicht mehr antworten. Ich sehe Ihnen mehr an, als Sie mir sagen würden. Einer, der sich über das Rechte so viel schreckt wie Sie, der könnt' niemals zu mir taugen.‘

Liebrich stammelte: ‚Die Bedingung, die Sie mir da stellen, ist ja so ungeheuerlich —‘

Sie unterbrach ihn: ‚Wenn Ihnen das Rechte ungeheuerlich erscheint, was soll ich mit Ihnen da noch reden. Verlassen Sie uns, ich bitte Sie. Ich weiß nun, daß Sie auch dem Markus niemals ein wahrer Freund sein könnten.‘

‚Glaubst du das auch?‘ fragte Egid den Baldringer.

Markus zuckte die Achseln. Dann antwortete er aufrichtig: ‚Ich zweifle jetzt wenigstens wieder an dir.‘

Da wandte sich Egid von den beiden ab und ging rasch zur Türe hinaus.

Zunächst schwiegen die zwei Baldringer ein Weilchen, dann sagte Benna: ‚Jetzt ist all' das aus, z'wegen dem ich hierher gangen bin — mein Lieb' und das ander' auch. Nur ein's hab' ich hier g'funden, das kleine Dirnderl da. Das nehm' ich mit in mein' Heimat, daß ich doch auch was hab', dem ich jetzt mein Leben widmen kann. Ja, jetzt geh' ich heim und leb' nach dem Strölkamp sein Wort. Wenn ich ihm nur gleich gefolgt hätt' und daheim blieben wär'.‘ Jetzt wandte sie sich erst ganz an den Markus. ‚Während du heut' bei deiner Pepi geglüht hast, du elender Mann du — bin ich zu einer sterbenden Arbeitersfrau gerufen worden. Die könnt' nun von dem Teil, den du ihr schuldig geblieben bist, so wie so nichts mehr kriegen, denn sie ist tot. Ich konnt' ihr auch von ihrem Teil für

ihr Kind nichts versprechen, weil ich ja nicht wußt, wie du dich entschließen wirst. So hab' ich ihr dann doch noch das Sterben erleichtert, indem ich das Gretl an Kindesstatt angenommen hab'. Und jetzt hab' ich nur noch ein Begehr an dich. Wenn dir der Egid Geld geborgt hat, so gib mir etliche Gulden davon.'

Markus legte das Geld auf den Tisch hin.

Benna nahm eine Zehnguldennote und sagte dann: ,So. Jetzt pack' ich mein'n Binkel. Und nachher reisen wir zweie miteinander heim, mein lieb's Greterl.'

Sie nahm das Kind an der Hand und führte es in das Nebenzimmer. Markus ging ihnen nach. In dem kleinen Raume wandte sich Benna nach ihrem Vetter um und fragte: ,Willst du mir noch was sagen?'

,Ich möcht' dir's sagen, wie mir ist, weil du nun so von mir gehst. Aber wie sollt' ich dir das schildern —'

Sie zuckte die Achseln. ,Wenn's dir weh genug tät, daß ich jetzt von dir gehen muß, so tätest du darnach, daß ich bleiben könnt'.'

Ein Weilchen hoffte sie nun fest darauf, daß er ihretwegen in seinen jetzigen Entschlüssen wankend werden würde. Aber er sagte: ,Ich kann nicht anders. Ich hab' die Pepi soviel lieb und drum kann ich nicht anders. Verarg' mir doch diese Lieb' nicht gar so viel, Benna. Du hast doch alleweil so viel Erbarmen für mich gehabt.'

,Z'wegen dieser Lieb' verdienst du jetzt keines,' sagte sie. ,Hast du gesehen, wie schnell ich mit der meinen fertig worden bin um der gerechten Sach' willen? Noch gar keinem Menschen hab' ich was so viel verargt als wie dir diese Lieb'. Wenn du sie nicht aus deinem Herzen reißen willst, so halt' mich jetzt da bei meinem Packen nicht auf. Geh'!' Sie schob ihn über die Schwelle hinaus und machte die Türe hinter ihm zu.

In einer Weile darauf ging sie zum Tore des Schwemeißerhofes hinaus. Auf dem Rücken hatte sie ihren Wanderpack und an der Hand führte sie das Kind.

Währenddem saß Markus in der Stube und weinte, aber seine Liebesleidenschaft war dennoch größer als all sein Schmerz um die brave Benna. Eine Stunde hielt er sich in dem Hause auf, dann fühlte er das Bedürfnis, sich auf eine richtige Art die Zeit zu vertreiben. Deshalb nahm er das erborgte Geld und suchte zunächst den armen Krüppel auf, der unlängst an dem Empfange teilgenommen hatte. In dem Arbeiterdörfchen fragte er einige Kinder und die führten ihn dann bis an die Türe eines armseligen Hinterstübchens, in welchem der arme, alte Mann schwerkrank auf einer Strohschütte lag. Ein elfjähriger in schmutzige Lumpen gekleideter Junge war als Krankenpfleger da.

‚Was fehlt ihm denn?‘ fragte Markus, der den röchelnden Alten für schlafend hielt, ganz leise den Buben.

Der Kleine kämpfte sichtlich mit einer großen Verlegenheit, dann platzte er endlich heraus: ‚Gift't hat er sich soviel. Wenn er sich stark gift't, ist er hernach allemal krank.‘

‚Wer fragt denn?‘ rief der Krüppel, der den Markus nicht sehen konnte, weil er ihm mit dem Kopfe abgewendet lag. ‚G'wiß der Niemard! Wer tät denn sonst nach mir fragen da, wo's mit der christlichen Barmherzigkeit so schiech steht?‘ Dann erklärte er: ‚Gift't hab' ich mich soviel wie noch nie — weil ich mich halt zuvor soviel wie noch nie g'freut hab'. Der Baldringer! Der Waschhadern! Der hat uns sauber für ein'n Narr'n g'halten! All's erstunken und erlogen, was der red't! Von dem aus könnt' man hundertmal sterben, eh' er sich für ein's rühren tät'. Eine Nacht hab' ich g'wart't und ein'n Tag und wieder eine Nacht und nicht ist er kommen und nicht! Nachher war ich schon so abgetebt*, daß ich mich nimmer hab' aufrecht erhalten können. An der Nahrung hat's halt auch gefehlt! Und z'letzt bin ich auch noch bei mein'r Gall g'stolpert und hab' mir einwendig schiech weh' tan. All's z'wegen dem Baldringer. Wenn ich verlöschen sollt, so sagt es ihm, daß ich ihn verflucht hab', verflucht!‘

Markus war zutiefst erschreckt und erschüttert. Er kauerte vor dem Alten hin und bat: ‚Verzeihen Sie mir — ich war in all der Zeit in einer so fürchterlichen Verwirrung, verzeihen Sie mir —‘

Der Alte war merklich zusammengezuckt. ‚Verzeihen? Verzeihen?‘ rief er. ‚Ich hätt' noch so viel gern g'lebt, und wenn ich jetzt Ihretwegen eingehen müßt, da müßt ich noch beim letzten Atemzug harb auf Sie sein — ich könnt' mir nicht anders helfen.‘

‚Ich will für Sie tun, was ich kann,‘ versicherte Markus. ‚In meine Wohnung bring' ich Sie gleich, in ein schönes Bett, und kurzum: Sie müssen gesund werden. Und dann soll es Ihnen erst recht gut gehen.‘ Dann hob er mit Hilfe des Knaben den Krüppel behutsam auf, trug ihn in den Schwemeißerhof und bettete ihn zwischen die schönen Daunen des Liebrichers, in welchen Nachts zuvor die Benna geschlafen hatte.

Einigen Arbeitern, die ihm auf dem Wege begegneten, rief er zu, daß sie schnell einen Arzt holen möchten. Dann hielt er an dem Bette Krankenwacht. Als der Krüppel in einem Schlummer lag, fragte Markus leise den armen Jungen, der auch mit in das Zimmer gekommen war: ‚Wem gehörst denn du?‘

‚Dem Biegenmacher.‘

‚Und wie bist du denn Krankenpfleger geworden?‘

---

* abgehetzt.

‚Weil mich meine Leut' daheim nicht begeben.'

‚Und warum begeben sie dich nicht?'

‚Weil wir halt daheim in der Hütte zu viel Kinder sind. Da bin ich da bei dem Ehnl auf dem Unterstand.'

Er fragte das Kind weiter und erfuhr von vielem argen Elende, das in diesen Arbeiterhütten wohnte. Und je länger er dieses Kind, das keine Lügen sprach, aushörte, um desto mehr fühlte er sich in seinem Herzen beschwert, weil er nicht trotz all seiner wirren Empfindungen gleich am Abende seines Hierherkommens in die Arbeiterhütten gegangen war. Eine jede Stunde gereute ihn nun, in welcher er mit sich selbst stritt und eben deshalb diese Unglücklichen leiden ließ. Und sogar wegen der Zeit, die er bei Pepi verbracht hatte, machte er sich Vorwürfe. Solange er nun dabei an seine Liebe dachte, war sie so groß als wie zuvor, aber das Elend, das er hier sah, ließ ihn ihrer nicht mehr recht froh werden.

Während er noch mit dem armen Jungen sprach, daß er sich seiner und seiner armen Lieben, sowie auch anderer Leute bestens annehmen wolle, erschien ein junger Arzt. Er untersuchte um des Baldringers willen den alten Krüppel sehr angelegentlich und sagte, daß hier zu einem befriedigenden Heilerfolge sonst nichts als eine sorgsame Pflege nötig sei. Da erfüllte den Baldringer eine Freude, die ihm reiner und wertvoller erschien als selbst das beste, was er seit Tagen empfunden hatte.

Der Arzt war seit einer Weile schon fort, da kam eine der beiden Dienstfrauen und meldete, daß zwei Knaben den Baldringer zu sprechen wünschten. In der größeren Stube fand er die zwei Söhne des toten Kleiwenleicht, den Franzl und den Edi.

‚Dürft ihr denn zu mir?' fragte er. ‚Das kann doch euer Pflegevater nicht erlaubt haben?'

Sie schüttelten schelmisch lächelnd die Köpfe und Franzl sagte in einem geheimnisvollen Tone: ‚Wir sind heimlich zu Ihnen gekommen, der Wunionkel ist bei der Arbeit. Wir haben zu Ihnen müssen. Es hat uns keine Ruh' mehr gegeben. Aufklären müssen wir Sie über was.'

Edi nickte während der Rede seines Bruders eifrig und ergriff jetzt das Wort: ‚Sie sind in einem großen Irrtum. Das haben wir unlängst gesehen. Wir hätten gleich gern g'scheit zu Ihnen g'red't, weil das sonst niemand getan hat. Nicht wahr, Sie sind sehr unglücklich darüber, weil unser Vater sich umbracht hat? Nicht wahr, so ist's?'

‚Ja, ja,' antwortete Markus und dabei ahnte er es schon gar mächtig, daß diese Kinder zu seinem Glücke gekommen waren.

‚Aber Sie wußten es halt nicht, weshalb unser Herrgott das so gemacht hat,' sagte nun der Franzl.

‚Und wißt Ihr's, weshalb es Gott so gemacht hat?'

Sie sahen ihm beide in die Augen und sprachen mit einem Ernste, der nicht nur heilig schien, sondern es auch war: ‚Ja, wir wissen's.'

Es war ihm nun fast so, als ob sie zwei Engel wären, die ihm den Willen ihres Herrn offenbaren wollten.

‚Es ist ein Glück, daß es so gekommen ist,' sagte Edi. ‚Bei dem Leben, das wir früher geführt haben, wären wir eh bald ganz verdorben.' Dann erzählten sie ihm, ohne zu lügen, sehr viel von jenem Leben. ‚Da werden Sie es doch einsehen, daß wir uns bei unsern Eltern nicht so leicht haben brav halten können als wie jetzt,' sagte schließlich Franzl.

‚Man kann brav bleiben, wenn es einem auch noch so schlecht geht,' antwortete Markus. ‚Aber wenn ich sehen werd', daß ihr euch bei der jetzigen guten Gelegenheit gehörig bessert, dann werd' ich wohl recht glücklich sein.'

Da standen sie auf, lehnten sich an ihn, sahen mit leuchtenden Augen zu ihm empor und fragten allzugleich: ‚Nicht wahr, Sie sind auch jetzt nicht mehr unglücklich?'

‚Nein,' sagte er leise und die Tränen rannen ihm über das Gesicht. ‚Weil mir Gott solche Tröster schickt, darf ich wohl nicht mehr unglücklich sein und muß ihn wohl so begreifen, wie ihr es mich lehrt.'

Dann fingen die Kinder dem Markus ihren Wunionkel zu loben an. Der junge Schlosser plage sich zu ihrem Wohle schier übermenschlich. ‚Wissens,' erzählte Edi in einem höchst vertraulichen Tone dem Baldringer, ‚ein bißl lebensfroher haben wir ihn ja schon gemacht. Er hat sich halt auch wegen unserem Vater so unglücklich gefühlt. Aber jetzt, wo wir's ihm auch gesagt haben, wie wir waren und wie wir werden wollen, jetzt läßt er auch nimmer so den Nipf* hängen. Und seit ihm leichter ist, hat er auch auf Sie den blöden Pick nimmer.'

‚Woher weißt du denn, daß er den Pick nimmer hat?'

Edi gab ihm dafür die Erklärung: ‚Wir haben halt allweil von Ihnen gered't und da hat er nachher gesagt: Na ja, vielleicht laß' ich euch einmal zu ihm gehen, aber sehen müßt' ich's halt auch, daß ihm die Teilung halbwegs gelingt.'

Über das Gesicht des Baldringers flog ein Schatten der Trauer, als das Wort ‚Teilung' fiel.

‚Ich werd' mich halt so viel als möglich darnach benehmen, daß er euch zu mir gehen läßt,' versprach er dann.

‚Ja, tun's das,' bat Franzl innig, und dann gestand er: ‚Am liebsten wären wir ganz und gar bei Ihnen. Der Wunionkel muß sich halt gar so viel radern unsertwegen. Und das ist ein hart's Zusehen, wenn sich ein Mensch für einen so viel derwursteln** muß. Sie brächten uns leichter fort — weil's reich sind. Nicht wahr?'

* Kopf. — ** Plagen, schinden.

‚Ja freilich,' sagte Markus. ‚Ich hätt' das schon, was er erst für euch verdienen muß. Jedenfalls müßt' ihr derweil bei ihm recht brav sein. Ehrt ihn gehörig! Er verdient's. Und jetzt dank' ich euch dafür, daß ihr mich so getröstet habt. Ihr habt da ein'n schönen Beweis eueres Mitleids gebracht.'

Dann ließ er die beiden und seinen anderen armen Schützling von der Hofschaffersfrau gehörig bewirten. Als die zwei Buben aus dem Hofe fortgingen, meinte der Franzl: ‚Daß wir ihn wirklich getröstet haben, ist mir lieber, als wenn er uns einen Gulden geschenkt hätt'.'

‚Mir auch,' sagte Edi, und es war ihnen beiden voller Ernst damit.

Die Nacht verbrachte Markus größtenteils bei dem Kranken. Der Alte schlief manchmal eine Weile und zwischenhin lag er in einem leichten Fieber, aber aus seinem Atem war es zu erkennen, daß er an seiner Krankheit nicht sterben würde. Zeitweise redete er und Markus tat dabei tiefe Blicke in ein durch langes Elend arg verbittertes Gemüt.

Bei den Gesprächen suchte der Alte stets Gelegenheit, den Baldringer gegen den einen oder den anderen der Dorfleute einzunehmen. Sein Mund schien keines Lobes und sein Herz keiner Zuneigung fähig. Der Baldringer kam trotzdem auch durch diese Reden immer mehr zu der Überzeugung, daß es ihm unmöglich sein würde, hier unter den vielen Armen so reich zu bleiben, wie das die Pepi haben wollte. Und in einer stillen Stunde dieser Nacht erkannte er es wie niemals, daß die Barmherzigkeit doch das stärkste seiner Gefühle sei, und daß er in seinem Herzen eher alles als sie ertöten könnte.

‚Die Barmherzigkeit hätt' mir auch am besten aus der Verzweiflung geholfen, wenn ich in der letzteren nicht wo anders hingangen wär' als dorthin, wo so sehnsüchtig auf mich gewartet worden ist,' sagte er sich. ‚Meine so groß erwachte Barmherzigkeit, das ist jetzt mein Licht, und daß ich mir von dem leuchten laß', das muß der Pepi recht sein, wenn sie mein wahres Glück will. Reich werd' ich nicht bleiben können, wie sie's haben will, das seh' ich jetzt. Die Teilung bleibt ja aus, das hab' ich der Pepi versprochen, aber vielleicht schon nach einer kurzen Zeit werd' ich so viel hergegeben haben, daß ich so arm sein werd', als ob die Teilung wahrhaftig stattgefunden hätt'. Und da weiß ich es auch, daß jetzt alles wahrhaftig nach dem Ströllkamp seinen Sinn gehen muß, und g'spür's förmlich, daß mich sein Geist nimmer auslaßt. Der Pepi muß ich's gleich morgen sagen, daß sie auf unser Reichbleiben nimmer hoffen darf, und daß ich die zwei Kleiwenleichtbuben an Kindes Statt annehmen werd', sobald ich sie nur kriegen kann, und damit werd' ich ihr wohl kein Leid bereiten, denn der zu seiner Selbstrettung gewillte Markus muß ihr doch lieber sein als der verzweifelte, als der ich gestern zu ihr gekommen bin.'

Am nächsten Vormittage ließ er sich von einer der zwei Dienstfrauen in der Krankenpflege ablösen und fuhr zu Biegenwüls. Pepi war wieder in ihrem Stübchen und Leopold im Kolleg.

‚Ich komm' dich abholen, weil du dich bei mir um einen Kranken nützlich machen kannst,' sagte Markus zu ihr. ‚Benna ist heimgereist. Aber ich glaub, sie hätt' nun schon viel weniger Groll über mich, wenn sie alles Neue wüßt', was ich seit gestern erlebt hab'. Und jetzt bin ich neugierig, ob du dich auch mit mir über all' das Neue freuen wirst. Also vor allem: Der Käufer, auf den ich gerechnet hab', kauft uns das Gut nicht ab. Wir müssen es behalten.'

Pepi erschrak sichtlich und wunderte sich dabei, daß Markus die letztere Mitteilung in einem so hellen Tone machte.

‚So willst du dich doch dem aussetzen, was diese Arbeiter gegen dich anstellen werden,' sagte sie. ‚Weshalb willst du keinen anderen Käufer suchen?'

‚Weil ich's seit gestern weiß, daß ich unter diesen Armen eine ganz besondere Aufgab' hab'. Ich bin nicht rechtzeitig in das Arbeiterdörfl gegangen und drum hab' ich's auch zu spät erfahren, was es dort für Jammer gibt, den ich stillen kann und stillen muß.' Er sah ihr bittend und zugleich forschend in die Augen und redete weiter: ‚Ich verlang' schon heut ein großes Opfer von deiner Lieb, aber weil du gesagt hast, daß du mir, wenn es sein muß, dieses Opfer willig bringen wirst, so verlang' ich's mit einer guten Zuversicht von dir. Du hast gesagt, daß du, wenn es sein müßt, neben mir auch in Armut leben möchtest. Und es wird nun wohl sein müssen.' Dann begründete er ihr die Notwendigkeit des Armwerdens so gut als möglich. Aber da sah er, wie sich allmählich eine große und immer größere Enttäuschung auf ihrem Gesichte malte, und er fing an, betrübt und erschreckt zu werden.

‚Pepi!' rief er. ‚Ist dir der Gedanke an das Reichsein schon so sündhaft lieb geworden?'

‚Ja!' gestand sie ehrlich. Und dann fuhr sie leidenschaftlich auf. ‚Du willst also doch teilen!' rief sie. ‚Mit allem, was du sagst, umschreibst du nur die Tatsache, daß du doch wieder teilen willst!'

‚Verblend't bleiben will ich halt nimmer,' sagte er. ‚Wenn ich trotz meiner Verzweiflung ausgangen wär', um zu sehen, dann hätt' ich auch so gesehen, wie es der Ströllkamp geweissagt hat. Nur nicht gleich närrisch hätt' ich über das erste werden sollen, was ich nicht verstanden hab. Gott hat mir etliche von meinen Fehlern gezeigt, vornehmlich die Zweifelsucht, und jetzt will er mich nach dieser großen Lehr' weiterführen. Ich werd' jetzt gläubiger sein als wie zuvor. Und du, Pepi, laß mich diesen Weg nicht allein gehen! Hast du mich denn heut weniger gern als gestern, wo ich dir doch recht war, ehe du an all das andere gedacht hast?'

‚Ich hab' dich so gern wie gestern,' antwortete sie leise. ‚Weil ich aber weiter denk' wie du und weil ich dich gern hab', geb' ich's nicht zu, daß du teilst.'

Dann warf sie sich plötzlich vor ihm auf die Knie, faltete die Hände und rief: ‚Folg' mir, wie du mir's versprochen hast: Mach' uns nicht arm!'

‚Du mußt erkennen, daß ich meiner Pflicht auch gegen die andern folgen muß,' sagte er fester als je. ‚Und du sollst darüber glücklich sein, daß die Gerechtigkeit wieder in mir wach geworden ist.'

Er wollte sie emporheben, ließ aber mit seinen Armen gleich wieder von ihr ab.

Da fühlte sie, daß er trotz seiner Leidenschaft stark genug zum Verzichten war, und sie verlor den letzten Rest ihrer mühsam beherrschten Fassung.

‚Ich laß' nicht von dir!' schrie sie. ‚Und wenn du ein völliger Narr wärst, so ließ' ich nicht von dir. Ja, dann erst recht nicht! Ich müßt' dich um so mehr lieben, je mehr ich dich bedauern müßt.'

‚Das wär' die rechte Lieb' nicht,' sagte er. ‚So kann das Glück nicht mit uns sein, Pepi. Sieh', nun hab' ich es erkannt, daß du mich nicht achten könnt'st, und mit keiner Lüg' würd'st du mich daran irr' machen können. Aber du wirst nicht lügen, du bist aufrichtig. Ich acht' dich für deine Aufrichtigkeit und bin dir einen großen Dank dafür schuldig. Wenn ihr, du oder deine Geschwister, jemals einen Freund brauchen solltet, so ruft mich, ich bitt' euch d'rum. Und jetzt leb' wohl.'

Sie hielt ihn mit Gewalt auf, weinte und schrie, und was sie ihm mit tausend leidenschaftlichen Worten sagte, kam doch schließlich wieder auf ein und dasselbe heraus.

Endlich mußte sie ihn doch ziehen lassen.

Als sie schieden, weinte sie nur noch stille; wußte sie doch, daß sie an ihm einen Freund behalten würde.

Markus fand keine Tränen, aber eine tiefe Traurigkeit umhüllte sein ganzes Wesen, als er das Haus verließ und den Rückweg antrat.

Im Schwemeißerhofe schrieb er Benna einen Brief, worin er ihr kurz und bündig mitteilte, was sich seit ihrer Flucht zugetragen hatte. Dann pflegte er den alten Krüppel gesund und sah sich zwischenhin fleißig in dem Arbeiterdörfchen um. Er unterschied diejenigen, welche seiner bedurften, ganz leicht von denen, welchen er nicht helfen konnte und nicht helfen brauchte, und so vollendete er sein großes Werk, ohne dabei noch einmal zu verzweifeln. Vor Wintersanbruch waren die Gründe des Schwemeißergutes verparzelliert und zu einem jeden Häuschen gehörte ein Feld, von dessen Betrage eine Familie bei ehrlicher Arbeit leben konnte.

An dem sonnenseitigen Talmuldenrande standen nun etliche neue

Hütten und in denen waren Leute daheim, die vorher keine eigentliche Heimat gehabt hatten. Das Herrenhaus des Schwemeißerhofes wurde in eine Dorfschule und in ein Bad verwandelt, und dort, wo jetzt noch die weitläufigen Wirtschaftsgebäude waren, sollte schon im nächsten Sommer inmitten einer jungen Gartenanlage eine kleine Kapelle stehen. In einem der neuen Häuschen wohnten der Matthias Läuscht und seine Tochter. Mali war genesen und betraute gar emsig ihren eigenen Grund und Boden. Die Schwielen, welche sie nun an ihren früher sehr fein gepflegten Händen hatte, waren ihr erstes Ehrenzeugnis. Der Dominik Läuscht und seine Frau waren zu ihrem Sohne, dem Advokaten, in die Stadt gezogen; sie hätten sich eine eigene Wohnung mieten können, aber ihr Geiz ließ das nicht zu. Als sie ihr Häuschen verließen, verfluchten sie den Markus, und auch andere, deren eigennützige Erwartungen er mit der Teilung nicht erfüllt hatte, verfluchten ihn oder hießen ihn einen Narren. Andere wußten es hingegen ganz gewiß, daß sie ihn bis zu ihrem Lebensende ehren würden.

In einigen Briefen, die Markus mit seinen Verwandten gewechselt hatte, war es ausgemacht worden, daß er in den Baldringerhof heimkehren und die zwei Kleiwenleichtbuben mitbringen sollte.

Der Sphändl war eines Tags mit den beiden Knaben bei ihm gewesen. ‚Ich komm' zuvörderst wegen einer Abbitte', hatte der junge Schlosser den Markus angeredet. ‚Schon lange beobacht' ich Sie heimlich bei Ihrer Teilung und seh' dabei immer mehr und mehr, daß Sie dazu doch das wahre Gottesgnadentum in sich haben. Bei diesem Zusehen bin ich so gläubig geworden, wie ich's schon längst gern geworden wär'. Drum bin ich jetzt auch aus meiner Partei ausgetreten und werd' wieder ein Christ. Die zwei Buben hab' ich mitgebracht — weil's mich darum gebeten haben. Die zwei haben Sie gern. Sie haben mir's auch schon eingestanden, daß sie einmal bei Ihnen waren. Wenn die beiden so brav werden, wie es jetzt scheint, so könnten wir's wirklich annehmen — daß sie durch uns zweie um nichts ärmer geworden sind.'

Markus fragte, ob dem Schlosser das Pflegen der Kinder nicht zu schwer falle.

‚Nun ja,' gestand der Sphändl. ‚Leicht bring' ich's nicht fort.' Und dann fügte er hinzu: ‚Ich verlang' aber deswegen von Ihnen doch nichts für die Zwei. Wir sind wirklich nur gekommen, um ihnen ein paar liebe Wort' sagen zu können.'

Der Schlosser log mit diesen Worten nicht. Aber es kam doch zu der Vereinbarung, daß Franzl und Edi mit Markus in dessen Heimat gehen sollten, weil sie dort leichter zu ernähren und zu guten Menschen zu machen wären als wie hier.

An einem hellen Herbsttage machte sich Markus mit den zwei Knaben auf die Heimreise. Er zog so arm von dem Schwemeißergute ab, wie er hierher gekommen war. Bis zu der Reichsstraße gaben ihm viele Menschen, die ehedem tief elend und jetzt zufrieden waren, das Geleite und es flossen dabei Tränen, um die es schade war, daß sie in den Wegstaub fielen. Die Pepi und ihr Bruder Leopold waren auch unter denen, die bis zur Reichsstraße mitgingen. Pepi hatte nicht zu lange nach ihrer Enttäuschung den Rechten gefunden, einen lustigen Tischler, der besser zu ihr paßte als der Markus. Leopold war bereits zum Doktor promoviert und seine Gesundheit hatte sich gebessert. Von allen denen, die Markus hier näher kennen gelernt hatte, fehlten bei diesem Abschiede nur der Egid und die Witwe des Kleiwenleicht. Die zwei jungen Nachbarn waren sich seit ihrem damaligen Auseinandergehen nicht wieder begegnet und Markus hatte deshalb seine Geldschuld durch die Post beglichen. Die Frau Kati aber kümmerte sich nun weder mehr um ihre Kinder noch um den Baldringer. Sie hatte, um sich zu versorgen, auch wieder geheiratet.

Droben im Gebirge kam dem Markus und seinen Pfleglingen der alte Hans Baldringer entgegen. ‚Eine große Familie werden wir jetzt sein,‘ sagte er bei der Begrüßung. ‚Aber unser Hof wird uns nicht zu klein werden.‘

Die Frau des Alten und Benna, welche ihren Pflegling auf dem Arme trug, kamen den vier Mannsleuten vor dem Baldringerhofe entgegen.

Frau Nanni empfing den Markus mit den Worten: ‚Das ist eine traurige Heimkehr. Aber weil ich dich lieb hab, ist es mir doch recht, daß du bei uns bleibst.‘

Benna aber sagte: ‚Wohl denen, die es wissen, daß das eine glückliche Heimkehr ist.‘

Am nächsten Tage stiegen Markus, Benna und die zwei Kleiwenleichtbuben zu jenem einsamen Antoniuskirchlein empor, bei welchem nun, der großen Einsamkeit wegen, niemand mehr hausen wollte.

Vor der morgenseitigen Kirchenmauer war das Grab des Strölkamp. Die zwei Baldringer erzählten es hier oben den Kindern, wer der Strölkamp gewesen war und wie sein Geist hier auf Erden fortlebte. Dann knieten sie alle an dem Grabe hin und beteten. Wie für einen anderen Verstorbenen konnten sie für den Strölkamp nicht beten. Sie dankten ihm und baten für ihr weiteres Wirken um seinen Segen. Er scheint sie wohl gesegnet zu haben. Sie lebten bei ihrer gegenseitigen reinen Freundschaft auf dem Baldringerhofe in Frieden weiter und in ihren drei Pflegekindern wurde der Glaube des Alten groß, dessen Leib hier unter dem kleinen Hügel ruhte.

Die ‚denkenden‘ Pferde als Signaltiere
Von Max Ettlinger

Alle höheren Tiere, die in ihrem Freileben zu Herden oder Rudeln gesellt sind, kann man wegen ihrer besonderen Anpassungen an das bestimmende Verhalten eines Artgenossen als ‚natürliche Signaltiere‘ bezeichnen. Bei ihnen ist nämlich die Wahrnehmungsfähigkeit eines oder mehrerer Sinne zweckentsprechend geschärft, um auch die geringfügigsten Warnsignale des Leittieres sofort aufzufassen und mit selbsterhaltenden Reaktionen, meist also mit schleuniger Flucht, prompt zu beantworten.

Gerade aus solchen feiner organisierten Herdentieren wußte sich der Mensch im Lauf der Jahrtausende seine am engsten an ihn selbst angepaßten, anhänglichsten Haustiere zu gewinnen: vor allem Hund und Pferd. Der Mensch hat es verstanden, sich bei diesen und anderen Tieren gewissermaßen in ihre herdengewohnte Seelenorganisation einzuschleichen und die Anpassungen, die zunächst auf den Artgenossen des Tieres abgestimmt waren, auf sich selbst ab- und umzulenken. Nicht nur die äußere Körpergestaltung unserer Haustiere hat unter dem Einfluß der künstlichen Zuchtwahl die charakteristischsten Umwandlungen erfahren; auch ihre seelischen Anlagen und Triebe unterlagen einem Umbildungsprozeß, auf den, nach Darwins vorläufigen Hinweisen, vielfach erst durch das neueste Aufblühen einer systematischen Tierpsychologie die gebührende Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Freilich wissen wir vorerst noch über die seelischen Eigenschaften unserer Haustiere viel unzureichender Bescheid als über ihre körperliche Beschaffenheit. Und so kann man selbst in Werken, die in zoologischer Hinsicht auf der Höhe stehen, noch häufig tierpsychologischen Irrtümern krassester Art begegnen. C. Keller z. B. in seinem sonst trefflichen Abriß der ‚Stammesgeschichte unserer Haustiere‘* geht in seinen Bemerkungen über psychische Domestikationseinflüsse von vornherein von dem Grundirrtum aus, die Umbildungen der Tierseele seien von dem menschlichen Züchter immer mit zielbewußter Absicht vorgenommen worden; bereits der Urmensch habe gegenüber seinen Haustieren ‚großen pädagogischen Takt‘ bewiesen. In Wahrheit hat sich jedenfalls die bewußte, psychische Beeinflussung der Haustiere durch den Menschen zunächst ganz vorwiegend im negativen Sinne vollzogen, nämlich als zähmende Unterdrückung oder Abschwächung der zuchthinderlichen Instinkte des Wildnislebens. Und soweit bereits eine positive ‚Suggestions‘wirkung des Menschen auf seine Haustiere erfolgte, vollzog sie sich — vor Einsetzung der eigentlichen Tierdressuren — jedenfalls zunächst vorwiegend unbewußt, im Sinne eines gewohnheitsmäßigen Angleichens, Abschleifens oder Verfeinerns der ohnehin aus dem Herdenleben schon vorhandenen sozialen Anschlußinstinkte.

Wie weit sich diese unbewußte Beeinflussung der Haustiere durch unsere Voreltern erstreckt hat, kommt uns erst heute allmählich zum Bewußtsein, nachdem wir die Lebensgewohnheiten unserer Haustiere mit denen ihrer

---

* Aus Natur und Geisteswelt Nr. 252. Geb. M. 1.25.

nächsten, noch freilebenden Artverwandten im einzelnen zu vergleichen beginnen. Da können wir manchmal die ursprüngliche Rückbildung und fortdauernde Umgestaltung noch in den einzelnen Stadien verfolgen und sehen etwa beim gutdressierten Jagdhund die wilden Reißinstinkte der Wolfsverwandten noch leise und zweckverändert nachzittern. Auch beim Hauspferd sehen wir, namentlich in seiner hervorragenden Richtungsorientierung, noch manche spezifischen Instinkte des steppendurchschweifenden Wildpferdes abgeschwächt erhalten, andere, wie die ursprünglich so starke Schreck- und Fluchtneigung, unter der menschlichen Obhut bereits ganz erheblich reduziert. Viel schwerer als über solche Rückbildungen ist es offenbar, sich über die psychischen Neuerwerbungen des Hauspferdes zutreffende Rechenschaft zu geben; und so sehen wir gerade in solchen Einzelheiten C. Keller durchaus auf den Holzweg geraten, wenn er annimmt, das Pferd habe unter menschlichem Einfluß ‚Freude an der Musik gewonnen und lernte mit Hilfe seines trefflichen Zeitsinnes im Takt gehen'. Tatsächlich ist es mit der musikalischen und rhythmischen Begabung gerade des Pferdes durchaus nicht weit her. Bereits Landois' einschlägige Versuche hatten ein negatives Ergebnis, und ebenso berichten die zuverlässigsten Schulreiter und Pferdekenner, daß beim taktmäßigen Tänzeln des Zirkuspferdes stets der Reiter jedes Tempo durch kleine, oft für den Zuschauer kaum merkliche Dressursignale angeben muß; das Pferd selbst richtet sich nicht nach dem Orchester, sondern es verhält sich viel eher umgekehrt*. Ein Meister der Reitkunst wie James Fillis bekennt: ‚Mein ganzes Orchester steckt in meinen Sporen**.' Neben solchen kleinen absichtlichen Winken durch Schenkel oder Zügel, Peitsche oder Sporen reagiert das Pferd, wie jeder Reiter bezeugt, aber auch auf eine ganze Fülle unabsichtlicher Bewegungen; es ist, um den treffenderen englischen Ausdruck für Gedankenleser zu gebrauchen, ein ‚Muskelleser'. Es weiß aus den leisesten Bewegungen auf seinem Rücken die Absichten und namentlich die Stimmungen des Reiters in oft erstaunlich feiner Abstufung aufzufassen. Nicht selten gibt sich der Reiter selbst über diese feinen Übermittlungsvorgänge durchaus nicht Rechenschaft. Er meint wohl gar, das Pferd sei ganz von selbst auf den betreffenden klugen Gedanken gekommen oder es habe sich auf irgendeine mysteriöse Weise sein, des Reiters Gedanke, vom eigenen Gehirn ins Pferdegehirn fortgepflanzt. Tatsächlich aber handelt es sich dabei immer nur um eine Übermittlung durch geringfügige unwillkürliche Ausdrucksbewegungen, deren der Mensch so wenig Herr ist, daß sie oft gerade dann besonders verräterisch auftreten, wenn man sie unterdrücken möchte. Mádav macht im Anschluß an die Kavalleristen Krane und Monteton darauf aufmerksam, daß nicht nur die Wünsche, sondern sogar die Sorgen des Reiters sich oft

* Vgl. hierzu Stefan von Mádav, Psychologie des Pferdes und der Dressur, Berlin 1912 (Verlag von Paul Parey. Geb. M. 8.—), S. 30 f. Das Werk eines ehemaligen Kavalleristen und nunmehrigen Physiologen enthält viel schätzbares Material, ohne in allen Einzelheiten und namentlich den theoretischen Grundlagen einwandfrei zu sein.

** Grundsätze der Dressur und Reitkunst. Deutsch. 2. Aufl. Lpz. 1896. S. 367 Anm.

unbewußt auf sein Pferd übertragen. Monteton warnt deshalb ausdrücklich den Pferdekäufer: ‚Lassen Sie sich zu dem Proberitt nur gar nichts vom Besitzer erzählen, was das Pferd für Schandtaten begehen soll; denn dadurch, daß Sie dieselben wissen, macht das Pferd sie schon, so fein sind die Einflüsse gegenseitig vom Reiter auf das Pferd.‘

Alle diese unabsichtlichen Signalbewegungen, mittels deren viele Pferde auch sofort den ängstlichen Reiter vom mutigen unterscheiden, hat der Mensch selbstverständlich niemals, so wie die eigentlichen Dressurhilfen, mit Absicht auf die Tiere einwirken lassen, sondern diese haben selbst im Laufe der tausendjährigen Zusammengewöhnung mittels spezifischer Sinnesschärfung solchen Zeichen immer besser sich angepaßt, und reagieren nun auf die menschlichen Signale so prompt als einst in der Herde auf die Warn- oder Lockzeichen des Leithengstes.

Über Umfang und Art gerade jener menschlichen Signalbewegungen, die den einzelnen Arten der Haustiere, und speziell den Hunden und Pferden, zum ‚Gedankenlesen‘ dienen, sind wir erst sehr unvollkommen unterrichtet. Und die bleibende, positive Bedeutung des vielberedeten Falles eines scheinbar denkenden Pferdes in Berlin, des ‚Klugen Hans‘, beruht gerade darin, daß wir damals dank Oskar Pfungsts guten, durch bestimmte Laboratoriumsversuche für minimale Bewegungen besonders geschärften Augen und dank den bestätigenden minutiösen Nachprüfungen, die er mit den Meßapparaten Robert Sommers durchführte, einer bisher ganz unbekannten Art von menschlichen Signalbewegungen auf die Spur gekommen sind. Es ergaben sich nämlich ganz geringfügige, ruckweise Vorwärtsbewegungen des menschlichen Kopfes und Oberkörpers, die als Ausdruck des Gefühls gespannter Erwartung beim Stellen einer Frage an das Pferd von fast jedermann ausgeführt werden und die sich dann im Moment der richtigen Antwort durch entsprechende Rückwärtsbewegungen als Ausdruck der gelösten Erwartung wieder ausgleichen. Die Antworten des ‚Klugen Hans‘ erfolgten bekanntlich, mochten sie nun Zahlen oder Worte zum Inhalt haben, durch Klopfen mit dem Vorderhuf, mithin auf eine Art und Weise, bei der stets die richtige Lösung, nämlich die entsprechende Anzahl von Huftritten, in einem einzigen, ganz bestimmten Augenblicke gegeben war und deshalb auch durch eine einzige momentane Signalbewegung sehr einfach hervorgerufen werden konnte.

Es mußte sich freilich damals, als im Hochsommer 1904 Herr von Osten die Künste seines Hengstes zum erstenmal einer breiteren Öffentlichkeit vorführte, jedem Pferdekenner zunächst der Argwohn aufdrängen, daß es sich um einen absichtlichen Dressurtrick handele, wie er von alters her auf Jahrmärkten und in Zirkusarenen zum besten gegeben wird. Es liegt nämlich sehr nahe, gerade das Scharren mit dem Vorderhuf, welches von vielen Pferden zum Zeichen des Nahrungsverlangens instinktiv ausgeführt wird und welches im Moment der Fütterung von selbst eingestellt wird, dadurch, daß man es mit anderen, kaum merklichen Dressurwinken gedächtnismäßig assoziiert, zur Vortäuschung scheinbar selbständiger Leistungen des Tieres zu verwerten. So schreibt z. B. der französische Tierarzt Guénon in seinem Werk über ‚Die Seele des Pferdes‘

(1901), daß bereits zwei oder drei Lektionen zu je fünf Minuten genügen, um einem Pferd beizubringen, daß es sein Verlangen nach einem Lieblingsfutter jedesmal auf den Wink seines Herrn durch Hufscharren zum Ausdruck bringt. Und Guénon betont ausdrücklich, daß die Dressur der scheinbar rechnenden Pferde auf der weiteren Ausbildung dieser natürlichen Neigung beruht. Übereinstimmendes schreibt Hachet-Souplet in seinem Buch über ‚Die Dressur der Tiere' (deutsch 1898, S. 91):

‚Die Pferde, welche zählen, markieren bekanntlich durch Stampfen mit einem Bein die Einer und die Zehner. Man sucht für diese Nummer Pferde aus, welche leicht den Fuß heben und wieder hinsetzen; man gewöhnt sie daran, dies solange hintereinander zu tun, bis der Dresseur eine kleine Bewegung nach vorn macht, welche so viel heißt als: genug!'

Derartige absichtliche Dressurwinke vermochte allerdings die Berliner Untersuchungskommission, der die erste Prüfung des ‚Klugen Hans' oblag und der neben anderen Pferdepraktikern auch Zirkusdirektor Busch angehörte, bei Herrn von Osten nicht festzustellen. Aus der Tatsache, daß das Tier auch bei Abwesenheit seines Herrn oft richtige Antworten gab, mußte vielmehr bündig geschlossen werden, daß es auf irgendwelche unabsichtliche Signalbewegungen reagiere.

Wenn damals das erste Kommissionsgutachten vom 12. September 1904 ‚auch das Vorhandensein unabsichtlicher Zeichen von der gegenwärtig bekannten Art' in Abrede stellte, so war damit ihr Vorhandensein keinesfalls ausgeschlossen. Ich habe angesichts dieses ersten Gutachtens im Novemberheft 1904 des ‚Hochland' sofort betont:

‚Man kann darauf eigentlich nur sagen, daß über die spezielle Art solcher Zeichen für tierische ‚Gedankenleser' gegenwärtig kaum etwas Näheres bekannt und bei den Unterschieden der tierischen und menschlichen Sinnesorganisation auch sehr schwer zu ermitteln ist ... Man ist ja auch bei manchem menschlichen ‚Gedankenleser' noch nicht recht dahintergekommen, wie er es anfängt, die kaum merklichen Ausdrucksbewegungen der fragenden Personen als Signale aufzufassen, und doch huldigt kein irgend kritisch denkender Kopf der Ansicht, daß solche menschlichen ‚Gedankenleser' irgendeine Fähigkeit besitzen, welche von denen ihrer Artgenossen wesentlich verschieden wäre.'

Wie berechtigt damals diese Stellungnahme war und wie sehr die Vermutung irgendeiner Art unwillkürlicher Signalbewegungen das Rechte traf, hat sich kurz darauf dank Pfungsts unwiderleglichen Experimenten herausgestellt. Aber selbst wenn damals die Enträtselung des Falles nicht bis zum letzten Rest geglückt wäre, hätte gemäß den bisherigen Ergebnissen der Tierpsychologie die prinzipielle Auffassung der Sachlage keine andere sein können.

Diese allgemeine Zurückführung der scheinbaren Denk- und Rechenkünste des ‚Klugen Hans' auf unwillkürliche Signalbewegungen seines Herrn und anderer wissender Personen bleibt deshalb auch heute noch vollkommen zu recht bestehen; selbst für den Fall, daß sich herausstellen sollte, daß die von Pfungst ermittelte besondere Art der Signalbewegungen nicht überall zur hinreichenden Erklärung des tierischen Verhaltens genügt.

Mit dieser Möglichkeit muß gerechnet werden, seit es bekannt geworden ist, daß ein Geistesjünger des 1909 unüberzeugt verstorbenen Herrn von Osten, der Elberfelder Juwelier Karl August Krall, den ‚Klugen Hans' geerbt und nach eigenen Lehrmethoden weitergebildet hat und daß er des ferneren noch zwei weitere, frisch aus der Gestütskoppel entnommene Araberhengste namens Muhamed und Zarif auf entsprechende Weise das Lesen, Rechnen und Schreiben gelehrt haben will. Die gedanklichen Leistungen, welche nunmehr Herr Krall in seinem bei aller Weitschweifigkeit doch gerade in den wichtigsten Punkten sehr lückenhaften Buch ‚Denkende Tiere'* von allen drei Hengsten berichtet, grenzen auch für denjenigen, der nicht von vornherein alle Ansätze zu selbständiger Intelligenzleistung bei Tieren leugnen möchte, ans völlig Unglaubliche. Namentlich die scheinbaren Rechenleistungen der Tiere erheben sich zu einer Stufe, die selbst dem menschlichen Durchschnittsverstand unerreichbar zu sein pflegt; sie berechnen nämlich sogar ohne weiteres im Kopf die Quadratwurzeln aus fünfstelligen Zahlen. Auch das scheinbare Lesen der Tiere beschränkt sich keineswegs nur auf Zahlen und deutsche Worte; es versagt sogar bei fremden Sprachen, namentlich Französisch, keineswegs. Das Schreiben schließlich der Tiere, will sagen ihr Buchstabieren der Worte durch tabellenmäßig bestimmte Hufstrittzahlen zeichnet sich dadurch besonders aus, daß häufig eine abkürzende, phonetische Methode befolgt wird; es wird z. B. für ‚Zucker' nur Zukr oder auch nur Zkr geklopft. Man müßte mithin, wenn die Berichte zuträfen, den Tieren geradezu die selbständige Erfindung einer Art Hufstrittstenographie zuschreiben; also eine Leistung, wie sie unter uns Menschen nur seltenen, bahnbrechenden Geistern vergönnt ist.

Man darf sich nicht wundern, wenn gegenüber solchen Nachrichten vielfach die erste Reaktion des gesunden Menschenverstandes, — und zwar keineswegs nur des ‚dogmatisch gebundenen', — sehr kräftig ausgefallen ist und man geneigt war, ähnlich, wie seinerzeit bei den ersten Nachrichten über den ‚Klugen Hans', alles schlankweg für Betrug durch geheimgehaltene Dressurtricks zu halten. Unterdes hat aber eine erhebliche Zahl von Augenzeugen der Elberfelder Versuche sich für die Gutgläubigkeit der leitenden Personen mit Nachdruck verbürgt, und unter diesen Zeugnissen sind immerhin auch einige Sachverständige, wie namentlich der Frankfurter Gehirnphysiologe Prof. Dr. Ludwig Edinger, nach dessen Bericht in der ‚Frankfurter Zeitung' (Nr. 82 vom 23. März) der Hengst Muhamed am Schluß einer Vorstellung sogar den unzweifelhaft intelligenten Satz diktierte: ‚Stall gehen, Hafer haben. Adje.'

Freilich läßt auch Prof. Edinger bei aller Konnivenz gegenüber der Krall'schen Auffassung die endgültige Lösung des Problems noch offen, ob wirklich eine selbständige Denkleistung der Tiere vorliegt oder ob es sich vielleicht doch nur um irgendeine bisher unbekannte Art von Gedankenübertragung handelt.

Ein bedeutsamer Wahrscheinlichkeitsgrund für die letztere Annahme, also für irgendeine Art tierischen ‚Gedankenlesens' kann gerade auch aus einer

* Leipzig 1912, bei Friedrich Engelmann. Brosch. M. 8.—, gebd. M. 10.50.

allgemeinen Feststellung Edingers entnommen werden. In einer persönlichen Erklärung vom 28. März, die Herr Professor Edinger einigen Fachleuten zur Kenntnis gab, findet er es nämlich besonders ‚auffallend, daß die Pferde immer nur Sachen plappern, die wir ohnehin wissen, daß sie nicht wie Laura Bridgeman oder Helen Keller die Sprache auch nur ein einzigesmal zu einer ungefragten Mitteilung von etwas uns Neuem benutzen‘. Edinger findet das Verhalten der Tiere ganz dem jener angeblichen Geister in Spiritistenzirkeln vergleichbar, die auch ‚nie was Gescheites zu sagen wissen‘, sondern immer nur solche Dinge kundgeben, die irgendeinem Sitzungsteilnehmer ohnehin schon bekannt waren.

Diese allgemeine Vergleichbarkeit des Verhaltens der ‚denkenden Tiere‘ mit dem Verhalten der spiritistischen Medien ist in der Tat sehr auffällig und bestärkt von vornherein in der Annahme, daß diejenigen Personen, welche den Tieren die Fragen stellen, sich ebenso verhalten, wie es die geisterbefragenden Teilnehmer an spiritistischen Sitzungen zu tun pflegen. Diese Sitzungsteilnehmer verraten nämlich durch eine ganze Reihe unwillkürlicher Ausdrucksbewegungen den feinfühligen, auf das ‚Gedankenlesen‘ eingeschulten Medien die richtige Antwort, ohne es zu wissen und zu wollen, im voraus. Bei solcher Sachlage gewinnt ein Hinweis, den bereits mein vorläufiges Gutachten in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ (Nr. 267 vom 25. März) gegeben hat, eine vermehrte Bedeutung. Es ergibt sich nämlich aus einer Mitteilung in der Spiritistenzeitschrift ‚Psychische Studien‘, daß auch der Besitzer der Elberfelder denkenden Pferde, Herr Krall, ‚okkultistischen Studien nicht ferne steht‘; auch er gehört also jedenfalls zu der Klasse von Persönlichkeiten, die wegen der Deutlichkeit ihrer unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen besonders geeignete Objekte für Gedankenleserkünste darstellen.

Die Organisation des Herrn Krall dürfte nach dieser Hinsicht ganz mit derjenigen des Herrn von Osten übereinstimmen. Und das gleiche darf, schon auf Grund der Pfungstschen Feststellungen von vornherein bei allen jenen Personen angenommen werden, die sich mit dem ‚Klugen Hans‘ oder Muhamed oder Zarif bis zum Klappen der Experimente einzuarbeiten vermögen.

Es gibt nur ein einziges Mittel, das Vorhandensein unwillkürlicher Signalbewegungen von vornherein auszuschließen; ein Mittel, welches auch schon von Stumpf und Pfungst in Berlin angewandt wurde, und damals ein sofortiges, völliges Versagen des ‚Klugen Hans‘ zur Folge hatte. Dieses Mittel besteht in der Vornahme der sogenannten unbewußten Versuche, bei denen die Frage an das Tier weder dem Fragesteller selbst noch sonst irgend einer mitanwesenden Person bekannt ist. Das ist sehr leicht auf die Weise möglich, daß dem Tier, welches ja angeblich lesen kann, die Rechenaufgabe vorher von einer abwesenden Person auf die dann verhüllte Tafel geschrieben wird. Der Fragesteller hat in diesem Fall nur die Hülle von der Tafel zu entfernen, ohne sie dabei selbst lesen zu können. Nun haben freilich auch schon Krall und sein Mitarbeiter Dr. Schöller einige wenige ähnliche ‚unbewußte Versuche‘ angestellt, speziell mit telephonischer Befragung des Pferdes. Aber sie haben dabei, wie ich schon in meinem ersten Gutachten

Julius Louis Asher pinx.

Jos. Kösel autotyp.

Jenny Lind am Klavier.



näher ausführte, keineswegs die nötigen Vorbeugungsmaßregeln gegen leicht unterlaufende Selbsttäuschungen getroffen und zudem diesen Versuchen so wenig Bedeutung beigemessen, daß sie bald wieder ganz davon absahen. Demgegenüber kann für die Unerläßlichkeit gründlicher und methodischer ‚unwissentlicher Versuche' nun auch auf die Privaterklärung Prof. Edingers verwiesen werden, worin vor allem eine Erneuerung der unwissentlichen Versuche nachdrücklich gefordert wird. ‚Daß auf diese zunächst alles ankommt, darüber hat', so schreibt Edinger, ‚keiner der mit mir Anwesenden Herrn Krall im Zweifel gelassen.'

Vorläufig freilich scheint über die methodischen Erfordernisse, die an solche unwissentlichen Versuche gestellt werden müssen, noch keineswegs allenthalben die nötige Klarheit zu bestehen; sonst wäre die Berufung auf einen Augenzeugen, Dr. Albert Ritter, unterblieben, dessen Bericht für die Kritiklosigkeit solcher Zeugenaussagen typisch ist. Er schreibt nämlich am 27. März in der Beilage der ‚Täglichen Rundschau':

‚Ich hatte in dem Aufsatze von Herrn Professor Edinger den Vorbehalt gelesen: erst wenn das Pferd eine Aufgabe löse, deren Lösung der Umgebung selbst unbekannt sei, könne zugegeben werden, daß es selbständig denke. Um nun eine Probe in diesem Sinne zu machen, bat ich Herrn Krall, mich eigenhändig eine Aufgabe auf die Tafel schreiben zu lassen, was bereitwillig zugestanden wurde. Und ich schrieb auf: $\sqrt{15\,876} - \sqrt{12\,769} =$

Und Muhamed klopfte, ohne sich lange zu besinnen: 13.

$$(\sqrt{15\,876} - \sqrt{12\,769} = 126 - 113 = 13.)$$

Herr Professor Dr. Krämer tat mir den Gefallen, mich in ebenso sprachloser Überraschung anzusehen, wie ich ihn. Es ist Tatsache, daß Herr Krall (und natürlich auch der Pferdewärter) von dem Ergebnis der Rechnung keine Ahnung hatte; Frage und Antwort folgten sich unmittelbar, so daß keiner der Anwesenden hätte voraus- oder mitrechnen können — auch Herr Professor Krämer nicht. Jede Suggestion war ausgeschlossen, da ich, der allein das Ergebnis schon wußte, durchaus nicht den Willen hatte, eine Gedankenübertragung zu versuchen.'

Selbstverständlich verdient dieser ganze Versuch nicht die Bezeichnung eines ‚unwissentlichen', da ja ein Anwesender, nämlich der Berichterstatter selbst, die Lösung der gestellten Rechenaufgabe sehr wohl kannte und daher, auch ohne jedes Wollen und gerade gegen seine Absicht, dem Pferde durch eine Signalbewegung verraten konnte, in welchem Augenblick es zu klopfen aufhören muß.

Das positive Vorhandensein solcher verräterischen Signalbewegungen bei allen von Krall berichteten Leistungen der Pferde hat so lange in den Pfungstschen Ermittlungen beim ‚Klugen Hans' seine feste Stütze, als es nicht gelungen ist, die Pfungstschen Ergebnisse selbst als irrtümlich und verfehlt nachzuweisen. Auf den Versuch dieses Nachweises hat Herr von Osten den Rest seines Lebens verwandt und der gleichen Aufgabe hat sich auch Herr Krall nun schon seit Jahren mit aller Unverdrossenheit gewidmet. Ja man kann diesen Nachweis

geradezu als seine Hauptaufgabe bezeichnen; denn alle weiteren Feststellungen über die vermeintlichen Verstandesleistungen seiner Pferde werden eigentlich erst dann ernstlich diskutabel, wenn die große Wahrscheinlichkeit einer nur sinnlichen Signalübertragung ganz allgemein und im einzelnen widerlegt ist.

Pfungst ermittelte, daß der ‚Kluge Hans' die Signalbewegungen seines Herrn mittels des Gesichtssinns auffaßte. Diese Tatsache konnte Herr von Osten nicht mehr aus der Welt schaffen. Er half sich aber so, daß er erklärte, dieses ‚Pfungstionieren' auf optisch wahrnehmbare Signalbewegungen sei dem Hengst erst von den Kommissionsmitgliedern nachträglich andressiert worden; das Tier vermöge aber auch bei ihrer gänzlichen Ausschaltung noch richtig zu antworten. Herr von Osten brachte deshalb vor dem Auge des Pferdes Scheuklappen an, die aber keineswegs groß genug waren, als daß nicht bei der besonderen Stellung und dem weiten Sichtungsfeld des Pferdeauges ein Hinausblicken über den Rand der Scheuklappen möglich gewesen wäre. Auch die Scheuklappe, mit der Herr Krall jede optische Zeichenübermittlung ausschließen wollte, muß — soweit seine unzureichenden Angaben und die Abbildungen ein Urteil ermöglichen — als keineswegs einwandfrei bezeichnet werden. Auch er hat stets nur eine ‚Einschränkung des Gesichtsfeldes' vorgenommen aber niemals dessen allein beweiskräftige völlige Ausschaltung. Immerhin muß zugegeben werden, daß die optische Wahrnehmung der Signale dem Pferd sehr erschwert worden ist. Und namentlich die Entfernung der Fragesteller bis zu sechs und acht Metern legt die Vermutung noch andrer Übertragungsmittel nahe, da bisher wenigstens dem Pferdeauge die besondere Wahrnehmungsfähigkeit kleinster Bewegungen nur für kurze Distanzen zuerkannt wird. Die endgültige Aufklärung gerade dieser Fragen darf von dem bevorstehenden Besuch Pfungsts in Elberfeld erwartet werden.

Vorläufig müssen jedenfalls noch andre Übertragungsmöglichkeiten in Betracht gezogen werden. Und am nächsten liegt es, ebenso wie bei vielen menschlichen ‚Gedankenlesern' und ‚Medien', an ein Mitspielen des Gehörsinns zu denken. Gerade auch das Gehör nämlich ist beim Pferde besonders scharf und nimmt, wie Mäday durch viele Beispiele belegt, weit leisere Geräusche wahr als beim Menschen. Von jeher haben daher unter den absichtlichen Dressurzeichen für Pferde die kleinen Variationen des menschlichen Stimmklangs, leise Schnalzlaute und ähnliches eine wirksame Rolle gespielt. Da für unseren Fall nur unbewußte Lautkundgebungen in Betracht kommen, wird man ohne weiteres auf jene unwillkürliche Flüsterlaute geführt, deren erhebliche Mitwirkung Lehmann und Hansen bereits 1895 beim menschlichen Gedankenlesen außer Zweifel gestellt und deren Vorhandensein neuerdings wieder Downey anläßlich seiner Untersuchungen über das ‚Muskellesen' bei vielen seiner Versuchspersonen auffällig wurde. Die Annahme solcher unwillkürlichen Flüstersignale liegt um so näher, da bereits Herr von Osten kein lautes Fragestellen, wohl aber beim Denken der Frage ‚ein innerliches Sprechen' für erforderlich erklärte, das sich dann leicht auch auf die hinzugedachte Antwort ausdehnen kann. Das Mitwirken solcher unwillkürlichen Flüstersignale hat übrigens bereits 1903 Professor Albert Moll nach seinen Versuchen mit dem ‚Klugen Hans' ver-

mutet. Und diese Annahme ist bisher weder durch die Gehörexperimente Pfungsts, noch gar Kralls hinreichend widerlegt worden. Gegen sie spricht noch am meisten der Mangel fast jeglichen Ohrenspiels, wie er dem bekannten Herrenreiter Herrn Suermondt beim ‚Klugen Hans‘ mit Recht auffiel.

Schließlich muß auch noch eine Mitwirkung jenes Sinnes in Betracht gezogen werden, der beim Pferd am höchsten ausgebildet ist, und zwar bis zu einer Feinheit, von der wir Menschen uns überhaupt keine direkte Vorstellung zu bilden vermögen, nämlich an eine Wahrnehmung durch den Geruchsinn. Wer weiß, ob der Satz Kingsleys: ‚Pferde denken mit der Nase‘, sich nicht auch an den Elberfelder ‚denkenden Pferden‘ von neuem bewähren wird? — Das feine Witterungsvermögen des Pferdes bis auf ganz erhebliche Entfernungen ist gerade auch für die qualitativen Verschiedenheiten der menschlichen Duftstoffe ganz außer Zweifel gestellt. Bösartige Pferde sollen das Angstgefühl eines sich nähernden Menschen bereits von weitem an seinem spezifischen Angstduft erkennen. Mit der besonderen Ausbildung des Geruchssinnes und seiner Organe hängen auch die in ihrer genaueren Beschaffenheit noch unbekannten Sinne zusammen, mit denen viele Tiere magnetische und elektrische Vorgänge wahrnehmen. Auch für das Pferd liegen schon einige entsprechende Beobachtungen vor. Für unseren Fall legt sich daher sehr wohl die Annahme nahe, daß markante Schwankungen des mit der Schweißabsonderung zusammenhängenden psychogalvanischen Reflexes, wie sie besonders Veraguth am Menschen genau gemessen hat, auf die eine oder andere Weise als Signale dienen.

Die endgültige Bewahrheitung und Entscheidung dieser Annahmen kann selbstverständlich erst von der genaueren wissenschaftlichen Untersuchung der Elberfelder Pferde erwartet werden, die in jedem Fall der Mühe lohnt. Wenn es dabei gelänge, ebenso wie beim ‚Klugen Hans‘ noch weiteren bisher unbekannten Arten unwillkürlicher Signalbewegungen endgültig und näher auf die Spur zu kommen, dann wäre das Endergebnis gleich fruchtbar für die psychophysische Erkenntnis des menschlichen wie des tierischen Organismus.

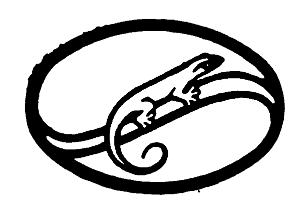
Die eifervolle Gemeinde freilich, die sich aus überspannter Tierfreundschaft bereits um die Elberfelder Hengste gesammelt hat und die in manchen Tagesblättern jeden Gegner mit entrüsteten oder spöttischen Affektentladungen signalisiert, dürfte vom Endergebnis der Elberfelder Untersuchung ebensowenig befriedigt werden als seinerzeit von der des Berliner ‚Klugen Hans‘. Was für überschwengliche Hoffnungen man bisher noch von dieser Seite hegt, dafür ist neben Kralls eigenen Äußerungen die des Okkultisten Freudenberg typisch, der in den ‚Psychischen Studien‘ schreibt:

‚Hieraus ergibt sich eine geradezu ungeheuerliche Konsequenz. An dem Tage, an welchem Kralls Versuche wissenschaftlich allgemein anerkannt sind, fällt nicht nur der Darwinismus, sondern auch die gesamte Entwicklungslehre, insofern sie der Annahme huldigt, daß eine Entwicklung vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren stattgefunden habe. Kralls Standpunkt ist eben der, daß alles in der Natur an seiner Stelle „vollkommen“ ist.‘

Früher hat man bekanntlich immer die selbständige Denkfähigkeit der Tiere

hauptsächlich deshalb beweisen wollen, um daraus die Geltung einer monistischen, lückenlosen Deszendenztheorie auch für die seelische Entwicklung aller Organismen zu folgern. Jetzt hat man sich bei diesem Bemühen bereits derart übernommen, daß man in Gefahr gerät, zuviel zu beweisen. Denn das muß freilich Krall und seinen Gesinnungsfreunden zugestanden werden: Wenn wirklich bei Pferden eine hohe mathematische Begabung, Verständnis der abstrakteren Begriffe und mehrerer Sprachen, ja sogar selbständige Erfindungen sich nachweisen ließen, dann wäre es zu Ende mit der geistigen und sittlichen Überlegenheit der Menschengattung über die Tierwelt, und die bisherige Sklaverei der Haustiere ließe sich nicht mehr rechtfertigen. Auch die völlige Absurdheit dieser wissenschaftlichen und praktischen Konsequenzen darf als ein letzter Beweisgrund gegen den Glauben an die ‚denkenden Tiere‘ ins Feld geführt werden.

Die jahrtausendlange Anpassung der Haustiere an den Menschen ist für ihren seelischen Besitzstand nicht ohne tiefere Folgen geblieben. Aber die Veränderungen, denen ihre Psyche in dieser langen Zeit unterlag, konnten nicht im Erwerb von solchen Fähigkeiten bestehen, deren Vollbesitz sich der Mensch selbst erst seit relativ kurzer Frist zu eigen gemacht hat, sondern die seelische Höherentwicklung der Haustiere erstreckte sich, wie es allein nutz- und sinngemäß ist, nur auf eine umgestaltende Anpassung ihrer ursprünglichen Gattungscharaktere an die Bedürfnisse ihrer Beschützer und Gebieter. So sind uns viele Haustiere nicht nur zu wertvollen Nutzobjekten geworden, sondern darüber hinaus zu wertgehaltenen Lebensbegleitern. Das ist von jeher namentlich dann der Fall gewesen, wenn die Tiere, meist Hunde oder Pferde, nicht nur jedem Dressurwink ihres Herrn gehorsam Folge leisten, sondern sogar schon aus seinen unbewußten Signalbewegungen getreulich seinen Willen erraten. An dieser berechtigten Wertschätzung gerade unserer feinstorganisierten Haustiere wird auch der negative Ausfall aller Intelligenzprüfungen nichts ändern.



Kleine Bausteine

Neues über Eduard von Bauernfeld

Von Karl Muth

Im Jahre 1900 erschien in der Sammlung ‚Dichter und Darsteller‘ (Seemann, Leipzig) aus der Feder des Dr. Emil Horner eine Monographie über Eduard von Bauernfeld. Es ist die erste und die einzige Arbeit, die, mit wissenschaftlich biographischem Interesse unternommen, uns über die Lebensumstände des am 9. August 1890 gestorbenen bedeutendsten österreichischen Lustspieldichters eingehend unterrichtet. Die Aufgabe war nicht leicht. Denn im Gegensatz zu den meisten Unternehmungen dieser Art starrten hier die Schwierigkeiten dem Biographen schon im Augenblick, als er die Feder ansetzte, in so quälender Form entgegen, daß die Hingebung, mit der Horner die Aufgabe durchführte, besondere Anerkennung verdient. Zum erstenmal wird hier die Frage nach der Abstammung des Dichters ernstlich in Angriff genommen, eine Frage, die vorher meist mit der überkommenen Formel erledigt worden ist, daß er früh verwaist gewesen sei. Zur Bildung dieser Fabel hat der Dichter selber indirekt beigetragen: ‚Zeitlebens‘, so sagt Dr. Horner, ‚ist er jedem Anlasse zu noch so ärmlichen Angaben über seine wahren Eltern scheu aus dem Wege gegangen.‘ Aber auch in seinen Briefen und nachgelassenen Handschriften findet sich keine Erwähnung seiner Eltern, ja nicht einmal der Leute, die seine Jugend behütet haben und unter denen er nachweislich aufgewachsen ist. Das ist um so auffälliger, als wir ‚Tagebücher‘ von ihm haben, deren Aufzeichnungen schon mit dem Jahre 1819, dem siebzehnten Lebensjahre des Dichters, beginnen. Allerdings sind diese Tagebücher nicht vollständig veröffentlicht. Ihr Herausgeber Karl Glossy erwähnt ausdrücklich in der Einleitung dieser Publikation (Grillparzer-Jahrbuch 5. Jahrg. S. XII) die von dem Testamentsvollstrecker ihm ‚mitgeteilten Vorschriften‘ über die auszulassenden Stellen, fügt aber hinzu, diese Stellen betreffen ‚durchwegs intime Familienverhältnisse dritter Personen oder Herzensangelegenheiten des Dichters‘. Mit Recht überschreibt er die Veröffentlichung deshalb mit dem begrenzenden Titel ‚Aus Bauernfelds Tagebüchern‘. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß selbst aus dem Manuskript der ‚Tagebücher‘ das Rätsel von Bauernfelds Abstammung nicht zu lösen ist. In der erwähnten Einleitung spricht Glossy von ‚taktlosen Publikationen, die aus späteren Tagebüchern, die im Nachlaß nicht vorhanden, sich aber in fremden Händen befinden dürften, gemacht worden seien‘. Obwohl es mir nicht möglich war, festzustellen, auf welche Veröffentlichungen sich diese tadelnde Bemerkung bezieht, so scheint mir doch soviel klar, daß auch aus ihnen ein Aufschluß in unserer Frage nicht zu gewinnen war.

Der Dichter Eduard Edler von Bauernfeld wurde am 13. Januar 1802 in Wien geboren. Er führte seinen Namen nach dem Geschlecht der Edlen von Bauernfeld, dessen Vorfahr, der Proviantkommissär Johann Anton Hofbauer, im Jahre 1763 um seiner Verdienste willen von der Kaiserin Maria

Theresia in den erbländischen Adelstand erhoben worden ist. Von diesem Ahnherrn der adligen Familie stammen zwei Söhne und zwei Töchter ab. Das älteste Kind, Anna Barbara, heiratete den Universitätsprofessor Joseph Mumelter von Sebernthal, und aus dieser Ehe ging ein Sohn Franz hervor, der sich 1827 erschoß. Das nächste Kind des Proviantkommissärs ist der spätere Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Anton Edler von Bauernfeld, dessen Ehe mit einer Edlen von Dorfner kinderlos blieb und der 1805 starb. Das dritte Kind Joseph wurde Soldat, machte die Feldzüge 1799 und 1800 mit, wurde 1815 in den Freiherrnstand erhoben und starb am 2. Juli 1836. Er war mit Anna von Braun vermählt und hatte einen Sohn Wilhelm (geb. 1791). Das letzte der vier Kinder (geb. 30. Mai 1770) führte den Namen Elisabeth. Sie heiratete, noch nicht 20 Jahre alt, den Wiener Gerichtsadvokaten Dr. Joseph Feichtinger, der aber bald starb, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, die ebenfalls den Namen Elisabeth erhielt. Ein legitimer Platz für den Dichter Eduard von Bauernfeld ist hier also nicht vorhanden. In seinen ‚Tagebüchern' findet sich nun eine Bemerkung, von der Dr. Horner in seiner Darstellung ausgeht. Bauernfeld gedenkt daselbst unterm 8. Oktober 1827 eines Vetters Mumelter, der sich an diesem Tag das Leben genommen hat. Da dieser Franz Mumelter, wie wir sahen, der einzige Sohn der ältesten Tochter des Stammherrn der adligen Familie von Bauernfeld war, so haben wir hier aus der Feder Eduard von Bauernfelds wenigstens einen Anhaltspunkt über seine Abstammung. Endlich existiert, wie wir bei Dr. Horner lesen, eine gedruckte Todesanzeige, worauf Eduard von Bauernfeld unter den Leidtragenden als Ziehsohn einer Familie Novag aufgeführt ist. Mit dieser Familie Novag hat es folgende Bewandtnis: Elisabeth, die jüngste Tochter des Ahnherrn der adligen Familie Bauernfeld und später die Gattin des Gerichtsadvokaten Dr. Feichtinger, hatte, wie Dr. Horner behauptet, als junge Witwe Beziehungen zu dem um vier Jahre und drei Monate jüngeren Studenten der Medizin Lorenz Novag, der als armer Schlucker aus seiner preußisch-schlesischen Heimat nach Wien gekommen war, um da sein Glück zu machen. Dieser Novag, den Horner als einen moralischen Schwächling und wenig selbständigen Kopf schildert, wurde später Physikus und Lehrer am St. Marxer Bürgerspital und heiratete 1815 die Tochter der Witwe Feichtinger, die ihm fünf Kinder gebar. Auf der Todesanzeige eines dieser Kinder figuriert Eduard Bauernfeld im Jahre 1866 als Ziehsohn. In der Tat ist Bauernfeld in dieser Familie aufgewachsen. Novag vertrat Vaterstelle und in gleicher Weise nahm sich die Witwe Feichtinger, geb. Bauernfeld, des jungen Eduard an, wie aus den Briefen hervorgeht, die sie an ihn schrieb. Diese Briefe sind stets mit der Formel deine ‚dichliebende Feichtinger' oder ‚deine dich liebende Freundin' unterzeichnet.

Das ist alles, was man bisher in Bezug auf Bauernfelds Abstammung und seine familiären Beziehungen zur Witwe Feichtinger und zur Familie Novag weiß. Auch Dr. Horner bringt keine weitere Tatsache bei. Welche sicheren Schlüsse lassen sich aber aus so wenigen Daten ziehen? Alles, was der gewissenhaft verfahrende Biograph vermag, ist, Vermutungen auszusprechen und sich nach der größeren und geringeren psychologischen Wahrscheinlichkeit für diese oder jene Annahme zu entscheiden.

Das ist auch Dr. Horner nicht entgangen und so zieht er außer ‚vergilbten Papieren', unter denen vermutlich die von ihm mitgeteilten und ähnlichen Briefe von Novag und der Witwe Feichtinger die wesentlichen Stücke sind, auch ‚die Zeugenschaft mündlicher Familienüberlieferungen verläßlichster Art' heran, um den Stammbaum Eduard von Bauernfeld ein für allemal aufzustellen. In diesem Stammbaum wird Lorenz Novag zum Vater des Dichters erhoben, während dessen Verbindung mit dem Geschlecht der Bauernfeld durch die Witwe Feichtinger besteht. Eduard von Bauernfeld, so behauptet nämlich Dr. Horner, war die Frucht einer illegitimen Verbindung zwischen dem Studenten Novag und der Witwe Feichtinger. Daß die letztere später (1815) diesen selben Novag ihrer Tochter zum Manne gab, macht Horner in dieser Annahme nicht irre. Er findet starke Worte, diese Verhältnisse zu kennzeichnen: ‚Das Unbehagen, gelinde gesagt, das uns gegenüber allen Fällen von menschlicher Inzucht beschleicht, steigert sich angesichts dieser unheimlichen Bildung verwandtschaftlicher Zwitter zu einem wahren Ekel. Wenn wir schon den Mann schwer begreifen, der die Tochter seiner Geliebten zum Weibe nehmen kann, so ist uns vollends die Mutter ein Rätsel, die ihr Kind auf solche Weise versorgt. Des Mädchens Einwilligung erklärt sich vielleicht ohne schlimmere Annahme aus der glücklichen Unwissenheit, in der sie aufgewachsen sein mag, aus vollster Seele aber bemitleiden wir den natürlichen Sohn, der in dieser moralischen Stickluft seine Jugend verlebte. Es bleibt ein Wunder, daß seine Phantasie durch die tragische Nähe so ungesunder Verhältnisse nicht angekränkelt wurde. Wir verdenken es ihm nicht, wenn er sich nach Kräften zu schützen trachtete, am wirksamsten durch die Verstärkung der Scheidewand, die sich von Haus aus zwischen ihn und die Eltern dank der Verschiedenheit ihrer Namen geschoben hatte. Für die Welt wurde im Einverständnisse mit ihnen die fatale Blutsverwandtschaft durch gänzliche Beseitigung der Eltern und Umwandlung des Vaters in einen harmloseren Pflegevater verleugnet. Ja, hinsichtlich der Mutter trieb man das Versteckspiel noch über ihren Tod hinaus. Auf der ausgegebenen Parte (Todesanzeige) ist — traurig, aber wahr — der Name ihres einzigen, damals (1831) gerade zu Ansehen gelangten Sohnes gar nicht verzeichnet. . . .'

Beweise für diese Kombination, an der die Familienlegende die Hauptschuld zu tragen scheint, vermag Dr. Horner nicht zu erbringen. Denn daß Hugo Novag, ein Sohn des Physikus Novag, der uns im Bilde als ‚Bauernfelds Halbbruder' vorgeführt wird, dem Dichter ‚überraschend ähnlich' sehen sollte, würde man als einzigen Beweis kaum gelten lassen können, selbst wenn die Frage der Ähnlichkeit, die nach den Bildnissen unlösbar scheint, ihrerseits einwandfrei beantwortet wäre.

Somit sind wir auch nach Dr. Horners Darstellung so weit wie vorher. Eine Lösung der Frage zu versuchen, war dieses Biographen gutes Recht; aber welches begründete Vertrauen in die derzeitigen Träger der Familientradition hat ihn bestimmt, diesen, wie wir gleich sehen werden, verunglückten Lösungsversuch mit der Sicherheit des Wissenden als die Lösung darzubieten? Die Antwort auf diese Frage wird man um so gespannter erwarten dürfen, als das Dokument, das man in dem hier nachfolgend zum erstenmal veröffentlichten

Brief sehen muß, keinen Zweifel mehr über Eduard von Bauernfelds Abstammung väterlicherseits zuläßt. Dieser Brief, dessen Original mit dem gut erhaltenen Siegel ich in Händen hatte und der hier im Faksimiledruck beigegeben ist, hat den jüngsten Sohn des Ahnherrn der adligen Familie Bauernfeld zum Verfasser und ist an dessen älteren Bruder Anton gerichtet. Er lautet bündig und klar:

An Anton v. Bauernfeld, Dr. jur., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Kollin, am 16ten November 1802.

Liebster Bruder!

Ich hoffe, daß du mein Schreiben vom 31ten v. M. erhalten haben wirst; nun komme ich mit einer herzlichen Bitte angestochen; und zwar, daß du den bei dir habenden Knaben Eduard: auf mich tauffen und ihme meinen Familien Namen Eduard Hoffbauer Edler von Bauernfeld in dem Taufprothokoll beilegen lassen wollest; und delegiere und bevollmächtige ich dich zu dieser Handlung kraft gegenwärtigen Schreiben; zu dessen größerer Bekräftigung ich nebst meiner Unterschrift auch mein adeliches mir zuständiges Familien Wappen beidrücke; und dich ersuche; wenn es den mindesten Anstand haben sollte; es mir sogleich zu berichten; um dir die nöthige Vollmacht zu übersenden; um aller Orten rechtskräftig auftretten zu können; jedoch glaube ich, daß dieser Brief, in welchen ich dich bevollmächtige besagten Eduard meinen Familien Namen beilegen zu lassen, hinlänglich seyn wird, um so mehr, da ich diesen mehr besagten Eduard hiemit feyerlich als meinen von mir gezeugten Sohn erkläre.

Übrigens hoffe ich, daß du dich so gut befinden wirst, als wir es sehnlich wünschen; wir sind nun beide auf deine Hilfe kern gesund, und küssen dich herzlich Brüder- und Schwesterlich. Von Spekulationen kann ich dir vor der Hand noch nichts schreiben, weil ich annoch zu wenig bekannt; Leb wohl; und glücklich, besorge die Einschlüsse und schreibe bald deinem aufrichtigen

Joseph Edler von Bauernfeld, Oberlieut. in Pensionsstand.

Als Josef von Bauernfeld diesen Brief schrieb, hatte er aus seiner Ehe mit Anna von Braun bereits einen 1791 geborenen legitimen Sohn. Seine Frau starb im Jahre 1806, also vier Jahre nach diesem Brief. Unter diesen Verhältnissen ist es nur zu verständlich, daß man diese Vaterschaft vor der Welt geheim hielt. Wo aber ist die Mutter? Wenn Horner, was ich vorerst noch bezweifeln möchte, mit seiner Vermutung recht hätte, so stünden wir vor einer höchst peinlichen Tatsache. Zu einer solchen Annahme gehören jedoch andere Beweise, als sie bis jetzt vorliegen. Aber auch wenn sie zu erbringen sind, so hat die Nachwelt und nicht zuletzt die Wissenschaft ein Recht auf die volle und ungeschmälerte Wahrheit.

Der Brief stammt aus dem Besitze Eduard von Bauernfelds, der ihn bis kurz vor seinem Tode sorgfältig aufbewahrt hatte, wo er ihn dann einer ihm nahestehenden Persönlichkeit übergab. Der Dichter selber wollte also, daß seine Abstammung kein Geheimnis bleibe. Er hatte unter der Geheimniskrämerei offenbar genug gelitten und fühlte daher das Bedürfnis, sie nicht über das

Grab hinaus fortgesetzt zu sehen. Wenn er neben diesem Brief auch noch Briefe von der Witwe Feichtinger, die ich ebenfalls in Händen hatte, aufbewahrte, so beweist dies, daß ihn mit dieser Frau, die in diesen Briefen eine gewisse Fürsorglichkeit für ihn bekundet, dankbare Pietät verband, aber es beweist nichts mehr. An sich sind diese Briefe nichtssagend und geben keinerlei Anhaltspunkte für die Lösung der Frage nach der Mutter. Am Ende ist Bauernfeld der Gedanke nicht fern geblieben, man könnte seinen Pflegevater Lorenz Novag für seinen wirklichen Vater ansehen. Da wäre es dann bei dem inneren Gegensatz, in dem er zu diesem Manne stand, nur zu begreiflich, daß er diesen Verdacht ausräumen wollte. Aber von alledem abgesehen: Lorenz Novag ist durch die auf eine Familienlegende aufgebaute Darstellung Horners in ein so schiefes Licht geraten, daß es hier schlechthin ein Unrecht gut zu machen gilt.

An dem mitgeteilten Brief ist noch bemerkenswert, daß auf der vierten Seite zweimal, von anderer Hand, der Name Novag steht. Er ist dann wieder ausradiert worden, nichtsdestoweniger aber (selbst auf unserer Autotypie) noch leserlich. Auch die Adresse ist nicht von der Hand des Briefschreibers selber. Ich enthalte mich aller Mutmaßungen hierüber, die denen überlassen seien, die durch genaue Schriftvergleichung in der Lage sind, die Urheber festzustellen.

* * *

Eduard von Bauernfeld, weiteren Kreisen hauptsächlich bekannt durch die oft und vielerorts gespielten Stücke ‚Ein deutscher Krieger‘, ‚Bürgerlich und Romantisch‘ und ‚Aus der Gesellschaft‘, gehört heute als Dichter der Geschichte an. Glossy durfte schon 1895 in bezug auf seine Theaterstücke schreiben: ‚Mit der Veränderung der Sitten und Ansichten erklärt sich die Abnahme ihrer Zugkraft auf der deutschen Bühne.‘

Von seiner Persönlichkeit jedoch ist auch dem gegenwärtigen Geschlecht manches lebendig und lehrreich. Ein Vorkämpfer für die Freiheit des geistigen Lebens im vormärzlichen Österreich ist er unter dem System Metternich immer ein aufrechter Mann gewesen. Seinen Wahlspruch: ‚Lieber unvorsichtig als unwahr‘! hat er hier mehrfach betätigt. Im Salon, von den weltbedeutenden Brettern aus und in Flugschriften half er mit glänzendem agitatorischem Geschick die neue Zeit heraufführen. In den Lustspielen ‚Bürgerlich und Romantisch‘, ‚Bekenntnisse‘ und ‚Krisen‘ machte er soziale Verkehrtheiten seiner Zeit belachen und in einem seiner letzten Stücke ‚Aus der Gesellschaft‘ ging er dem Standesvorurteil furchtlos zu Leibe. Der Preis eines einigen Deutschlands erklingt in dem Schauspiel ‚Ein deutscher Krieger‘ schon zu einer Zeit, da noch nicht einmal das Jahr 48 sein Licht in die Zukunft geworfen hatte.

Aber wie er als ein Talent, dem jede geniale Schöpferkraft fehlte, immer nur im Bunde mit seiner Zeit, nie gegen diese zu wirken vermochte, so ist er ihr auch in bezug auf sein inneres Leben häufig tributpflichtig geworden. Das gilt nicht nur für seine Geschmacksrichtung, es macht sich auch in seinem tieferen Denken, in seinem Verhältnis zu den höchsten Fragen bemerklich. Er war als Katholik geboren und getauft*. Die erste höhere Ausbildung erhielt er in

* Ein Taufschein befindet sich im Wiener Rathaus; ob es derselbe ist, den Dr. Horner ‚notorisch als ein Falsifikat‘ bezeichnet, kann ich nicht feststellen.

dem von Benediktinern geleiteten Schottengymnasium. Schon von da nahm er den Keim rationalistischer Aufklärung mit ins Leben, der zeitweilig zu religiösem Indifferentismus, wiederholt aber auch zu offener Feindseligkeit gegen Religion und Kirchentum führte. In seinen Tagebüchern finden sich einige beachtenswerte Bemerkungen. So schreibt schon der Siebzehnjährige im März 1819: ‚Die sogen. „Religionswissenschaft", das elende Buch von Frint (gest. als Bischof zu St. Pölten. M.) hat mich um die Religion gebracht. Ich gehe in keine Kirche.'

In bezug auf dieselbe Sache findet sich in einem späteren Aufsatz aus ‚Alt- und Neu-Wien' (Gesammelte Schriften, Wien 1873, Bd. 12, S. 30) die lehrreiche Bemerkung: ‚So hatte die Religionswissenschaft, die uns im Glauben stärken sollte, selbst dazu beigetragen, diesen in seinen Grundfesten zu erschüttern und zum Wanken zu bringen.' Das Tagebuch verzeichnet noch im gleichen Monat des Jahres 1819 das Geständnis: ‚Gewöhnlich spotte ich über Religion und Christentum und bin doch selten in der Stimmung, ein Glaubensmärtyrer zu sein.' Von einem wirklichen Indifferentismus ist Bauernfeld jedoch noch weit entfernt. Unterm 28. Dezember 1821 notiert er: ‚NB. Studien über die Offenbarung' und am 27. September 1827 ruft er sogar aus: ‚Wenn ich nur beten könnte! Gott wird mir nicht übel nehmen, daß ich mich nicht nötige!' Er tröstet sich, wie er später bekennt, mit dem Diktum von Friedr. Gentz, der ‚dem frömmelnden Ad. Müller', der ihn bekehren wollte, schrieb: ‚Mir fehlt das Talent des Glaubens' (Ges. Schr. Bd. 12, S. 30). Es scheint, daß jeweils, sobald sich sein Interesse für Religion intellektuell befriedigen wollte, seine Ansichten radikaler wurden. So machte er im Juli 1832 folgende Eintragung in sein Tagebuch: ‚Philosophisches Gespräch mit meinem pedantischen Freunde Perfetta. Er ist gläubiger „Pantheist". Da ich keinen bestimmten Gott habe, konnte ich auch nichts Rechtes an die Stelle seines göttlichen All und Allgottes setzen. Ich nannte die Natur den Teufel; sie martert uns und alle empfindenden Wesen. Nur der Mensch, das Menschliche ist zu beachten. Darum ein Stück des Göttlichen usw.' — Im September 1833 abermals: ‚Disputation über Religion'. Beispiele gereimter und ungereimter Ausfälle, die seine atheistische Grundstimmung bekunden, ließen sich mancherlei beibringen. Es ist aber bezeichnend für die in seinen letzten Lebensjahren eingetretene Wandlung in seinen Anschauungen, daß er sie aus den im hohen Alter gesammelten Blättern zu dem ‚Poetischen Tagebuch' (1887) ausschied. ‚Dagegen verdammte ich', so liest man im Vorwort, ‚ohne Barmherzigkeit eine Menge Xenien, welche seit Jahren in Journalen und sonst abgedruckt sind, und die weder nach dem Gehalt noch nach der Form tauglich waren, in die vorliegende Sammlung aufgenommen zu werden.' Das ist zwar möglichst unverfänglich ausgedrückt, aber, wenn man weiß, daß sich seine Stellung zu Religion und Kirche tatsächlich geändert hatte, so versteht man den Sinn dieser Bemerkung ohne weiteres. Dr. Horner erledigt diese Wendung im Leben des Dichters mit der wenig freundlichen Bemerkung: ‚Selbst in religiösen Dingen machte er mit den zunehmenden Jahren der bigotten Resi ein Zugeständnis nach dem andern.' Therese Zopf (gest. 19. Mai 1911 in Karthaus, Schnals-

tal, Tirol) war das weibliche Faktotum seines Alters gewesen. Sie mag einen großen und wohltätigen Einfluß auf den alternden Dichter gehabt haben, aber seinem Andenken wird dadurch ein schlechter Dienst geleistet, daß man seine Rückkehr zu dem angestammten Glauben und zur kirchlichen Praxis lediglich als eine Gefälligkeit gegen eine hochverdiente Pflegerin auffaßt. Der Dichter hatte schon im Jahre 1885 den Jesuitenpater Max Klinkowström kennen gelernt, wie es scheint nicht ganz ohne sein direktes Zutun. Die Verse in dem ‚Poetischen Tagebuch' (1887, S. 157) beziehen sich jedenfalls auf diesen:

Lernt' einen Mann der Kirche kennen,
Ein trefflicher Mann, ich könnt' ihn nennen,
Besucht' ihn in seinem stillen Haus,
Wir sprachen uns über Vieles aus,
Und so verkehrten wir in Frieden,
Sind uns're Wege gleich verschieden.
‚Der Kirche', sagt er, ‚gehört mein Streben,
Verdamm ich darum Ihr Bühnenleben?
Jetzt sind Sie alt und abgeklärt,
Sie kennen wie ich der Dinge Wert,
Und beide sind wir ehrliche Wiener!' —
Ihre Hand, Hochwürden! Ich bin Ihr Diener.

Wie man aus diesen Versen, insbesondere aus der durch das Nachfolgende doch sofort erläuterten Wendung ‚Sind uns're Wege gleich verschieden' eine Absage herauslesen kann, nur um den Dichter auch in seinen letzten Tagen noch für modernes ‚Freidenkertum' zu retten, wie es ein gewisser Bernhard Stern in einem als Quelle gänzlich bedeutungslosen ‚Dichterporträt'. Mit persönlichen Erinnerungen (Leipzig 1890) tut, ist schwer verständlich. Eduard von Bauernfeld ist tatsächlich in den letzten fünf Jahren seines Lebens zur religiösen Praxis der katholischen Kirche gläubig zurückgekehrt. Er starb, 88 Jahre alt, am 9. August 1890 zu Döbling bei Wien.

* * *

Zu den Verehrern des Dichters gehörte auch der poetisch sich betätigende Herzog Elimar von Oldenburg. Als kleine Kuriosität seien hier zum erstenmal die Verse mitgeteilt, mit denen der Herzog und seine Gemahlin dem Dichterfreund zum achtzigsten Geburtstage gratulieren. Die Titel von Bauernfelds bekanntesten Stücken finden darin ihre scherzende Verwendung:

Zum 13. Januar 1885.

„Der kategorische Imperativ"
Des Herzens zum Gratuliren rief
„Moderne Jugend" zu Ihnen heute
Und viele andere schöne Leute
„Aus der Gesellschaft": „Der Backfisch", „der Vater"
Und auch „die Zugvögel" vom Theater, —
Sogar die besternte „Exzellenz"
Macht heut' Ihnen ihre Reverenz,

Dem ewig jungen „Fortunat",
Der noch gestern ein Lustspiel geschrieben hat!
Wie ein „literarischer Salon", so voll
Ist Ihr Zimmer — „Ein Liebes-Protokoll"
Von Telegrammen und von Briefen
— Keine „Fata Morgana"! — bei Ihnen einliefen.
„Das Beispiel" der Menge, von uns sonst gemieden,
Heut läßt's uns nicht ruh'n in unserm „Landfrieden",
Und sind wir auch keine „Virtuosen" im Dichten,
So wollen wir doch darauf nicht verzichten,
In Versen, sind sie auch nur dilettantisch
Und mehr „Bürgerlich" als „Romantisch",
Ihnen zu wünschen ein Glück ohne „Krisen",
Einen heiteren Weg über blumige Wiesen,
Wo „Täuschungen" nicht Sie zum „Selbstquäler" machen
Und Sie heiter die „Bekenntnisse" And'rer belachen.
Wir aber, wie „Vögel" im heimlichen Neste,
Sitzen still „zu Haus" auch an diesem Feste,
Rufen nun von ferne hinaus in die Welt:
Hoch lebe Bauernfeld!

Herzog und Herzogin Elimar von Oldenburg.

Brahms und Wagner / Von Eugen Schmitz

Das Schauspiel, daß zwei große Künstler sich gegenseitig nicht verstehen, wiederholt sich in der Geschichte so häufig, daß es an sich nicht übermäßiger Beachtung wert erscheint. Psychologisch aus der stark subjektivistischen Anlage jeder Künstlernatur leicht erklärlich, kommt ihm für die Entwicklung des einzelnen wie der Kunst überhaupt meist auch keine größere Bedeutung zu. Nur einen Fall kennt die neuere Musikgeschichte, wo dies anders war: das ist der Gegensatz Wagner-Brahms, der bis zu einem gewissen Grade grundlegend für eine Spaltung der ganzen modernen Komponistengeneration Deutschlands in zwei ziemlich scharf abgegrenzte ‚Richtungen' geworden ist. Wenn sich dabei auch heute naturgemäß die konträren Pole schon wieder ein wenig genähert, die Unterschiede schon etwas verwischt und abgeschliffen haben, so stehen doch beispielsweise in zwei der markantesten Musikercharakteren der Gegenwart, in Richard Strauß und Max Reger sich noch unzweideutig profilierte Typen des Wagnerianers und Brahmsianers gegenüber. Solch' starke entwicklungsgeschichtliche Auswirkung eines Künstlerkonflikts wäre natürlich undenkbar, wenn es sich dabei nur um rein persönliche und nicht viel mehr um vorwiegend wirklich sachliche Gegensätze gehandelt hätte. Und tatsächlich gehörten denn auch das künstlerische Reich Wagners und das Brahmsens gänzlich verschiedenen Welten an. Hier Wagner, der bis zur Einseitigkeit konsequente Verfechter des Musik-

dramas als der eigentlich einzig berechtigten Kunstgattung, der in Beethoven den endgültigen Schlußstein aller ‚absoluten Musik' sah, und dort Brahms, der gerade in der Wiederaufnahme der rein musikalischen Formen Beethovens und der älteren Klassiker sein künstlerisches Ziel erblickte: — es lassen sich wirklich kaum zwei schärfer divergierende Erscheinungen denken. Freilich wäre es gerade deshalb an sich wohl möglich gewesen, daß sich die Entwicklung der beiden ohne gegenseitige Beeinträchtigung auf getrennten Bahnen vollzog; daß dieser für das Interesse der Kunst weit vorteilhaftere Fall nicht eintrat, hatte nun seinen Grund allerdings vorwiegend in persönlichen Momenten. Die ganze oft berührte, aber dabei fast regelmäßig entstellte Frage läßt sich neuerdings ziemlich einwandfrei erörtern und zwar an Hand zweier erst jüngst zum Abschluß gebrachter (respektive bezüglich der einschlägigen zeitlichen Grenze wenigstens genügend weit fortgeführter) größerer biographischer Arbeiten: der sechsbändigen Wagnerbiographie von Glasenapp und der noch umfangreicher angelegten Brahmsbiographie von Kalbeck. Zwei literarische Dokumente, die übrigens das aktuelle Fortbestehen des Brahms-Wagner-Gegensatzes auch wieder ganz besonders scharf zum Bewußtsein bringen: denn beides sind Parteischriften, von einer teilweise fast humoristisch anmutenden Einseitigkeit. Gerade das aber macht sie für unseren Fall wertvoll: denn indem die beiden Schriftsteller, etwa in der Art zweier gegnerischen Advokaten im Gerichtssaal, jeweils alle Lichtseiten ihres Helden und alles für den Gegner ‚Belastende' mit leidenschaftlicher Gründlichkeit erörtern, ist es dem Leser ermöglicht, als objektiver Richter aus den zwei sich scharf widersprechenden, aber dadurch zugleich ergänzenden Darstellungen ein der historischen Wahrheit wohl ziemlich nahekommendes, ‚unparteiisches' Urteil zu gewinnen. —

Der Anstoß zum Konflikt Brahms-Wagner ging von seiten des ersteren aus, freilich zunächst nicht von Brahms persönlich, sondern von seiner Umgebung, und zwar reichen die Anfänge davon bis zum Moment des in die Welt-Tretens des Künstlers zurück. Am 23. Oktober 1853 erschien in der ‚Neuen Zeitschrift für Musik' jener berühmte Aufsatz Schumanns, in dem der junge Brahms als neuer Prophet der Kunst gefeiert wurde, der wie kein zweiter berufen scheine, ‚den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen'. Schumann dachte durch diese schriftliche Äußerung seiner Verehrung für den jugendlichen Kunstgenossen, diesem die Wege zu ebnen, das Emporkommen zu erleichtern. In Wahrheit aber hat er damit das Gegenteil erreicht, denn der Artikel erregte natürlich Spott, Zweifel und Mißgunst seitens vieler sich dadurch zurückgesetzt fühlender anderer Künstler und machte Brahms von vorneherein zu einem Gegenstand des Mißtrauens und der Anfeindung. Zudem erkennen wir heute, daß Schumann auch sachlich geirrt hat; denn der ‚Prophet einer neuen Kunst', den er in Brahms zu sehen glaubte, ist in Wahrheit nicht dieser, sondern vielmehr Richard Wagner gewesen, dessen Schaffen damals bereits bis zum ‚Lohengrin' fortgeschritten und der Öffentlichkeit bekannt geworden war. Diesen nennt Schumann aber überhaupt gar nicht in seinem Aufsatz, wie er auch Berlioz, Liszt sowie die kleineren Talente der neudeutschen Schule (Raff usw.) absolut totschweigt. Das mußte von deren Seite mit vollem Recht als

eine Herausforderung und schwere Beeinträchtigung empfunden werden, und damit war der Grund zum Konflikt der ‚Richtung Brahms' und der ‚Richtung Wagner' gelegt. Die nächsten Jahre zwar schienen noch ein leidlich friedliches Nebeneinander der beiderseitigen Entwicklung anzubahnen, ja von minder Eingeweihten wurde Brahms sogar zeitweise selbst mit zu den Neudeutschen gerechnet; das änderte sich aber mehr und mehr, je stärker Liszt, von dessen Kompositionen sich Brahms ganz besonders abgestoßen fühlte, im Rahmen der neudeutschen Schule hervortrat. So kam es zuletzt (1860) zu jenem berüchtigten ‚Protest' in der Berliner Zeitschrift ‚Echo', in dem Brahms, Joachim, Grimm und Scholz offiziell und öffentlich die ‚Verirrungen' der sogenannten neudeutschen Schule beklagten und verdammten. Es muß zu Brahmsens Ehre festgestellt werden, daß er an der Abfassung und Publikation dieses taktlosen, törichten Schriftstückes verhältnismäßig nur wenig beteiligt war; die Hauptschuld daran fällt Joachim zur Last. Auch wollte Brahms — und das ist für unsere Frage von Wichtigkeit — dasselbe nicht auf Wagner, sondern speziell auf Liszt gemünzt wissen. ‚Ich wollte', schreibt er im Laufe der Vorberatungen diesbezüglich einmal an Joachim, ‚wir könnten den Namen Liszt anbringen, damit man uns nicht Verstocktheit gegen Wagner ꝛc. vorwerfen kann.' Jedenfalls aber war mit dieser Veröffentlichung der Bruch zwischen Brahms und den Neudeutschen definitiv geworden, und die beiderseitige Klientel tat alles, den Gegensatz noch zu verschärfen. Wagner und sein Kreis verfügten über ein ganzes Heer schreibgewandter, schlagfertiger Apologeten, und Brahms fand alsbald in Eduard Hanslick, dem fanatischen Wagnergegner, einen ebenso geistvollen und einflußreichen wie verbohrt einseitigen kritischen Verfechter seiner Kunst. So lagen die Verhältnisse, als Brahms und Wagner zum ersten und einzigen Male in nähere persönliche Berührung kamen.

Der Herbst 1862 führte Brahms zu einem längeren Aufenthalt nach Wien, wo sich der Künstler als Klavierspieler wie als Komponist nach mehrmaligem Auftreten einen stattlichen Verehrerkreis schuf. Zur gleichen Zeit weilte auch Wagner in der Donauhauptstadt, und zwar um den ‚Tristan' in der Hofoper einzustudieren. Brahms verkehrte damals viel mit zwei begeisterten jungen Anhängern Wagners, mit Peter Cornelius und Karl Tausig: dadurch wurde er unwillkürlich der Geisteswelt der Wagnerschen Kunst, der er ja ohnedies, wie sich bereits zeigte, keineswegs absolut negierend gegenüberstand, etwas genähert. ‚Wagner ist hier', schreibt er damals an Joachim, ‚und ich werde wohl Wagnerianer heißen, hauptsächlich natürlich durch den Widerspruch, zu dem ein vernünftiger Mensch gebracht wird, gegenüber der leichtsinnigen Art, wie die Musiker hier gegen ihn sprechen.' Allzu hoch freilich verstieg sich seine Wagnerverehrung doch nicht, denn die drei Konzerte, die Wagner damals gab, und in denen Fragmente aus den ‚Meistersingern', dem ‚Ring', die ‚Faustouverture' und anderes zu Gehör kam, blieben ohne tiefere Wirkung auf ihn, wie der sarkastische Ausspruch zur Genüge dartut, mit dem er einen begeistert applaudierenden Freund Wagners an einem dieser Abende apostrophierte: ‚Ach Herr W., Sie zerreißen sich ja ihre

weißen Glacéhandschuhe!' Auch Wagner wohnte damals einem der Brahmsschen Konzerte bei, dessen Programm außer älteren Werken als Kompositionen des Konzertgebers die F-moll-Klaviersonate und einige Lieder enthielt. Über den wenig günstigen Eindruck, den Wagner davon empfing, berichtet er in einem später zu zitierenden Passus seiner Schrift ‚Über das Dirigieren'. Beiläufig ein Jahr später kreuzten sich die Wege der beiden Künstler abermals, und diesmal sollte es auch zu einer vorübergehenden persönlichen Bekanntschaft kommen. Im Herbst 1863 siedelte Brahms zu definitivem Aufenthalt nach Wien über, zunächst um die Leitung der dortigen Singakademie zu übernehmen. Wagner aber kam ebenfalls wieder dorthin, um, nachdem die geplante Aufführung des ‚Tristan' fehlgeschlagen war, hier seine ‚Meistersinger' zu vollenden und wieder einiges aus seinen Werken im Konzert zu hören zu geben. Zur Vorbereitung des Konzerts mußten von zuverlässigen Musikern die Orchesterstimmen einiger Bruchstücke aus Wagners Partituren neu ausgeschrieben und revidiert werden, eine Arbeit, der sich Cornelius und Tausig mit großem Eifer widmeten und zu der sie nun mit Wagners Einwilligung auch ihren Freund Brahms beizogen. In seiner Selbstbiographie kommt Wagner auf die Sache folgendermaßen zu sprechen: ‚Nun meldete mir Tausig auch Brahms an, den er mir als einen sehr guten Burschen empfahl, welcher, so berühmt er auch selbst schon sei, gern einen Teil ihrer Arbeit übernehmen wollte: dieser erhielt ein Bruchstück der ‚Meistersinger' zugeteilt. Wirklich benahm sich auch Brahms bescheiden und gutartig; nur zeigte er wenig Leben, so daß er in unseren Zusammenkünften oft kaum bemerkt wurde.' Somit war also tatsächlich eine persönliche Annäherung zwischen den beiden Antipoden angebahnt, und es ehrt den menschlichen Charakter wie die künstlerische Aufrichtigkeit Brahmsens hoch, daß er bei aller inneren Verschiedenheit doch der Größe Wagners so selbstverleugnerische Anerkennung zollte. Unter den ‚Zusammenkünften', von denen Wagner redet, war tatsächlich aber nur e i n e, bei der Brahms Gelegenheit hatte, sich auch künstlerisch hervorzutun. Am 6. Februar 1864 nämlich fand in Wagners Wohnung (in Penzing bei Schönbrunn) eine musikalische Abendunterhaltung statt, zu der auch Brahms geladen war. ‚Die ganze Gesellschaft', erzählt ein Augenzeuge, ‚war bester Laune, und Wagner zeichnete den zwanzig Jahre jüngeren Kunstgenossen besonders aus. Er forderte Brahms sogleich auf, zu musizieren, und dieser spielte zunächst einige Stücke von Seb. Bach, unter diesen die damals von ihm gerne produzierte Orgeltokkata in F-dur. Dann spielte er auf ausdrücklichen Wunsch Wagners seine Variationen über ein Thema von Händel, deren Lob jener bereits durch uns vernommen hatte. . . . Es ist mir noch in frischester Erinnerung, mit welch' ungeheuchelter Wärme Wagner, dem das Lob eines Werkes, das ihm nicht zusagte, zu jeder Zeit unmöglich war, den jungen Komponisten mit Anerkennung überschüttete, und wie überzeugend er über alle Details sprach. „Man sieht," sagte er zum Schlusse, „was sich in den alten Formen noch leisten läßt, wenn einer kommt, der versteht, sie zu behandeln."' — Leider blieb die damit angebahnte künstlerische Annäherung ebenso vorübergehend wie die persönliche: dafür sorgten schon Brahmsens gute Freunde, allen voran Hans-

lich mit seinen maßlosen Angriffen auf Wagner, die natürlich dessen Sympathie für Brahms nicht steigern konnten. Zu einem persönlichen Verkehr zwischen den Künstlern ist es nach diesen Wiener Tagen nicht mehr gekommen; nur eine kurze, briefliche Auseinandersetzung zwischen beiden wurde nochmal durch eine peinliche Angelegenheit herbeigeführt. Es handelte sich um ein Stück Manuskriptpartitur des ‚Tannhäuser‘, das Cornelius angeblich zu Unrecht an Brahms verschenkt hatte, und das Wagner später reklamierte. Brahms glaubte darin eine persönliche Kränkung erblicken zu müssen, und Wagner hatte Mühe, ihn durch eine Prachtausgabe der Partitur des ‚Rheingold‘ wieder etwas zu versöhnen. Wie bei diesem Vorfall Licht und Schatten zu verteilen sind, ist nicht ganz klar, denn die Darstellung bei den beiden Biographen ist hier selbst in Angabe des Tatsächlichen so widersprechend, daß man den wirklichen historischen Kern kaum herausschälen kann. Immerhin prävaliert der Eindruck, als sei Brahms im Rechte gewesen, denn wo es galt, irgendwie abhanden gekommene Wagner'sche Originalmanuskripte zurückzubekommen, ging man in Bayreuth, seit Frau Cosima dort als Herrscherin eingezogen war, stets mit sehr rigoroser Voraussetzungslosigkeit zu Werke. —

Wenn aber auch der persönliche Verkehr abgebrochen war und blieb, so behielten sich natürlich Brahms und Wagner doch künstlerisch im Auge und fanden hinreichend Gelegenheit, öffentlich oder privatim ihre Ansichten über das beiderseitige Schaffen kundzutun. Diese Aussprüche bilden die wichtigsten und interessantesten Dokumente zur Klärung der Frage Brahms-Wagner, weil sie die inneren Gründe des gegenseitigen Mißverstehens aufdecken. Dieses Mißverstehen, oder richtiger gesagt, dieser Mangel jeden Verständnisses überhaupt war bei Wagner entschieden noch stärker als bei seinem Gegner, entsprechend dem stärkeren Subjektivismus seiner Künstlernatur. Daß Wagner damals bei dem Wiener Zusammentreffen die Händelvariationen belobte, war sicher mehr als eine bloße Höflichkeit; das Werk mit seinem unerschöpflichen, man kann sagen geradezu dramatischen Bilderreichtum und der elementar wuchtigen Steigerung zum Schluß mag in dem Musikdramatiker verwandte Saiten haben anklingen lassen. Allein das war eben ein Einzelfall, der an Wagners prinzipiellen Ansichten nichts zu ändern vermochte. Diese sprechen sich am unzweideutigsten in einem oben bereits erwähnten Passus seiner Schrift ‚Über das Dirigieren‘ aus (Ges. Schr. VIII, S. 320 ff.), wo es u. a. heißt: ‚Herr Johannes Brahms war so freundlich, mir einmal ein Stück mit ernsten Variationen von sich vorzuspielen, aus dem ich ersah, daß er keinen Spaß versteht, und welches mir ganz vortrefflich dünkte.‘ Das ist eine Erinnerung an jene Wiener Privatsoiree, in der die Händelvariationen zu Gehör kamen. Dann aber fährt Wagner fort: ‚Ich hörte ihn auch in einem Konzerte (dem oben erwähnten in Wien, das u. a. die F-moll-Sonate brachte) anderweitige Kompositionen auf dem Klaviere spielen, was mich nun allerdings weniger erfreute; sogar mußte es mir impertinent erscheinen, daß von der Umgebung dieses Herrn aus Liszt und seiner Schule „allerdings eine außerordentliche Technik“, aber auch nichts weiter zugesprochen wurde, während ich die Technik des Herrn Brahms, dessen Vortrag mich seiner Sprödigkeit und Hölzernheit wegen sehr peinlich berührte, so gerne

Kollin am 16ten 9ber 802

Liebster Bruder!

Ich hoffe, daß du mein Schreiben vom 9ten d.
M. erhalten haben wirst; nun komme ich
mit einer freundlichen Bitte angestochen;
und zwar, daß du dann bei der Taufe
deines Knaben Eduards auf mich taufen
und ihm meinen Familien Namen
Eduard Hoffbauer Edler von Bauernfeld
in dem Taufprotokoll beilegen lassen
wollest; und delegiere und bevollmächtige
ich dich zu dieser Handlung kraft gegen=
wärtigen Schreibens; zu dessen größerer
Bekräftigung ich selbst meine Unter=
schrift samt dem adelichen mir zustän=
digen Familien Wappen beidrucke; und
dich ersuche, wenn es den mindesten
Anstand haben sollte, es mir sogleich zu
berichten; um dir die nöthige Vollmacht
zu übersenden, um allen Orten rechts=
kräftig aufstellen zu können; jedoch
glaube ich, daß dieser Brief, in welchem
ich dich bevollmächtige besagten Eduard
meinen Familien Namen beilegen zu

dessen hinlänglich seyn wird, um so mehr,
da ich diesem mehr befugten Eduard hiemit
feyerlich als meinem Vormund einen geneigten
Sohn erklären.
Übrigens hoffe ich, daß du dich
so gut befinden wirst, als wir es
herzlich wünschen; wir sind auch
beide auf deinem Gütchen kern
gesund, und küssen dich herzlich
brüder- und schwesterlich.
Von Speculationen kann ich
dir über den Hand noch nichts
schreiben, weil ich damit zu
wenig bekannt; leb wohl, und
erhalt dich, befrage die Einsichtigen
und schreibe bald deinem
Aufrichtigen

Joseph Edler von Bauernfeld
[illegible] in Pensionsstand

An Anton v. Lo., Dr. juris, Hof u.
Gerichtsadvokat, Wien.

etwas mit dem Öle jener Schule befeuchtet gewünscht hätte . . . Alles zusammen konstatierte jedoch eine ganz respektable Erscheinung, von der man nur einzig auf natürlichem Wege nicht zu begreifen vermag, wie sie, wenn nicht zu der des Heilands, doch wenigstens zu der des geliebtesten Jüngers desselben gemacht werden konnte...' Die letztere Bemerkung ist eine boshafte Anspielung Wagners auf Schumanns erwähnten Artikel, und etwas boshaft und persönlich gereizt klingen seine Worte auch später immer, wenn er auf den Kunstgenossen zu sprechen kommt: so wenn er die ‚albernen Liebesliederwalzer des heiligen Johannes' verspottet, wenn er wiederholt von der ‚Langweiligkeit' seiner Kammermusik und seiner Sinfonien redet, wenn er anläßlich der Ehrenpromotion Brahmsens durch die Breslauer Universität, die diesen als ‚princeps musicae severioris' feierte, sich über den ‚ernsten Musikprinzen' lustig macht, den man ‚heute in der Larve des Bänkelsängers, morgen mit der Halleluja-Perücke Händels, ein anderes Mal als jüdischen Czardasaufspieler und nun wieder als grundgediegenen Symphonisten in eine Nummero Zehn verkleidet antreffen' könne und dergl. Das klingt alles, wie gesagt, nicht gerade sehr liebevoll, wiewohl immer noch harmlos gegenüber den Schmähungen, die Wagner von der Brahmsclique mit Hanslick an der Spitze zu hören bekam. Der Grund aller solcher Äußerungen ist aber bei Wagner kein persönlicher gewesen, sondern nur das absolute Nichtverstehenkönnen dessen, was der andere will. Und dieses Nichtverstehen basiert auf jener schroffen Einseitigkeit künstlerischer Auffassung, die mehr oder weniger jedem großen Schaffenden eigen, einem Reformator wie Wagner, der sich das Terrain schrittweise erkämpfen muß, aber geradezu unentbehrlich ist. Natürlich vergab Wagner seinen Anschauungen auch im persönlichen Verkehr nichts, und das hat man ihm zu Unrecht dann wohl als Grobheit und Unhöflichkeit ausgelegt, so z. B. als er einst seinen Freund Nietzsche, der ihm Brahmsens ‚Triumphlied' aufnötigte, mit der Bemerkung abfahren ließ: ‚Händel, Mendelssohn und Schumann in Leder eingewickelt!' Die Affäre, die sich anläßlich eines Besuches Nietzsches in Bayreuth im August 1874 abspielte, soll mit den ersten Grund zur späteren Entzweiung Nietzsches und Wagners gelegt haben, was bei der schon damals krankhaft gereizten Empfindlichkeit Nietzsches wohl möglich sein könnte. —

Brahmsens Aussprüche über Wagner sind weit gemäßigter. Zwar hat auch er aus seinen Bedenken gegen gewisse ‚Verirrungen' der Wagnerschen Musik nie ein Hehl gemacht; daneben fehlt es aber auch nicht an Worten, die hohen Respekt vor dem Wollen und Können des Kunstgenossen verraten, so die vielzitierte Stelle in dem an seinen Freund Widmann gerichteten politischen Streitbrief vom 20. August 1888, wo es heißt: ‚Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stände, brauchte es nicht so Großes wie die Wagnerschen Werke, damit . . . alle Welt hinpilgerte und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterte.' Bekannt ist auch sein Bonmot: ‚Für acht Takte „Meistersinger" gebe ich Ihnen den ganzen M. (Mascagni?)'. Im Hinblick auf solche und ähnliche Äußerungen findet es Kalbeck für nötig, in seiner Biographie (III, Seite 83 ff.) seinen Helden gegen den schmählichen Vorwurf, ein Wagnerverehrer gewesen zu sein, zu verteidigen. Er beruft sich dabei auf

allerlei gegenteilige Äußerungen des Meisters. Überzeugender als das wäre es gewesen, wenn er nachgewiesen hätte, daß Brahms in Wahrheit Wagnern gar nicht verehren konnte, weil er ihn ebensowenig verstand wie umgekehrt. Das zu erkennen aber bedarf es nur einen Blick auf gewisse allgemeine Kunstanschauungen Brahmsens. So neigte Brahms in seinen — praktisch ja nie betätigten — Ansichten über Opernkomposition durchaus zur Form der alten singspielartigen Dialogoper, ein Zeichen, daß er für die durch die Arbeit eines Jahrhunderts errungenen künstlerischen Vorzüge des durchkomponierten Musikdramas nicht das mindeste Verständnis besaß. Und wie es um seine literarisch dramatischen Ansichten überhaupt stand, das verraten deutlich einige Aussprüche über Wagners Dichtungen. Ein einziges Beispiel genügt hier. Einst äußerte er im Gespräch mit dem bekannten Komponisten Henschel über die ‚Walküre‘: ‚Die Stelle, die Sie da eben singen: „Heiligster Minne höchste Not“, ist ja wunderschön, und wenn Siegmund das Schwert aus dem Stamme zieht, so ist das ja auch sehr schön; aber es wäre ergreifend, wenn das der junge Bonaparte, will ich 'mal sagen, oder sonst ein Held wäre, der uns nahesteht, unserem Empfinden nahesteht. Und die endlosen Duette in der „Walküre“! Nehmen Sie doch einmal Goethes „Tasso“. Ich sehe davon ab, daß da jedes Wort eitel Gold ist. Als Drama aber interessiert auch der „Tasso“ nicht, er ist wirkungslos. — Und dann diese gespreizte Sprache (in der Nibelungendichtung)! Ja, wenn ich das einem Kommis vorlese, so macht das auf den riesigen Eindruck: „So werf' ich den Brand in Walhalls prangende Burg“ — ich verstehe das nicht. Was eigentlich mit dem Ringe geschieht, wissen Sie 's ...?‘ In diesen Ausführungen liegt so viel Mißverständnis und Verkennung der dichterischen Absichten Wagners speziell wie der Grundgesetze der Dramatik überhaupt, daß jeder Zweifel darüber, daß Brahms jemals irgendwelche tiefere innere Fühlung mit Wagners Kunst im ganzen gewonnen hätte oder auch nur hätte gewinnen können, fortan für immer ausgeschlossen bleiben muß. Daß Brahms nicht wußte, ‚was eigentlich mit dem „Ring“ geschieht‘, zeigt, daß er von der Idee und dem Zusammenhang des Wagnerschen Nibelungenwerks keine Ahnung hatte: solch fundamentalem Auffassungsmangel gegenüber bleibt es dann ziemlich belanglos, ob ihm dies und jenes an der Musik mehr oder weniger gut gefiel. Das Gesamtkunstwerk konnte keinesfalls auf ihn wirken. Sehr kennzeichnend ist auch das Nebeneinanderstellen der ‚endlosen Duette‘ in der ‚Walküre‘ und des Goetheschen ‚Tasso‘: ein Zeichen, daß es Brahms an Empfinden für innere Dramatik, die nicht in theatralischen Vorgängen, sondern in psychischen Entwicklungen besteht, überhaupt vollkommen fehlte. Mit diesem Prinzip der inneren Dramatik stehen und fallen aber alle Werke des späteren Wagner: — wie hätte da Brahms ihnen gerecht werden können? Somit ergibt sich uns also das Resultat, daß es sich beim Gegensatz Brahms-Wagner letzten Endes keineswegs um speziell musikalische Dinge handelte: Wagner gefielen wohl einzelne musikalische Werke Brahmsens wie die Händelvariationen, aber das ganze Ziel und Wesen des Brahmsschen Klassizismus war seinen Anschauungen und Auffassungen so zuwider, daß er seinem Gesamtschaffen unmöglich gerecht zu werden vermochte. Und Brahmsens Antiwagnertum stützt sich nicht

auf seine einzelnen musikalischen Bedenken, denn diese werden durch anerkennende Bewunderung anderer musikalischer Momente fast völlig aufgehoben: es hat vielmehr seinen Grund in mangelndem Verständnis für den Dichter Wagner, wie für Ziel und Wesen des Gesamtkunstwerkes überhaupt, womit sich eine entsprechende Würdigung auch des Musikers Wagner von vorneherein ausschloß. So war es, soweit die beiden Meister persönlich in Frage kamen; erst bei ihren Anhängern und Nachfolgern ist dann der Gegensatz des beiderseitigen musikalischen Stils als Hauptmoment betont worden.

Nach dieser Erkenntnis erscheint es nun nicht mehr so verwunderlich, wenn im einzelnen Brahms' Schaffen sogar unleugbare musikalische Einflüsse Wagners aufweist, und zwar u. a. Einflüsse gerade des Werkes, das ihm als Ganzes notorisch besonders zuwider* war: des ‚Tristan'. Die früheste dieser Reminiszenzen findet sich am Schluß der Mageloneromanzen, der unverkennbar an Wagners dramatisches Notturno ‚O sink' hernieder, Nacht der Liebe' anklingt. Aber auch ein ganzes Werk Brahmsens segelt in Tristanschem Fahrwasser: das ist die Kantate ‚Rinaldo' (nach Goethes Dichtung), bei der nicht nur die leitmotivische Anlage, sondern speziell auch die Brahms sonst ganz fremde, starke Chromatik in Harmonie und melodischer Führung unverkennbar nach jener Quelle weist. Der ‚Rinaldo' stammt aus dem Anfang der sechziger Jahre, als Brahms gerade, wie erwähnt, viel mit Tausig und Cornelius verkehrte, die beide an der damaligen Einstudierung des ‚Tristan' in der Wiener Hofoper lebhaft aktiv beteiligt waren. Daß aber die Anlehnung an Wagner nicht etwa lediglich den damaligen Anregungen entsprang, sondern tiefer wurzelte, zeigt das beiläufig zehn Jahre später entstandene C-moll-Streichquartett, in dem nicht nur Tristans ‚Blickmotiv' wieder auftaucht, sondern auch ‚Rheingold'- und Walhallklänge begegnen. Diese Anklänge, auf deren Ursprung Kalbeck hinweist, sind jedenfalls ganz allgemein ein neues Zeugnis dafür, daß der Musiker Wagner nicht ohne Einfluß und Eindruck auf Brahms geblieben ist. Die Versuche Kalbecks, umgekehrt auch bei Wagner einige Brahmsreminiszenzen nachzuweisen (z. B. die Stelle ‚Dem Vogel, der heut sang' aus Sachsens Fliedermonolog solle dem Andante der F-moll-Sonate nachempfunden sein), entbehren dagegen der Begründung. In der Tat war ja Wagnern der Musiker Brahms nicht im entferntesten das, was umgekehrt Brahms der Musiker Wagner doch gewesen ist. Dessen mag sich der edel und vornehm empfindende Meister des ‚Deutschen Requiems' gewiß selbst bewußt gewesen sein, und so war es wohl auch ein Akt stiller Dankbarkeit, daß Brahms als der Ersten einer an Wagners Gruft den Lorbeer niederlegte. Mit diesem Akt vorurteilsfreier Pietät hat Brahms seinerseits in vornehmster Weise die persönliche Seite des Konflikts zu Ende geführt.

* Diese Abneigung gegen den ‚Tristan' ist insofern leicht zu verstehen, als dieses Werk die kühnste und rücksichtsloseste Verwirklichung jenes Prinzips der ‚inneren Dramatik' darstellte, für das sich Brahms so gänzlich unempfänglich zeigte.

Kritik

Wiederum das Lutherproblem / Von Seb. Merkle

Drei Zeiträume aus der neueren Kirchengeschichte sind es vor allem, die einer helleren Beleuchtung und einer einheitlicheren Beurteilung noch harren: die Ära der Reformation, der Jansenistenstreitigkeiten und der Aufklärung. Während indes hinsichtlich der beiden letzteren die wissenschaftliche Erkenntnis noch in den Anfängen steht, haben über die abendländische Kirchenspaltung und ihre Urheber die letzten Jahrzehnte so reiches Quellenmaterial zutage gefördert und so tiefgreifende Forschungen geleistet, daß die Auffassung von Luther und seinem Werk, wie sie noch vor einem Menschenalter namentlich in populären Werken gang und gäbe war, heute wenigstens unter Männern der Wissenschaft als veraltet gelten darf. Nicht nur über ‚zahllose Einzelheiten' wissen wir heute besser Bescheid, sondern, wie W. Friedensburg konstatiert, ‚es hat sich uns auch die Gesamtauffassung der Reformationsgeschichte wesentlich verändert, wir haben ein tieferes Verständnis für diese gewonnen, vor allem nach der Richtung hin, daß wir der Reformationsgeschichte ihre Stelle im großen geschichtlichen Zusammenhang fester, bestimmter anzuweisen imstande sind.' Ein solcher Fortschritt innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraumes ist gewiß eine erfreuliche Wahrnehmung, eine Ermunterung für alle, die an einen Fortschritt der Menschheit glauben möchten, und eine Widerlegung jenes mit dem Mantel der Gläubigkeit sich drapierenden bequemen Agnostizismus, der seine Verachtung gegen die Wissenschaft mit dem Vorgeben rechtfertigen möchte, daß eine sichere historische Erkenntnis doch nicht möglich sei, indem stets der eine wieder umwerfe, was der andere gebaut hat. In Wahrheit kann gerade die Geschichtswissenschaft auf Resultate hinweisen, die von allen methodischen Forschern anerkannt sind, an denen zu rütteln nur oberflächlichster Dilettantismus oder barer Unverstand sich beifallen lassen könnte. Zugleich zeigt ein so gewaltiger Umschwung des Urteils auf Grund neuer Quellen und Forschungen deutlicher als alles Raisonnement das Unwissenschaftliche und Voreilige jener — wirklichen oder affektierten — Naivetät, welche das Urteil über eine geschichtliche Erscheinung mit Gewalt für fertig erklären möchte, bevor auch nur die elementarsten Tatsachen festgestellt und die wichtigsten Quellen eröffnet, geschweige geprüft und durchforscht sind.

Für den Katholiken ist an den Fortschritten der Reformationsgeschichte besonders erfreulich, daß die Mitarbeit seiner Glaubensgenossen der Lutherforschung, die auf ihre neuen Errungenschaften stolz ist, mit Befriedigung erklären kann: Non sine me est tibi partus honos. ‚Als durchaus überwunden darf heutzutage eine Auffassung gelten, die in der Reformation gleichsam eine unvermittelte Gottestat sehen und sie an einem besonderen Maßstab messen wollte' (Friedensburg). Die Überwindung dieses Vorurteils war nur dadurch möglich, daß die vorlutherische Entwicklung, besonders die des ausgehenden Mittelalters, gründlich erforscht wurde. Diese war bis vor wenigen Jahrzehnten noch beinahe eine terra incognita gewesen. ‚Die Meinung wog vor, (bei den Protestanten), daß diese der Reformation unmittelbar vorangehende Periode im ganzen wie im einzelnen ein Bild trostlosen Verfalls darbiete: allgemeine Auflösung in staatlicher Hinsicht, wirtschaftlich ein Krieg aller gegen alle, kirchlich aber äußerste Entartung und Sittenlosigkeit ohne einen versöhnenden Zug — kurz, das spätere Mittelalter schien eigentlich nur brauchbar, um als Folie für die Erzählung von der Reformation zu dienen, deren leuchtend aufgetragene Farben gegenüber dem grau in grau gemalten Untergrund sich dann nur um so kräftiger abhoben.' Die

Ursache dieser verkehrten Auffassung lag darin, daß man die fragliche Zeit einfach durch die Brille Luthers sah, daß man all seine abschätzigen Urteile über das, was vor ihm gewesen, unbesehen hinnahm und einer eigenen Prüfung sich überhob.

Gerade hier hat die katholische Forschung der letzten Jahrzehnte durch eine fast unabsehbare Reihe von mühsamen und tiefeingreifenden Einzeluntersuchungen gezeigt, wie wenig das summarische, von dem leidenschaftlichen Wittenberger Mönch entworfene Bild den Tatsachen entspricht. Zunächst hatte Döllinger (‚Die Reformation, drei Bände, 1846 ff.), mit welchem auf katholischer Seite die streng wissenschaftliche Forschung über die Reformationsgeschichte einsetzt, den Stiel umgedreht und durch das Verhör von lauter der Neuerung günstigen Zeugen den Protestanten zum Bewußtsein gebracht, wie vernichtend das Urteil über Luthers ‚Kirchenverbesserung' ausfallen müsse, wenn man sie nach ihren Früchten einschätze. Die Klagen von Anhängern des neuen Glaubens, daß die Sittenverderbnis im ‚Evangelium' viel allgemeiner und schlimmer sei, als vorher unter dem Papsttum, mußten wenigstens Besonnenen zeigen, daß es leicht sei, jede Kirchengemeinschaft schlecht zu machen, wenn man systematisch nur das Ungünstige hervorhebe und das Günstige verschweige, wie es protestantischerseits zumeist mit dem vorlutherischen Katholizismus geschehen war. Ein Menschenalter später kam Janssens ‚Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters', deren erste Teile vom vorlutherischen Katholizismus fast ebenso ein Gemälde von Licht ohne Schatten entwarfen, wie die protestantische Historiographie ein solches von Schatten ohne Licht geschaffen hatte. Die weiteren Bände und die späteren Bearbeitungen des ersten — namentlich durch L. Pastor — waren indes bestrebt, ein gewisses Ebenmaß herzustellen, und teilweise mit durchschlagendem Erfolg setzten die von Pastor herausgegebenen ‚Erläuterungen und Ergänzungen' dieses Bestreben fort. Einer großen Zahl teils einzeln erschienener, teils in Sammlungen vereinigter Untersuchungen ist es zu danken, daß wir von den Zuständen der katholischen Kirche, vor allem Deutschlands, im letzten Jahrhundert vor der Glaubensspaltung ein unvergleichlich getreueres Bild haben, als noch vor dreißig Jahren, und fast jeder Tag fördert neue Arbeiten in dieser Richtung ans Licht.

Person und Wirken Luthers selbst in großem Stile zu untersuchen und darzustellen, hat als Erster unter den Katholiken Heinrich Denifle, der tirolische Dominikaner, unternommen (1904). Von den einen bis zum Himmel erhoben, von den andern mit Schmähungen überschüttet, hat sein Buch gewaltiges Aufsehen gemacht, und die Erregung zittert teilweise heute noch nach. Das Unvergängliche daran ist die dogmengeschichtliche Seite. Denifle hat zum erstenmal Luthers Verhältnis zu den Kirchenvätern und Scholastikern und dessen Berufung auf sie im Zusammenhang auf ihre Berechtigung geprüft, wobei er vielfach zu ganz anderen Resultaten gelangte als die frühere Lutherforschung. Weniger konnten seine Urteile über die Person des Reformators befriedigen, am allerwenigsten die von der Ruhe und Objektivität des Historikers allzu weit sich entfernende Sprache, in welcher er jene Resultate wie diese Urteile vortrug.

Und im vorigen Jahre ist abermals ein katholischer Ordensmann mit einem groß angelegten Werke über Luther auf dem Plan erschienen, Hartmann Grisar S. J.*. Es sind also Mitglieder jener beiden Orden, die Jahrhunderte hindurch in schroffer Gegensätzlichkeit, teilweise Feindseligkeit, einander gegenüberstanden und bisweilen noch stehen, an dieselbe Aufgabe herangetreten. Um es schon jetzt zu sagen: von einem Gegensatz in Beurteilung des Wittenberger Augustiners zwischen dem Jesuiten und Dominikaner ist keine Rede, so zahlreich auch die Verschiedenheiten zwischen den beiden

* Luther. I. Band: Luthers Werden. Grundlegung der Spaltung bis 1530 (XXXVI 656 Seiten); II. Band: Auf der Höhe des Lebens (XVIII, 820 S.). Freiburg, Herder 1911. Ein dritter Band soll das Werk abschließen.

Büchern im ganzen wie im einzelnen sind. Der gelegentliche Hinweis auf die letztern mag am besten den Charakter von Grisars Werk beleuchten.

Der Grund, warum dieses nicht eine ebenso gewaltige Aufregung verursachte wie Denifles Lutherbuch, liegt nicht nur darin, daß man auf katholischer wie auf protestantischer Seite durch dieses bereits etwas abgestumpft ist, sondern namentlich in der Form und Haltung des neuen Buches. Gott sei Dank, Grisar ist nicht der ungestüme, aller Selbstbeherrschung und aller wissenschaftlichen Ruhe vergessende Stürmer, als welcher Denifle, obwohl bereits an der Schwelle des Greisenalters stehend, in die Schranken trat. Der rheinische Jesuit hat bessere literarische wie gesellschaftliche Umgangsformen, als der derbe Tiroler Dominikaner. Kraftausdrücke und herabsetzende Epitheta, wie sie bei diesem gegen Luther wie gegen moderne Theologen oder Historiker, die anderer Ansicht waren, nicht selten sind, sucht man bei Grisar vergeblich. Und der Mäßigung im Tone entspricht auch jene in der Sache. Wenn Denifle bisweilen allzurasch fertig war mit seinem Urteil, wenn er z. B. in dem Worte Luthers: ‚ich bin itzt nicht trunken, ich weiß, was ich rede' den Beweis fand, daß der Reformator oftmals trunken war und nicht wußte, was er redete, so zeigt der neue Biograph ein ebenso unentbehrliches wie erfreuliches Verständnis für die kräftige, oftmals übertreibende, von Humor und Sarkasmus belebte Sprache des sächsischen Mönches, der gegenüber ein Pressen des Buchstabens nicht nur zu Irrtümern, sondern geradezu zur Lächerlichkeit führt.

Denifle hatte grundsätzlich die für eine erschöpfende Behandlung niemals angehende Taktik befolgt, nur die Schattenseiten an der Persönlichkeit Luthers hervorzuheben. Er fühlte sich hiezu berechtigt, weil die Anhänger des Reformators die Lichtseiten allzu ausschließlich gezeigt hätten. Grisar hält es mit Recht im Interesse einer objektiven Würdigung für unumgänglich, das Günstige ebenso wie das Ungünstige zu erwähnen. Während in dem Buche des Dominikaners stets nur die harte Stimme des Anklägers ertönt, weiß der Jesuit auch von guten Seiten des Mannes, der ihm im übrigen gar nicht gefallen kann, zu berichten. Man braucht kein Bewunderer Luthers zu sein, um sich dennoch angenehm berührt zu finden von den warmen Worten, mit denen Grisar der sympathischen Eigenschaften und Leistungen Luthers gedenkt, wenn er z. B. seine persönliche Frömmigkeit anerkennt und sein Gottvertrauen; im häuslichen Leben seine Einfachheit, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und Gemütlichkeit; gegenüber den Studenten seine väterliche Sorgfalt und Uneigennützigkeit; seine hervorragende Tüchtigkeit als Prediger, Katechet und Seelsorger; die Gewalt seiner Sprache und die Macht seiner Persönlichkeit, die Verdienste und die guten Wirkungen seiner Bibelübersetzung usw. — Urteile, zu denen sich der leidenschaftliche Denifle nicht hätte erschwingen können.

Noch mehr. Wenn die begierige Ergreifung und Verbreitung unverbürgter, dem Reformator ungünstiger Nachrichten ein oft bedauerter Fehler namentlich populärer Schriften über Luther auf katholischer Seite war und ist, und wenn diese Tatsache mancherlei Verstimmung zwischen Katholiken und Protestanten verursachte, so ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, wie Grisar diesen Lutherlegenden den Krieg erklärt und der Wahrheit die Ehre gibt. Die an sich höchst unglaubliche Unterstellung, als ob der fünfzehnjährige Luther mit seiner Wohltäterin, der Frau Cotta zu Eisenach, unerlaubte Beziehungen unterhalten, als ob er während seiner ersten Klosterzeit in Erfurt sträflichen Verkehr gepflogen, als ob er kurz vor seiner Verheiratung gleich mit drei Nonnen im Konkubinat gelebt hätte u. ä. m. — solche Legenden werden zumeist abgetan*. Auch die Auffassung, als ob Luther auf dem Wormser Reichstag 1521

* Die gleiche Entschiedenheit hätte man erwartet gegenüber der Behauptung, daß Luther an der Syphilis litt. Wenn diese Krankheit ‚sich nicht bloß durch den Geschlechtsverkehr, sondern auch durch

nur durch die Drohungen von revolutionärer Seite und durch das Versprechen Huttens, er werde ‚selbst das Schrecklichste wagen‘, zu seinem festen Auftreten bestimmt, bezw. gezwungen worden wäre, wird abgelehnt; die mir seinerzeit von kurzsichtigen Dilettanten so schwer verübelte und so souverän ‚widerlegte‘ Deutung des Huttenbriefes sei jener anderen ‚entschieden vorzuziehen‘.

Durch solchen Verzicht auf Anklagen, die als falsch oder auch nur als unsicher gelten können, wird Grisars Urteil um so gewichtiger, wo es zuungunsten Luthers ausfällt. Wie wenig dieser dem katholischen Frömmigkeits- und Sittlichkeitsideal entspricht, tritt natürlich oft genug und deutlich genug zutage. Seine Zornmütigkeit, sein allzu häufiges Schelten, seine derbe, schmutzige, oft geradezu zotenhafte Redeweise werden in reichlichen, vielleicht allzu reichlichen Proben vorgeführt und gerügt; manche Wendungen kehren des öfteren in der Darstellung wieder und finden sich dann nochmals beisammen in der eigens dazu veranstalteten Blütenlese II, 187ff., 218ff. Ob da im Interesse historischer Treue nicht des Guten etwas zuviel geschehen?

Bei der Bedeutung der Person Luthers für die Entwicklung der kirchlichen Spaltung ist eine möglichst genaue Kenntnis dieser Spaltung die unerläßliche Voraussetzung für das Verständnis der Person. Wenn demnach die Persönlichkeit Luthers für uns erst in zweiter Linie von Interesse ist, so hat dagegen die Geschichte der Lehre und die Ermittlung der auf sie wirksamen Faktoren primäre Bedeutung. Sie zu kennen ist für uns das Wichtigere, und der Wert einer Reformationsgeschichte wird darum vor allem nach der Förderung zu beurteilen sein, die sie unserer Einsicht in die Entstehung und Entwicklung der theologischen Sondermeinungen bringt. Daß es nun nach den grundlegenden Untersuchungen Denifles, deren Schwerpunkt gerade auf dem dogmenhistorischen Felde lag, nicht leicht war, hier etwas Neues zu bieten, leuchtet ohne weiteres ein. Es ist, zumal Grisar mehr das psychologische als das dogmatische Element in den Vordergrund rücken will, keine Beeinträchtigung seiner Verdienste, wenn man es ausspricht, daß der Dominikaner ihm in dieser Hinsicht überlegen ist. Eine so gigantische Leistung, wie sie dieser in seiner Geschichte der Exegese von Röm. 1, 17 in der Patristik und Scholastik bot, macht ihm nicht so leicht einer nach. Und man mag protestantischerseits die Sache abzuschwächen versuchen, soviel man will: die Tatsache, daß zum ersten Male ein katholischer Ordensmann in den wesentlichsten Punkten die Unzuverlässigkeit von Luthers Berichterstattung über den Einfluß älterer Theologen auf seine Lehre — wie über seine eigene innere Entwicklung — durchschlagend nachgewiesen hat, ist nicht mehr zu leugnen. Dabei kann es freilich dahingestellt bleiben, ob der Nachweis dieser Unrichtigkeiten von so weittragender Bedeutung für die Beurteilung der Lehre des Reformators ist, wie Denifle und manche kritiklose Lobredner seines Buches meinten; die Folgerungen für Luthers persönlichen Charakter — indem man einfach von bewußten ‚Fälschungen‘ und ‚Lügen‘ redete — wurden ohnehin auch von katholischer Seite vielfach abgelehnt, und ich finde nicht, daß die Sache durch Grisars Untersuchungen in ein anderes Stadium getreten wäre. Hervorzuheben dagegen ist, daß dieser die Annahme, als ob Luthers Lehre von der Unwiderstehlichkeit der Konkupiszenz aus seinen

anderweitige Ansteckung überträgt‘, die ‚Keuschheitsfrage‘ also ‚nicht notwendig heranzuziehen‘ ist, so verliert die Sache wesentlich an Interesse und könnte sogar die Bejahung der Frage nur wenig Wasser auf die Mühle derer liefern, die aus der Krankheit Schlüsse auf Luthers Leben ziehen wollen. Sei dem aber wie ihm wolle, der Brief des Arztes W. Rychard kann auf keinen Fall als Beweis gelten, daß Luther an der bösen Seuche litt; der Arzt denkt an allerlei mögliche Ursachen der Schlaflosigkeit, darunter auch ‚das französische Übel‘; je verbreiteter dies aber damals war, umso weniger kann aus dem ‚Wenn‘ auf ein ‚Daß‘ geschlossen werden. Übrigens wenn zugestandenermaßen die Seuche bis in die höchsten — auch geistlichen — Kreise hinein verbreitet war, würde jedes gegen Luther gesagte Wort auch diese treffen. Was soll aber mit dieser gegenseitigen Herabsetzung erreicht werden? — Die protestantischen Besprechungen, namentlich die von Scheel und G. Kawerau, bringen noch eine Reihe ähnlicher Fälle, wo Grisars Methode und Objektivität versagt.

Niederlagen im Kampf gegen diese (in geschlechtlicher Hinsicht) abgeleitet wäre, als unerwiesen beiseite schiebt. Freilich ist sein Hinweis auf den zwischen Luther und den Observanten in seinem Orden bestehenden Gegensatz, aus welchem leicht eine Opposition gegen die Werkheiligkeit überhaupt und die Überzeugung von der Rechtfertigung durch den Glauben allein sich entwickelt hätte, kaum so wertvoll, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Die Hypothese entbehrt allzu sehr einer quellenmäßigen Begründung.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes wie die Bedeutung von Grisars Buch rechtfertigen wohl die Erörterung von ein paar Einzelheiten auch vor einem weiteren Publikum, um so mehr wenn es die Anschauungen nicht spezifisch theologischer oder historischer Kreise auf ihre Richtigkeit zu prüfen gilt. Zunächst sei auf die Gründe hingewiesen, warum Luther seine Rechtfertigungslehre lange Zeit für vereinbar mit dem kirchlichen Dogma halten konnte. Einmal bestand in der Kirche eine Richtung, und noch auf dem Konzil von Trient machte sie sich zum Ärger der Skotisten energisch geltend, welche, wie ein Bericht sagt, den Glauben so sehr betonte, daß sie die Werke auszuschließen schien. Sodann war der Vorhalt, die Lehre sei ketzerisch, darum für einen Theologen, der die Art seiner Fachgenossen kannte, von wenig Gewicht, weil er Jahrhunderte hindurch von den Skotisten den Thomisten und umgekehrt gemacht worden war und dadurch alle Wirkung verloren hatte. Der Zusammenhang Luthers mit der Augustinerschule ist m. E. bei weitem noch nicht vollständig klar gelegt. Die Worte, die der mit sich und den Gegnern Ringende am 10. Oktober 1518 von Augsburg aus an Spalatin schrieb, waren ihm sicher ernst: ‚Wenn man mir wird nachweisen können, etwas anderes gesagt zu haben als was die heilige römische Kirche lehrt, so werde ich alsbald gegen mich das Urteil sprechen und den Rückzug antreten. Aber da liegt der Knoten.‘ Er beruft sich gegen ‚die persönlichen Meinungen des hl. Thomas‘, an welche Cajetan sich halte, auf ‚den Standpunkt und die Autorität der Kirche‘, ‚so lange als die Kirche ihren früheren Standpunkt, auf den ich mich stütze, nicht widerruft‘. Daß Thomas' Lehre mit jener der Kirche sich nicht decken soll, mag ja in unsern Tagen, da die Scholastik wieder auf den Thron erhoben ist, wenigstens dem Laien paradox erscheinen; dem Nominalisten war es selbstverständlich (s. u.).

Ebensowenig läßt sich ein Bruch mit der Kirche aus der Appellation vom Papst ans Konzil deduzieren, die vielmehr eine Anerkennung der kirchlichen Autorität — denn diese ist doch wohl durch das Konzil repräsentiert — in sich schließt. Es ist für jene Zeit wohl begreiflich, daß die lutherischen Juristen zu Torgau 1530 ‚den im Kirchenrecht verurteilten Satz von der Überordnung des Konzils über den Papst und der Erlaubtheit der Appellation vom Papst an das Konzil als einen ganz unzweifelhaft richtigen annahmen‘ (II, 44, vgl. I, 291). Taten nicht dasselbe zahlreiche angesehene Katholiken nicht nur vor, sondern auch noch lange nach Luther? Wenn trotz der Bulle Execrabilis von Pius II (18. Jan. 1449) und Pastor aeternus von Leo X (19. Dez. 1516) die Pariser Universität, damals eine Wächterin der Orthodoxie, gegen letzteren Papst an ein allgemeines Konzil appellierte (27. März 1517) mit der Begründung, kein Fürst könne die Appellation beseitigen, da sie auf göttlichem, natürlichem und menschlichem Rechte beruhe; wenn Klemens VII (19. Dez. 1530) unter den Bedenken gegen ein Konzil anführt, daß dieses die Frage über die Superiorität von Papst oder Konzil wieder aufwerfen und, falls es sich gegen den Papst ausspräche, ein Schisma, falls für ihn, den Vorwurf mangelnder Freiheit riskieren würde; wenn noch ein Menschenalter später der gutkatholische Kaiser Ferdinand I Bedenken trägt, die Gewährung des Laienkelches vom Papste statt vom Konzil zu verlangen, weil er kein Präjudiz zugunsten der Superiorität des Papstes über das Konzil schaffen

wolle — das Indizium also nach seiner Auffassung noch nicht erflossen war —, und seine Konzilsoratoren, sein Beichtvater P. Franz von Cordova und sein Rat Dr. Gienger jene Bedenken teilten; wenn das Konzil selbst für nötig fand, einen die Autorität des Papstes in kurialistischem Sinne definierenden Kanon vorzulegen, nachher aber wieder fallen zu lassen; wenn ferner nicht nur jansenistisch gesinnte französische Bischöfe gegen die Konstitution Unigenitus appellierten (1713), sondern sich auf das Beispiel des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV berufen konnten, welcher, obwohl 1627 durch die Bulle Pastoralis officii dies mit der Exkommunikation bedroht worden war, 1687 gegen eine päpstliche Entscheidung Berufung eingelegt hatte, ohne daß wir hörten, sein Beichtvater P. Lachaise S. J. habe ihm deswegen die Absolution verweigert; wenn nicht nur Febronius 1763, sondern sogar der mit den Jesuiten gegen die Jansenisten kämpfende Bossuet in den Artikeln von 1682 die Superiorität des Konzils über den Papst behaupten und im Jahre 1761 sich 116 französische Jesuiten zu jenen Artikeln bekennen konnten; wenn der 1719 verstorbene Jesuit H. R. d'Avrigny 200 Jahre nach Luther die Unfehlbarkeit des Papstes und seine Superiorität über das Konzil ein noch unentschiedenes Problem nennen durfte, bezüglich dessen jeder nach seiner Einsicht Partei ergreifen könne; wenn 1773 Clemens XIV die Aufhebung des Jesuitenordens gegen den — doch wohl nicht von ‚Rationalisten' erhobenen — Einwand verteidigen mußte, der Papst sei zu derselben nicht ermächtigt, da das Trienter Konzil den Orden bestätigt habe (was zudem falsch war); und wenn endlich wenige Jahre nachher der Magister Sacri Palatii Schiara schreibt, man müsse die Franzosen nicht zwingen wollen, ihre Ansicht von der Superiorität des allgemeinen Konzils über den Papst zugunsten der richtigen, aber doch nicht von der Kirche definierten Ansicht aufzugeben: — angesichts all dieser Tatsachen, die mir augenblicklich in Erinnerung, übrigens nicht die einzigen ihrer Art sind, kann man es weder Luther noch seinen Juristen als Zeichen der Unbotmäßigkeit deuten, wenn sie, dritthalb Jahrhunderte vor der Dogmatisierung der Infallibilität, sich lieber an die Definitionen der Konzilien von Konstanz und Basel, als an die kirchenrechtlichen Verbote des Papstes halten wollten. Die Erklärung von der Superiorität des letzteren war für sie eine petitio principii, eine Prätension, die selbst nur unter der Voraussetzung jener Superiorität, um die sich doch gerade der Streit drehte, berechtigt sein konnte. Es muß dem Laien, der die erwähnten Fälle nicht kennt, ein ganz falsches Urteil über Luthers Anfänge suggeriert werden, wenn er nicht auf den Unterschied des damaligen dogmen- und verfassungsgeschichtlichen Entwicklungsstadiums von dem heutigen aufmerksam gemacht wird. Niemals darf zugunsten eines straffen dogmatischen oder kanonistischen Systems der Anschein erweckt oder begünstigt werden, als ob das von Anfang an alles so klar gewesen wäre — alles hat seine Zeit.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß Luther die klassische Scholastik, auch den hl. Thomas von Aquin, sehr wenig gekannt hat. Aber wer außerhalb des Dominikanerordens beschäftigte sich damals viel mit dem Doctor Angelicus, seitdem Duns Scotus und Occam dessen Glanz so gründlich getrübt, und er wie sein Orden durch Bekämpfung der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis auch in den Kreisen des Volkes so sehr an Boden verloren hatte? Thomas schien ein überwundener Standpunkt, seine Sonne war für das nominalistische Auge von allzuvielen Flecken verdunkelt. Einem Nichtdominikaner von damals vorwerfen, daß er Thomas nicht kenne und ihm nicht folge, wäre ebenso absurd erschienen, wie wenn man einem Baumeister der Barockzeit die Befähigung für seinen Beruf hätte absprechen wollen, weil er nicht in gotischem Stile baue. Wenn Luther von Scholastik redet, meint er natürlich die Scholastik seiner Zeit, die er kannte, während man heute gerade die letztere ausnimmt und nur an die Blütezeit denkt. Die Philosophie- und Dogmengeschichte war damals ebenso unbekannt, wie die

Kunst- und Stilgeschichte; für jeden Künstler war der Stil seiner Zeit gleichbedeutend mit Stil überhaupt, für den Theologen die Scholastik der Zeit die Scholastik überhaupt. Wie kann man solche Unkenntnis dem 16. Jahrhundert zum Vorwurf machen? Denken doch im 20. Jahrhundert manche, die sich Theologen nennen, nicht daran, daß die patristische Theologie etwas ganz anderes war als die Scholastik, und viele halten ihr System, z. B. den Molinismus, für identisch mit der Kirchenlehre, weil man ihnen den Unterschied nicht genügend klar gemacht hat, ja sie sprechen gelegentlich jedem den Namen eines Theologen ab, der eine von der ihrigen abweichende Auffassung vertritt, auch wenn für diese innerhalb des Rahmens der kirchlichen Lehre soviel Raum ist wie für die ihre.

Man kann es als sehr wahrscheinlich bezeichnen, daß Luther, wenn er die Lehre des hl. Thomas z. B. über die Rechtfertigung oder über den Ablaß gekannt hätte, in seiner Kritik der älteren Theologie zurückhaltender gewesen wäre. Aber nicht weniger wahrscheinlich ist, daß er den Fürsten der Scholastik ebenso mißverstanden hätte, wie es ihm zum lebhaften Verdruß Denifles, der geradezu den Vorwurf bewußter Fälschung gegen ihn schleuderte, bei Augustin und Bernhard passierte. Und woher diese Mißverständnisse? War denn Luther so absolut unfähig, er, der zustandebrachte, was keinem vor ihm gelungen? Die Sache erklärt sich doch sehr einfach daraus, daß er eben in Augustin und Bernhard, in Tauler und die ‚Deutsche Theologie' hineinlas, wessen Kopf und Herz ihm voll war.

Damit erhebt sich aber nur um so dringlicher die Frage: Wie war das alles ihm in Kopf und Herz gekommen? Zu ihrer Beantwortung finden sich in den beiden starken Grisarschen Bänden Anhaltspunkte genug: die Mißstände und Mißbräuche, die sich auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens eingeschlichen hatten, mußten einen so sehr dem Praktischen zugewandten Mann, wie Luther es war, in Harnisch bringen. Wie die Aufklärung des 18. Jahrhunderts aus der Dekadenz der alten Richtung ihre Nahrung sog und nur aus ihr ganz verständlich wird, so auch der Humanismus und die Reformation aus den Mängeln der ihnen unmittelbar vorangehenden Entwicklung von Wissenschaft und Praxis. Es verfängt darum nicht, wenn man darauf hinweist, wie diese Praxis nur eine Inkonsequenz bedeutete, indem die Lehre eine ganz andere, untadelige war; denn schließlich soll eben die Lehre im Leben sich bewähren und Früchte tragen, und wo diese fehlen, stellt allzuleicht das Mißtrauen in die Lehre selbst sich ein. Daß Luther objektiv Unrecht hatte, sind wir Katholiken überzeugt; aber subjektiv ihn zu verstehen, bleibt die Aufgabe des Psychologen und Historikers. Und da könnte wohl auf katholischer Seite noch manches geschehen, ohne daß man seinem Standpunkt auch nur das Geringste zu vergeben brauchte. Gelegentlich wird auch die Praxis nicht unbefangen genug konstatiert. So kann man z. B. ganz richtig gegenüber der Behauptung Luthers, es sei katholischerseits nur der gerechte, die Sünder strafende Gott, nie der barmherzige gepredigt worden, auf das Missale hinweisen, das weitaus vorwiegend den verzeihenden, nur ausnahmsweise den strafenden Gott lehre. Aber das Missale ist ein lateinisches Buch, das das Volk nicht verstand. Dagegen die Ablaßprediger sprachen deutsch, und sie mußten im Interesse des ‚heiligen Negotiums' vor allem den zürnenden Gott ihren Hörern vorstellen. Gerade die Ablaßpredigt hat ja auch das Signal zum Bruche gegeben. Ähnlich konnte des Mönchtums weitgehende Entfernung von seinen Idealen, das oftmalige Aufgehen in äußerer, formaler Erfüllung von Ordens- und Bruderschaftssatzungen — nicht selten auch das offene Übertreten sogar dieser —, wie es schon längst durch Männer von unzweifelhafter Kirchlichkeit beklagt worden war (man denke nur an Thomas von Kempen, Johannes Busch, an die Briefe von Dunkelmännern, die notabene von Mönchen teilweise nicht als Persiflage, sondern für echt genommen wurden; in Italien z. B. an Giovanni

Dominici), bei einem zu Extremen geneigten Mann wie Luther leicht zu völliger Verwerfung von Mönchtum und Ordensidealen führen. Keine Frage, daß der Mißbrauch den richtigen Gebrauch niemals aufheben kann, daß ein Abweichen der Praxis von der Theorie nicht die Unrichtigkeit der Theorie darzutun vermag; allein bei der Beurteilung einer Persönlichkeit handelt es sich weniger darum, ob ihr Tun das objektiv richtige war, als darum, ob sie subjektiv bona fide gehandelt habe. Ja, Harnack meint, das Recht Luthers, die Theorie mit der Praxis zu vertauschen, zeige sich in der Tatsache, ‚daß die dogmatische Theorie der katholischen Kirche es bis auf den heutigen Tag nicht vermocht hat, die schlechte Praxis nachhaltig zu korrigieren bezw. abzutun'. Woher die Abneigung, schließlich der tiefe Haß gegen Rom kam, ist dem, der ‚den wirklich vorhandenen Druck seitens des kurialen Finanzsystems' (II, 79) und die damals noch in frischer Erinnerung stehenden Greuel Alexanders VI, von denen Luther im Jahre 1510 nur zuviel gehört hatte, sowie das ungeistliche Leben am Hofe Julius II und Leos X kennt, nur zu begreiflich. Daß die Deutschen in Rom vielfach mehr für ihre Karriere als für die Nöte des Vaterlandes Verständnis zeigten, konnte die ungünstige Stimmung gegen alles, was von dort kam, nur steigern; den Deutschen in Rom gab man, wie Aleander bezeugt, die Hauptschuld an allem Übel, eine Überzeugung, welche an heutige Klagen über die systematische Verdächtigung deutscher Persönlichkeiten und Zustände durch Volksgenossen gegenüber dem kirchlichen Mittelpunkt gemahnt. Es hilft nichts, da von ‚Vorwänden' zu reden, wo die Tatsachen mit so beschämender Deutlichkeit vor Augen stehen.

Wie sehr es Luther um eine Reform des theologischen Studiums zu tun war, ersieht man aus vielen Stellen von Grisars Buch; wie sehr sie nötig war, liegt für jeden die Verhältnisse objektiv Betrachtenden auf der Hand. Wenn für das theologische Studium ‚gemäß den Privilegien der Augustiner nur zwei Jahre vorgesehen waren' (I, 100); wenn ‚die Versäumnis soliden Eindringens in die Theologie in jener Zeit überhaupt bei vielen hervorragenden Männern der Kirche etwas Charakteristisches war' (102), so genügt es, das zu konstatieren. Es läßt sich nur darüber streiten, was trauriger war: daß solche ‚Privilegien' erbeten, oder daß sie gegeben wurden. Daß speziell die Hl. Schrift, zumal in der späteren Scholastik, allzusehr zurücktrat, zu oft mit Thomas, Albertus, Duns Scotus, namentlich aber mit dem Heiden Aristoteles auf gleiche Stufe gestellt wurde, sollte man nicht leugnen. Aus dieser Tatsache erklärt sich hinlänglich die teils stärkere, teils ganz ausschließliche Betonung der Bibel als Glaubensquelle und -Norm bei anderen Theologen des ausgehenden Mittelalters, nicht nur in Deutschland (man denke außer den Reformatoren an Männer wie Erasmus, Wimpina und Staphylus), sondern auch in andern Ländern (in England z. B. John Colet, in Italien Ambrosius Catharinus, in Spanien Melchior Canus). Ob Luthers Schriftprinzip in seinen Anfängen nicht doch weiter zurückgeht, schon in seine ersten Kämpfe gegen die Scholastik im Interesse der Reform des theologischen Studiums? Wie die Wurzeln seines Materialprinzips, der Rechtfertigungslehre, von anderen früher wahrgenommen werden, so könnte man wohl auch hier etwas weiter hinaufgehen. Zum vollen Ausdruck kommt die Ablehnung jeder anderen Glaubensquelle freilich erst seit der Leipziger Disputation. Dabei ist es eine von den Ironien, die auch die Kirchengeschichte bisweilen liebt, daß Luther 1519 wegen Nichtanerkennung des Konzils von Konstanz der Häresie überführt wurde, zwei Menschenalter später aber auf den Rat des Kontroversisten und Kardinals Bellarmin das Konzil von Basel, das von Eugen IV als heilig und allgemein bezeichnet worden war, im Interesse des päpstlichen Stuhles von der römischen Konziliensammlung von 1609 ausgeschlossen, also aus der Zahl der ökumenischen gestrichen ward.

Überraschen kann bei einem Molinisten das Urteil über Erasmus, das sehr nahe an jenes lutherisch gesinnter Theologen streift. Zwar der unbegreiflicherweise seinerzeit von Janssen wiederholte Vorwurf protestantischer Theologen, der große Rotterdamer habe mit der Bibel Spott getrieben, sein Enchiridion gebe nur eine natürliche Sittenlehre ohne einen christlichen Grundgedanken*, findet sich nicht, und auch das dem Hühnerstall entlehnte Bild: Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es nur ausgebrütet, wird nicht adoptiert. Aber gleichwohl erinnert das Urteil zu stark an das wesentlich scholastisch geschulter, zeitgenössischer oder wenig späterer Theologen, die natürlich für den Humanisten kein Verständnis hatten und, im grellen Gegensatz zu anderen streng kirchlichen Männern derselben und früherer Zeiten, in jeder Kritik des entarteten Kirchenwesens gleich Kirchenfeindlichkeit sahen. Sollen denn die Kriterien, die den wahren Freund vom Schmeichler unterscheiden, nur für das Privatleben, nicht auch für öffentliche Institutionen gelten? Es ist entschieden ungerecht, Erasmus und ‚die ernsteren Elemente‘ seiner Richtung nur als die weniger konsequenten im Vergleich zu Luther hinzustellen (I, 539 f.). Wenn Erasmus sodann weniger ‚schwächlich‘ gegen Luther aufgetreten wäre, so hätte er riskiert, als Verteidiger von Mißbräuchen zu gelten, die er so energisch wie dieser, wenn auch nicht so geräuschvoll, mißbilligte. Wie konnte er, wie konnte der edle Reuchlin und viele andere Männer, die eine Reform auf manchen Gebieten für dringend nötig hielten, ihre Treue gegen die alte Kirche deutlicher zeigen, als indem sie gegen Ungeschmack, Verkehrtheit und Entartung kämpften und Luther gewähren ließen, so lange er sich damit begnügte, sich aber von ihm abwandten, als er immer deutlicher gegen die kirchliche Lehre und Auktorität auftrat**?

Grisars Absehen war auf eine historische und psychologische Charakteristik Luthers gerichtet, das theologische Element wollte er nur in zweiter Linie berücksichtigen. Es wurde schon hervorgehoben, wieviel sein Buch in jener Hinsicht vor dem Denifles voraus hat. Man möchte indes wünschen, daß der Verfasser der selbst gestellten psychologischen Aufgabe immer eingedenk gewesen wäre. Tatsächlich finden sich sehr viele und sehr lange dogmatische Ausführungen. Es kann aber weniger darauf ankommen, Luthers Lehre an der heutigen katholischen Dogmatik zu messen, als vielmehr darauf, sie aus jener Zeit, aus den Schultraditionen und -Gegensätzen, vor allem aus der kirchlichen Praxis zu erklären. Die Sache ist für den Psychologen auch nicht damit abgetan, daß man konstatiert, dieses oder jenes sei nicht kirchliche Lehre, sondern nur theologische Meinung gewesen; vielmehr wäre zu untersuchen, in welchem Umfang und mit welcher Energie die letztere vorgetragen wurde. Zu allen Zeiten gab es Dogmatiker, denen die nötige Enthaltsamkeit fehlte, um die Meinung ihrer Schule ehrlich als solche, ohne Anspruch auf normative Geltung vorzutragen; sie sind nur zu sehr darauf bedacht, ihre Schule mit der Kirche zu identifizieren, und ein Theologe, der es wagt, auch nur in einer rein historischen Frage, nicht einmal in einer dogmatischen, sich gegen die Mehrheit auszusprechen, kann seine Erfahrungen machen. So war es damals gewiß nicht immer leicht, zwischen allgemein katholischer Lehre und der Doktrin einer bestimmten Richtung zu unterscheiden.

Ob die Schlagwörter ‚Selbstüberhebung‘ und ‚Hochmut‘ den Schlüssel zu allen Problemen in Luthers Charakter liefern, für die sie in Anspruch genommen werden, dürfte man mit Recht bezweifeln. Ein Psychologe von Fach, der Grisars großes Buch gelesen hatte und sich mit mir darüber besprach, erklärte: ‚Luther macht in der Frage über Glauben und Werke durchaus den Eindruck eines Idealisten, der sich ein

* Vgl. hiezu die wenig beachtete Rezension Funks in der Tübinger Theol. Quartalschr. 1880, S. 661 ff.

** Die französischen Theologen, die gegen Luther schrieben, namentlich gegen dessen De servo arbitrio, werden, soviel ich sehe, von Grisar nicht erwähnt.

hohes Ideal steckt, ohne der Schwierigkeiten sich bewußt zu werden, die der Erreichung im Wege stehen. Muß er sich dann durch bittere Erfahrung von deren Vorhandensein überzeugen und seinen weiten Abstand vom Ideal wahrnehmen, so verliert er leicht allen Mut und erklärt es überhaupt für unerreichbar.' Luthers Lehre, meine ich, ist doch auf der anderen Seite offenbar sehr demütig, wenn sie nicht selten ‚jedes auf Verdienst gegründete Selbstgefühl zerstören will' (I, 93). Und zugegeben, Hochmut sei die Haupttriebfeder in des Reformators Charakter, so ist die Frage damit nur scheinbar gelöst; denn den Hochmut nehmen wir als hervorragende Eigenschaft an gar vielen wahr, die sich auf ihre Orthodoxie etwas zugute tun. Soll es etwa Demut sein, wenn manche ihre persönliche Meinung dadurch zum Siege zu bringen suchen, daß sie dieselbe als Lehre der Kirche hinstellen? Warum führt der Hochmut bei den einen nach dieser, bei anderen nach der entgegengesetzten Richtung? Selbstüberhebung und lieblose Kritik finden sich bei vielen Spätscholastikern bis in unsere Tage; sie hätten nach jenem Prinzip alle zu Apostaten und Häresiarchen werden müssen. Womit ich nicht etwa leugnen will, daß Luther je länger je mehr in den Erbfehler der Theologen verfiel, keinen Widerspruch ertragen zu können; der Pietist G. Arnold hat nicht unzutreffend von ihm bemerkt, daß die edle Bescheidenheit, die seine Anfänge charakterisierte, mehr und mehr verschwand, und er von seiner natürlichen Reizbarkeit sich fortreißen ließ*.

Die unerschöpfliche Fülle von Material und die fast beispiellos große Zahl von Streitfragen, deren Erörterung unumgänglich war, brachte es mit sich, daß Grisar nicht eine ununterbrochene Darstellung von Luthers Entwicklung geben konnte. Es mußte vielmehr bald zu dieser, bald zu jener Kontroverse Stellung genommen und deshalb manches eng Zusammengehörige auseinandergerissen werden. Die Menge des Details macht so die Übersicht fast unmöglich; nicht nur der Laie, auch der Fachmann läuft Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen. Dies soll kein Vorwurf gegen den Verfasser sein, weil er, wenn einmal die zahlreichen Einzelfragen ihrer Lösung näher gebracht werden sollten, kaum einen anderen Weg einschlagen konnte. Auch die Verweisung solcher Kleinarbeit in Exkurse hätte ihre Schwierigkeiten gehabt. Vielleicht hätte es aber die Einsicht in die Entwicklung doch bisweilen erleichtert, wenn z. B. bei Übersichten über die Ausbildung einer Lehre zu der betreffenden Schrift, deren Datum einem nicht ohne weiteres geläufig ist, wenigstens das Jahr der Abfassung in Klammer beigefügt wäre. Zu wünschen scheint mir, daß uns nunmehr von möglichst unbefangener Seite ein Buch von etwa dreißig Bogen beschert würde, das die gesicherten Resultate der katholischen wie der protestantischen Lutherforschung in Form einer biographischen Charakteristik zusammenfaßte und zur Wahrung der Übersichtlichkeit die Streitfragen nur in den Anmerkungen unter Angabe der Literatur verzeichnete.

Wenn diese Besprechung etwas ausführlich wurde, so ist das in der Bedeutung von Grisars ‚Luther' selbst begründet, und wenn ich nicht verschwieg, nach welchen Seiten hin meines Erachtens das Buch, das zweifellos mehrere Auflagen erlebt, vervollständigt und verbessert werden könnte, so rechtfertigt dies ohne weiteres die Sache selbst. Weder dieser noch der Ehre der deutschen Wissenschaft könnte es dienen, wenn das allzuoft erlebte Schauspiel sich wiederholte, daß ein Buch über die Reformation von Katholiken uneingeschränkt und kritiklos gelobt, von Protestanten schlechthin verdammt würde, oder

* Luther schlug alle Bedenken gegen sein der Kirche und der theologischen Tradition widersprechendes Tun, alle Zweifel an dessen Berechtigung als Versuchungen des Teufels nieder. Das zeigt, wie die Überzeugung von der Pflichtmäßigkeit seines Handelns ihn beherrschte. Ohne daß man ihn mit Ignatius von Loyola vergleichen könnte – die Gegensätze sind gar zu groß –, darf doch daran erinnert werden, daß auch dieser die Gedanken, die ihn von seinem Ziele zurückzuhalten geeignet waren, als vom Teufel kommend abwies.

umgekehrt. Ein Zeugnis für Unbefangenheit wäre das für keine Seite, weder für die Kritiker noch für den Kritisierten. Es wäre geradezu ein Wunder, wenn ein so umfangreiches Werk über einen der schwierigsten Gegenstände auf geschichtlichem Gebiete nicht zu Ausstellungen, wenn es nicht auch zu Anerkennung Anlaß geben würde. Und der letzteren soll nochmals Ausdruck gegeben werden. Das besprochene Buch bedeutet — und das will sehr viel heißen — selbst in der Forschung nach mancher Richtung einen Fortschritt über Denifle hinaus, doppelt aber in Hinsicht auf Haltung und Sprache. Die Leistung des Dominikaners A. M. Weiß, der auf seine Erhabenheit über banausische Detailforschung sich etwas zugute tut und einen bequemen Dilettantismus mit geschichtsphilosophischer Großzügigkeit verwechselt, kann sich vollends mit dem mühsamen Werke des fleißigen Jesuiten nicht vergleichen.

Ist schon ein Fortschritt über Denifle hinaus zu konstatieren, um wie viel mehr über die katholische Lutherbeurteilung früherer Zeiten! Zum erstenmal haben wir ein Buch über den Urheber der abendländischen Kirchenspaltung von einem Mitgliede des Ordens, der mehr als alle anderen zu deren Zurückdrängung getan hat — ein Buch, das nach Resultaten und Methode der Forschung wie nach Ruhe und Würde des Tones hoch über allem steht, was früher aus jenen Kreisen hervorging. Welcher Unterschied in der Beurteilung des Reformators durch Canisius — und der gehörte gewiß noch zu den Besonnensten und Maßvollsten — einerseits, durch Grisar andererseits! Einen besonders sympathischen Eindruck macht es auch, daß letzterer nicht darauf ausgeht, Vertreter einer anderen Auffassung verächtlich zu machen, zu beschämen und zu ‚vernichten'; wo eine Ansicht als unhaltbar bekämpft wird, findet sich zumeist nicht einmal der Name ihres Vertreters genannt. Bei allem, was man anders wünschen möchte, bleibt doch bestehen: das Buch stellt eine gewaltige Arbeitsleistung dar, und der Verfasser hat sich redlich bemüht, den Vater des deutschen Protestantismus zu verstehen, ihn möglichst gerecht zu beurteilen, ihn gegen ungerechte Anklagen in weitgehendem Maße zu verteidigen. Wir freuen uns, bei allen gemachten Einschränkungen in Grisars ‚Luther' ein Dokument katholischen Fortschritts erblicken zu dürfen, und wir können aus ihm allen widrigen Anzeichen zum Trotz die tröstliche Gewißheit schöpfen, daß nach und nach eine würdigere Auffassung von der Aufgabe der katholischen Wissenschaft sich durchsetzt, welche nicht den für den besten Katholiken hält, der in einseitiger, schlechthiniger Verdammung der Gegner und in ebenso einseitiger Verhimmelung auch weniger erfreulicher Erscheinungen im Katholizismus seinen Glauben zu zeigen, das Ansehen seiner Kirche in den Augen Außenstehender zu heben glaubt. So lange die Kirche ihre Mission in der Bekehrung der Welt sieht, kann ihr nicht mit deren Abstoßung gedient sein. Abstoßend aber müßte schon der Schein beleidigender Ungerechtigkeit wirken.

Staatsbürgerliche Erziehung der Jugend
Von Fr. W. Foerster

Über dieses Thema ist in den letzten Jahren eine umfangreiche Literatur entstanden. Natürlich wird vor allem die Schule für die neue pädagogische Aufgabe in Anspruch genommen. Eine Fülle von Vorschlägen für die Methodik einer solchen politischen Pädagogik liegen vor. Charakteristisch für die ganze Literatur auf diesem Gebiete ist die Überschätzung des sozialpädagogischen Einflusses der Belehrung über Entwicklung

und gegenwärtige Lage staatlicher Einrichtungen. Wird aber nicht das bürgerliche Gesetzbuch gerade von denjenigen am besten gekannt, die seine Paragraphen umgehen wollen? Gewiß ist eine bessere Kenntnis der allerwichtigsten Einrichtungen und Entwicklungsfaktoren des eigenen Staates für den modernen Menschen höchst wünschenswert. Der staatsbürgerliche Unterrichtsstoff aber, der von einer ganzen Reihe von angesehenen Pädagogen für Schulen und Lehrerseminare vorgeschlagen wird, bedeutet eine geradezu erschreckende Übertreibung. Wozu in aller Welt die Schule mit diesem Vielerlei von trockenen Einzelheiten belasten*? Solche Detailinformation gehört nicht in die Schule — das führt unfehlbar zu einer staatsbürgerlichen Anödung, die gerade das Gegenteil von Enthusiasmus erzeugen muß. Gerade das Unabsehbare der technischen Einzelfragen in Politik, Administration, Wirtschaft, Steuerwesen und Rechtsprechung des modernen Staates ist es ja, das so viele Menschen vor der Beschäftigung mit staatlichen Dingen zurückschrecken läßt. Oder welchen staatspädagogischen Wert sollen alle die Details über absolutistische Steuerpolitik, Zollverein, Arbeiterversicherung usw. haben, die in den neuen Hilfsbüchern ausgearbeitet sind? Der staatsbürgerliche Unterricht soll doch dem Schüler die Beschäftigung mit staatlichen Einzelfragen nicht auf immer verleiden, sondern ihm vielmehr durch erhebende und anregende Gesichtspunkte und Bilder die spätere private Spezialinformation nahelegen. Das Wichtigste wäre daher die Mitteilung und Anwendung gewisser leitender soziologischer und sozialethischer Gedanken, wie wir sie z. B. in den Schriften der englischen Staatsphilosophen und Soziologen (Burke, Maine, Mill, Spencer, Lecky, Kidd, Morley u. a.) finden. Die Lektüre einer konservativen Schrift, wie es die ‚Reflexionen über die französische Revolution‘ von Burke sind, und einer liberalen Schrift, wie es Mills Essay ‚Über die Freiheit‘ ist, regen sicher weit mehr positives Interesse für staatliche Fragen und Verständnis für die Grundfragen des Staatslebens in jungen Leuten an, als es die Vorführung von trockenen Fakten aus dem wirtschaftlichen, administrativen und gesetzgeberischen Gebiete tun kann. Wir leiden auf diesem Gebiete in ganz besonderer Weise an mangelhafter Durcharbeitung der Grundfragen — nicht einmal den Begriff des wahren Staatsbürgers findet man irgendwo in vertiefter und konkreter Weise definiert und erläutert; darum sind auch so viele Verfasser von staatsbürgerlichen Schriften noch selber Parteimenschen, ohne es zu wissen und zu wollen — es fehlt eben unserem ganzen öffentlichen Leben noch jene wahrhaft staatliche Gesinnung, wie wir sie beim gebildeten Engländer als Ergebnis seiner ganzen sozialen Kultur, seiner gesellschaftlichen Manieren, ja seiner Spielsitten finden. Für den Deutschen erschöpft sich der Begriff der staatsbürgerlichen Gesinnung immer noch mit der Anhänglichkeit an den gewordenen Staat und seine Vertreter; es gibt bei uns noch zu wenig Loyalität und Pietät gegenüber den Trägern des werdenden Staates und des werdenden Rechtes; unbegreiflich z. B. muß es unserm Staatsbürger erscheinen, daß man in dem aristokratischen Eton, der Schule der künftigen politischen Führer des englischen Volkes, kürzlich einmal einen sozialistischen Arbeitervertreter seine Ansichten über Ursache und Heilung der Arbeitslosennot vortragen ließ. Auch die englische Arbeiterschaft war einst wildrevolutionär, die staatsbürgerliche Auffassung der oberen Klassen aber war sozial und großmütig gemug, um die Entfremdeten allmählich der Gemeinschaft zurückzugewinnen — man behandelte die Flegeljahre der emporsteigenden Klassen eben nach dem Worte Goethes: ‚Roh und wild sind alle rohen

* Am wertvollsten sind die neueren Schriften zur staatsbürgerlichen Literatur (vgl. besonders Rühlmann, Vogel, Neubauer) dort, wo die Staatskunde als synthetisches Prinzip für eine ganze Reihe von Fächern (Geschichte, Deutsch, Geographie, Mathematik) verwertet wird. Nicht den vorhandenen Lehrstoff noch unnötig zu vermehren, sondern das bereits gegebene zu beleben, zusammenzufassen und durch Beziehung auf höhere Gesichtspunkte zu verbinden — darauf kommt es an. Die spezielle Information sollte man der freiwilligen Tätigkeit von Schülervereinigungen überlassen.

Betrogenen — Seid nur redlich und so führt sie zum Menschlichen an!‘ Der englische Konservative war überhaupt immer politisch genug, um seine staatliche Anschauung nicht bloß durch sein subjektives konservatives Empfinden zu bestimmen: als Politiker und Staatsbürger nahm er stets gewisse liberale Forderungen und Gedanken in sein eigenes Programm auf — das führte denn auf der anderen Seite dazu, daß der Liberale gewisse konservative Rücksichten als notwendigen Bestandteil eines staatsbürgerlich denkenden Liberalismus zu betrachten begann. Wie weit sind wir in dieser Beziehung noch zurück, und wie dringend wäre es daher, daß unsere staatsbürgerliche Pädagogik, die über Nacht emporgewachsen ist, eine tiefere sozialethische Grundlage erhielte! Wir haben plötzlich eine Erziehung zu staatlicher Kultur, noch ehe wir uns gründlich die Frage beantwortet haben: Was ist eigentlich staatliche Kultur? Also gewiß gebe man auch staatsbürgerliche Belehrung neben staatsbürgerlicher Erziehung — aber diese Belehrung sollte weit mehr auf die obersten Grundsätze politischer Ethik und politischer Noblesse ausgehen als auf ein Übermaß stofflicher Information. Das Wort ‚staatsbürgerlich‘ enthält eine ganze latente Ethik in sich, die uns erst ganz zum Bewußtsein kommt, wenn wir uns das ganze Maß sozialer Unkultur klarmachen, das in unseren Partei-Interessen- und Klassenkämpfen, sowie in unseren konfessionellen Auseinandersetzungen zum Ausdruck kommt. Die bloße schulmäßige Betrachtung dieses Treibens in Vergangenheit und Gegenwart erzeugt noch keine staatsbürgerliche Gesinnung, sondern hebt zunächst doch nur eine furchtbare und ansteckende Tradition des Hasses, der gegenseitigen Unterdrückung und Verfolgung ins Bewußtsein. Von dieser Suggestion können wir uns doch nur durch ein ganz klares Ideal der staatlichen Kultur befreien und erst von solchem Ziel aus können wir die Lichtpunkte der geschichtlichen Entwicklung als solche erkennen und uns an einer Entwicklung zum Besseren erheben.

Im Gegensatz zu den Vorschlägen für bloße staatsbürgerliche Belehrung sind nun auch eine ganze Reihe von Vorschlägen für die eigentliche staatsbürgerliche Erziehung gemacht worden. Die Organisation der jugendlichen Arbeitsgemeinschaft ist von Kerschensteiner, dem Organisator des Münchener Fortbildungs- und Volksschulwesens, als Hauptmittel staatsbürgerlicher Erziehung bezeichnet worden*. Ferner ist die ‚Selbstregierung‘ der Schüler und das Knabenklubwesen nach amerikanischem Muster als eine geeignete Übung für staatsbürgerliche Verantwortlichkeit empfohlen worden. Beide Vorschläge gehören zweifellos in eine Methodik der staatsbürgerlichen Pädagogik. Man darf sich aber auch keine Illusionen über die Tragweite dieser Erziehungsmittel machen. Sie dienen doch zunächst nur der sozialen Erziehung und erfüllen damit gewiß eine unentbehrliche vorbereitende Funktion; ob nun aber diese soziale Erziehung auch zu wirklicher staatlicher Gesinnung führt, das hängt denn doch noch von viel tiefergehenden Einwirkungen ab. Oder kann etwa die bloße Übung in kollektiver Arbeitsgemeinschaft und Selbstverwaltung den jungen Menschen wirklich davor schützen, im späteren Leben ganz im wirtschaftlichen und politischen Korporationsegoismus unterzugehen? Und kann das Mitglied der ‚school-city‘, das seinen Egoismus durch gehorsame Einordnung in den Willen der Klasse disziplinieren lernt, nicht gerade durch diese Schulung zum gehorsamen Diener einer wirtschaftlichen Clique oder politischen Partei werden? Zwischen bloßer sozialer Erziehung und staatlicher Erziehung ist noch ein himmelweiter Unterschied ! Ja, man darf sich nicht verhehlen, daß die bloße soziale Erziehung, die nur die allgemeinen kollektiven Gefühle und Fähigkeiten im jungen Menschen entwickelt, zunächst sogar eine Gefahr für die Entfaltung wahrer staatlicher Gesinnung

* Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend, Erfurt 1909.

bedeutet. Denn solche staatliche Gesinnung verlangt ja doch wieder eine Emanzipation des Individuums von den engeren sozialen Verbänden und Interessengemeinschaften: Staatliche Kultur kommt aus einer ganz anderen Verfassung der Seele, als im einfachen kollektiven Zusammenarbeiten erzeugt wird. Die soziale Erziehung, die durch die Arbeitsgemeinschaft geleistet wird, ist doch zunächst nur eine Erziehung zur Verträglichkeit mit Gleichstrebenden und Gleichgesinnten; staatliche Kultur aber ist die Einheit von Gegensätzen, und zwar eine Einheit von Gegensätzen in bezug auf vitale Lebensinteressen und Lebensüberzeugungen. Zuverlässige staatliche Gesinnung kann daher nur durch eine ganz tiefgehende Überwindung des Egoismus erzeugt werden. Sie kommt nur in Seelen auf, die ‚hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit'. Mit Anderswollenden und Andersdenkenden Frieden halten, das verlangt schon eine weitgehende Erlösung von der Tyrannei subjektiver Empfindungen. Eben darum ist wahre staatliche Gesinnung so sehr auf die erlösenden Kräfte der Religion angewiesen. Wirkliche Gerechtigkeit kommt nur aus einem hochentwickelten persönlichen Gewissen und nicht aus bloßer Übung in kollektiver Arbeit. So wichtig daher auch Arbeitsgemeinschaft und Selbstregierung der Schüler sind als Übungsstätten für mancherlei staatsbürgerliche Fähigkeiten und Praktiken — die einzige Gelegenheit zu direkter Übung in staatlicher Gesinnung wird im Schulleben nur durch das Spiel gegeben; hier prallen die stärksten Leidenschaften und Interessen unmittelbar aufeinander, hier lernt man, den Gegner absolut ‚fair' zu behandeln und seine Rechte ebenso heilig zu halten wie die eigenen. Jeder Engländer weiß, wieviel politische Kultur er der Pädagogik seiner Jugendspiele dankt. Selbst diejenige Übung in der Gerechtigkeit, welche die Schulgerichtshöfe ermöglichen, kommt nicht den staatsbürgerlichen Erziehungskräften des Spiels gleich; denn die Angeklagten im Schulgerichtshof sind ja nicht persönliche und sachliche Gegner der Richtenden. Die einzige weitere Gelegenheit zur ‚Gymnastik des Gerechtigkeitssinnes' im Schulleben besteht noch darin, daß man die Zöglinge anleitet, Charakteren gegenüber, die ihnen unsympathisch sind oder die entgegengesetzte Ansichten vertreten, doppelt loyal zu sein und eine ritterliche Beziehung zu ihnen aufrecht zu erhalten. Das entwickelt ‚staatbildende' Fähigkeiten, weil es Einheit zwischen Gegensätzen schafft. Von diesem psychologischen Gesichtspunkt aus wird schon in Platos ‚Idealstaat' die Gerechtigkeit als die eigentliche Fundamentaltugend der staatlichen Kultur gefeiert. Aber bei Plato ist die Psychologie und Pädagogik der staatlichen Kultur damit noch nicht erschöpft. Denn die staatliche Gesinnung besteht in der Tat nicht nur in der Verträglichkeit gegenüber den Andersgerichteten. Erst der organisierende Gedanke eines höchsten Ganzen, dem alle Einzelzwecke zu dienen haben, konzentriert die staatliche Gesinnung und erhebt sie zum klarsten Zielbewußtsein. Wie aber wird der zerfahrene und zersplitterte Mensch für diese Idee gewonnen? Platos Antwort darauf gilt für alle Zeiten: Im einzelnen Menschen selber muß erst das richtige Verhältnis aller Teilfunktionen zur leitenden Vernunftidee hergestellt, es muß die Ochlokratie der Leidenschaften überwunden, die Unbotmäßigkeit der Einzelinteressen beseitigt sein — dann wird der also organisierte Charakter auch im gesellschaftlichen Leben unbewußt und bewußt nach der Verwirklichung der gleichen Wohlordnung streben und wird sein politisches Handeln nach dem Gleichnis des inneren Lebens richten und bestimmen. Es braucht dann nur noch die einfache staatsbürgerliche Belehrung hinzuzukommen, die die innere Gewöhnung an eine feste Rangordnung der Lebenszwecke nun auch für das konkrete politische Urteil fruchtbar macht.

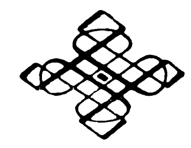
In der neuen staatsbürgerlichen Pädagogik arbeitet man mit einer viel zu oberflächlichen Psychologie der staatlichen Gesinnung. Belehrung, praktische Vorübung

— das alles ist gut und notwendig, das Wichtigste aber ist doch die Inspiration. Besteht nicht ein tiefer Zusammenhang zwischen der deutschen Reichsidee und der deutschen idealistischen Philosophie, die den Ichgedanken stärkte gegenüber der bloßen sozialen Umwelt und doch zugleich das neugestärkte Ich einer alles umfassenden Idee unterwarf? Wieviel metaphysische Philosophie steckt doch in Treitschkes Patriotismus, und wieviel christliche Religion ist noch hinter dem ganzen Idealismus der deutschen Philosophie verborgen!

Um es zusammenzufassen: Der Triumph der staatlichen Idee über alles Egozentrische und über alle Sonderinteressen kann durch keine bloß sozialen und politischen Instinkte und Gefühle wirksam begründet und gesichert werden. Es bedarf vielmehr einer tiefbegründeten und starkbefestigten Tendenz in der Seele, ihr ganzes Eigenleben einem höchsten Gut zu unterwerfen. Erst diese ‚Organisation der Seele', die sich dann auf das politische Denken und Fühlen überträgt, vermag den gewaltigen und mannigfaltigen zentrifugalen Tendenzen des Individuums, sowie der magnetischen Kraft des Gruppen- und Korporationswesens das Gegengewicht zu halten. Darum ist auch jede höhere staatliche Kultur letzten Endes untrennbar von der religiösen Kultur. Das Reich des Cäsar selber ist auf die Dauer durchaus auf die Kräfte angewiesen, die aus dem Reiche Christi kommen. Die sichtbare Welt ruht auf der unsichtbaren Welt. Auch die sittliche Welt muß sich im Religiösen verankern: verläßt sie sich auf bloße Soziologie und Sozialethik, so wird sie nur zu schnell zu einem bloßen Reflex zeitlicher Strömungen und einseitiger Interessen und vermag eine universelle staatliche Kultur nicht mehr hervorzubringen.

Unabweisbare Konsequenz aus diesen Betrachtungen ist es auch, daß der Staat selber sich einem noch höheren Ganzen, nämlich eben der sittlich religiösen Idee unterordnen muß, wenn er nicht seine eigenen Fundamente in den Seelen zerstören soll. Die Unterordnung des Staates unter eine noch höhere Idee bindet auch die zentrifugalen Tendenzen im Staate selber und gibt allen sittlichen Kräften im staatlichen Leben die höchste Sanktion. Darum ist es eine der wichtigsten Aufgaben im staatsbürgerlichen Unterricht, aller politischen Erfolgsanbetung gegenüber auf der alten Wahrheit zu bestehen: iustitia est fundamentum regnorum.

Es gibt darum auch keine Gesinnung, die so sehr staatlich desorganisierend wirkt, als diejenige, die sich in dem Worte: ‚right or wrong, it's my country' ausspricht. Denn die Überordnung des Staatsgedankens über alle Sonderinteressen lebt von der Überordnung der moralischen Idee über alle menschlichen Zwecke. Wer die Monarchie des Gewissens auf einem Gebiete entthront, um den Opportunismus zum Herrn auszurufen, der hat Geister gerufen, die er nicht wieder los wird. Es ist ein Zeichen des Tiefstandes unserer politischen Bildung, daß bei uns selbst verantwortliche Politiker noch solche Gassenparolen, wie die oben zitierte, im Munde führen!



Hochland-Echo

Das weibliche Dienstjahr

‚Unsere ganze wirtschaftliche Organisation leidet an einem großen Fehler, welcher zugleich das Elend des Arbeiterstandes erzeugt und um jeden Preis überwunden werden muß, wenn sie nicht zugrunde gehen soll: das ist die Zerstörung des Familienlebens.‘ Dieser Gedanke, dem Jules Simon schon 1861 Ausdruck gab, ist heute noch viel aktueller geworden. Denn in dem Maße, wie mit der wachsenden Industrialisierung der Massen die Frau von Haus und Heim fortgerissen wurde, und infolge dessen die Zersetzung der Familie immer weiter vor sich schritt, traten auch die üblen Folgen dieser Zeiterscheinung zutage, und das in seiner Existenz bedrohte Familienleben stieg in der Wertschätzung einsichtiger Sozialpolitiker um ein Beträchtliches. So haben auch die besonnenen Führerinnen der Frauenbewegung, nachdem sie in energischer Weise für die mißachteten Rechte der Frau eingetreten waren und sich dann auf die Pflichten besonnen hatten, die diese selbe Frau der Gesellschaft gegenüber zu erfüllen hat, erkannt, daß ihre erste und vornehmste Aufgabe der Erhaltung der Familie, dieses Eckpfeilers der Gesellschaft, gilt. Daher haben sie auch seit Jahren — von den radikalen Verneinerinnen der Prinzipien unserer heutigen Gesellschaftsordnung ist hier nicht die Rede — sich bemüht, für die Gefahren, die der Familie drohen, seien sie sittlicher oder wirtschaftlicher Art, eine Abhilfe zu schaffen.

Auf dem diesjährigen Frauenkongreß zu Berlin trat dies Bestreben deutlich hervor. Ganz besonders brennend schien die Frage der hauswirtschaftlichen Ausbildung der Frau zu sein, und schon aus diesem Grunde fand der Vortrag von Frau Elisabeth Gnauck-Kühne über das weibliche Dienstjahr allgemeine Beachtung. Wer die Rednerin und ihre Arbeitsmethode kennt, weiß, daß sie nicht von unvermittelten Ergebnissen auszugehen pflegt, sondern in erster Linie die inneren Zusammenhänge zu erfassen und einen prinzipiellen Standpunkt zu gewinnen sucht. So auch hier, wo sie die historische Entwicklung darlegt, die zu der Forderung des weiblichen Dienstjahres und zu ihrem organischen Hervorwachsen aus tatsächlich Vorhandenem geführt hat. Erst dann sucht sie nach Mitteln und Wegen, das weibliche Dienstjahr, d. i. ‚die organisierte, allgemeine, pflichtmäßige Vorbereitung auf den hausmütterlichen Beruf‘, zu realisieren.

Die Entwicklung, die eine vollkommene Umwälzung des Familienlebens hervorbrachte, hub mit der Erfindung der Dampfmaschine an:

> ‚Die hauswirtschaftliche Produktion wurde durch Indienststellung der Maschine stark eingeschränkt. Frauenhände waren im Hause plötzlich überflüssig — und das so geräuschlos-selbstverständlich, daß die Betroffenen sich selber gar nicht klar wurden, was ihnen eigentlich geschah. Die Not klopfte bald an. Das Haus, das den Überschuß an weiblichen Händen seufzend als Ballast empfand, mußte

einen Teil davon abstoßen. Oder der Ballast schied freiwillig, um selbständig sein Brot zu verdienen. Aus geistiger Not verließen Töchter begüterter Häuser das sichere Heim, wo sie an wirtschaftlicher und geistig-sittlicher Bedeutung neben dem zwitschernden Kanarienvogel rangierten.'

Aus dieser materiellen und geistigen Not entstand die Frauenbewegung, deren Ausdehnung also nicht, wie die Männer, die ihren Sinn nicht erfaßt hatten, glaubten, durch Gewaltmittel eingeschränkt werden konnte. Vielleicht hätte sie durch eine richtigere Würdigung der immer schwieriger werdenden Aufgaben der Frau im Hause wenigstens in andere Bahnen gelenkt werden können. Doch diese begegneten einer großen Verständnislosigkeit.

,Männer ließen es geschehen, daß Tausende von Arbeiterinnen in die Fabrik gezogen wurden, nicht nur, weil Frauenhände billig waren und weil Frauenhände daheim überflüssig wurden, sondern auch, weil die Männer der häuslichen und mütterlichen Aufgabe der Frau nicht die Bedeutung beimaßen, die ihr zukommt.'

Auch die Frau ist an dieser Wendung der Dinge schuld:

,Weite Kreise der Frauenwelt haben neben praktischem Können auch das brennende Bewußtsein verloren, daß ihnen eine Mission sondergleichen anvertraut ist. Deshalb hat das Weib der begünstigten Klassen geschwiegen, als die Frau vom Hause losgerissen wurde. Deshalb ist das Frauengeschlecht nicht einmütig aufgestanden, hat auf das erlöschende Herdfeuer und die verlassenen und verwahrlosten Kinder gewiesen und gerufen: Halt! Ihr wißt nicht, was Ihr tut!'

Der nun einmal infolge der Unterschätzung der hausmütterlichen Tätigkeit entstandene Mißbrauch weiblicher Kräfte kann aber doch für die Zukunft eingeschränkt werden, wenn die Frauen erkennen, daß sie Gefahr laufen, ihr Wertvollstes zu verlieren, und wenn sie ihrer in sozialer Hinsicht höchst bedeutungsvollen Mission, ihrem Manne und ihren Kindern ein Heim zu schaffen, dadurch zu größerem Ansehen und zu höherem Wert zu verhelfen suchen, daß sie die Haustätigkeit auf die Höhe gelernter Arbeit emporheben, daß sie einmütig die Notwendigkeit eines praktischen Vorbereitungskursus auf die Ehe, eines weiblichen Dienstjahres anerkennen. Dieser Forderung kommt der Umstand zu Hilfe, daß sich die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung vollkommen geändert hat.

,Wir haben diese Entwicklung uns vorgestellt, konzentrische Kreise um die Maschine ziehend. In den Jugendjahren der Frauenbewegung wurde prophezeit, diese Entwicklung müsse mit einem Zusammenbruch des ganzen gesellschaftlichen Baues endigen, indem die unteren Klassen, die das Ganze tragen, als verelendete Massen tragunfähig würden. Diese Theorie ist aufgegeben. Nicht von einer Verelendung, von einer Hebung der unteren Klassen können wir reden. Nicht eine weiter und weiter gehende Erschütterung aller überkommenen Lebensformen, sondern eine neue Befestigung des sozialen Unterbaues — ich will nur an die Handwerkerschutzgesetzgebung und die Privatbeamtenversicherung erinnern — ist ersichtlich. So hat sich auch erwiesen, daß es mit der Auflösung der Familie gute Wege hat. Der Familienhaushalt hat sich wesentlich in seinen Betriebsformen geändert — aber er bleibt bestehen und mit ihm die hausmütterliche Mission des weiblichen Geschlechts. Der alte Geist in neuer Form! Das Bestreben der Frauenbewegung geht jetzt dahin,

die Befestigung des Familienhaushaltes zu unterstützen. So ist heute das weibliche Dienstjahr eine anerkannte Forderung der Frauenbewegung und mit innerer Befriedigung übersieht man den Zusammenhang bis zu diesem Punkte, wo die Frauenrechtlerinnen den Wirtschaftsreformerinnen die Hand reichen, wo die anfängliche Dissonanz in den harmonischen Vollakkord ausklingt: Alles, was wir an Schätzen in der Frauenbewegung erstrebt und erreicht, gesucht und gefunden haben, wir legen es nieder auf dem häuslichen Herde, den wir verlassen mußten, und nun für unser Geschlecht zurückgewinnen wollen. Das weibliche Dienstjahr ist der Kampf um den häuslichen Herd!'

Sehen wir nun, wie sich Frau Gnauck-Kühne die Ausführung ihres Vorschlags denkt. Zuerst, um einen festen Ausgangspunkt zu haben, sucht sie Anknüpfung an schon Bestehendes und gelangt zu folgender Forderung:

'In der Volksschule und der Mittelschule praktischer und theoretischer Haushaltungsunterricht; zwangsweiser Haushaltungsunterricht in der Fortbildungsschule, wofern nicht das Ergebnis der Aufnahmeprüfung davon befreit. Die Schülerinnen der höheren Mädchenschule — den Einjährigen und auf Avancement Dienenden vergleichbar — hätten eine staatliche Haushaltungsschule zu besuchen, an deren Abgangszeugnis die Berechtigung zum Heiraten geknüpft sein müßte. Diese Schülerinnen würden Schulgeld zu bezahlen haben; während der Unterricht für die Vorgenannten frei sein müßte.'

Diese Lösung könnte aber nur als eine vorübergehende betrachtet werden, da das junge Mädchen nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen werden müßte:

'Nur in einer häuslichen Gemeinschaft mit der gleichen strengen Tagesordnung für alle kann erreicht werden, was dem Denken, Empfinden, Tun des Mädchens am schwersten zu fallen scheint: Disziplin. Zu diesem Zwecke müßten wir Gemeinschaftshäuser haben, nicht nach Kasernenart, sondern im Barackensystem, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande; die Städterin soll die Natur kennen, das Landleben lieben lernen! In diesen Gemeinschaftshäusern würde die weibliche Jugend ein Jahr unter Aufsicht stehen, nicht wie der Einjährige nach kurzer Zeit „privat" wohnen. Für die Volks- und Mittelschülerinnen würden Gemeinschaftshäuser auf Staatskosten gebaut und unterhalten; die höheren Schichten würden zu zahlen haben, dafür aber auch mehr lernen. Für die Töchter dieser begünstigten Schichten dürfte das Dienstjahr, das alle an den Herd ruft, auch ein Mittel zur Hebung der sozialen Erziehung und Bildung des weiblichen Nachwuchses werden; vielleicht die einzige Gelegenheit, der weiblichen jeunesse dorée das Vorhandensein anderer Schichten unterhalb des Offiziers und Referendars ins Bewußtsein treten zu lassen.'

Diese Gemeinschaftshäuser würden, um genügende Arbeitsgelegenheit für den praktischen Unterricht zu schaffen, an Anstalten, wie Waisenhäuser, Säuglingsheime, Volksküchen, Hospitäler usw., angegliedert werden. Den Mädchen aus den höheren Schichten, die Lehrgeld- und Unterhaltskosten zahlen müßten, würden nach Absolvierung des Pflichtpensums verschiedene wahlfreie Ausbildungsmöglichkeiten geboten.

Über den Zeitpunkt des Eintritts in das Dienstjahr äußert sich Frau Gnauck-Kühne wie folgt:

'Im Gegensatz zu dem Dienstjahr des Mannes würde das weibliche Dienstjahr am besten nach der Schulentlassung beginnen, es würde sich also der Schulentlassung

angliedern, so daß die ganze Neuerung schließlich auf eine Verlängerung des Schulzwanges um ein Jahr hinausläuft. Für diesen Zeitpunkt sprechen verschiedene Gründe. Die überwiegende Mehrzahl der Mädchen tritt in das Erwerbsleben ein. Das Dienstjahr zwischen Schule und Erwerbsleben müßte eine Quelle der körperlichen und seelischen Kräftigung für sie sein. Es ist auch wohl anzunehmen, daß durch das Dienstjahr der Instinkt, die natürliche weibliche Begabung für die hauswirtschaftliche Tätigkeit gefördert, bei manchen vielleicht erst geweckt wird, so daß häusliche Berufe bei ihnen im Ansehen steigen. Die höheren Bildungsanstalten für Mädchen entlassen ihre Schülerinnen später, aber immer noch in den Entwicklungsjahren, die grundlegend für das spätere Frauenleben sind. Hygienisches Leben und verständige Erziehung in kleinen Gemeinschaftshäusern durch erfahrene, hygienisch-pädagogisch vorgebildete Hausmütter würden eine ersichtliche Hebung der weiblichen und damit der Gesundheit des ganzen Volkes herbeiführen.'

Es wird wohl niemand, der Frau Gnauck-Kühnes Gedankengang aufmerksam gefolgt ist, ihr die prinzipielle Zustimmung verweigern, die sie erstrebt. Aus einer derartig ernsten Bildung und Erziehung unserer gesamten weiblichen Jugend zum Hausmutterberuf müßte ein neues Aufblühen des Familienlebens und folglich eine Förderung des öffentlichen Wohles und Gesundung aller Lebensverhältnisse entstehen. Wie sich praktisch der Plan ausführen ließe und mit welchen materiellen und ideellen Mitteln, ist ja schließlich eine Nebenfrage, sobald man erkannt hat, daß es sich hier um keine Utopie handelt, sondern um eine wohlerwogene, höchst wichtige und zeitgemäße Sache. M. H.

Nochmals der Staat und die Frauen

In dem ‚Hochlandecho' dieses Inhalts (Märzheft S. 760) ist über einen Vorschlag referiert, den Frau Bernarda von Nell zur besseren Berücksichtigung der Frauen bei der Reform des preußischen Wahlrechts in den ‚Preußischen Jahrbüchern' gemacht hatte. Obwohl darin für den aufmerksamen Leser mit hinreichender Deutlichkeit gesagt ist, daß, im Gegensatz zu Frau Elisabeth Gnauck-Kühne, die eine natürliche und sittliche Gleichberechtigung von Mann und Weib vertrete, Frau von Nell eine natürliche Gleichheit in Abrede stelle, so scheinen doch Mißverständnisse in dem Sinn entstanden zu sein, als ob Frau von Nell auch eine sittliche Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern annehme. Jedenfalls zeigt Frau von Nell eine so große Besorgnis, es möchte ihr von dem einen oder anderen Leser, der, wie sie es nennt, ‚schmachvolle Blödsinn' zugetraut werden, das weibliche Geschlecht sittlich tiefer einzuschätzen als das männliche, daß wir gerne diesen Punkt noch einmal ausdrücklich hiemit klarstellen. Wir verweisen deshalb auch wiederholt auf Frau von Nells Essay ‚Frauenstimmrecht?' (August 1911, S. 583 ff.), worin ihr Standpunkt mit aller Deutlichkeit zutage tritt. D. R.

Rundschau

Philosophie

Das Problem der Kulturförderung.

Wir wissen, daß Deutschland trotz der dahin wirkenden Arbeit fast zweier Jahrzehnte heute noch immer keine allgemeine, wahre Kultur besitzt. Allerdings ist eine umfangreiche Verfeinerung der Luxusgegenstände und -bedürfnisse eingetreten. Aber das kann uns nicht Ausmaß einer Kultur sein. Vielmehr ist es eine wesensleere Form, die gern an ausländischen Vorbildern mißt, daher als ein Fremdes nicht zu dem gesunden, einfachen Gefühl der Masse sprechen kann. Viel weniger noch vermag sie uns ein innerlich Wertvolles zu übermitteln, uns Leiter zu versöhnendem Hochklang des Daseins zu werden. Tatsächlich geben gerade die Kreise der Träger solcher verkünstelten Kultur allerorts — hauptsächlich in der Großstadt — dafür den Beweis. Eine Vervollkommmung, die nicht aus dem eigenen Empfinden und Wollen der Allgemeinheit, dem sie eben den besten Ausdruck geben soll, stammt, kann nur Scheinkultur sein. Ein Oberflächenschmuck, der beim leisesten Anstoß abbröckelt.

Was ist nun Kultur?

Goethe sagt: ‚Man muß lernen alle schlechte Arbeit zu hassen wie die Sünde.‘ Soll heißen: wir mögen bestrebt sein, im Empfinden und in der Form Wesensechtheit, Wahrheit zu erstreben. Dann wird es auch gelingen, die Außenwelt dem ähnlich zu gestalten, es in der Fülle der Umwelt zu verkörpern. Jeder Gegenstand, jede Lebensregel wird ein Gepräge tragen, das im Einklange steht zu den Mitmenschen und zur Mitzeit.

Solche Kulturform und derartige Kunstäußerung wird sich naturgemäß einer Formensprache bedienen, die jeglicher zu deuten und der er nachzufolgen vermag; denn sie ist, aus der Volksgemeinschaft geboren, Blut von seinem Blute. Damit aber würde zugleich sich die Möglichkeit ergeben, die vielfach behauptete Folgerung, daß Kunst — die ja wohl ein Ausdruck der Kultur ist — nicht für das Volk sei, als falsch zu erweisen.

Bisher ist jede wahre Kultur eines Landes aus dem Volke hervorgegangen. Es sei hier nur auf die ganz intensive kulturelle Betätigung des Mittelalters verwiesen. Sie war nicht nur von einer begrenzten Oberschicht getragen, sondern eben Allgemeingut. Dafür gelten mannigfache Beweise. Die bildnerische Arbeit jedes Grabsteines, den ein Bauer am Wege Verunglückten setzte, spricht schon dafür. Die sachliche Konstruktion und Verarbeitung des dörflichen Hauses und Hausgerätes sind deutliche Bürgen. Ganz abgesehen von der näheren Auslegung der Tatsache, daß die Erbauer der hohen Dome durchschnittlich aus dem Volke stammen, ebenso wie die Maler und viele Dichter. Die Kultur, die Kunst des Mittelalters ist Volkskultur, Volkskunst. Sie hat ihren eigenen — man kann für Deutschland unanfechtbar richtig sagen — deutschen und nur deutschen Charakter.

Als dann die Allgemeinheit plötzlich diese Kulturfähigkeit verloren hatte, ist eine Wandlung eingetreten. Der Gelehrte, dessen Beschäftigung mit der Antike ihm die Schönheiten jener Zeit entrollt, fühlt zuerst das Bedürfnis, wieder sein Leben in nicht gemeine, d. h. in ausgeglichenere Formen zu binden. Er befriedigt es an dem ihm zurzeit naheliegenden Quell — dem Hellenismus. Damit hat er den heimischen Boden verlassen. Später tritt an die Stelle der Antike französisches Wesen. Es ist uns aber seither die Kraft, durch eigene Leistungen unser Kulturbedürfnis zu befriedigen, nicht geworden. Denn alles heimische Drängen und Wollen wird durch eine Zwangsform fremder Art niedergedrückt. Die Allgemeinheit — die wahre Schöpferin einer Vollkultur — kann sich, Gott sei es gelobt, wegen einer mangelnden

Vorbildung nicht in die fremde Kultur einleben, sie versagt ihr daher die Folgschaft.

So bleiben diese Nachahmungen jener Kultur- und Kunstformen eines anderen Landes und Volkes dem gewöhnlichen Manne unverstanden. Das ist ein Richtiges an obiger Behauptung. Aber das Falsche liegt auch offenbar.

Aus jenem Unvermögen des Volkes, ihm nicht eigentümliche Gebilde zu verstehen, darf man nicht auf absoluten Mangel an Kunstverständnis schließen. Das gerade Gegenteil ist der Fall.

Die Erzeugnisse aus der einem Volke eigenen Formensprache sind diesem nicht nur zugänglich, sie bergen ihm sogar wirkendes Leben. Alle jene deutschen Länderstriche, die Zeugen dieser Volkskultur tragen, sind auch heute noch Zentren lebhafter Kunstäußerung.

In dieser Erkenntnis haben wir bei jeder Kulturpflege und Kulturübermittelung anzufangen; das heißt, es müßten sich alle der Kulturförderung dienenden Bestrebungen vorerst an die Volkskunst anlehnen. Unter Volkskunst ist hier nicht nur — wie allgemein üblich — das geringe Kleinwerk von Schmuck und Gebrauchsgut verstanden, sondern die weiteste Äußerung deutschen Formenwillens im Gegensatz zu jener Gelehrtenkunst und -kultur. Will also sagen: — an die Erzeugnisse jener Zeit der germanischen Gotik — nicht aber an die Bildungen der Tage des Empire, des Klassizismus usw. Oder deutlicher: man beginne z. B. eine Volksführung durch Museen nicht mit der Interpretation italienischer Bildkunst, sondern mit der deutschen des Mittelalters, wenn man schon nicht so einsichtig ist, jeden Museumsbesuch vorerst zu unterlassen und dem der Unterweisung Begierigen das, was eine Kultur ausmacht, an den guten Dingen dartut, die er im täglichen Besitz hat. Wie es ebenso nicht gerade geschickt ist, den Stand der Betätigung heben zu wollen, indem man die Kunst in alle Gebiete menschlicher Arbeit gewaltsam hinabhetzt. Dadurch wird niemand kulturfähiger, daß er sich mit Künstlerentwürfen umgibt, so ihre Gestalt ihm nicht aus eigenem Wollen ersehnt ist. In den überaus zahlreichsten Fällen bleiben die Bestrebungen einer Kunst für den Kaufmann, einer Plakatkunst usw., doch eine Gefahr.

Im allgemeinen erübrigt sich derartige Kulturübertragung vollkommen. Besonders der Landbewohner Süddeutschlands bewahrt noch immer eine starke Kultur. Allerdings unbewußt. Es müßte hier die Arbeit beginnen — und sie ist auch teilweise schon tätig — die solches Gut erhält und dem Volke wieder lebendig und verständlich macht. Dann würde er mit seinen Gefühlen und Sinnen die Entwicklung wieder aufnehmen.

Anders liegen die Dinge bei den Stadtbewohnern, dem Mittelstand, der Arbeiterschaft. Sie haben gewöhnlich den Zusammenhang mit jener alten Kultur verloren. Man müßte also vorerst diesen wieder herstellen. Das wäre ein Weg. Dem Katholiken im besonderen bietet sich jedoch noch ein weiterer. Die katholische Kirche ist eine so strenge Hüterin der tiefempfundenen Kultur mittelalterlichen Gestaltens gewesen, daß sie in ihren Kultgebräuchen — die jedem geläufig sind — einen wirklichen Schatz, allerdings zuweilen uns auch fremd gewordener Schönheit wahrt. Diesen ausbeuten, hieße nicht nur die Achtung vor ihr verstärken, sondern an wirklich Wertigem den Sinn für feine Geschmacksart und selten vornehme Hochgesinnung bilden.

Nur auf diese Weise sollte Kulturpolitik getrieben werden. Ist erst aus dem schlummernden Wesen des Besitzes ein Lebendiges, oder wenigstens stärker Wirkendes wachgerufen, dann wird mit Naturnotwendigkeit aus diesem sich all das Starke, Echte, Wahre, nach dem unsere Zeit verlangt — wie immer — von selbst lösen. Unser katholischer Volksbestandteil aber, der fast überall der Hüter dieser Kulturäußerung ist, die im Anschluß an seinen Glauben entstand, wird hierin einen beträchtlichen Vorsprung haben. Wir vermögen mit begründeter Aussicht die Spitze zu nehmen in einer Kulturleistung, die krafterhaltend — weil wesenseigen ist.

Denn dies ist nicht ein geringer Grund mit, der uns bei aller Gelehrtenkunst in ein Hintertreffen geraten ließ, daß unser Bauernstand, aus dem wir uns zum höchsten Teil ergänzen, als Wahrer jener germanischen

Kulturempfindung sich nicht zurecht finden konnte in den Elementen eingeführter, fremder, aufgezwungener Formenbildung. Hier versagte alles Mitfühlen und Mitkönnen.

Allerdings soll die Schwierigkeit, derartig verborgen Ruhendes zur Auferstehung zu rufen, nicht verkannt werden. Umfassende Kenntnis, ausdauernde Liebe und taktvolles Geschick ist notwendig. Wie überhaupt die Lösung derartiger Probleme immer in der Frage nach dem Förderer, dem Erzieher gründet.

Nicht aber der Typus des machtvoll rufenden und Ziele weisenden Apostels, sondern der Arbeiter, der Künstler, der Literat wird verlangt, der in diesem Sinne wirkt.

L. M. Kaempf.

Literatur

Über Karl May († 1. April) heute schon ein allseitig gerechtes Wort zu sprechen, ist nicht leicht. Weder seine Gegner noch seine zahlreichen Anhänger und Leser sind voraussichtlich durch seinen Tod von ihrer Leidenschaft geheilt, von ihren Vorurteilen frei geworden. Die Prozesse, die ihn bis in die Krankenstube verfolgten, werden ihren Fortgang nehmen. Was dabei herauskommt, kann der Öffentlichkeit zwar gleichgültig sein, aber es wird doch vorerst einer ruhigen, sachlichen Beschäftigung mit dem Manne und seinem jahrelangen, außergewöhnlichen Wirken im Wege stehen.

Mit Karl May und seiner Schriftstellerei ist nicht bloß ein Stück Jugendliteraturfrage, sondern ein Stück deutscher Kulturfrage verknüpft. Und das ist so, ob man in ihm nun, wie es in letzter Zeit allzu einseitig geschah, einen literarischen und jugendpädagogischen Schädling sehe, oder ob man ihn für das Muster eines interkonfessionell brauchbaren, wenn auch hauptsächlich durch negative Vorzüge ausgezeichneten Reiseerzählers halte.

Wer wurde gelesen wie er, d. h. mit solcher nie verbleichenden Gunst der verschiedensten Volks- und Berufsschichten? Und wo ist die Altersgrenze, über die hinaus er sich keiner Erfolge mehr hätte rühmen können? Es ist noch gar nicht ausgemacht, ob wirklich die Jugend, sagen wir von zwölf bis zwanzig Jahren, seine Kerntruppe bildete. Unzählige Leute des Handwerkerstandes, der kaufmännischen und der Beamtenberufe, die nicht geringe Zahl weiblicher Lesetiger und dann höher hinauf, selbst die breiten Schichten jener sogenannten Gebildeten, die eine akademische Laufbahn im Rücken haben, — sie alle gehören in großen Scharen zur Lesegemeinde ‚Old Shatterhands'. Er hatte seine Verehrer in vielen Redaktionsstuben, bei Leuten vom grünen Tisch und vom Katheder, und selbst in den Presbyterien war er ein gern willkommener Gast in Musestunden. Mancher hat sich erst spät und nicht mit ganz gutem Gewissen von ihm abgewendet, als das Kesseltreiben seinen Höhepunkt erreicht hatte und Epitheta wie ‚geborener Verbrecher' durch die Luft flogen. Wenn man sich die Mühe machen wollte, heute ans Licht zu ziehen, was selbst ernste Blätter und Zeitschriften oder Kritiker mit Namen über die ausgezeichneten Eigenschaften der Mayschen Romane gesagt haben, wie sie sich, um der Freigebigkeit des Verlegers willen und angesichts so zahlreicher, schöner, sogar in Leder gebundener Bände, zur Anerkennung der literarischen, pädagogischen und unterhaltenden Vorzüge haben hinreißen lassen, man würde aus dem Ekel nicht herauskommen. Denn kaum war die ‚Vielseitigkeit' Mays ruchbar geworden und gewisse Gerüchte von seiner Vergangenheit in die Öffentlichkeit gedrungen, da begann ein wahrer Hexentanz, und unter den rührigsten Tänzern sah man gar manchen der früheren Schwärmer und Belobiger. In Fluß gekommen ist die Kampagne gegen May im Anschluß an die Literaturbewegung unter den deutschen Katholiken. Aber seinen Anhang, seine blinde Verehrerschaft hat May keineswegs nur auf katholischer Seite besessen. Das ist mehrfach an anderer Stelle (z. B. in der ‚Köln. Volksztg.') nachgewiesen worden. Es immer wieder ausdrücklich zu betonen, verlangt jedoch die Gerechtigkeit, nachdem einzelne Fanatiker die Popula-

rität dieses literarischen Abenteurers gerne bei der katholischen Leserschaft ausschließlich finden wollten. Allerdings hätte May verhältnismäßig geringeren Erfolg im katholischen Lager davongetragen, wäre der literarische Geschmack daselbst besser geschult und wären die Ansprüche an den geistigen und sittlichen Gehalt auch bei der Jugendliteratur höhere gewesen. Als man daher in Angriff nahm, unserer literarischen Kritik das Gewissen zu schärfen, da war es unvermeidlich, auch auf die ungebührliche Rolle hinzuweisen, die ein Karl May in einem damals noch weitverbreiteten Familienunterhaltungsblatt und darüber hinaus bei uns spielen konnte. Denn die Schätzung, die er hier erfuhr, war sie gleich nicht anders geartet als bei seinen nichtkatholischen Lesern, mußte doch bedeutend beängstigender ins Gewicht fallen, weil ihr keine höher geartete Literatur das Gegengewicht hielt. Als ich daher im Jahre 1898 auf die Gefahr hinwies, die ein also hochgezüchteter May-Kultus für unser literarisches Leben und die Geschmacksbildung unserer Jugend habe, spielten die später für die Beurteilung auch des Menschen Karl May in den Vordergrund geratenen persönlichen Gesichtspunkte noch keine Rolle. Das Urteil beruht lediglich auf inneren Kriterien. Erst mehrere Monate später kam man dahinter, daß May zur selben Zeit, als er für den ‚Deutschen Hausschatz' seine Reiseerzählungen schrieb, seine Feder auch im Dienste einer literarischen Schundproduktion gebrauchte, die reichlich mit pornographischen Zutaten gewürzt war. Für diese Zutaten hat er zwar die Verantwortung auf den Kolportageverleger Münchmayer abgewälzt, aber dieser war damals schon tot. Die Art und Weise, wie er sich sodann in den zahlreichen Prozessen, die hier ihren Ausgang nahmen, verhalten hat, die unlösbaren Widersprüche, in die er sich verwickelte, und nicht zuletzt der Umstand, daß er selbst in bezug auf seine sittlich einwandfreien Erzählungen im vollen Ernst zur Steigerung seines Erfolges die nackte Lüge kultiviert hatte, machte, daß man ihm, von direkten Beweisen (wie Stileigentümlichkeiten, Korrekturen, Zeugenaussagen) ganz abgesehen, nicht glaubte. Auch seine verblendetsten Anhänger hätten nach diesen Entdeckungen sein moralisches Ansehen für verloren geben müssen; aber so ungeheuer war die faszinierende Kraft seines erlogenen Abenteurertums, so meisterlich seine Kunst, die klaren Fäden zu verwirren, daß trotzdem viele erst an ihm irre zu werden anfingen, als aus seiner Vergangenheit Dinge zutage kamen, die nur durch schwere und wiederholte Kriminalstrafen hatten gebüßt werden können. Nun aber traf ihn mit ihrer ganzen Härte die Rache der Betrogenen. Wie mancher, der nun mit Spieß und Feuerbrand gegen ihn auszog, mochte früher dem unterhaltenden Reiz seiner Münchhausiaden unterlegen sein, ohne daß ihn je ein Zweifel über die Echtheit der meisten Schilderungen beschlichen hätte. Je länger diese Treibjagd aber währte, desto unerquicklicher wurde das Schauspiel. Die Lebius und Konsorten hatten ja wohl persönliche Gründe, den Kampf bis aufs Messer zu führen. Aber als nun dieser und jener, dem Amt und Stand weit bessere Aufgaben zu geben hatten, vom Ehrgeiz geplagt wurde, sich an dem toten Löwen literarische Sporen zu verdienen, da hatte nicht viel gefehlt, und die Stimmung wäre zugunsten des also Gehetzten umgeschlagen. Daß es nicht geschah, daran trug doch wieder letzten Endes er selber die Schuld. Er hatte nicht den Mut eines offenen, ehrlichen Bekenntnisses und Geständnisses. Er griff zu kleinlichen Mitteln, das Geschehene zu vertuschen, ja er nahm zu niedrigen Ausflüchten und Bestechungsversuchen seine Zuflucht und untergrub damit den letzten Rest von Achtung, die man ihm gerne als einem Manne gezollt hätte, der sich durch unermüdlichen Fleiß aus niederer Stellung zu einem der gelesensten Autoren seiner Zeit emporgekämpft hatte. Denn auch jetzt, nachdem sein Name mit Schmach bedeckt war, blieb noch eines bestehen: Der Erfolg seiner Schriften war nicht auf Eigenschaften zurückzuführen, die an sich schlecht, niedrig, gemein genannt werden können. Wie wäre es

sonst möglich gewesen, daß tüchtige Jugenderzieher — Namen tuen nichts zur Sache — diese Schriften duldeten, daß man sie in klösterlichen Internaten den Schülern zur Verfügung hielt, daß mehr als ein Dutzend Bischöfe sich empfehlend darüber geäußert haben? Und unter den jugendlichen Lesern waren es gewiß auch nicht gerade die schlechtesten, die ihren Tatendrang, ihre Liebe zu einem Leben der Gefahren und der Wagnisse, ihre noch ungeformte Sehnsucht nach einem Heldentum geistig daran auslebten. Von der subjektiven Unwahrheit, die dahinter stand, wußten sie ja nichts, und wenn man es ihnen gesagt hätte, so würden sie, genialer als der Autor, die Sache am Ende mit jenem Humor aufgefaßt haben, der solchen Fiktionen erst ihren wahren Reiz und ihre sittliche Rechtfertigung gibt. Von der Genialität dieser Auffassung besaß Karl May selber allerdings leider gar nichts. Das hat er durch nichts so sehr bewiesen als einerseits durch die feierliche Sentimentalität, mit der er seinem Schaffen nachträglich eine große symbolische Deutung zu geben suchte, andererseits durch die feige Flucht vor der erlösenden und reinigenden Wahrheit.

Aber wie es so zu gehen pflegt: man gewöhnte sich im Eifer sittlicher Entrüstung daran, nur noch ganz allgemein von den ‚Schundromanen Karl Mays‘ zu sprechen. Weil er wirklich einmal Schundromane im geheimen geschrieben hatte (auch von Honoré de Balzac weiß man, daß er es reichlich getan hat, wenn auch nicht unter so erschwerenden Umständen), wurde nun die Marke ‚Schund‘ allem aufgeklebt, was seinen Namen trug. Jetzt, nachdem er tot ist und vor allem, nachdem die literarische Gefahr, die von dem beherrschenden Einfluß seiner Schriftstellerei ausging, beschworen ist, darf man wohl auf das Übertreibende und Unbillige dieses Verfahrens hinweisen. Wer diese Art von Literatur, von der sich die Bücher eines Capitain Russel, O'. Reid, ja selbst Jules Vernes nicht wesentlich unterscheiden, überhaupt gelten läßt, darf auch den Mayschen Reiseerzählungen gegenüber keine verwerfende Haltung einnehmen. Denn auch rein schriftstellerisch betrachtet, sind sie so gut und so schlecht wie all diese reinen Unterhaltungsbücher. Man kann ihnen flotte Mache, einen leidlich sauberen und klaren Stil, lebhafte Anschaulichkeit, Laune, gute Erfindung und hin und wieder sogar erhöhte Empfindung in Inhalt und Ausdruck gar nicht absprechen. Sie sind den Gerstäckerschen Romanen im allgemeinen ebenbürtig und übertreffen sie in Einzelheiten. Wie bei allem, so schadet im Grunde auch hier nur das Übermaß. Ein halbes Dutzend davon ist erträglich, besonders, wenn sie richtig ausgewählt sind. Fünfzig und mehr Bände aber war des Guten zuviel. Der anspruchsvollere Leser allerdings wird nicht einmal bei sechsen aushalten, denn die Manier dieses Schriftstellers wird schon offenbar, sobald man sich nur über zwei bis drei Bände bezw. Erzählungen hinaus gelesen hat. Man sieht dann unfehlbar, wie unwahr, selbstgefällig und eitel der Verfasser verfährt und wie er im Grunde immer mit den gleichen Mitteln die gleichen Wirkungen hervorbringt. Aber diese Erfahrung beschränkt sich nicht auf May allein. Man wird sie bei fast allen Autoren von großer Fruchtbarkeit und nicht schlechthin genialer Begabung machen. Was einzelnes betrifft, so wurde die Echtheit seiner landschaftlich-geographischen Schilderungen angezweifelt, besonders, nachdem sich herausstellte, daß er bei weitem nicht all die Länder auch nur flüchtig betreten hatte, über die er sich in seinen Büchern verbreitete. Der Einwand ist kleinlich. Was dichterische Phantasie auf Grund von Berichten anderer vermag, weiß man doch. Etwas anderes ist die Kenntnis von Volkssitten und -Anschauungen. Hier verfährt May oft sehr willkürlich, und es hätte des Protestes eines Vollblut-Mohawk-Indianers — Oji-jatekha Brant Sero — des ehemaligen Vizepräsidenten der historischen Gesellschaft von Ontario, nicht bedurft, um zu wissen, daß aus Fenimor Coopers Lederstrumpferzählungen eine bessere Kenntnis des Indianertums zu gewinnen ist als aus

den sentimentalen Winnetou-Geschichten. Aber trotzallledem bleibt ein gewisses Verdienst bestehen, das besonders in die Augen springt, wenn man die bei uns früher wuchernde Indianerliteratur zum Vergleich heranzieht. Es ist kein Zweifel, daß May den standard dieses Lesefutters durch die — sei es nun geschäftlich berechnete, sei es ehrlich überzeugte — Verknüpfung mit humanitären und sittlichen Gedanken gehoben hat. Und davon war er schließlich selber so überzeugt, daß man sogar verstehen kann, wie er sich eine ganz besondere Mission beilegte und in diesem Sinn angesichts der schweren Angriffe und Beschuldigungen, denen er sich ausgesetzt sah, die Verse schreiben konnte:

,Nach meines Lebens schwerem Arbeitstag
Soll Feierabend sein im heil'gen Alter.
Und was ich nun vielleicht noch schauen mag,
Das sing' ich euch zur Harfe und zum Psalter.
Ich habe nicht für mich bei euch gelebt,
Ich gab euch alles, was mir Gott beschieden,
Und wenn ihr nun mir Haß für Liebe gebt,
So bin ich auch mit solchem Dank zufrieden.'

Seine Gegner werden sagen: Schauspieler bis zum Ende. Aber so gänzlich Lüge war vielleicht doch nicht alles. Jedenfalls hat er als Mensch schwer gebüßt, und da, wo nur der Neid gegen ihn aufstand, mag dieser sich befriedigt erklären. May ist tot, aber seine Schriften sind in einer Anzahl von über einer halben Million Bänden verbreitet. Das will am Ende doch etwas heißen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Frage Karl May wie bisher unsere Literaten und Pädagogen, so künftig auch den Kulturpsychologen einmal beschäftigen wird. M.

Der Roman ,Markus, der Tor', hat sich gegen unsere Voraussicht, infolge wiederholter Erkrankung des Autors, so weit in den Jahrgang hineingezogen, daß wir darauf verzichten müssen, einen für den gleichen Jahrgang angekündigten Roman von K a r l L i n z e n noch in Angriff zu nehmen. Indem wir diesen Roman, auch mit Rücksicht auf andere der Veröffentlichung harrende interessante und zeitgemäße Beiträge, für den nächsten Jahrgang zurückstellen, wird in den letzten Heften des laufenden noch eine Anzahl von novellistischen Beiträgen erscheinen, wodurch eine den Lesern sicher willkommene Abwechslung in diese Hefte kommt. — Der Roman von J o s e f G a n g l, welcher in diesem Heft zum Abschluß gelangt, hat die Eigenart dieses naturwüchsigen Erzählers von ihrer besten Seite gezeigt. Die große, zuweilen an biblischen Tonfall gemahnende Einfachheit darin mag dem durch künstliche Reize verwöhnten Geschmacksinn unserer Zeit nicht in allem und jedem ohne weiteres zugänglich sein. Aber zur Ehre unserer Leser sei es gesagt: sie haben die Begebenheiten und den merkwürdigen Schicksalsgang des Helden mit einer Anteilnahme begleitet, die beweist, daß der Sinn für das Ernste und Einfache unserer Zeit doch noch nicht ganz verloren gegangen ist. In dem vorliegenden Fall muß die Aufnahme dieses Romans durch die Leser um so erfreulicher wirken, als Gangl, wie M. Herbert in der Besprechung eines anderen Werkes von ihm sagt (,Über den Wassern', März, S. 174), ,wahrhaftig keiner von den Schriftstellern ist, welche das Leben durch eine rosenfarbene Brille sehen und den Empfindsamen Konzessionen machen'. Aber wenn er auch, so fährt M. Herbert in ihrem Urteil fort, einer von den herbsten, trotzigsten, bitterwahrhaftigsten sei, die je die Feder in den Tintentopf des Pessimismus getaucht hätten, so ziehe er sie doch zuweilen als Optimist wieder heraus. Und deshalb könne man ihm nicht böse sein. ,Sein derber Wirklichkeitssinn hat gesundes, unverdorbenes Blut in den Adern, und seine Pillen sind stärkende Heilmittel. Den Unfrieden des Lebens der Menschen untereinander weiß er drastisch zu malen, den Unfrieden, der in tausend Formen Haus, Herz und Familie vergiftet und der Unsegen der Welt ist. Aber dieser Trotzige und Bittere kennt auch den heiligen Segen des guten Willens

und der guten Tat — und beugt sich in Demut vor ihnen.' Von der besten Art, ‚der selbstgeschauten', werden schließlich noch Gangls Naturschilderungen genannt. Sie seien knapp, kantig, scharfumrissen und hätten dennoch ‚mehr Stimmungsgehalt als manche wort- und blumenreiche Landschaftsmalerei'. Wie schon in einem früheren Artikel über den Dichter (Hochland, August 1908, S. 612 f.), des autobiographischen Einschlags in allem seinem Schaffen gedacht worden ist, so mag auch hier nicht unerwähnt bleiben, daß in dem Roman ‚Markus, der Tor' sich Dichtung und Wahrheit aus des Dichters Leben phantasievoll ineinanderschlingen, und daß der Schilderer und Freund der Armut und der Armen nicht allzu weit gehen mußte, um Erfahrungen zu sammeln im Guten wie im Bösen. Und was schon damals von Gangls erstem Roman ‚Der letzte Baum' (Regensburg 1909) gesagt werden konnte, gilt in verstärktem Maße von Markus dem Toren: ‚Nicht ohne Vorliebe kehrt eine Richtung auf jenen äußersten Altruismus in seinen Motiven wieder, der sich an das eine Notwendige hält, und wenn seine Menschen, so tief und selbständig sie jedesmal erfaßt, erlebt sind, eine gewisse Konvention haben, so ist es eine optimistisch sichere Voraussetzung von ursprünglicher Lauterkeit der Gesinnung, die zu seiner eigenen Natur gehören mag, und die auch da vom Ganzen seines reichen, naturechten Poetentums sekundiert wird, wo eigenwillige Erfahrungen und Gestaltungen daran denken lassen, welch weiter Weg ist vom Böhmerwald bis Wien.'

—h.

Theater

Max Halbe regt als Bühnenschriftsteller uns längst nicht mehr an oder gar auf, denn jedes neue Drama von ihm bewährt nur alte Erkenntnisse und Urteile über ihn. Auch die jüngste Uraufführung* im Münchener Residenztheater tat es wieder. Nun liegt es ja verständlich nahe, daß ein Dichter, dessen szenische Mitteilungen schon zwanzig Jahre hindurch zu uns gehen, sein künstlerisches und geistiges Wesen allmählich in den Farben und in der Richtung bestimmt, befestigt und umsteckt hat. Selbst die Repräsentanten von Kulturen sind eingeschränkt, selbst ein Ibsen wiederholt sich in seinen Gesichten und Gestalten, in seinen Fragestellungen, Beweggründen und Deutungen. Und nur die Größten der Menschheit, ihre Fackelschwinger und Füllhornträger sind zu steten Überraschungen und immer weiteren Umkreisen in die Höhe und in die Tiefe verpflichtet. Der Persönlichkeit also entzieht solche Begrenzung gewiß nichts an Eigenwert. Nur muß sich unter der Decke des schlummernden Verharrens ein heimliches Leben rühren, das die Humusfrüchte immer feiner organisiert ans Licht drängt. Halbe indessen gleicht den Ziehstöcken, die sich nur einmal in aller duftenden Schöne entknospen, hernach aber von Lenz zu Lenz karger ins Blühen wachsen. Er entsinnt sich allerdings seines Besten, so etwa wie man das Moll einer verwehten Zither in sich zurückrufen möchte. Aber er weiß dieses Lyrische nicht mehr zum leitenden, königlichen Ton seines Bildens zu machen. Im Gegenteil, es schwingt jetzt in seine Komposition wie beiläufig, wie von außen herein und bleibt darum ohne Einklang und Nachklang.

In Halbe war von jeher das Gefühlsleben, die Seelenstimmung, das innerliche Verhältnis zur Natur von einem zwiefachen Rationalismus umdroht, von einem, der an den Zuständen und Charakteren oder durch die Charaktere Kritik übte, und von einem, sozusagen technischen, theatralischen Rationalismus, der die Steigerungen, die Wirkungen, die Effekte prozentual anlegte und ausmaß. Daß diese kritische und rechnerische Bewußtheit jetzt in ihm herrisch geworden ist, darin besteht seine Entwicklung. Nun ließe sich im Prinzip darum fragen, ob je geistige Schärfe und Durchsondung das Angeflogene, leicht und lebhaft Aufgesprungene ersetzen kann. Zweifellos ist, daß die Verstandeskraft Halbes es nicht vermag.

* Max Halbe, Der Ring des Gauklers. Ein Spiel in vier Akten. (Albert Langen, München.)

Er ist ja als Kritiker nie ein starker Logiker, als Dramatiker nie ein Erzwinger der Endnotwendigkeit gewesen, aber er war nie so weit davon entfernt wie im ‚Ring des Gauklers'. Er hat ja immer schon seine Menschen gegen seinen Willen mit Widersprüchen, Fehlschlüssen und Blindheiten ausgestattet (siehe den ‚Jugend'pfarrer Hoppe), aber er hat sie nirgend samt und sonders so unter eine geistige Durchschnittslinie gedrückt wie hier. Nicht, daß sie in einem Zeitwahn, nicht, daß sie in dem Aberwitz und Wunderglauben des Dreißigjährigen Krieges befangen sind, entfremdet uns die Leutchen, sondern ihre von allem Zeitatmosphärischen getrennte, eingeborene Torheit. Wo ist unter den Hauptgestalten eine mit konsequentem Klugsinn? Wo eine, die mit hellen Augen das nachbarliche Tun beschaute? Ja, wäre ‚Der Ring des Gauklers' ein modernes psychologisches Verdeckspiel von Shaw oder Bahr oder Schnitzler, wo die Seele hinter die Wortmasken flüchtet, dann wäre ein Verkennen und Mißverstehen begründet. Hier nicht, wo alle offen sprechen und handeln oder aufdringlich, dick und plump betrügen. Wenn der Alchimist, der den falschen Wunderring herbeischafft und das Ränkenetz spinnt, wirklich so viel Grütze im Hirn sammelte, wie er davon spricht, dann würde er seine listige Bösewichterei nicht so aufschlucken, verspucken, verwispern, vergrimassieren und in allen Gliedern ausrenken, dann würde er mit einem sich nicht so theatermäßig bloßlegen. (Diese gehäuften, zu jeder lebenstreuen Vorstellung untauglichen Aparts!) Ihn zu erwischen, brauchte die Schloßherrin wahrlich weder Spürsinn noch Aufklärung, nicht einmal viel Hausverstand, nur Augen, nur Ohren. Das Ungereimteste aber vollbringt erst der Reitergeneral Henning Schwartz, der angeblich auf den geistigen Spuren des Friedländers wandelte. Er erfaßt nämlich nicht, warum ihn die Burgfrau plötzlich entgleiten läßt, warum sie sich dem Ringscharlatan antrauen will. Daß es nur seinetwillen geschieht, auf daß er den Wunderring zurückerhalte, darauf kommt er nicht, obwohl er noch kurz vorher geahnt hat, daß ihr Opfer ein furchtbares und großes sei. Darauf darf er nicht kommen, damit sich im nächsten Akt eine rührsam verzweifelte Reueszene eröffne. Das wäre denn wieder die Verknotung Wildenbruchs von Anno dazumal. Fehlt nur sein Stärkstes: sein Temperament, seine schallende Gläubigkeit, sein szenischer Schwung, seine bewegte Fülle.

Wildenbruch sprang eben über derlei Szenen hinweg. Und das machte ihn leiblich. Halbe hängt. Er quält sich am Wort, an den gedehnten Selbst- und Zwiegesprächen, ohne daß ihn eine literarisch ursprüngliche, in Gestalten und Handlungen verströmende visionäre Schöpferkraft vom Banne der These befreite.

Eigentlich sind es zwei Thesen. Erstens: Es gibt kein Wunder in dieser Welt, das sich nicht natürlich erklären ließe. Doch zweitens das Alltägliche ist wunderbar. Im Grunde ruhen da zwei polare Weltanschauungen, von denen die eine die andere aufhebt, von denen die eine ästhetisch, die andere wissenschaftlich experimentell, die eine romantisch, die andere aufhellend klassisch, die eine genießerisch, die andere aktiv ist. Eine Bindung beider muß einen Wechselbalg zeugen: eine rationalistische Romantik, einen romantischen Rationalismus. Dramatisch läßt sich die erste überhaupt nicht bewältigen. Gewiß, diese Blutsteine und Satansringe sind Schwindel; gewiß, diese Traktätchenbrauer, Budenschreier und Feuerfresser sind kniffige Taschenspieler, Großsprecher und Sandstreuer; gewiß, der Glaube an die Möglichkeiten im eigenen Ich ist eine klare und reiche Förderquelle. Was beweist dies gegen ein Letztes, geheimnisvoll Unfaßliches, gegen die Mysterien des Seins?

Die zweite These steckt voll dichterischer Lockungen: Das Wunderbare des Tagtäglichen. Was aber Halbe daraus formte, ist nur Theater geworden, keine lebendige im Sonnenlicht rollende Welt, noch weniger eine, die von Düsterungen überwettert, von Zaubern durchsprüht ist. Das Rezept hierzu hatte Halbe eigentlich schon in den ‚blauen Bergen' zusammengesetzt, wo es heißt: ‚Das

Leben bedient sich seltsamer Tricks, um zwei Menschen nicht zueinander kommen zu lassen! Seltsamer Tricks! Beinahe wie bei uns auf der Bühne!‘ Nun wäre die Formel etwa so zu wenden: Das Leben bedient sich seltsamer Bühnentricks, um die Menschen alle wieder zusammenzuführen. Und darin sollte das Wunderbare von heute und morgen beschlossen sein? Daß eine entlaufene Lise sich ihrem Stoffel wieder an den Hals scharmutziert, daß ein Betrüger wieder auf den Betrogenen stößt? Weiß Halbe nicht, daß schon in der grauen Täglichkeit um derlei Zufälle wenig Wunderschimmer fließt? Weiß der Bühnenerfahrene nicht, daß solche Zufälle, auf den Brettern gehäuft, nur ertüftelt, erkünstelt und aufgetrieben wirken? Und weiß er endlich nicht, daß sie darum aus aller schleppenden dialogischen Realität zu lösen und in einen szenisch phantastischen Wirbel zu reißen sind, wenn sie als märchenbildhaftes Gleichnis der menschheitlichen Wirrungen und Komödien aufleuchten sollen. So ist wie seine Idee auch seine Technik in eine rationalistische Romantik, in einen romantischen Rationalismus eingekeilt.

Und doch verspürt man noch irgendwo ein dichterisch eingefangenes, angeglühtes Leben und verspürt, was Halbe, der einfühlende Gestalter neben dem Denker, der Frauenlob, eigentlich wollte, ein opferbereites Weib in seiner einfältigen Herzenstüchtigkeit zeichnen und die Kräfte dartun, die betreuend, stärkend und einlenkend davon ausgehen. Freilich stört er auch hier den innigsten Eindruck wieder, indem er diese Susanne einerseits in die Flackerfeuer der abenteuernden Lagerdirnen stellt, andererseits um sie das keusche Erröten erster zager Liebe gießt. Aber aus all dieser zerrissenen und zerschlissenen, sprachlich geschraubten und sirupsüßen Romantik steigt einfach, still und inselgleich einmal folgendes auf: ‚In jeder Nacht werden Menschen geboren! In jeder Nacht sterben Menschen! Durch jede Nacht tönt tausendmal der erste Schrei und tausendmal der letzte! Immer anders und immer der gleiche, ganz wie die Nächte auch! Und so mit der armen Liebe! In jeder dieser Nächte finden sich Menschen und schwören sich Liebe und sagen, daß sie für Ewigkeit sei! Und wenn dann der Morgen gekommen, so einer von den immer andern und immer gleichen Morgen, mein Freund, dann reichen sie sich noch einmal die Hände, die sich vor einer Stunde nicht eng genug verschlingen konnten, die armen Toren, und gehen nach zwei Enden der Welt . . . für die Ewigkeit.‘

War das nicht ein Thema in der ‚Jugend‘, in der ‚Mutter Erde‘, noch im ‚Wahren Gesicht‘ gewesen? Und jetzt ohne Zusammenklang mit dem dramatischen Wortganzen, ein verschwebtes Lied.

Joseph Sprengler.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Hinter der Front. Erinnerungen von Leonard Korth. Essen. Fredebeul & Koenen. 108 S.

Unter den zahllosen Erinnerungsblättern, welche bei der Vollendung des vierten Jahrzehnts nach dem großen Kriege erschienen sind, darf dies eigenartige Büchlein Beachtung beanspruchen. Der Verfasser, später durch zahlreiche Arbeiten, namentlich zur rheinischen Geschichte bekannt, hat den Feldzug nach Frankreich nicht als Militär mitgemacht: Der sechzehnjährige Emdener Gymnasiast (übrigens geborener Rheinländer) begleitete seinen Vater (Feldlazarett-Inspektor) als bescheidener ‚Stößer‘, amtlich Apothekenhandarbeiter genannt, entwickelte sich aber ‚ganz unversehens zu einem regelrechten lateinischen Apothekergehilfen, der auch selbständig rezeptieren und dispensieren durfte‘, und hat als solcher recht viel erlebt. Gerade am Tage nach Mars-la-Tour kam er bei der Front an, sah den Brand von St. Privat, das Schlachtfeld, das ‚unermeßliche Elend‘ in Ste. Marie aux chênes und den ‚unsäglichen Jammer‘ im Lazarett von St. Privat, wo er mehrere Wochen Dienst tat. Dann hat er im Lazarett von Ay bei Diedenhofen gearbeitet, ist Zeuge der Übergabe von Metz gewesen und hat den Rest des Krieges im Typhus verträumt. Das Büchlein ist nicht aus gleichzeitigen Aufzeichnungen entstanden, sondern bietet

‚Erinnerungen' des gereiften Mannes und feinsinnigen Schriftstellers, grausige Bilder untermischt mit gemütlichem Idyll, vortrefflich geschrieben, hie und da von freundlichem Humor durchweht. Ein besonderes Interesse verleiht ihm der Umstand, daß Korth in St. Privat wie in Ay mit zwei hervorragenden Männern zusammenarbeitet, mit Hermann Löhlein (gestorben als Professor zu Gießen) und mit Robert Koch, die sich beide als Privatärzte der Lazarettverwaltung zur Verfügung gestellt hatten. Auch dem Generalarzt von Langenbeck und dem Leipziger Anatomen Ernst Weber ist er begegnet. Dr. H. Cardauns.

Unsere Kunstbeilagen

Der für die verschiedensten Richtungen des historischen und kulturellen Interesses aufschlußreiche Beitrag ‚Aus den Papieren Wilhelm von Schadows' von Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Heinrich Finke soll durch unsere Kunstbeilagen nach der künstlerischen und persönlichen Seite hin einige bildliche Ergänzungen erfahren. Das graphische Porträt Wilhelm von Schadows stammt von seinem Schüler Julius Hübner, der auch, wie in dem Aufsatz erwähnt, den nachdenklichen Kopf des gealterten Schadow mit der Pfeife dargestellt hat. Porträte Julius Hübners (geb. 1806 zu Öls in Schlesien, gest. 1882 in Loschwitz), sowie das Bild der jugendlichen Gabriele von Humboldt von Wilhelm von Schadow und das Porträt der durch ihren Brief an Schadow charakterisierten berühmten schwedischen Sängerin Jenny Lind von Julius Louis Asher (geb. 1804 in Hamburg, gest. 1878 ebenda) befanden sich in der Deutschen Jahrhundertausstellung 1906, wo sie in ihrer repräsentativen Anmut oder, wie besonders letzteres, in der häuslich vornehmen, interieurhaft gestimmten Schlichtheit als echte Dokumente jener Zeitkunst von einer gediegen bürgerlich gerichteten Persönlichkeitswertung Zeugnis gaben. Man erkennt in diesen und ähnlichen zahlreichen Porträten jener Tage einen feinen gesellschaftlichen, ins Enge und individuell Überzeugende gehenden Zug, der sich im Gegensatz zu der absolutistisch vergöttlichten oder antik heroisierten Porträttypik bildete, wie sie vor und noch in der Folge der großen Revolution sich klassizistisch behauptet hatte; in W. von Schadows Bild spürt man noch den idyllischen Nachhall dieser Typik. Dieses individuell gesellschaftlich wertende Empfinden ist dem deutschen Kunstcharakter wesentlich; es macht auch einen Hauptvorzug der Kunst des Vaters von W. Schadow, des großen Berliner ‚Naturalisten' Gottfried Schadow aus, der in seinen Porträtplastiken den Klassizismus seiner Zeit durch dieses Echtheitsempfinden ‚verberlinerte' und verdeutschte (vgl. im übrigen den Rundschauartikel über G. Schadow im Aprilheft 1909 von ‚Hochland' S. 124).

Berichtigung: Im Aprilheft ist S. 107 in der zweiten Zeile von oben statt ‚realistisch bestimmter' zu lesen: ‚dualistisch bestimmter'.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Jan Vermeer van Delft/Ansicht der Stadt Delft



F. Bruckmann A.-G., München, phot.



Neunter Jahrgang Juni 1912

Der Heilige / Von Fr. A. Holland

I.

Ich weiß nicht, ob ich fromm bin. Aber ich kenne Einen, und liebe ihn wie meine Augen.

Franziskus von Assisi, den Heiligen, der die Erde liebte. Man muß von ihm erzählen um die Stunde, die wie ein Keil zwischen Tag und Nacht geschoben ist, wo die Schmerzen der Menschen deutlicher werden und ihre Sehnsucht drängender. Und man muß die Stimme dämpfen, wenn man von ihm spricht, wie jener alte Bauer tat, wenn er mir von ‚Il Santo' wunderbare Begebenheiten erzählte. Ich werde sie hier nicht weiter berichten, weil ich nicht will und weil ich nicht kann. Sie aufzuschreiben, ist unmöglich, denn das Wort ist schwach und gebrechlich und enthält nicht den Duft der weiten Ebene, den silbrigen Schein der Olivenhänge und die feierliche Pracht der Zypressen. Man kann sie nur von Mund zu Ohr weiter erzählen, und nur den wenigen Menschen, die da wissen, daß ein Vogel mehr ist als ein zweibeiniges Tier mit Federn, und daß eine Handbreit Wiese soviele Wunder birgt wie der gestirnte Himmel. Wenn der Alte von ihm sprach, so geschah es mit einem heimlichen Stolz, als spräche er von seinem ältesten und wohlgeratenen Sohn. Er nannte ihn ‚santino' und nickte lächelnd mit dem Kopfe, als habe er ihn gut gekannt.

Die sieben Jahrhunderte schrumpften zusammen zu nichts, und ich glaubte oft, den Heiligen aus dem nahen Wäldchen kommen zu sehen mit lächelndem Antlitz und die Augen voll von den Wundern der Erde.

Ich fühlte ihn oft zwischen uns sitzen auf der kleinen Holzbank und hinübersehen nach jener rätselhaften Zypresse, deren Geheimnis nur er allein kannte. Nie vergesse ich jenen hieratischen, obeliskenähnlichen Baum, der einen Steinwurf weit von uns plötzlich aus dem Boden schoß und mit riesenhafter Gebärde in den Himmel zeigte, wie ein dunkler Finger und wie ein unaufhörliches Gebet. Bei Tag war er von goldenen Strahlen umsponnen, wie ein mystisches Dreieck, aus dem der Glanz Gottes bricht, des Nachts aber wuchs er hoch über sich hinaus und war eine Säule des Firmaments. Wie ein Mittelpunkt und Kern der Welt stand er da, einsam und unbeweglich in seiner Fülle, und die Stille, die um ihn brauste, saugte er auf mit seinen mächtigen Wurzeln und brachte sie dem Himmel über sich zum Opfer.

Und der Heilige sitzt zwischen uns auf der Bank, die flachen Hände auf den Knien. Wie gewaltig sind diese feinen, mageren Hände! Es sind die Hände des Helden von Galiläa, Hände, die zuweilen hart sein konnten wie Granit und wie Hände, die einen Schwertknauf umspannen; und die zart und sorgsam sein konnten wie die Hände schöner Frauen, wenn sie einem Kranken das Haar aus der feuchten Stirne streichen.

Und der Heilige spricht zu uns. Er erzählt von seinen Turteltauben, denen er die Freiheit geschenkt, und die ihn lieben, von den wilden Vögeln, die auf seine Schultern fliegen und sich nicht verscheuchen lassen, von einem Vogel, den er sah, der im geraden Flug sich rückwärts wandte und die Stelle küßte, wo ein versteckter Sonnenstrahl ihn traf, er erzählt von dem demütig und verzückten Neigen der Ähren bei Sonnenaufgang, er erzählt von dem unbegreiflichen Wunder des Feuers, das nach dem Himmel strebt, und er erzählt von dem Geheimnis des Wassers, das nach der Tiefe eilt.

Oder ich sah ihn zu Füßen der Zypresse sitzen, unter einem nächtlichen Himmel, aus dem der Tau tropfte wie Wohlgeruch aus einer gehöhlten Perle. Ich sah ihn sich erheben und über die Wiese schreiten, sah das hohe Gras sich neigen zu seinem Gruße und sah seine Hand die Zweige eines blühenden Baumes liebkosen. Oder er kniete an dem kleinen Bache nieder, der zu seinen Füßen floß und tauchte seine Hände in die klare Flut. Und das Wasser hält ein in seinem Lauf und drängt sich um die heiligen Hände und jeder Tropfen des Baches will sie küssen.

Oder er stand am Saume des Waldes und wartete voll Begierde auf die Sonne. Und als sie sich über den Rand der Erde hob, breitete er die Arme aus, als wollte er die Sonne ans Herz drücken, und seine Lippen bebten: meine liebe Schwester.

Der Alte erzählte: Wenn die jungen Schößlinge der Ölbäume abgeschnitten werden und in Bündeln zu Füßen der Bäume niedergelegt,

dann fliegt der Heilige durch die Luft und berührt mit seinen Fingern die weinenden Wunden, die das scharfe Eisen geschnitten.

Ich sah ihn zu Kranken gehen, deren schmerzentstellte Gesichter hell wurden und klar, wenn er über die Schwelle trat, und ich begriff auf einmal jenen römischen Hauptmann und seinen ungeheuren Glauben, als er die Augen des Heilands sah: Domine, non sum dignus ut intres sub tectum meum, sed tantum dic verbo et sanabitur puer meus.

Ich könnte Tage und Tage von dem Heiligen erzählen und würde nicht müde werden. Aber was wäre das? Vielleicht ist alles falsch, was ich sage, und er war ganz anders. Aber ich kann ihn nicht anders sehen, als ich ihn sah.

Wer war dieser ungeheure Mensch, der mit der tiefsten Demut den herrlichsten Stolz vereinigte? Der das Feuer seinen lieben Bruder nannte und die Sonne seine liebe Schwester?

II.

Wie der hl. Franziskus Gott versöhnte.

Als der Heilige eines Tages in den nahen Wald gehen wollte, um zu beten, umringten ihn einige Menschen und erzählten ihm mit vielen Worten und Gebärden von einem Kranken, der große Schmerzen erdulde und der im Übermaß seines Leides den Namen Gottes gelästert habe. Der Heilige aber schwieg, als er dies hörte, und lächelte. Und alle, die dieses Lächeln sahen, erschraken sehr, denn es war das hilflose und ungläubige Lächeln eines Kindes, das die zum Schlage erhobene Hand sieht. Man drang in ihn, aber sein Mund blieb verschlossen. Denn sein Herz war so beschaffen, daß er unter Menschen zuweilen einfältig war und verstummen mußte, und nur wenn er zu Gott rief, wurde seine Zunge leicht und die unermeßliche Gewalt seiner Seele brach aus ihm, wie Blitz und Donner aus einer Wolke bricht. Er wagte nicht, den Blick zu erheben, und schaute die Menschen nicht an, die da vor ihm standen und voll böser Gier auf seine Antwort warteten. Er spürte ihre Gedanken und ihre kleinen Wünsche wie Fesseln und Banden um sich liegen, und er zerbrach fast unter der Last der Sünden, die man auf seine Seele wälzte. Denn in seiner Seele waren die Seelen aller Geschaffenen noch einmal und ungeteilt enthalten und er fühlte ihre Freuden und ihre Schmerzen wie sie selbst. Ihre Sünden erfüllten ihn wie eine trübe Flut und das reine Feuer seines Gebetes loderte Tag und Nacht, um sie zu verbrennen und sie Gott zu opfern.

Die Sünde des Kranken aber, der Gott gelästert hatte, fiel wie eine zermalmende Keule auf sein Herz. Er zitterte vor Gottes Zorn, der schrecklicher ist als ein siegreiches Heer und als eine daherstürmende

Lanze, und seine Seele stammelte angstvolle Worte, die kraftlos waren und die Wolken nicht zu durchdringen vermochten. Sein bräunliches Antlitz wurde bleich wie der Tod und er fühlte, wie alle Kraft seines Lebens von ihm genommen wurde, als sei er verpestet und verflucht. Die Menschen aber, die ihn umringten, wichen voll Angst und Grauen vor ihm zurück, denn seine Glieder bebten in großem Zittern und auf seinem Antlitz erschien das dunkle Zeichen der Verdammnis.

Und der Heilige stand allein. Seine Augen, die nichts sahen, starrten geradeaus, als wollten sie alle Horizonte durchbrechen und Gott suchen, der sich ihnen verschloß. In der Luft aber und über seinem Haupte geschah ein drohendes, stilles Brausen, wie von schweren Flügeln, die sich tiefer und tiefer senken. Erstidtes Gelächter der Hölle dröhnte in seinen Ohren und unsichtbare Hände schlugen ihn und zerrten an seinem Gewand. Da krampfte sich die Angst um sein Herz und hetzte ihn vor sich her, daß er floh wie ein Mörder, den man mit glühendem Eisen brennt.

Aber als er in den Wald flüchtete, der sein Trost in allen Dingen war, hörten die Vögel auf mit ihrem Gesang und verstummten jäh, wie von wilden Händen erdrosselt. Die Bäume rauschten nicht mehr, und der Wald stand leblos und wie erschlagen. Und der Heilige sah im Blitzschein eines Augenblicks, daß alle Mächte des Himmels und der Erde ihn verstießen. Die atemlose Stille umdrängte ihn gleich einem Mantel aus Blei und er fühlte den Atem seines Lebens stocken. Da hob er mit einer jammervollen Gebärde die Hände gegen den Himmel und stürzte lautlos zu Boden und seine Stirne schlug schwer auf einen Stein.

Aber seine Seele, die die Seelen aller Lebendigen umschloß, verließ ihn nicht. Und inmitten der Qual und der wirbelnden Angst erhob sie Schwert und Schild gegen die Klauen der Hölle. Sie stand aufrecht in schimmernder Wehr und schmetterte Lanze auf Lanze gegen den schleichenden Feind. Und das Herz des Heiligen schrie und erhob seine Stimme wie die Stimme einer Posaune, die aus der Tiefe schallt: Herr, Herr! Verwirf mich nicht vor deinem Angesicht! Aus der Tiefe schreie ich zu dir, Herr, verdirb mich nicht! Aber die lauernde Schar des Bösen ergriff die Stimme, ehe sie zu Gott gelangte, zerbrach sie und schleuderte die Stücke in den Abgrund. . . .

Da erzitterten Herz und Seele und ließen die Waffen sinken.

Aber der Heilige hob das blutende Haupt von dem Stein und von seiner Stirne fielen purpurne Tropfen. Sein Antlitz flammte in dunkler Gewalt, er raffte allen Sinn und alle Kraft der Elemente in sich auf, und zum zweitenmal gellte sein Schrei.

Und so ungeheuer war der lautlose Schrei seines Herzens, daß die Schar der Hölle davor zerbarst, daß er adlergleich in die Wolken stieß und wie ein Donner durch die sieben Himmel drang.

Und der Heilige schrie und rang mit Gott: Herr! Du verbirgst mir dein Antlitz! Aber meine Augen sehen nichts als dich und deine Herrlichkeit! Herr, ich erkenne dich! Du bist mein Stolz und meine Kraft, mein Geschmeide und der Pfühl meines Hauptes. Willst du den Kranken verderben, der deinen Namen gelästert, weil er dich und deine Herrlichkeit nicht kannte? O Herr, ich liebe dich! Siehe, meine Liebe ist nicht gering und ich weiß, daß du mich wieder liebst. Meine Hände hebe ich zu dir, wie ein Kind zur Mutter, und meine Stirne liegt auf deinen schimmernden Füßen. Deine Lenden umspanne ich, wie einst Israel tat, deine Hände fasse ich und lasse dich nicht, bis du verziehen. Verzeihe dem Armen um deiner großen Gnade willen, vergib uns um deines eingebornen Sohnes willen, der am Kreuze verblich. Herr, gib mir den Tod für den Sündigen, aber errette ihn aus den Fängen des Bösen! Herr, ich will deinen Namen loben und jeder Tropfen meines Leibes soll ihn preisen! Siehe, deine Gnade ist geheimnisvoller als die Morgenröte und sie ist über alle Vernunft. . . .

Und des Heiligen Stimme schwoll und schwoll. Das Brausen der Elemente tobte in ihr, der stürmende Donner der Katarakte und die Glut der Feuerströme, die aus dem Leib der Erde brechen.

Und der Heilige lobte Gott.

Es war aber ein Loben und Preisen, wie es Gottes Ohr noch nie vernommen und wie es keines Menschen Wort beschreiben kann. Gleich Adlern und steilen Flammen flog sein Lob zum Himmel und wirbelte wie Weihrauch vor Gottes Angesicht. Und es war ein Knospen und Sprießen, ein Schwellen und Treiben, ein Blühen und Singen, daß Himmel und Erde den Atem anhielten und der Gesang der himmlischen Heerscharen verstummte, um dem Menschen zu lauschen, der aus der Tiefe sang. Das Meer brauste in seinen Ufern und Tiere und Menschen erzitterten an diesem Tag des Lobes.

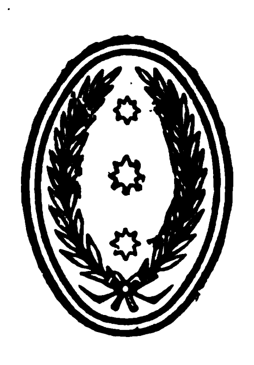
Und der Ewige neigte das strahlende Haupt und seine Augen sahen den Menschen.

Da spürte der Heilige ein Brennen in seinem Herzen, als ob es Flammen von allen Seiten umschlügen. Und das Brennen wurde stärker und stärker. Und der Tod trat zu seiner Linken und legte ihm die schwere Hand auf die Schulter. Aber der Engel des Herrn, der Drachentöter, stieß wie ein Blitz zur Erde und trat zu seiner Rechten. Er hob drohend das flammende Schwert über seinem Haupte und der Tod ließ ab und verschwand. Der Engel aber berührte des Heiligen Lippen mit der Schärfe

des feurigen Schwertes. Da stürzte Bruder Franziskus vornüber auf sein Angesicht und weinte laut auf, denn er wußte, daß Gott ihm verziehen hatte. Und durch sein brennendes Herz ging ein geheimes, stilles Sausen, kühl und frisch wie Morgenwind. Der Fuß aber soll verdorren, der auf die Stelle tritt, wo Bruder Franziskus geweint, denn sie ist heilig bis auf diesen Tag.

Als der Heilige um die Stunde, wo der Angelus geläutet werden soll, noch nicht im Kloster war, brachen die Brüder angstvoll auf, ihn zu suchen, und auch der Bruder Glöckner ging mit ihnen. Aber als sie an den Waldrand kamen, trat der Heilige heraus und alle, die ihn sahen, fuhren erschreckt und in hohem Staunen zurück. Denn von seinem Angesicht leuchtete die Herrlichkeit Gottes und seine Augen waren gerötet, als habe er Blut geweint. Da hob die Glocke der Portiunkula zu läuten an, und doch stand der Glöckner unter den Brüdern. Und man sagt, man habe die Klänge in der Luft schweben gesehen und sich auf die Stirne des Heiligen senken wie ein Kronreif, geschmiedet aus Dornen und Gold.

Der Kranke aber genas in derselben Stunde.



Jean-Jacques Rousseau / Ein psychologischer Beitrag zu seinem 200. Geburtstag von Marguerite Hellin

◆◆

Wie kaum ein anderer Schriftsteller hat Rousseau gleichzeitig durch seine Ideen und durch sein Temperament gewirkt; kaum ein anderer hat so viel von seinem eigenen Ich in die Produkte seines Geistes fließen lassen. Und weil sein Werk im höchsten Grade individualistisch ist, ist die Kenntnis seiner Persönlichkeit zum richtigen Verständnis und zur objektiven Würdigung seiner Schriften unerläßlich. Auch fordert er selbst dadurch, daß er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt so viele und so intime Dinge über sich mitgeteilt hat*, die Beschäftigung mit seiner eigenen Person heraus. Da reizt das Gegenüberstellen von Denker und Mensch und die Frage, ob der große Morallehrer des 18. Jahrhunderts, der unerschrockene Verkünder von Leitsätzen, die den ‚unsterblichen Prinzipien von 1789‘ zugrunde gelegt werden sollten, der herostratische Zerstörer aller Kulturgüter, dem Ideal des antiken Helden entspricht, den diese Taten vor uns erstehen lassen. Vergegenwärtigt man sich endlich die von Verfolgungswahn verdunkelten letzten Jahre Rousseaus, so ruft die schwere Tragik dieses Endes die bange Frage nach Ursache und Einfluß, nach Schuld und Verantwortung hervor.

Jean-Jacques ist viel geliebt worden. Noch Tolstoï erzählt uns, daß er mit fünfzehn Jahren ein Medaillon mit seinem Bild am Halse trug. Galt auch der Kultus, der ihm dargebracht wurde, in erster Linie den Ideen, die er verkörperte, so läßt sich, gerade bei ihm, der Mensch nicht von ihnen trennen. Wollen wir also wissen, ob die aus Mensch und Werk gebildete Synthese unserer Verehrung und Bewunderung würdig ist, so müssen wir durch das Werk und hinter demselben den Menschen zu erblicken suchen.

* * *

Das Hauptmerkmal in Rousseaus Charakter — man könnte sagen, das einzige, da alle anderen sich daraus ergeben — ist die schrankenlose *Herrschaft von Gefühl und Phantasie* über alle anderen Fähigkeiten. Und kaum läßt sich sagen, wo das eine aufhört, wo die andere beginnt. Sie scheinen einer gemeinsamen Quelle zu entspringen und fließen immer wieder ineinander über. Doch wenn sich auch ihr gegenseitiges Gebiet nicht streng absondern läßt, so scheint die Phantasie oft die mächtigere zu sein und das überdies immer von Leidenschaft erhitzte Gefühl in höhere, übermenschliche Regionen mit sich zu reißen.

---

* Die letzten zwölf Jahre seines Lebens schrieb er kaum noch über einen anderen Gegenstand. So entstanden die Confessions (1762 begonnen), Rousseau juge de Jean-Jacques (1772—76), Rêveries d'un promeneur solitaire (1777). Seine Korrespondenz liefert auch wertvolle autopsychologische Dokumente, so z. B. die vier Briefe an Herrn von Malesherbes vom Januar 1762. — Für den deutschen Leser, der sich einigermaßen mit Rousseaus Geist und Anschauungen bekannt machen will, sei auf die bei Diederichs in Jena erschienene Auswahl aus seinen Schriften ‚Kulturideale‘ hingewiesen, in der das Charakteristische und Wertvolle aus Rousseaus Werk geschickt herausgehoben und übersichtlich gruppiert ist. Die Einleitung von E. Spranger beleuchtet in treffender Weise Mensch und Werk.

Rousseau schreibt das Erwachen seiner Einbildungskraft und sein gefühlsmäßiges Bekanntwerden mit den menschlichen Leidenschaften dem Lesen alter Romane und Geschichtswerke zu, wobei ihn besonders Plutarch, den er mit acht Jahren auswendig gekonnt haben will, fesselte. Diese Lektüre war allerdings geeignet, die dem kleinen Jean-Jacques angeborne und offenbar von seinem Vater — der nächtelang mit ihm über diesen Historien saß — ererbte Neigung für das Romanhafte und Heroische und die Fähigkeit des vertrautesten Umgangs mit den Schöpfungen seiner Phantasie zu stärken. Dasselbe gilt von dem sorglosen Vagabundieren seiner Jugendjahre, von dem Erproben seiner Fähigkeiten auf den verschiedensten Gebieten — ohne daß er damals dasjenige, auf dem er berühmt werden sollte, auch nur in Gedanken gestreift hätte —, von dem rein phantastischen Ziel seiner Wünsche: ein Schloß, auf dem er als Günstling des Herrn und der Dame, als Geliebter des Fräuleins, Freund des Bruders und Beschützer der Nachbarn geweilt hätte. Seine lebhafte Einbildungskraft äußerte sich damals schon durch eine Abneigung gegen das angestrengte Denken und durch einen Hang zu endlosen Träumereien, ohne bestimmtes Objekt, in denen er sich Menschen und Dinge in den lieblichsten — und verkehrtesten Farben ausmalte.

Dies sollte ihm verderblich werden. Nicht ungestraft lebt man jahrzehntelang in einer Welt, die man sich selbst und für sich selbst geschaffen hat und deren chimärische Wesen mit allen physischen und moralischen Vollkommenheiten begabt sind; die wirkliche Welt, deren Hauptfehler einem Subjektivisten wie Jean-Jacques gegenüber in ihrer Objektivität liegt, in ihrer Unabhängigkeit von dem Wollen und Fühlen des einzelnen, diese Welt rächt sich früh oder spät an ihrem Verächter. Allmählich muß er einsehen lernen, daß ihre Bewohner den Gebilden seiner Einbildungskraft höchst unähnlich sind, daß sie ihre persönlichen Interessen und Neigungen haben, von denen er nichts versteht, daß sie ihr eigenes Leben leben, in dem er nur eine winzige Rolle spielt.

Rousseau war über dreißig Jahre alt, als diese Erkenntnis begann, sich bei ihm Bahn zu brechen. Bald nach seiner Niederlassung in Paris im Jahre 1744 geriet er in die höhere Gesellschaft und in den Kreis der ‚Philosophen', zu denen u. a. Grimm, Diderot, Condillac, d'Alembert gehörten. All diese Leute — Diderot vielleicht ausgenommen — bildeten den denkbar größten Gegensatz zu ihm. Ihre kühle Verstandesmäßigkeit und sprühende Geistreichigkeit waren dem armen, schwerfälligen und verträumten Jean-Jacques ebenso fremd wie die feinen Höflichkeitsformen der launenhaften aristokratischen Gesellschaft, deren verwöhnter Liebling er mit einem Male geworden war. Daraus entstanden für ihn unzählige Nadelstiche, unter denen sein empfindsames Herz wie unter den schwersten Wunden blutete. Den Menschen, die er nicht verstand und die ihn, den anfangs allzu vertrauenden und offenherzigen, naiven und weltunkundigen Schwärmer, wie ein Kind behandelten, über dessen drollige Einfälle man sich insgeheim lustig macht, für dessen vermeintlich grundlose Klagen und schüchterne Vorwürfe man nur ein spöttisches und überlegenes Achselzucken hat, diesen Menschen, die ihn nicht verstanden, suchte er zu entweichen, indem er in die Einsamkeit floh, in ein Häuschen, das ihm Frau v. Epinay in

der Nähe ihres Schlosses Chevrette bei Montmorency hatte einrichten lassen, und das sie ‚L'Hermitage' nannte.

Für diesen wohlüberlegten und Rousseaus innersten Neigungen entsprechenden Entschluß hatten die Philosophen, deren ganzes Leben in den vier Wänden eines Salons oder eines Cafés sich abspielte, kein Verständnis. Sie suchten ihn mit allen möglichen Listen und heimlichen Verabredungen davon abzubringen, ohne daß Rousseau, der ihre Absicht merkte, ihre Beweggründe hätte würdigen können. Er wurde mißtrauisch, und von da ab ließ sich der einmal bei ihm erwachte Argwohn nicht mehr zum Schweigen bringen; seine Phantasie, die ihm früher alle Menschen in den lichtesten Farben gemalt hatte, schlug in das entgegengesetzte Extrem um; überall witterte er Feinde und Verschwörungen und wurde sogar seinen besten Freunden gegenüber immer mißtrauischer. Um sich einen Begriff von diesem mit den Jahren immer steigenden krankhaften Argwohn zu machen, braucht man bloß den Brief zu lesen, in dem Jean-Jacques im Jahre 1766 dem englischen Philosophen Hume, der ihn nach seiner Verbannung aus Frankreich und der Schweiz in der wohlwollendsten Weise in England aufgenommen hatte, die Freundschaft kündigt. Der Hauptvorwurf, den er ihm darin macht, ist der: Hume habe ihn eines Abends mit einem ‚langen trockenen, glühenden und spöttischen Blick' angesehen, der ihn, Jean-Jacques, so aufgeregt habe, daß er, in Tränen gebadet und vor Schluchzen erstickend, sich an Humes Hals geworfen habe und, ihn eng umarmt haltend, ausgerufen habe: ‚Nein, David Hume ist kein Verräter,' worauf dieser, ihm höflich seine Küsse erwidernd und mit kleinen Schlägen auf den Rücken klopfend, nichts zu antworten gewußt habe als: ‚Na, na, mein lieber Herr! Was denn, mein lieber Herr!' (Man sieht die Fassungslosigkeit des armen Hume bei diesem unerwarteten und ihm vollkommen unverständlichen Gefühlsausbruch.) Seine anderen Beschwerden gegen Hume, die in der Hachetteschen Ausgabe der Rousseauschen Werke 16 engbedruckte Seiten füllen, sind ähnlicher, ebenso harmloser und lächerlicher Natur. Wenn man das gelesen hat, glaubt man ohne Mühe, daß die Komplotte, Hinterhalte, Schlingen und Fallen, von denen sich Jean-Jacques in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens von seiten seiner Freunde umringt sah, beinahe ausschließlich auf einem grausamen Spiel seiner bis zum Wahnsinn erhitzten Phantasie beruhten.

Eng hängt damit zusammen Rousseaus Eitelkeit (die die meisten Biographen als Stolz bezeichnen). Die beispiellosen Erfolge, die seine ersten Werke begleiten und für sich allein schon geeignet gewesen wären, seine Selbstachtung ins Ungemessene zu steigern, gehen Hand in Hand mit dem allmählichen Aufkommen seiner Wahnideen (seine Hauptwerke entstanden von 1751—1762, die ersten deutlichen Anzeichen seiner Geistesstörung finden wir 1757, bei Gelegenheit seines Bruches mit Frau v. Epinay, Diderot und Grimm). Mit der Lupe seiner Phantasie, die alles umformt und vergrößert, betrachtet Jean-Jacques auch sich selbst und verherrlicht in den unbescheidensten Ausdrücken seine Tugend und sein Genie. Er ist bald überzeugt, daß die ganze Welt ihn kennt und sich mit ihm beschäftigt; sein Mißtrauen erstreckt sich von seinen Freunden auf alle Menschen, mit denen er in Berührung kommt: auf die In-

validen, die er antrifft, und die seine freundliche Begrüßung kühl erwidern; auf die Gemüsefrauen, die ihm ihre Ware billiger hergeben, um ihn zu demütigen; auf die Papierhändler, die ihm verblaßte Tinte verkaufen, um ihn am Schreiben zu hindern; auf die durchfahrenden Müßiggänger, die absichtlich ihren Wagen so lenken, daß sie ihn mit Kot bespritzen. Die Eitelkeit, die sich in solchen Äußerungen kundgibt, ist zweifellos morbider Natur und kann daher zur Beurteilung des Menschen kaum herangezogen werden. In seiner Jugend scheint dagegen Jean-Jacques das Maß der Selbstgefälligkeit, die von der Eigenliebe in jedes Menschenherz gepflanzt wird, nicht bedenklich überschritten zu haben. Höchstens gibt sie sich bei ihm in naiverer und offenerer Weise kund als bei einem schlauen und kühl berechnenden Menschen. Seine subjektivistische Anlage erschwerte ihm überdies das unparteiische Messen seiner Leistungen mit denen anderer.

Um so trauriger und bedauernswerter ist die allmählich bei Jean-Jacques überhandnehmende Menschenscheu, als er wirklich ein liebefähiges, oft überströmendes Herz hatte. Doch hielt, auch in seiner Jugend, die erste Begeisterung für seine Freunde nie lange stand. Aus dem Vorhergehenden wird das verständlich sein. Die Fähigkeit des Eindringens in eine fremde Gedanken- und Gefühlswelt war ihm, dem zügellosen Subjektivisten, nicht gegeben. Hatte er sich aber einmal von seinem eigenen, Menschen und Dinge verschiebenden Gesichtswinkel, und durch reine Äußerlichkeiten verleitet, zu falschen Auslegungen der Taten anderer hinreißen lassen, so war er durch nichts mehr zu bewegen, seine nun einmal gefaßte Meinung zu ändern. Seine glühende Phantasie versprach ihm auch immer mehr, als die trockene Wirklichkeit halten konnte, und die Leidenschaftlichkeit, die er in alle Gefühle hineintrug, machte ihn wohl einer heftigen, aber keiner beständigen Freundschaft fähig. Charakteristisch hierfür ist unter anderem die in den ‚Confessions' mitgeteilte Geschichte seiner Freundschaft mit einem lustigen Kumpan, den er (1731) in Turin kennen lernte, und der ihn so gefangen nahm, daß er eine angenehme und zukunftsreiche Stellung aufgab, um mit seinem neuen Freund eine Fußreise nach der Schweiz zu unternehmen. Doch als er sich mit ihm Annecy näherte, wo er bei Frau v. Warens ein Unterkommen zu finden hoffte, erkalteten seine Gefühle plötzlich, und mit einer kühlen Umarmung trennte er sich auf Nimmerwiedersehen von seinem Pylades. Ähnliche Züge finden sich viele in Rousseaus Leben, auch lange bevor ihn das krankhafte Mißtrauen beherrschte, das die letzten zwanzig Jahre seines Lebens alle seine Beziehungen zu den Menschen vergiftete und ihm ein einsames und liebeleeres Alter bereitete.

Das Gegengewicht fehlt nicht. Gefühl und Phantasie, die Rousseau einerseits bis an den Rand des Verderbens führten, wurden für ihn andererseits zur Quelle der reinsten und tiefsten Genüsse. Dem rauhen, hastenden, Taten heischenden Leben gegenüber war er, der nach innen gekehrte, indolente und willensschwache Gefühlsmensch, immer unbeholfen, ja geradezu hilflos gewesen. Er kam ebensowenig mit dem Leben aus wie mit den Menschen. Daher galt seine Sehnsucht von jeher der Einsamkeit und dem ruhigen, beschaulichen Dasein, das sie ermöglicht. Dazu kam seine Abneigung

gegen die Verirrungen und Künsteleien des Kulturlebens, wie er es in Paris kennen gelernt hatte, und vor allem seine glühende Liebe zur Natur, deren geheimnisvolle Harmonien mit der menschlichen Seele er in bisher nie dagewesener Weise fühlte. Vor ihm hatte die Natur überzeugte Bewunderer, zärtliche Liebhaber gehabt, die ihrer innigen Neigung mit feinem Gefühl Ausdruck gaben. Was aber Jean-Jacques für die Schönheit der Dinge empfand, das war eine heiße sinnliche Leidenschaft, die ihm ein tiefes Eindringen in das Verständnis ihrer Reize, ein intimes Verwachsen seines ganzen Selbst mit dem Allsein der Natur ermöglichte. Das war neu, und das ist es, was uns Rousseau so nahe rückt, was uns heute noch seine Schilderungen genießen läßt, als entstammten sie einem von den Unseren. Die allzeit junge Natur, aus deren Urquell sie geschöpft sind, verleiht ihnen ihre wunderbare Frische, das stets sich erneuernde Gefühl, das sie durchpulst, seine lebendige Kraft. Im letzten Jahre seines Lebens, als die düstersten Wahngedanken seinen Verstand umnachteten, findet er noch, um die Reize der geliebten Insel St. Pierre zu beschreiben, Worte, auf denen der schimmernde Schmelz ewiger Jugend liegt.

Die Liebe zur Natur, die Abneigung vor den Menschen hätten schon genügt, um Jean-Jaques die Einsamkeit teuer zu machen. Es kam aber noch ein drittes hinzu. Das war die Fähigkeit, diese Einsamkeit mit Schöpfungen seiner Phantasie zu bevölkern, in deren Umgang er die Wonnen kostete, die er im Verkehr mit den Menschen vergebens gesucht hatte. So erzählt er (in einem der Briefe an Herrn v. Malesherbes) von seinem Leben in der Hermitage, dem am Waldesrande gelegenen Häuschen der Frau v. Epinay, wie er täglich zu früher Stunde, bevor er durch Besuche aus dem Schlosse daran hätte gehindert werden können, nur von seinem Hund begleitet, in die wildeste und entlegenste Tiefe des Waldes flüchtete. Dort wurde er bei Betrachtung der ihn umgebenden Naturpracht von der Phantasie in höhere Regionen getragen, in denen weder öffentliche Meinung, noch Vorurteile, noch künstliche Leidenschaften herrschten. Diese Welt, in die er die schönsten Tage und die süßesten Erinnerungen seines Lebens verflocht, belebte er mit Wesen nach seinem Herzen, mit einer ihm seelenverwandten Gesellschaft in einem goldenen Zeitalter. ‚Ich wurde zu Tränen gerührt über die wahren Freuden der Menschheit, entzückende, reine Freuden, die jetzt den Menschen so fremd sind.‘ ‚Bald erhob ich meine Gedanken von der Oberfläche der Erde zu allen Wesen der Natur, zum allgemeinen System der Dinge, zum unverständlichen Wesen, das alle umfaßt. Dann, den Geist in dieser Unermeßlichkeit verloren, dachte ich nicht, überlegte ich nicht, philosophierte ich nicht; ich fühlte mich mit einer Art von Wollust von dem Gewicht dieses Universums beschwert, ich gab mich mit Entzücken der Verworrenheit dieser großen Gedanken hin, im Geiste verlor ich mich im Raume, mein in den Grenzen der Wesen eingeschlossenes Herz fühlte sich beengt, ich erstickte im Weltall, ich hätte mich in die Unendlichkeit stürzen mögen.‘ ‚So verflossen in einem unaufhörlichen Phantasieren die entzückendsten Tage, die ein menschliches Geschöpf jemals verlebt hat.‘ — Ähnliche Genüsse kostete Jean-Jacques später noch auf der Insel St. Pierre im Bieler See, wo er zwei Herbstmonate verbrachte,

die er zu den glücklichsten seines Lebens rechnet. Stundenlang am Ufer des Sees sitzend oder in einem Kahn liegend, ließ er sich vom leisen Gemurmel der Wellen in eine vage, wonnige Träumerei einlullen, ‚die hundertmal vorzuziehen war dem Süßesten, was mir das Leben an Genüssen geboten hatte' (Rêveries du promeneur solitaire V). Und auch als er in seinen letzten Lebensjahren das graue, düstere Paris bewohnte, versetzte er sich auf den Flügeln der Phantasie in einen der früher bewohnten Landsitze und verlebte in der Erinnerung täglich einige glückliche, verträumte Stunden, während denen die dunklen Sorgen der Gegenwart von ihm wichen.

In diesen Träumereien spielten auch religiöse Gefühle ihre Rolle. Rousseaus Religiosität ist tief und echt; sie beruht aber ausschließlich auf dem Gefühl. Die innere Stimme, die ihm zuruft, daß die Welt von einem mächtigen und weisen Willen beherrscht wird, das erhabene Buch der Natur, worin er ihren göttlichen Urheber verehren lernt, das sind die einzigen Quellen seines Glaubens. ‚Wenn alle Philosophen der Welt bewiesen, daß ich unrecht habe, so ihr fühlt, daß ich recht habe, genügt es mir,' sagt der Vicaire savoyard, nachdem er sein Bekenntnis abgelegt hat. Diese dogmenlose Naturreligion ist ziemlich verschwommen und ohne großen Einfluß auf Leben und Sitten ihres Bekenners. Gegenüber dem damals herrschenden Atheismus und Materialismus aber bedeutet sie einen ungeheuren Fortschritt. Daher war auch der erste Eindruck, den die Profession de foi auf Voltaire machte, höchst ungünstig. ‚Haben Sie', schrieb er, ‚die Prosa des Herrn Jean-Jaques gelesen? Sein Vicaire savoyard ist aller Strafen würdig. Der Judas verläßt uns, und in welchem Augenblick? In der Stunde, wo unsere Philosophie auf der ganzen Linie gesiegt hätte.' Als aber das Glaubensbekenntnis Rousseaus seinem Verfasser einen Haftbefehl, der ihn zwang, Frankreich zu verlassen, und die kirchlichen Zensuren zuzog, korrigierte Voltaire, der nun seine Gefährlichkeit für die herrschende Religion einsah, seine Ansichten. Er ließ es in Gold binden und nannte es ‚das einzig Gute, das dieser kleine Tollkopf von Jean-Jacques in seinem Leben gemacht hat'. Dies als ein Beispiel der veränderten Wirkung von Rousseaus Ideen, wenn sie von seinem Kopfe in andere übergingen. Bei ihm, wo sie in hohem Grade mit Gefühls- und Einbildungselementen durchsetzt waren, verursachten sie ein meist harmloses, ja beglückendes Schwärmen. Kühle Verstandesmenschen wußten aber aus ihnen eine gefährliche Waffe gegen Staat (vgl. Contrat social) und Religion zu schmieden, und unkritische Dränger und Stürmer schöpften daraus den Rausch, der sie zu den ungeheuerlichsten Taten verführen sollte (Marat und Robespierre waren bekanntlich begeisterte Leser von Rousseau).

* * *

Jeden Gegenstand, an den Jean-Jacques herantrat, berührte er mit dem Zauberstab von Phantasie und Gefühl. Und so ist auch ihr Einfluß auf die Entstehung seiner Werke gewaltig. Ja, man könnte sogar sagen, daß alle seine Schriften, ohne Ausnahme, in viel höherem Maße Produkte seiner Einbildungskraft und seines Herzens als seines Geistes sind. Seine Bildung war sehr lückenhaft gewesen. Das unruhige und wechselvolle Leben,

das er in seiner Jugend geführt hatte, hatte ihm keine Muße gelassen, sich lange mit demselben Gegenstand zu beschäftigen. Die sonnigen Sommertage, die er mit Frau v. Warens in den Jahren 1738—40 auf dem kleinen Gute der Charmettes in einem Tälchen bei Chambéry verbrachte, sind die einzigen, die einem anhaltenden, wenn auch höchst unmethodischen Studium gewidmet sind. Hier las er Locke, Malebranche, Leibniz, Descartes, hier studierte er Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Astronomie, Musiktheorie. Mit einer von ihm erfundenen neuen Notenschrift zog er nach Paris, um sein Glück zu machen. Weit entfernt, an eine sittliche Regeneration der Menschheit zu denken, schrieb er damals kleine Lustspiele, Liebesgedichte und eine Oper, zu der er auch die Musik komponierte. Da wollte es ein ‚merkwürdiger Zufall', wie er selbst sagt, daß er im Oktober 1749 auf der Straße von Paris nach Vincennes, wo er den eingekerkerten Diderot besuchen wollte, im Mercure de France auf die Preisfrage der Akademie von Dijon, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verderbnis oder zur Reinigung der Sitten beigetragen habe, stieß. Die Frage, ob er sich nun sofort entschloß, die Aufgabe zu lösen, und ob Diderot richtunggebend auf ihn eingewirkt habe — es bestehen darüber verschiedene Lesarten — ist müßig: nach seiner ganzen Naturanlage und Geistesentwicklung mußte er, sobald er einmal die inneren Zusammenhänge der Frage mit seinem eigenen Ich und seinen bis jetzt ungeklärten Gefühlen erfaßt hatte, von ihr hingerissen werden und konnte sie dann selbstverständlich nur in einem Sinne beantworten. Sie war der Funke, der das Pulverfaß zur Explosion brachte. Der Vagabund, der sich von den sonnigen Landstraßen Italiens und der Schweiz plötzlich in die erlesensten Pariser Kreise verpflanzt sah, wo er sich überall an den Schranken der Konvention stieß, der schwärmerische Gemütsmensch, das impulsive Naturkind, das unter den Verfeinerungen der Sitte die Künstlichkeit der Gefühle bald entdeckte, der zügellose Individualist, der es nicht gelernt hatte, sich der fertig gegossenen Form des sozialen Lebens anzupassen, der von seinem subjektiven Gesichtspunkt die Gesellschaft dafür verantwortlich machen mußte, daß er mit ihr nicht auskam, der wurde von der gestellten Aufgabe wie von einem Blitzschlag getroffen, der ihm die Augen öffnete und ihm die Welt in einem neuen, weithin leuchtenden Licht zeigte. Nun waren alle seine Zweifel gelöst, alle seine Fragen an das Leben beantwortet. In dem Augenblick, wo er erkannt hatte — oder erkannt zu haben glaubte — daß die Errungenschaften der Kultur den von Natur guten Menschen verdorben hatten, in diesem einen Augenblick war sein System vollendet, waren die Ecksteine zu seinen beiden Discours, zu seinem Emile, zu all seinen späteren Schriften gelegt. Mit glühender Begeisterung ging er ans Werk. ‚Aus der lebhaften Gärung, die damals in seiner Seele entstand', so charakterisiert Rousseau selbst diesen Zustand (Rousseau juge de Jean-Jacques II), ‚brachen Funken von Genie hervor, die man in seinen Schriften während zehn Jahren von Delirium und Fieber glänzen sah, von denen aber keine Spur sich bis dahin gezeigt hatte, und die wahrscheinlich in der Folge, wenn er noch weiter hätte schreiben wollen, nicht mehr geglänzt hätten'. Seine Phantasie, die bei diesem Vorgang — das wird wohl niemand leugnen — die Haupt-

rolle gespielt hatte, zeigte ihm nun Jean-Jacques als Begründer des längst erträumten goldenen Zeitalters, als Verbesserer und Beglücker der Menschheit. Was verschlug's, daß man ihn von allen Seiten höhnisch auf den Widerspruch hinwies, der sich bei ihm zwischen Theorie und Praxis zeigte? Er sah ihn ein und konnte ihn doch nicht beheben. Denn im Reiche der Träume, in dem er nach wie vor beinahe ausschließlich lebte, gibt es keine Widersprüche. Da, in diesem Paradies, ist es erlaubt, flammende Worte über die durch die Künste hervorgerufene Verschlechterung der Sitten zu schreiben und zugleich eine leichte Oper aufführen zu lassen, da darf man in einem Atem gegen die ‚weibischen Bücher, die Liebe und Verweichlichung atmen' (offener Brief an d'Alembert über die geplante Errichtung eines Theaters in Genf) donnern und einen Roman veröffentlichen, der voll von lasziven Schilderungen und verderblichen Sophismen ist, da kann man seine fünf Kinder der öffentlichen Fürsorge überlassen und einen dickleibigen Erziehungstraktat schreiben. Vielleicht hat man dadurch Jean-Jacques bitter unrecht getan, daß man ihn für einen Denker gehalten hat, von dem man verlangen kann, daß er seine Taten mit seinen Ideen in Einklang bringt, während er doch in erster Linie ein Dichter war, ein törichtes, geniales Musenkind, das es mit der Logik nicht so genau zu nehmen braucht. Übrigens blieb der Rausch, der ihn nach der Veröffentlichung seines ersten Discours erfaßte, nicht ohne Einfluß auf seine Sitten. Er selbst datiert von jener Zeit den Beginn seiner moralischen Regenerierung.

Wenn wir Jean-Jacques als Dichter bezeichnen, so soll damit nicht geleugnet werden, daß er auch eines ernsten und tiefen Denkens, einer schöpferischen Geistesarbeit fähig war (wiewohl ihm jede anstrengende geistige Tätigkeit zeitlebens zuwider war und er am allerliebsten mit einer halb mechanischen Arbeit, wie Notenabschreiben, sein Brot verdiente). Seine Schriften sind voll von neuen und originellen, wirksamen und ausführbaren Gedanken, und sein System bildet ein logisch fest zusammengefügtes Ganze. Es spielen aber Gefühlsmotive in die ernstesten Erwägungen hinein, und die Einbildungskraft — la folle du logis, wie die Franzosen sie treffend nennen — verleitet ihn, wenn sie die Herrschaft über ihn gewonnen hat, zu den verschrobensten und unrealisierbarsten Theorien. Daher gibt es kein einziges seiner Werke, das die Probe einer kühlen wissenschaftlichen Kritik vertrüge: die flagrantesten Unmöglichkeiten, Widersprüche und Sophismen begegnen einem auf Schritt und Tritt. Bezeichnend für die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnten, ist, daß er selbst dies völlig einsah, wenn er bei kühlem Verstand war . In seiner Korrespondenz finden sich manche Belege dafür. So z. B. verschiedene Briefe an Väter und Lehrer, die er auf die Schwierigkeiten seiner Erziehungsmethode (deren Voraussetzung ja praktisch unmöglich ist) aufmerksam macht und sogar direkt warnt, sie anzuwenden. Ob die Anekdote, nach der er einem Herrn, der sich 1765 in Straßburg mit den Worten bei ihm einführte: ‚Hier, mein Herr, sehen Sie einen Mann, der seinen Sohn nach den Prinzipien erzogen hat, die er das Glück hatte, in Ihrem Emile zu schöpfen,' geantwortet haben soll: ‚Um so schlimmer, mein Herr, um so schlimmer für Sie und Ihren Sohn!' (vergleiche Jules Lemaître, Jean-Jacques Rousseau),

auf Wahrheit beruht, möchte man bezweifeln, wenn es sich um einen anderen Menschen handelte, als Jean-Jacques. Aber bei ihm ist sie glaubhaft. Seltsam mutet einen auch die Erklärung in seinem Contrat social an, die hier dargelegte Regierungsform passe nicht für Menschen, sondern nur für ein Volk von Göttern! — Alles in allem läßt sich sagen, daß Rousseaus Theorien zwar in den Hauptzügen vollkommen undurchführbar sind, daß sie aber sehr viele leuchtende und nutzbringende Detailwahrheiten enthalten.

Um den Einfluß der Einbildungskraft auf Rousseaus Wirken und Schaffen vollends zu beleuchten, muß noch die Entstehungsgeschichte der Neuen Heloïse mitgeteilt werden. Es war im Frühjahr des Jahres 1757. Rousseau war seit kurzem von Paris in die Hermitage übergesiedelt und genoß in vollen Zügen die Freuden der Einsamkeit und die Reize der Natur. ‚Im frischen Gehölz, beim Gesang der Nachtigall, beim Murmeln der Bächlein‘ erwachte plötzlich in ihm die Sehnsucht nach den Wonnen der geteilten Liebe, das Verlangen nach der idealen Geliebten, die er bisher vergebens gesucht hatte. Und da sie ihm das Schicksal auch jetzt nicht bescheren wollte, nahm er zu seinem gewohnten Mittel Zuflucht: er schuf sich in der Einbildung das Wesen, dessen moralische und physische Reize ihn fesseln konnten und nannte es Julie, er sah sich selbst verjüngt und verschönt, mit den Fehlern und Tugenden, die er an sich fühlte, in der Lebensstellung, die ihm am geeignetsten schien, um eine Annäherung an Julie zu ermöglichen, und richtete nun unter dem Namen St. Preux die glühendsten Briefe an die imaginäre Geliebte. Ihre Antworten schrieb er auf goldumrändertem Papier, trug sie immer bei sich, holte sie bei seinen einsamen Spaziergängen hervor und las sie mit Tränen und Verzückungen immer wieder. Erst später kam Rousseau der Gedanke, diese Briefe in Romanform zu veröffentlichen und ihnen wenigstens einen moralischen Abschluß zu geben. Daraus wurde die Neue Heloïse.

Die Sache hatte aber noch eine andere Folge. Zu derselben Zeit nämlich, in der sich Jean-Jacques in diesem überreizten Zustand, in diesem gegenstandslosen Liebestaumel befand, lernte er Frau v. Houdetot kennen und verkörperte in ihr seine Julie, obschon er wußte, daß er bei ihr, deren Herz nicht frei war, nicht auf Gegenliebe rechnen durfte.

Die Gräfin v. Houdetot ist die einzige Frau, die Jean-Jacques geliebt haben will. Seine Gefühle für Frau v. Warens waren mehr eine Art kindlicher Zuneigung gewesen, wenngleich diese von unreinen Elementen auch nicht frei war und das reizende Verhältnis zwischen ‚Maman‘ und ‚Petit‘ durch die spätere Art ihrer Beziehungen auf immer verdorben und zerstört wurde. In der den untersten Volkskreisen entstammenden, völlig ungebildeten Thérèse Levasseur, mit der er sich nach einer wilden Ehe von 27 Jahren im Beisein zweier Zeugen selbst ‚traute‘, sah er nur die gutmütige Haushälterin und Pflegerin, die für all seine körperlichen Bedürfnisse sorgte und an die ihn, trotz ihrer Lügenhaftigkeit und Klatschsucht*, eine durch ihre Gewohnheit

* Die ‚Revue de Paris‘ vom 15. September 1911 veröffentlicht neue Doku-

des Zusammenlebens entstandene instinktmäßige Anhänglichkeit knüpfte. Es könnte aber scheinen, als ob seine Gefühle für Frau v. Hondetot ebenso entfernt von der wahren Liebe waren wie die für Frau v. Warens oder Thérèse. Tatsächlich hat es hier Jean-Jacques mit einer Leidenschaft zu tun, die aus imaginativen und sinnlichen Elementen gebildet ist, und bei der das Herz gar keine Rolle spielt. Der erotische Rausch, der ihn damals erfaßt hatte, war ja auch ebenso schnell verflogen, als er heftig gewesen war. Es darf wohl behauptet werden, daß Jean-Jacques der Liebe überhaupt nicht fähig war. Dies ist vielleicht in erster Linie dem Schicksal nachzutragen, das ihm die reinsten und tiefsten weiblichen Neigungen, die einer Mutter, einer Schwester, einer Gattin (denn Thérèse werden wir wohl kaum mit diesem Namen beehren dürfen), vorenthielt. Doch lag es auch an seiner leidenschaftlichen und subjektiven Naturanlage, die ihm die reine, selbstlose Hingabe, das restlose Aufgehen in ein gleichgestimmtes Wesen nicht erlaubte. Jedenfalls braucht man bloß die Seiten zu lesen, die er dem, was er Liebe nannte, gewidmet hat, die Briefe von Julie und St. Preux, den Roman von Emile und Sophie, um davon überzeugt zu sein. Mit solchen Farben malt nicht das Gefühl, in solchen Tönen spricht nicht das Herz. Und dies ist kein Merkmal seiner Zeit. Denn sie hat auch Werke hervorgebracht wie z. B. die Briefe von Julie de Lespinasse, in denen der Klang der glühendsten Leidenschaft sich mit den tiefsten und reinsten Herzenstönen zu einem harmonischen Akkord vereinigt.

Daß Rousseau die Frauen nicht kannte, oder daß seine Kenntnis an der Oberfläche haften blieb und nicht bis zum innersten Wesen drang, ist danach eigentlich selbstverständlich. Die Heldinnen seiner Romane, besonders die jungen Mädchen, sind vollkommen verzeichnet. Trotz mancher hübschen Züge, die sie uns liebenswert machen könnten, stoßen sie besonders ab durch ihre unglaubliche Schamlosigkeit, eine Schamlosigkeit, die sie von ihrem Vater Jean-Jacques geerbt haben. Liest man vollends die Seiten, die er der Erziehung der Frau gewidmet hat, und in denen sein naiver männlicher Egoismus ihm das Verständnis der Frauenwelt und ihrer Bedürfnisse noch erschwert — der oberste moralische Grundsatz des jungen Mädchens soll das Qu'en dira-t-on sein, der einzige Zweck ihrer Erziehung und Bildung, sie fähig zu machen, dem Manne zu gefallen und zu nutzen —, so fühlt man sich versucht, ihm mit der Venezianerin Julietta lächelnd zuzurufen: ‚Lascia le donne, Zanetto, e studia la matematica!‘

* * *

Seine sittliche Wiedergeburt schreibt Rousseau, wie wir oben gesehen haben, dem Einfluß seines ersten Discours zu. ‚Bis dahin war ich gut

mente, aus denen die Niedrigkeit der Gesinnung dieser Frau deutlich hervorgeht. Ihr bald nach dem Tode Rousseaus eingegangenes Verhältnis mit einem Stallknecht des Marquis v. Girardin (sie war damals 58 Jahre alt) ließ sie nicht regularisieren, um der Pensionen, die sie als ‚fameu deu gan gaque‘ (= femme de Jean-Jacques, so unterschreibt sie ihre zahlreichen Bettelbriefe an seine ehemaligen Freunde und Gönner) bezog, nicht verlustig zu werden. Sie starb mit 80 Jahren und hinterließ den Ruf einer Säuferin.

Jan Vermeer van Delft/Die Spitzenklöpplerin



gewesen,' sagt er darüber in den Confessions, ‚nun wurde ich tugendhaft oder vielmehr von Tugend berauscht. Dieser Rausch war in meinem Kopf entstanden, war aber dann in mein Herz übergegangen.' Wenn wir diese Worte gelesen haben, wissen wir eigentlich schon genug über diese moralische Wandlung und sogar über Rousseaus ethische Anschauungen. Er gesteht, daß sie ein Produkt aus Gefühl (Herz) und Phantasie (Kopf) sind — denn der Geist erzeugt keinen Rausch. Er setzt ‚Tugend' mit Liebe zur Tugend oder Begeisterung für die Tugend gleich, bewertet also nicht die objektiven Handlungen, sondern einzig und allein die subjektiven inneren Regungen. Für diese seltsame Auffassung, die bewirkt, daß Jean-Jacques sich für den tugendhaftesten aller Menschen hält, nur weil er aufrichtig die Tugend liebt, finden sich in seinen Schriften noch unzählige Belege. So z. B. eine andere Stelle der Confessions, in der er von seiner Undankbarkeit gegen Frau v. Warens spricht: ‚Sie (die Undankbarkeit) war in meinem Verhalten, aber sie hat mein Herz zu sehr zerrissen, als daß dieses Herz jemals das eines Undankbaren hätte sein können.' O, Jean-Jacques, du großes Kind! Über eine solche Naivität in der Kunst, sich selbst zu betrügen — nur sich selbst, denn andere betrügt man mit derartigen Sophismen nicht! —, könnte man lächeln, wenn die Sache nicht einen tiefernsten Hintergrund hätte. Denn wer solches schreiben kann, offenbart damit einen vollkommenen Mangel an moralischem Sinn, insofern wenigstens, als man darunter den Sinn für ein objektives Moralprinzip, für ein überindividuelles Gesetz, für einen kategorischen Imperativ versteht! Tatsächlich ist Rousseau — wie das bei ihm, nach allem vorhergehenden, auch gar nicht anders zu erwarten ist — auch in ethischer Hinsicht durch und durch Subjektivist. Hören wir nur folgenden Satz aus seinem letzten Werke (Rêveries du promeneur solitaire IV): ‚Das Wahrhaftigkeitsprogramm, das ich mir aufgestellt habe, beruht mehr auf Rechtlichkeits- und Billigkeitsgefühlen als auf der Wirklichkeit der Dinge, und in der Praxis bin ich eher den moralischen Eingebungen meines Gewissens als den abstrakten Begriffen des Wahren und Falschen gefolgt.' (Daran möge man sich erinnern beim Lesen der Confessions, die tatsächlich in manchen Punkten von der ‚Wirklichkeit der Dinge' beträchtlich abweichen.) ‚. . . Darin, wie in allem übrigen, hat mein Temperament sehr viel auf meine Maximen oder vielmehr auf meine Gewohnheiten eingewirkt, denn ich habe kaum nach einer Regel gehandelt, oder habe kaum in allen Dingen andere Regeln befolgt als die Antriebe meiner Naturanlage.' In diesen Worten, die noch durch viele andere verstärkt werden können, haben wir in moralischer Hinsicht — sowohl theoretisch als praktisch — den ganzen Rousseau. Und das ist höchst wichtig, sowohl zur Beurteilung des Menschen als des Werkes. Was letzteres angeht, so genügt es zu sagen, daß auf eine solche Gefühlsmoral kein allgemein gültiges System gegründet werden kann, und daß daher niemand unberufener war als Rousseau, sich zum Sittenreformer aufzuwerfen. Mit dem Menschen müssen wir uns noch etwas länger beschäftigen.

Es müßte nämlich untersucht werden, ob Rousseaus Leben wirklich den von ihm dargelegten Grundsätzen — oder vielmehr dieser Grundsatzlosigkeit entspricht. Seine von ihm oder von anderen mitgeteilten Mißachtungen

des fremden Eigentums, Lügen, Verleumdungen, Verfehlungen auf sexuellem Gebiet usw. brauchen hier nicht erörtert zu werden. Denn das sind alles Dinge, die an sich noch keinen absoluten Mangel an moralischem Sinn offenbaren, und gegen die man durch die festesten Grundsätze nicht vollkommen gefeit ist. Anders steht es aber mit der — fünfmal wiederholten — Tat, die der Schandfleck seines Lebens ist und bleibt: der Übergabe seiner Kinder an das Findlingshaus. Für eine solche Ungeheuerlichkeit kann keine sittliche Haltlosigkeit verantwortlich gemacht werden, keine Schwäche und kein Leichtsinn, sondern nur ein ganz anormales Schweigen des moralischen Gefühls. Das wird einem noch klarer, wenn man die ganz kläglichen Ausflüchte hört, mit denen Jean-Jacques seine Untat zu beschönigen sucht. Zuerst preist er (in den Confessions) sein warmes Herz, seine glühende Liebe zum Guten, die süße Rührung, die das Tugendhafte in ihm hervorruft, um dann in der bekannten Weise zu folgern: ‚Nie, in keinem Augenblick seines Lebens, hat Jean-Jacques ein gefühlloser Mensch, ein entarteter Vater sein können.' (Sehr überzeugend, wenn man sich daneben die Tatsache vergegenwärtigt!) Dann weigert er sich, die sehr triftigen Gründe, die ihn zur Aussetzung seiner Kinder verführten, anzugeben, um nicht seine jungen Leser, die in dieselbe Lage kommen könnten, zur Nachahmung zu ermutigen (!). Schließlich gibt er doch einen Grund an, nämlich daß er geglaubt habe, seinen Kindern, die er nicht selbst ordentlich erziehen konnte, einen Dienst zu leisten, indem er ihnen auf diese Weise dazu verhalf, Arbeiter oder Bauern zu werden. ‚Ich betrachtete mich als ein Glied der platonischen Republik.' Aus diesen verworrenen und widerspruchsvollen Erklärungen merkt man deutlich die Verlegenheit, in die Jean-Jacques immer geriet, wenn er von seinen Widersachern auf den Gegensatz zwischen seinen Lehren und seinen Handlungen hingewiesen wurde. Das Bewußtsein seiner Schuld, das gerade durch diese Angriffe in ihm wachgerufen worden war, ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Das sieht man daran, daß er in seinen Schriften und Briefen immer wieder auf die Sache zurückkommt und immer neue Gründe zu seiner Rechtfertigung an den Haaren herbeizieht. Die Stimme seines Gewissens — und seine verletzte Eitelkeit — wurden schließlich so stark, daß er das Wort ‚Kinder' nicht mehr hören oder lesen konnte, ohne in Aufregung zu geraten und sich einzubilden, man wollte eine Anspielung auf ihn machen. (Dies steht natürlich auch in engem Zusammenhang mit seinem Verfolgungswahn, wenngleich nicht leicht zu sagen wäre, ob als Ursache oder als Wirkung.) Trotz alldem fand er nicht den Mut, seine Schuld durch ein offenes und freimütiges Bekenntnis zu mildern. Nur im ‚Émile' findet sich eine Stelle, an der Rousseau mit deutlicher Anspielung auf sich selbst erklärt, daß, wer die heiligsten Vaterpflichten versäumt, auch kein Recht hatte, Vater zu werden, da ein Vater unter allen Umständen seine Kinder ernähren und selbst erziehen müsse. Auf diese Worte, womit er alles wieder gut gemacht zu haben glaubte, stützt er sich dann später verschiedentlich (so in den Confessions XII, in Rousseau juge de Jean-Jacques I), um sich zu wundern, daß man den Mut finde, ihm die nun eingestandene Schuld noch vorzuwerfen. Echt Jean-Jacques!

Die Versuche, dieses traurigste aller Kapitel aus Rousseaus Leben zu

verwischen, sind alle fehlgeschlagen. Psychologisch ist es übrigens vollkommen verständlich. Jean-Jacques ist ein Triebmensch, seine Handlungen sind nicht reflektiert, sondern rein instinktmäßig. Das Gute tut er aus natürlicher Neigung oder aus leidenschaftlicher Begeisterung, weil er es muß (aus innerem Antrieb), aber nie, weil er es will oder weil er es soll. Der Wille spielt überhaupt bei ihm kaum eine Rolle. Wenn sein Vatergefühl schwieg und er aus Mangel an moralischem Sinn die Verkehrtheit seiner Tat nicht empfand, hatte er gar keinen Grund, die Sorgen und Lasten der Kindererziehung auf sich zu nehmen. So entschloß er sich ohne viele Bedenken, das Beispiel leichtsinniger junger Leute, von denen er gehört hatte, nachzuahmen und sich auf so bequeme Art einer schweren Bürde zu entledigen. Damals war ja auch seine moralische Reform, die er etwa von seinem vierzigsten Lebensjahr ab datiert, noch nicht begonnen.

Gerade im Hinblick auf diese moralische Reform und mit Rücksicht darauf, daß Rousseaus Leben unzweifelhaft eine aufsteigende ethische Linie aufweist, sprechen manche Biographen (z. B. Lanson, Hist. de la litt. française S. 779), von der Macht des moralischen Sinnes bei Jean-Jacques, der doch schließlich siegreich durchgebrochen sei. Abgesehen davon, daß diese Reform viel zu öffentlich und z. T. auch zu äußerlich war (vgl. Conf. VIII), um ganz aus inneren Gründen zu erfolgen, ist dafür eine andere Erklärung möglich. Zuerst das mit dem reiferen Alter eintretende Erkalten der Leidenschaften, das als selbstverständliche Folge eine Besserung der Sitten nach sich zieht. Dann aber — und noch in viel größerem Maße — der Tugendrausch, den Jean-Jacques aus seinen eigenen Theorien schöpfte — mochten sie auch im wesentlichen ein Produkt seiner reichen Phantasie und seines sensiblen Gemüts sein. In den oben mitgeteilten Aussprüchen, die alle aus der Zeit stammen, da Jean-Jacques' Sittenreform längst eine vollendete Tatsache war, und die ein deutliches Bild von seinen ethischen Anschauungen geben, läßt sich jedenfalls keine Spur von dem Streben nach der Verwirklichung eines objektiven Moralgesetzes, von dem Sinn für die Gültigkeit eines überindividuellen Sollens erkennen. Dieser Sinn war nun einmal Jean-Jacques nicht angeboren, und er konnte ihn ebensowenig durch die tiefgründigsten Betrachtungen über die Tugend erwerben, wie ein Farbenblinder durch eingehendes Studium der Farbentheorie zu den fehlenden Empfindungen gelangen kann.

Damit wollen wir aber Rousseau nicht die natürliche Güte und Milde des Charakters absprechen, die Freude am Wohltun, eine seltene Uneigennützigkeit und ein liebefähiges, für die Leiden seiner Mitmenschen allzeit offenes Herz. Von seiner Freigebigkeit und Wohltätigkeit in seinen letzten Lebensjahren berichtet namentlich der damals mit ihm befreundete Herr v. St. Germain. Und daß sein harmloses Gemüt weder Neid noch Groll kannte, dafür zeugt u. a. seine aufrichtige, oft ausgesprochene Bewunderung für Voltaires Genie und die zwei Louisdor, die er noch bei dessen Lebzeiten für sein Denkmal zeichnete, obschon der ‚Patriarch von Ferney' nie aufgehört hatte, den armen Jean-Jacques mit den hämischsten und boshaftesten Verleumdungen und Schmähungen zu überschütten. Sogar als er sich im grausamen Wahne von allen verfolgt

sah, verwandelte sich Rousseaus Menschenscheu nicht in Menschenhaß, und in seinem letzten Werke spüren wir einen deutlichen, äußerst wohltuenden Hauch von Entsagung und Abgeklärtheit. Jean-Jacques war also gut, er war aber nicht tugendhaft, weil er nur aus Neigung und nicht aus Pflichtgefühl das Gute tat. Sobald die anderen Menschen gegenüber übernommenen mildtätigen Verpflichtungen den Reiz der Neuheit verloren hatten, begannen sie ihn wie eine schwere Last zu drücken; der Zwang genügte, um ihm jede Freude am Wohltun zu vergällen, und wenn Pflicht und Neigungen in Widerstreit gerieten, siegten unfehlbar die letzteren: ‚Wenn mein Herz schweigt, ist mein Wille taub' (Rêveries VI).

* * *

Rousseau ist, das haben wir gesehen, ein instinktmäßiges Wesen, das vollkommen seinen Trieben und Neigungen unterworfen ist, und bei dem Phantasie und Gefühl besonders auf Kosten des Willens übermäßig entwickelt sind. Daraus entsteht eine bedenkliche Schwankung des sittlichen und des geistigen Gleichgewichts. Nun gehören alle seine Charakterzüge, seine Eindrucksfähigkeit und Erregbarkeit, die Überspanntheit und Unbeständigkeit seiner Gefühle, seine Willensschwäche und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, das Mißverhältnis, das bei ihm zwischen Trachten und Tun waltet, die Lücken seiner Urteilsfähigkeit und die Mängel seines moralischen Sinnes zu den Hauptsymptomen einer neuropathischen Konstitution (vgl. Chatelain, La folie de J. J Rousseau), so daß es offenbar ist, daß der schließlich bei ihm durchbrechende Wahnsinn nicht auf moralische Ursachen allein zurückgeführt werden kann, sondern in erster Linie die Folge einer schweren erblichen Belastung sein muß. Wie weit nun hier noch von Freiheit des Willens und von Verantwortlichkeit des Handelns gesprochen werden kann, wissen wir nicht. Denn keiner Hand ist es gegeben, den dunklen Schleier zu lüften, der das Geheimnis der Verbindung zwischen Psyche und Physis des Menschen verhüllt. Wenn wir aber bedenken, daß die letzten zwanzig Jahre von Rousseaus Leben, also die des aufsteigenden und zur Herrschaft gelangenden Wahns, auch gerade die sind, die ein gewisses moralisches Streben offenbaren, werden wir ihn nicht ohne weiteres von jeder Verantwortung für sein Tun freisprechen dürfen. Wie dem auch sei, und ob wir mit Milde oder mit Strenge über seine Schwächen und Verirrungen urteilen, das Mitleid, das jedem Unglück, auch dem selbstverschuldeten, zukommt, können wir dem armen Jean-Jacques nicht versagen. Denn tief unglücklich ist er gewesen: seine zarte, bei jeder Berührung mitschwingende Seele, sein empfindsames, argloses Gemüt erzeugten in ihm eine seltene Leidensfähigkeit, die ihn die Wucht der ihn treffenden wirklichen oder imaginären Schicksalsschläge doppelt und dreifach empfinden ließ.

Ein anderer Abgrund, an dem wir schaudernd stehen bleiben, tut sich vor uns auf, wenn wir den Zusammenhang zwischen Rousseaus Genie und seinem Wahnsinn untersuchen wollen, wenn wir uns fragen, ob das Eigene und Ursprüngliche an ihm, also gerade das, womit er auf die Menschen gewirkt hat, zum Teil wenigstens der trüben Quelle seiner Geistesgestörtheit

entfließt. Nicht Vernunftgründe sind es, die uns hindern, diese Frage zu bejahen; es ist unser Gefühl, das sich dagegen empört, unser Gefühl, das sich dem von Jean-Jacques so nahe verwandt weiß. Er, der im Reiche der Ideen der Vorläufer der Revolution, im Reiche der Kunst der Vorbote der Romantik gewesen ist, ist heute noch lebendig und beeinflußt noch unser Denken und Fühlen. Seine dem trockenen Rationalismus und dem übertriebenen Intellektualismus abholde Geistesrichtung ist die unsere; und wenn wir auch seine religiösen, ethischen, politischen Theorien verwerfen, dürfen wir nicht verkennen, daß sie eine Vertiefung und Verlebendigung mancher überkommener und gedankenlos weiter geschleppter Anschauungen verursacht haben, deren Früchte wir heute noch genießen. Denn wenn auch theoretisch niemand unberufener war als der arme haltlose und phantastische Jean-Jacques, eine staatliche, religiöse, sittliche Umwälzung herbeizuführen, so ist doch tatsächlich die Wirkung seiner Theorien auf all diesen Gebieten eine ungeheure gewesen. Und forschen wir nach dem Geheimnis dieses Einflusses, nach dem Wesen dieses Zaubers, fragen wir, womit er so hinreißend auf die Menschen gewirkt hat, so blendend, daß sie die genialen Launen seiner Einbildungskraft nicht von den Erwägungen des tiefsten Denkers zu unterscheiden wußten, so werden wir wieder auf seine Haupteigentümlichkeit gestoßen, auf das von der leidenschaftlich erregten Phantasie zu glühender Flamme angefachte Gefühl. Diesem wahren und echten, weil aus den tiefsten Quellen der Menschennatur entspringenden Gefühl verleiht der subjektive Glaube mehr Gewicht, als selbst die objektive Wahrheit dem Denken. Es wirkt überzeugender für den, der es nacherlebt, als die logisch strengsten und scharfsinnigsten Deduktionen. Es bringt das Herz zum Sprechen — mag auch die Stimme des Verstandes darüber ungehört verhallen. Frau v. Houdetot hatte erkannt, worin die Macht Rousseaus lag, als sie schrieb: ‚Das Talent Jean-Jacques' war in seinem Herzen, daher kommen der Reiz und das Geheimnis seiner Sprache.'

Und deshalb kann auch der, der mit kritischem Geist, doch mit fühlendem Herzen, an den armen Menschen Jean-Jacques und seine Schriften herangetreten ist, der Werk und Werkzeug zergliedert hat und die Inkonsequenzen und Übertreibungen des einen, die Schwächen, Halbheiten und Torheiten des andern erkannt hat, doch nicht vollends dem Zauber sich entziehen, der von beiden ausgeht, diesem Zauber, der nicht verblassen wird, solange es Menschen gibt, die glauben, leiden und lieben.



Der Jagdhund des Himmels

Von Francis Thompson

Ich floh vor Ihm, durch Nächte und durch Tage;
Ich floh vor Ihm, durch bogengleiche Jahre;
Ich floh vor Ihm, durch labyrinthische Wege
Des eigenen Gemüts; und unter Tränen-Nebeln
Und rinnendem Gelächter verbarg ich mich vor Ihm.
Durchsicht'ge Hoffnung opferte ich auf;
Und schoß davon, und stürzte mich
In der Titanischen Finsternisse abgrundtiefe Furcht,
Vor diesen starken Füßen, welche folgten, folgten.
Jedoch mit ruhigem Jagen,
Mit unentwegtem Schreiten,
In unbeirrter Eile und majestätischem Wollen
Ertönten sie — und eine Stimme tönte
Noch dringlicher, als es die Füße taten —
‚Jed Ding verrät Dich, der Du mich verraten.'

Ich, Ausgestoßener, wagte es mit Ihm zu rechten
Und mein Gewissen stieß gar manchen Fensterflügel auf,
Der rot verhangen war,
Und Gitterschmuck von zart gewobener Güte trug;
Denn, ob es gleich schon Seine Liebe war, die folgte,
So litt ich dennoch wehe Furcht,
Daß ich, wenn ich Ihn hätte, nichts anderes mehr lieben dürfte.
Doch, wenn ein kleines Hoffnungsfensterchen sich weithin aufgetan,
Schlug es der Ansturm Seiner Nähe wieder zu.
Liebe weiß besser zu verfolgen, als Furcht zu fliehen weiß.
Bis an den Rand des Weltalls floh ich wohl,
Und stört' den goldenen Torgang zu den Sternen auf,
Um Schutz an ihre Schwebe-Riegel pochend,
Daß sie erzitterten im Klirre-Laut
Und daß des Mondes silberbleiche Pforten bebten.

Zur Dämmerung sprach ich: Eile; und zum Abend: Komm;
Mit Deinen jungen Himmelsblüten überschütte mich
Vor diesem fürchterlichen Freier!

Breit' deinen duft'gen Schleier über mich, auf daß Er mich nicht sehe!
All Seine Diener habe ich versucht,
Nur eigenen Verrat in ihrer Treue findend,
In ihrer Treu zu Ihm den Wankelmut an mir,
Verräterische Treu, anhänglichen Betrug.
Die schnellsten Dinge ging ich an um ihren Beistand;
Und klammert' so mich an die Mähne jedes Winds,
Die sausend fliegende.
Doch ob sie nun in leichter Flucht
Die langen blauen Auen fegten;
Ob sie, vom Donnerlaut getrieben,
Mit ihrem Wagen schnell den Himmel kreuzten,
Der Füße Sporn von jähem Blitz umfunkelt: —
Liebe weiß schneller zu verfolgen, als Furcht zu fliehen weiß.
Jedoch mit ruhigem Jagen,
Mit unentwegtem Schreiten,
In unbeirrter Eile und majestätischem Wollen
Folgten und folgten die Füße,
Und eine Stimme ertönte:
‚Nichts schützet Dich, der Du mir Schutz versagest.'

Nun sucht ich nimmermehr nach dem, wonach ich irrte,
In Männer- nicht, noch Frauen-Angesicht;
Doch in den Augen junger Kinder
Schien ein Etwas, ein Etwas, das mir Antwort geben könnte;
Sie wenigstens bekennen sich zu mir!
Ich neigte leise fragend mich zu ihnen hin;
Doch, grad als ihre Augen plötzlich lichtvoll wurden,
Als dämmert ihnen eine Antwort auf,
Pflückt sie ein Engel an dem goldnen Stengel ihres Haars von dannen.
‚Kommt darum Ihr, Ihr andern Kinder der Natur,
O teilet Ihr' sagt ich, ‚mir zarte Freundschaft zu;
Laßt mich Euch Lipp zu Lippe grüßen,
Laßt zärtlich Euch umschlingen,
Laßt mich mit Eurer Mutter losen Flechten tändeln,
Laßt mich mit ihr, in ihrem Schloß,

Geschmückt mit Winden wie mit Teppichen,
Unter ihrem himmelblauen Baldachin,
Trinken, trinken in Eurer reinen Art
Aus Kelchen,
Die noch von Tränen leuchtend sind,
Von Frühlingstränen.
Und so geschah's:
Ich, der Gefährte ihrer Anmut,
Ich zog den Riegel vom Geheimfach der Natur,
Ich kannte alle schnellen Eingebungen
Im wechselvollen Angesicht des Himmels;
Ich wußte, wie die Wolken aufwärts steigen
Im Jauchzen aus des Meeres stürmischem Lachen;
All was geboren ward und wieder schwand,
All was da aufwärts stieg und wieder sank.
Es ward zum Bildner meines eigenen Gemüts,
Das so mit ihnen sich erhob, mit ihnen trauerte.
Schwermütig ward ich mit dem Abend,
Wenn er die Glimmerkerzen angezündet
Rund um des Tags verblichene Heiligkeiten.
Und ich lachte in des Morgens Strahlen-Auge
Und ich triumphiert' und trauerte mit der Natur,
Und ich weinte mit dem Himmel,
Bis die Süßigkeit von seinen Tränen
Bitter ward durch meine menschlichen.
An das rotglühende Sonnenherz
Lehnt' ich das meinige zum Schlag,
Auf daß es sich mit ihm verschmelze.
Jedoch mein Schmerzensbrand ward nicht gelöscht.
Umsonst benetzten meine Tränen des Himmels graue Wangen,
Denn ach! wir wissen uns ja nichts zu sagen,
Ich und die Dinge. In Tönen spreche ich —
Ihr Ton ist Aufruhr, ihre Sprache Schweigen.
Natur, stiefmütterliche, arme Frau,
Du kannst den Durst nicht stillen;

O, möge sie, wenn sie mir Huld erzeigen will,
Den blauen Himmelsschleier fallen lassen,
Und zeige sie mir ihrer Brüste Zärtlichkeit:
Niemals hat ihre Milch den durst'gen Mund gesegnet.
Nah und näher ziehet die Jagd,
Mit unentwegtem Schreiten,
In unbeirrter Eile und majestätischem Wollen;
Und diesen lauten Füßen nach
Tönt näher noch die Stimme:
‚Sieh! nichts genügt Dir, der Du mir nicht genügest.'

Ganz nackt erwart' ich Deiner Liebe aufgehobenen Streich!
Denn Stück für Stück hast Du den Harnisch mir zerhauen
Und mich ins Knie geschleudert.
Und ich bin gänzlich waffenlos.
Ich schlief, so däucht mir, und ich wachte,
Und, langsam um mich blickend, find ich mich im Schlaf berauscht.
In meiner jungen Kräfte rascher Lust
Erschüttert' ich die säulenförmigen Stunden
Und riß mein Leben über mir zusammen.
So steh ich nun besudelt und beschmutzt
Im Staube meiner aufgetürmten Jahre —
Und meine Jugend, die zerschmetterte,
Liegt, eine Leiche, neben Trümmern.
Ach! meine Tage sind herabgebrannt
Und aufgeflogen wie im Rauch,
Sie sind verflogen und zerstoben,
Den Sonnenblitzen gleich auf einem Strom.
Ja, trügt doch selbst der Traum den Träumer,
Die Laute ihren Spieler;
Und selbst der Fantasien Bänder, in deren blumigen Geflecht
Ich diese Erde schwang, dem Tändelspiele gleich,
Sie lösen sich; zu schwach um eine Last zu tragen
Wie diese Erde, übervoll von Schmerzen.
Ist Deine Liebe denn ein Kraut,
Wennschon ein amaranthenes Kraut,

'Das keiner andern Blume Blühen duldet?
Du wundervoller Zeichner!
Mußt Du das Holz zuerst zu Kohle brennen,
Eh Du die Linien ziehen kannst?
Ach! meine Jugend strömte ihre Frische in den Staub;
Und nun, nun ist mein Herz gleich dem geborstenen Quell,
In welchem Tränentropfen staken,
Die nur hinweggespület werden durch der Gedanken Dumpfheit
Und niedersickern auf die seufzerbangen Zweige des Gemüts.
So ist es. Und was wird sein?
Wenn Mark so bitter ist, wie soll alsdann die Rinde schmecken?
Ich ahne kaum die nebelhafte Zeit;
Und dennoch hör' ich der Trommete Klang
Von den verborgenen Zinnen, den Zinnen einer Ewigkeit.
Und diese Nebel geben zitternd Raum
Den halbversteckten Türmen
Und waschen sie bedächtig wieder zu.
Jedoch nicht eh ich Ihn gesehn,
Den Rufer,
Der umhüllt von schwermutvollem Purpurkleid
Und der bekrönt mit dem Zypressen-Diadem.
Ich kenne Seinen Namen und ich weiß,
Was die Trommete tönet.
Sei es das Herz, sei es das Leben eines Menschen,
Das sich Deiner Ernte gab,
Muß denn Dein Erntefeld gedünget sein mit Todes-Moder?
Und nun umtoset mich von dieser Jagd,
Die immer näher kommt, ein seltsames Geräusch.
Und eine Stimme schwillt wie die ausbrechende See:
‚Ist Deine Erde so zerrüttet
Und so zu Scherben und zu Schutt zersplittert?
Sieh, alle Dinge fliehn Dich, denn Du fliehest mich!
Du seltsam, elend, nichtig Ding,
Was willst Du Eigenes in der Liebe haben?
Du siehst, daß ich das Niedrige erhebe' — sagt er

'Und menschlich Lieben fordert menschliches Verdienst:
Und was hast Du verdient —
Du Staub, Du der Geringsten Einer?
Ach! weißt Du denn,
Wie ganz und gar unwürdig Du jeder Liebe bist?
In wessen Liebe willst Du ruhen, Du aller Ehre barer,
Wenn nicht in meiner, wenn in meiner nicht?
All was ich von Dir nahm, ich nahm's,
Nicht Dir zum Leide,
Nur daß Du's wiederfändst in meinen Armen.
Und alles, was Dein kindisch Irren
Als Verlust betrachtet, das hob ich auf für Dich, für Dich;
Erhebe Dich, ergreife meine Hand und komm!'

Nun hält der Füße Fallen bei mir an:
Wär' denn mein Dunkel, das mich so beschwert,
Der Schatten nur von seiner Hand, der zärtlich ausgebreiteten?
'Du Tor, geliebter, blinder, ohne Kraft und Hort,
Ich bin es, den Du suchest,
Wer mich verstößt, der stößt die Liebe fort.'

Übersetzt von Miriam Eck.



Francis Thompson (vgl. den Artikel, Dezemberheft 1910: 'F. Th., ein katholischer Dichter.' Von Mary Ryan), geb. 1859 zu Preston, † 1907, gehört zu den ganz persönlich gearteten Vertretern der neuzeitlichen religiösen Poesie Englands. Die mystische Dichtung 'Der Jagdhund des Himmels' (The Hound of Heaven) darf ruhig mit dem Größten in Vergleich gestellt werden, was die Weltliteratur in dieser Richtung kennt. Es ist das alte und immer wieder neue Thema des Psalmisten: 'Wohin soll ich mich vor deinem Geiste retten, oder wohin soll ich vor deinem Angesichte fliehen?' Nur wird hier, wie es in dem erwähnten Artikel heißt, 'das überwältigende Gefühl von Gottes Allmacht und Allgegenwart durch das spezifisch christliche Moment der allumfassenden, persönlichen Liebe des menschgewordenen Heilandes gelindert und abgelöst.' Es ist nicht unwichtig, mit M. Ryan zu betonen: 'Keine Analyse, sondern nur eine sorgfältige und wiederholte Lektüre kann diesem einzigen Gedicht gerecht werden.'

Die Übertragung ins Deutsche gibt, ohne sklavische Nachbildung der kunstvollen Strophenform des Originals, den die Handlung begleitenden tonmalenden Rhythmus geschickt wieder. D. R.

Die Erforschung der Antarktis in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft. Eine Skizze zum Verständnis von Filchners Südpolarexpedition

Von Max Rieger

Durch den unerquidlichen ‚Nordpolstreit‘ ist in letzter Zeit die Frage der Erreichung der Pole mehr als bisher in den Vordergrund der Erörterung getreten und hat in weiten Schichten der Bevölkerung den Glauben erweckt, daß es sich bei Polarreisen doch gar zu sehr um sportliche Leistungen handelt und die dafür gebrachten Geldopfer solche nicht rechtfertigen. Ist nun wirklich bloß eitler Entdeckerehrgeiz die Haupttriebfeder derartiger Unternehmungen? Sind diese Bemühungen tatsächlich nur ein rein sportlichen Charakter tragendes Rennen nach Nord- oder Südpol?

Nun, die folgende Skizze über die Probleme der Südpolarforschung soll darlegen, daß das Erreichen des Pols durchaus nicht das Endziel der Forschung bildet, vielmehr es nur insofern erstrebenswert ist, als es darauf ankommt, was dabei auf dem zurückgelegten Wege methodisch gefördert wurde. Sie wird lehren, ein wie großartiges Beobachtungsfeld jeglicher Art die Antarktis darstellt, daß dort der Filchnerschen Expedition nach allen Richtungen hin im reichsten Maße Betätigung winkt und die Beantwortung der zahllosen Fragen für die Wissenschaft von größter Bedeutung ist, ja sogar mit den höchsten Problemen des Menschengeistes in Berührung bringt.

Dort in den einsamen Gefilden des ‚weißen Weltteils‘ darf sich die Forschung gar nicht einmal auf einzelne Wissenszweige beschränken, weil sonst empfindliche Lücken entstehen, die kaum mehr auszufüllen sind, wenn eben die lokalen Züge aller Erscheinungen nicht genügend Berücksichtigung finden. Aber in den überwiegenden Meeresräumen der Südpolarkalotte tritt auch das Gesetzmäßige der aus geophysikalischen Elementen abzuleitenden Normen leichter hervor als auf der nördlichen Halbkugel, wo deren Ungleichmäßigkeit bezüglich der Verteilung von Land und Meer, die Zerrissenheit der Festlandmassen und Inseln nur störend wirkt. Ohne reichliches, systematisches Beobachtungsmaterial in diesem Erdraum bleibt eine verderbliche Einseitigkeit in der Erkenntnis des Zusammenhangs vieler Naturkräfte, in der Auffassung der durch die verschiedenen morphologischen Verhältnisse bedingten Modifikationen der Polargebiete bestehen. In der Tat gibt es für das Studium der Genesis unserer Erde nicht bald so mächtige Impulse wie durch gründliche Forschungen in der Antarktis, und die Lösung der sich daselbst aufdrängenden Rätsel ist für die Entwicklung der Wissenschaften selbst eine Lebensfrage, da es gilt, die Beobachtungen im Norden an der Hand der Tatsachen im hohen Süden zu bestätigen, da natürlich alle Folgerungen aus den bisherigen Erfahrungen auch auf die südliche Halbkugel ihre Anwendung finden müssen.

Schon die auffallenden geographischen Gegensätze zwischen dem Nord- und Südpolargebiet sind es, welche einen bestimmenden Einfluß auf die Meeresströmungen, klimatischen und biologischen Verhältnisse beider Erdhälften ausüben. Hat man es im hohen Norden mit einem größtenteils von Land umschlossenen,

tiefen Meeresraum zu tun, so sind die ungeheuren Flächen des festgefügten, durch Land oder Flachsee gestützten Südpolareises von einem offenen Meeresring umgeben, in welchen die drei Südkontinente von Norden her in Spitzen auslaufen, und noch unendlich viel Arbeit bleibt der Zukunft vorbehalten, bis die Gestalt des Südpolarlandes erkannt sein wird. Denn kein Teil der Weltkarte hat durch neue Entdeckungen so einschneidende Veränderungen zu erfahren wie die Antarktis, weil dort alles bloß ‚gesichtete' Land zweifelhaft ist, da die Küstenumrisse wegen der Armut ihrer Natur vielfach einander sehr ähnlich sind, und darauf häufig die Ursache von täuschenden Landannahmen beruht.

Ähnelt der Meeresboden um den Südpol herum den Umgebungen der großen Kontinente, finden sich dort auf dem Grunde des Ozeans sedimentäre Gesteine, welche nach Süden an Fülle zunehmen, wie sie sich nur an den Rändern größerer Festländer in solcher Ausdehnung bilden können, lassen dazu die von einem Steilrand von 30 bis 60 Meter Höhe abbrechenden Eistafeln auf ein hoch ansteigendes, weithin sich erstreckendes Festland schließen und liefert das Gesteinsmaterial, welches sie enthalten, deutliche Beweise, daß sie nur auf größeren Landmassen entstanden sind, so mehren sich ständig die Anzeichen zugunsten eines antarktischen Kontinents, dessen Existenz vielfach noch bestritten wird und über dessen Gestalt die Meinungen sehr geteilt sind.

Sicher ist, daß die eigentliche Antarktis Eis und Schnee völlig bedeckt, die Vereisung ungleich größer als am Nordpol ist; und nur an besonders steilen Felsabhängen, an denen Eis- und Schneemassen schwerer oder gar nicht haften bleiben, ragen hier und da als sichtbares Zeichen eines steinernen Kerns aus der weißen Hülle dunklere Landstriche hervor.

Da nur an vereinzelten Stellen der Küstensaum des etwaigen Kontinents bisher bekannt geworden ist, so bleibt dort noch ungelöst die wichtige Frage nach der Verteilung von Land und Meer. Die eine Gruppe von Forschern, deren gewichtigster Vertreter Fridjof Nansen ist, nimmt einen Archipel von einzelnen großen Inseln an, die durch Überlagerung von riesigen Eismassen zu einer Einheit verkettet sind. Andere Gelehrte, wie Penk, Otto Nordenskiöld und Markham stützen sich auf die von Scott festgestellte Tatsache, daß das Barriereeis in der Roß-See eine Eistafel von auffallend ebener Oberfläche ist, die äußerst sanft gegen Süden ansteigt und im Meere schwimmen muß, da sie sich mit Flut und Ebbe hebt und senkt, andererseits aber sich Hunderte von Kilometern weit ins Innere erstreckt, und glauben, daß es sich hier um einen von Eis bedeckten Meeresarm handeln könnte, der sich von der Roß-See nach der Weddell-See hindurchzieht und das Südpolarland in zwei ungleiche Hälften teilt. Shakleton fand die Eismauer noch 650 Kilometer von der Küste landeinwärts nur 199 Meter hoch, während weiter westlich das von ihm entdeckte Land in einem Steilabfall von mehr als 3000 Metern sich erhebt, und dieser jähe Abfall in südöstlicher Richtung nach dem Südamerika gegenüber gelegenen Graham-Land sich fortzusetzen scheint. Dieses eisbedeckte Land aber ist ein Gebiet hohen Luftdrucks, von dem charakteristische östliche Winde abfließen; in der Westantarktis (Graham-Land) hingegen sind östliche Winde nur zeitweilig vorhanden, ja auf Snow Hill, wo Nordenskiöld überwinterte, fehlen sie gänzlich, vielmehr herrschen aus-

schließlich Südwestwinde, was vermuten läßt, daß gegen Südosten hin ein Gebiet niederen Luftdrucks, also ein Meer existiert und Westantarktis ein der Ostantarktis vorgelagertes Inselgebiet ist. Trotz alledem treten Shakleton, Bruce und Murray für das Vorhandensein eines geschlossenen antarktischen Festlandes ein, und Shakleton ist der Ansicht, daß die von ihm überschrittene 3000 Meter hohe Gebirgskette von dem Viktoria-Land auf der australischen Seite nach Graham-Land hinüberführt, und Bruce hält es für wahrscheinlich, daß ein Zweiggebirge von dieser Kette sogar bis nach Coats-Land ausstrahlt. Auch klimatische Erwägungen, nämlich die jahreszeitliche Verschiebung der antarktischen Antizyklone, deren Kern im Winter nach dem Indischen Ozean hinwandert, im Sommer jedoch mehr in die Nähe des Südpols rückt, lassen auf ein Kältezentrum schließen. Erfahrungsgemäß entwickeln sich aber solche abseits vom Pol nur auf größeren Landmassen, und so dürfte der vermutete Kontinent nach dem Indischen Ozean zu liegen, wo sich auch tatsächlich der Bruchrand einer großen Inlandseisdecke befindet. Hier aber, wo sich die beiden temperaturerniedrigenden Faktoren, Polnähe und Landeis, in höchster Potenz vereinigen, ist deshalb wohl auch der absolute Kältepol der Erde zu erwarten.

Allein der Umstand, daß so große Hypothesen aufgestellt werden können und darüber derartige Meinungsverschiedenheiten herrschen, zeigt recht deutlich, welch großartige geographische Probleme, viel wichtiger als die Erreichung des Südpols, dort zu lösen sind, lehrt aber auch, wie sehr unsicher unser Wissen von der Antarktis noch ist.

An der gegenwärtig zweiten, großen Periode internationaler Südpolarforschung, an dem eifrigen Bestreben der Kulturnationen, durch Entschleierung der Land- und Meeresteile der Antarktis den letzten großen, weißen Fleck vom Kartenbild unserer Erde hinwegzunehmen oder wenigstens beträchtlich einzuschränken, ist auch Deutschland aktiv beteiligt durch die am 7. Mai 1911 von Bremerhaven aus erfolgte Ausreise der vom bayerischen Oberleutnant Dr. h. c. Wilhelm Filchner geleiteten Expedition. Eine Tatsache, die um so erfreulicher ist, als ein teilnahmsloses Beiseitestehen unter den jetzigen politischen Verhältnissen geradezu ein nationaler Fehler genannt werden müßte. Nicht die leitenden Kreise können die Ehre beanspruchen, dieses auf großzügig angelegtem, wissenschaftlich wohl begründetem Plan basierende Unternehmen ins Werk gesetzt zu haben, sondern diesmal ist es wesentlich dem weitschauenden Blick und der bewundernswerten Energie eines einzelnen zu verdanken. Allerdings wurden ihm mit Recht von seiten der Regierungen alle möglichen Erleichterungen zuteil, auch erfuhr es in weitesten Kreisen ausgiebigste Unterstützung, nachdem die Sache einmal spruchreif geworden war. Aber erstaunlich bleibt es doch, mit welchem Glück und Geschick Filchner diejenigen Leute zu finden und für seine Pläne zu begeistern verstand, die von dem Überfluß ihres Reichtums, in richtiger Erkenntnis der Tragweite des Unternehmens und im vollen Vertrauen auf die Tüchtigkeit des ideal denkenden Forschers den rechten Gebrauch machten und sich damit ein ehrendes Denkmal setzten, im schönen Bewußtsein, einem wertvollen Werke zum Sieg verholfen zu haben. Denn in überraschend kurzer Zeit wurden die auf über 1½ Millionen Mark berechneten Unkosten lediglich

aus privaten Mitteln gedeckt! Filchner hat sich volle Selbständigkeit in der Leitung gewahrt und absolute Freiheit des Handelns vorbehalten. Er beabsichtigt, von Süd-Georgien aus nach den Sandwich-Inseln zu gehen und von dort das 1904 von Bruce entdeckte Coats-Land aufzusuchen. Seiner Küste südwärts folgend, will er einen Vorstoß ins Weddell-Meer ausführen in der Hoffnung, daß ihm dort ein tieferes Vordringen nach Süden vergönnt sei, als es sonst anderswo die Eisverhältnisse gestatten. Denn schöne Erfolge konnte dort der Robbenschläger James Weddell aufweisen, welcher 1823 vom Atlantischen Ozean aus in das nach ihm benannte Meer einen Vorstoß gegen Süden wagte. Nachdem er sich durch die gefährliche Packeiszone und die zahlreichen Eisberge hindurchgearbeitet hatte, gelangte er in völlig offenes Wasser und erreichte am 20. Februar die südliche Breite von 74° 15′. Aber der unter seinen Mannschaften ausgebrochene Skorbut, sowie der Mangel an Proviant und auch Bedenken bezüglich der weiten Rückreise und schon vorgerückten Jahreszeit zwangen ihn, auf die weitere Ausnützung so günstiger Umstände, wie sie eisfreie See und prächtiges Wetter in so hohen Breiten boten, zu verzichten. Relativ günstiges Fahrwasser hatte dort gleichfalls zurzeit der ersten Periode internationaler Südpolarforschung die schottische Expedition gehabt, welche unter Leitung von William Th. Bruce von den Falklands-Inseln aus 1903 nach Süden auf das Weddell-Meer zusteuerte und bald nach Passieren des Südpolarkreises 70° 25′ Breite erreichte, ohne Land selbst zu bemerken. Aber die angetroffenen Scharen von Pinguinen deuteten seine Nähe an. Bei dem raschen Fallen der Temperatur drohte die bisher fast eisfreie See sich mit gefährlichem Jungeis zu überziehen, weshalb Bruce lieber in einer geschützten Bucht der Laurie-Insel im Süd-Orkney-Archipel überwinterte. Auch das folgende Jahr hindurch wurde hier eine meteorologische Station unterhalten, während das Expeditionsschiff einen zweiten Vorstoß nach dem Weddell-Meer ausführte und weit nördlicher, als man vermutete, schon unter 72° 18′ eine riesige Eismauer in Sicht kam. Zwar machte das Packeis eine unmittelbare Annäherung unmöglich, aber die plötzliche Abnahme der Meerestiefe und das reiche Vogelleben klärten darüber auf, daß man auf die Eiskante eines unbekannten Hinterlandes, Coats-Land genannt, gestoßen war, dessen Küstensaum man 280 Kilometer bis unter 74° Breite verfolgen konnte. Dieser Küste von Coats-Land folgend, gedenkt Filchner, an dem südlichsten zu Schiff erreichbaren Punkt die Winterstation aufzuschlagen und ein Jahr hindurch wissenschaftliche Beobachtungen ausführen zu lassen. Von hier aus will er selbst die Schlittenreisen antreten und den kühnen Versuch einer ersten Durchquerung der Antarktis in der Richtung auf die Roß-See zu wagen, die einige hundert Kilometer abseits vom Pol vorbeiführen soll. Auf ihr hofft er, das gegenwärtig wichtigste geographische Problem zur Lösung zu bringen, indem er festzustellen trachtet, ob sich die amerikanische Antarktis mit den Gebirgsmassen des Viktoria-Landes auf der australischen Seite durch ein Gebirge verbunden zeigt und die Weddell-See nur einen tiefen Einschnitt ins Festland bildet, oder ob die Weddell- und Roß-See ein eisbedeckter Meeresarm verbindet, und West-Antarktis sich als ein der Ost-Antarktis vorgelagertes Inselgebiet erweist.

Sollte der zweiten deutschen Südpolarexpedition auch nur teilweise eine Klärung in dieser wichtigen geographischen Frage gelingen, so dürfte sie tatsächlich nicht nur für uns Deutsche im Ring der anderen gleichzeitigen, antarktischen Unternehmungen die bedeutsamste werden. Ihr Wert wird aber noch gewaltig gesteigert durch die Beteiligung an den weiteren Problemen, welche das Südpolargebiet in Fülle aufweist, wie es das Folgende lehrt.

Die Südpolarkalotte bietet uns nämlich in ihrer starken Vereisung, an deren Mächtigkeit selbst das Nordpolargebiet nicht heranreicht, ein treffliches Gegenstück jener, in ihrer Entstehung noch völlig rätselhaften Vorgänge, welche in früheren geologischen Perioden weite Flächen der gemäßigten Zone beherrschten. Ohne die genaue Kenntnis der Wirkungen solcher riesenhaften Eismassen, wie sie zur Eiszeit große Teile Europas und Nordamerikas bedeckten und das für Kulturzwecke so wichtige Diluviallland schufen, jenes verbreitete Gletscherschuttland, aus dem durch weitere Zersetzung der beste Ackerboden entstand, ist ein derartiges Relief nicht zu begreifen. Im Südpolargebiet ist die beste Gelegenheit geboten, die Gesetze der Eisbewegung kennen zu lernen. Auch ist das Eis ein gewichtiges Mittel, über die noch verschleierten Gebiete der Antarktis reiche Kenntnisse zu schöpfen. Denn die Untersuchungen über die verschiedenartige Struktur des Eises entscheiden, ob es Land verhüllte oder Meere füllte. Schon die äußersten treibenden Eisschollen fordern dazu auf. Sie können zeigen, ob man es mit zusammengestautem Meereis oder mit auf Land gebildetem Gletschereis zu tun hat. Der Unterschied der Struktur besteht nämlich, wie Professor Erich von Drygalski durch seine Forschungen in Grönland bewiesen hat, darin, wie sich die einzelnen Eiskristalle zu den großen Eismassen aneinandergliedern. Beim Meereis geschieht das derart, daß sich die kristallographischen Hauptaxen parallel zur Gefrierfläche einstellen, beim Eis der Binnenseen stehen sie senkrecht dazu, beim Gletschereis dagegen sind sie ohne bestimmte Anordnung. Hat man nun in den Proben Gletschereis erkannt, so verraten andere Struktureigentümlichkeiten, unter welchen Bedingungen es entstand, ob das Land, auf dem es gelegen hatte, flach oder uneben gewesen ist, so daß sich also bereits aus der genauen Prüfung der Eisdecke Wesentliches über das darunter begrabene Land aussagen läßt. Beachtenswert ist auch, in welcher Weise das Südpolareis mit Schutt durchmengt ist, wie weit die Winterkälte es durchdringt, ob sich Staubansammlungen an seiner Oberfläche finden, ob durch seine Existenz und Form es das Klima, Pflanzen- und Tierleben nachhaltig beeinflußt, oder die Temperaturverhältnisse Veränderungen hervorrufen. Alle diese Beobachtungen werden zur näheren Kenntnis der Gesetze der Eisbewegung und Gletscherbildung führen und für die Erklärung der diluvialen Vereisung von ausschlaggebender Bedeutung sein. Bieten die Polarregionen das Bild der früheren Eiszeit, so ist in dieser Hinsicht die Antarktis von um so größerem Interesse, als sich hier die Eiszeit unter den besonderen Bedingungen des ozeanischen Polarklimas zeigt, wie es in dem von großen Landmassen fast beckenartig umschlossenen, an Inseln reichen Nordpolargebiet nicht der Fall ist. Die Lösung der Fragen, ob die Eisbedeckung im Süden und Norden gleichzeitig begann, ob sich im Süden ähnliche Interglazialperioden nachweisen lassen

Jan Vermeer van Delft/Brieflesendes Mädchen



wie auf der nördlichen Halbkugel, wird darüber entscheiden, ob der Eiszeit kosmische oder tellurische Ursachen zugrunde liegen, ob die Erscheinungen an den beiden Polen sich gleichzeitig decken oder aufeinander folgten, ob schon rein lokale Einflüsse derartig auf das Klima einzuwirken vermochten.

Mehr noch als im geographischen Sinne ist die Antarktis in geologischer Hinsicht eine terra incognita. Aus der Anordnung der dort zahlreichen Vulkane und dem häufig angetroffenen Gesteinsmaterial vulkanischen Ursprungs schloß man einst, das Verhältnis derselben zu den Küsten mit denen in anderen Erdräumen vergleichend, auf den Bau dieses Landes. Aber eine wirkliche Erforschung dieses Verhältnisses wird nicht nur über die Entstehung des Landes Aufschluß geben, sondern zur Erkenntnis des Vulkanismus selbst und seiner gebirgsbildenden Kräfte wesentlich beitragen. Alle Probleme über den Aufbau der Erdrinde, über die Entstehung der Kontinente und Ozeane bleiben unlösbar, solange nicht die Antarktis geologisch gut erforscht ist. Mit der Frage nach der früheren Ausdehnung der Festländer und Meere hängen eine Reihe der weittragendsten Probleme der Biologie zusammen, Anschauungen über das Aufkommen und die Wanderungen der Pflanzen- und Tierarten, Theorien, welche einen verschwundenen Südkontinent fordern, um die seltsame Verwandtschaft, aber auch die Verschiedenheit mancher Pflanzen und Tiere in den Erdteilen zu erklären. Auch die großartigen Hypothesen über die Gesetzmäßigkeit in der augenscheinlich so willkürlichen Verteilung von Land und Meer, welche sich auf die merkwürdige Zuspitzung der Kontinente gegen Süden stützen, bedürfen erst durch die Südpolarforschung der Bestätigung. Ob sich die Andenkette jenseits der Staaten-Insel über Süd-Georgien, die Sandwich-Gruppe und die Süd-Orkney-Inseln hinweg in die Gebirge des Graham-Landes und die ihm vorgelagerten Dirk Gerritsz- und Süd-Shetland-Archipels fortsetzt, die Anden also einen nach Westen geöffneten Bogen beschreiben, den Antillen entsprechend, und an den Ufern des Belgika-Sundes wieder auftauchen, ob dieser Teil der West-Antarktis zur Tertiärzeit gefaltet wurde und die Bezeichnung für seine Gebirge als antarktische Anden in genetischem Sinne zu rechtfertigen ist, wird die Zukunft lehren. Inwieweit die Vulkanreihen des Viktoria-Landes und des Archipels südlich des Kap Horn zu beiden Seiten des nach dem Südpol hin verlängerten pazifischen Ozeans die Küstenbildung desselben fortzusetzen scheinen, diese Ideen werden erst durch weitere Forschungsergebnisse eine sichere Grundlage gewinnen.

Die in den Sedimentärgesteinen des Südpolargebietes zu erwartenden weiteren Funde von Fossilien sind berufen, ein überraschendes Licht auf wichtige Epochen der Erdgeschichte zu werfen und das Rätsel zu lösen, welches in der bis in die Tertiärzeit reichenden, auffallenden Ähnlichkeit der Faunen von Südamerika und Australien besteht. In der Gegenwart räumlich weit voneinander durch tiefe Meere getrennt, zeigen beide Erdteile und auch Südafrika sowie Neu-Seeland eine Anzahl gemeinsamer Pflanzen- und Tierformen, sowohl in der Säugetierfauna wie in manchen Vogelarten, Fischen, Amphibien und Insekten nahe Verwandtschaft, die im Tertiär sogar noch größer gewesen ist, während sich beide Gebiete von den anderen, ihnen näher liegenden Erdteilen wesentlich unterscheiden. Von Europa her können z. B. die auf niedrigerer Entwick-

lungsstufe stehen gebliebenen Beuteltiere nach ihren heutigen Hauptverbreitungsgebieten, dem gemäßigten Südamerika und Australien, kaum eingewandert sein, da im südlichen Asien in der Neuzeit weder Beuteltierreste aufgefunden, noch auch bis jetzt in Ablagerungen aus geologischen Perioden solche entdeckt wurden; ebensowenig sind Zwischenglieder, wie sie wohl bei dem Vordringen durch Asiens tropische Niederungen sich würden gebildet haben, bekannt geworden. Die Frage nach der Herkunft der Pflanzen- und Tierwelt Australiens und ihren nahen Beziehungen zu den anderen südlichen Festländern erklären hervorragende Geologen mit der Annahme eines früheren Zusammenhangs, und die Reste des ehemals vorhandenen Landes seien im Südpolargebiet zu suchen. Daß aber in der Antarktis früher wesentlich andere klimatische Verhältnisse herrschten, beweisen die von Shakleton bei seinem Vorstoß zum Südpol in der Beacon-Sandsteinformation angetroffenen 450 Meter starken Kohlenlager, dann auch Nordenskiölds Entdeckungen auf der Seymour-Insel, wo zahlreiche Knochenreste von Wirbeltieren, namentlich Vögeln, zeigten, daß es auf dem jetzt unter Schnee und Eis begrabenen Eiland einst schöne Laub- und Nadelwälder gab, in denen eine reiche Fauna pflanzenfressender Tiere lebte. Die deutlichen Strandlinien an den Küsten Südaustraliens und Tasmaniens, sowie an dem Gestade des antarktischen Festlandes, besonders in der Nähe der Roß-Insel, lassen über ehemalige Hebungen und Senkungen der Meeresküste in jenen Gebieten keinen Zweifel und zeugen für eine größere Ausdehnung des südlichen Kontinents in vergangenen Zeiten.

Wenn die Möglichkeit sich bietet, Einblick in die paläoklimatische Entwicklung der Antarktis zu erhalten, dann werden auch die Ursachen des in früheren Perioden viel wärmeren Klimas in der Arktis bekannt, ob es auf lokale Einflüsse zurückzuführen oder von allgemein für die ganze Erde geltenden Faktoren abzuleiten ist. Im Zusammenhang damit steht eine vermutlich jungpaläozoische Vereisung der Südhalbkugel, für welche Annahme die Beschaffenheit gewisser Schichten der unteren Dyas spricht. Rätselhafterweise findet sich dazu kein Analogon im Norden, weshalb die Südpolarforschung von größter Bedeutung für die Frage nach einer Polverschiebung wird; es gilt zu entscheiden, ob den wiederholten gewaltigen Überflutungen der um den Nordpol gelagerten Kontinente ein Rückzug des Meeres auf der südlichen Halbkugel folgte, ob dieselben im Norden gesetzmäßig eine Trockenlegung im Süden ausgleichen oder zeitweise die Wassermassen bald dem einen, bald dem anderen Pol zuströmen. Dem ausgedehnten nordpolaren Kontinent, dessen ehemalige Existenz so gut wie sicher erscheint, hat wahrscheinlich an der Grenze des Paläo- und Mesozoikum, wo Südafrika, Vorderindien, Australien und das östliche Südamerika eine zusammenhängende Landmasse darstellten, vielleicht auch der südpazifische Ozean Festland war, für längere oder kürzere Zeit ein südpolarer Kontinent entsprochen. Unter der Voraussetzung, daß zwischen den die Pole umgebenden Landmassen dann ein äquatorial gelagertes Mittelmeer statt der heute in meridionaler Richtung sich ausdehnenden Ozeane vorhanden war, ließe sich allerdings die weite Verbreitung mancher Faunen im Weltmeer erklären. So sind bedeutende Autoritäten der biologischen Wissenschaft durch

gewichtige Gründe der Pflanzen- und Tiergeographie geneigt, der Arktis und Antarktis in geologischer Vorzeit eine biologisch weit wichtigere Rolle als in der Gegenwart zuzuteilen, ja sie für manche terrestrische Floren und Faunen sogar als Entwicklungszentrum zu betrachten! Sind durch paläontologische Tatsachen die Pole wahrscheinlich Ausgangspunkte für die Weiterentwicklung der organischen Welt, so fragt es sich hinwieder, ob die vom Nordpol ausgehende Entwicklung durch geographische Umstände vielleicht in anderer Weise begünstigt wurde wie die vom Südpol und umgekehrt.

Ist schon das Studium der Flora der die Antarktis umgebenden Inselgruppen wertvoll, welche untereinander manche gemeinsamen Züge besitzen, wo aber die Vegetation vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, so wird doch erst die Kenntnis der Pflanzenwelt des Südkontinents selbst uns lehren, ob sich dort eine alte Flora erhalten oder neue, erst hingeschaffte Keime unter ähnlichen Bedingungen sich gleich entwickelt haben. Im Innern tiefer Fjorde finden sich manchmal günstigere klimatische Verhältnisse für sie als an den heftigen Stürmen preisgegebenen Außenküsten oder frei liegenden Inseln. Eisfreie Landpartien zwischen den Gletschermassen, steile Felswände mit den Nistplätzen von Möven bieten selbst einer spärlichen Vegetation genügend Raum. Die Nähe des Eises stört die Pflänzchen weniger, da sie sich sogar unter demselben lebensfähig erhalten, auch Kälte schadet ihnen nicht zu sehr, eher Trockenheit und Sonnenhitze. Es frägt sich nun, ob diese Pflanzen verwandte Beziehungen zu denen der südlich gemäßigten Zone haben oder mehr zu den arktischen. Es handelt sich dann auch um die Frage, ob die Vegetation in den nördlichen Polarländern die Eiszeit überdauerte oder erst nach dem Zurückweichen der Gletscher eine solche sich wieder einfand. Überhaupt stellt uns die Ähnlichkeit der südpolaren Meeresfauna ein Problem von größter Tragweite. Nicht nur, daß eine große Anzahl von Tieren fast ganz auf die Polarzonen beschränkt ist und die einzelnen Gattungen sich gar nicht oder wenig unterscheiden, vielmehr sucht man gerade in den dazwischenliegenden Gebieten des Äquatorialgürtels vergebens an der Oberfläche des Meeres nach solchen Formen. Von der Durchforschung der Antarktis ist unser Wissen von der Verteilung der Pflanzen- und Tierwelt abhängig, hier wird sich zeigen, ob sich bei zunehmender Abkühlung der Erde in den Polargebieten bestimmte Formen unter denselben Bedingungen gleichmäßig ausbildeten, ob ihnen ein gemeinsamer Ursprung zuzuschreiben ist oder sie sich noch heute in den tieferen Meeresströmungen gegenseitig austauschen. Aber auch Untersuchungen über die Mikroorganismen, welche im Haushalt der Natur eine so bedeutende Rolle spielen, dürfen in der Antarktis keineswegs fehlen. Aufgabe der bakteriologischen Forschung ist es, auch in der kalten Zone dem Zersetzungsprozeß der Mikroben nachzuspüren, welche das tote, organische Material in die Formen überführen, unter denen es Pflanzen und somit allen Organismen zur Nahrung dient. Es gilt, den Keimgehalt der Luft, des Eises, des Erdbodens und des Süßwassers auf dem Lande und des Meerwassers in den verschiedenen Tiefen festzustellen, wenn irgend möglich an demselben Orte zu verschiedenen Jahreszeiten. Insbesondere ist auf die Tätigkeit der denitrifizierenden Bakterien zu achten, denen es obliegt, die großen Stickstoffmengen,

welche dem Ozean durch die Flüsse in Form der ammoniumsalzigen Nitrate und Nitrite zugeführt werden, als elementaren Stickstoff wieder frei zu machen und damit die sonst das Leben der Organismen gefährdende Konzentration des Seewassers an derartigen Salzen zu beseitigen.

Auch der den Kern der Antarktis umgebende Wasserring hat seine eigenen Probleme. Hier handelt es sich um die Erforschung des Eismeeres selbst, seine Tiefenverhältnisse, seine Wärmeverteilung und chemische Beschaffenheit zu erkunden. Nach den neuesten Forschungen in dem fast abgeschlossenen Nordpolarmeer füllen seine Tiefen ziemlich warme Wassermengen, und es wird deshalb das kalte Wasser am Boden der Ozeane vermutlich aus den antarktischen Regionen stammen, deren Oberflächenströme ja auch die Westseiten der Südkontinente bespülen und deren Klima dementsprechend beeinflussen. Eine befriedigende Erklärung der Vorgänge in den Bewegungen des Ozeans gibt es solange nicht, als wir nicht genügend Aufschluß über die Meeresströmungen im Südpolargebiet haben. Gerade die Verteilung des Plankton, pflanzlicher Wesen von meist mikroskopischer Kleinheit, die willenlos auf hoher See treiben und deren Beschaffenheit der empfindlichste Maßstab für das Auftreten von Strömungen ist, wird uns zur Förderung der Ozeanographie wertvolle Dienste leisten. Denn warme und kalte, salzreiche und salzarme Wassermassen können sich leichter durchdringen und ineinander verschwinden als die Züge dieser Organismen, welche den Strömungen folgen und sich auch dann noch erhalten, wenn die verschiedenen Strömungen selbst nach Temperatur, Salz- und Gasgehalt sich nicht mehr nachweisen lassen. Da sich manchmal auch die umherschwärmende Brut von Pflanzen und Tieren periodisch dem Plankton zugesellt, wie z. B. Diatomeen, Caphalopoden, Echinodermen es tun, so wird man bei den Fängen feststellen können, ob das Wasser von den Küsten kommt oder der hohen See angehört, da es in letzterem Falle keine solche Beimischungen von Küstenformen enthält.

Messungen der Schwerkraft, Bestimmungen der Gravitationskonstante innerhalb der Südpolarzone sind für die Erkenntnis der Erdgestalt von besonderem Wert und von großem Interesse für die astronomischen und geodätischen Probleme, da es gilt, eventuell nachzuweisen, daß die südliche Erdhälfte eine etwas veränderte Gestalt besitzt. Weil zwischen der geographischen Breite und der Pendellänge genaue Beziehungen bestehen und aus Beobachtungen am Sekundenpendel sich die Abplattung der Erde ableiten läßt, so wird gerade die gründliche Kenntnis in den Polargebieten und somit der Antarktis die für die höhere Geodäsie äußerst wichtigen Fragen viel rascher fördern, als die langwierigen und sehr kostspieligen Operationen der mittels der heute so komplizierten, wissenschaftlichen Technik unternommenen, international organisierten Arbeit der Gradmessungen, welche bald über Europa hinaus ganz Afrika und Asien umfassen werden. Ohne genaue Kenntnis der Eiskalotte am Südpol können wir kein Urteil über die Geoiddeformation, selbst durch noch so gründliche Berechnungen, abgeben, und mit der Frage nach der Dicke der polaren Eismassen stehen die Ursachen über die Veränderlichkeit der geographischen Breite in Beziehung. Erst durch Beobachtungen in der Antarktis werden wir Klarheit über die Schwankungen der Erdaxe erlangen.

Ein unerläßliches Erfordernis für die Fortschritte der Wissenschaft vom Erdmagnetismus ist es, die magnetischen Messungen auch auf die Polargebiete auszudehnen, weil in der Nähe der Erdpole die Sammelplätze größter magnetischer Kraftäußerung zu finden, die Wirkungen magnetischer Kräfte hier aber auch am kompliziertesten sind. Nur in den Polarzonen lassen sich die wirren zeitlichen Vorgänge in den Veränderungen der erdmagnetischen Verhältnisse ständig beobachten, nur hier kann man das flackernde Nord- oder Südlicht, welches über den flimmernden Schneeflächen bald strahlenartig, bald in wellenförmigen Bändern am Himmel flammt, intensiv studieren, dessen enge Beziehungen zu den elektrischen Zuständen der Erde, den sogenannten Erdströmen, aufhellen und seinen vermuteten Zusammenhang mit der Periodizität der Sonnenflecken erforschen. Noch ist es bis jetzt nicht möglich, eine Periodendauer für die Beschleunigung oder Verzögerung der magnetischen Axe der Erde zu geben, denn die Verschiebungen der magnetischen Pole und die dadurch bedingten Laufrichtungen der verschiedenen Kurvensysteme sind viel zu verwickelte Erscheinungen. Gehören nicht jahrelange meteorologische Beobachtungsreihen an demselben Orte im Bereich der Südpolarzone dazu, um über die Wanderung der atmosphärischen Depressionen, über die verschiedenen Luftströmungen Aufschluß zu erhalten, den Einfluß des antarktischen Kontinents auf das Klima des umgebenden Eismeeres und umgekehrt festzustellen? Ist überhaupt an eine abschließende Entwicklung der Meteorologie und Klimatologie zu denken, ohne so umfassende Gebiete der Erde wie die Antarktis in den Kreis dieser Wissenschaften einzubeziehen?

Sollten obige Ausführungen zeigen, daß Filchners Unternehmen eine logische Konsequenz der älteren darstellt, sich auf deren Erfahrungen aufbaut und selbst wieder eine Grundlage für die folgenden Expeditionen bildet, so sollte die Schilderung der Probleme dem Leser Einblick in die Beweggründe der Südpolarforschung gewähren, um ihre Tragweite zu erkennen und verstehen zu lernen, daß gerade die so lange vernachlässigte Südpolarwelt berufen ist, vielen Gebieten der Naturwissenschaft hochinteressante Aufschlüsse zu liefern und damit zu einem tieferen Verständnis für Entstehung und Weiterentwicklung unseres Erdballs zu verhelfen. Dem Kenner aber öffnet sich eine ganze Welt von Fragen! Er steht gleichsam am Strande eines Ozeans und läßt seinen Blick über die unendliche Spiegelfläche des blauen Weltmeeres gleiten, deren Horizont in weiter Ferne mit dem Himmel verschwimmt. Und wie das Senkblei immer neue Wellenkreise zieht und neue Tiefen erkundet, so tauchen beständig neue Gedanken auf, haben beantwortete Fragen immer neue im Gefolge. Denn ‚die Wissenschaft ist ewig in ihren Quellen, unermeßlich in ihrem Umfange, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele‘.

Zur Geschichte der Zentrumspartei
Von Martin Spahn

Die Gegensätze unter den deutschen Katholiken, die gegenwärtig in den Erörterungen über den Charakter des Zentrums zum Vorschein kommen, rühren nicht erst von gestern her. Der Geschichtsforscher kann sie rückwärts verfolgen durch die ganze Geschichte der Partei, selbst bis in die Zeiten zurück, da erst die Voraussetzungen für die Gründung der Partei entstanden. Wie sind wir doch hüben und drüben im katholischen Lager gewohnt, mit einer Ehrfurcht, die keinen Argwohn aufkommen läßt, von dem Görres zu sprechen, der mit seinem ‚Athanasius‘ der kirchlichen Bewegung unseres Vaterlands ihren Schwung und ihre Kraft gegeben hat! Dennoch braucht man nur des späteren Luxemburger Bischofs, Johann Laurents, ‚Leben und Briefe‘ aufzuschlagen, um zu ersehen, daß schon wider den ‚Athanasius‘ wesentlich dasselbe eingewandt wurde, womit so mancher aus unserer Mitte heute angefochten wird.

‚Es fehlt‘, schrieb Laurent im Februar 1838 an seinen Bruder, ‚unserm Görres in seinem „Athanasius“ wie schier überall etwas, was dem Lacordaire in seiner Lettre sur le St. Siège in vollem Maße beiwohnt, jene einfältige Kindesliebe zum allgemeinen Vater der Christenheit, die ihn zum vollen Verständnis aller dessen göttlichen Gaben und Vorzüge führte. Er, wie schier alle deutschen Katholiken, steht noch mit einer Seite im Protestantismus; an ihm selbst bestätigt sich seine gemachte Erfahrung, „daß wir aller Orten von der Lüge wie von einer Atmosphäre uns umfaßt und umgeben finden“. Drei Grundmängel zeigen sich in allem, was er Katholisches geschrieben: er hat schiefe Ansichten 1. über das Verhältnis der Kirche zum Staat, 2. über die Wirksamkeit des Papstes in der Kirche, 3. über das Verhältnis der Kirche oder ihre Bedeutsamkeit zum und im Christentum.

‚Über erstes behauptet er ganz richtig, daß Staat und Kirche vereinigt und verbunden leben sollen, um die wahre soziale Ordnung darzustellen; aber er koordiniert beide zu sehr, stellt sie einander zu gleich, läßt die Superiorität der Kirche nicht zu, die wenigstens in dem Wert und der Geltung ihrer Leistungen erkannt werden muß, und verkennt den wesentlichen Unterschied, daß die Kirche wohl abgesondert vom Staate noch bestehen und leben kann, nicht aber umgekehrt. . . . Daher auch in früheren Schriften das Mißverständnis der Päpste mit den Kaisern im Mittelalter, worin er in schier fatalistischer Weise nichts als ein beiderseitiges Hinüberschwanken in fremdes Gebiet erkennt und das Unrecht zu gleichen Parten verteilt, ohne vom anerkannten Zweck der Päpste Notiz zu nehmen.

‚Über zweites scheint er wohl die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes gelten zu lassen, wogegen aber doch die Seite 41 den Hermesianern getane Einräumung streitet, als sei ihr Einwand, daß ihr Lehrer mißverstanden, von Rom nicht unbedingt abgewiesen worden.

‚Über drittes vertut er sich am ärgsten. Seite 90 spricht er vom Katholizismus als „der universalsten Form“, worin das Christentum hervorgetreten, was voraussetzt, daß es auch Christentum in andern nur speziellen Formen

gebe. Seite 105 nimmt er bei den protestantischen Pietisten ein „immer noch lebendiges christliches Element" an. Seite 151 weist er die Katholiken auf einen „gemeinsamen christlichen Grund" hin, auf dem sie „mit den andern christlichen Konfessionen stehen", auf welchem „bei allem äußern Kampf und Streit ein Gottesfriede ruht". Wenn diese Sätze nicht abweichend von ihrem Laut gedeutet werden, so sind sie sämtlich unkatholisch.

‚Auf demselben Irrtum fußet die gar günstige, aber grundfalsche Ansicht der Entstehung der Reformation, die er Seite 93 aus dem Streben einer vollkommeneren Form des Christentums, Seite 94 aus dem Verlangen nach dem Besten, Seite 137 aus der Widersetzlichkeit gegen das Unrecht der Päpste herleitet, so wie er Seite 95 den Protestantismus in seinem Anfang für „harmlos und minder nachteilig" (!), ja „für gewisse Anlagen faßlich und entsprechend hält" (!). Das heißt weiter gegangen als Möhler in seiner Symbolik, der auch den Protestantismus als ein abstraktes System, eine rationelle Irrung nachweist.

‚Entweder Grund oder Folge dieser verkehrten Ansicht von der Entstehung und Beschaffung der protestantischen Sekten ist auch die von der gemeinsamen Nationalität, auf die er Seite 153 hinweist, wo er dem durch und durch zerrissenen Deutschland, das, in Religion und tausend Interessen geteilt, nur eben noch (durch?) den gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache (zusammen?) gehalten (wird?), dasselbe „Gesamtgefühl und Gesamtinteresse" zumutet, womit es im Mittelalter die eine Kirche und das eine Reich verbunden hielten, die übrigens schier alle Nationen nicht minder fest verbanden, wie die Kreuzzüge bewiesen.

‚Diese Schwächen und Blößen an dem größten Stimmführer der Kirche in Deutschland verdrießen mich so sehr, daß ich wohl geneigt wäre, ihm darüber einen vertraulichen Brief zu schreiben. Ist er mir auch an Geist und Wissenschaft tausendmal überlegen, so will ich doch meinen Katechismus so gut wissen als er, und meine, noch konsequenter, weil einfältiger, katholisch zu sein.'

Alle die immer wieder aufgenommenen, am liebsten und breitesten ausgesponnenen Leitmotive der ‚integralen' und ‚absoluten' Katholiken klingen in dieser Ouvertüre des langen Streits schon durch.

Den beabsichtigten ausführlichen Brief an Görres hat Laurent am 24. April 1838 geschrieben. Religiöse Inbrunst und mutige Leidenschaft beleben und adeln den Brief; niemand wird ihn ohne Bewegung lesen. Görres würdigte ihn trotzdem keiner Antwort. Laurent aber meinte bald darnach mit Betrübnis zu erkennen, daß die Orthodoxie auch an einzelnen Aufsätzen der eben erst ins Leben gerufenen ‚Historisch-Politischen Blätter' Anstoß nehmen müsse. Wieder finde sich da manches von gemeinsamem christlichen oder gar kirchlichen Grund, was gar keinen Sinn habe. Er wolle nun auf die Gelegenheit passen, ‚die Sache einmal schriftlich und öffentlich zur Sprache zu bringen'. ‚Alle Halbheit in den religiösen Grundsätzen und Ansichten, alles Konnivieren mit dem Irrtum, alle die üblichen höflichen Konzessionen gegen seine Anmaßungen taugen nichts und können von dem gutmütig beabsichtigten Zweck eines Verständnisses nur immer weiter abführen. Auch die letzte Spur dogmatischer Toleranz setzt Gedankenlosigkeit und Glaubensnot voraus.' Soweit ging er schließlich doch nicht. Die öffentliche Äußerung Laurents zur Sache unterblieb.

Männer verwandter Gesinnung sind jedoch für ihn in großer Zahl wieder und wieder in die Bresche gesprungen. Denn anderseits schwand auch die Denkweise Joseph von Görres' nicht. Der Ritter von Buß, der sich zehn Jahre nach dem Erscheinen des ‚Athanasius' zum eindrucksvollen Heerrufer für die Bildung einer konfessionellen katholischen Partei in unserem politischen Leben machte, prägte am 17. März 1849 auf der Rednertribüne der Paulskirche inmitten der Frankfurter Nationalversammlung jenen Ausdruck von den beiden ‚Schwesterkirchen', den Windthorst ihm nachredete und dessen angebliche Wiederholung in der ‚Kölnischen Volkszeitung' noch in den letzten Jahren zu so viel bitteren Vorwürfen Anlaß geworden ist. ‚Was die religiöse Macht betrifft, so glauben Sie mir, daß der Katholizismus in Deutschland . . . nicht in der Feindseligkeit gegen andere Konfessionen seine Zukunft findet . . . Wir werden mit der Freiheit, die uns zubeschieden, ringen, um die sozialen Nöte der Gegenwart zu beseitigen, und da werden wir stolz sein, wenn wir unsere Schwesterkirche auf dem gleichen Wege finden.'

Sicher würde es sich lohnen, die Streitigkeiten darüber, was der Katholizismus von seinen Bekennern bei ihrem öffentlichen Auftreten verlangt, wissenschaftlich eindringend zu untersuchen. Überraschende Aufschlüsse über die Natur der katholischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts würden das Ergebnis sein; denn so wenig wie in irgend einer großen geschichtlichen Bewegung hat in dieser ein Schema das Leben gemeistert.

* * *

Auch zu einer langwierigen und erschöpfenden Entladung der Gegensätze auf dem parteipolitischen Gebiete ist es vor einem Menschenalter schon einmal gekommen. Vorgänge der Jahre 1876—1878 in Bayern muten in all ihren Einzelheiten wie ein Vorspiel der heftigen und schier unendlichen Fehde an, die dem Zentrum von den ‚Entschiedenen' zur Stunde angesagt ist. Lehrreich sind sie nicht weniger dadurch, daß sie zu dem praktischen Versuch einer Umbildung des Zentrums in eine konfessionelle Partei oder der Absplitterung einer solchen von ihm führten.

Die äußeren Tatsachen, wie es dahin kam, sind bald erzählt. Ein Jahr vor dem deutsch-französischen Kriege — am 11. Juni 1869 — konstituierte sich während der Tagung des Zollparlaments in Berlin für Bayern eine ‚bayerisch-patriotische Partei'. In ihr sammelten sich alle dem zeitgenössischen Liberalismus abgeneigten Elemente, ohne Unterschied der Konfession, selbst ohne Rücksicht auf mehr oder minder strenge kirchliche Gesinnung, lediglich zu dem Zwecke, die Vereinigung Bayerns mit dem Norddeutschen Bunde zu hintertreiben. Bei den Landtagswahlen erlangte die Partei die Mehrheit. Als aber Süd- und Norddeutsche auf den Schlachtfeldern Frankreichs gemeinsam kämpften, und die bayerische Regierung den Vertrag über Bayerns Beitritt zum Reiche abschloß, da ergriff, wie der geistige Urheber des Programms der Patriotenpartei, Edmund Jörg, ingrimmig geschildert hat, Entmutigung, ja Verzweiflung die Masse des Volks und insbesondere seiner treuesten Führer, des Klerus. Hatte die bayerische Regierung Jahre lang mit dem Liberalismus

und der Bourgeoisie geliebäugelt, so erhob sich nun im Volk und unter der Geistlichkeit der Ruf: ‚Gehen wir zum Kaiser!' Nachgiebig wider den Ruf, stimmte auch ein Teil der Patrioten dem Anschluß an Preußen zu. Der Vertrag wurde genehmigt. Dennoch löste sich die Partei nicht auf. Nicht ohne Gefahr gewann sie die Fühlung mit den Wählern wieder, indem sie die katholischen Empfindungen der Mehrheit des Bayernvolkes zu ihren Gunsten anrief. Sie ordnete sich seitdem zwar nicht dem Namen nach, aber in Wahrheit der gesamtdeutschen Zentrumsbewegung als Glied ein, wie denn auch die in den Reichstag gewählten Patrioten Mitglieder der Zentrumsfraktion des Reichstags wurden. Darauf behauptete sie auch bei der Wahl des Jahres 1875 über die Hälfte aller Kammersitze. Gegenüber der Regierung blieb sie dagegen in schwacher Stellung. Der König trennte sich nicht von dem liberal gerichteten Ministerium Lutz, und dieses ließ sich außer in kleinen Dingen keine Zugeständnisse abringen. Die Partei verstand sich, wozu sie ohnehin neigte, zu einer Kompromißpolitik. Deren Rechtfertigung suchte sie darin, daß sie die ‚Mäßigung' für jede ‚christlich-konservative' Partei zum Grundsatz des politischen Handelns erklärte. Zu solcher Zurückhaltung nötigte die Angehörigen der Fraktion nicht nur Mangel an innerer Übereinstimmung. Vermutlich hatte noch größeren Anteil daran die Stimmung der Zeit.

Alle Führer der Patriotenpartei standen mitten in der katholischen Bewegung des Jahrhunderts. In ihr liefen damals zwei Strömungen nebeneinander her, die dem politischen Verhalten der Katholiken seine Richtung gaben: eine ‚extreme', die wider den modernen Staat systematische Opposition betrieb, politisch radikal gestimmt war, kein Interesse als das der Kirche berechtigt nannte, und eine ‚gemäßigte'. Die gemäßigte Strömung erklärt sich aus den besonderen innerkirchlichen Zuständen nach der Verkündigung des Syllabus und nach dem Vatikanischen Konzil. Ihre bedeutenden Vertreter hatten einst in der Mehrzahl einerseits die Erneuerung des kirchlichen Lebens warmen Herzens miterlebt und mitbewirkt, anderseits ihre allgemeine Kulturansicht und ihre politischen Überzeugungen mit den Liberalen gemein. Inzwischen hatten sie sich vom Liberalismus als gläubige Katholiken seit 1864 und vollends seit 1870 losgesagt, ohne ihn jedoch in allem geistig überwunden zu haben und von ihm ganz und gar losgekommen zu sein. Zugleich war auf ihre früher so zuversichtliche und feste Teilnahme am Leben der Kirche, ohne daß ihr Glaube erschüttert, ihre Treue wankend geworden schien, ein Reif gefallen. Unter dem Druck von Ereignissen, auf die sie keinen Einfluß gehabt hatten, betätigten sie sich fortan in den politischen Kämpfen programmatisch und taktisch als Männer der Mäßigung. Sie scheuten sich davor, Fragen herzhaft und grundsätzlich anzufassen. Sie ließen es nicht mehr auf ernste Konflikte ankommen, als könne deren Ausgang nur ihre schon so herben Enttäuschungen noch vermehren. Sie erklärten es schon bald für eine sachliche Notwendigkeit, daß die Politik immer mit dem Ausgleich der Gegensätze als unverrückbares Ziel, opportunistisch gehandhabt werde. Vorübergehend hatte ihre Richtung großen Erfolg. Sie kam in der ersten Hälfte der siebziger Jahre vorzüglich in dem Mutterlande der katholischen Bewegung, in Frankreich, hoch, erlangte aber auch in Belgien

und in Bayern das Übergewicht. Hier war Edmund Jörg zugleich ihr Führer im Parlament wie ihr Herold in der Publizistik. Neben ihm übten in der Kammer insbesondere Freytag, Westermayer und etwa noch Hauck Einfluß aus. Die bayerischen Gemäßigten hielten wie die aller katholischen Länder fest daran, daß sie zwar in kirchenpolitischen Fragen geschlossen ihre Pflicht wider die Kirche erfüllten, jedoch in ihren sonstigen parlamentarischen Entscheidungen unabhängig wären. Nicht das Kirchenregiment, heißt es 1877 in der Flugschrift eines Patrioten, entsende die Gemäßigten, und nicht bestehe deren einzige Aufgabe in der Vertretung klerikaler Interessen. Die Gemäßigten lehnten es infolgedessen auch als verfassungswidrig ab, in einem paritätischen Staat eine konfessionelle Partei zu bilden, um so mehr, weil es sich heute, wie eine andere Stelle jener Flugschrift sagt, nicht um konfessionelle Gegensätze, sondern um den Weltkampf zwischen dem Christentum und der vom christlichen Glauben losgelösten Philosophie handele, und weil in diesem Kampfe sogar ein Katholik wie Mallinckrodt von ‚der Solidarität der christlichen Interessen' gesprochen habe. Sie stellten sich ferner ohne Rückhalt auf den Boden des modernen Verfassungsstaats und waren jederzeit zu einer annehmbaren Verständigung über eine gemeinsame gesetzgeberische Arbeit mit den liberalen Gegnern bereit. Wie den französischen, so blieb aber auch den bayerischen ‚Gemäßigten' fortwährend eine Gruppe von ‚Extremen' in der Flanke. Sie wagten diese Gruppe nicht von sich abzustoßen, weil sie sonst in die Minderheit gerieten, konnten sie jedoch auch trotz aller Versöhnungsversuche nicht an Disziplin gewöhnen.

Vom August 1876 an lehnten sich die ‚Extremen' offen auf. Ein persönlich achtungswerter und überzeugter, freilich als Politiker recht zum Fackeln geneigter Geistlicher, Dr. Rittler, veröffentlichte in dem von ihm redigierten ‚Fränkischen Volksblatt' am 23. und 25. jenes Monats zwei Leiter, worin er ein offenes programmatisches Bekenntnis der patriotischen Partei zu den Grundsätzen der Kirche als nötig bezeichnete. Im Oktober darauf erschien aus der Feder desselben Mannes eine ausführliche Kritik an der gemäßigten Haltung der Patriotenpartei: ‚Wo stehen wir?' Kurz vor den Reichstagswahlen, die in den ersten Tagen des Januar 1877 stattfanden, legte Rittler unumwunden im ‚Fränkischen Volksblatt' dar, daß er und seine Gesinnungsgenossen die Umwandlung der Patriotenpartei in eine ‚Katholische Partei' betreiben würden. Mit dem Jahreswechsel gab er die Redaktion des Volksblatts auf, beteiligte sich eifrig an der Agitation für seinen Vorschlag unter den bayerischen Wählern und rief zum 1. April zu München eine Wochenschrift: ‚Die katholische Fahne' ins Leben, die er ausdrücklich dem Kampfe für seine Idee weihte. Unterstützt wurde er vom ‚Bayrischen Vaterland' in München, vom ‚Neuen bayrischen Volksblatt' in Regensburg und nach wie vor vom ‚Fränkischen Volksblatt' in Würzburg. Das Zeitungsaufgebot gegen die Patriotenpartei war also von ansehnlicher Stärke.

‚Die katholische Fahne' erschöpfte sich im allgemeinen in wortreichen, inhaltsarmen Klagen darüber, daß die bayerischen Patrioten ganz ebenso wie ihre französischen und belgischen Geistesverwandten davor zurückbebten, sich ‚Klerikale' zu nennen, und daß sie immer wieder vor dem Ministerium zurück-

wichen. Voller Pessimismus, verkündete sie unablässig, daß die Patrioten ebenso, wie Mac Mahon die Franzosen im Dezember 1877 auch zu ihrem inneren Sedan führte, das katholische Volk Bayerns der Niederlage entgegentrieben. Der Historiker wird in dem Blatte fast nur Spreu, selten ein Weizenkorn finden.

Dagegen gab im Sommer 1877 der Prediger an der Stadtpfarrkirche zu Kitzingen, Hörschel, der auch am ‚Fränkischen Volksblatte' mitarbeitete und im großen und ganzen zu Rittlers Kreis gehörte, eine nur einen Bogen starke Flugschrift heraus, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. In ihr erscheint alles, was seit Laurents Widerspruch gegen den ‚Athanasius' bis auf diesen Tag von den Vertretern derselben Gedankenrichtung zur Begründung ihres Standpunkts gesagt wurde, auf die knappste und klarste Formel gebracht und in der wirksamsten logischen Steigerung zusammengefaßt. Der Titel des Schriftchens lautete: ‚Der Streit unter den bayerischen Ultramontanen, vom katholisch-dogmatischen Standpunkt beleuchtet' (Würzburg, F. X. Bucher 1877). Hörschel warnte wie Rittler davor, die Meinungsverschiedenheiten zu vertuschen. Diese rührten nicht nur von einer Verschiedenheit des Temperaments ihrer Vertreter her, wie manche sich einredeten; sie hielten sich auch nicht an der Oberfläche, wie andere entschuldigend sagten. Ganz und gar nicht sei freilich der Streit ein Merkmal dafür, daß sich der bayerische Katholizismus auflöse. Noch sei in diesem der Geist in alter Lebenskraft. ‚Von beiden Richtungen ist jede stolz auf den Titel römisch-katholisch; auf beiden Seiten gehorcht man den Geboten der Kirche; auf beiden Seiten ehrt man den gemeinsamen Vater der Christenheit, auf beiden Seiten bringt man Opfer und leidet für die eine, große und heilige Sache.' Dennoch seien beide Gruppen von ungleicher Art, und eben weil der Organismus der katholischen Kirche Bayerns noch gesund sei, scheide er sie nun als nicht zusammengehörig voneinander.

Der Unterschied der ‚Gemäßigten' von den ‚Extremen', so stellte Hörschel nun zunächst die beiden Richtungen wider einander, erstrecke sich auf die Kampfesweise, den Feldzugsplan, die Führerschaft und die Operationsbasis. Jene wahren in der Form die Milde und hoffen durch Temporisieren die kirchlichen Grundsätze zur schließlichen Anerkennung zu bringen, ohne den augenblicklich erträglichen materiellen Bestand der Kirche in Bayern aufs Spiel zu setzen. Ihnen gilt klug sein, opportunistisch handeln für das wichtigste. ‚Die andern dagegen lieben es, dem Feinde die volle katholische Wahrheit mit allen ihren Spitzen und Ecken offen und nackt entgegenzuhalten, ohne auf die Zartheit des Ausdrucks besonderes Gewicht zu legen.' Sie drängen entsprechend zum rücksichtslosen Draufgehen. Ihnen liegt mehr an der Wahrung des Prinzips als an der materiellen Position der Kirche. ‚Ihre Devise lautet in dieser Beziehung: Kirchlich korrekt handeln, wie es das Prinzip und die Ehre der katholischen Fahne gebieten, mag daraus entstehen, was da will.' Die Gemäßigten sträuben sich von ihrem Standpunkt logischerweise dawider, daß sich der Klerus auch im politischen Kampfe an die Spitze der Katholiken stellt. ‚Namentlich halten sie es für fehlerhaft, wenn ein Geistlicher die oberste Leitung von solchen katholischen Vereinen übernimmt, welche von der weltlichen

Obrigkeit als politische Vereine angesehen werden. Hier, so meinen sie, gehören die Laien voraus, die Geistlichen aber mehr in den Hintergrund.' Die Entschiedenen dagegen fragen bloß danach, wer der tüchtigste, gebildetste und einflußreichste ist. ,Ja, sie geben bei gleicher Güte einem Priester und für Rom begeisterten Theologen den Vorzug'. ,Am schärfsten aber sehen wir die Gegensätze hervortreten, wenn wir unsern Blick auf die Operationsbasis beider Richtungen werfen. Hier stehen die Gemäßigten fast vollständig auf gleichem Terrain mit dem Liberalismus. Was der moderne Staat über Verfassungsleben, Unverantwortlichkeit des Königtums, gesetzgebende Gewalten, Parität der Parteien und Religionsgesellschaften usw. definiert und ins Leben eingeführt hat, das erkennen dieselben stillschweigend als zu recht bestehend an und betrachten es als den unantastbaren Boden, von dem allein aus mit Erfolg operiert werden könne. Da sie im gläubigen Protestantismus eine Genossenschaft erblicken, die im gegenwärtigen Kampfe durch die Gleichheit der Interessen mit uns Katholiken verbunden sei, so suchen sie denselben als Bundesgenossen allen Ernstes sich anzugliedern, woraus mit logischer Notwendigkeit folgt, daß sie als Partei den Namen katholisch zurückweisen. Mit einem Worte: die Gemäßigten stellen sich auf den modernen staatsrechtlichen Standpunkt, um von hier aus die katholische Sache gegen die Angriffe des Liberalismus insoweit zu verteidigen, als von dieser Basis aus eine Verteidigung möglich ist.' Von einem solchen Kampffeld wollen dagegen die Entschiedenen unter keinen Umständen etwas wissen. ,Wenn sie auch nicht den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse wollen und wünschen, so betrachten sie doch das moderne Staatswesen mit seinen liberalen Schöpfungen als eine Macht, mit der schlechterdings keine Gemeinschaft zu machen sei. Sie benutzen wohl auch dankbarst die Dienste gläubiger Protestanten, wenn ihnen solche frei und ungesucht dargeboten werden, geben aber darum in ihrer Eigenschaft als Partei den Namen katholisch nicht auf. Kurz, sie stehen im Kampfe lediglich auf dem kirchlich-katholischen Standpunkt, um von hier aus mit allen Kräften zu erstreben, nicht etwa, was nach modernem Staatsrechte, sondern was nach den Prinzipien der katholischen Kirche erlaubt und möglich ist.'

Wie dem religiösen, so kann ,auch dem politischen Liberalismus seit der feierlichen Verkündigung der Thesen des Syllabus kein kirchlich treuer Katholik mehr huldigen, und in der Tat huldigen ihm im katholischen Lager weder die Extremen noch die Gemäßigten, wie ja deutlich die öffentlichen politischen Wahlen beweisen. Aber — und jetzt kommt der Kernpunkt der Frage — ob dem Liberalismus und dessen geistigem Vater, dem Protestantismus, auf dem Boden der Politik und des Staatslebens wenigstens nicht doch eine gewisse innere, natürliche Existenzberechtigung zukomme, ob andere, die nun einmal liberal sein wollen, durchaus nicht doch das Recht haben, es zu sein, das ist in letzter Analyse die große Frage, die gegenwärtig die Geister im ultramontanen Lager entzweit'. ,Die Gemäßigten kämpfen gegen den Liberalismus wie gegen eine Macht, deren Herrschaft sie sich zwar nicht unterwerfen, die aber doch zu recht besteht', mit der sie Frieden schließen würden, verständigte man sich nur einigermaßen über die Grenzen. Für die Entschiedenen dagegen ver-

dankt der Liberalismus dem religiösen und politischen Aufruhr sein Dasein. ‚Wir mögen den Liberalismus hier auffassen als den offiziell gewordenen Unglauben oder als Sammlung von häretischen Thesen, die im staatlichen Leben jetzt praktisch werden sollen, oder als den Abfall des öffentlichen Gemeinwesens von Gott, Kirche und Christentum — und in irgend eine dieser Kategorien wird und muß er passen —, so haben wir jene Sünde vor uns, welche nach der unfehlbaren Lehre der Kirche die größte und schwerste von allen ist.‘ Das wahre, das katholische Prinzip ist also bei denen, ‚wo man Milde und Nachsicht im Kampfe als Konnivenz gegen das Böse, wo man das Temporisieren und Zuwarten als Preisgabe des Prinzips und Ursache der religiös-sittlichen Korruption, wo man die Furcht vor geistlicher Führerschaft als Zweifel in die Güte der eigenen Sache, wo man das Festhalten am modernen Recht geradezu als Konzession an den Todfeind zu betrachten gewohnt ist‘, ‚wo man als Form des Kampfes die rücksichtslose Offenheit, als Feldzugsplan das entschiedene, kirchlich korrekte Handeln, als Führer in erster Linie den Klerus und als Operationsbasis den ausgeprägt katholischen Standpunkt sich gewählt hat.‘

‚Aber wie kommt es denn,‘ bohrte Hörschel tiefer, ‚daß auf gemäßigter Seite Männer von so lauterer Gesinnung, von so moralischem Wandel, von so gediegenem, oft selbst theologischem Wissen, einem dogmatisch unhaltbaren Prinzip huldigen können? Das möchte uns fast wundernehmen, wenn wir nicht wüßten, daß wir in Deutschland, der Geburts- und Wohnstätte des Protestantismus, zu Hause sind. Es soll einmal vor mehreren Jahren zu Rom von sehr maßgebender Seite einem hervorragenden deutschen Katholiken gegenüber halb im Scherze, halb im Ernste geäußert worden sein: ihr deutschen Katholiken seid vielfach so ein wenig protestantisch! Darin liegt, wenn man die Sache richtig auffaßt, viel Wahrheit. Infolge des Zusammenlebens, des langwierigen intimen Verkehrs mit den protestantischen Denominationen haben die Katholiken Deutschlands allmählich und unbewußt sich so manche Grundsätze, so manche Anschauungen angeeignet, die lediglich dem protestantischen System entstammen. Insbesondere huldigen wir hinsichtlich der Parität staatlich anerkannter Konfessionen vielfach Ansichten, die mit dem Dogma von der alleinseligmachenden Kirche in grellem Widerspruche stehen; ja schon aus den von uns so häufig gebrauchten Ausdrücken katholische und evangelische Konfession, die wir, freilich oft unbewußt, in demselben Sinne nehmen wie unsere religiösen Gegner, leuchtet deutlich hervor, daß wir nicht immer so ganz auf korrekt katholischen Wegen uns befinden. Wir halten — jedenfalls ganz unbewußt — Katholizismus und Protestantismus für zwei verschiedene, aber doch gleich berechtigte, voneinander unabhängige Erscheinungsformen eines und desselben Christentums . . .

‚Ist nun aber so seit 300 Jahren, dank dem innigen Zusammenleben mit dem Protestantismus, der religiöse Standpunkt unter unseren Füßen etwas wackelig geworden, so konnte der Liberalismus als der politische Sprößling des Protestantismus uns hinsichtlich derjenigen Fragen, die das Verhältnis von Staat und Kirche berühren, von unserer Position leicht abdrängen. Jene

Ansichten über modernen Konstitutionalismus, Herrschaft der Majoritäten, Verbindlichkeit der Gesetze, Kultus- und Meinungsfreiheit u. dgl., welche aus dem Liberalismus ihren Ursprung ableiten, spuken oft selbst in besseren, für die katholische Kirche begeisterten Köpfen. Kurz, wir haben uns von der geistigen Umarmung des Protestantismus und Liberalismus noch nicht so entschieden losgemacht, wie Schrift und kirchliches Dogma es verlangen. Weiterhin aber versuchen wir die großen Fragen unserer Zeit fast immer nur rationalistisch, d. h. nur selten im Lichte der uns gewordenen, göttlichen Offenbarung zu lösen. Wir wissen aus der Hl. Schrift, daß neben der Entwicklung des Reiches Jesu Christi auf Erden noch eine andere, dieser aufs schroffste entgegengesetzte Entwicklung einherläuft, nämlich die Entwicklung des Reiches des Antichrist, des „Menschen der Sünde", des „Geheimnisses der Bosheit"... Wir haben sonach im gegenwärtigen Kampfe eine Phase jenes furchtbaren Krieges vor uns, den die Mächte der Finsternis gegen das Reich der Gnade und des Lichts nun schon seit 1800 Jahren führen ... Nun aber ist man im katholischen Lager noch vielfach so harmlos, daß man in dem uns entgegenstehenden Kriegsheere lediglich eine zufällig zusammengewürfelte Schar verblendeter, von Vorurteilen befangener Menschen erblickt, die, manchmal sogar in bester Absicht, nur Opposition gegen Rom, Papsttum, Jesuitismus u. dgl. machen...

‚Und so gibt man denn in dem allerdings sehr edlen Bestreben, die vermeintlich bloß betörten Gegner durch schroffes Wesen nicht zurückzustoßen, die eigenen Leute in Masse zuerst der Korruption, dann dem Abfall preis. Vergessen wir doch niemals, was Papst Pius X. in seinem denkwürdigen Breve vom 29. Januar d. J. an den Verein der katholischen Jugend Italiens über die politischen Wahlen gesagt, daß nämlich „der Kampf nicht mehr gegen den Irrtum der Geister, sondern gegen den bösen Willen einer sehr großen Zahl von Wählern geht, welche von Haß gegen die Religion erfüllt sind".'

Indem sich Hörschel aber derart in einen rein religiösen Gesichtskreis zurückzog, stellte er seine Beweisführung plötzlich vor einen Abrund. ‚Ist es' denn überhaupt ‚statthaft, daß wir Katholiken in unserer Eigenschaft als solche an den politischen Kämpfen der Gegenwart teilnehmen, oder genauer: Ist die Bildung einer spezifisch katholischen Partei, welche die Verteidigung der katholischen Kirche auf politischem Gebiete im Angriffsfalle sich zum Ziele setzt, erlaubt'? Er setzte mit kühnem Sprung hinüber! Die Apostel trieben keine Politik, aber sie hatten die Gesellschaft erst zu christianisieren, bevor ein christliches Staatswesen wirklich werden konnte. Heute ist die Gesellschaft christlich und besitzt das Staatswesen ein christliches Fundament. Daher haben wir von Gottes- und Rechts wegen über die Öffentlichkeit zu verfügen und dürfen als katholische Partei die Rechte unserer Kirche verteidigen. Freilich ‚ob die Teilnahme der Katholiken am modern-parlamentarischen Leben überall auch da, wo ein praktischer Erfolg damit nicht erzielt werden kann, das geeignete Mittel zur Verteidigung katholischer Prinzipien und Einrichtungen ist, diese Frage wollen wir vorerst noch offen lassen' ...

* * *

Theorien müssen sich im wirklichen Leben bewähren. Sie dürfen nicht nur nach der ihnen innewohnenden Logik beurteilt werden.

Hörschel schwieg sich in seiner Flugschrift darüber aus, wie es die von ihm befürwortete katholische Partei in der Kammer und bei der Agitation anfangen solle, Befriedigenderes als die patriotische Partei zu leisten. Darüber ist er erst in Artikeln aus sich herausgegangen, die er ins ‚Fränkische Volksblatt' schrieb. In ihnen gelangte er zu denselben Ergebnissen, über die schließlich auch in der Kammer Rittler und die wenigen Abgeordneten nicht hinauskamen, welche ihm nahe standen. Rittlers ‚Katholische Fahne' nahm wohl einige Anläufe, die Frage der christlichen Schule zum Mittelpunkte und zur Hauptsorge der neuen Parteibildung zu machen; sie ließ sich auch den Rat erteilen, daß man das Ministerium auf die runde und volle Erfüllung des bayerischen Konkordats von 1817 stellen oder zu dessen offener Abschüttelung treiben müsse. Als Abgeordnete aber betätigten sich die Herren bloß in radikalen Anträgen und Abstimmungen. Sie wollten den liberalen Ministern die Dispositionsfonds gestrichen wissen. Sie stimmten gegen die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes, damit die ‚liberale Rechtsprechung' nicht noch gestärkt werde. Sie sträubten sich wider die Bewilligung notwendiger Bauten. Aber auch an die Ablehnung des ganzen Budgets, Steuerverweigerung, Wahlenthaltung aller katholischen Wähler und einen Schulstreik dachten sie, obwohl ihr zweites Wort war, daß Katholizismus und echter Konservatismus sich decken.

Indessen die praktische Politik des Rittlerschen Kreises wurde kaum über der Anwendung beachtet, die gleichzeitig zwei andere Politiker mit katholischem Taufschein von den ‚kirchlichen Prinzipien' machten. Der ehrgeizige und spekulationslüsterne Herausgeber des ‚Bayerischen Vaterland', Dr. Sigl, hatte mit seinem Demagogeninstinkt sofort begriffen, daß Rittlers grundsätzlicher Angriff auf die Patriotenpartei ihm eine bisher noch nie gekommene günstige Gelegenheit bot, das Ansehen der Führer des katholischen Bayernvolkes zu untergraben und sich an ihre Stelle zu setzen. Er sah ein, so sagt die schon einige Male herangezogene patriotische Flugschrift aus dem Jahre 1877: ‚um die Partei zu spalten und eine tiefergehende Bewegung im Lande hervorzurufen, mußte der Hebel da angesetzt werden, worin die Stärke der Partei lag, in dem mächtigen katholischen Volksbewußtsein.' So näherte er sich noch im Herbst 1876 dem arglosen Rittler, schlug ihm die Begründung eines katholischen Volksvereins vor, aus dem der Träger der Bewegung für die Umwandlung der patriotischen in eine katholische Partei gemacht werden sollte. Derselbe Demagogeninstinkt eignete dem an Rittlers Stelle getretenen Redakteur des ‚Fränkischen Volksblatts', dem in Bayern eingewanderten Johannes Fusangel, der später in Westfalen sein Unwesen fortsetzte. Er und Sigl nahmen die Bewegung fortan vorzüglich in die Hand und hofften ihre Früchte zu pflücken.

Am 17. Januar 1877 bereiteten sie den Feldzug mit einer gut besuchten Versammlung in München vor. Rittler hatte sich dazu hergegeben, als erster Redner darzulegen, was die Einberufer der Versammlung wollten. Er wandte sich gegen die Leute, ‚die sozusagen auf beiden Achseln Wasser tragen'. Niemand gefährde die gute Sache mehr als sie. Darum müßte die Patriotenpartei

zur ‚Katholischen Volkspartei' werden. Ihr dürften nur entschieden katholische Männer angehören. Nunmehr verlas Sigl den Entwurf eines Programms, wie es für eine katholische Volkspartei wohl angemessen wäre. Den Anfang machten Forderungen recht weltlicher Natur: Minderung der Ausgaben für das Heer, Herabsetzung der Friedenspräsenzziffer, Steuerreformen. Zwischenein wurde der Kampf für die Rechte der Kirche auf die Erziehung der Kinder versprochen. Zuletzt ging es dem Wucher an den Kragen. Wieder erhielt ein Geistlicher das Wort, um (mit Recht) die mangelhafte Organisation der Patriotenpartei, die Scheu der parlamentarischen Führer vor der Berührung mit dem Volke zu schelten und auch darin Besserung der Verhältnisse zu verheißen, wenn die Partei reorganisiert werde. Besonders jubelte die Zuhörerschaft auf, als einmal Jörg mit Döllinger verglichen wurde. ‚Was Döllinger seinerzeit für die katholische Kirche war, war Jörg als Parlamentarier; was jetzt aus Döllinger auf kirchlichem Gebiete geworden, das ist Jörg auf politischem.'

Der Ausgang der ersten Versammlung ermutigte die Anstifter des Aufruhrs, auf den 6. März eine zweite zur endgültigen Bildung der Partei anzuberaumen. Der Kernsatz des dort angenommenen Programms lautete: Die Partei ‚verpflichtet ihre Mitglieder, den katholischen Grundsätzen, wie sie von dem obersten Lehrer der Wahrheit, dem Papste, gelehrt werden, im öffentlichen Leben bei jeder Gelegenheit offen und entschieden Ausdruck zu geben und nach Kräften Geltung zu verschaffen'. Ein geschäftsführender Ausschuß wurde gewählt und an seine Spitze ein Freiherr von Sazenhofen gestellt, zu seinem Schriftführer Sigl bestellt. Höher ging es dann nimmer, als daß man sich zum Schlusse unmittelbar an den Hl. Vater mit der Bitte um seinen Segen wandte.

Bald aber gab es Schwierigkeiten. Rittler durchschaute, daß man ihn und sein Ideal zur Erreichung niedriger Absichten mißbrauchte. Auch blieb der päpstliche Segen aus. Die angegriffenen Häupter der Patriotenpartei klärten Rom darüber auf, daß Sigls persönlicher Charakter Mängel aufzuweisen hätte. Rasch entschlossen reiste Sigl im Mai nach Rom, um sich der Hiebe dort zu erwehren, wo sie wider ihn geführt wurden. Er traf in Rom mit dem deutschen Pilgerzuge zusammen, der Pius IX. zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum huldigen wollte. Aber dessen Leiter erlaubten ihm weder sich anzuschließen, noch wurde er allein vom Hl. Vater empfangen. Das Komitee des Pilgerzuges ließ sogar in den katholischen Blättern Deutschlands den Sachverhalt zur allgemeinen Kenntnis bringen. Unterdessen gab Sazenhofen unter dem 16. Mai den Mitgliedern der ‚Katholischen Volkspartei' bekannt, daß nach einer nicht amtlichen Auskunft aus dem päpstlichen Staatssekretariat der päpstliche Segen nicht erteilt worden sei, ‚obwohl die Sache und das Programm es verdienen und wert seien'; das Hindernis liege in der Zusammensetzung des Ausschusses. Als nun Sigl aus Rom heimkehren mußte, ohne das persönliche Hindernis aus dem Wege geräumt zu haben, nahm er keinen Anstand, offen zu erklären, daß er selbst gemeint sei. Zugleich aber betonte er nachdrücklich, daß der Vatikan sich über die Partei unterrichtet und ihr Beifall gezollt habe;

Jan Vermeer van Delft/Das Mädchen mit dem Weinglas



F. Bruckmann A.-G., München, phot.

Zur

eine
and
Seg
in
neh
fre
stim
wo
lich
wa
we
fe
D
G
die
S

el
F
u
de
es
h
R
b
e
l

eine Generalversammlung der Partei möge entscheiden, ob der Ausschuß aus anderen Männern gebildet werden solle, damit die Partei des päpstlichen Segens nicht länger entbehre. Die Generalversammlung fand am 17. Juni in Stadtamhof bei Regensburg statt. Unter den etwa zweihundert Teilnehmern wurden sechzig Geistliche gezählt. Fusangel berichtete, daß in Unterfranken Geistliche und Volk überwiegend treu zur ‚Katholischen Volkspartei' stünden. Ein Pfarrer Schäfler hielt eine Ansprache, in der er ausrief: ‚Wir wollen Katholiken sein, wir wollen als solche Einfluß gewinnen auf die öffentlichen Verhältnisse, auf das gesellschaftliche und staatliche Leben, wir wollen, was natürlich nicht über Nacht möglich ist, womit aber ein Anfang gemacht werden muß, wir wollen Einfluß gewinnen auf die Gesetzgebung und das ganze staatliche Leben, und unsere katholischen Grundsätze herüber tragen auf diese Dinge; wir wollen das öffentliche Leben ausbauen auf der christlich-katholischen Grundlage, auf der Grundlage, die uns gelehrt wird durch den Papst.' Nach diesem Gelübde wurde von der Versammlung der geschäftsführende Ausschuß, Sigl eingeschlossen, in seinem Amte bestätigt!

Da die Generalversammlung nicht in die Brüche gegangen war, erschien allsogleich in einem der katholischen Blätter Bayerns eine ‚Zuschrift aus Rom': Freiherr von Sazenhofen sei aus dem päpstlichen Staatssekretariat nicht genau unterrichtet worden. Man habe die Bitte der katholischen Volkspartei um den päpstlichen Segen dem Hl. Vater selbst noch gar nicht unterbreitet. ‚Und es wird auch wohl noch einige Zeit dauern, ehe man hierzu kommt. Inzwischen hat man jedoch im Staatssekretariat eine wesentlich andere Ansicht von der Katholischen Volkspartei gewonnen, und das ist neben einem hochgestellten bayerischen Prälaten hauptsächlich das Verdienst einer auf den Hl. Vater sehr einflußreichen Persönlichkeit weltlichen Standes, welche sich auch des Dr. Sigl bei seiner Anwesenheit dahier getreulich angenommen hat. Rätlich ist übrigens für die Partei, sich erst lebensfähig zu zeigen, dann wird der Segen des Hl. Vaters nicht fehlen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich aus der besten Quelle schöpfe, und daß man in Rom nicht so einseitig ist, wie Ihre ‚Gemäßigten' wohl hoffen mochten.' Sigl beeilte sich, die bestellte Arbeit im ‚Vaterland' als richtig zu bestätigen. Einstweilen erhielt jedoch sein Nebenbuhler um die politische Macht, der Führer eben jener ‚Gemäßigten', Edmund Jörg, den päpstlichen Segen, dessen Sigl selbst so dringend bedurfte. Der Münchener Erzbischof hatte für Jörg die Auszeichnung erwirkt, weil sich fünfundzwanzig Jahre vollendeten, seit Jörg an Stelle von Guido Görres die Leitung der ‚Historisch-Politischen Blätter' übernommen hatte.

Tröstlicheres vernahm Sigl aus Franken. Kurz vor der Versammlung zu Stadtamhof war in Würzburg bei Wörl eine scharfe Flugschrift wider die Sonderbündler erschienen: ‚Die Spaltung der Patriotischen Partei in Bayern'. Sie erlebte in wenigen Wochen drei Auflagen und ist gemeint, wo in den vorigen Ausführungen einer nicht näher bezeichneten Flugschrift Angaben und Urteile entnommen wurden. Fusangel brachte erst fünfundfünfzig, dann noch fünfundneunzig Geistliche in Unterfranken zusammen, die sich gegen die Abfertigung des ‚Fränkischen Volksblatts' in der Flugschrift verwahrten. Sie

drückten gar ihre Entrüstung darüber aus; daß ein katholischer Verleger eine „von so unchristlichem Geiste erfüllte‘ Schrift herausgeben konnte.

Die ‚Katholische Volkspartei‘, von Rom ohne Unterstützung gelassen, hatte trotzdem keine Zukunft vor sich. Das Volk begeisterte sich nicht für sie. Sie schleppte ihr Dasein noch eine Weile lang hin. Aber den Beweis der Lebensfähigkeit einer programmatisch konfessionellen Partei auf deutschem Boden erbrachte sie nicht. Es half ihr auch nicht mehr auf, daß im Winter danach fünf Abgeordnete, darunter Rittler, der Kammerfraktion der Patrioten den Rücken kehrten, weil diese ihnen nicht nachdrücklich genug auftrat. Rittler verkündete wohl, daß es jetzt an der Zeit sei, eine katholische Gruppe in der Kammer zu gründen. Aber weder folgte dieser Ankündigung die Tat, noch verband er sich wieder mit Sigl.

Das Satyrspiel der Siglschen ‚Katholischen Volkspartei‘ ergänzte die Deklamationen der ‚prinzipienfesten‘ Katholiken Bayerns vom hohen Kothurn herab in jenen Jahren auf eine nicht zu übersehende Weise. Nicht Zufall war's, daß sich eins zum andern fügte.

* * *

Der Streit unter den bayerischen Katholiken erregte in ganz Deutschland Aufmerksamkeit. Besonders die liberalen Zeitungen berichteten gern und ausführlich über ihn. Sie rechneten, wie in allen ähnlichen Fällen, mit dem nahen Zerfalle des gesamten Zentrums. Der Streit, ‚ob die Zentrumspartei eine politische oder eine konfessionelle Partei sei‘, schien ihnen damals wie heute für die Unbeteiligten ‚höchst ergötzlich‘. Aber indem sie das Ergötzen reichlich auskosteten, häuften sie unwillkürlich die Zeugnisse dafür, daß die Führer der Partei von Anfang an deren politischen Charakter behauptet haben und nicht davon ließen.

So lebhaft wie die allgemeine Teilnahme, so unzulänglich war jedoch die Abwehr der angegriffenen Parteiführer und ihres Anhangs. ‚Die katholische Fahne‘ konnte im Jahre 1878 eine lange Reihe abfälliger Urteile über die parlamentarische Tätigkeit der Patriotenpartei aus den Blättern abdrucken, die grundsätzlich auf seiten der Führer ausharrten. Danach erklärt sich leicht, daß die Parteipresse auch da lau war, wo es ihr zufiel, die Theorie der Führer zu verteidigen.

Kräftiger nahmen sich zwei Broschüren der bedrohten Stellung an. Von ihnen ist die eine: ‚Zentrum oder Volkspartei?‘ der Aufbewahrung auf den größeren Bibliotheken Bayerns nicht wert erachtet worden. Der gleich Fusangel eingewanderte preußische Redakteur Christoph Joseph Cremer hat sie geschrieben. Die andere, die anonym unter dem Titel: ‚Die Spaltung der Patriotischen Partei in Bayern‘ gleich der ersten im Wörlschen Verlage zu Würzburg erschien, wurde schon erwähnt. Sie erörterte vornehmlich Persönliches, streifte die sachlichen Gegensätze nur flüchtig und verwischte sie dabei mehr, als daß sie zu ihnen Stellung nahm. Ein Satz charakterisiert ihr unverfälscht opportunistisches Verfahren vielleicht besonders schlagend. ‚Das Zentrum hat sich nie als katholisch-konfessionelle Fraktion bezeichnet, um sich auf dem gemeinsamen Boden seine natürlichen Verbündeten aus den gläubigen protestantischen

Landesteilen zu erhalten und um nicht die Bildung einer protestantisch-konfessionellen Partei zu provozieren, was keineswegs so fern gelegen hätte.'

Aber auch Edmund Jörg hat seine Sache nur lahm verfochten. Er war damals müde und mürbe. Der Enttäuschungen waren im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte zu viele und zu arge über ihn gekommen. Die Zustände in der Kammerfraktion der Patriotischen Partei und ihre parlamentarischen Mißerfolge grämten ihn selbst wohl leidenschaftlicher als irgend einen andern. ‚Kein politisches Ereignis seit einem Vierteljahrhundert hat uns das Herz erfreut. Alles ist gegen unsere heißesten Wünsche gekommen, und es ist keine Täuschung möglich, daß auch die Zukunft nur bittere Erfahrungen des politischen Lebens bringen wird.' So schließt im ersten Heft des Jahrgangs 1877 der ‚Historisch-Politischen Blätter' sein Rückblick auf das Vierteljahrhundert, das er nun an der Spitze dieser Zeitschrift wirkte. Er hätte die Gegner fest anpacken können. Denn ihm persönlich konnten sie keine liberalisierende Denkart vorwerfen. Auch trieb ihn gewiß nicht ein Unterschied des religiösen Standpunkts, wie sie behaupteten, nicht größere oder mindere Festigkeit der Glaubensüberzeugung zu einem anderen politischen Verhalten, als es ihnen lieb war, sondern die verschiedene Abgrenzung ihres Gesichts- und Interessenkreises. Sie, soweit sie es ernst meinten, waren nur Männer der Kirche. Andere Interessen galten ihnen für nichts oder bloß insofern etwas, als sie den Zielen der Kirche dienten oder ihr Hemmnisse bereiteten. Er dagegen blieb sich bewußt, daß der Mensch zwei Pflichtenkreise hat, einen, der sich auf das Gedeihen des Staates, den anderen, der sich auf das allgemeine Wohl der Kirche bezieht. Er nahm wie an der Kirche als katholischer Christ, so als Bürger am Staat und an der bestehenden Gesellschaft ein selbständiges und heißblütiges Interesse. Er hätte wohl auch noch einmal für die Gründe einstehen dürfen, warum er nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts die zur Regel gewordene fortwährende und führende Teilnahme der Geistlichen am politischen Kampfe Ende der sechziger Jahre für nicht geboten erklärt hatte. Hörschel hatte in seiner Flugschrift darauf besonders gezielt. Jörg verschmähte aber, von sich zu reden, auf seine Vergangenheit sich zu berufen, seine Ideen noch einmal auszubreiten. Er beschied sich, darüber zu klagen, daß ‚ein Marktschreier nicht der rechte Mann sei, das Signal zu einer neuen Parteiformation, und nun vollends zu einer katholischen zu geben'. Über ein Jahr lang sagte er danach kein Wort mehr zu den Vorgängen, und als er im Frühjahr 1878 endlich gesprächiger wurde, brauste er zunächst auch nur in schmähenden Worten gegen seine Widersacher auf.

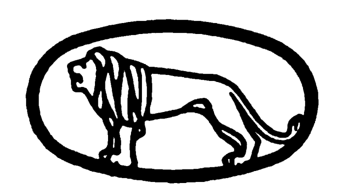
‚Aus dem fauligen Grund der politischen und gesellschaftlichen Zustände wachsen überall derlei Sumpfpflanzen hervor. Aber daß solche Preßerzeugnisse sich als katholisch berühmen, ja den allein korrekten Katholizismus für sich in Anspruch nehmen, das ist allerdings neu und nirgends sonstwo erhört, muß daher auch seine besonderen Ursachen haben. Land und Volk würden sonst das empörende Treiben einer Hand voll journalistischer Spekulanten unter katholischer Maske nicht ertragen.' Erst danach äußerte er sich zur Sache. Er wehrte sich gegen die Anzweiflung seiner kirchlichen Gesinnung. ‚Mit den Tatsachen zu rechnen, ist das Wesen aller Politik; aber nach der

neuen Anschauung ist das als liberal und krypto-protestantisch durchaus verboten; man muß immer nur den korrekt-katholischen Standpunkt vertreten, komme daraus, was da wolle.' Er stellte jedoch dem ‚korrekt-katholischen Standpunkt' nicht einmal mehr den ‚korrekt-opportunistischen' entgegen, wie er ihn in den ‚Historisch-Politischen Blättern' 1876 (Bd. 78 S. 895) zu formulieren versucht hatte: ‚Das Zentrum steht ebenso wie die bayerische Kammer in weltlich-bürgerlicher Stellung auf dem von der Verfassung unterbreiteten Boden, um das allgemeine Recht und die allgemeine Freiheit, worunter die Rechte und die Freiheiten der katholischen Kirche inbegriffen sind, zu wahren bezw. zu erkämpfen. Das ist hier wie dort unsere allein korrekte Stellung zu dem in allen Ländern ausgebrochenen Prinzipienkampfe.' Er räumte einfach ein, daß die Politik der Gemäßigten nicht erfolggekrönt gewesen sei. ‚Wenn es eine christliche und katholische Politik im engern Sinne gibt, so kann dieselbe stets nur konservativ sein. Wo ist aber diesseits und jenseits des Ozeans ein Staat, in welchem eine konservative Partei Erfolg gehabt und nicht vielmehr mit äußerer und innerer Schwäche zu kämpfen hätte?' Überall sitze der Liberalismus in der Macht; denn ‚die Dinge streben überall mit Naturgewalt grundstürzenden Veränderungen zu'. Die Gemäßigten können das Bessere nicht mehr erreichen; sie sind darauf beschränkt, das Schlimmere zu verhüten. Er gab weiter zu, daß der Patriotenpartei wider Erwarten keine Protestanten beigetreten seien. ‚Die Konfession macht bei uns die Politik, und wo die Herrschaft Preußens in Frage steht, da tut auch der konservativste Protestant nicht mehr mit.' ‚Faktisch' sei die patriotische Partei also eine katholische Partei. Der Unterschied sei nur der, daß die ‚Extremen' sie auch grundsätzlich dazu machen wollten. Theoretisch lasse sich das hören. Durch ihre konfessionelle Voreingenommenheit provozierten die Protestanten sogar die Bildung einer rein katholischen Partei. Es gehe auch ‚eine wohlbegründete Meinung' dahin, ‚daß die Zeit ganz neuer Parteibildungen überhaupt bevorstehe, da die alten Parteien sich ausgelebt und ihren Zweck entweder erfüllt oder definitiv verfehlt hätten'. Aber praktisch werde bei der Umbildung der patriotischen Partei nur herauskommen, daß man auf den Standpunkt der absoluten Negation gerate. Dann würden sich die Wähler von der Partei zurückziehen, und selbst das Schlimmere könnte nicht mehr verhütet werden.

So über die Maßen schwächlich lautete diese Rechtfertigung der Gemäßigten, daß sie kaum allein aus Jörgs seelischer Verzagtheit erklärt werden darf. Bei seiner sonstigen Geisteskraft hätte er sich nie zu ihr verstanden, wenn er den Boden unter den Füßen seiner Partei noch für fest gehalten hätte. Dies aber war das üble an der Lage; womit er sich hätte decken können, traf für seine Freunde nicht zu. Die Sache der ‚Mäßigung' eilte damals, nachdem sie kurze Zeit den Schein der Macht für sich gehabt hatte, in allen Ländern und nicht nur, wo sie von Katholiken vertreten wurde, sondern wo immer ihr die Wähler zugelaufen waren, entscheidenden Niederlagen zu. In Deutschland hatte sie ihre eindrucksvollste Vertretung nicht sowohl in den bayerischen Patrioten als im Nationalliberalismus des Reichstags erhalten. Er war 1866 auf 1867 unter dem Zwange der Siege Bismarcks aus der Erkenntnis entsprossen,

daß die liberale Lehre gegen die preußische Staatsgewalt und die geschichtliche Stellung der deutschen Dynastien in absehbarer Zeit nicht durchgesetzt werden könne, und daß man sich damit abfinden müsse. Auch die nationalliberale Partei schlug sich nunmehr schlecht und wurde wenig später für Jahre außer Gefecht gesetzt. Denn die Mäßigung, die die Nationalliberalen im Reich geradeso wie die katholischen Gemäßigten in Frankreich, Belgien und Bayern der Regierung gegenüber betätigten, war rein eine Mäßigung aus taktischen Erwägungen. Sie waren in ihrer Mehrzahl nicht oder nicht nachhaltig genug darauf bedacht, aufzuklären, daß sie zwar die Grundzüge ihrer Welt- und Staatsanschauung nach wie vor mit den ‚Extremen‘ ihres Lagers gemein hatten, daß sie jedoch ihre Trennung von diesen außer durch Klugheitsrücksichten auch durch die Herausarbeitung bestimmter selbständiger Gedanken über Staat und Kultur zu rechtfertigen und dauernd zu begründen vermöchten*. Unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts wird aber eine bloß taktische Mäßigung immer einen schweren und nicht auf die Dauer aussichtsreichen Stand wider die haben, die sich vor dem Volke auf Grundsätze berufen und radikal zu ihm reden. Vollends im Rahmen der katholischen Weltanschauung gebricht es einer Mäßigung aus ‚Opportunismus‘, aus ‚menschlicher Klugheit‘ an innerer Berechtigung. Es heischt die den Katholiken ererbte Denkweise, daß, wer von ihnen sich in einer Stellung behaupten will, Grundsatz gegen Grundsatz, Idee gegen Idee, Programm gegen Programm aufbiete. Jörg empfand deutlich, daß eben deshalb das Kampffeld der bayerischen Patriotenpartei unvorteilhaft und nicht mehr zu halten sei. Noch im Jahre 1878 schaute er sich danach um, ob nicht die Zentrumspartei des Reichs, die stärkere geschichtliche Wurzeln als die bayerische-patriotische Partei hatte, auch über brauchbarere Fundamente verfügte, um seinen Hauptgedanken, daß eine katholische Partei in der Gegenwart nicht am Platze sei, zu stützen.

* Ich bitte, auf die nähere Ausführung dieser Meinung in meiner Untersuchung: ‚Zur Entstehung der nationalliberalen Partei‘, Zeitschrift für Politik I (1908), 346 bis 470 verweisen zu dürfen.



Die Milchstraße / Skizze von J. R. Haarhaus

Es war kurz nach dem glorreichen Kriege gegen Frankreich. Meine Eltern hatten sich entschlossen, nach der kleinen rheinischen Stadt H. überzusiedeln, von deren mildem Klima sich meine damals kränkliche Mutter den besten Einfluß auf ihren Gesundheitszustand versprach. Wir wohnten, da unser Haus noch im Bau begriffen war, ‚auf der Post‘, d. h. im Obergeschoß eines ziemlich bescheidenen Privathauses, das dem alten Postmeister Tillewein gehörte, und wo in einem der unteren Räume das Postamt untergebracht war.

Die Monate, die ich — damals ein sechs- oder siebenjähriges Büblein — ‚auf der Post‘ verleben durfte, stehen im Kalender meiner Jugend mit Goldschrift verzeichnet, und die Erinnerungen an die kleinen Erlebnisse in dieser für mich armes Industriestadtpflänzchen so neuen, halb kleinstädtischen, halb ländlichen Welt betrachte ich als einen der wenigen vollwertigen Gewinne meines Lebens.

Schon der Garten, der sich, von einer lebenden Hecke umgeben, bis an die Feldflur erstreckte, erschien mir als ein Paradies. Hier schalt niemand, wenn ich einmal von den schmalen Wegen abwich und über die Buchsbaumeinfassung auf die Rabatten trat, wo die prallen Rot- und Weißkohlköpfe standen, wo die Sellerieстauden so kräftig dufteten, und wo ich am feinblätterigen Kraute der Möhren die grünen, mit rotpunktierten schwarzen Querstreifen gezierten Raupen des Schwalbenschwanzes entdeckte, Wesen, die mir nicht irdischen, sondern himmlischen Ursprungs zu sein schienen. Hier gab es im Sommer Erdbeeren und Kirschen in Hülle und Fülle, vor allem auch schwarze Johannisbeeren, die ich, weil sie mir bis dahin unbekannt gewesen waren, für die Krone aller Früchte hielt, und hier reiften im Herbste Gutedel-, Muskateller- und frühe Burgundertrauben, für die nicht nur ich, sondern auch Minette, die weiße Spitzhündin unseres Hauswirts, Verständnis bekundete, indem sie, um die süßesten Beeren zu erlangen, mit der Gewandtheit einer Katze an den Rebspalieren emporkletterte.

Beinahe noch mehr als das saftige Obst, die bunten Raupen und die Lücken in der Hecke, durch die ich im Sommer die wogenden Kornfelder, im Herbst die qualmenden Kartoffelfeuer betrachten und gelegentlich ein paar Jäger beobachten konnte, die dort unten auf den Feldern eine Hasenstreife veranstalteten, gefiel mir der Umstand, daß ich mich an unserm neuen Wohnsitz einer nahezu unbeschränkten Freiheit erfreuen durfte. Unbeschränkt, wenn ich die wenigen Unterrichtsstunden in Abrechnung bringe, die mir der Lehrer der Volksschule im Lesen und Schreiben erteilte. Diesen Studien wurden die ortsüblichen, für katholische Verhältnisse zugeschnittenen Bücher, eine Fibel und ein Lesebuch, zugrunde gelegt, und ich kann mich noch heute darauf entsinnen, daß ich meine

ersten Leseversuche an einer kleinen Lebensbeschreibung ‚unseres Heiligen Vaters, des Papstes Pius IX.‘ machte, ohne daß mein protestantisches Bewußtsein dabei irgendwelche Anfechtungen erlitten hätte.

Waren die Unterrichtsstunden jedoch vorüber, so durfte ich mich beschäftigen, wie ich wollte, und von dieser Vergünstigung habe ich, wie ich glaube, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Auf diese irdische Glückseligkeit warf nur die gelegentliche Abwesenheit meiner Eltern, die zur Abwicklung von Geschäften ab und zu in die alte Heimat reisten, oder die in Bonn oder Köln Einkäufe für die Hauseinrichtung zu erledigen hatten, einen leichten Schatten. Ich fühlte mich, wenigstens in der ersten Zeit, wenn ich sie fern wußte, immer entsetzlich einsam, und den beiden nicht mehr ganz jungen Töchtern des Postmeisters, die das Amt, mich zu ‚verwahren‘, freiwillig übernommen hatten, fiel es nicht leicht, mir über die pessimistischen Anwandlungen hinwegzuhelfen. Sie gaben sich eine wahrhaft rührende Mühe mit mir, zeichneten zur Erheiterung meiner Seele allerhand lustige Figuren auf eine Schiefertafel, lehrten mich, mit Hilfe von Fliegenköpfen, die in kreisförmiger Anordnung auf ein Blatt Schreibpapier gelegt, mit einem andern Blatte bedeckt und dann zerquetscht wurden, allerliebste Rosenkränzlein herstellen, und lasen mir aus einem Kalender Gedichte vor, die ohne Ausnahme Begebenheiten aus dem Feldzuge zum Gegenstande hatten.

Häufig beschäftigte sich auch Postmeister Tillewein selbst mit mir. Er glich mit seiner Bartkrause eher einem alten Schiffskapitän als einem Beamten. Ich kann mich nicht erinnern, ihn anders als in offenem Uniformrock und gestrickter Weste gesehen zu haben, und die Zeit, die er für mich zur Verfügung hatte, läßt mich darauf schließen, daß sein Dienst ihn nicht allzu stark in Anspruch genommen haben muß. Er hatte sich, um mich im Stadium permanenter ‚Bravheit‘ zu erhalten, eine ganze Skala von Belohnungen ausgedacht, und er wußte, wenn ich auch eben erst einen Preis für meine Tugend erhalten hatte, mir den nächsten mit so beredten Worten zu schildern, daß ich jede Versuchung zu bösen Werken siegreich niederkämpfte. Hatte ich mich dem alten Herrn gefällig erwiesen, z. B. nach langem Suchen seine Brille, die er ständig zu verlegen pflegte, wiedergefunden, so bestand meine Belohnung darin, daß er mich mit in den Hof nahm, Minette und Duc, den Rattenfänger, rief und mit immer gleich geheimnisvoller Miene ein wenig die Tür zum Holzstall öffnete, worin neben allerlei Gerümpel Kartoffeln, Saatgetreide, Knochen und andere Küchenabfälle aufbewahrt wurden. Die beiden Hunde wußten Bescheid; Duc schlüpfte vor Aufregung winselnd durch den Türspalt, und Minette stellte sich von außen davor. Nach einer kleinen Weile, die ich in atemloser Spannung verbrachte, hörte ich, wie drinnen in dem

dunkeln Schuppen Gartengerätschaften, Eimer und Töpfe durcheinanderpolterten, wie der Hund ein wütendes Gebell anstimmte und wie ein anderes Geschöpf dann plötzlich jämmerlich quiekte. Das war für meinen greisen Mentor das Signal, die Tür ganz zu öffnen, und nun erschien Duc als Triumphator und legte seinem Gebieter eine schwächlich zappelnde Ratte zu Füßen, die dann, wenn sie besonders wohlbeleibt war, auf einer Briefwage gewogen und schließlich den Hunden zur weiteren Behandlung überlassen wurde.

Hatte ich mich am Abend ohne Widerspruch zu Bett bringen lassen, so harrte meiner am nächsten Morgen eine neue Belohnung: ich durfte ‚telegraphieren'. Der alte Herr führte mich an den Telegraphentisch, setzte mich auf den Drehschemel, der so hoch wie möglich emporgeschraubt worden war, und erlaubte mir, nach Herzenslust den Morsetaster in Bewegung zu setzen. Wenn ich, den Holzknopf des Tasters in der Hand, auf meinem wackligen Throne saß, hätte ich mit keinem Fürsten der Welt tauschen mögen. Das Bewußtsein, daß die Leitung nach Köln in diesem Augenblick ganz allein zu meiner Verfügung stand, und daß die geheimnisvolle Kraft, die durch die Drähte lief und die fernsten Orte miteinander verband, meinem Willen gehorchte, schwellte meine Brust. Der Inhalt meiner stets an die abwesenden Eltern gerichteten Depeschen beschränkte sich in der Regel auf die Mitteilung, daß ich artig sei und deshalb bestimmt darauf rechne, etwas mitgebracht zu erhalten, und da das Letzte gewöhnlich eintraf, so hätte mich keine Macht der Erde in meiner Überzeugung, wirklich telegraphieren zu können, wankend zu machen vermocht.

Die höchste Belohnung jedoch, die nur für das Wohlverhalten während einer ganzen Woche verliehen wurde, gab es hin und wieder einmal an einem Sonntag. Dann durfte ich in Tilleweins Wohnstube neben meinem alten Freunde auf dem gewaltigen Ledersopha sitzen und andächtig zuhören, was er mir von seinen Erinnerungen an Friedrich Wilhelm IV., der einmal auf der Durchreise durch H. mit dem Postmeister ein paar Worte gewechselt und ihm beim Abschiede die Hand geschüttelt hatte, zu erzählen wußte. War ich durch solche historische Rückblicke in eine gehobene Stimmung versetzt und hatte ich dann, was mir nie erlassen wurde, die lithographierten Bildnisse des Königs und seines Nachfolgers eingehend betrachtet, so kam der große Augenblick, auf den sich Tillewein die ganze Woche über zu freuen pflegte. Er ging bedächtig an seinen Schreibtisch, schloß ein mit himmelblauem Glanzpapier austapeziertes Schubfach auf und brachte ein kleines Lederetui zum Vorschein. Er gab es mir behutsam in die Hand, ließ mich auf das Messingknöpfchen des Verschlusses drücken, und dann durfte ich mit verhaltenem Atem staunen: der Kronenorden vierter Klasse, den der greise Beamte zu seinem Dienstjubiläum erhalten hatte, strahlte mir entgegen!

Ich glaube, die Neigung, auch seinerseits Verdienste zu belohnen, war bei dem wackern Alten auf die Freude zurückzuführen, die er empfunden haben mochte, als ihm an seinem Ehrentage der Bürgermeister das Zeichen königlicher Huld an die treue Brust geheftet hatte. Meine Anteilnahme an seinem Glück und die unerschütterliche Geduld, mit der ich immer wieder den Bericht über die Begegnung der beiden gekrönten Häupter — denn daß mein Freund dank dem Kronenorden jetzt ebenfalls auf der Menschheit Höhen wohnte, stand für mich fest — anhörte, verschafften mir allmählich sein volles Vertrauen und schließlich die Vergünstigung, daß ich ihm jeden Morgen im Bureau ‚helfen' durfte. Diese Hilfe beschränkte sich auf eine lebhafte und an Mißverständnissen überreiche Unterhaltung mit dem Briefträger, einem steinalten, klapperdürren und obendrein schwerhörigen Franzosen, der trotz seines mindestens fünfzigjährigen Aufenthalts am Rhein nur ein sehr gebrochenes Deutsch sprach, und auf die Durchsicht der eingelaufenen Briefe. Unter des alten Gönners Beistand lernte ich die Poststempel entziffern, und da es deren jeden Tag einige neue gab, bekam ich vor der gewaltigen Menge menschlicher Niederlassungen und damit zugleich vor der Größe des Erdballs einen heillosen Respekt. Ich merkte zu meiner Überraschung, daß Bonn, Köln, Düsseldorf, Barmen, Elberfeld, Berlin und Paris nicht die einzigen Städte Europas waren, und da ich es für ruchlos gehalten hätte, diese Entdeckung der Menschheit vorzuenthalten, kaufte ich für mein sauer erspartes Taschengeld ein dickes Quartheft und trug heimlich, denn nicht einmal meinen alten Freund Tillewein mochte ich in meine Pläne einweihen, mit ungelenker Hand die tägliche Ausbeute an Postorten darin ein. Daß dabei Kötzschenbroda neben Lissabon, Wiesbaden neben Eschwege, St. Petersburg neben Longerich zu stehen kam, mit andern Worten, daß meine Arbeit jeglicher Systematik entbehrte, machte mir keine Sorgen; mir genügte das Bewußtsein, der Nachwelt dereinst ein Werk zu hinterlassen, aus der sie die Kenntnis der vielen hundert Ortsbezeichnungen schöpfen könnte, die mir selbst durch ihren seltsamen Klang nicht weniger als durch ihre Menge imponierten. Ich genoß gleichsam in einem Atem das stille Glück des Forschers und die Seligkeit des Autors, der mit der Überzeugung schafft, der Menschheit sein Bestes zu geben.

Als aber die Quelle meines Wissens allmählich spärlicher zu fließen begann — denn die guten Bürger von H. erhielten in der Regel nur Briefe aus der nächsten Umgegend, und Städte wie Lissabon und St. Petersburg blieben für mich Raritäten allerersten Ranges —, entschloß ich mich eines Tages doch, dem alten Herrn mein Geheimnis preiszugeben und zugleich vorsichtig bei ihm anzufragen, ob er mir nicht aus dem Schatze seiner langjährigen postalischen Erfahrungen noch ein paar ‚seltene' Städtenamen überlassen könnte.

Er schien sich für mein Projekt lebhaft zu interessieren, was mich in meiner Ansicht, daß ich es mit einem Manne von weitschauendem Blick und feinem Verständnis für die geistigen Bedürfnisse der Zeit zu tun habe, bestärkte, und ließ sich die Städte, die ich schon in meiner Liste hatte, vorlesen. Dann schob er die Brille in die Stirn, sah mich eine Weile nachdenklich an und sagte endlich mit einer Gelassenheit, die mir gleich verdächtig erschien: ‚Noch mehr Städte? — Ach ja, da kann ich dir schon helfen.‘ Er erhob sich und trat an ein Regal, auf dem neben mehreren Elementengläsern eine kleine Anzahl dickleibiger Bücher stand. Das dickste davon nahm er herab, schlug das Titelblatt auf und reichte es mir hin. Eine bange Ahnung ergriff mich, und ich las mit Augen, die sich bei jedem Worte mehr umflorten: Amtliches Verzeichnis sämtlicher Postorte des Deutschen Reiches und des Auslandes.

Weshalb mich damals der Schlag nicht gerührt hat, habe ich nie verstehen können. Mir war, als stürze ich von der Höhe der Kölner Domtürme auf das Pflaster hinab. All meine Hoffnungen und Entwürfe, meine jungen Träume von künftigem Ruhm und von der Dankbarkeit der Mit- und Nachwelt zerrannen in nichts. Ein Plagiator hatte mich um die Früchte meines Fleißes gebracht, ein Plagiator, der mir zuvorgekommen war!

Ich glaube, der alte Postmeister hat nie so recht begriffen, weshalb mir beim Anblick seines Amtlichen Verzeichnisses die hellen Tränen über die Wangen liefen, aber er mochte doch wohl einsehen, daß er mir für meine erste Autorenentäuschung eine Entschädigung schuldig sei, und so versprach er mir, für den Fall, daß ich meinem wilden Schmerze Einhalt geböte, zum Abend eine ganz besondere Belohnung, eine Belohnung, die noch viel herrlicher sein sollte als eine Rattenjagd, als das Recht, über sämtliche Telegraphenleitungen des Deutschen Reiches frei zu verfügen, und als die feierliche Besichtigung seines Kronenordens.

Der Abend kam, aber auf meine Bemerkung, daß ich schon lange aufgehört habe, zu weinen, und daß ich jetzt also ein gutes Recht auf die versprochene Belohnung habe, wurde mir bedeutet, ich müsse mich noch ein wenig gedulden; es sei noch nicht dunkel genug. Ich saß in Tilleweins Wohnstube auf dem Ledersopha und betrachtete beim Lichte der Petroleumlampe mit geteilter Aufmerksamkeit die Kalenderbilder.

Endlich kam der alte Herr aus dem Bureau, gab seinen Töchtern die Weisung, mir meine Mütze aufzusetzen und mich in ein wollenes Tuch zu hüllen — wir waren im Oktober, und es hatte in der Nacht zuvor schon gefroren — und führte mich hinaus in den Garten. Ganz unten, dicht bei der Hecke, in deren welkem Laub der Wind säuselte, blieben wir stehen. Mein Begleiter wies nach oben und zeigte mir den Sternen-

Himmel, der sich in brennender Klarheit über uns ausspannte. Wohl hatte ich früher schon oft genug vom Fenster aus zum Firmament emporgeschaut, aber in solcher flimmernden Pracht hatte ich das Himmelsgewölbe noch nie gesehen. Und nun deutete der Alte auf einen Stern, der mit rötlichem Licht und größer als alle andern ziemlich tief im Südwesten stand, und sagte mir, daß es der Mars sei. Ich wußte noch nicht, daß die Sterne Namen trugen, und daß der Menschengeist überhaupt imstande sei, sich in dem Gewirr da oben zurechtzufinden, und hörte mit stillem Staunen zu, als mir mein Gönner die schönsten Fixsterne zeigte, mit Namen nannte und sie zu Sternbildern ordnete, für die er wiederum die absonderlichsten Bezeichnungen hatte. Ich lernte den Großen Bären, die Cassiopeia, den Schwan kennen, ich sah die hüpfende Capella im Fuhrmann, die Zwillinge mit ihren Strahlenhäuptern, den am Horizont aufsteigenden Orion, der uns den Winter bringen sollte, und das Wunderbarste von allem, die Milchstraße, die mir wie ein Nebelstreif erschien, von der ich aber nun erfuhr, daß sie aus Millionen winziger Sterne bestehe.

Der alte Mann an meiner Seite mochte aus meinem Schweigen schließen, daß ich von der Überraschung, die er mir da bereitet hatte, doch nicht so ganz befriedigt sei. Und um noch ein Übriges zu tun, erklärte er mit einer heitern Feierlichkeit, daß er mir alles, was da über uns glitzerte und funkelte, zum Geschenke mache. Ich kam gar nicht auf den Gedanken, ob die Himmelskörper, mit denen er so freigebig umging, auch wirklich sein Eigentum seien, und fragte, von dem unerwarteten Glück überwältigt, ganz zaghaft:

‚Auch den Polarstern?‘

‚Auch den Polarstern!‘ erwiderte er. Da fühlte ich mich in meinem Besitz erst ganz sicher, denn er hatte mir ja auseinandergesetzt, daß dieser Stern recht eigentlich der Mittelpunkt des Himmelsgewölbes sei, daß sich alle übrigen um ihn drehten, und daß man mit seiner Hilfe jeden seiner Gefährten wiederfinden könne. Jetzt wußte ich, daß mir meine blinkenden Schätze nicht eines Tages durcheinander geraten würden, und die mir durch die Autorität des Polarsterns gewährleistete kosmische Ordnung freute mich beinahe noch mehr als mein Großer Bär, mein Orion und meine Milchstraße.

Und als ich eine Stunde später in meinem Bette lag und mir vorstellte, daß die Sterne, die ohne mein Zutun jetzt da draußen ruhig weiter kreisten, alle mir gehörten, stieg ein neuer Plan in mir auf: ich wollte die Menschheit an den Wundern der Fixsternwelt teilnehmen lassen und auf Grund der Sachkenntnis, die ich mir als Eigentümer dieser Herrlichkeiten ja leichter verschaffen konnte als irgend ein anderer Erdgeborener,

ein Werk verfassen, worin jedes Sternbild und ganz besonders die Milchstraße mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingezeichnet werden sollte. Ich bereitete mich auf diese Arbeit vor, indem ich das Städteverzeichnis fein säuberlich aus meinem Quartheft herausschnitt und den Vorbesitzer des Firmaments jeden Abend so lange quälte, bis er mit mir in den Garten hinausging und mir alles erzählte, was er über die Dinge da oben wußte.

Dann begann ich, ein Sternbild nach dem andern aus dem Gedächtnis in das Heft zu zeichnen und wagte mich schließlich, nicht ohne einiges Herzklopfen, an die Milchstraße, für die ich zwei volle Seiten reserviert hatte, und deren unermeßliche Sternenmenge ich durch das geduldige Hintüpfeln von zahllosen winzigen Pünktchen höchst glücklich und instruktiv wiederzugeben glaubte.

Endlich, endlich war das Werk beendet, und ich genoß in vollen Zügen das erhebende Gefühl, nicht umsonst gelebt zu haben. Ich wußte genau, daß mir diesmal niemand zuvorgekommen war, denn außer meinem Freunde Tillewein hätte ja keiner die Arbeit zustande gebracht, und der hatte es, wie ich durch vorsichtige Nachforschungen zu ermitteln vermochte, versäumt, der wissensdurstigen Welt ein solches Werk zu schenken. Allerdings, an die Öffentlichkeit wagte ich mich, durch die schlimmen Erfahrungen gewitzigt, mit dem Produkte meines Fleißes nicht, aber ich rechnete darauf, daß der Tag, von dem die astronomische Wissenschaft ihren Anfang datieren würde, doch einmal erscheinen werde. Schlimmstenfalls fand man das Heft später in meinem Nachlaß, und dieser Gedanke erschien mir so verlockend, daß ich nicht müde wurde, mir das freudige Erstaunen der Menschheit auszumalen, der durch meine Fürsorge gleichsam der Zugang zum gestirnten Himmel erschlossen worden war.

Inzwischen war es wieder Frühling geworden, und meine Eltern begannen mit der Übersiedlung in das neuerbaute Haus. Ich wurde meinem alten Gönner jetzt immer häufiger untreu: die neuen, wenn auch noch recht unwohnlichen Räume und der große, im Entstehen begriffene Garten übten eine gar zu starke Anziehungskraft auf mich aus. Eines Tages fand ich mich einmal unbeobachtet in einem Zimmer, wo eben erst eine Kiste mit den Büchern meines Vaters ausgepackt worden war. Ich konnte mir nicht versagen, diese Schätze, die sonst im Bücherschranke unter Verschluß gehalten wurden, genauer in Augenschein zu nehmen, und zog auf gut Glück einen stattlichen Folioband, den ich seines Formates wegen für ein Bilderbuch hielt, unter einem der Stapel vor. Es war, wie ich später erfuhr, der Sydowsche Atlas, und das erste Blatt, das ich aufschlug, trug die Überschrift: Der nördliche Sternhimmel.

Nachdem ich mich von meinem ersten jähen Schrecken erholt hatte,

begann ich, die in klarem Kupferstich ausgeführte Karte einer kritischen Musterung zu unterziehen. Daß sich da jemand über meine Sterne hergemacht hatte, entrüstete mich aufs tiefste, aber ich klammerte mich an die Hoffnung, die Arbeit, die er da geleistet hatte, würde auch danach sein. Was konnte ein Fremder, der in meinem Himmel doch nichts zu suchen hatte, vom Großen Bären, von der Cassiopeia und vom Orion wissen! Ich suchte mich mit Hilfe des Polarsterns, der den Mittelpunkt der Karte bildete, zu orientieren, und fand in der Tat nach einigem Suchen alle die mir so vertrauten Sterngruppen. Und als ich genauer zusah, entdeckte ich, daß jedes einzelne Sternbild mit einer feinen Linie umzogen war, in der ich ganz deutlich den Umriß des Bildes, das ich bisher immer vergebens zu erkennen versucht hatte, wahrnahm. Und erst die Milchstraße! Gerade auf ihre Wiedergabe hatte ich mir so viel eingebildet, aber was waren meine paar tausend Tintentüpfelchen gegen die Millionen von winzigen Pünktchen, die sich hier, bald dichter zusammengedrängt, bald sich zu helleren Partien auflösend, über das Papier zogen! Ich mußte trotz meiner Seelenqualen eingestehen, daß der Mann, der diese Karte gezeichnet hatte, dort oben in meiner Sternenwelt weit besser Bescheid wußte als ich selbst.

Der Glaube an meine Mission war gründlich erschüttert, so gründlich, daß ich noch an demselben Tage mein Quartheft ganz heimlich auf die lodernden Holzscheite legte, über denen die Abendsuppe der Familie Tillewein brodelte.

Jahrzehnte sind inzwischen dahingegangen, und an Zeit, mich von jener zweiten und größten Enttäuschung meiner Kindheit zu erholen, hat es mir also nicht gefehlt. Aber ein Mißtrauen gegen meine eigenen Leistungen ist in meiner Seele zurückgeblieben, und den Gedanken, daß alles, was ich schreibe, von einem andern längst besser, schöner und deutlicher gesagt worden sein könnte, werde ich bei keiner Arbeit los. Wenn andere von ihrem Glücksstern reden, muß ich schweigen: ich habe meine Milchstraße!



Vermeer van Delft / Von C. F. Reinhold

Van der Meer war durchaus nicht tot und was er geschaffen hatte, war immer vorhanden, aber man hatte auf seinen strahlenden Werken seinen Namen getilgt. Van der Meer war hinter Pieter de Hooch verschwunden, genau wie Hobbema hinter Ruisdael.'

,Jetzt hat Hobbema seine Individualität neben seinem Freunde und Genossen Ruisdael wiedererlangt. Nicht minder schickt es sich, van der Meer den ihm gebührenden Platz neben Pieter de Hooch und Metsu, in der Nachbarschaft Rembrandts zurückzuerstatten.'

Mit diesen Worten leitet Thoré-Buerger im Jahre 1866 seine Studie über Vermeer in der Gazette des Beaux-Arts ein. Und erst von dieser Wiederentdeckung Vermeers geht die Kenntnis eines für die Entwicklung der modernen Malerei höchst wichtigen Künstlers aus. Vermeer war so gut wie völlig vergessen worden. Nicht einmal die Geschichtsschreiber der Malerei kannten seinen Namen. Weder in öffentlichen noch in privaten Sammlungen konnte man Vermeers Werke unter seinem Namen finden. Und dennoch waren die Gemälde des Meisters schon bei seinen Lebzeiten sehr gut bezahlt worden. Allerdings war die Zahl der Werke, die das Atelier Vermeers verlassen hatten, so gering gewesen, wie die weniger Künstler. Wir kennen heute einige dreißig Gemälde* und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zahl der Arbeiten Vermeers nie bedeutend größer gewesen ist. Vermeer war einer von jenen Künstlern, die langsam und schwer produzieren, die in ihrem ganzen Leben vielleicht so viel schaffen, als andere in einem Jahre. So sind denn seine Werke eine Seltenheit auf dem Kunstmarkt und gelangt eins auf eine Auktion, so steht der Preis kaum hinter denen für die besten Arbeiten Rembrandts zurück.

Was durch die archivalischen Forschungen der letzten Jahrzehnte an urkundlichem Material über das Leben Vermeers bekannt wurde, ist zwar mehr, als uns von manchem seiner Zeitgenossen erreichbar ist, aber es genügt bei weitem nicht, um uns ein Bild von dem M e n s c h e n Vermeer zu geben. Wir erfahren, daß er am 31. Oktober 1632 in Delft getauft wurde, daß er 1653, d. h. mit 21 Jahren eine Katharina Bolnes heiratete, daß er im gleichen Jahre Mitglied der Lukas-Gilde seiner Vaterstadt wurde, daß er in den Jahren 1662/63 und 1670/71 Hauptmann dieser Malergilde war und endlich, daß er am 15. Dezember 1675 in der Oude Kerk in Delft begraben wurde. Wir wissen, daß Vermeer sich dauernd in Delft aufgehalten hat, wir kennen die Häuser, in denen er wohnte, erfahren die Namen seiner acht ihn überlebenden Kinder, aber alles dies vermag uns zu keinem Aufschluß über Vermeer selbst zu verhelfen. Auch was wir über die finanziellen Verhältnisse Vermeers hören, ist weder klar noch geeignet, uns den Charakter und den Geist des Mannes näher zu bringen. Wir sehen, daß er bei seiner Aufnahme als Meister in die Malergilde die dafür vorgesehenen

---

* Sämtliche Gemälde Vermeers sind in großen Photogravüren (53×69 cm) reproduziert in Jan Vermeer van Delft und Carel Fabritius, mit bibliographischem und erläuterndem Text von Hofstede de Groot. Amsterdam und Leipzig 1907. Kürzlich ist erschienen eine Monographie von Eduard Plietzsch: Vermeer van Delft, mit 35 Tafeln, Leipzig 1911.

Gebühren von 6 Fl. nicht bezahlen kann. Erst nach drei Jahren hat er diese doch gewiß nicht bedeutende Schuld abgetragen. Vermeer muß sich also damals in recht wenig glänzenden Verhältnissen befunden haben. Auch verschiedene andere Urkunden, wie sie durch die archivalischen Forschungen von Obreen und Bredius ans Licht gezogen wurden, lassen die häufige Geldverlegenheit Vermeers erkennen. 1655, im dritten Jahre seiner Ehe, muß er die Summe von 200 Fl. borgen und 1663 hören wir, daß ein Bäcker im Besitz eines Gemäldes Vermeers ist, wofür er 600 Livres, d. h. 300 Fl. bezahlt hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Bäcker das Bild Vermeers für eine unbeglichene Rechnung für geliefertes Brot als Gegenwert annahm, ähnlich wie wir es beim Tode Vermeers von einem anderen Bäcker erfahren, der zwei Gemälde für eine Brotschuld von 617 Fl. in Zahlung nimmt. Diesen Notizen, die auf eine recht mißliche finanzielle Lage Vermeers schließen lassen, stehen nun allerdings auch wieder solche gegenüber, aus denen hervorgeht, daß die Familie Vermeers sich eines gewissen Wohlstandes erfreut haben muß. Mehrfach erfahren wir, daß Vermeer als Bürge eintritt, was doch kaum denkbar wäre, wenn er selbst nichts besessen hätte. Auch Erbschaften finden wir erwähnt. Er selbst machte eine solche von seiner Schwester; besonders aber von der Familie seiner Frau erhielt er auf diesem Wege mehrmals recht ansehnliche Summen. Dann hören wir aber wieder beim Tode Vermeers, daß die Hinterbliebenen die Erbschaft nicht antreten, so daß wohl der Nachlaß des Künstlers lediglich in einer bedeutenden Schuldenlast bestanden haben wird. Es hat allen Anschein, als ob das Leben Vermeers nicht anders dahinfloß, als das der meisten seiner berühmten Zeitgenossen: zufällige Einnahmen und größerer Geldbesitz wechseln ab mit drückenden Sorgen und Schulden — Vermeer hat scheinbar, wie so mancher Künstler, nicht verstanden, haushälterisch zu wirtschaften.

Doch alle diese Überlieferungen geben uns kaum eine Andeutung von dem, was wir eigentlich wissen wollen, wenn wir Aufschluß über den Künstler Vermeer wünschen. Wer war der Mann im Leben? Was dachte, was empfand und was wollte er? Die Gemälde selbst sind schließlich die einzigen Zeugen, die wir hierüber befragen können, wobei allerdings zu bedenken ist, daß die Antwort, die sie geben, uns völlig in die Irre führen kann. In ihnen tritt uns ein Mensch entgegen mit vornehmer Gesinnung, sicher, ruhig und zurückhaltend, erfüllt von Liebe für das Große und hingebender Freude auch für das Kleine, doch frei von aller Kleinlichkeit; ein Mann, einfach, natürlich und klar — oft vielleicht bis zur Nüchternheit — ehrlich und wahr bis zur Herbheit; wenig aufgelegt, zu träumen, und nie geneigt, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Wir können schließen, daß Vermeer die Frauen hochschätzte und verehrte und in ihnen mehr sah als ein angenehmes Spielzeug zu tändelndem Zeitvertreib, wie viele seiner malenden Zeitgenossen, denn sie treten uns auf den Gemälden bei aller Einfachheit und Schlichtheit würdig und ernst entgegen. Auch die Musik wird Vermeer geliebt haben, denn eine große Zahl seiner Werke zeigt uns Menschen bei der Ausübung dieser Kunst. Es ist möglich, daß Vermeer gern den Reiseberichten seiner seefahrenden, unternehmungslustigen und handelstüchtigen Landsleute zuhörte und sich von den fremden

Ländern, die er nur auf der Karte wiederfand, erzählen ließ. Vielleicht weckte es sein lebhaftes Interesse, wenn ihm ein befreundeter Gelehrter die Wunder des Sternenhimmels erklärte; vielleicht war der berühmte Naturforscher Leeuwenhoek der zum Verwalter seines Nachlasses ernannt wurde, ihm schon bei Lebzeiten bekannt. Es wäre wohl denkbar, daß der Entdecker des Blutkreislaufes und der Blutkörperchen, der Spermatozoen und Infusorien, auch Vermeer einen Blick hat tun lassen in die geheimnisvolle Welt, die das Mikroskop ihm entschleierte. Doch alle diese Vermutungen stehen auf sehr unsicherer Grundlage.

Die Kunst Vermeers, wie sie aus den erhaltenen Bildern spricht, ist das einzige, worüber wir unzweideutigen Aufschluß erhalten. Allerdings über die Entwicklung des Meisters schweigen auch die Gemälde. Ein einziges ist datiert; es stammt aus seiner Frühzeit und trägt die Jahreszahl 1656. Alle übrigen zeigen — nimmt man zwei Jugendgemälde aus — kaum etwas, was man als Entwicklung bezeichnen könnte. Sie sind alle in einer gleich sorgfältigen Technik gemalt und zeigen alle eine gleich wohl erwogene und durchdachte Komposition, so daß wir also auch bezüglich des Werdens der Kunst Vermeers auf Vermutungen angewiesen sind. Das oben genannte Bild mit der Signatur 1656 hängt in der Dresdener Galerie, es ist ein Liebeshandel ‚Bei der Kupplerin'. Die Darstellung ist im Vergleich zu den späteren Werken Vermeers verhältnismäßig derb und kühn in ihrer Realistik. Die Figuren sind — auch das finden wir nur auf ganz wenigen Gemälden — in Lebensgröße gegeben. Schließlich findet sich eine gleiche Anzahl von Personen, nämlich vier, nur noch auf einem einzigen Bild, das man erst seit wenigen Jahren als ein solches Vermeers anspricht, nämlich der ‚Diana mit ihren Nymphen' im Mauritshuis im Haag. Dieses letztere und ein in der Sammlung Coats in Skalmorlie Castle befindliches ‚Christus bei Maria und Martha' muß man wohl, zusammen mit der Kuppelszene, als die Jugendwerke Vermeers betrachten, und zwar liegen die beiden letztgenannten vor dem Bild von 1656. Die noch unsichere Zeichnung, die krause und unruhige Fältelung, die geringere kompositionelle Geschlossenheit, die ungleichmäßige oft flüchtige Technik, alles deutet darauf hin, daß die Werke der Entwicklungszeit unseres Meisters angehören. Dennoch spricht auch der spätere Vermeer schon deutlich aus diesen Schöpfungen der Frühzeit. Die Ruhe und Selbstsicherheit der auf den Bildern dargestellten Personen, die treffende Charakteristik, die Behandlung des Lichts, vor allem aber die koloristische Eigenart, die wir auf den übrigen Werken Vermeers bewundern, tritt uns bereits hier entgegen. Dagegen ist es ungemein schwer, zu bestimmen, welche Meister auf die Entwicklung der Kunst Vermeers Einfluß hatten und den Charakter derselben hauptsächlich bestimmten. Eine literarische Andeutung gibt uns wenigstens einen Fingerzeig, in welcher Richtung wir zu suchen haben. In einem Gedicht des Delfter Buchhändlers Arnold Bon, das in Bleijswijcks ‚Beschreibung der Stadt Delft' aus dem Jahre 1667 gedruckt wurde, findet sich in den Schlußzeilen die Bemerkung, daß, so beklagensvoll der Tod Carel Fabritius' (worauf sich das ganze Gedicht bezieht) auch sein möge, zum Glück ein Mann da sei, in dem phönixgleich der Meister



Jan Vermeer van Delft/Bei der Kupplerin



von neuem erstanden wäre, nämlich Vermeer. Carel Fabritius, der im jugendlichen Alter 1654 bei einer Pulverexplosion ums Leben kam und dessen wenige Werke einen Künstler von außerordentlicher Begabung verraten, galt also damals, wenn wir die Zeilen des Gedichtes recht deuten, als der Lehrmeister Vermeers. Durch Fabritius, von dem wir wissen, daß er im Atelier Rembrandts tätig gewesen war, hat Vermeer sicher auch — wenn nicht direkt — die Kunstweise Rembrandts kennen gelernt. Beider Einflüsse sprechen aus den Frühwerken so gut wie aus den reiferen Arbeiten. Allerdings die Art, wie sich Vermeer die Kunst Rembrandts und Fabritius zu eigen machte, zeigt uns einen starken, selbständigen, in sich sicheren und zielbewußten Künstler. Alle Bilder Vermeers ohne Ausnahme sind durchaus persönliche, individuelle Leistungen, die kaum einen Vergleich mit zeitgenössischen Werken möglich machen. In allen spricht sich ein nur Vermeer eigener, ganz spezifischer Charakter aus, den wir nirgends außerdem antreffen. Besonders deutlich tritt uns das in dem Dresdener Bild entgegen. Obwohl manches darin an Rembrandt und Carel Fabritius erinnert, so ist doch diese Abhängigkeit so wenig direkte Nachahmung, daß man weder in der Linie noch in der Farbe, weder in der Behandlung des Lichts, noch im Aufbau eigentliche Vorbilder nachweisen könnte. Die Begabung Vermeers war so kraftvoll, daß er sich wohl den Einflüssen seiner großen Zeitgenossen — zu denen, die auf ihn einwirkten, gehörten außer den genannten wohl Jacob van Loo in der Jugendzeit und Pieter de Hooch für die späteren Werke — hingab, sich aber niemals von ihnen unterjochen ließ, sondern ihnen frei gestaltend gegenüber trat und sie so selbständig verarbeitete, daß sie *sein* volles Eigentum wurden.

Schon das Dresdener Gemälde ‚Bei der Kupplerin' zeigt fast alle Eigenheiten Vermeers. Die übersichtliche klare Anordnung, die wunderbar einfache und natürliche Haltung, der mit staunenswerter Sicherheit und Aufrichtigkeit gegebene Ausdruck, die leuchtende Kraft und strahlende Helligkeit der Farbe, der schöne Zusammenklang von Gelb und Blau, die durchsichtigen, kühlen, sorgfältig abgestuften Schatten — alles das bewundern wir auch an den sonstigen Werken Vermeers. Stärker vielleicht als in der Kuppelszene treten in manchem anderen seiner Bilder die strenge Konzentration, die abwägende Beschränkung, die stille Gemessenheit und Abgeklärtheit hervor. Die Technik ist wohl manchmal noch knapper und straffer, noch bedächtiger und ökonomischer, aber alle Eigenschaften vereinigen sich schon mehr oder minder deutlich ausgesprochen und erkennbar in dem Dresdener Bild des damals Vierundzwanzigjährigen.

Die weiteren Gemälde Vermeers lassen sich ohne Willkür und Zwang kaum nach der Zeit ihrer Entstehung ordnen. Die Motive, die sie behandeln, beschränken sich auf einen äußerst eng umgrenzten Kreis. Begebenheiten des täglichen Lebens allereinfachster Art bestreiten die Hauptmasse. Einige wenige häusliche Vorgänge ohne allen pikanten Reiz, harmlose Gesellschaftsszenen, eine Anzahl Bildnisse oder porträtähnliche Darstellungen, — damit haben wir den gegenständlichen Inhalt fast des gesamten Werks Vermeers gekennzeichnet. Da finden wir etwa eine Frau, die einen Brief liest, oder einen solchen schreibt, ein Mädchen am Klöppelkissen, eine Dienstmagd, die Milch aus einem Krug aus-

gießt, eine Frau, die sich eine Perlenkette um den Hals legt, einen Gelehrten bei seinen Studien und wieder eine Frau, die am Spinett oder bei der Guitarre sitzt; auch zwei oder drei Personen beim Konzert oder beim Glase Wein kommen manchmal vor. Doch zeigt uns die weitaus größte Zahl von Vermeers Bildern nur eine einzige Figur.

Die Andeutung des Milieus beschränkt sich auf das allernotwendigste. Die Jugendgemälde lassen noch jede Raum- und Tiefenwirkung vermissen. Die Darstellung wirkt fast reliefartig. Erst unter dem Einfluß Pieter de Hoochs, des Meisters der Überschneidungen und der malerischen Durchblicke, gewinnt auch bei Vermeer die Raumgestaltung größere Bedeutung; stets jedoch bleibt sie untergeordnet. In den meisten Werken sehen wir parallel zur Bildfläche eine glatte, helle Wand, die durch ein aufgehängtes Bild, eine Wandkarte, einen Vorhang gegliedert wird; ein Fließenfußboden, eine Seitenwand, ein Fenster, einige, mit größter Sparsamkeit hingesetzte Möbelstücke geben die notwendige Tiefenwirkung. Schon aus dieser Zusammenfassung wird man ohne weiteres erkennen, daß das Inventar, das Drum und Dran der Darstellung Vermeers karg und knapp ist bis zur Dürftigkeit. Die Wirkung seiner Gemälde muß also notwendig, soweit sie sich auf das Inhaltliche bezieht, auf anderen Faktoren beruhen, oder vielmehr, durch dieses Herabdrücken des Milieus auf die primitivsten Andeutungen gewinnt Vermeer jenen Rahmen, der allein für den Mittelpunkt seiner Werke, den Menschen, paßt. Durch nichts Nebensächliches wird unser Blick gefangen genommen oder abgelenkt, kein phantastisches mise en scène beeinträchtigt die Darstellung. Allerdings die eigentliche Hauptsache ist nun auch wieder weder ‚großartig‘ noch reich an Überraschungen. Interessante genreartige oder dramatische Handlungen suchen wir vergebens.

Was inhaltlich den eigenartigen Reiz der Gemälde Vermeers ausmacht, ist schwer in Worte zu fassen. Vermeer rückt damit in die nächste Nähe Rembrandts, nicht sowohl durch die unerschöpfliche Fülle der Darstellungen, nicht durch die Gewalt und den Reichtum der Komposition, die diesen vielleicht größten Künstler aller Zeiten in erster Linie auszeichnen, sondern durch die Art und Weise der Wiedergabe des Menschen. Trotz aller Ruhe, trotz aller Einfachheit, trotz aller Beschränkung und trotz alles Verzichts auf starke Bewegung — oder vielleicht gerade deshalb — ist die Darstellung von einer Größe, einer Tiefe, daß wir sie eigentlich nie auszuschöpfen vermögen. Stets von neuem fühlen wir uns angezogen und immer wieder entdecken wir neue Schönheiten, neue Reize. Es ist, als ob das Leben eingefangen wäre. Nie wirken diese Bilder tot oder leer, nie haben wir vor ihnen das Gefühl, als ob sie uns nichts mehr zu sagen hätten, und doch ‚sagen‘ sie eigentlich so wenig.

Die Zahl der Künstler, die eine ähnliche unerhörte Treffsicherheit und schlagende Richtigkeit in Haltung und Ausdruck besaßen wie Vermeer, ist verschwindend klein. Rembrandt vor allem war ihr Meister, aber Vermeer steht ihm in dieser Hinsicht ebenbürtig zur Seite. Freilich die Skala der Gefühle Rembrandts erreicht Vermeer nicht entfernt, aber was er darstellt, besitzt diese unergründliche, lebendige Fülle in höchstem Maße. Es wäre ein kühnes Unterfangen, wollte man — dazu noch im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes —

diese Seite der Kunst analysieren. Wie wenig ist doch etwa damit erkannt, wenn man sagt, das Wesentliche bestünde darin, daß, obwohl jeder Ausdruck und jede Bewegung den Eindruck des Momentanen, Singulären, Individuellen macht, dennoch stets von all dem abstrahiert ist, was der Darstellung die Allgemeingültigkeit, das Typische und in diesem Sinne ‚Ideale‘ nehmen könnte; daß Ausdruck und Bewegung, obwohl sie ja nur einen momentanen Zustand erfassen können, dennoch niemals einen erstarrten Ruhepunkt geben, sondern stets so erscheinen, als ob sie das verbindende, vermittelnde Glied einer Kette sind, wo Bewegung zu Bewegung hinübergleitet. Vermeer hatte eben jene Fähigkeit, restlos durch die Technik das auszudrücken, was er sah, und was er sah war groß genug, um auch dem Beschauer stets mehr zu sagen als eine Alltäglichkeit, oder ein Bon-mot.

Rückt so Vermeer durch sein Charakterisierungsvermögen in die nächste Nachbarschaft Rembrandts, so ist er anderseits wieder in mehr als einer Hinsicht fast sein Antipode. Die Phantasie, ja Phantastik, die Rembrandt in so hohem Maße auszeichnete und die ein so wesentlicher und charakteristischer Bestandteil seiner Kunst ist, fehlt Vermeer völlig. Das bezieht sich sowohl auf das Gegenständliche wie auf das Technische der Werke. Von dem geheimnisvoll Mystischen, dem unruhig Gewaltigen, dem drangvoll Innerlichen Rembrandts finden wir bei Vermeer auch nicht die leiseste Spur. Und ebenso ist die Zeichnung Vermeers und sein Farbenauftrag gleich korrekt und streng, gleich sicher, wohlgeordnet und durchsichtig wie der Inhalt und Aufbau des Ganzen. Wenn dennoch die rein formale Sprache der Linie voll künstlerischer Spannkraft und in all ihrer Bescheidenheit voll unendlichem Reiz ist, so sehen wir eben darin, daß wahre Kunst an keine Formeln oder Gesetze gebunden ist und unter jeder Schale zu gedeihen vermag.

Liebte Rembrandt die warmen goldbraunen Töne, das stimmungsreiche Helldunkel mit seinen magischen Lichtern und rätselhaften Schatten, so zeigen die Gemälde Vermeers fast das Gegenteil. Da finden wir keine Kontraste von Licht und Schatten, keine blitzartigen Strahlenbündel neben fast undurchdringlicher Dunkelheit. Das kühle, kristallklare, hellste Tageslicht durchflutet seine Räume, überzieht mit gleichmäßiger Kraft die Gegenstände, hellt selbst die Schatten der entferntesten Winkel auf. Rembrandt meistert, ja vergewaltigt das Licht. Er erreicht seine wunderbaren Wirkungen, indem er es auf wahrhaft geniale Weise zwingt, seinen Wünschen, seinen Absichten, seinen visionären Eingebungen dienstbar zu sein. ‚Bei Vermeer ist das Licht keineswegs künstlich. Es ist genau und normal wie in der Natur, so wie es ein gewissenhafter Physiker sich nicht besser denken könnte.‘ ‚Rembrandt hat Goldton im Fleisch und Kastanienbraun in den Schatten. Vermeer hat Silberschimmer im Licht und Perlenglanz in den Schatten. Bei Vermeer nicht die Spur von Schwarz. Keine Sudelei, keine Taschenspielerei. Bei ihm ist das Licht überall, an der Rückseite eines Fauteuils, eines Tisches oder eines Klaviers, wie in der Nähe des Fensters. Nur hat jeder Gegenstand genau seinen Halbschatten und mischt seine Reflexe mit der umliegenden Helle. Dieser Genauigkeit des Lichts verdankt Vermeer ferner die Harmonie seines Kolorits.

Auf seinen Bildern geben die gewöhnlich miteinander schwer verträglichen Farben, zum Beispiel gelb und blau, die er mit Vorliebe anwendet, keinen Mißton mehr, genau wie in der Natur. Er vereinigt die entferntesten Farbentöne, indem er vom zartesten Mollton bis zur kraftvollsten Note übergeht. Glanz, Energie, Feinheit, Mannigfaltigkeit, etwas Überraschendes, Verblüffendes, etwas Seltenes und Anziehendes, wofür ich schwer einen Namen finde, kurz, er besitzt alle Gaben der kühnen Koloristen, für die das Licht eine unerschöpfliche Zauberquelle ist' (Thoré-Buerger).

War Vermeer ein direkter oder indirekter Schüler Rembrandts, so ist es ein Zeichen von erstaunlicher Kraft und Frische seiner eigenen Begabung, daß er sich dem Einfluß dieses Riesen, der alle in seinen Bann schlug, die ihm nahten, zu entziehen vermochte. Vermeer hat von Rembrandt nur das eine lernen können, daß das Licht dem Maler eine unendliche Fülle von Wirkungen zu leihen vermag. Wie beide diese Wirkungen erreichten, das ist so grundverschieden, wie man es überhaupt nur ausdenken kann: das silbrige Hellicht Vermeers hat mit dem goldigen Helldunkel Rembrandts nur das gemein, daß beider Quelle die Urmutter Sonne ist.

Vermeer hat uns auch einige Landschaften hinterlassen. Sie gehören zu dem Wunderbarsten, was an Landschaften überhaupt geschaffen wurde. Eine ‚Ansicht von Delft' im Mauritshuis im Haag und eine ‚Straße in Delft' in der Sammlung Six in Amsterdam haben sich erhalten. Sie sind von bezaubernder Harmonie in der Farbe und haben auf die Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei eine bedeutende Wirkung ausgeübt. Milder Sonnenglanz übergießt die wie in einer Fläche daliegenden Backsteinbauten; gesättigt erstrahlen die leuchtenden Farben, eine Glut von Tönen wogt durcheinander. Das Rot und Blau des Mauerwerkes, das satte Schwarzblau der Schieferdächer, das silbrige Blaugrau des Himmels ergeben eine Farbigkeit von unerhörtem Reichtum. Um alles aber spielt die Luft, umhüllt die Gegenstände, ohne ihnen ihre Bestimmtheit zu nehmen, mildert die Lokalfarbe, ohne ihre Kraft zu brechen. So kommt es denn, daß diese Landschaften, die vor ungefähr 250 Jahren entstanden sind, uns anmuten, als seien sie von einem Pleinairisten unserer Tage gemalt.

Die Zahl der Werke Vermeers ist nicht groß; der Kreis, den sie umschließen, nicht umfassend. Durch beides würde er nie neben den großen Meistern, deren Namen in aller Munde sind, bestehen können. Wie man aber einem Mörike und Keller gern einen Platz einräumt auch neben Goethe und Schiller, so sollte man dieses bescheidenen Künstlers nicht vergessen, dessen stolze, reine Kunst lautere und wahre Werke geschaffen hat.

Ungedruckte Briefe von Annette von Droste

Von Hermann Cardauns

Als ich 1909 die mir erreichbaren Briefe der Dichterin herausgab bezw. registrierte, bemerkte ich im Vorbericht[1]: ‚Ganz gewiß sind noch manche, vielleicht viele vorhanden, welche hier fehlen.‘ Seitdem ist dieser Satz schon durch mehrere Veröffentlichungen weiterer Briefe bestätigt worden. Ich selbst konnte den allerliebsten Jugendbrief an Frau Sprickmann, der in den Nachträgen meiner Ausgabe der Briefe kurz erwähnt wurde[2], mit freundlicher Genehmigung des Besitzers, Herrn Landgerichtsrat B. Sprickmann, dem Druck übergeben[3]. Weiter erschienen ein Amalie von Heereman gewidmetes Albumblatt vom 19. Mai 1826[4] und ein Brief Annettes an ihren Onkel Werner v. Haxthausen, datiert Apenburg (Abbenburg) den 9ten[5], den ich in den Sommer 1838 setzen möchte[6]. Der Druck zahlreicher Briefe an Elise Rüdiger, die ich zum Teil seit Jahren in vollständiger oder auszüglicher Abschrift besaß, aber nur kurz erwähnen konnte, weil die Besitzerin der Originale sich die Veröffentlichung vorbehalten hatte, wurde Ende v. J. endlich in ganz bestimmte Aussicht gestellt[7] und hat jetzt im Aprilheft der ‚Deutschen Rundschau‘ begonnen. Drei andere Briefe lasse ich hier folgen.

Das Original des ersten (I) befindet sich im Besitz des Herrn Geheimrats Köster (Leipzig). Abschrift verdanke ich Herrn Dr. Kurt Pinthus (Leipzig), dem ich in Austausch einen Brief an Elise Rüdiger vom 9. April 1845 überließ[8]. Gerichtet ist er an Maria Luise v. Brenken, geb. v. Haxthausen, Tochter von Moritz v. Haxthausen (Onkel der Dichterin) und Sophie von Blumenthal, zweite Frau (seit 1839 Sept. 10) von Friedrich, Freiherr von und zu Brenken auf Erpernburg. Der Brief fällt ohne Zweifel ins Jahr 1843; ganz übereinstimmend weisen darauf hin die Notizen über die bevorstehende Abreise nach Meersburg, über die italienische Reise von Sibylla Mertens und über den Studenten Markus; im einzelnen sind die dem Text an den betr. Stellen beigegebenen Anmerkungen zu vergleichen. Nach Mitteilung von Dr. Pinthus ‚sind fast sämtliche Eigennamen so dick durchstrichen, daß sie nur schwer oder gar nicht zu entziffern sind‘.

Ein Jahr jünger ist ein in sorgfältig geschriebenem Original-Konzept erhaltener Brief (II) an den Regierungsrat Max v. Kerkering-Borg in Trier, dessen fragmentarisches Datum sicher auf den 29. September 1844 ergänzt werden konnte. Ich verdanke seine Kenntnis der Güte des Freiherrn Clemens von Droste-Hülshoff auf Haus Stapel, eines Neffen der Dichterin. Bisher gänzlich unbekannt, bereitete der Brief mir insofern eine Überraschung, als er einen Teil meiner Bemerkungen zu einem anderen Briefe

---

[1] Cardauns, Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff S. VIII.
[2] Ebend. S. 426.
[3] In der 3. Ausgabe von H. Hüffer, A. v. D.-H. und ihre Werke (1911) S. 16.
[4] Hochland, Dezemberheft 1911.
[5] Westfäl. Magazin (Dortmund), Neue Folge 3. Jahrgang (1911) Nr. 3 S. 52.
[6] Ebend. Nr. 6 S. 131.
[7] Mitteilung von Dr. K. Pinthus im Berliner Tageblatt Nr. 607, Zweites Beiblatt vom 29. Nov. 1911, wo eine Stelle über Franz Liszt aus einem ungedruckten Briefe an E. Rüdiger.
[8] Cardauns, Briefe S. 323 Nr. 137. Das Original scheint verschwunden zu sein.

der Dichterin über den Haufen warf. Was die Dichterin am 30. September 1844 an ihre Schwester[9]) über ‚M. K.‘ (an anderer Stelle ‚M.‘) in Trier schreibt, hatte ich vermutungsweise auf den dortigen Weihbischof Müller und die Besetzung des Posener Erzstuhles bezogen. Jetzt stellt sich zweifellos heraus, daß es sich um den genannten Regierungsrat und um die Besetzung einer Kammerdirektor-Stelle in hohenzollerschen Diensten handelte. Verleitet haben mich zu dem Irrtum die ‚kleinen Visitationsreisen‘, die freilich ebenso gut ein Regierungsrat als ein Weihbischof machen konnte.

Das Original des dritten Briefes (III), kleines Billett an ‚Liebste Luise‘, ohne Ort und Jahr, ‚Mittwoch Abends‘ geschrieben, in der feinen, schönen Schrift, die sich gewöhnlich in Annettes Briefen aus der späteren Lebenszeit findet, verdanke ich Herrn Dr. Paul Kaufmann in Berlin, Präsident des Reichsversicherungsamtes. Als Adressatin werden weder Luise v. Bornstedt, noch Luise v. Wendt, die Schwester der Schwägerin der Dichterin, noch Luise von Gall, die Frau Lewin Schückings in Betracht kommen, eher Luise Delius, die ja auch in Münster wohnte, wohin das Billett durch die Botenfrau überbracht wird. Ist diese Annahme richtig, so wird das Briefchen nach dem 27. April 1845 anzusetzen sein, denn an diesem Tage[10]) schreibt Annette an Johanna Hassenpflug, daß sie Luise Delius in Rüschhaus ‚übermorgen zum ersten Mahle erwarte‘, während es in dem Briefchen heißt: ‚Ich hoffe, wir erleben wohl wieder einen recht freundlichen Tag zusammen.‘ Zwingend ist der Schluß allerdings nicht. Ausstellungsort ist anscheinend Rüschhaus, Jahreszeit der Sommer, da es ‚Stachelbeeren‘ gibt.

I. An Marie v. Brenken. — Rüschhaus [1843] Aug. 9.

Rüschhaus, 29ten/8.

Vorgestern Abend sind wir hier angekommen, und nun sind es schon sechs Tage, seit ich von der Höhe im Felde das liebe Erperndorf[11]) zuletzt sah und Dir, meine alte Mieke, und all dem lieben Volke dort nochmahls Lebewohl zuwinkte, — sehen konntet Ihr es freilich nicht, aber vielleicht hat Euch das rechte Ohr geklingelt. Ach, Mieke, Scheiden ist doch ein schlimmes Wort, wir waren so vergnügt zusammen, und nun gehn ein vielleicht zwei Jahre hin, ehe wir wieder im Thiergarten die Obstbäume visitiren, oder uns Abends einander graulich machen. Unser jetziges Hiersein ist auch nur ein verlängertes Scheiden, und ich lasse Alles in den Schränken, wie ich es bei unsrer Abreise nach Abbenburg fortgepackt habe, denn wenn wir eben so weit gekommen sind, alle unsre Bekannten zu begrüßen, so sitzen die Abschiedsbesuche gleich dahinter, da wir noch im September fort müssen[12]). Meersburg ist ein merkwürdiges Schloß, und der Bodensee ein schönes Wasser, aber ich wollte doch lieber, Laßberg wohnte an der Aa, obschon er mir gewiß den Hals umdrehte, wenn ich ihn durch einen Zauber dorthin versetzte.

Wir haben eine langweilige Fahrt gehabt, sowohl von Erpernburg wie nachher von Heesen[13]), immer fest aneinander gehockt, die Fensterscheiben vor der Nase, an

[9]) Nr. 130 S. 310 ff. meiner Ausgabe der Briefe, wo S. 314 das Datum bestimmt wird. Der hier S. 313 erwähnte, sofort nach der Ankunft der Dichterin in Rüschhaus geschriebene Brief an „M. K.“ ist handgreiflich der nachstehend gedruckte. Eine Mitteilung aus Haus Stapel nennt mir als Empfänger bestimmt den „Freiherrn Max v. Kerkering-Borg, der als Regierungsrat in Trier lebte“.

[10]) Cardauns, Briefe Nr. 139 S. 323 ff.

[11]) Gut Erpernburg bei Brenken im westfälischen Kreise Büren.

[12]) Nämlich nach Meersburg, wo Annette am 3. Oktober 1843 ankam. Hüffer (3. Aufl.) S. 237.

[13]) Sitz der Familie v. Böselager im westfälischen Kreise Beckum.

denen die Regentropfen herabflossen und auf dem Spritzleder kleine Seen bildeten, die sich zuweilen einen Weg auf unsre unglücklichen Kleider bahnten, was denn immer einen Tumult gab, der zwar die Einförmigkeit unterbrach, aber doch wenig zum Vergnügen beitrug. Mein einziger Anker gegen die Verzweiflung waren die Erpernburger Butterbröde, an denen ich mich so fleißig stärkte, daß Mama endlich meinte, der Wagen hänge davon nach meiner Seite ganz schief über. So schwammen wir nach Heesen, und wurden in unserer Freude erlößt zu sein nur durch Mohr übertroffen, der vor Entzücken heulte, als er festen Grund unter sich fühlte. Zum Glücke waren weder er noch Marie seekrank geworden, das wäre sonst eine schöne Bescheerung gewesen! Es war noch hell wie wir ankamen, und Karl[14]) empfing uns unterm Regenschirme. Adolphine[15]) war sehr freundlich und ist viel wohler und heiterer wie sonst in gleichen Umständen. Die Schwägerinnen[16]) werden nächstens dort erwartet, sie bringen jetzt ihre beiden Adoptivtöchter nach Brüssel ins Institut, geben die Bonner Wirtschaft vorläufig auf und bleiben den Winter in Heesen.

Adolph[17]) war auch dort, ist vorgestern mit uns zugleich abgereist, und wird ganz nächstens wieder nach Bonn gehn. Ihm war durchaus nichts von gutem oder schlechtem Erfolge anzumerken, er sah weder selig und verschämt wie ein glücklicher Bräutigam aus, noch ließ er die Ohren hängen wie ein Korbträger, sondern rauchte sein Pfeifchen in seiner ordinairen gemüthlichen Pomade; entweder sind noch keine entscheidenden Schritte gethan, oder er hat blutwenig Anlage zum romantischen Liebeskummer. Er sagte mir, Vogelsang und Hilgers hätten sich unterworfen und ihre Stellen behalten, Braun habe dies nicht gethan, aber seine Vorlesungen eingestellt, Achterfeld[18]) habe eine Domherrnstelle in Münster ausgeschlagen, wolle das Seminar nicht räumen, behaupte diese Anstellung sei jedes Mahl lebenslänglich, 2c. Wann wird diese unglückselige Sache endlich mahl zur Ruhe kommen!

Die Mertens[19]) soll bereits nach Italien abgereist sein. Der Heimsoeth[20]), der ihre Betty jetzt geheurathet hat, ist Privatdocent in Bonn; es wundert mich, daß diese reichen Mädchen keine besseren Partien thun! Die Mertens wird nun mindestens zwei Jahre in Italien bleiben, und nach der zu- und abnehmenden Wärme ihren Wohnsitz wechseln, im Sommer Mailand oder Genua, im Frühling und Herbst Florenz oder Rom, im Winter Neapel[21]) oder Sicilien. Findet sie das Clima so bedeutend zuträglicher für ihre Gesundheit, daß sie Lebensverlängerung davon hoffen kann, so wird sie am Ende wohl ganz dort bleiben, und diese wunderliche phantastische Erscheinung ist dann für immer von einer Bühne verschwunden, für die sie auch allerdings schlecht genug paßte. Jetzt hintennach kömmt mir die ganze Frau wie ein Traum vor, kein angenehmer, aber doch ein merkwürdiger, wie man ihn nicht jede Nacht hat.

Von hier kann ich Dir noch nichts schreiben, denn wir haben noch keine lebendige Seele gesehn außer Werner[22]), der gestern hier war und nichts zu erzählen wußte. In Münster wird heute Phinchen[a]) begraben, Du hast sie wohl

---

[14]) Karl Freiherr von Böselager.

[15]) Adolfine v. Wolff-Metternich, Cousine der Dichterin, geb. 1808, heiratete 1826 Karl v. Böselager. Vgl. Genealogisches Jahrbuch des deutschen Adels für 1847 S. 539 ff.

[16]) Sophie, Clara und Nettchen v. Böselager. Vgl. Cardauns, Briefe S. 102.

[17]) Adolph v. Böselager.

[18]) Die hermesianischen Professoren in Bonn.

[19]) Sibylla Mertens, die langjährige Freundin der Dichterin.

[20]) Friedrich Heimsoeth (1817—77), hervorragender klassischer Philologe, habilitierte sich 1837 als Privatdozent in Bonn.

[21]) Alle fünf Städte nennt A. auch in ihrem Brief an Sibylla Mertens 1843 Mai 24. Cardauns, Briefe S. 282.

[22]) Jedenfalls Werner von Droste-Hülshoff, Bruder der Dichterin.

a) [Zwei Eigennamen durchstrichen.]

nicht gekannt, aber Dein lieber Mann wahrscheinlich. Sie ist nicht alt geworden — in den Fünfzigern — und hat wenig vom Leben gehabt, in der Jugend, wo sie bildschön und lebenslustig war, vielen Kummer und Täuschungen erfahren, dann fast zwanzig Jahre als Krankenwärterin einer Tante (der Äbtissin von Freckenhorst) verbracht, und als diese endlich starb, sie zur Erbin einsetzte, und nun ein reichlich versorgtes ruhiges Alter vor ihr zu liegen schien, hatte das lange Sitzen ihre Säfte so verdorben, daß der Knochenfraß am Arme ausbrach. Vorm Jahre hat sie sich amputieren lassen, und seitdem am Stumpfe größere Schmerzen gelitten als vorher am Krebse; dazu kamen allerlei Anzeigen, als wolle das Übel anderwärts ausbrechen, so daß man sich freuen muß, daß Gott sie vorher an der Entkräftigung zu sich genommen hat. Requiescat in pace!

. . . . [b] interessieren Dich wohl wenig, und Du weißt vielleicht nicht einmahl, daß Einer der Söhne (Max) vorm Jahre nach Amerika gegangen ist. Nun, dieser ist vor zwei Tagen wieder angekommen, ohne anderes Resultat als leere Taschen. Werner wußte dieses gestern noch nicht, wir erfahren es eben durch unsre Bothenfrau, nämlich, daß Johannes ihn am 26ten von Münster abgeholt, wegen der leeren Taschen, das war uns leider aus seinen Briefen schon bekannt genug. Gott gebe, daß er nicht allzu verkommen ist, er war vorher schon klatrig genug.

Du erhälst diesen Brief durch den Studenten Markus[23]) aus Bellersen[24]), der dorthin in die Ferien geht. Wir haben ihm auch Scabiosen-Wurzeln für Euren Doctor mitgegeben, ich hoffe, daß die Salbe dort für Manche passend sein wird, wie sie überhaubt im Paderbörnischen weit häufiger gewirkt hat als hier, wahrscheinlich weil in unsrem feuchten Clima die Uebel weit öfter rheumatischer als nerveuser Natur sind.

Mama, die Dir gern selbst geschrieben hätte, wenn sie nicht heute ihr Herzklopfen erwartete, was durch jede grade vorhergehende Anstrengung sehr verschlimmert wird, läßt Euch alle viel tausendmahl grüßen, und sagt mir, ich solle so herzlich schreiben und danken, wie ich nur immer könnte, denn Ihr wärt die Güte und Herzlichkeit selbst gewesen. Ach, alte Mieke, das fühle ich so gut wie sie, aber ich kann es nicht recht von mir geben, und Du mußt Dir schon da das Beste dazu denken. Ich meine, Ihr müßt es uns wohl angemerkt haben, wie wohl uns bei Euch gewesen ist, und wie ungern wir fortgegangen sind. Eure schönen Geschenke habe ich schon alle einrangiert, und gestern und heute wohl zehnmal die Läden geöffnet, um zu sehn, wie sie da so sauber paradiren. Ludwig der vierzehnte und Luther fahren auch mit nach Meersburg, diese beiden Sammlungen nehme ich mit. Nun adieu, mein altes gutes Herz, tausend Grüße an Deinen lieben Mann, an Reinhard[25]), Klotilde, vor allem auch an Deine liebe Mutter[26]), wenn sie noch bei Euch ist, sonst schreib ihr doch, daß ich sie aufs Herzlichste grüßen ließe, und die viele Liebe, die sie mir so manchen Tag in Bonn erwiesen, nie vergessen würde. Deine kleine Muckelchen[27]) küsse ich, ob ich auch Fritzchen damit kommen darf? par procuration wird er sichs schon gefallen lassen, und Johanna nimmt es jedenfalls ganz artig und ehrbar hin. Ich denke, wir Beiden werden noch mahl

---

b) [Die Lesung des durchstrichenen Namens zweifelhaft.]

[23]) In einem Briefe 1843 Mai 10 (Cardauns, Briefe S. 279) spricht die Dichterin von der bevorstehenden Ankunft des Studenten Marcus in Hülshoff.

[24]) Dorf im westfälischen Kreise Höxter.

[25]) Stiefsohn der Adressatin, an welchen ein Brief der Dichterin 1841 Januar 19 (Cardauns, Briefe S. 242) gerichtet ist.

[26]) Sophie von Haxthausen, geb. v. Blumenthal.

[27]) Jedenfalls Antonie, das älteste Töchterchen der Adressatin, geb. 1840.

ganz besonders viele Freunde. Nochmahls adieu. Dieser Brief ist mir nicht halb recht, viel kürzer und flüchtiger als ich meiner alten Mieke schreiben möchte, aber die Zeit ist kurz und Herr Markus eilig, adieu.

Deine Nette.

[An den Rand der ersten Seite geschrieben:]

Die Wurzeln kommen nicht hierbei; liebste Marie, soeben kömmt Herr Küster Arendt von Hinnenburg, der directer reißt, wie Markus, und das Paketchen selbst in Salzkotten an D. Hillenkamp abgeben will, er wird auch diesen Brief in Geseke zur Post geben, und Markus also nicht kommen.

[Adresse:]

Der Freifrau von Brenken, geborenen Freiinn von Haxthausen Hochwohlgeboren zu Erpernburg.

II. An Regierungsrat Max v. Kerkering-Borg in Trier. — Rüschhaus [1844, Sept.] 29.

Rüschhaus den 29ten. Lieber Vetter. Erst seit gestern spät[28]) vom Bodensee heimgekehrt, und noch sehr müde und zerstoßen, schreibe ich Ihnen dennoch heute, um einem Auftrag meines Schwagers[c][29]) nachzukommen, der keinen Aufschub leidet, und der mir schwerlich würde zu Theil geworden sein, wenn wir nicht bei unsrer[d] Abreise von Meersburg Willens gewesen wären über Trier zu gehn, wo ich dann hätte auf das Vergnügen rechnen dürfen Sie zu sehn und Ihnen mündlich die etwa gewünschten Erläuterungen über den fraglichen Gegenstand zu geben. Die Sache ist diese.

Ein kleiner, aber dem Geschlecht nach sehr vornehmer und reicher deutscher Souverain, dessen Finanzen sowohl als Landesverwaltung in ausgezeichnetem Flore stehn, und dessen Persönlichkeit höchst achtungswerth und ausgezeichnet ist, hat seinen Kammerdirector durch den Tod verloren[30]) und meinen Schwager ersucht, ihm einen für diese Stelle tüchtigen Mann vorzuschlagen. Obwohl nun diese Stelle, alle pecuniairen Vortheile berechnet, nur um weniges einträglicher sein dürfte als die eines preußischen Regierungsraths, so ist sie doch, allen andern Verhältnissen nach, um so viel angenehmer, daß sowohl Jenny[31]) als ich es nicht für unmöglich hielten, daß Sie, lieber Vetter, Sich zur Annahme derselben geneigt fühlen könnten, weshalb mir von meinem Schwager der Auftrag gegeben worden war[e], in Trier die Sache mit Ihnen zu bereden, d. h. nicht als directen Antrag (zu welchem mein Schwager[f] nicht ermächtigt ist), sondern als Anfrage, ob, falls Laßberg Sie vorschlagen und der Fürst den Vorschlag genehmigen würde, man nicht befürchten müsse auf Hindernisse Ihrerseits zu stoßen. Ich will Ihnen wörtlich abschreiben, was Laßberg mir über den Gegenstand notirt hat.

‚Ein Sou[g] et cet' — und als Note darunter ‚Unter[h] et cet'. Füge ich noch hinzu, daß der Kammerdirector außer dem Fürsten Niemanden über sich hat als[i] den Minister, und falls des Letzteren Stelle erledigt würde, mit ziemlicher Gewißheit auf dieselbe rechnen dürfte[k], daß man, ferner, in dieser kleinen Residenz sehr

---

c) Laßberg [durchstrichen]. — d) der [durchstrichen]. — e) ist [durchstrichen]. — f) [ursprünglich] zu dem Laßberg. — g) [Vermutlich] Souverain. — h) [Undeutlich]. — i) außer [durchstrichen]. — k) könnte [durchstrichen].

[28]) Also am 28. September, wie auch der Brief an Schücking vom 29. Sept. angibt. Vgl. Cardauns, Briefe S 314.

[29]) Joseph Freiherr v. Laßberg.

[30]) Gemeint ist der fürstlich Hohenzollernsche Domänendirektor Geh. Konferenzrat Franz v. Wächter, der am 29. Juni 1844, erst 44 Jahre alt, in Stuttgart gestorben war. (Freundliche Mitteilung des Herrn Archivdirektors Dr Zingeler in Sigmaringen.)

[31]) Freifrau von Laßberg, die Schwester der Dichterin.

wohlfeil und angenehm leben und das persönliche Verhältniß zum Fürsten ein sehr freundliches viel geltendes sein soll, und alle Vorgänger im Amte (wenigstens unter dem jetzigen Fürsten l)) ihre Lage sehr nach Wunsch gefunden haben, so habe ich Alles gesagt, was ich weiß und mir aufgetragen ist, und bitte Sie, lieber Vetter, Ihre Antwort möglichst bald meinem Schwager nach Meersburg zukommen zu lassen, da der Fürst wahrscheinlich ungeduldig auf Antwort von demselben wartet, und durch die Vermittlung unsrer Trierer Tour doch schon eine bedeutende Zögerung eingetreten ist.

Ich habe gestern, mit meiner Mutter durch Dülmen kommend, Ihre Schwester Marianne[32]) dort getroffen, und mich wie immer m) an ihrer großen herzlichen Freundlichkeit gefreut — es ist doch Etwas sehr Liebenswürdiges um ein Gemüth, das sich so frisch erhält! Adieu, lieber Vetter, meine Mutter läßt Sie freundlichst n) grüßen.

Mit aufrichtiger Freundschaft

Annette von Droste-Hülshoff.

PS. Laßbergs Adresse ist: Meersburg am Bodensee, über Stuttgart.

III. An Luise Delius?

Mittwoch Abends.

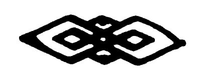
Es ist so spät, liebste Luise, und ich bin den ganzen Tag über so abgehalten worden, daß ich Ihnen nur eben noch in zwei Zeilen eine gute Nacht wünschen, und Sie an Ihr Versprechen uns zu besuchen erinnern kann. Gott gebe morgen gutes Wetter, daß Sie der Bothenfrau gleich den Bescheid mitgeben können, wann wir Sie erwarten dürfen. Sollten aber die dicken Wolken, die grade eben den Kopf über die Wallhecke strecken, verdrießliche Pläne haben, so sagen Sie, bitte, doch der Frau, wann sie wieder vorkommen soll. Sie wissen, das hat nie Schwierigkeit, da sie fast jeden Tag nach Münster ‚flattert' kann man sagen, denn es sind oft Lumpen genug dazu vorhanden. Ich hoffe, wir verleben mahl wieder einen recht freundlichen Tag du bon vieux temps zusammen. Blumen sollen Sie genug finden, Stachelbeeren an allen Büschen und auf meinem braunen Tische (als Reserve, wenn die andern in der Bataille sind, gegen Windbüchsen und Wasserkugeln), mein altes Zimmer, mein altes Sopha, warum nicht auch das alte Behagen? Kommen Sie nur ja! Ich denke, es wird Alles recht schön werden, und freue mich sehr darauf. Adieu! Eine gute Nacht und freundliche Träume!

Ihre Nette.

---

l) der noch in besten Mannes [durchstrichen]. — m) so oft ich sie sehe [durchstrichen]. — n) bestens herzlich [durchstrichen].

[32]) Marianne v. Rump, geb. Freiin v. Kerkering-Borg, die kurz darauf, am 1. Dezember 1844 starb. Vgl. Cardauns, Briefe S. 317.



Kleine Bausteine

Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen / Von Karl Eckermann

Vor den Toren Shanghais ist's. Am Fuße der Loong-Hwa Pagode, neben der ein Buddhistenkloster liegt, steigen wir aus dem Wagen. Zudringliche Bettler zwingen uns Bündel von Räucherstäbchen in die Hände und raufen sich um das Geld, das wir unter sie werfen. Ein Bonze bietet sich als Führer an und erläutert uns im Pidgin-Englisch die Tätigkeit der einzelnen Götzen, die uns überall angrinsen. In gelben, grauen oder braunen weiten Gewändern huschen die kahlköpfigen Diener des Heiligtums an uns vorbei, deren Scharfsinn sich darin betätigt, für die Nöte des menschlichen Daseins eine charlatanistische Geheimwissenschaft weiterzutragen und fortzubilden, die den Tempel und seine Diener einigermaßen nährt.

Und andern Tags fahren wir wieder auf derselben Straße, biegen aber etwas ab und gelangen zur Jesuitenmission Sikawei. Der Name hat im Osten einen guten Klang, ist doch die meteorologische Station der gelehrten Patres einer der untrüglichsten Wetterpropheten für die tückischen ostasiatischen Gewässer. Wir durchschreiten unter der liebenswürdigen Führung eines Paters das ganze Haus, auch das Observatorium, bewundern die schöne Bibliothek und sehen die chinesische Jugend in den Klassenzimmern fleißig an der Arbeit. Von diesen Missionsgebäuden fühlen wir einen Strom westländischer Kultur ausgehen: in den ABCklassen, in der höheren Schule, im Waisenhaus, in der Missionsdruckerei und in der Kirche. An zwei Nachmittagen zwei Welten: Dort die dumpf brütenden, in einer Routine erstarrten Bonzen, deren geistige Welt verbogen und verarmt ist, und hier die befreienden Künder des christlichen Ideals, das alle menschlichen Kräfte adelt und zur Vollendung spannt. Auf der Heimfahrt nach Shanghai kommt einem dann wohl der Gedanke, warum die dumpfe Tempelwelt nicht in Staub sinkt vor der lichten christlichen Kultur. Der Neuling meint, das Exempel wäre so einfach, plus und minus so klar. Bilder aus der eigenen Volksvergangenheit tauchen vor dem geistigen Auge auf. In den germanischen Wäldern ist es. Die Sendboten des Glaubens sammeln die Gaugenossen um die neue Botschaft, dringen in sicherer Werbetätigkeit in Hütte und Palast und erobern, wenn auch unter mannigfachen Rückschlägen, das ganze Volk. Und waren nicht schon zur Zeit Voltaires die französischen Jesuiten am chinesischen Kaiserhofe geachtet? Woher denn diese Langsamkeit?

Man steht vor einem Rätsel, und dieses Rätsel heißt China. Wer will es deuten?

Als ich Ku Hung Ming: ‚Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen' las, fielen mir diese alten Reflexionen, die sich mir seinerzeit im Anschluß an den eben skizzierten Besuch aufdrängten, wieder ein und zugleich wurde mir

manche Wirrnis klar. Aus der Schrift Kus gewann ich einen Einblick in die moderne chinesische Kultur, wie ich ihn mit gleicher Anschaulichkeit noch nirgends bekommen hatte. Je seltener man in der Lage ist, eine derartige Auseinandersetzung zu hören, desto interessanter wird sie, und sie muß angehört werden, mag sie uns auch anfangs noch so bizarr vorkommen.

Ku Hung Ming gewinnt Autorität durch seinen geistigen Werdegang. Er ist ein Literat, der die traditionellen chinesischen Gelehrtenkenntnisse durch ein eindringliches Studium der europäischen Kultur vertieft hat. Als er aus Europa zurückgekehrt war, ward er Sekretär und Vertrauter Chang Chih Tungs, während dessen Amtszeit als Generalgouverneur in Kanton und Wutschang und erlebte so aus nächster Nähe einen Teil der bedeutungsvollsten chinesischen Umwälzungen. Zwei englisch geschriebene Schriften interessieren aus seiner literarischen Tätigkeit am meisten: Papers from a Viceroy's Yamen, aus denen der in unserm Buche abgedruckte erste Artikel: Kultur und Anarchie, eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur stammt und die hier gleichfalls aufgenommene: Story of a Chinese Oxford Movement, die uns die Entwicklung der letzten dreißig Jahre chinesischer Geschichte in interessanter Beleuchtung bietet.

Wer die Lektüre unseres Werkes beginnt, braucht einige Zeit, um sich in dem Gedankenkreis des Schriftstellers zurecht zu finden. Ungewöhnliche historische Parallelen verwirren uns zunächst mehr, als daß sie uns klären, aber die seelische Verfassung Kus ist doch im Grunde so einfach, daß überschauendes Verständnis bald eine Charakteristik des Schriftstellers geben kann.

Das feste Fundament Kus ist der Konfuzianismus. Wie jeder chinesische Gelehrte hat er an der Philosophie des im sechsten Jahrhundert v. Chr. lebenden Konfuzius intellektuelle und moralische Stützpunkte gefunden. Wenn wir uns daran erinnern, daß der Mittelpunkt der konfuzianischen Lehren den dreifachen Pflichtenkreis von Herrschern und Untertanen, von Vorgesetzten und Untergebenen, von Eltern und Kindern regelt, wenn wir im Auge behalten, daß ein anderes Hauptdogma des Konfuzius lehrt, daß der Mensch von Natur aus gut ist, und wenn wir schließlich den Satz des Konfuzius noch heranziehen, daß das Wohl des Ganzen nur durch das moralische Verhalten des Individuums gesichert werden kann, so haben wir damit die Elemente festgelegt, die der Persönlichkeit unseres Schriftstellers das entscheidende Gepräge gegeben haben. Wie wir bei Konfuzius lediglich praktische Weisheit treffen ohne spekulative Begründung aus den tiefsten Ursachen, so vermeidet auch Ku die rätselvollen Fragen nach Anfang und Ende und hält sich an den historischen Verlauf der Ereignisse und ihre sittlichen Relationen. Lehrer und Schüler sind somit keine eigentlichen Philosophen, sondern allenfalls gute Beobachter des Lebens, die in rationalistischer Oberflächlichkeit lediglich fordern: Beschränke deine Gedanken auf deine irdischen Pflichten; achte auf die Gegenwart; warum willst du über unlösbare Rätsel, die sich auf die Zukunft beziehen, grübeln?

So disponiert trat Ku an das Studium der europäischen Entwickelung heran. Es war natürlich, daß sein schon fest eingestellter Gesichtskreis nur einen Teil der abendländischen Kultur ins Auge faßte. Er fühlte sich vor allem zu

jenem Rationalismus hingezogen, der als Vorbote der französischen Revolution das Erdreich Europas für die kommende Entwicklung lockerte. Jedermann sieht sofort, wie z. B. Rousseau und Voltaire Berührungspunkte mit dem konfuzianischen System haben; dabei mag die merkwürdige Geschichtsklitterung Kus nicht unerwähnt bleiben, daß der europäische Rationalismus auf Grund einer Übertragung chinesischer Anschauungen durch kath. Missionäre entstanden sein soll. Die Kulturentwickelung vor der Aufklärung hat Ku lediglich durch die Brille einseitigster Aufklärungsfanatiker gesehen. Aus dieser Quelle stammt sein Zerrbild über den Katholizismus, von ihm Jesuitismus oder Ultramontanismus genannt, das wir hier wiedergeben wollen, damit man weiß, wie gerade die trübsten Wasser europäischer Kritik nach Ostasien ihren Weg finden. ‚Der geistige Schwindel des Ultramontanismus ist ein Verbrechen an der menschlichen Natur. Das praktische Resultat des Jesuitismus mag bezeichnet werden als die Heilsbotschaft der Kenntnis davon, auf welcher Seite das Brot mit Butter bestrichen ist. Die gesellschaftliche Ordnung, die auf eine solch niedrige geistige Verfassung gegründet ist, kann nicht von Dauer sein. Auf Louis Napoleon folgte der Zusammenbruch und die Kommune von Paris. Wer weiß, was das Schicksal der Völker Europas sein würde, wenn sie versuchen wollten, zum Mittelalter zurückzukehren und dabei beim jesuitischen Ultramontanismus ankämen?‘ Mittelalter und Neuzeit stellt er in der folgenden groben und schiefen Parallele einander gegenüber: ‚Jene alte Kultur (das Mittelalter) appelliert hauptsächlich an die Gefühle von Furcht und Hoffnung im Menschen. Die neue moralische Kultur appelliert an die gesamten geistigen Kräfte, an seine Vernunft ebensosehr als an seine Gefühle. In der alten Kultur bestand in Beziehung auf die menschliche Natur die Anschauung, daß alle Menschen in Sünden geboren seien, d. h., daß die menschliche Natur radikal böse sei. Die Anschauung der modernen moralischen Kultur ist, daß die menschliche Natur radikal gut ist und wenn sie richtig entwickelt und in Anspruch genommen wird, ganz von selbst moralische Wohlfahrt und gesellschaftliche Ordnung in der Welt herbeiführen muß. . . . Die Wirkung der beiden Kulturen auf das Leben der Menschen und ihre gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen muß ebenfalls verschieden sein. Die Wirkung der einen ist blinder passiver Gehorsam gegenüber der Macht und Autorität. Die Wirkung der andern ist Selbstvertrauen der Bevölkerung gegenüber dem Staat.‘

Nun sollte man meinen, wäre ja die Rechnung recht einfach. Nachdem der Autor eine Gleichstimmung der altchinesischen und modernen Gedankenwelt konstruiert hat, könnte er die Möglichkeit einer friedlichen Kulturentwicklung der gelben und weißen Rasse auf ein gemeinsames Ziel hin begründen. Aber wenn ihm auch für die moderne chinesische Kultur das gleiche Ziel feststeht, nämlich ‚die moralische Rechtschaffenheit des Menschen und die Aufrechterhaltung staatlicher Ordnung in der Welt‘, so meint er doch, daß sich im heutigen Europa der Kultus der Vernunft nicht rein durchgesetzt habe. Ihm scheint, als ob jetzt ein ideenloser gewinnsüchtiger Geist voller Auflehnung gegen die Autorität zur Herrschaft gekommen sei, der gegenüber dem Kulturleben des achtzehnten

Jahrhunderts einen großen Rückschritt bedeute. ‚Die Bevölkerung Europas, die größtenteils den Sinn für die Kraft und Heiligkeit der mittelalterlichen Kultur verloren hat und der neuen Kultur noch nicht genügend teilhaftig ist, um sie als beherrschende Kraft zur Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung zu benützen, muß gegenwärtig in Ordnung gehalten werden, nicht durch eine moralische Kraft irgendeiner Art, sondern durch die rohe physische Kraft der Polizei oder des sogenannten Militarismus. Carlyle sagt: „Der Zustand des modernen Europas ist Anarchie plus einem Gendarmen." Ein französischer Schriftsteller sagt noch besser: „cest la force en attendant le droit."‘ Und so kommt denn Ku zu der Nutzanwendung, daß der Okzident seine Interessenpolitik durch die idealeren ethischen Grundströmungen des Orients verjüngen müsse. Wie zur Zeit der Kreuzzüge die Befreiung des Menschengeistes durch die Berührung mit dem Orient gekommen sei, wie die französische Aufklärung in chinesischer Weisheit ihren Ursprung genommen habe, so müsse auch jetzt der Materialismus Europas und Amerikas durch die Sittlichkeit Chinas überwunden werden.

Von diesem Denkergebnisse aus kann er zu Beginn seiner Ausführungen den Satz aussprechen: Die ostasiatische Frage ist eine moralische, nicht so sehr eine ökonomische Frage, wobei er vor allem im Auge hat, daß die uralte chinesische Kultur nicht bloß nehmen, sondern auch geben soll. Ku will sich und sein Volk nicht von neuem mit einer Mauer umschließen, sondern er ist für das Prinzip der offenen Tür, besonders auf geistigem Gebiete. Nur wünscht er dabei nicht die Unterdrückung der altchinesischen Kultur, sondern Erweiterung des chinesischen Gesichtskreises durch Verschmelzung der besten europäischen Lehren mit denen des konfuzianischen Rationalismus.

An diesem Standpunkt, den wir nicht widerlegen, sondern nur in prägnantester Schärfe erfassen wollen, ist das Interessanteste, daß Ku sich lediglich von dem geringen rationalistischem Substrat, das allen höheren Kulturen zugrunde liegt, eine Gesundung der Welt verspricht. Aber schon in China hat das nicht genügt: Die Gelehrten zwar kommen vielfach ohne eigentlich religiöse Elemente, ohne Kult und Priestertum aus, aber das Volk hat zum Mystizismus des Taoismus und zur Askese des Buddhismus seine Zuflucht genommen. Und so haben wir denn in China keine scharf umrissenen Religionsbekenntnisse, sondern drei große Systeme sind zusammengeschmolzen und finden sich nebeneinander als geistige Faktoren in dem Leben jedes einzelnen. Daher kommt es denn auch, daß der Chinese mit seiner weitherzigen Verschwommenheit überall anders noch Anleihen zu machen geneigt ist. Unser Standpunkt ist ja grundverschieden: Wir wollen schärfste Ausprägung und Differenzierung der geistigen Kräfte, damit sie sich bei der Aufgabe der Aufwärtsentwicklung der Menschheit als wahr oder falsch erweisen können. Dieser europäische Grundsatz reinlicher Scheidung wird, wie mir scheint, in symptomatischer Weise im Osten durchbrochen. Ein Stück Blasiertheit scheint die führenden Ostasiaten angesichts der massenhaft sich um ihre Gunst bewerbenden Religions- und Kulturgemeinschaften zu überkommen und sie zur achselzuckenden Gleichgültigkeit oder bestenfalls zu einer Freundlichkeit, die in der neuen Lehre die

besten Elemente der eigenen zu entdecken glaubt, zu erziehen. (Erst in diesen Tagen haben wir einen in dieser Richtung liegenden Erlaß der japanischen Regierung gelesen.) Die Masse des Volkes aber wird, wenn die uralt überkommenen eigenen Sittengesetze ins Wanken geraten sind, andere Wege gehen: sie wird lediglich nach den materiellen Vorteilen des Augenblickes streben, und so werden denn infolge einer zunehmenden rohen Interessenpolitik und materialistischer Gesellschaftsauffassung schwere Gefahren für den Osten heranziehen. So ablehnend man sich auch zu dem philosophischen Ausgangspunkte Kus verhalten mag, das muß man anerkennen und hochschätzen, daß er diese Gefahr vorausgesehen hat und ihr zu begegnen sucht, indem er in letzter Stunde noch einmal die gesundesten ethischen Tendenzen der chinesischen Gedankenwelt heraushebt und in der reinen Auswirkung ideell gerichteter sittlicher Persönlichkeiten gegenüber der anstürmenden Flut moderner Ideenlosigkeit und egoistischer Verflachung einen wirksamen Damm aufrichtet.

Neben der Massenhaftigkeit des geistigen Imports bewirkt ein zweites die Ablehnung der westlichen Kultur: die Beobachtung derer, die das fremde Volkstum repräsentieren. Was für Kulturträger sendet Europa häufig hinaus! Können wir uns da wundern, wenn die oberflächlichen Vertreter europäischer Kultur, die zum Teil mit aufreizender Verachtung auf China hinabsehen und deren Ziele nur auf Bereicherung und Verwirklichung von Handelsinteressen abgehen, von den Gebildeten des Landes nicht als Freunde der Heimat und als Träger höherer Auffassungen angesehen werden? Darum schreibt Ku beißend: ‚Fast will es mir scheinen, als ob der Geisteszustand des modernen Durchschnittseuropäers, der nach China kommt und von Fortschritt und Reform redet, noch weit hoffnungsloser wäre, als selbst der unserer alten chinesischen Literaten. Es ist wahr, die chinesischen Literaten kennen keine andere Kultur außer ihrer eigenen, aber sie wissen wenigstens etwas von ihrer eigenen Kultur. Der Durchschnittsengländer oder -Europäer auf der anderen Seite, der so gewandt von Fortschritt und Reform in China zu reden versteht, kennt nicht einmal seine eigene Kultur, ja er weiß nicht und kann nicht wissen, was Kultur überhaupt ist, weil er nicht daran glaubt, daß es so etwas wie wahre Vernunft und Gottes Willen gibt. Und ohne eigenen Glauben an wahre Vernunft und den Willen Gottes ist keine Kultur, sondern nur Anarchie möglich in dieser Welt.‘

Nach der voraufgehenden prinzipiellen Stellung Kus zu den Kulturfragen des Ostens können wir nun seinen Rückblick auf die letzten 30 Jahre der Geschichte Chinas an uns vorüberziehen lassen. Freilich steht der Schriftsteller mit seinem Wünschen und Wollen allzusehr mitten in diesen Geschehnissen, um uns objektive Geschichte geben zu können. Aber niemand wird den hohen Reiz der hochaktuellen Betrachtung leugnen. Es fallen da Schlaglichter auf zum Teil heute noch lebende Personen und in die Tiefen des nationalen Lebens, so daß die für die meisten Europäer so unverständlichen plötzlichen Wechsel in der chinesischen inneren und äußeren Politik in ihren tieferen Ursachen deutlich werden. Aus der Geschichtsbetrachtung Kus lernen wir, wie im chinesischen Staatsorganismus ein Stück bester konservativer Kraft an der Arbeit ist, dem

Volke die Vorzüge der alten, vornehmen Kultur gegenüber den andrängenden materialistischen Tendenzen zu erhalten und zu vertiefen. In ihr zittert überall der heiße Wunsch des Verfassers durch, deutlich zu machen, daß China nicht allein durch die Nachahmung eines rein technischen Fortschrittes groß werden kann, sondern nur in bewußter Unterordnung unter das Sittengesetz. Nach der schrankenlosen Auflehnung, die das alte Kastenwesen zertrümmert, gedrückte Volksmassen ans Licht hebt, müssen Autorität und kindliche Pietät wie im alten China wieder aufwachen, muß das Reich der Vernunft wieder Wirklichkeit werden. In dem Kampfe um Freiheit und Konstitution erkennt er die Grenze am moralisch Erlaubten. Sein Programm läßt sich mit den Worten des Franzosen Joubert umschreiben, der da sagt: ‚Mögt ihr eher schreien nach freien Geistern als nach freien Menschen. Moralische Freiheit ist die einzige, für das Leben notwendige Freiheit, die einzige Freiheit, ohne die man nicht sein kann. Unterordnung ist an sich besser als Unabhängigkeit, denn jene bringt Ordnung mit sich und Übereinstimmung, während diese zur Selbstgenügsamkeit und Vereinzelung führt.'

Leider hat Ku seinen geschichtlichen Rückblick dadurch in spanische Stiefel geschnürt, daß er die chinesische Bewegung für wahre Kultur als ein Analogon zu der von Newman, Pusey und Arnold eingeleiteten sog. Oxfordbewegung Englands zu erweisen suchte. Der chinesische Literat hat eben die Schwäche, überall Anlehnungen zu suchen, sei es an Zitate aus aller Weltliteratur oder sei es an Geistesbewegungen anderer Länder. Von seinem literarischen Vorbilde Matthew Arnold übernimmt er eine Dreiteilung seines Volkes in die produktive Arbeiterklasse, das erziehende Gelehrtentum und die leitende Aristokratie der Mandschus. Aus der Degeneration der Mandschuaristokraten infolge eines langen Friedens und aus der Verkrüppelung des Literatentums infolge einer puritanischen Abschließung von den geistigen außerchinesischen Bewegungen entstanden die ersten revolutionären Zuckungen, vor allem der bekannte Taipingaufstand um die Mitte des letzten Jahrhunderts. Nun ward es den Führenden in China klar, daß etwas geschehen müsse. Da die Kriegerkaste der Mandschus versagt hatte, wandte sich die Regierung an die Blüte des Gelehrtentums, das in der Hanlinakademie seine Spitze hat. Vor allem hat Chang Chih Tung eine bedeutungsvolle Reformbewegung eingeleitet, die nicht in einer blinden Nachahmung der westländischen Prinzipien, wie das Li Hung Schang versuchte, bestand, sondern die das altchinesische Kulturideal neu beleben wollte. Das Buch Chang Chih Tungs: ‚Lernet' ist ein interessanter Beleg für die merkwürdige Art, wie dieser Kanzler die Aufgabe der Versöhnung des Ostens und Westens zu lösen suchte: ‚Für Chang Chih Tung sind die konfuzianischen Prinzipien wahr und absolut verpflichtend für das Leben des einzelnen, aber nicht für das Leben einer Nation in modernen Zeiten. Die Lehre des Konfuzius setzt fest, daß Menschen und Nationen ihr Herz nicht an Reichtum, Macht und materielles Wohlergehen hängen sollen. Nach Konfuzius muß ein Herrscher niedrig schätzen den Besitz von weltlichen Gütern und hoch schätzen moralische Eigenschaften. Aber die neue Wissenschaft des modernen Europas lehrt, daß die Grundlage für eines Menschen Erfolg im Leben und die Größe einer Nation

Jan Vermeer van Delft/Die Köchin



F. Bruckmann A.-G., München, phot.

im Besitz von Reichtum, Macht und materiellem Glück zu finden sind.'* Daraus folgert Chang, daß die Lehre des Konfuzius wohl für das Individuum maßgebend sein müsse, nicht aber für den Staat, der, um zur Macht zu kommen, in die Fußstapfen der modernen europäischen Wissenschaft treten und ‚Raubtier' werden müsse. Aber immerhin war in Chang noch altchinesische Kultur mächtig und suchte ihre Verwirklichung im Leben des Volkes. Als aber der Boxeraufstand niedergeschlagen war, da hatte diese Richtung wiederum vor den Kanonen und Flintenläufen der Europäer, Japaner und Amerikaner sich als schwach erwiesen und diejenigen, die an der Neublüte Chinas in ‚Freiheit und Schönheit' gearbeitet hatten, zerstreuten sich und westländische Kultur fand das Eingangstor breit offen. Oberflächliche Schulen nach westlichem Prinzip entstanden, der Schwarm derer, die Interesse und Freundschaft für China erheuchelten, um sich zu bereichern, mehrte sich und niemand fand sich, der China in lebendiger Verbindung mit seiner Vergangenheit zu erhalten versucht hätte. ‚Die Tragik der gegenwärtigen Lage in China besteht darin, daß, während die ganze chinesische Nation entschlossen ist, ihre eigene Kultur wegzuwerfen und die Kultur des modernen Europa zu adoptieren, es nicht einen einzigen gebildeten Mann im ganzen Reich gibt, der den entferntesten Begriff davon hätte, was europäische Kultur in Wirklichkeit ist.'

Was wird geschehen? Entweder wird aus all der Anarchie, in die Europa und China zu verfallen drohen, Rettung kommen durch den übermächtigen Riesen, der die Gesellschaft wieder unter eine Autorität beugen wird — heute besorgt das in Europa schon die Polizei, die da mit äußeren Zwangsmitteln Unterordnung erzwingt, wo ein freies Sicheinordnen aus sittlichen Motiven nicht mehr zu erwarten ist — oder aus der Regeneration der zurzeit noch angefaulten Mandschuklasse mit ihrem angeborenen Heroismus wird wieder die reinste Inspiration eines echt chinesischen Lebens erstehen. In den Mandschus, die zwar ideenlos und hilflos sind, steckt doch noch das edelste Metall, das sich entweder bewähren oder von den Reformern hinweggefegt werden muß. ‚Die Mandschuaristokratie wird ihren Führer vielleicht finden in einem europäisch erzogenen Chinesen, der einerseits frei ist von der Überfeinerung, Einbildung und unpraktischen Pedanterie der chinesischen Gelehrten und andererseits von dem Hochmut und den Klassenvorurteilen der Mandschus. Ein solcher Mann muß in sich den Sinn für den moralischen Wert und die Schönheit der altchinesischen Kultur mit der Fähigkeit vereinigen, die fortschrittlichen und expansiven Ideen der modernen europäischen Kultur zu verstehen, zu beurteilen, zu verdolmetschen. Wenn außerdem noch die fremden Mächte be-

* Von hohem Interesse ist die folgende Anmerkung, die Ku hier anfügt: ‚Als Menzius einst von dem König von Liang gefragt wurde, ob er etwas habe, womit man die Interessen des Landes fördern könne, antwortete er: ‚Warum von Interessen reden? Wir wollen lieber von Sittlichkeit und Gerechtigkeit reden.' Aber die modernen christlichen Missionar-Apostel der neuen Wissenschaft würden, wenn die Mandarine sie bäten, ihnen von der Gerechtigkeit im Christentum zu erzählen, antworten: ‚Warum von Gerechtigkeit reden? Wir wollen lieber von Eisenbahnen reden und von welchem Land China die vorteilhaftesten Anleihen aufnehmen kann.' Ich möchte bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich bei vielen Unterredungen gegenwärtig war, die christliche Missionare in China mit Generalgouverneuren, Gouverneuren und allen Arten von Beamten hatten, doch habe ich nie gehört, daß die überragende Bedeutung der Gerechtigkeit im Christentum als Unterhaltungsthema gewählt worden wäre. Das ganze Gerede betraf Eisenbahnen, Wissenschaft, Finanzen, Medizin, technische Bildung und Fußbinden der Frauen'.

wogen werden könnten, als Gesandte nach Peking Leute von wirklicher Geistesbildung zu senden, die außer der Diplomatie und der Kunst, Depeschen zu schreiben, noch etwas von Kultur und den Ergebnissen der Kultur verstehen, und wenn diese Gesandten nicht nur von aller Einmischung sich enthielten und dem genannten Chinesen freie Hand ließen, ja selbst ihn unterstützen würden mit ihrem moralischen Prestige, so dürfen wir auf eine wirkliche Reform in China hoffen. Ein neues China würde dann entstehen, das nicht nur für die Chinesen, sondern auch für die Gesamtkultur der Menschheit von größtem Wert wäre.'

An diesen Ausblick, der uns insofern eine leise Wandlung Kus zeigt, als er hier die Heranbildung an westländischer Kultur stärker als früher betont, möchte ich noch ganz kurz die Charakteristik des augenblicklich mächtigsten Mannes in China, Yuanshikais, schließen. Yuanshikai ist ihm ein charakterloser Opportunist und Renegat, ein Machiavellist niedrigen, unedlen Schlages, ein ‚Parvenu, der nur aus Gier, Geschicklichkeit und Schlauheit besteht, aus dem, was Carlyle „Fuchsverstand" nennt: Intelligenz ohne Feinheit und Zartheit, gewöhnlicher Menschenverstand, geschärft durch Gier'.

Und nun steht China in dem Bürgerkriege, vor dem Ku sein Land bewahrt wissen wollte und von dem er sagte, daß China dann ‚der Wahnsinnige werden würde, der alle Möbel in seinem Hause zerschmettert und sein Haus niederreißt, um an die Stelle ein Papierhaus und Papiernachahmungen von Möbeln zu setzen'. Mit gespanntestem Interesse verfolgt die ganze Welt die Entwicklung der Dinge in China, denn es gibt kaum ein Land, das in so schwerer innerer und äußerer Krisis steckt. Der Kampf zwischen Mandschus und Chinesen scheint zugunsten der letzteren entschieden und damit von neuem ein Weg gebahnt, um in das konservative Staatsgebilde das Sprengpulver westländischer Ideen zu treiben. Die Verfassung ist geändert, aber damit ist sicher das Wenigste geschehen. Die Hauptfrage ist, ob die alte konfuzianisch-taoistisch-buddhistische Kulturwelt aus sich heraus noch einmal die Kraft gewinnen wird, den Staatsorganismus innerlich zu festigen oder ob man in dem Chaos der sich anpreisenden westländischen Kulturwerte ein Fundament für eine Neuorganisation zu gewinnen suchen wird. Und wo? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird China bei den Mächten eine Anleihe machen, deren Großmachtstellung am meisten in die Augen springt. Es fragt sich nur, ob man, abgesehen von Technik, Militärwesen und Administration, auch die wertvollsten geistigen Werte einführen wird. Leider scheint es, daß aus der traurigen Zerrissenheit der europäischen Kulturwelt der bei uns an der Oberfläche schwimmende Materialismus mehr importiert werden wird als die idealistisch vertiefte Lebensauffassung. Und wenn schon bei uns, wo doch das Christentum tausendfach mit dem öffentlichen Leben verwachsen ist, schon so bedenkliche Symptome eines Niedergangs sich bemerkbar machen, daß sogar gegenwarts- und zukunftsfreudige Schriftsteller unter Applaus von der Entartung unserer Tage und einer dunkeln Perspektive sprechen können, wie schnell wird dann erst in China, wo die sittliche Höhe des konfuzianischen Staatsgefüges durch eine Reihe von Revolutionen erschüttert ist, die Abwärtsbewegung vonstatten gehen! In diesem Zusammenhang darf man eine vielleicht etwas

gewagte Kombination anfügen: Möglicherweise wird wieder einmal das Licht von Osten kommen. Es wäre nämlich möglich, daß die östliche Kulturwelt nach einem Durchgang durch einen traurigen kulturellen Tiefstand voller Verwüstung, der aus der Inspiration durch den Materialismus entstanden wäre, die Notwendigkeit der allein rettenden Prinzipien eines idealistisch beeinflußten Lebens durch sein eigenes Beispiel begreiflich machte. Diese Auffassung mag keinen besonders freudigen Optimismus verraten, ist aber auch weit entfernt von düsterem Pessimismus.

Ich kehre zum Ausgang zurück. Die Beschäftigung mit unserem Buch hat uns die Schwierigkeit erkennen lassen, die wurzelfeste chinesische Kultur durch eine christliche schnell und dauernd zu ersetzen. Zu den alten Germanen kam eine einheitliche Religion, die zugleich die Schätze der römischen Kultur mitbrachte, und schmolz das edle Metall des Germanenvolkes, das noch keine sichtliche Prägung hatte, leicht um, aber die Chinesen haben eine reiche Vergangenheit und sehen sich den Machtansprüchen einer Kultur gegenüber, die in sich stark zerrissen, vielfach materialistisch-selbstisch ist, ja mitunter dekadent auftritt. Wenn die besten Kreise Chinas sich gegen einen Import wehren, der ihnen zwar technischen Fortschritt und äußeren Glanz, aber innere Verarmung bringen will, wer möchte ihnen das übel nehmen? Zu wünschen wäre nur, daß die wirklichen Freunde Chinas, die über selbstische Interessen hinaus dort drüben wahre Geisteskultur begründen und heimisch machen möchten, nicht durch falschen Argwohn in ihrer Arbeit behindert würden.

Die Beziehungen des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern zu Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta / Von K. Th. Zingeler

Zwischen der königlichen Linie der Hohenzollern und ihren schwäbischen Stammverwandten waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Beziehungen immer weiter zurückgetreten. Im Laufe der Jahrhunderte hatten sie vielfachen Wechsel erlebt. Heute herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß die Könige von Preußen, die deutschen Kaiser und die Fürsten von Hohenzollern eines Stammes sind, daß die ihnen gemeinsame Wiege auf der Stammburg, dem Zoller in der uralten Stammgrafschaft unweit des Städtchens Hechingen, zu suchen ist. Aber es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sich eine gewisse Entfremdung einstellte, als die Nürnberger Zollern, der jüngere Zweig des Gesamthauses, mit Friedrich VI. (I.) (1331—1440) nach Brandenburg zogen. Unter dem turnierfrohen und kampfeslustigen Albrecht Achilles (1414—1486) nahmen die guten Beziehungen zwischen den beiden Linien wieder stärker zu, um mit dem tüchtigen schwäbischen Zoller, dem Grafen Eitel Friedrich II. (1425—1512), sogar zu einer ehelichen Verbindung zu führen; denn damals waren beide Linien

noch eines Glaubensbekenntnisses. Nach und nach erkalteten die verwandtschaftlichen Gefühle wieder, und wenn auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1695) das pactum gentilicium, die Erbeinigung, zwischen dem kurfürstlichen Hause Brandenburg und dem schwäbischen Hause Hohenzollern abgeschlossen wurde, das Brandenburg (Preußen) das Recht der Erbfolge gab für den Fall des Aussterbens der schwäbischen Hohenzollern, so wuchs dadurch die nähere Freundschaft der beiden stammverwandten Linien nicht sehr. Die schwäbischen Hohenzollern nahmen auch fast durchweg in Reichsdiensten Stellung, sei es als tüchtige Soldaten, sei es als gewiegte Diplomaten. Besser, herzlicher wurde das Verhältnis auch nicht im 18. Jahrhundert, und selbst das 19. Jahrhundert ließ nichts weiter aufkommen als ein steifes, zeremonielles Verhältnis.

Ganz anders wurde das mit Karl Anton, dem einzigen Sohn des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Er ist, wenn man so sagen soll, der Neubegründer der nahen Beziehungen der beiden Häuser. Die ‚Allerhöchste Urkunde' über die persönlichen Vorrechte der Mitglieder des fürstlichen Hauses vom 19. Juli 1851 hat in dieser Beziehung bestimmte Feststellungen gemacht. Heutigentages wird kein Mensch, der Anspruch auf geschichtliche Bildung macht, mehr der Ansicht sein, ‚daß die Familie Hohenzollern mit der königlichen Familie nichts als den Namen gemein habe und die Stammesgemeinschaft im 12. Jahrhundert mehr Sache des Glaubens als des Wissens ist'.

Prinz Karl Anton hatte schon in Genf, Tübingen und Göttingen vieles gelernt, so auch eine Bestärkung seiner gesunden altliberalen Gesinnung, die bei einem Hohenzollern doch stets einen Einschlag in echten, kräftigen Konservatismus haben mußte, als er 1831 im Frühjahr zur Universität Berlin ging. Auch hier studierte er tüchtig, dem inneren Drange folgend, und der Anordnung seines gütigen, aber strengen Vaters gemäß. Dabei verkehrte er am königlichen Hofe und wurde als einziger männlicher Sprosse des Hauses Hohenzollern in Schwaben mit Aufmerksamkeit behandelt. Bald entwickelte sich das Verhältnis zwischen ihm und den Mitgliedern des königlichen Hauses in stets wachsender, harmonischer Weise. Die Sinnesart des Prinzen war eine andere als die der preußischen Stammverwandten. Das lag zunächst in dem süddeutschen Charakter von Karl Anton; sodann war seine Mutter, an der er sehr hing, eine Französin, und sein Vater kein Preuße. Und doch war Karl Anton von Anfang an, als er zuerst öffentlich auftrat, ein nach Preußen hin sich neigender junger Mann. Die Anschauung der preußischen Prinzen und ihre Erziehung war eine andere, als die seinige, und das trat besonders in militärischer Hinsicht zutage. Am preußischen Hofe wurde das Gespräch fast jedesmal auf militärische Dinge gelenkt, und Karl Anton hatte wohl anfänglich gutmütigen Spott zu ertragen ob seines Mangels an militärischem Drill.

Einer unter den preußischen Prinzen jedoch erkannte bald, daß in dem jungen süddeutschen Verwandten eine schneidige Soldatennatur schlummere, die, geweckt, sich den preußischen militärischen Anschauungen ganz und gar zuwenden werde. Das war Prinz Wilhelm von Preußen, der damals 34 Jahre zählte. Er, besonders Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, sah es gern, daß Karl Anton neben seinen eifrigen sonstigen Studien in Kunst, Landwirtschaft,

Technologie, Kirchengeschichte und englischer Sprache — man sieht, Karl Antons Tätigkeit war vielumfassend —, noch hinreichend Zeit und Lust hatte, sich von erprobten militärischen Kräften in der Kriegswissenschaft Unterricht geben zu lassen, und er zog ihn zu den Truppenübungen, die er veranstaltete, als Gast heran. Als Karl Anton im Spätjahr die Universität verließ, da schied er von Berlin als näherer Bekannter des Prinzen Wilhelm sowie von dessen Gemahlin Augusta, und schrieb am 24. Dezember 1831 den ersten längeren Brief an ihn.

Er blieb nun in Verbindung mit dem prinzlichen Ehepaar, aber es war diese Beziehung mehr konventioneller Art. Doch die Jahre 1848—1850 brachten die beiden Männer näher zueinander. Karl Anton trug sich mit dem Gedanken, die Souveränität seines Fürstentums an die Krone Preußen abzugeben, und zu diesem Zwecke befand er sich häufig in Berlin, wo ihm von seiten des Königs und der königlichen Familie viele Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ganz besonders war dieses der Fall bei Prinz Wilhelm von Preußen und dessen Gemahlin. Es ist bezeichnend, was der Prinz von Preußen am 22. Mai 1849 an den Stammverwandten, der unterdessen regierender Fürst geworden, schrieb. Er äußerte sich am Ende seines Briefes: ‚An das gewünschte Ziel eines einigen Deutschlands kommen wir doch noch bestimmt, aber freilich auf anderem Wege als dem bisher eingeschlagenen. Preußens geschichtliche Aufgabe wird sich erfüllen! Also Mut, Ausdauer und Gottvertrauen!‘

Über die Gründe, welche Karl Anton bewogen, das Fürstentum an die Krone Preußen abzutreten, ist viel geschrieben worden. Sämtliche Aktenstücke in dieser Sache sind nun veröffentlicht*.

Noch vor nicht so langer Zeit sagte eine sehr hohe Frau zu dem Verfasser dieser Skizze: ‚Wir Zeitgenossen, wir wußten, ein wie schweres Opfer der Fürst gebracht und wie sehr es ihn, so hochherzig er dachte, erschütterte. Ich könnte Ihnen noch die Stelle zeigen, wo er nach Abtretung seines Landes zum ersten Male dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta im Palais zu Koblenz gegenüberstand. Nie werde ich vergessen, mit welchem Nachdruck sich die beiden Männer die Hand gaben, der eine im Verständnis, was jener getan, und dieser in der schwerwiegenden Erkenntnis, welches Opfer er dem deutschen Vaterlande gebracht.‘

Die Verhältnisse hatten Karl Anton dem prinzlichen Ehepaare im Laufe der Jahre näher zugeführt, und es ist bezeichnend für beide Teile, wie sich die Zuneigung mit den Jahren vertiefte, herzlicher und vertrauter wurde. Von Stufe zu Stufe stieg Prinz Wilhelm von Preußen, gegen Karl Anton blieb er derselbe, oder vielmehr er schloß sich immer näher an und hörte gerne auf dessen Worte. Und ebenso Prinzessin, Königin und Kaiserin Augusta. Aber der Fürst von Hohenzollern nutzte niemals diese ihn so ehrende Freundschaft, das große Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, aus. Das trauliche Du bestand bis an das Lebensende zwischen den dreien, aber Karl Anton war und blieb sich stets bewußt, daß er in dem Freunde, der Freundin, seinen König, seinen

* Karl Anton Fürst von Hohenzollern. Ein Lebensbild nach seinen hinterlassenen Papieren von K. Th. Zingeler. Kapitel 2.

Kaiser, seine Königin, seine Kaiserin zu ehren hatte; denn er war Preuße, Untertan, wenn auch vornehmster Untertan seines Königs.

Karl Anton trat, nachdem Hohenzollern eine andere Regierung bekommen, in preußische Heeresdienste. Was Prinz Wilhelm von Preußen vorausgesehen, trat ein. ‚Nicht um die Generalsuniform in einer Residenz zu tragen', wollte Karl Anton Soldat sein; er wollte lernen und wenn er gelernt hatte, dann wirken. Prinz Wilhelm verfolgte die militärische Tätigkeit des schwäbischen Stammverwandten und er hatte seine helle Freude daran. Das bewiesen die herzlichen Briefe an den Fürsten, dafür legt Zeugnis ab die Genugtuung, als Karl Anton von Stufe zu Stufe auf der militärischen hierarchischen Leiter stieg, und besonders als dieser zum Divisionskommandeur in Düsseldorf ernannt wurde. Prinz Wilhelm hielt ihn nicht nur tüchtig in militärischer Hinsicht, sondern erhoffte auch bessere Beziehungen der Düsseldorfer, der Rheinländer überhaupt zu den ‚Preußen', zumal wegen der Vergangenheit in bezug auf den Vorgänger des Fürsten Karl Anton. ‚Hoffentlich wirst Du und Deine Familie wieder eine neue Ära dort kreieren.' Daß sich der Prinz von Preußen auch darin nicht täuschte, beweist das Verhältnis der Rheinlande und besonders der Düsseldorfer zum Fürstenhause bis auf den heutigen Tag.

Am 7. Oktober 1858 wurde dem Prinzen von Preußen die selbständige Regentschaft übertragen. Die nächste Folge war, daß das Ministerium Manteuffel entlassen wurde, und der Prinz-Regent den Fürsten Karl Anton an die Spitze eines neuen Ministeriums berief. Man machte sich in Preußen von dieser Änderung in der Regierungspolitik viele Hoffnung, vielleicht zu viele; denn ein Fehler war und blieb es, daß Karl Anton seine Maßnahmen nicht selbst im Parlament vertreten konnte und daß ihm von seiten der Hochkonservativen, der Anhänger Manteuffels Gegnerschaft, wenn nicht gar Feindschaft entgegengebracht wurde, die Liberalen ihn dagegen zu wenig unterstützten.

An der Spitze aller Glückwünschenden, und es waren derer sehr viele aus allen Kreisen der Bevölkerung, stand Prinzessin Augusta, die Gemahlin des Prinz-Regenten*. Sie wußte, wie treu Karl Anton ihrem Gemahl zur Seite stehen würde, sie kannte den ‚schwäbischen Vetter' schon seit 1831 und war mit jedem Jahr überzeugter von seinem ehrenvollen Charakter geworden.

Augusta neigte sich stets zur Schwarzseherei, sie trug schwer an der Bürde ihres Gemahls, weil sie nicht oberflächlich war. Vielfach hat man die spätere Königin und Kaiserin verkannt, doch nur Leute, die nicht wußten, wie sie klug war, wie sie gerecht dachte und wie sie Preußen liebte. Ihre Stellung zur inneren Politik Preußens aus den 70er Jahren hat man unrichtig abgewogen. Ihr ausgeprägter Gerechtigkeitssinn urteilte anders als die Menge und darum haben jene sie verkannt, die ihr konfessionelle Schwankung vorwarfen. Der Briefwechsel zwischen ihr und Karl Anton aus jenen Jahren beweist das Gegenteil von dem, was man ihr hüben vorwarf, drüben an ihr lobte. Sie war Protestantin durch und durch; aber sie verstand sehr wohl ihre katholischen Untertanen, da, wo diese Gerechtes verlangten.

* Originell ist, daß sich unter den zahlreichen Briefschreibern auch Kardinal Ferdinand Donnet, Erzbischof von Bordeaux befand, — der Kirchenfürst einer französischen Erzdiözese an einen preußischen Ministerpräsidenten!

In den Jahren 1858—1862 traten Wilhelm I. und Augusta dem Fürsten Karl Anton noch viel näher, als es bis dahin gewesen. Als dann Karl Anton auf seiner Entlassung bestand und er sie 1862 von dem Posten als Vorsitzender des Ministeriums erhielt, da geschah es mit einem Schreiben des Königs, das des Fürsten Verdienste sehr anerkannte.

Doch das waren der Ansicht der Gegner des Fürsten gemäß nur ‚Worte', die der König dem Fürsten nicht vorenthalten konnte. Eine gewisse Partei in Preußen, und sie war sehr stark, ist es noch immer, freute sich, daß der ‚Demokrat' vom Staatsruder entfernt worden. Nach ihr konnte Karl Anton keine Rolle mehr im Heere spielen, auch da mußte er seinen Abschied nehmen. Doch schwer getäuscht hatten die sich, die in Karl Anton den Feind ihrer Bestrebungen sahen und auf einen versteckten Groll zwischen Wilhelm und dem Fürsten hofften. Eine Entfremdung zwischen Wilhelm I. und Karl Anton trat nicht ein, der Fürst nahm auch nicht seinen Abschied aus dem militärischen Leben, sondern der König ernannte den Fürsten zum rheinischen Generalgouverneur, nachdem dieser schon das westfälische Gouvernement innegehabt.

Die Beziehungen zwischen dem Königspaar und Karl Anton, besonders mit Wilhelm I., dem Könige, mehrten sich im Laufe der Jahre. Ein starker Briefwechsel, offizieller und nicht offizieller Natur entwickelte sich. Wie nahe Wilhelm I. und Königin Augusta dem Fürsten standen, das beweisen die Ereignisse von 1866 in dreifacher Hinsicht. Vom rein militärischen Standpunkte aus waren es die kriegerischen Zustände mit Österreich, vom hauspolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet die Wahl des Sohnes Karl als Fürst von Rumänien und in rein familiärer Teilnahme die Verwundung und der Tod des anderen Sohnes, des Prinzen Anton von Hohenzollern.

Wie innig, warm und dann schmerzlich bewegt war die Teilnahme des Königspaares an dem schweren Verluste der Eltern, als Prinz Anton infolge der schweren Verwundung bei Königgrätz starb! Viele Depeschen wurden während der schweren Erkrankung des Sohnes zwischen Karl Anton einerseits und Wilhelm I. und Augusta andererseits in jenen Tagen gewechselt. Und als dann das Traurigste Tatsache geworden, da telegraphiert König Wilhelm schmerzlich ergriffen, und Augusta sendet ergreifende Worte an den Fürsten.

Das Jahr 1869/70 kam. Wenn irgend ein Ereignis imstande war, die beiden Hohenzollern ganz ungewöhnlich in Anspruch zu nehmen, dann darf das von der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gesagt sein. In seiner ‚Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.' stellt von Sybel den Einfluß des fürstlichen Hauses Hohenzollern, dessen nahe Beziehungen zu dem Könige von Preußen als nur geringfügig dar und zeigt sich nicht als der große Historiker, für den er mit Recht gehalten wird. In dieser Angelegenheit hat er bewiesen, daß er auch kleinlichen Anschauungen zugänglich war, wie das ihm 1894 von keinem anderen als von dem damaligen Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern im Eisenbahnzug Potsdam-Berlin gesagt wurde*.

Es ist von verschiedenen Seiten anläßlich der Besprechung des vorgenannten Buches hervorgehoben worden, daß von Sybels Auffassung der

* Über diese interessante Szene siehe: ‚Karl Anton Fürst von Hohenzollern', S. 267.

Geschichte der spanisch-hohenzollerischen Thronkandidatur nun eine andere Darstellung erheische und ich habe es an anderer Stelle — wie ich glaube — überzeugend nachgewiesen, daß die schwäbischen Hohenzollern eine sehr wesentliche, sehr ausschlaggebende Rolle in dieser so ungemein wichtigen Phase der deutschen Geschichte eingenommen haben*.

Diese Bemerkungen wurden vorausgeschickt, um zu betonen, daß jene so aufregende Zeit und Angelegenheit naturgemäß den König von Preußen und den Fürsten Karl Anton sehr stark berührte und, wenn irgend möglich, sie noch näher zueinander führen mußte, als das schon der Fall war. Es ist und muß klar sein, daß das darin begründet war, daß die spanisch-hohenzollerische Thronkandidatur eine wesentlich hausgeschichtliche Affäre war, unter der die beiden Hohenzollern, der eine als das Oberhaupt des Gesamthauses, der andere als Vater des Thronkandidaten, als Chef seines fürstlichen Hauses, stark litten. Denn wer König und Kaiser Wilhelm I. kennt, — und dazu herrscht jetzt doch wohl kein Mangel mehr vor — der weiß, daß dieser Monarch gerade in jener Zeit ungemein nachgiebig und gewissenhaft war, und wem Fürst Karl Anton nicht fremd ist, der kann es fassen, daß die Vorgeschichte des Krieges, der Deutschland politische Einheit brachte, schwer auf ihm lastete.

Man lese die Briefe, die König Wilhelm I. damals an den Fürsten schrieb, und es ist dann offenbar, wie sehr sich diese zwei Männer nahestanden. In französischer Auffassung wird es so dargestellt, als ob nach dem Kriege eine Entfremdung zwischen den beiden Hohenzollern eingetreten sei und wahre Räubergeschichten werden aufgetischt. Am besten und schlagendsten wird das widerlegt durch die Tatsachen, daß Kaiser Wilhelm den Sohn des Fürsten durch das Prädikat Hoheit auszeichnet und daß er diesen Beweis seines Wohlwollens in einem Schreiben vom 4. Mai 1871 an den Fürsten gerade mit der Kriegsveranlassung in Verbindung bringt, und er ferner in der Folgezeit den Fürsten fast jedes Jahr besucht, zumal dieser wegen seines vorgeschrittenen Beinleidens nicht mehr nach Berlin gehen konnte.

Und wie stand Karl Anton in jener schweren, verhängnisvollen Zeit zu Königin Augusta? Die spätere Kaiserin war von jeher sehr ernst veranlagt; ein Krieg war für sie das Furchtbarste. Schon die Unruhen, wie sie die innere Politik naturgemäß mit sich brachten, dünkten ihr schwer. Und woher kam das? Weil sie mehr, als man annahm, mit dem Volke fühlte. Jetzt wird ihr die Geschichte ja auch gerechter, nachdem viele Briefe an sie und von ihr der Öffentlichkeit zugänglich geworden. Wir wissen, daß sie gegen den Krieg von 1870 war insofern, als sie ihn vermieden zu sehen wünscht. Als dann aber die Königin erkannte, daß man mit ungemeinem Frevelmut, mit einer Leichtfertigkeit sondergleichen französischerseits den Krieg absolut wollte, da war sie ganz die preußische Königin, die Deutsche.

Am 11. Juli 1870 schrieb Karl Anton an den Kronprinzen von Preußen und schloß seinen Brief mit den Worten: „.... Das sind welterschütternde Momente und Dimensionen, welche die Frage angenommen hat. Es ist der gefundene Vorwand Frankreichs, mit Preußen anzubinden, aber für uns ist

* S. Deutsche Revue, Januar-Heft 1911.

es nichts weniger als angenehm, die Veranlassung zu einem möglichen Weltkriege zu sein. Das Odium desselben bleibt dann immerdar mit unserer Familie verknüpft. Hoffen wir, daß nüchterne Überlegung die Oberhand behauptet: Das Wohlwollen und Vertrauen Deiner Königlichen Frau Mutter werde ich wohl bleibend verscherzt haben.'

Damit ist für den Wissenden deutlich gesagt, wie die Königin dachte. Ihr war der Gedanke an einen furchtbaren Krieg unerträglich. Das wußte Karl Anton und er trägt seiner gedrückten Stimmung in jenen so überaus schweren Tagen, die mehr als überladen waren mit Verantwortlichkeit, Rechnung, als er die bange Mutmaßung wegen der Königin Augusta ausspricht.

Karl Anton hatte sich getäuscht. Die Königin wußte sehr genau, daß das Haus Hohenzollern an der unsinnigen Kriegslust der Franzosen keine Schuld trug. Sie hat es in der Folgezeit bewiesen, daß der Fürst keineswegs ihr ‚Wohlwollen und Vertrauen' verscherzt habe. Bis zu seinem 1885 erfolgten Tode blieb die Kaiserin in stetem Briefwechsel mit Karl Anton, und es gab kein Gebiet der inneren und äußeren Politik, das in diesem Briefwechsel nicht berührt wurde. Daß dabei auch weder in der königlich-kaiserlichen Familie noch bei den Angehörigen des Fürstenhauses sich irgend etwas Bedeutendes ereignete, worüber jene Briefe nicht handelten, wird nicht mehr auffallen bei den nahen Beziehungen zwischen diesen zwei hohen Menschen, die, so verschieden sie auch in ihrem Charakter sein mochten, doch in dem Einen sich gleichen: Abneigung gegen das Unrecht, wo immer es auftrat, Menschenliebe auch dort, wo es sich um Tieferstehende handelt.

Der Krieg ging zu Ende. Karl Anton zog auf das Schloß seiner Väter nach Sigmaringen zurück; sein schweres Beinleiden fesselte den sonst so rüstigen Mann an den Stuhl. Konnte er auf diese Weise nicht mehr nach Berlin reisen, so kam nunmehr Kaiser Wilhelm zu seinem getreuen Paladin und besuchte ihn oft in Krauchenwies, der Sommerresidenz des Fürsten. Es spricht für beide hohen Männer, daß der eine sich nicht scheute, als Politiker und Katholik dem Staatsoberhaupte in manchen Dingen offen zu sagen, daß sich die Bismarcksche Politik mit dem Kulturkampf auf unrichtigen Weg begeben habe und der andere des treuen Freundes Bedenken anzuhören.

Bis zum Tode des Fürsten 1885 blieb Kaiser Wilhelm I. jenem in treuer Freundschaft zugetan, und als er 1884 im Oktober zum Feste der goldenen Hochzeit in Sigmaringen weilte, da sprach er wehmütig beim Hinausfahren aus der Stadt: ‚Wir zwei sehen uns in diesem Leben nicht wieder.' Er hat recht behalten.

In beständigem Briefwechsel blieb Karl Anton sodann auch mit der Kaiserin. Es gibt kaum ein Gebiet, das in dieser Korrespondenz nicht berührt wird und zutage tritt klar und deutlich die Gesinnung beider, der Kaiserin und des Fürsten. Als Karl Anton am 1. Juni 1885 gestorben war, da schrieb die Kaiserin an den Fürsten Leopold u. a.: ‚. . . . Könnte Dein edler Vater hören, welcher Nachruf ihm allseitig gewidmet wird, es würde ihm wohltun, sich anerkannt zu fühlen. Aber er bedarf des irdischen Lohnes nicht, er hat ihn nie gesucht und ist jetzt eines höheren Urteils gewärtig, das ihm ewige Ruhe verheißt.'

Kritik

Moderne Franziskusverehrung und Franziskusforschung / Von Franz Xaver Seppelt

Mehr als einmal hat man den heiligen Franziskus von Assisi einen interkonfessionellen Heiligen, den Heiligen der Katholiken und Protestanten, genannt. Und mehr noch: man hat ihn als den modernen Heiligen bezeichnet. Modern und heilig. Das scheinen Begriffe zu sein, die weit auseinanderliegen. In Franz von Assisi aber sind sie tatsächlich einen Bund eingegangen: er ist tatsächlich ein moderner Heiliger. Mit welcher Inbrunst und Liebe, mit welcher Verehrung und Bewunderung sprechen nicht heute Tausende den Namen Francesco d'Assisi aus! Tausende, die für den Katholizismus sonst nicht gerade Sympathie empfinden, und die für katholische Heiligenverehrung nur ein verächtliches Lächeln haben, da jene ihnen nicht ferne von heidnischem Tun zu liegen scheint. Denn das ist eben das Interessante und Auffällige, daß diese Begeisterung für den Armen von Assisi sich nicht etwa auf katholische und kirchengläubige Kreise beschränkt; man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß gerade in jenen weiten Kreisen, die der Kirche und überhaupt jedem Offenbarungsglauben fremd und feindlich gegenüberstehen, die meinen, daß Kirchentum und wahre Religiosität unvereinbare Dinge seien, die Franziskusverehrung besondere Verbreitung gefunden hat, daß sie zum mindesten dort äußerlich mehr und geräuschvoller in die Erscheinung tritt als bei denen, die man zunächst als Träger der Franziskusbegeisterung vermuten möchte. Wollte man im einzelnen zusammenstellen, was in den letzten Jahrzehnten in Büchern und Zeitschriften und in der Tagespresse zum Lob des Heiligen von Assisi gesagt worden ist, man könnte dicke Bände füllen. Nur einer der modernen Franziskusverehrer komme zu Wort: Hermann Hesse, aus der großen Zahl moderner Romanschriftsteller sicher einer der bekanntesten. In seinem ‚Peter Camenzind', einem Ich-Roman, von dem auch in diesen Blättern zu lesen war, nennt er San Francesco ‚meinen Liebling unter den Menschen', den ‚seligsten und göttlichsten aller Heiligen'. Da wandert Camenzind durch Umbrien, das reiche, grüne, umbrische Hügelland, das franziskanischer Erinnerungen voll ist: ‚Ich ging die Straßen des hl. Franz und fühlte ihn in manchen Stunden neben mir wandeln, das Gemüt voll unergründlicher Liebe, jeden Vogel und jeden Hagerosenstrauch mit Dankbarkeit und Freude begrüßend.' Hermann Hesse hat uns auch ein eigenes Büchlein über Franz von Assisi geschenkt, ein feines, schmales Bändchen, geschrieben in schlichtem Legendenton*. Da lesen wir: ‚Da geschah es, daß in Umbrien ein unbekannter und junger Mensch in Gewissensnot und tiefer Demut bei sich beschloß, einfältig und unbekümmert in seinem Leben ein bescheidener und treuer Nachfolger des Heilandes zu sein, und daß Gefährten ihm nachfolgten, anfänglich zwei oder drei, alsdann hundert, hernach aber viele Tausend, und daß von diesem demütigen Mann in Umbrien ein Licht des Lebens und ein Born der Erneuerung und Liebe über die Erde ausging, davon ein Strahl noch bis in unsere Tage glänzt.' Und die Schlußworte des Büchleins lauten: ‚Ach es gibt gar so viele berühmte Schreiber und Dichter, welche hübsche Werklein verfertigt haben. Aber es gibt nur wenige, welche kraft der Tiefe und Glut ihres Innersten Worte und Gedanken der Ewigkeit und der uralten Menschensehnsucht unter die Völker warfen, gleich himmlischen Boten und Säemännern. Und es gibt wenige, welche nicht wegen ihrer schön gemachten Worte und Werke, sondern allein wegen ihres

---

* Die Dichtung. Herausgegeben von Paul Remer. Band 13.

reinen und adeligen Wesens durch Jahrhunderte geliebt und bewundert werden und gleich seligen Sternen über uns in der reinen Höhe stehen, golden und lächelnd, und gütige Führer und Leiter für die im Dunkel dahintreibenden Irrfahrten der Menschen.' — —

Neben diesem Interesse der Gegenwart für San Francesco d'Assisi, das ein Recht gibt, von der modernen Bedeutung Sancti Francisci zu reden, geht einher eine moderne wissenschaftlich-literarische franziskanische Bewegung, in engem Zusammenhang und vielfältiger Wechselbeziehung mit jenem Interesse stehend. Es ist heute auch für den Fachgelehrten nicht leicht, all das, was über Franz von Assisi in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren an streng wissenschaftlichen Untersuchungen und leichtgeschürzten popularisierenden Schriften und Zeitschriftenaufsätzen erschienen ist, bis in die Einzelheiten zu übersehen: so gewaltig ist die Franziskusliteratur angeschwollen. Vor einem Jahrzehnt etwa hat sich in Assisi eine internationale Gesellschaft für franziskanische Studien (Société internationale des études franciscaines) gebildet, deren Mitglieder keineswegs vorwiegend katholische Gelehrte sind, so wenig wie etwa an der modernen Franziskusforschung katholische Forscher an erster Stelle beteiligt sind. Dieser internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft ist vor wenigen Jahren eine besondere englische Sozietät für franziskanische Geschichte zur Seite getreten, die gleich der älteren Schwester schon wertvolle Arbeit geleistet hat. Und vor wenigen Monaten ist man in Frankreich dem englischen Vorbild gefolgt.

Wie erklärt sich all dieses? Wie kommt es, daß der heilige Franz von Assisi in den Umkreis des modernen geistigen Interesses getreten ist? Woraus ist seine moderne Bedeutung erwachsen? Man könnte zunächst auf einen äußeren Grund hinweisen, der Anstoß zu eifriger Beschäftigung mit dem umbrischen Heiligen bot: im Jahre 1882 waren 700 Jahre seit der Geburt des Heiligen verflossen. Solche Jubiläen lenken ja nun immer das Interesse in besonderer Weise auf den Gefeierten und pflegen die literarische Tätigkeit anzuregen, man denke an die Fülle dessen, was vor wenigen Wochen das Jubiläum Friedrichs des Großen uns beschert hat. Aber derartige Jubiläen sind schließlich doch etwas zu Äußerliches und in unsern Tagen namentlich zu Häufiges, als daß sie imstande wären, die Geister tiefer zu bewegen und länger als für flüchtige Stunden zu fesseln, geschweige denn eine so tiefgehende und weitreichende Bewegung zu schaffen. — Nun könnte man allerdings sagen, daß, nachdem einmal durch das Jubiläum die wissenschaftliche Franziskusforschung angeregt war, das weitere intensive Fortarbeiten auf diesem Gebiet dadurch veranlaßt wurde, daß wichtige neue Quellen erschlossen wurden, und daß sich nun wichtige Fragen nach Entstehung, Abfassungszeit, Verfasser, nach der gegenseitigen Abhängigkeit der alten und der neuen Quellen und nach ihrer Tendenz erhoben, kurz, daß sich kritische Probleme von ganz besonderer Art und eigenartiger Schwierigkeit darboten, die immer aufs neue die Forscher zur Behandlung reizen mußten. —

Aber auch diese rein wissenschaftlichen Fragen, so stark sie die Fachkreise bewegen mochten und noch bewegen, können diese Geschäftigkeit der Forschung nicht hinreichend erklären; unerklärt bleibt namentlich der Widerhall, den diese in weiten Kreisen fand. Denn von allen Seiten und oft von weither eilten Mitarbeiter auf dieses Forschungsfeld, das bisher die Kirchenhistoriker ungestört und nicht sonderlich beachtet bebaut hatten. An die rein wissenschaftlichen Arbeiten schloß sich bald eine weit ausgedehnte Literatur leichteren Charakters, die großen Revuen brachten Artikel über San Francesco, sein Name erschien auf den Programmen populärwissenschaftlicher Vorträge, in den Vorlesungsverzeichnissen deutscher Hochschulen. Das alles sind deutliche Beweise, daß da nicht bloß fachwissenschaftliche Interessen im Spiele sind.

So erhebt sich aufs neue die Frage, worin denn die moderne Bedeutung Sancti Francisci beruhe.

Es wäre nun verkehrt und unbefriedigend, wollte man etwa sagen, daß hier nur Mode im Spiel sei, launische Mode der modernen Welt, die zur Abwechslung auch mal einen Heiligen der katholischen Kirche sich zum Objekt erkoren. Gewiß, es mag Mode mit im Spiel sein bei manchem der modernen Franziskusverehrer; aber man wird wenigstens für Moden dieser Art mit leichter Mühe einen tieferen Grund, eine gewisse geschichtliche Notwendigkeit feststellen können und müssen. Diese Moden, die auf das geistige Gebiet hinüberspielen, sind nicht rein willkürlicher Art, sie entspringen gewissen Zeitstimmungen und Zeitströmungen; in ihnen findet Ausdruck, was die Zeit bewegt, was das Tiefinnere des Menschen erfüllt und ersehnt, hier enthüllt sich, worüber sich der einzelne vielleicht selbst nicht klar Rechenschaft zu geben vermag.

Wer die Geheimnisse der Menschennatur zu belauschen versteht, dem ist es nicht verwunderlich, daß des Menschen Sehnen und Sinnen sich heimlich dem zuwendet, was ihm fehlt und abgeht, daß der Mensch in Stunden stiller Einkehr und Selbstbesinnung mit einer gewissen Wehmut dessen gedenkt, was er vielleicht mutwillig preisgegeben hat, was überwunden zu haben er sich sonst laut und beflissen rühmt. Ist dem so, dann ist es begreiflich, daß für unsere Zeit, die so vielfach zerrissen ist von Zweifelsucht und innerem Unfrieden, die den inneren Halt verloren und ein Leben führt der Halbheit und schwächlichen Kompromisse, die wunderbar geschlossene, glaubensstarke Persönlichkeit des seraphischen Heiligen, die mit rücksichtsloser, alles überwindender Energie nur das eine will, Christo nachzufolgen in allem, eine besondere Anziehungskraft ausübt. Hier ist das Ideal unausgesprochener Wünsche und geheimer Herzenssehnsucht. — Ferner, mit nichten läßt sich der Gegenwart das religiöse Interesse absprechen, unleugbar geht ein starker Zug religiösen Sehnens durch die Herzen; die Zeiten des platten, nüchternen Rationalismus und Materialismus sind dahin; allzusehr hatten sie das Menschenherz unbefriedigt gelassen. Aber bei diesem Sehnen nach dem, was hinter der Materie liegt, will man sich nicht von Offenbarung und Kirchentum leiten lassen, sondern es wird das Recht der Autonomie auf religiösem Gebiet proklamiert. Von Glaubensformeln, Dogmen und äußeren Religionsübungen, von allem Objektiven in der Religion will man nichts wissen, man sieht vielmehr in allen äußeren Geboten und Satzungen den Tod aller echten Religiosität und spricht von religiöser Verinnerlichung und religiösem Erleben (nebenbei bemerkt hat man durch derartige mißbräuchliche Verwendung dieses Wort unverdientermaßen arg in Mißkredit gebracht). Kurz: in religiöser Hinsicht durchzieht die Zeit eine starke Strömung von religiösem Subjektivismus, das persönliche Gefühl bedeutet alles, das objektive der Religion dagegen läßt man ungebührlich zurücktreten, ja, man möchte es ganz verdrängen. Nun sucht man leichtbegreiflicherweise für die eigenen Anschauungen Vorbilder, man versucht, Brücken in die Vergangenheit zu schlagen, um Vorläufer zu finden. Bei diesem Suchen ist man auf die deutsche Mystik des Mittelalters gestoßen, man nimmt sie nun für die eigenen Anschauungen in Anspruch, wobei es freilich nicht ohne Gewaltsamkeit und böse Mißverständnisse abgeht. Des sind Zeuge die zahlreichen Neuausgaben deutscher Mystiker, namentlich die Einleitungen zu diesen Ausgaben. Bei diesem Suchen ist man nun auch auf San Francesco d'Assisi gekommen. So viel dürfte sicher sein: wenn man heute mit solcher Verehrung, ja mit Schwärmerei zu Franz von Assisi hinblickt, so geschieht dies bei gar vielen deswegen, weil man in ihm einen Repräsentanten des Subjektivismus entdeckt zu haben vermeint. Man sieht in ihm eine Persönlichkeit, die nicht viel gehalten habe von Dogmenzwang und starren Satzungen, die sich mit frischer Natürlichkeit auflehnte gegen die erstarrten hierarchischen Institutionen, gegen alles Schematische, die in ständig sich verschärfendem Konflikt mit der Hierarchie lebte und von dieser um sein Bestes, seine Ideale, betrogen wurde; man sieht in ihm eine Künstlernatur, impulsiv, von Stim-

mungen hingerissen, voll Phantasie, klaren Ideen und festen Willensentschlüssen abhold; kurz, man sieht in ihm den Typ des modernen Menschen.

Diesem Glauben fehlt das Evangelium nicht, oder vielmehr, dieses hat dem Glauben zu seiner weiten Verbreitung verholfen. Sabatier hat dieses Evangelium geschrieben. Seine Vie de S. François d'Assise erschien im Jahre 1894. Der Verfasser, ein Pastor calvinischen Bekenntnisses in Straßburg, hat seine Amtstätigkeit aufgegeben, um sich ganz dem Studium des Heiligen von Assisi zu widmen. Zu Assisi hat er sein Heim aufgeschlagen, nimmer müde, den Spuren San Francescos nachzugehen im Staube der Bibliotheken, in den Fruchtgefilden des gesegneten umbrischen Landes und in den ärmlichen Franziskanerklöstern hoch oben am Bergesrand, denen der Wechsel der Jahrhunderte seine Spuren nicht aufgedrückt hat, ein stets bereiter Helfer denen, die gleiche Studien pflegen. Seinem Franziskusbuch war ein beispielloser Erfolg beschieden; weit über dreißig Auflagen hat das französische Original erlebt, von den zahlreichen Übersetzungen ganz abgesehen. Man versteht den Beifall, den es in Frankreich gefunden, denn es ist ein glänzendes, geistvolles literarisches Erzeugnis. Sabatier ist ein Schüler Renans, und dieser Meister des Stils braucht sich seines Schülers nicht zu schämen. Ihm ist die Gabe eigen, wunderbares Leben in die Vergangenheit zu bringen. Die hinreißende Kraft der Darstellung läßt den Leser nicht aus seinem Bann. Der Glanz landschaftlicher Schilderung wetteifert mit der Feinheit psychologischer Analyse. Das Buch liest sich spannend wie ein Roman. Und wie Sabatier den Heiligen schildert, das scheint alles sorgsamst fundiert durch mühsame Einzeluntersuchungen. — Sabatier hat San Francesco so gezeichnet, wie er sich nun vielfach in den Köpfen derer malt, die in ihm den modernen Heiligen sehen. Wieder und wieder betont er in seinem Werk, ‚wie modern sein Held sei, wie sehr sich seine Ideen mit unsern höchsten Idealen berühren und die schwersten Probleme lösen; wie Sankt Franziskus ein Heros sozialer Arbeit ist, seine Religion ganz individualistisch, frei von der Kirche und ihren Dogmen, wie sein Glaube nichts anderes verkündigt als die tiefsten Offenbarungen einer pantheistischen Mystik. Er sieht in dem Leben des Heiligen ‚nicht bloß ein Ringen mit Fragen, welche die Aufmerksamkeit des modernen Menschen auf sich ziehen müssen, er gibt seine Darstellung gleichsam als eine Lösung für die Probleme unserer Tage, wie ein neues Evangelium'. So führt er nach Assisi eine Schar von Pilgern, ‚die mit der Kirche zerfallen, in den ästhetischen Reizen einer modernen Mystik Befriedigung für ihr Gemütsleben suchen'*. Er führt sie hin zu dem Künstler unter den Heiligen, der hundert Jahre vor Petrarca ein wunderbar feines Auge hatte für die Herrlichkeiten und Reize der Natur, zu einem Poeten, dem die Natur wundersam belebt war, der traute Zwiesprache zu halten wußte mit allem, was da lebt und sich regt in Wald und Feld, zu dem Künstler, der auch andern eine Welt der Wunder zu schauen gelehrt, der Dichtern und Malern den Weg gewiesen, der, wie Henri Thode, der Heidelberger Kunsthistoriker, es schon vorher gepredigt, am Anfang steht der machtvollen Kulturbewegung der Renaissance.

So etwa ist das Bild, das vielen modernen Franziskusverehrern vor Augen schwebt, darum huldigen sie ihm als dem modernen Heiligen. Aber dieser Franziskus ist ein modernisierter Heiliger. Er hat mit dem mittelalterlichen Heiligen wenig genug gemein. Das hat die ernste wissenschaftliche Forschung des letzten Jahrzehntes unwiderleglich erwiesen. Sie hat gezeigt, daß Sabatiers glänzende und bestechende Konstruktionen keine zutreffende Wirklichkeitsschilderung bieten, sie hat in diesem Fall der historischen Wahrheit nicht gegenüber alten Legenden, sondern gegenüber einem modernen

* Vgl. Alfred Hegler in Zeitschrift für Theologie und Kirche VI (1896) 395 ff. Auch das, was außer den Zitaten über Sabatier gesagt ist, lehnt sich teilweise an Heglers Ausführungen an.

Roman zu ihrem Recht verholfen. Daß diese Arbeit durch deutsche protestantische Gelehrte in Angriff genommen und dann mit den vereinten Kräften von Gelehrten verschiedener Konfessionen durchgeführt wurde, verdient besondere Hervorhebung. Franz von Assisi als pantheistischer Naturschwärmer, als Vorbild des modernen Subjektivismus, als Vertreter eines undogmatischen Christentums — das sind Phantasmata, die abgetan sind für immer. Es wird abzuwarten sein, wie die modernen Franziskusverehrer sich infolge dieser Erkenntnis verhalten werden. Werden sie San Francesco treu bleiben? Oder werden sie dem liebenswürdigen Heiligen den Rücken kehren? Ihr Verhalten wird ein Kriterium dafür sein, welchen Beweggründen ihre Franziskusverehrung entsprungen ist. Wir wollen hoffen, daß ihm recht viele die Treue wahren; denn auch dann, wenn all der moderne Flitter von seinem Bild entfernt ist, ja dann erst recht kann der seraphische Heilige unserer Zeit viel sein. Er sollte wirklich zum religiösen Erzieher werden, zum Vorbild mit seiner inbrünstigen Gottesliebe und hingebenden Nächstenliebe, mit seinem Herzen voll Frieden und Freude und Fröhlichkeit. Von ihm, dessen Leben sich verzehrte im glühenden Verlangen, Christo nachzufolgen in allem, sollten wir lernen, daß das Wort von der Nachfolge Christi auch uns gilt, er, der beste Hörer und Befolger der Bergpredigt, soll der Führer sein auf diesem königlichen Wege, der voraufgeht; wir aber sollen ihm nachgehen! Wie schwächlich, wollten wir ihn bewundern und stille stehen! Von seinem Vorbilde soll eine Kraft ausgehen, die antreibt, Hand ans Werk zu legen. Denn Ideale sind nicht da, daß man sie tatenlos anstaunt, sondern daß man sie zu verwirklichen ringt. — —

Hinzuführen zu San Francesco, vertraut zu machen mit seinem Geist — dazu ist wohl nichts besser geeignet als liebevolle Versenkung in die Fioretti di San Francesco. Das sind schlichte Erzählungen, Episoden und Anekdoten aus dem Leben des Heiligen und seiner vertrautesten Gefährten und Wunderberichte; sie zeigen, wie Francesco d'Assisi, der populärste Heilige, im italienischen Volk fortlebte. Es sind nicht historische Erzählungen im strengen Sinn, obwohl verschiedene Stücke im Grund auf Mitteilungen des vertrauten Jüngerkreises zurückgehen mögen; es sind vielmehr köstliche Produkte italienischer Volkspoesie, in denen der Geist des Heiligen und des ursprünglichen Franziskanertums mit all seiner herzbezwingenden Fröhlichkeit und kindlichen Naivität mit erstaunlicher Treue getroffen ist. Wer die Fioretti verfaßt, kann niemand sagen. Sie sind aufgesproßt wie die Feldblumen hier und da, würzig und kräftig, irgend eine pietätvolle Hand hat sie gepflückt und zu nie welkendem Kranze gewunden. Wer in diesen schlichten Erzählungen liest, den wird ihr Stimmungsgehalt in seinen Bann schlagen, und sicher weist er ihnen einen Platz an, wo seine Hand sie jederzeit erreichen kann. — Nicht immer sind die Fioretti so geschätzt worden, die gelehrte Forschung hat sie lange der Beachtung nicht für wert gehalten. Daß heute das Urteil ein ganz anderes ist, ist zum guten Teil wenigstens ein Verdienst Sabatiers, der sie zuerst als ‚un bijou littéraire' pries. So sind sich in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Ausgaben und Übersetzungen der Fioretti gefolgt. Auch ins Deutsche sind die Fioretti in jüngster Zeit mehrfach übertragen worden. Zwei dieser Übertragungen verdienen besondere Erwähnung, die von Otto Freiherrn von Taube, die bei Diederichs mit dem Titel ‚Blütenkranz des hl. Franziskus von Assisi' erschienen ist, und die, welche Rudolf G. Binding jüngst für den Insel-Verlag in Leipzig als ‚Die Blümlein des hl. Franziskus von Assisi' besorgt hat. Beide Übersetzungen haben mit großem Geschick ihre schwierige Aufgabe gelöst, ihre geschmackvolle Ausstattung verdient ebenfalls hohes Lob; vielleicht ist aber doch der Ausgabe des Inselverlages, die zudem die billigere ist, nach beiden Richtungen hin der Vorzug zu geben*. — —

* Daß beide Übersetzungen an einzelnen Stellen eine bedauerliche Unkenntnis katholischer Einrich

Der heilige Franz von Assisi ein Vertreter des modernen Subjektivismus, das ist nicht der einzige Irrweg der Franziskusforschung gewesen, wie sie bis vor kurzem vielfach modern war. Auch verschiedenes andere, was eine Zeitlang als feststehendes Resultat der Wissenschaft galt, hat sich als trügerisch erwiesen. Ich erinnere nur an die Beurteilung des Kardinals Ugolino von Ostia, des späteren Papstes Gregor IX., der lange Zeit als der böse Dämon des Ordens angesehen wurde, während er in Wirklichkeit ein aufrichtiger Freund des seraphischen Heiligen war, der freilich bei aller persönlichen Begeisterung für die hochgespannten Ideale des Heiligen das Recht der realen Verhältnisse, der Wirklichkeit nicht vergaß, aber gerade durch seine kluge und maßvolle Rücksichtnahme auf die Welt der harten Tatsachen den Idealen des Heiligen erst das Fortleben und Fortwirken in seiner Stiftung sicherte. Auch darauf sei hingewiesen, daß die Frage nach dem Armutsideal des hl. Franziskus sowie die Geschichte der Armutsauffassung und der Armutsstreitigkeiten im Franziskanerorden im Lauf des 13. Jahrhunderts vor kurzem eine ebenso gelehrte wie umsichtige und besonnene Behandlung gefunden hat*.

Von größerem Interesse noch für weitere Kreise ist es, daß das Problem, das in den Worten ‚Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien' seine prägnante Formulierung gefunden hat, in neuester Zeit eine ganz andere und — das dürfte nicht zweifelhaft sein — auch richtigere Beantwortung erfährt, als dies in den letzten Jahrzehnten üblich war. Die oben genannte Formel ist von Henry Thode geprägt, sie ist der Titel eines umfangreichen gelehrten Werkes, das 1885 erstmals erschien, und dessen Zweck es war, die These nachzuweisen, daß Franz von Assisi am Beginn der großen Kulturbewegung der Renaissance stehe, daß zwischen der Renaissance und der franziskanischen Bewegung die engsten Beziehungen vorhanden sind: ‚In Franz von Assisi gipfelt eine große Bewegung der abendländischen christlichen Welt, eine Bewegung, die nicht auf das religiöse Gebiet beschränkt, sondern universell im eigentlichsten Sinn die vorbereitende und treibende Kraft der modernen Kultur ist. Sie mit einem kurzen Wort zu bezeichnen, möchte ich sie die Bewegung der Humanität nennen . . . ihr Inhalt ist die Befreiung des Individuums . . . sie schenkt der Menschheit die ersten Bedingungen einer persönlichen Freiheit, einer neuen geistlichen Poesie, einer neuen Kunst und die erste Vorahnung allgemeiner Denkfreiheit. Die innerste Triebkraft, die solche Wunder zu Wege bringt, ist das erwachende individuelle Gefühl. Dieses Gefühl aber scheint in einem einzigen Menschen, Franz von Assisi, als glühende, tiefinnerliche Liebe zu Gott, der Menschheit und der Natur gleichsam zu gipfeln. Von einer Schilderung dieses merkwürdigen Mannes . . . hat die Betrachtung dieses jugendfrischen Lebens, das die alten Formen zerbricht, auszugehen (Thode, a. a. O. S. XVIII f.). Man kann sagen, daß diese Auffassung bis vor kurzem die allein herrschende war, zumal Sabatiers Franziskusbiographie ähnliche Anschauungen verbreitete.

Erst in den letzten Jahren ist eine Reaktion erfolgt, sie hat ihren Ausdruck gefunden in zwei Vorträgen, einem von Walter Goetz, der anläßlich der Jahresversammlung der Società internazionale degli studi francescani gehalten und dann in der ‚Nuova Antologia' (vom 16. November 1910) unter dem Titel ‚Il movimento

---

tungen verraten, soll nicht ungerügt bleiben. Desgleichen kann man ohne Schaden die Beigaben der Übersetzung (Einleitung usw.) überschlagen. — Nicht unterlassen möchte ich es, in diesem Zusammenhang erneut die ‚Franziskus-Legenden' von P. Heribert Holzapfel (Sammlung Kösel) zu empfehlen. Sie enthalten nicht die ganzen Fioretti, aber doch das meiste und schönste von ihnen in sehr guter Übersetzung, dazu noch Stücke aus anderen Quellen. Und die Einleitung von P. Heribert ist ausgezeichnet.

* Dr. P. Karl Balthasar, Geschichte des Armutsstreites im Franziskanerorden bis zum Konzil von Vienne (Vorreformationsgeschichtliche Studien Bd. VI), Münster, Aschendorff 1911 (X, 284).

francescano e la civiltà italiana nel Duecento' veröffentlicht wurde, und einem von Gustav Schnürer, der mit anderen Vorträgen von der vorjährigen Hildesheimer Generalversammlung der Görresgesellschaft zusammen gedruckt vorliegt*. Auch die treffliche Arbeit von Hermann Hefele über 'Die Bettelorden' und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im 13. Jahrhundert'** verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung. Während Hefele warnt, die ja ganz gewiß unvergleichlich große Bedeutung der beiden großen Bettelorden der Dominikaner und der Franziskaner, besonders des letzteren, für das innerkirchliche Leben zu überschätzen, wird in den beiden Vorträgen der Einfluß des Heiligen von Assisi auf die Kultur der Renaissance auf das rechte Maß zurückgeführt.

Es ist nicht eine gradlinige Entwicklung, die von Francesco von Assisi zur Renaissance hinführt, sondern er steht im Gegensatz zu ihr. Alles, was charakteristisch ist für die Zeit der Renaissance, was ihr besonders wertvoll und schätzenswert dünkt, hat San Francesco abgelehnt und bekämpft. Was galten ihm Gold und Ruhm und Wissenschaft? Eine Zeitlang freilich schien auch ihm all das erstrebenswert. Es war in seiner Jugendzeit, vor seiner conversio, seiner Bekehrung. Da stürzte er sich in den Strudel von Vergnügungen und Festgelagen, da war es sein Ehrgeiz, in Kleiderpracht und Verschwendung und Ausgelassenheit es allen voranzutun, da schmeichelte es ihm, der Anführer der vornehmen Jugend seiner Vaterstadt zu sein. Damals träumte er von kühnen Heldentaten, damals begeisterte es ihn, wenn die Troubadours sangen von Turnieren und Ritterspielen und holdseliger Frauen Lächeln, von Artus und seiner Tafelrunde und der Ritter Minnedienst, damals galt ihm der Ruhm das höchste, nach dem ja dann vor allem der Sinn der Renaissancemenschen stand. Kurz: damals war Franziskus 'äußerlich und innerlich demjenigen nahe, was in der Renaissancezeit die Geister bewegte'. Aber, so fragt Schnürer mit Recht, 'ist es dies, was das Andenken des Franziskus so lebendig erhalten hat bis auf unsere Zeit?'

Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Das selbstbewußte prophetische Wort, das der Jüngling einst zu seinen Genossen gesprochen, die ganze Welt werde ihn einst verehren, ist in Erfüllung gegangen. Aber es begann sich zu erfüllen, seitdem Francesco sich abgewandt von dem, was den Inhalt seiner Jugendträume und seines Jugendehrgeizes gebildet hatte, seitdem er die völlige Armut und Entsagung sich zur Braut erkoren hatte. Von seiner Bekehrung an ist seine Tätigkeit 'eine Reaktion gegen die vorauszusehenden extremen Richtungen der neuen Bewegung, gegen das Jagen nach Reichtum und Besitz, gegen den Luxus, gegen die Ruhmsucht, gegen einseitige intellektualistische Richtungen, gegen die Überschätzung des Individuums'. — Francesco wollte, daß die Ideale, die ihn erfüllten, in seiner Stiftung fortleben sollten, noch in seinem Testament hat er in ergreifenden Worten seinen Brüdern diesen seinen Willen eingeschärft. Wenn nun die so machtvoll sich ausbreitende franziskanische Bewegung in allem die Ideale des Heiligen in ihrer ganzen Reinheit durchgeführt hätte oder hätte durchführen können, so hätte sich die Renaissance nicht entwickeln können. — So bedarf es keines weiteren Beweises: Franz von Assisi war kein Vorläufer der Renaissance, in den wesentlichen Punkten steht er in schroffer Kampfesstellung gegen die Bewegung der Renaissance.

Nur ein Einwand verlangt noch eine kurze Besprechung: Zeigt denn nicht die Grabeskirche des Heiligen, San Francesco in Assisi, zeigt die Kunst eines Cimabue,

* Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1911, S. 59 ff.: Der heilige Franziskus von Assisi und die Renaissance.

** Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von Walter Goetz. Heft 9. Leipzig, Teubner 1910.

eines Pietro Cavallini und Giotto nicht ganz deutlich den Zusammenhang von franziskanischer Bewegung und Renaissance? Die treuesten Genossen des Heiligen empfanden es wohl, daß der Prunkbau, der sich über dem Grab des Heiligen erhob, eine Verleugnung seiner Ideale bedeutete. Und wer möchte es bezweifeln, daß der Heilige jenes Bauwerk mißbilligt hätte, er, den es immer hinzog zu den schlichten, halbverfallenen Kapellen wie Portiunkula und San Damiano, er, der in Bologna nicht einmal das Haus betreten wollte, das die Brüder 'ihr' Haus zu nennen sich erkühnten, und der alle, auch die kranken Brüder zwang, es zu verlassen. Trotzdem sind freilich Beziehungen zwischen der Kunst und franziskanischer Bewegung vorhanden. Mit Recht weist Walter Goetz unter anderem darauf hin, daß die religiöse Bewegung, welche, vom Heiligen und seinem Orden ausgehend, weite Volkskreise, namentlich in den aufblühenden Städten, ergriff, den Bau großer Kirchen nötig machte und so der Architektur neue lockende Aufgaben stellte.

Einen direkten Einfluß hat San Francesco nur auf die italienische Literatur ausgeübt: 'selbst ein Dichter, in seiner Predigttätigkeit ein Vorkämpfer der italienischen Sprache, voll Poesie in seinem armen Leben, ist er der Vater einer religiösen Lyrik geworden. . . . Diese Poesie ist nicht die neue poetische Literatur der Italiener, aber doch ein bedeutsames Element derselben, einer der Bausteine, mit denen Dante seine „Divina Commedia" schuf.'

So muß der Einfluß des hl. Franziskus von Assisi auf die Renaissance ganz anders, und zwar viel geringer, bemessen werden, als dies bisher meist üblich war. Das Richtige trifft Walter Goetz in seinen Schlußworten: 'Für die italienische Kunst war San Francesco nicht ein Führer zu neuer Kunstentwicklung, sondern eine große Gestalt, die immer aufs neue ihre Anziehungskraft auf Maler und Bildhauer bewährte, und ihre Arbeiten fanden ein Echo in den Herzen der Bevölkerung.'

Die 'Denkmäler der Tonkunst in Bayern'
Von Eugen Schmitz

Im Jahre 1900 trat eine Anzahl Künstler und Gelehrter zur Begründung einer Gesellschaft zusammen, die den Zweck verfolgen sollte, 'die Schätze zu heben, welche eine großartige musikalische Vergangenheit in Bayern den Nachgeborenen als Erbe hinterlassen hat'. Alle künstlerisch oder entwicklungsgeschichtlich wertvollen Schöpfungen dieser Vergangenheit sollten wieder ans Licht gezogen und zugleich über die alten bayerischen Meister und die Verhältnisse, unter denen sie geschaffen, wissenschaftliche Klarheit verbreitet werden. Dieses ihr Programm hat die 'Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern' bis heute unter Leitung von Adolf Sandberger, o. ö. Professor für Musikwissenschaft an der Universität München, mit unentwegtem Gelingen verfolgt; alljährlich erscheinen ein bis zwei Bände mit vergessenen wertvollen Werken alter bayerischer Tonmeister, redigiert mit denkbarster wissenschaftlicher Sorgfalt und eingeleitet durch umfangreiche quellenmäßige Forschungen über die historische Stellung und künstlerische Bedeutung des jeweils Veröffentlichten. Heute liegen bereits über zwanzig derartige Publikationen in großen, sorgfältig ausgestatteten Foliobänden vor, die ungemein hoch zu schätzende künstlerische wie kulturelle Bildungswerte repräsentieren.

Die 'Denkmäler der Tonkunst in Bayern' verdanken ihre Entstehung dem Aufblühen der musikgeschichtlichen Studien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Wie dem Maler die Gemäldegalerien lebendige Kunde von dem Schaffen der Meister seiner Kunst in früheren Jahrhunderten geben, so sollen auch der Musikwelt die Schätze ihrer großen Vergangenheit neu erschlossen werden, als belehrendes und befruchtendes Vorbild: das ist die Grundidee des musikalischen ‚Denkmälergedankens', den wir zu Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts gleichzeitig in den verschiedensten Kulturstaaten (u. a. Preußen, Österreich, Italien, England, Frankreich, Skandinavien, Niederlande, Polen, Spanien) ins Leben treten sehen. Kaum in einem dieser Länder konnte aber der Gedanke fruchtbareren Boden fassen als in Bayern, das seit Jahrhunderten auf eine ungemein reiche Musikkultur zurückblicken kann. Die bekannte Kunstliebe des Wittelsbacher Fürstenhauses hat sich von jeher besonders der Musik zugewandt, daneben hielten auch die größeren reichen Handelsstädte, wie namentlich Augsburg und Nürnberg, sehr viel auf Pflege kirchlicher und weltlicher Tonkunst: so mangelte es in unserem engeren Vaterlande nie an bedeutenden Kunstzentren, die einer lebhaften Musikentwicklung als Stützpunkte dienen konnten. Bei der Verschiedenartigkeit der dabei jeweils gegebenen Bedürfnisse fehlt es der bayerischen Musikgeschichte auch nicht an vielseitiger Abwechslung des Stoffes, und so bieten denn die bis heute veröffentlichten Bände unserer ‚Denkmäler', ganz abgesehen von den chronologischen Unterschieden (— sie umfassen das 16., 17. und 18. Jahrhundert —), auch nach Form und Inhalt ungemein mannigfaltige Bilder. Dies zeigt, auch ohne Eingehen auf Einzelheiten, ein kurzer Gesamtüberblick. Als chronologisch frühester Komponist ist Ludwig Senfl (ca. 1490—1555) vertreten, der an Innigkeit und Tiefe nur mit Schubert zu vergleichende Großmeister des polyphonen deutschen Kunstliedes im 16. Jahrhundert, zugleich aber auch ein Klassiker katholischer Kirchenmusik. Die von ihm gepflegten Formen lernen wir in weiterer, der Neuzeit entgegenstrebender Entwicklung in den A. Gumpelzhaimer, Gregor Aichinger, Hans Leo Haßler, Joh. Staden, Joh. Kaspar Kerll und einer Reihe Nürnberger Kleinmeistern gewidmeten Bänden kennen. Dabei begegnet speziell mit dem Nürnberger Hans Leo Haßler (1546—1612) wieder ein Genie ersten Ranges, das ebenfalls als geistlicher und weltlicher Lyriker Unvergängliches geleistet hat. Eine nicht geringere Bedeutung behauptet der später als geistlicher Diplomat (Bischof von Spiga in partibus infidelium) so hervorragende Agostino Steffani (1654—1728), der Klassiker des italienischen Kammerduetts, des vielleicht feinsten Genres vokaler Kleinkunst, das die ältere Musikentwicklung gezeitigt hat. Der jüngste Band der Publikation stellt den Meister übrigens auch als Opernkomponisten vor (Neudruck der Partitur von ‚Alarico'; aufgeführt in München am 18. Januar 1687) und eröffnet damit einen Ausblick auf ein kulturell für uns ganz besonders interessantes Gebiet des früheren Musiklebens.

Die bisher genannten Tonsetzer sind hauptsächlich als Vertreter der Vokalmusik berücksichtigt; doch bieten die ‚Denkmäler' auch eine nicht minder reiche instrumentale Ausbeute. Klavier- und Orgelwerke von Christian Erbach, Jakob Haßler, J. K. Kerll, Johann und Hieronymus Pachelbel (17. Jahrhundert) und die zu den schönsten und reifsten Früchten ihrer Zeit zählenden Kammermusikwerke Dal' Abacos (Anfang des 18. Jahrhunderts) repräsentieren dabei die ältere Epoche, während mit den den Mannheimer Sinfonikern gewidmeten Bänden die Vorstufe unserer klassischen Musik erreicht ist. In Johann Stamitz speziell, dem kompositorisch hochbegabten Konzertmeister der berühmten Mannheimer Hofkapelle, haben wir durch unsere ‚Denkmäler' den unmittelbaren Vorgänger Haydns als Sinfoniker kennen gelernt, einen Künstler, der dem großen Klassiker nicht nur in der Behandlung der Form, sondern auch in der Frische und Bedeutung der Erfindung nahe steht. Auch Leopold Mozart ist mit einem Band ausgewählter Werke vertreten, und dadurch die Mög-

lichkeit gegeben, den Mentor des großen Wolfgang auch als selbst Schaffenden kennen zu lernen. Es ist somit ein weiterer historischer Ausblick, den unsere bayerischen Denkmäler der Tonkunst gewähren. Dabei wenden sich die Publikationen keineswegs nur an den Musikhistoriker vom Fach, sondern ebensowohl auch an den gebildeten Musiker und Laien. Dem Bedürfnis des letzteren speziell dienen die allen Partituren unterlegten Klavierauszüge, die das Studium ungemein erleichtern. Verständnisfördernd wirken ferner die umfangreichen historischen Arbeiten, die jedem Band beigegeben sind und die einen ganz besonderen Wertfaktor unserer Denkmäler ausmachen. Sie bieten nicht nur sorgfältigste historische und technische Analyse der veröffentlichten Tonwerke, sondern auch eine umfassende, auf archivalischer Detailforschung basierte Zeichnung des allgemeinen Milieus, in dessen Rahmen diese entstanden. Dadurch werden die meisten dieser Denkmälerbände auch zu unschätzbaren kulturhistorischen Quellen. Das umfangreiche Material, das im ersten Abaco-Band und Kerll-Band über das Musikleben am Münchener Hofe, in den Haßler-, Staden-, Gumpelzhaimer- und Aichinger-Bänden über die musikalischen Verhältnisse in Nürnberg und Augsburg gesammelt und erstmals veröffentlicht ist, erschließt auch dem Kulturhistoriker ganz neue Blicke: das bürgerliche und höfische Leben jener Tage, die Geschichte ihres Kirchen- und Schulwesens finden neue Beleuchtung. Lange genug haben die Historiker die Bedeutung der Tonkunst für das gesamte Geistesleben der Vergangenheit verkannt. Unternehmungen wie unseren ‚Denkmälern' ist es zu danken, wenn die hier klaffende Lücke im historischen Wissen sich endlich zu schließen beginnt.

Die Gesamterscheinung unserer ‚Bayerischen Denkmäler der Tonkunst' aber kann ein Gegenstand hohen nationalen Stolzes sein. Zunächst in der Art ihrer Ausführung, die einen Triumph echt deutschen Gelehrtenfleißes, gepaart mit hohem künstlerischem Idealismus, bedeutet. Außer dem führenden Leiter und Meister historischer Forschung, Professor Sandberger, haben sich da auch die übrigen Mitarbeiter* den Dank der Gelehrten- und Künstlerwelt sowie aller Gebildeten gesichert. Dann aber ist das Bild der bayerischen Musikgeschichte selbst, das unsere ‚Denkmäler' entwerfen, ein erhebendes. Künstler wie Senfl, Haßler, Kerll, Pachelbel, Stamitz durften wir die unseren nennen, Künstler, deren Wirken in historischer Hinsicht teilweise bahnbrechend für die Entwicklung der Musik war. Die bayerischen Denkmäler der Tonkunst sind uns ein Zeugnis, daß die auf allen Gebieten geistigen Lebens bedeutende Entwicklung unseres engeren Vaterlandes auch in der Musik nicht zurücksteht. Zu wünschen bleibt nun nur noch, daß das in den ‚Denkmälern' Gebotene auch die entsprechende praktische Verwendung finde. Nicht nur für die so ganz darniederliegende Hausmusik, sondern vor allem auch für die Kirchenmusik bietet sich hier reichste Ausbeute. Die klassischen Vokalwerke Senfls und Aichingers beispielsweise entsprechen ganz dem Ideal kirchlicher Tonkunst, das Papst Pius X. in seinem Motu proprio im Auge hat. In dieser Beziehung können die ‚Denkmäler' auch für die Reformbewegung der katholischen Kirchenmusik von großer Wichtigkeit werden. Bei so vielseitiger Bedeutung des ‚Denkmäler'-Unternehmens darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß ihm von seite aller hiezu Berufenen in immer steigendem Maße Beachtung und Unterstützung zuteil werde.

* Als solche waren bisher tätig: A. Einstein, Th. Kroyer, O. Mayr, H. Riemann, E. Schmitz, R. Schwartz, M. Seiffert, A. Thürlings, E. v. Werra.

Zum katholischen Drama der Gegenwart
Von Joseph Sprengler

Das katholische romantisierende Drama steht heute künstlerisch da, wo es vor fünf Jahren, wo es vor zehn Jahren, wo es vor x Jahren stand: in der Tradition. ‚Nur in der getreuen Ausnützung aller Tradition liegt das Geheimnis der Originalität.' ‚Die ganze klassische Kunst aller Zeiten beruht auf der Redaktion alter Stoffe und Formen.' Mit diesen Sätzen, die Richard von Kralik, der Führer der ausgesprochen katholisch romantischen Gralsgruppe als richtungweisend aufpfählt, ist die Lage der katholischen Dramatik gekennzeichnet. Er hätte kaum ein zweites Wort von gleich amusischem Klang finden können wie Ausnützung und kaum einen Begriff, der so auf ein sich abquälendes, vernünftlerisches Schaffen hindeutete wie der Philologenausdruck Redaktion.

Richard von Kralik gab denn im Jahre 1908 selber das große Beispiel einer Ausnützung mit seiner Heptalogie ‚Die Revolution', welche in Selbstgesprächen und scheinbaren Zwiegesprächen, in Prosa und in gereimter Prosa die stürmische, blutleuchtende Zeit vom Königsgericht Ludwigs XVI. bis zum Frieden des heiligen Bundes einzuschlingen suchte. Die treffendste Kritik über diese 568 Druckseiten hat wiederum Richard von Kralik selber geschrieben: ‚Ich habe nur die Reden, Taten, Zeugnisse der Jahre 1790—1815 redigiert, und ich rechne mir das zum Verdienst an. Der Kenner wird fast jede (!) Zeile darin aus den Schriften jener Zeit belegt finden.' Im Namen Apollos beantrage ich darüber den Übergang zur Tagesordnung.

Zur Würdigung steht heute S e b a s t i a n W i e s e r s Trilogie ‚D e r A n t i c h r i s t'*. Das Vorspiel hebt an mit der Versuchung und dem Sündenfall im Paradies. Darauf folgt das biblische Drama vom auserwählten Volk in fünf Aufzügen, beginnend am Opferaltar Abels, schließend mit Salomos Thronbesteigung und Werbung um Sulamit. So weit ist das Werk fertig. Als zweites Drama soll sich anreihen der Kampf des Teufels gegen Jesus Christus, als drittes die ecclesia militans. Ein Nachspiel soll endlich die apokalyptischen Schauer des letzten Urteilsspruches über uns wehen.

Das wäre also wieder der ‚große Wurf', dem Stoff und Gehalt, der Fassung und Auswuchtung nach. Da waltete wieder, völlig im Sinne Kraliks, das romantische Prinzip der breitesten Entfaltung. S e i n Weihefestbühnenspiel wäre es, s e i n Mysterium, und alles das würde, wie er es heischt, nach Sinnenfälligkeit drängen, ‚was sonst der Prediger dem Verstand und Willen vorstellt'. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Stoff, wenn er einmal dramatisch angeordnet wird, nach einer Pressungs- und Prägungskraft sondergleichen verlangt. Nur die höchste Form wäre ihm gemäß. ‚Die höchste dramatische Kunstform' ist nun nach Kralik ‚die richtige Mischung von Rede, Gespräch, Monolog, Bericht, Lied, Chorgesang und Melodram'. Merkwürdig, was in dieser Begriffsbestimmung alles fehlt, daß da alles Bedeutsame, gerade alles wesentlich Dramatische fehlt, denn seine Forderung geht weder um die zitternden, blitzenden, streit- und zielgespannten Wortfolgen, noch um den schlagenden Anprall der Taten, noch um innere Verwirrung, Entwicklung, Einheit und katastrophale Notwendigkeit.

Doch Wieser mag ja über diese unzureichende Lehrmeinung hinaus dem Dramatischen näher gerückt sein. Im Vorwort wenigstens sagt er, daß er nirgends den Versuch gefunden habe, das Ringen der Hölle mit dem Himmel auf dem Schlachtfelde

* Sebastian Wieser, ‚Der Antichrist'. Trilogie mit Vorspiel. (München-Regensburg, vorm. G. J. Manz.)

der Erde so darzustellen, daß wir es zusammengedrängt auf einer Bühne schauen können'.

Der Darstellung eines solchen in Zeit und Raum gedehnten Kampfes springen von vornherein zwei Schwierigkeiten auf. Entweder verschüttet der Dichter ein Zuviel an Motiven, dann beunruhigt, dann beeinträchtigt er die Aufnahme durch den Geist und die Sinne. Oder er wird einförmig, indem er in den bunten, tausendspältigen Wandlungen der Szenen und der Geschlechter ein Motiv umklammernd durchhält. Wieser hat sich der einen Gefahr ausgeliefert und die andere nicht vermieden. Zunächst wiederholt er das Motiv der Sinnenbegier, die sich im und am Weibe entzündet. Als Eva den Kain wollüstig in ihren Armen umfängt, da genießt sie die verbotene Frucht, und als sie buhlerisch den Adam an die Reize ihrer Tochter lockt, da teilt sie ihm von Edens versagten Äpfeln mit. Durch das Weib ist die Sünde gekommen. Von da frißt sie in Kain weiter. Zu ihm spricht der Herr bei Moses: ‚Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie.' Was birgt sich in dieser schlichten, bestärkenden, froh ernsten Verheißung alles an lyrischen, gedanklichen und dramatischen Feuern! Zu welchen seelischen Tiefen und Innigkeiten leitet allein das Wort ‚fromm'! In welche leidenschaftliche Gegensätzlichkeiten splittert es aus! Und was hat Wieser daraus gestaltet? Einen eifersüchtigen Totschläger um der Schwester willen. Damit ist alles wieder in das triebhaft Niedere herabgestoßen, und nichts wird rege von einer geistig empörten, lodernden Unfrömmigkeit, nichts von einem Zerwühltsein in Herz und Mark, nicht eine leise Spur von den trunkenen Zweifeln und Seelenschmerzen eines Byronschen Brudermörders. Das gleiche Motiv von dem Mord und der Sünde um das Weib kehrt dann abermals im zweiten Akt vor der gezimmerten Arche Noes.

Wie derb Wieser dabei alle mythische Urstimmung und einsame Größe ins unfreiwillig Komische verreißt, dafür ließe sich Beispiel an Beispiel ketten. Seine Eva etwa spricht nicht anders als eine für ihre Töchter ausspähende Mutter in unserer Zivilisation, und seine Ada dreht sich altklug und verwegen wie je ein Backfisch bei Moser und Schönthan, Blumenthal und Kadelburg.

Eva: ‚Du hast das Alter, Ada, und du wirst
Dir aus der Brüder Kreis den Gatten wählen.
Ada: Ich hab gewählt! . . .
Eva: Als Älteste wirst du den Kain dir nehmen;
Dem Alter nach ist dieser dir der nächste.
Ada: Es wählt das Alter nicht — es wählt das Herz!
. . . . . Sieh', ich hab das Alter,
Und meine Wahl ist schon die eigne Wahl.'

Derlei könnte naiv erheitern, aber Wieser will es als ersten Ungehorsam im Anbeginn streng und tragisch gefaßt wissen. Daß hier das ganze Innen- und Erfahrungsleben in einen Anachronismus einläuft, darauf verfällt der Verfasser gar nicht. Allerdings spricht er im Vorwort entschuldigend von einem solchen, aber er meint damit lediglich eine Äußerlichkeit, nämlich das Bild, das die liebende Ada von Abel in Abels Rock einwebt und das sie nach dem Brudermord als sinnlich eingezeichnete Wahnvorstellung durch die Jahrtausende schleppt. Gewiß auch das ist zeitwidrig. Was aber daran vor allem ins Kunstwidrige schlägt, das ist die Aufdringlichkeit, das Unökonomische, das Überflüssige. Wie ein Knoten kommt es mir vor, den man sich ins Taschentuch bindet, um die Erinnerung an etwas wach zu halten. Ein Hamlet, ein Lear, ein Macbeth, die brauchen keine Gegenständlichkeit, woraus ihnen ihr Gram, Wahn- und

Weltwitz entgegenspiegelt, denen schatten Angst, Leid und Spuk einzig aus der Banngewalt ihrer Worte, Empfindungen und Gesichte auf, wesenhaft, riesengroß in die Sternenweite, die wandeln selber als zerfetzte Bilder des Grauens herum. — Hingegen ist es ein Plan voll schöner, wenn auch mehr indischer als christlicher Weisheit, daß sich Abels Bild immer körperlich erneut, das erstemal in der Erscheinung Noes, das zweitemal in Salomo, endlich in Jesus Christus. Nur dürfte sich die Ähnlichkeit nicht auf das Äußerliche beschränken, sondern sie müßte in den innerlichsten Kreis vordringen, wo sich Charakter und Schicksal, persönliche Bedeutung und menschheitliche Sendung bereiten und vollenden. Das erst wäre eine dramatische Parallele, eine Parallele des Handelns, des Strebens, des Willens, der Entwicklung. Sonst verbleibt es im Bildhaften, im Sinnbildhaften, im Vorbilderstil der Oberammergauer Passion.

Von ihr sind denn auch einzelne, das Neue Testament symbolisch aufschließende Szenen entnommen. Mit wie wenig szenischer Klarheit und Einpassung, dafür ist ein Beleg das Zwischenspiel von Joab und Amasa. Wenn in Oberammergau über diesem Bilde das Chorlied verklungen ist:

> ‚Verflucht ist dieser blutgedüngte Ort,
> Da fiel von einer Meuchlerhand durchbohrt
> Ein Amasa,
> Vertrauend auf der heil'gen Freundschaft Gruß,
> Getäuscht durch Joabs falschen Bruderkuß.'

dann taucht unmittelbar die trauergedunkelte Ölbergszene auf: Judas und seine Rotte. Und von da fallen die farbigen Schatten auf jenes bleiche, ungewisse, uns unvertraute Bild zurück, von da erst empfängt es Gehalt, Berechtigung und Anteil. Wieser dagegen wirft diese Episode in einen jagenden Ablauf von zusammenhanglosen Geschehnissen hinein, ohne daß er den Joab seelisch ausstattete, ohne daß er auf Amasa auch nur vorbereitete, und ohne daß er auf Fernen hin eine ergreifende Erfüllung dieses Bildes, ein Gethsemane, in Aussicht stellte.

Doch damit sind wir bei dem Punkt angelangt, von dem aus die Trilogie verstanden werden muß, ihre Absicht und ihre tiefste Schwäche: beim dramatischen Rhythmus. Wieser kommt diesem in Antithesen aushämmernden Rhythmus in der einzelnen Szene viel näher als beispielsweise Kralik, der sich ja schon als Theoretiker des Dramas nicht vom Epos zu lösen weiß. Aber Wieser stellt eigentlich nur den Kampf für sich dar, nackte, abstrahierte Kämpfe, Kämpfe ohne hemmende oder steigernde und rundende Auswirkung in ein dramatisches Ganze und Kämpfe ohne Ausfluß aus dem Ganzen wie aus den Charakteren. Was gilt mir nun Amasa, was gelten mir die alttestamentlichen Heerführer alle? Hekuba, sobald ihres individuellen Lebens Ton nicht anschwingt und anschwillt, sobald ihr Leid und Widerstand nicht aus einer Menschlichkeit gesättigt wird und verglüht, sobald ihr Sein dramatisch zwecklos ist. Von diesen fünf Aufzügen klimmt keiner zum Höhenakt, stürzt keiner zur Schicksalswende, und nur einer von ihnen hat einen dramatisch erschütternden Gipfelpunkt, der erste: ‚Kain, wo ist dein Bruder Abel?' Und den setzt bereits die Heilige Schrift. Auch Byron konnte ihn nur entlehnen. Hingegen verliert sich schon der zweite Akt um Noe und der dritte um Abraham in Episoden. Der vierte um Moses versinkt dann völlig in ihrem Wirbel, und erst der fünfte, der des David und Salomo, spitzt sich wieder zu, aber — in der Lyrik, im Hymnus, im Psalm, in der Prophetie. Dazu kommt, daß ein Ringen, dessen Angriffe durchweg in einem und demselben Winkel, von dem absoluten Bösen, vom Teuflischen her einfallen, den schauenden Teilhaber ermüdet. Oder ist die knüpfende Persönlichkeit dieser Szenen, ist Kain etwas anderes als ein

Absolutes, ein Prinzip, ein geführter Führer? Nur einmal horcht man auf und glaubt aus seinem Wort und Tun eine menschliche und menschengeschichtliche Ironie zu hören, wenn er als Pharao die Tyrannengeißel schwingt, nachdem er vorher bei den Sodomiten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gepredigt hatte. Doch bald merkt man enttäuscht, daß keine geistige Fiber von diesem Kain zu jenem zieht, sondern daß er nur jeweils Ausstrahlungen des Bösen, des Fluches, der Sünde, des Göttlich-Negativen zu geben hat, hier als Schürer des Hasses oder der Sinnlichkeit und dort als Künder des Sozialismus, des Pantheismus, des Machtwillens und so fort. Ihm gegenüber ist Abbadona gestellt, den Wieser aus Klopstocks Messiade aufgriff, der Reueengel, der immer zu lauter oder stummer Klage anschwebt. Auch er keine Vermenschlichung. Man braucht nur, um zu wissen, was Durchseelung wäre, eine der erfühltesten Versstellen des Messias, den Ausgang des zweiten Gesangs (Abdiel und Abbadona) vergleichend nachzulesen.

Damit habe ich nun wieder etwas Wesentliches berührt, das auf ein gut Teil der neueren katholischen Dramatik zutrifft, von den ganz in die Dogmatik verflüchtigten, barock überklebten Moralitätenmärchen des Jesuitenpaters Schüth über die spielerischen Geschichtsklitterungen Kraliks bis zu dem historisch sicherer eingebetteten Zyklus Leo Tepes van Heemstede: den Drang in geistige, weltanschauliche statt in seelische Tiefen, den Funkenhieb aus überindividuellen, außerindividuellen sittlichen Mächten, das Chormäßige, das Allegorische und endlich das rohstofflich Lehrhafte. So führt Kralik in seiner Heptalogie den Friedrich Schlegel folgendermaßen in den Kreis Adam Müllers und Grillparzers, um ihn sofort wieder abzurufen:

‚Laßt einen Bund uns gründen,
Den Gottesmut entzünden!
Ihr, die Gott ausersehen,
Die Wahrheit zu erspähen,
Begeistert hohen Muts,
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr selbst Vernichter
Des anvertrauten Guts.
Frei ist von Schuld nicht einer,
Ja, von uns allen keiner.‘

Soll das die Verlebendigung und dichterische Durchklärung oder gar die dramatische Anspannung eines Menschen sein, der zu den seltsamsten, blendendsten und anregendsten Fragmentisten nicht bloß seiner romantischen Jahrhundertscheide zählt?

Und nicht anders schickt Wieser vielfach seine Figuren hinaus, so daß es sich geradezu abhebt, wenn einmal eine Szene in packenden, örtlichen Einzelheiten und zu saftvolleren Gestalten aufwächst. Zumeist ist es dann Shakespeare, dem sie nachgebildet wird. Aber da, wie gesagt, solches vom Augenblick erfüllte Leben sich nicht ins Dramatische weiter verzweigt, sondern episodisch abgeschnitten wird, so ist auch diese Wirklichkeit nur Scheinwirklichkeit, nur romantisches Formenspiel. Eben Spiel und nicht Stil.

Wiesers Antichrist ist schlechthin ein zerwirrtes Gemengsel aus allen Zeitaltern der Weltliteratur. Reich sind dem Stoff gemäß die Gedankenreihen und Sprachbilder der Bibel eingestreut, die sachlichen und im Drohfunkeln geschmiedeten der Bücher Moses und die sinnenjauchzenden des Hohenliedes. Anderswo hallt der Warnerchor der attischen Tragiker, und wieder anderswo verdröhnt eine Szene theatralisch in Abgangsreimen wie im Tell oder bei Meister William. Den Einfluß des Goetheschen Prologs im Himmel verspürt man aus dem Vorspiel und Prolog, während die einbezogenen jambischen Sprüche der Lebensklugheit auf Schiller, die Liebeslyrik des fünften Aktes

auf Heine und die Wunderhornromantik deuten. Und ganz abgesondert geht einmal eine Strophe im versonnenen Trochäenschritt und Vokalwiderklang von Dreizehnlinden.

Daß nur Wieser dabei nicht geschmacklos in landläufige Zitate glitte! So ruft sein sodomitischer König nach der verlorenen Schlacht: ‚Ein Königreich für solchen Labetrunk!' Luzifer sagt einmal, daß in der Liebe ‚das Rauhe sich zum Zarten zu gesellen liebt', und ein andermal: ‚Der Mensch glaubt immer, was er wünscht, am liebsten'. Kain seufzt: ‚Ein Schauspiel nur!' und ‚Man darf den Tag nicht vor dem Abend loben!' Ein Chor singt: ‚O seliger Liebe heilig Schweigen! Ein jeder Hauch — ein Kuß der Liebe, o daß dies Schweigen ewig bliebe!' Adam nimmt Abschied vom Paradies, wie die Jungfrau von Orleans von ihrer Herde: ‚Leb wohl! Leb wohl! . . . und nie mehr soll ich zu dir wiederkehren, du seliger Ort, . . . wo Lämmer spielen.' Von ihren Kindern weggetrieben erscheint Ada unter flammendem Himmel wie Lear im Gewittersturm der Heide. Sein ‚Spei Feuer, flute Regen' wird bei ihr zu einem ‚Noch einen Blitz! schleudre deine Fackel!' ‚Versengt mein weißes Haupt', schreit Lear. ‚Kann die wilde Glut es nicht versengen' jammert sie.

Wie die Lyrik Wiesers in der Natureinfühlung und in der Umkosung des sinnlichen Ausdrucks auf Heine zurückreicht, dafür ein Beispiel aus dem ‚neuen Frühling'. Heine singt da: ‚Die schlanke Wasserlilie schaut träumend empor, verschämt senkt sie das Köpfchen.' Wieser läßt die Sulamit sprechen: ‚Du glückliche Lilie, was träumst du so leis? Was neigst du dein Köpfchen?'

Unverkennbar ist da eine Kultur- und Kritiklosigkeit, die sich zeitweilig schlaff literarischen Anregungen und einem nur äußerlichen, nervösen Schaffenszwang überläßt. Und eben daraus schießt wie ein Wucherkraut die dichterische Unzulänglichkeit Wiesers, daß er sich zu keiner Selbstzucht, zu keiner Erkenntnis seiner Stimmungen und Grenzen aufrafft, daß er sich gedanklich nach dem Höchsten streckt, während ihm nichts so sehr fehlt als die Gedanken. Unbegabt ist Wieser ja nicht. Ich denke bei seinen Fähigkeiten an ein Talent wie August Wilhelm Schlegel, natürlich nur der Richtung, nicht dem Grade nach. Ein Geist, nicht einfurchend, nicht grüblerisch befrachtet, dafür beweglich, anschmiegend, reizsam, empfänglich, tönend und schwingend, voll Lust zur Form und Melodie, vielleicht bestimmt, fremdes Sprachgut zu übermitteln. Wenigstens zeugten die Psalmen und prophetischen Weisen, die er gelegentlich einflicht, davon. Überhaupt ein Lyriker, ein Preissinger. Einmal bricht ein Hymnus auf in allen Glocken, Sonnendüften, Sternen- und Rosenwundern mystischer Mariensehnsucht.

‚Die lichtblauen Säulen wölben sich über ihr Haupt,
Auf schimmernden Wolken ruht ihr goldener Thron,
Die Sternenwälder rauschen wie goldbelaubt
Die heiligen Weisen ihrem göttlichen Sohn.

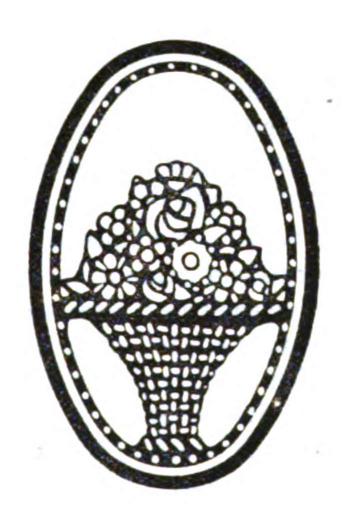
Im Sonnenglanze schimmert ihr Angesicht,
Des Luftmeers Wogen tragen sie staunend hinan.
Ihr wallender Mantel färbt sich im Rosenlicht,
Und Sterne leuchten sich tot auf ihrer Bahn.

Das Zepter funkelt in lilienweißer Hand
Hin durch das Firmament wie sonnenumflammt,
Die Cherubim tragen der Sonne Purpurbrand
Hinschwebend das Sternenzelt im lichtblauen Samt.

Von ihren Pfaden fallen die Sterne zu Tal
Und rufen zum Himmel der Menschen erstaunten Blick.
Aus ihren Augen duftet der Milde Strahl,
Und Himmel und Erde jauchzen vor Freude und Glück.'

Für diese eine Vision, die der Dichter in den ‚Antichrist' aus seiner Gedichtsammlung ‚In Lied und Leid'* herübergeholt hat, schenke ich ihm die ganze Trilogie, soweit sie vorliegt. Und nun kann ich zusammenfassen: Lied, Melodram und Chorgesang fügen kein Drama, ein großer Wurf ist an sich keine große Dichtung. Auch liegt das Wesen der Poesie, selbst der romantischen, nicht in der getreuen Ausnützung überkommener Stoffe und Formen, sondern in dem durchgeistigten, durchempfundenen, persönlich und atmosphärisch aufgefrischten Sichaneignen. Die Originalität und die Klassizität aber sind berufen und auserwählt, zu erhöhen.

* Sebastian Wieser, ‚In Lied und Leid'. Ausgewählte Gedichte. (Alber, Ravensburg).



Hochland-Echo

Kein Unterschied zwischen Schein und Sein?

Solange der grundsätzliche Relativismus, der alle festen Begriffe und Werte des Seins zu bloßer Scheingeltung zerweichen und verflüssigen möchte, seine verhängnisvolle Wirksamkeit fast nur auf das engere Gebiet philosophischen Erkennens und religiösen Glaubens beschränkte, ignorierten viele den Schaden. Bedenklicher wurden schon manche, als die Strömung auch aufs ethische Gebiet übergriff und uns jenseits von Gut und Böse schwemmen wollte. Den letzten, die ihre Augen zum Sehen haben, müssen sie aufgehen, wenn der Relativismus zum allseitigen ‚System' sich ausbreitet und keine Feste menschlichen Erkennens, Wollens und Fühlens mehr unbenagt läßt.

Bereits im letzten Novemberheft dieser Zeitschrift wurde an des Neukantianers Vaihinger ‚Philosophie des Als-Ob' dargetan, wie die Relativierung aller metaphysisch-religiösen Grundbegriffe bald auch in alle anderen Gebiete menschlichen Erkennens übergreifen mußte und in keiner Wissenschaft mehr sichere Wahrheiten, sondern überall nur noch ‚zweckmäßigste Irrtümer' übrig läßt. Daß man es bei dieser verhängnisvollsten aller gedanklichen Verirrungen, die recht eigentlich als ‚Modernismus' gebrandmarkt zu werden verdient, keineswegs nur mit den Sonderlingsansichten einzelner, sondern mit einer weitverbreiteten Geistesströmung zu tun hat, ließe sich aus zahlreichen Werken gerade der neuesten philosophischen Literatur bis zum Überdruß belegen. Selten aber sind doch noch die letzten Konsequenzen so unverhüllt ausgesprochen und als definitive Weisheit kundgetan worden, als es nun in einem Werk des Positivisten Joseph Petzold über ‚Das Weltproblem' geschieht*. Die Grundlehre dieses Buchs — man könnte auch Grundleere schreiben — ist genügend mit der Angabe bezeichnet, daß nach Petzoldt die Frage nach einer ‚Substanz', nach irgend einem eigentlichen und innersten Kern der Welt, die bisher als letztes und höchstes Erkenntnisproblem galt, überhaupt keinen Sinn hat. Letzter Sinn seiner Art von Philosophie ist vielmehr dieses:

> ‚Es ist keine tiefere Wahrheit ausgesprochen worden, als die des Protagoras: die Welt ist für jeden so, wie sie ihm erscheint. Zuletzt gibt es keinen Unterschied zwischen Schein und Sein ... Es ist nur ein praktischer, kein theoretischer Gesichtspunkt, der dem Gewöhnlichen den Stempel des Seins, dem Ungewöhnlichen den des Scheins aufdrückt. Theoretisch genommen ist die Weltanschauung Don Quixotes genau so wahr wie die Sancho Pansas. „Richtig" ist kein theoretischer, sondern ein praktischer Begriff. Nur weil die Windmühlenflügel Don Quixote die Glieder zerschmettern, hat Sancho Pansa „recht". Wäre die große Mehrzahl der Menschen nicht so übereinstimmend organisiert, dann hätte sich schon viel früher der Widerstand gegen die absolute Substanz gezeigt.'

* Leipzig und Berlin 1912, bei Teubner. Geb. M. 3.—.

Diese Anschauung hält Petzoldt verwunderlicherweise in der Hauptsache für vereinbar mit dem Weltbild ‚des gemeinen Mannes‘. Nur in zwei Punkten erwartet er von dieser Seite Widerspruch: in der Leugnung der populären, ‚animistischen‘ Seelenvorstellung und der Verneinung jedes Substanzbegriffs. Welche Konsequenzen sich schon allein aus der letzteren Verneinung ergeben, dafür genügt ein Beispiel, bei dem sich Petzoldt freilich auch auf einige der kühnsten Spekulationen modernster, theoretischer Physik berufen kann. Aus gewissen Theorien Machs und Einsteins folgert schließlich Petzoldt mit dem Recht des konsequenten Positivisten:

‚Die Ptolemäische Beschreibung der astronomischen Vorgänge ist genau so wahr wie die Kopernikanische. Keine widerspricht der anderen, sowie sie nur ihr Koordinatensystem nicht als im Raume absolut ruhend voraussetzt. Es ist falsch, zu sagen, es sei „Schein“, daß die Sonne in vierundzwanzig Stunden einmal die Erde umkreist, während in „Wirklichkeit“ die Erde sich in dieser Zeit einmal um ihre Achse drehe. Vielmehr ist beides vollgültige Wahrheit, nur darf man nicht vergessen, hinzuzusetzen, daß das erste Mal das Bezugssystem in der Erde, das zweite Mal in der Sonne liegt. Beides sind nur zwei verschiedene, erkenntnis-theoretisch völlig gleichberechtigte Beschreibungen eines und desselben einzigen Tatbestandes: Der Drehung der Erde und der Sonne gegeneinander, der ununterbrochenen und periodischen Änderung des Winkels zwischen dem Horizont des Beobachters und der von seinem Standpunkt nach dem Mittelpunkt der Sonnenscheibe gezogenen Geraden.

Auf diesem Standpunkt kann es aber nun auch keinen Unterschied zwischen scheinbarer und wirklicher Zeit mehr geben. Jede an irgend einer Stelle des Weltalls gewählte Uhr ist jeder anderen an anderer Stelle gewählten wieder völlig gleichberechtigt, und eine absolute Zeit, die gleichsam hinter den einzelnen Uhren abliefe und ihnen gegenüber, wie Newton es sich dachte, „gleichförmig und ohne Beziehung auf irgend einen äußeren Gegenstand“ verflösse, gibt es nicht: sie ist nichts als ein Erzeugnis des uns wohlbekannten substantiellen, absolutistischen Denkens. Daß zwei Stunden, wie man gewöhnlich voraussetzt, einander gleich seien, gleich lang seien, das ist zuletzt eine willkürliche, nichtssagende Behauptung, ebensowenig oder sogar noch weniger zu rechtfertigen, als die ebenfalls nur durch Konvention geltende, daß zwei Strecken im Raume gleich lang seien und daß ein Körper bei seiner Verschiebung im Raume Gestalt und Größe nicht ändere.‘

Jede Vorstellung eines absoluten Seins von Raum und Zeit und Dingen an sich fällt für Petzoldt einer veralteten Romantik anheim, die restlos überwunden werden muß; all das ist ihm ‚nicht besser als die flache Tiefe der Ritterburgenbegeisterung‘. Auf welcher Seite hier in Wahrheit die falsche Romantik eines wirklichkeitsfremden Begriffsrausches herrscht, das zu entscheiden darf man getrost dem Erfolg überlassen. Auch hier wird, des harren wir getrost, der gemeine Menschenverstand Sancho Pansas recht behalten, und der Vernichtungsfeldzug des Positivismus gegen den Substanzbegriff wird enden gleich dem Kampf Don Quixotes mit den Windmühlen. E.

Rundschau

Kulturgeschichte

Die Grundprobleme Rußlands*.

Wenn jedes Volk in seinem Charakter und seinen Bestrebungen ein gewisses Rätsel darstellt, mit dessen Erkenntnis der Psycholog sich noch mehr als der Geschichtschreiber befassen muß, so bietet gerade das russische Volk dem Psychologen die anregendste Aufgabe dar, denn hier sind die Widersprüche überaus stark: sie arbeiten gegeneinander. Der Beobachter, der sich nicht einer Partei verschrieben hat, und dem es nur um die Erkenntnis zu tun ist, muß gestehen, daß es ihm sehr schwer fällt, eine genaue Übersicht über die heftig aufeinanderstoßenden Gegensätze des russischen Lebens zu gewinnen, geschweige denn, mit Sicherheit vorauszusagen, was aus diesen Widersprüchen hervorgehen werde. In einem gewissen Sinne bleiben die Worte des russischen Dichters Tjútschew wahr, daß man Rußland nicht mit der Elle messen könne. Ob man hingegen an Rußland glauben solle, wie es dieser Dichter fordert — damit hält es freilich jeder, der das russische Volk mehr oder weniger kennt, gemäß seinen Ansichten und Neigungen. Sich dabei vor Übertreibungen zu hüten, sei es vor denen des überschwenglichen Optimismus der Slavophilen, sei es vor denen der Voreingenommenheit und Abneigung wie die Viktor Hehns in seiner Schrift: ‚De moribus Ruthenorum‘, ist jedenfalls nicht nur das Gebot einer gewissen Klugheit in der Beurteilung der Lebenswirklichkeit, sondern in einem noch weit höheren Grade das intellektueller Redlichkeit. Die Erfüllung sowohl des einen als auch des andern Gebotes ist die eigentliche Aufgabe des Psychologen.

In dem Buche ‚Die Grundprobleme Rußlands‘ erweist sich der polnische Schriftsteller Prof. Marian Zdziechowski als gediegener Darsteller. Die Gediegenheit der Darstellung, die ja nur aus Sachkenntnis hervorgehen kann, muß vor allem an diesem Buche hervorgehoben werden. Der Verfasser kennt den Gegenstand nicht etwa aus Beobachtungen anderer, d. h. aus gelehrter Forschung, sondern aus unmittelbarer Erfahrung; er kennt Rußland, die russische Volksseele, die russische Literatur, weil er damit innerlich verbunden war; er kennt die Russen, weil er, wiewohl Pole, von Jugend auf in ihrer Nähe lebte, ihre Ideale und Hoffnungen, d. h. die der führenden Persönlichkeiten und Parteien, auf sich wirken ließ*. Dazu gehört freilich eine Eigenschaft, die keineswegs jedem gegeben ist: eine gewisse Sensibilität oder auf gut deutsch: ein offenes Auge und noch mehr ein offenes Herz. Wie kann man auch ohne diese Eigenschaft Psycholog sein: Ein trockenes Herz hat keinen Zutritt zu den Seelen, weder zu der Seele des einzelnen Menschen, noch zu der eines ganzen Volkes. Mag z. B. Viktor Hehn in seinen Gedanken über Goethe manche Seiten der Goetheschen Dichtung recht gut beleuchtet haben, so kommt doch diese Beleuchtung weit mehr aus der Außenwelt als aus der innersten Seele: er bleibt doch Verstandesmensch auch hier; nur ist er hier ohne Vorurteile, wogegen er in seiner Schrift über das russische Volk von Vorurteilen des Verstandesmenschen förmlich strotzt; wenn man etwas nicht liebt, oder sogar gegen etwas eine Abneigung hat, muß man ja im tieferen Sinne unwahr sein, d. h. auch unkünstlerisch, unpsychologisch. Die zweite Eigenschaft des Zdziechowskischen Buches über Rußland besteht darin, daß es kein Verstandesmensch geschrieben hat.

---

* Prof. Dr. Marian Zdziechowski, Die Grundprobleme Rußlands. Aus dem Polnischen übersetzt von Adolf Stylo. Akademischer Verlag, Wien und Leipzig 1907.

* Unter dem Pseudonym M. Ursin schrieb er in russischer Sprache eine Reihe von Skizzen zur Psychologie der slavischen Völker (St. Petersburg 1887).

Mit der Hervorhebung dieser zwei Eigenschaften ist schon gesagt, daß das Buch des polnischen Schriftstellers über die Grundprobleme Rußlands vielleicht das anregendste Buch über diesen Gegenstand ist: er befindet sich nicht wie der Detailforscher unter dem Gegenstand, auch nicht wie mancher andere neben dem Gegenstand, sondern er beherrscht ihn und steht somit darüber. Er greift in die Fülle der geistigen Erscheinungen des russischen Lebens hinein; mit der Sicherheit, die nur das Herz geben kann, das selbst dort mitfühlt, wo das Denken nicht mitzugehen vermag, holt er aus dieser Fülle die am meisten charakteristischen Erscheinungen hervor. Die Darstellung jeder dieser Erscheinungen ist ein Ganzes für sich, wie z. B. des Slavophilentums, des panasiatischen Traums, des romantischen Anarchismus und des kämpfenden Anarchismus, d. h. der Gestalten, in denen sich die beiden Erscheinungen verkörpert haben — Alexander Herzen und Michael Bakúnin —, des christlichen Anarchismus des Grafen Leo Tolstói und der idealen Höhen des Europäismus in der Lebensansicht des sympathischsten der russischen Denker Ssolowjów und des Denkers Tschitschérin. Die einzelnen Abschnitte sind aber unsichtbar miteinander verbunden. Das Glaubensbekenntnis des Verfassers, seine Auffassung von den höchsten Aufgaben der universellen Kirche, eine gewisse Ritterlichkeit, die dem polnischen Charakter eigen ist, die wahre Liebe zu seinem Volke, die keineswegs das Verständnis für die Eigenheiten der andern Nationen ausschließt, die Einsicht, daß nur die christliche Religion in ihrer universellen Gestaltung die europäische Menschheit aus den sie zerreißenden Widersprüchen herausführen und über alle Vergewaltigung und Niedrigkeit der Gesinnung erheben kann, — das alles tritt in Zdziechowskis Buche deutlich hervor und bildet sein besonderes Gepräge. Der Verfasser kann von der Höhe seines Glaubensbekenntnisses den Kampf der Völker miteinander und das, was sich in jedem Volke verkörpert hat, ruhig überschauen. Die Völker sind nicht ein äußerliches Konglomerat, sondern organische Bestandteile eines Ganzen, die einer Einigung zustreben. Die Vorsehung wirkt geheim in der Geschichte der Menschheit und läßt den einzelnen Völkern die Freiheit ihrer Bewegungen im Guten und im Schlechten, in der Ausübung des Rechts und der Ungerechtigkeit. Allmählich müssen aber die Zwecke der Vorsehung hienieden verwirklicht werden.

Der tiefsinnige Messianismus Krasińskis und die Lebensauffassung des polnischen Denkers Cieszkowski stehen dem Verfasser nahe. Die schwungvollen Ideen, die Krasiński in erhabener dichterischer Form niedergelegt hat, können auf keinen denkenden und religiös gestimmten Polen ohne Wirkung bleiben. Mit dem Verlust der äußern Selbständigkeit soll ja das Polentum erst recht zur Entfaltung der in ihm schlummernden innern Kräfte berufen sein: Polen könne und dürfe nicht das ihm gegebene Pfund vergraben, sondern müsse etwas besonderes unter den christlichen Völkern vertreten. Wie der leidende Mensch oft einen tieferen Einblick in das Wesen der Dinge gewinnt, als der robuste und triumphierende, so muß es auch mit einem leidenden Volk sein: das Polentum, dem die Geschichte die tiefsten Wunden geschlagen hat, hat dadurch etwas gelernt, was die andern Völker im Kampfe um die Macht, im Gewühle der Tagesereignisse, in ihrer ganzen machiavellistischen Politik mit dem Vae victis, das daraus so deutlich tönt, nicht haben lernen können: führt doch die Gewalt so oft zur Vergewaltigung und jeder Triumph zur Selbstüberhebung. Welcher rätselhafte Widerspruch liegt nicht im Leben der europäischen Völker, die sich christlich nennen: auf der einen Seite die höchste Auffassung der Gebote der Religion, das Bekenntnis des Evangeliums Christi, und auf der andern Seite ein hochmütiges Gebaren, eine Unritterlichkeit, ja ein widriges Protzentum, eine Ausscheidung aller Forderungen des Christentums aus der Völkerpolitik. Da konnte ja ein Volk wie das japanische,

das sich nicht zum Christentum bekennt, durch seine Ritterlichkeit und durch die Abwesenheit aller Selbstüberhebung die christlichen Völker beschämen.

Am häßlichsten muß freilich dieser Widerspruch dort hervortreten, wo sich Religion und Kirche mit den Machtinteressen des Staates identifizieren, wo sich die Kirche in der Gewalt des Staates befindet. Das meiste zu der Verwirrung des russischen Lebens hat wohl diese Tatsache und ihr Urheber, der Zar Peter, beigetragen. Es ist dem Verfasser daher unbegreiflich, wie Wladimir Ssolowjów, ein so klardenkender und tiefsinniger Mensch, die Bedeutung dieses Zaren vom Standpunkte der Kulturentwicklung Rußlands überschätzen und dabei bis zur Bewunderung und Beweihräucherung gehen konnte: war doch Peter ‚ein nicht minder grausamer und blutgieriger Unterdrücker seines Volkes als der schreckliche Iwan'. Wo aber Unterdrückung und rücksichtsloser Machiavellismus zum Prinzip erhoben werden, dort kann kein gesundes Leben gedeihen.

An dem Fluche, der von der gewalttätigen Nivellierungspolitik dieses Zaren ausgegangen ist, leidet das russische Leben bis auf den heutigen Tag, denn die Kluft zwischen dem christlichen Gefühl des russischen Volks und dem Machiavellismus seiner Führer, die sich dabei noch auf das Staatschristentum berufen, ist unüberbrückbar. Aus dieser Kluft entstehen auch all die seltsamen Erscheinungen und Konvulsionen im Gesellschaftsleben Rußlands. Die rücksichtslose Vergewaltigung der Gewissensfreiheit von oben muß ja ebenso rücksichtslose Ausbrüche vergewaltigender Leidenschaft von unten hervorrufen. Daher auch die Extreme, in die das russische Denken sowohl auf der linken als auch auf der rechten Seite verfällt. Man vergegenwärtige sich auch die Konsequenzen, die der atheistische Anarchismus Bakúnins und zum Teil Alexander Herzens und der christliche Anarchismus Tolstóis unerschrocken sieht. In manchem Vertreter des nationalen Russentums und des staaterhaltenden Gedankens, wie z. B. in Iwán Akſákow, leben unversöhnliche Widersprüche nebeneinander: Liebe zum Volke und zugleich die Abschließung des Volks von jeder Einwirkung universeller Gedanken und Bestrebungen, d. h. eine instinktive Abneigung gegen höhere Kultur; christliche Gefühle und zugleich ein fanatischer Haß gegen alles, was nicht russische Kirche ist; Slavophilentum und zugleich eine unüberwindliche Abneigung gegen die Polen, wiewohl sie unverfälschte Slaven sind, ja das Verlangen, das Polentum zu unterdrücken, worin Aksákow manchem tief von ihm gehaßten deutschen Machiavellisten die Hand reicht. Aber der Machiavellist ist doch, wenn er vom christlichen Ideale nichts wissen will, wenigstens mit sich selbst eins. Da war Katków, der bekannte russische Politiker, der in seinem Hasse gegen das Polentum Aksákow keineswegs nachstand, jedenfalls folgerichtiger, denn er sprach so wenig wie nur möglich vom Christentum, und betrachtete die russische Kirche nur als Dienerin des Staates.

Auserwählte Geister unter den Russen haben die Widersprüche und Extreme, in denen sich das gesellschaftliche Leben Rußlands bewegt, mit aller Kraft und mit tiefer Einsicht zu überwinden gesucht; die Vertreter dieser allgemein menschlichen, allem engen Nationalismus und dem Staatskirchentum abholden, wahrhaft christlichen Lebensansicht würdigt Zdziechowski mit liebevoller Gerechtigkeit: es sind Wladimir Ssolowjów, der prophetische Denker, und Tschitschérin, ‚der Typus der durch und durch rationalistischen Religiosität', die aber wenig gemein hat mit ‚dem theologischen Rationalismus, der sich aufs deutlichste in der Scholastik offenbart hat'.

Zdziechowski ist kein Pessimist in Hinsicht auf die Zukunft Rußlands, denn das russische Volk, dessen angeborene gute Eigenschaften er in der Schlichtheit und Herzlichkeit sieht, gehört der europäischen Menschheit an und muß den Kulturidealen, die unabhängig sind von allem eigennützigen Nationalismus und von der einengenden Staatskirche, früher oder später beipflich-

ten und sie zu verwirklichen suchen. Das war die Überzeugung Ssolowjóws, die in seiner Auffassung von dem auferstandenen Christus und von der christlichen Gerechtigkeit, ohne welche die europäische Kultur der Vernichtung anheimfiele, so beredt zum Ausdruck kommt. Das lehrreiche und anregende Buch Zdziechowskis schließt auch mit der Mahnung an die russischen Erben der Gedanken Ssolowjóws, sie möchten die Brücke zwischen Osten und Westen, auf der ihr Vorgänger gestanden hat, verteidigen und den besten Söhnen des Westens die Hand reichen, damit Rußland seine Mission erfülle und nicht von der Kultur ausgeschlossen bleibe. S.

Philosophie

Der fünfte Kongreß für experimentelle Psychologie, der vom 16. bis 20. April im Aulagebäude der Berliner Universität getagt hat, trug in der Mehrzahl seiner Verhandlungen ausgesprochensten Fachcharakter. Die Ausbildung immer feinerer psychologischer Untersuchungsmethoden, für die z. B. im Gebiete der Akustik W. Köhler, der Optik C. Minnemann, des Hautsinns A. Goldscheider und F. Kiesow, der psychopathologischen Analyse von Gehirndefekten M. Wertheimer und H. Liepmann, der Gedächtnisversuche G. E. Müller und A. Aall, der Reaktionsmethodik N. Ach und W. Wirth wertvolle Einzelfortschritte und Ergebnisse aufwiesen, hat bereits einen solchen Grad von Spezialisierung erreicht, daß sich künftig die Einrichtung von Sektionen gleich denen der Naturforschertage empfiehlt. Ein eigentlicher Kongreßbericht ist also in populärwissenschaftlicher Form nicht möglich. Aber der gesamte Charakter der Tagung und manche Einzelheiten des Verlaufs entbehren doch nicht des allgemeineren Interesses.

Gegenüber der Tendenz zu immer strengerer Spezialisierung machte sich nämlich doch auch das andere Bestreben stark genug geltend, den Zusammenhang mit den übrigen Wissensgebieten zu wahren und in noch ergiebigerer Weise auszubauen. Eines der drei großen Sammelreferate, das von K. Marbe über ‚Die Bedeutung der Psychologie für die übrigen Wissenschaften und die Praxis' (demnächst als Buch erscheinend), war ausdrücklich dem Nachweis gewidmet, daß kaum ein Wissensgebiet, mag es nun den theoretischen Natur- und Kulturwissenschaften oder den praktischen Wissenschaften: Medizin, Jurisprudenz, Pädagogik angehören, jetzt noch ohne vielseitige Heranziehung empirisch-psychologischer Ergebnisse auszukommen vermag. In manchem noch überzeugender für diese universelle Bedeutung der Psychologie wirkte ein zweites Sammelreferat, das O. Külpe ‚Über die Bedeutung der modernen Denkpsychologie' erstattete. Gerade hier kam es zu besonders glücklichem Ausdruck, wie die experimentelle Forschung, ursprünglich fast ganz mit dem dürftigen Begriffsmaterial der Humeschen Assoziationspsychologie sich behelfend, notwendig durch ihre eigenen Fortschritte zu größerem philosophischem Weitblick geführt wird, und dank namentlich den experimentellen Untersuchungen der Denkvorgänge durch die Würzburger Schule wieder besseren Anschluß und Nutzwert auf vielen Gebieten gewinnt. Das zeigte besonders glücklich auch ein Einzelreferat: nämlich der beifällig aufgenommene Aufweis jener Prüfungsmerkmale, die K. Bühler für die Entwicklungsfähigkeit der Abstraktion bei Schulkindern ermittelt und erprobt hat.

Auch sonst war dem Nachweis der Wechselbeziehung zwischen Pädagogik und Psychologie besonderer Raum gegeben. Grade die gegenseitige Förderung dieser beiden Wissensgebiete kann um so eher fruchtbar werden, je mehr die experimentelle Psychologie von der Untersuchung der Sinnesfunktionen zu derjenigen der höheren psychischen Prozesse fortschreitet, deren Miteinspielen bei früher zu Unrecht elementar erklärten Verhaltungsweisen noch mancher Einzelbericht des Kongresses bewies. Das Gesamtreferat ‚Über die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung' war dem führenden Vertreter der differentiellen Psychologie in Deutschland, W. Stern,

überwiesen, der es selbst nicht versäumte, die fragliche Zuverlässigkeit seiner im verbessernden Anschluß an Binet aufgestellten ‚Tests' zu betonen; sie noch kritischer zu würdigen, gab namentlich Spearmans Korrelationsberechnung der verschiedenen geistigen Einzelfähigkeiten begründeten Anlaß.

Stern ging in seinem übrigens sonst sehr lehrreichen Referat von dem für die positivistische Grundstimmung des Kongresses charakteristischen Satze aus, man könne die Betätigungen der Intelligenz sehr wohl prüfen, ehe man imstande sei, zu sagen, was Intelligenz eigentlich ist. Ebenso verfuhr man, ohne es so deutlich zu sagen, fast überall. Gegenüber den experimentellen Methodenfragen und praktischen Anwendungshoffnungen der Psychologie — zu deren sympathischem Dolmetscher sich bereits Oberbürgermeister Reicke in seiner Begrüßungsrede machte — traten auf dem Berliner Kongreß die theoretischen Grundfragen doch mehr in den Hintergrund, als man es bei einer so jungen Wissenschaft natürlich finden kann*.

In den wenigen Vorträgen, die ein solches Maß theoretischer Entsagung nicht übten, trat die fruchtbare Wechselbeziehung zur Biologie besonders deutlich zutage. Manchmal zwar allzu voreilig hypothesenzimmernd, wie z. B. bezüglich des Vererbungsnachweises intellektueller Fähigkeiten oder der Stoffwechselmessung bei geistiger Arbeit, in anderen Fällen doch schon recht positiv vorwärts führend. An erster Stelle müssen hier M. Rothmanns Ermittlungen über Sinnesfunktionen und sogar Lernerfolge seines großhirnlosen Hundes genannt werden, die freilich nur durch Wiederholung des grausamen Goltzschen Vivisektionsverfahrens zu gewinnen waren. Ettlinger mehrte die tierpsychologischen Beweisgründe für die Wundtsche Anpassungstheorie der Sinnesmodalitäten. Besonders allseitiges Interesse fanden Pfungsts Berichte ‚zur Psychologie der Affen', denen er merkwürdigerweise jede Nachahmungsfähigkeit aberkennen will, und sein Prüfungsprotokoll des ‚sprechenden Hundes Don'. Pfungst leugnet bei diesem Tier jede menschenähnliche Lautäußerung — alles beruhe nur auf Suggestion der Hörer — und bestreitet auch für alle verwandten Fälle angeblich sprechender oder singender Hunde die akustische Nachahmung, hierbei ausdrücklich diesem Ettlingerschen Erklärungsversuch (Hochland, Aprilheft 1911) entgegentretend. Dagegen ergab sich allseitige Übereinstimmung in der Absage an die ‚denkenden Pferde' des Herrn Krall, deren intellektuelle Leistungsunfähigkeit und bloße Signalreaktion durch zwei namhafte Augenzeugen der Elberfelder Vorführung ausdrücklich bestätigt wurde.

Im allgemeinen ließen es grade die tierpsychologischen Referate bedauerlich erscheinen, daß die in anderen Ländern, namentlich Nordamerika, mit Erfolg ausgebildeten tierpsychologischen Experimentalverfahren in Deutschland noch so wenig Nachfolge finden konnten. Es ist das um so verwunderlicher, da sonst auf diesem Kongreß, obwohl er zunächst eine Veranstaltung der deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie war, das internationale Zusammenarbeiten in der markantesten Weise gepflegt und durch das Erscheinen hervorragender Teilnehmer aus angloamerikanischen, romanischen und nordischen Landen bekundet wurde. Diese äußerliche Ausbreitung der psychologischen Experimentalforschung über die Grenzen ihres deutschen Ursprungslandes hinaus möge sich als ein günstiges Vorzeichen auch für die innere Expansionskraft erweisen. Denn stets von neuem bewahrheitet sich Poincarés Wort: Das Wachstum einer Wissenschaft vollzieht sich auf ihren Grenzbezirken. M. E.

---

* Sehr zutreffende Bemerkungen gegen den irrtümlichen Begriff einer theorienfreien, ‚voraussetzungslosen' Experimentiermethode gerade bei einigen Vertretern moderner Denkpsychologie finden sich übrigens in O. v. d. Pfordtens ‚Psychologie des Geistes' (Heidelberg 1912, bei Carl Winter. Brosch. M. 6.—) S. 236 ff., einem Werk, das auch in anderen Punkten die philosophische Klärung psychologischer Grundbegriffe zu fördern geeignet ist

Naturwissenschaft

Josef Lister. Aus England kommt die Nachricht, daß am 11. Februar Lord Josef Lister hochbetagt im Alter von 85 Jahren in dem kleinen Seebad Walmer bei Dover sein arbeitsreiches, von Erfolg für die leidende Menschheit so überaus gesegnetes Leben beschlossen hat. Außerhalb des Kreises der Mediziner und Biologen wissen freilich wenige, was Listers Namen in der Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften bedeutet. Millionen verdanken seiner genialen Idee Leben und Gesundheit, ohne den Namen ihres Lebensretters nur vom Hörensagen zu kennen. Um es vorgreifend kurz zu sagen: Lister war der Entdecker und Begründer der modernen, auf Antisepsis und Asepsis gegründeten Wundbehandlung. Diese verfolgt den Zweck, Wunden aller Art, besonders auch die durch den Eingriff des Chirurgen künstlich hervorgerufen werden, vor Eiterung und Fäulnis dadurch zu schützen, daß die Erreger dieser Prozesse abgetötet oder noch besser von vornherein von der Wunde ferngehalten werden. Die Tragweite und wohltätige Wirkung dieses Gedankens, den Lister zuerst aussprach, wird besonders klar, wenn man die ergreifenden Schilderungen aus blutigen Kriegen liest, wie sie besonders auch von Kriegsteilnehmern des Jahres 1870/71 entworfen sind. Furchtbar waren die Leiden der armen Verwundeten, denen die Kugel oder der Granatsplitter die Wohltat eines schnellen schmerzlosen Todes versagte und die tage-, ja wochenlange Qualen ausstanden, da die Wunden vereiterten, verjauchten, den ganzen Körper vergifteten und verseuchten und die Umgebung mit dem üblen Geruch von Fäulnis und Verwesung erfüllten. Wundfieber, Starrkrampf, Hospitalbrand, Blutvergiftung waren die schrecklichen Gehilfen der Kriegsfurie. Aber diese machten auch den Frieden zu einem fortwährenden Kriege gegen Leben und Gesundheit. Während heute die ärztliche Wissenschaft jede Wunde, die nicht an und für sich tödlich ist, als heilbar betrachtet, verliefen früher verhältnismäßig geringfügige Verletzungen nicht selten tödlich, und manche Operationen, denen sich der Kranke jetzt getrost unterziehen darf, bedeuteten den sicheren Tod. Die Chirurgie war den genannten Feinden des Menschenlebens gegenüber machtlos. Deshalb stand sie auch nicht in hohem Ansehen.

Die trostreiche Wendung verdanken wir Lister. Sie hängt eng mit der allgemeinen Entwicklung der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert zusammen. Ja, letzten Endes ist die Antisepsis und Asepsis der Ausfluß und die praktische Nutzanwendung von Entdeckungen mehr theoretischen Charakters auf dem Gebiete der biologischen Naturwissenschaften.

Pasteur hatte zu Ende der fünfziger Jahre den Nachweis geführt, daß Fäulnis und Gärung die Wirkungen der Lebenstätigkeit kleinster Lebewesen seien. Seine, die Beweisführung enthaltende Schrift erschien 1861, wenige Jahre später — 1867 — trat Lister zum erstenmal mit seinen Ideen an die Öffentlichkeit. Schon vor Pasteur waren bemerkenswerte Ansätze gemacht, die Ursache der Fäulnis organischer Stoffe zu ermitteln. Schwann, Tyndall, der Rostocker Professor Schultze hatten in den dreißiger und vierziger Jahren durch geistreiche Versuche dargetan, daß ‚ein in der Luft enthaltenes Prinzip' die Ursache jener Erscheinung sei, ohne jedoch über das Wesen dieses Prinzips mehr als Vermutungen aufstellen zu können. Pasteur wiederholte anfangs die Versuche seiner Vorläufer mit dem gleichen Erfolge. Er ließ zu fäulnis- oder gärungsfähigen, vorher sterilisierten Substanzen, z. B. zuckerhaltigem Hefewasser, Milch u. dgl., Luft zutreten, die auf eine so hohe Temperatur erhitzt worden war, daß alles etwa vorhandene Leben abgetötet wurde. Gefäße mit derartig behandelten Substanzen erhielten sich monatelang frisch. Wurde jedoch aus der Luft gesammelter Staub in die Gefäße gebracht, so traten in denselben alsbald Lebewesen auf, die Substanzen wurden trübe und

gingen in Fäulnis oder Gärung über. Ein besonderes Verfahren gestattete, den Staub zu diesem Zweck zu sammeln, und die mikroskopische Untersuchung desselben zeigte, daß in ihm Keime der verschiedensten Organismen, Pilzsporen, eingekapselte Bakterien usw. enthalten waren. Diese konnte man jetzt mit Sicherheit als Ursache der Fäulnis betrachten.

Pasteurs Beweisführung war zunächst von eminenter Wichtigkeit für die Entscheidung in der prinzipiellen Frage, ob Leben aus totem Stoff entstehen könne. Da faulende Substanzen von Organismen wimmelten, hatte man das Jahrhunderte geglaubt und verfochten. Jetzt war die Frage endgültig verneint und gezeigt, daß auch diese Organismen von bereits vorhandenen Keimen ihren Ursprung nehmen. Die praktische Konsequenz aus Pasteurs Arbeiten für die Heilkunde zog Lister. Sein Gedankengang setzte bei einer Tatsache ein, welche die Ärzte vor ihm nicht zu erklären vermocht hatten, weil der Schlüssel zur Erklärung noch fehlte. Diese Tatsache war folgende. Alltägliche Erfahrung bewies, daß in der Heilung der sog. einfachen und komplizierten Knochenbrüche ein großer Unterschied waltete. Bei ersteren war die Haut an der Bruchstelle unversehrt, sie heilten schnell und leicht. Bei komplizierten Brüchen dagegen war durch besonders unglückliche Umstände die Haut durch Stücke des gebrochenen Knochens durchstoßen; sie führten zu gefährlichen Eiterungen, Wundfieber, Starrkrampf, oft zum Tode.

Das Wesen des Experimentes und der experimentellen Methode ist folgendes. Der Experimentator bringt in einen Komplex von Faktoren und Bedingungen einen neuen Faktor hinein und beobachtet den Erfolg. Wenn dieser jetzt ein anderes Aussehen erhält, so läßt sich durch Vergleich mit dem ersten Ursachenkomplex schließen, daß der neueingeführte Faktor die Ursache des veränderten Erfolges ist.

In dem Fall der verschiedenartigen Knochenbrüche ist wie vielfach die Natur selbst der Experimentator. Die Ursache des so wesentlich veränderten Heilungsverlaufs bei komplizierten Brüchen liegt, wie ohne weiteres klar ist, in der Öffnung der Hautoberfläche. Die richtige Deutung des einfachen Tatbestandes aber brachte erst die geniale Kombinationsgabe des Entdeckers. Lister zog zur Erklärung die Pasteurschen Versuche und Ergebnisse heran und verglich die Verhältnisse in Pasteurs Experiment mit den ihm vorliegenden. Dort blieb die fäulnisfähige Substanz unversehrt, wenn den Keimen der Luft der Zutritt verwehrt war. Fäulnis trat ein, wenn sie ungehinderten Zutritt erlangten. Diese Tatsachen auf den Fall des Knochenbruchs anwendend, gelangte Lister zu dem folgenden Schluß. Die unversehrte Haut schützt die darunter liegenden Gewebe vor dem Eindringen der Infektionskeime, wie ein Wattepfropfen oder ein anderer Verschluß den Inhalt der Pasteurschen Gefäße; durch die Hautöffnung dagegen können jene in die Gewebe gelangen und verursachen dann die bekannten Krankheitsbilder.

Die nächste Aufgabe war nun die, die Erreger dieser Krankheitserscheinungen zu beseitigen. Da es sich nach Analogie mit den Pasteurschen Arbeiten nur um Lebewesen handeln konnte, so war der Weg zu ihrer Bekämpfung durch Gifte gewiesen. Lister verfiel auf die Karbolsäure. Auch das war kein Zufall. Die Karbolsäure, das Phenol der wissenschaftlichen Chemie, war bereits 1834 entdeckt, ihre Darstellung aus dem Steinkohlenteer kannte man aber damals erst seit wenigen Jahren, 1859. Nun wurden auch ihre Eigenschaften näher studiert, besonders ihr Verhältnis zum Organismus berücksichtigt und festgestellt, daß sie selbst in ganz geringen Konzentrationen das Leben abtötet. So verhindert sie z. B., gärungsfähigen Flüssigkeiten zugesetzt, das Auftreten der Gärung, die ja auch auf der Tätigkeit lebendiger Organismen beruht. Man sieht, wie Lister in glücklichster Weise die von verschiedenen Seiten her zusammenströmenden Forschungsresul-

tate mit seinen eigenen Ideen zu dem neuen Verfahren verband.

Lister behandelte zunächst alle Wunden mit Karbolsäurelösung. Vorliegende zur Behandlung gelangende Wunden, z. B. die genannten komplizierten Brüche, wurden damit ausgewaschen und mit Verbänden verschlossen, die in Karbolsäure getaucht und mit ihr getränkt waren. Vor Operationen wurde die Haut mit karbolsäuregetränktem Stoff bedeckt und dann bei der Operation selbst die betreffende Körperstelle unter einem Nebel von Karbolsäure geöffnet, der mit einem Zerstäubungsapparat über das ganze Operationsfeld verbreitet wurde. Nachher erhielt die Wunde einen Verschluß durch den umständlichen sogenannten Listerschen Verband. Die erste Operation dieser Art führte Lister am 12. August 1865 im Krankenhause zu Glasgow aus. Das neue Verfahren wurde als das antiseptische bezeichnet (Sepsis = Fäulnis), weil es der Fäulnis und ähnlichen Wunderscheinungen entgegenwirkte, und zwar nach dem angewendeten Desinfektionsmittel als Karbolantisepsis. Die Erfolge des antiseptischen Verfahrens waren groß, der Fortschritt gegenüber den alten Methoden unverkennbar. Gewisse ihm noch anhaftende Mängel, insbesondere Vergiftungserscheinungen, die durch die Anwendung zu starker Karbollösungen auftraten, erzeugten allerdings anfangs auf manchen Seiten noch Zurückhaltung und Gegnerschaft. Lister hatte in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bereits in einigen Schriften und Aufsätzen sein Verfahren dem ärztlichen Publikum bekannt gemacht. In Deutschland fand es jedoch erst 1873 durch den Oberstabsarzt Schulze in Stettin Eingang. Während der Kriegsjahre 1870/71, in denen es wahrscheinlich viel Unheil verhütet hätte, kam es noch nicht in Anwendung. Die Karbolvergiftungen bewirkten weiterhin, daß man auf die Suche nach anderen antiseptischen Mitteln ging. So wurde z. B. durch Robert Koch die bakterientötende Eigenschaft des Quecksilberchlorid — unter dem Namen Sublimat bekannt — entdeckt und dieses durch Bergmann in die Chirurgie eingeführt. Viel zur Anwendung gelangten weiterhin auch Salizylsäure, essigsaure Tonerde, dann die Produkte des Steinkohlenteers Kresol und Lysol und ferner das Jodoform. Auch Kälte und Trockenheit, die in der Praxis der Konservierung von Lebensmitteln eine Rolle spielen, haben sich erfolgreich in der Wundbehandlung eingebürgert, da sie der Vermehrung der Bakterien, die Wärme und Feuchtigkeit als Lebensbedingung bedürfen, entgegenwirken.

Durch die Fortschritte der bakteriologischen Wissenschaft erfuhr die Antisepsis ihre Umbildung zur Asepsis. Lister ist an diesen Fortschritten nicht unbeteiligt gewesen. Von ihm ging die erste Methode aus, Bakterienreinkulturen herzustellen. Das ist aber sehr wichtig, wenn man über die Tätigkeit und Bedeutung der einzelnen Bakterien zutreffende Vorstellungen gewinnen will. An allen Orten, wo Bakterien vorhanden sind, in der Luft, im Wasser, im Boden usw. tritt nie eine Art allein auf, es handelt sich vielmehr stets um ein Gewimmel der verschiedensten Arten. Bei der Kleinheit der in Betracht kommenden Lebewesen war es keine leichte Aufgabe, dieselben zu isolieren und dann ihre Wirkungsweise einzeln zu studieren. Lister verfuhr zu diesem Zweck folgendermaßen. Einer Flüssigkeit, die auf Bakterien untersucht werden soll, wird ein Tropfen entnommen und dieser in steriles Wasser übertragen. Durch die hiermit verbundene Verdünnung wird die Anzahl der Keime in jedem Tropfen bedeutend verringert. Die Verdünnung wird soweit getrieben, bis schließlich auf einen Tropfen nur mehr ein Keim kommt. Ob das erreicht ist, läßt sich erst durch die nachfolgende Untersuchung erkennen. Ist es nicht der Fall, so muß die Verdünnung weiter fortgesetzt werden. Von der verdünnten Bakterienflüssigkeit wird ein Tropfen in sterile Bouillon übertragen, die ein ausgezeichneter Bakteriennährboden ist. In ihr vermehren sich die Keime schnell und

die mikroskopische Untersuchung erweist, ob in der Tat nur mehr eine Bakterienart vorhanden ist. Ist das erreicht, so kann die Wirkungsweise der isolierten Art jetzt näher untersucht werden. Das so betriebene Verfahren ist äußerst mühsam und zeitraubend. Robert Koch hat an Stelle der flüssigen Nährböden solche eingeführt, die durch Zusatz von Gelatine erstarren, und dadurch die Gewinnung von Reinkulturen verhältnismäßig leicht und einfach gestaltet. Erst seit Koch hat die Entdeckung und Bestimmung der Krankheitserreger große Fortschritte gemacht. Lister waren diese anfänglich bei seiner Entdeckung im einzelnen noch unbekannt.

Nachdem durch die Methode der Reinkultur die einzelnen Arten isoliert sind, ist es möglich, sie nach ihrer äußeren Form, ihrer Einwirkung auf den Nährboden, ihrem Verhalten zur Luft, Temperatur usw. zu charakterisieren. Indem dann weiter Tiere mit Bakterienreinkulturen geimpft werden, kann man entscheiden, welche Arten gewisse Krankheiten hervorrufen und welche unschädlich sind. Als einer der gefährlichsten Mikroorganismen für Wunden erwies sich der kugelförmige, in Ketten auftretende Streptococcus pyogenes (d. h. fäulniserregend). Nur mit ihm infizierte Wunden eitern. Der Erreger des Wundstarrkrampfes wurde 1889 in dem stäbchenförmigen Tetanusbazillus entdeckt. Er erzeugt durch seinen Stoffwechsel das furchtbare Tetanusgift, von dem ein Viertel Milligramm hinreicht, einen Menschen zu töten.

Die Methode der Reinkultur gestattete auch weiterhin, die einzelnen Bakterien auf den Ort ihres Vorkommens zu untersuchen. Indem die verschiedensten in Betracht kommenden Medien ihr unterworfen wurden, ließ sich feststellen, welche Arten Luft, Wasser usw. und in welcher Zahl sie dieselben beherbergen. Lister hatte anfänglich geglaubt, daß die krankheitserregenden Keime direkt aus der umgebenden Luft in die Wunden hineingerieten und daß die während der Dauer der Operation in die Wunde hineinfallenden Keime diese infizierten. Das erwies sich als unrichtig. Durch die neuen bakteriologischen Methoden zeigte man, daß die Menge der in der Luft enthaltenen Bakterien nur gering ist im Vergleich zu den Erregern an den Händen des Arztes, an den Instrumenten und Verbandstoffen, dessen er sich bedient. Auf diese mußte sich also die Vorsorge erstrecken. Der Karbolnebel während der Operation wurde als lästig und überflüssig weggelassen, dafür aber alles, was mit der Wunde in Berührung kommt, einer sorgfältigen Säuberung unterzogen. Die Instrumente werden in Sodalösung ausgekocht, die Verbandstoffe in Wasserdampf von über 100 Grad sterilisiert, daneben finden Seife, Sublimat, Spiritus zur Abtötung von Keimen an den Händen Anwendung. Die Antisepsis ist also, wo es möglich ist, durch die Asepsis verdrängt; die Wunde selbst wird von den giftigen Desinfektionsstoffen freigehalten und nur gleichsam indirekt zu diesen in Beziehung gebracht. Das Prinzip Listers, das in der Befreiung der Wunde von Keimen gipfelte, ist geblieben, jedoch ist die Ausführung seiner Idee von Grund auf umgestaltet und verändert.

Listers Lebenslauf war der eines arbeitsreichen, von Erfolg und Ruhm gekrönten Forschers und Gelehrten. Seine Eltern waren Quäker, sein Vater Weinhändler in Upton, einem kleinen Dorf in Essex, nahe bei London. In London studierte er die Heilkunde, wurde mit 33 Jahren Professor der Medizin in Glasgow, welches als die Geburtsstätte seiner großen Idee anzusehen ist. Mit dieser wurde sein Name schnell berühmt; wir sehen ihn nacheinander 1869 auf den Lehrstühlen der Universitäten Edinburgh und 1877 zu London.

Mag die Entwicklung der Naturwissenschaften und in ihrer Folge die der Technik und Industrie auf ihrem Vormarsch manches Menschenleben zugrunde gerichtet haben, durch die Fruchtbarkeit eines Gedankens, wie den Listers, werden der Menschheit heute und in alle Zukunft tagtäglich Hunderte und Tausende neu geboren und wiedergegeben.

Dr. Franz Bosch.

Literatur

Martin Greifs Liedertraum*. Man kann von der Notwendigkeit einer Auswahl aus Greifs Gedichten, wenigstens für den Genuß der weiteren Kreise, überzeugt sein, und darf doch diese Auslese den eigenen Intentionen des im Vorjahre verstorbenen Dichters wenig entsprechend finden. Denn Greif war, wie ich in meiner kleinen Schrift über ihn jüngst zu betonen Gelegenheit fand, gegen jede Auswahl; nicht etwa nur aus praktischen Gründen, die er da vorzuschützen pflegte; der eigentliche Grund lag in seinem künstlerischen Wesen selbst, in der eigenen Auffassung seiner Kunst, und hätte eben deshalb respektiert werden sollen, solange es nur eben angängig gewesen wäre.

Unberechtigt war dieser Grund ja nicht. Weil man ihn immer wieder als Schöpfer nur ein paar schöner Gedichte verkleinerte, anstatt, wie doch bereits Männer von der feinen Einsicht Bayersdorfers und du Prels es getan hatten, den ganzen Organismus seines künstlerischen Wesens und demnach seines Schaffens als ein ungeteiltes Ganzes zu werten, mußte er um so mehr in der Überzeugung beharren, daß solche Urteile eben nur aus ungenügender Kenntnis seines Gesamtwerkes resultieren könnten, und daß nur dieses eine wirkliche Anschauung seiner reichen dichterischen Arbeit biete. Er war gewiß nicht wie die blinden Dilettanten, die auch mal ein Korn finden, in seine ‚schönen‘ Gedichte verliebt; ihm waren seine Dichtungen qualitativ alle gleichwertig, nämlich der eine stäte Ausdruck seines dichterischen Verhältnisses zu Welt und Leben; sie waren es für ihn höchstens quantitativ, in der Ausfüllung ihres ja jeweils bedingten Volumens, nicht. Die Richtigkeit dieses Selbsturteils ergibt sich denn auch aus einer vorurteilslosen Prüfung seines lyrischen Gesamtschaffens, das eine Unmenge Skizzenhaftes enthält, festgehaltene Einzelzüge, Ansätze, Entwürfe, die sich nicht zu dem runden Ganzen, zur vollen Form verdichteten; Greif waren sie als gesuchte und gefundene Formen seiner Lebensanschauung so wichtig, wie Malern und Bildhauern ihre Studien und Skizzen. Es sind Zeugnisse ernstesten künstlerischen Strebens, die einen interessanten Einblick in Greifs dichterisch-künstlerische Werkstatt bieten und dem intimen Beurteiler seiner Kunst für deren Erkenntnis oft ungleich wertvoller sind, als die ausgeführten Gedichte, so wie auch mancher Entwurf eines Malers die besondere Anlage, die Form oft besser erkennen läßt als das ausgemalte Bild. Daß für solche innigere Wertung der Kunst ein gewisser Grad von Bildung erforderlich sei, dieser Ansicht verschloß sich Greif keineswegs und wußte, daß viele seiner Gedichte in einer Auswahl keine Stätte finden könnten. Eben deshalb scheute er so sehr davor zurück; für ihn wäre eine solche Lese nur der besten Gedichte eine Entstellung des Wesens seiner Kunst gewesen, das reinste Rosinenfischen aus dem Kuchen.

Wenn nun aber schon so bald eine Auswahl für weitere Kreise geschaffen werden sollte, dann hätte man sich auch getrost auf die Vollwerte der Greifschen Kunst beschränken und vom übrigen nur die feinsten Zeichnungen, auch einige bloße Strichelungen nach eben der künstlerischen Konsequenz, aus der heraus sie in Greifs Schaffen bestanden, wählen sollen. An einigen Stellen scheint Kosch denn auch Ähnliches versucht zu haben, allerdings für mein Empfinden zu häufig mit ja auch bei Greif nicht seltenen wenig glücklichen oder gar mißglückten Stücken, wie sie sich im Gesamtschaffen eines jeden Künstlers finden; daß solche nicht zur Förderung des Verständnisses, sondern nur zur erneuten Verwirrung im Urteil über Greif beizutragen geeignet sind, ist vorauszusehen; sie hätten durch bessere und beste — ich meine nicht sogenannte ‚schöne‘, sondern charakteristische — ersetzt werden können und sollen. Nicht immer sind Greif so feine Zeichnungen gelungen wie die folgende:

* Martin Greifs Liedertraum. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. Amelangs Verlag, Leipzig.

Weite Nacht umspannt mich grau,
Wasser rings, wohin ich schau,
Fern das Ufer sich verlor,
Träg Gewölke schläft davor.

Tausend Sterne über mir,
Stille, stille ist es hier.
Gegen Morgen neblig schwach herauf
Steigt des Mondes blanke Sichel auf.

Kosch hat dem Büchlein die Einleitung geschrieben, die sich weniger auf das Biographische hätte beschränken sollen. Die ästhetischen Ausführungen sind dürftig; und gerade Greif erfordert strengstes künstlerisches Begreifen. Sätze wie: ‚er malt, aber er sudelt nicht‘ sind Produkte der Eile und Verlegenheit; sie lenken unnütz über Tiefen hinweg, die zu klären wären. Oder: ‚Nie liebt er die Farbe um der Farbe, den Laut um des Lautes willen.‘ Ich bin vom genauen Gegenteil überzeugt, und daß er als Künstler gar nicht anders konnte. Richtig ist das Urteil Koschs über Greifs literarhistorische Stellung, dagegen der Satz über das ‚kleine Naturbild‘ literarhistorisch und ästhetisch ganz unzulänglich. Kosch hätte der Einleitung zu einer erstmaligen Auswahl aus Greifs Lyrik, bei der Bedeutung, die einer solchen Auswahl zukommt, wohl eine etwas überzeugendere Form geben dürfen. Es fehlt eine Auslese, die die Essenz des künstlerischen Schaffens Greifs bietet; die vorliegende ist nur von anregendem Wert.

Christoph Flaskamp.

Theater

Berliner Theater. Es gibt in Berlin einige versteckte Größen, ich meine Leute, die in ihrem Kreise etwas gelten, deren Ruf aber nicht bis in eine breitere Öffentlichkeit drang. Solche Eigenschaften sprechen gewöhnlich für ihre Träger, denn sie setzen Qualitäten voraus, die in unseren Tagen ephemerer Flüge selten sind, d. h. Reserven an unausgegebenem, ja unverzinstem Kapital. Und was wäre in diesen Zeitläuften, da man niemandem glaubt, der sich nicht stündlich beweist, seltenerer, ja wer kann sich diesen Luxus, seine Intelligenz nicht wie eine Holzkiste auf der Schulter spazieren zu tragen und jeden Passanten damit an den Kopf zu stoßen, unter solchen Umständen überhaupt noch gestatten. Heute gilt nicht, wer nicht angreift, wobei dieses Heer von Angreifern, das keinen gemeinsamen Feind kennt, das also auch keine Gemeinschaft bildet, dieses Heer, in dem einer sich gegen den andern richtet, vergißt, daß dieser ständige Angriff einem ununterbrochenen Verbrennen, Aufzehren gleicht, also einem Verbrauch des Besten, des Fonds, in dem wie in einem unterirdischen Reservoir die Lebenseindrücke zusammenlaufen sollten und langsam fruchtbar werden. Diese Nachteile kennzeichnen die meisten im Vordergrunde des Handelns stehenden Köpfe unter der führenden Zeitintelligenz. Und wo sich Ausnahmen finden, reichen die aus ihrer Anlage gezogenen Vorzüge doch selten hin, wofern es sich um ein von tieferen Absichten geleitetes dichterisches Schaffen handelt. Die Nachteile der Zeit äußern sich dann in einer allzu bewußten Intellektualität. Diesen Mischtypus stellt Moritz Heimann dar, von dem früher an dieser Stelle schon einmal die Rede war, und von dessen jüngst aufgeführtem Trauerspiel ‚Der Feind und der Bruder‘ nun berichtet werden soll. Aus seinen Essays lernen wir Heimann als einen Mann kennen, der weit mehr in sich trägt, als er ausgibt, während bei den meisten Literaten das Gegenteil der Fall ist; als Dichter aber zeigt er uns, daß er das Leben nicht so aus dem Vollen lebt, um es gestalten zu können, hier wird er zum geistreichen Reflektierer.

Als der Vorhang hochgeht, hält Frau Laura Badoèr, Witwe eines venetianischen Edeln, die seit dem Tode ihres Mannes fern von der Stadt auf einem Landgut ihre Tage zubringt, ihren Kindern Pallas und Stephan eine Ansprache, deren Sinn uns bei der Flüchtigkeit des Dialogs von der Bühne her nicht recht klar wird; es ist von dem verstorbenen Vater der Kinder die Rede darin und von den eigenartigen Beziehungen der beiden untereinan-

der. Wie ein Maeterlinckscher Alb lagert er über der Szene. Die Schwester Pallas hat Ahnungen; draußen gewitterts. Man spürt etwas, wie den Hauch eines wenn auch nur geistig gedachten blutschänderischen Verhältnisses zwischen Bruder und Schwester. Ein Ritter kommt, den Bruder zu holen; nimmt statt dessen die Pallas zur Frau, wodurch jenes gelöst und der Anstoß zum dramatischen Konflikt gegeben wird, in dem es, wenn auch in gewandelter Gestalt, zur Wirklichkeit werden soll und zum eigentlichen Kern der Tragödie. Daß uns dies viel zu spät klar wird, ist einer der Hauptfehler dieser Dichtung. Während in der Tragödie Schlag auf Schlag das Schicksal des Helden im Gang der Handlung entwickelt werden muß, dessen Einzelheiten im Beginn uns zwar noch unbekannt sind, die sich aber jedesmal als das Selbstverständliche und einzig Mögliche aus dem Vorhergehenden ergeben, führt uns Heimann, nach langen reflektierenden Dialogen, die nur das Äußere der Situation angehen, statt ihren Inhalt vor uns aufzurollen und dem Ziele zu nähern, die wichtigsten Punkte des Geschehens als absolute Überraschung und gewissermaßen den Ansatz eines neuen Konfliktes vor.

Um in der Schilderung der Handlung fortzufahren: Diese Dichtung ist eine Mischung von philosophisch gedachter in Dialogsentenzen vorgetragener Lebenssymbolik und Wirklichkeitstragödie, die einander aber nicht durchdringen. Jene dozierend verabreichte Symbolik und Lebensweisheit befrachtet die Dichtung vielmehr so sehr, daß die Tragödie darunter verkümmert und nicht in vollen Wuchs gerät. So ist Pallas z. B. nicht nur Trägerin ihres grausigen, durchaus nicht unmöglichen Schicksals, aus dem ein großer Dichter Erschütterndes hätte gestalten können, wenn er uns nichts als ihren Leidensweg zeigte, sie soll zugleich Symbol des Weibes sein und dies deutet Heimann also an: in dem von uns als ‚geistig'-blutschänderisch bezeichneten Verhältnis zu ihrem Bruder lebt das Mädchen völlig unbewußt, sie kennt und liebt nichts als diesen Bruder, aber trotzdem mit einer Leidenschaft, die über die gewöhnliche Geschwisterliebe hinausgeht. Diese Neigung rührt aus dem Sexuellen, doch aus dem noch nicht erwachten, während auf der Seele des Bruders, des wissenden Mannes, beunruhigende Gefühle lasten. Da bricht an jenem gewitterschwülen Abend der fremde Ritter in diese ländlich-mystische Abgeschiedenheit und in der ersten Stunde bei Tisch weiß das bis dahin ahnungslose Mädchen, was ein Mann ist, stürmt auf die Szene und will sich zum Fenster hinausstürzen. Der alte Diener hindert sie und alsogleich beginnt sie — über ihren Zustand zu philosophieren.

Wider ihren Willen folgt sie dem Condottiere als Gattin. Der Bruder zieht auf Abenteuer. Aus Schmerz über seinen Verlust ist sie in der Ehe widerspenstig. Und nun führt ihr der eigene Gatte, man ist sich nach dem gesprochenen Wort auf der Bühne nicht recht klar über die Motive, einen jungen Mann aus seinem Gefolge zu, der sie, so viel ist ersichtlich, an den verlorenen und betrauerten Bruder erinnern soll, und stellt einen zweiten als Beobachter des Paares dazu. Was aber der Gatte wohl nicht voraussetzte oder beabsichtigte: der junge Tuzzio Tuzzi und sein Weib Pallas verlieben sich ineinander und fliehen. Und nun kommt das Ungeahnte, auf das wir längst ganz anders hätten durch die Lebensumstände und den Gang der Dinge vorbereitet sein müssen, vor einer Gerichtsverhandlung in Venedig, auf der der Condottiere als betrogener Ehemann klagend gegen seine Schwiegermutter auftritt, ans Licht, doch kühl und wirkungslos als Mitteilung gleich jenen philosophischen Maximen: Tuzzio Tuzzi ist der im Ehebruch gezeugte Sohn von Pallas verstorbenem Vater, ihr eigener Halbbruder. So vollzog sich, was zu Beginn des Stückes wie ein dunkles Symbol über der Situation schwebte, als zerschmetterndes Schicksal in der Wirklichkeit, doch ohne eigentliche dramatische Wirkung. Der Condottiere, dessen Rolle immer nebensächlicher im Stück wird,

begnügt sich mit dieser Entdeckung als einem Racheakt vor Gericht an seiner Schwiegermutter, die seltsamerweise aus einer Zeugin über die verschwundene Tochter zur Angeklagten wird. Und schickt dann den gleichen Diener, der einst das Paar bewachen sollte, auf die Suche aus, ihm dieselbe vernichtende Nachricht zu bringen. Dieser trifft sie auf einer kleinen Insel, auf der das Paar, statt in reinem, vollem Glück, in quälerischer Selbstbespiegelung lebt. Pallas, die ihm als erste begegnet, beschwört ihn, dem Geliebten die Mitteilung für 24 Stunden wenigstens vorzuenthalten. An dem Abend schließt sie im Verein mit der Magd dem Boten für immer durch Gift den Mund, um des zweifelhaften Glückes mit dem Geliebten nicht beraubt zu werden, darauf sie trotz der Enthüllung nicht verzichten will. Doch der Tod des Unschuldigen, die ständige Nähe seines Grabes auf der engen Insel verschärfen stündlich den inneren Gegensatz und Unfrieden zwischen Tuzzio und ihr, der es nicht verwinden kann, daß er seinen Herrn betrog und der nun sichtbarer den symbolisch gemeinten Titel des Stückes — ‚Der Feind und der Bruder' — rechtfertigt, dessen weiterer Sinn zu sein scheint, daß alle Dinge in diesem Leben zugleich für und wider uns sind. Dann bricht eines Abends, da die unglücklich Liebenden wie von Dämonen zerquält einander umschleichen und umlauern, der Condottiere mit den Seinen auf der Insel ein, umstellt das Haus, um die Flüchtigen zu ergreifen; doch Tuzzio stirbt von Pallas Dolche, ehe seinem Ohr das Geheimnis entsiegelt und diese folgt ihm sogleich in den Tod. Dies der Inhalt des Stückes, das auf der Bühne wirkungslos vorüberzog und vom Repertoire abgesetzt wurde. Man hat ihm gegenüber die verschiedensten Stellungen eingenommen und sich natürlich fast ausschließlich mit seinen Schwächen befaßt, deren es im Dramatischen allzu viele sind; wenn man jedoch den Stoff an sich angreift und von Räuberromantik usw. spricht, so geht man damit fehl. Dichterisch ebenso fein erdacht, wie dramatisch fruchtbar, hätte es nur zu seiner Gestaltung eines kleinen Shakespeare bedurft, während hier ein geistreicher Essayist ihn dermaßen mit philosophisch-ästhetisierendem Schnörkelwerk verzierte, daß er ihm selbst unter der Hand und dem Zuschauer fast bis zur Unsichtbarkeit verschwand. Was im vollen Leben sich hätte entfalten müssen, fühlt man nur mit schwachen Pulsen klopfen, kaum angedeutet. Die Philosophie, die bei einem starken Dichter sich von selbst aus dem Stoff ergibt, wird hier bis zur Unerträglichkeit vorgetragen, sogar die Kammerdiener dozieren, und so sind diese Gedanken wertlos, nicht allgemeingültig, weil sie nicht aus dem besonderen, dem wirklich gelebten Schicksal stammen, sondern diesem wie Etiketten aufgeklebt wurden. Sie dominieren, nicht jenes. Selbst was der zu Eingang angedeutete Vorzug des Menschen Heimann an innerem Reichtum sein könnte, wird nun zum Nachteil: die Sprache ist in ihrem Bilderreichtum nicht mehr von natürlicher Lebensfülle geprägt, sie ist ästhetenhaft gespreizt: man beschreibt in der Rede nicht die Form des Türklopfers, dessen man sich bediente. Und was an intensiver Stimmung aus jedem lebendigen Drama springt, ist mit dem süßlichen musikalischen Ton verwechselt, der durch Hofmannsthal in die neuere Dichtung kam und wie ein glänzender, neupraeraphaelitischer Firnis darüber liegt. Gerade diesen Klang hätten wir von Heimann am wenigsten erwartet; ihm stände Herbheit und Schlichtheit besser zu Gesichte. Man erkennt an Heimanns Arbeit wieder, wie wenig eine feine Kenntnis der Kunst und der Dichtung einen zu einem gestaltenden Dichter macht. Was das Mißverhältnis in der dramatischen Komposition betrifft, so wäre noch zu erwähnen, daß sowohl die Mutter, wie auch der Sohn, ohne am tragischen Konflikt weiteren Anteil zu haben, von der Szene verschwinden, obgleich dieser doch zu Beginn als Hauptfigur eingeführt und in seinen seelischen Beziehungen zur Heldin Pallas deren Schicksal mystisch angedeutet wurde.

Mehr noch freilich als dessen Ausscheiden, da uns von seinem Untergang berichtet wird, wundert uns das der Witwe Badoèr, die nach der Gerichtsverhandlung nicht mehr zum Vorschein kommt, obgleich wir sie bei gesunden Gliedern wissen. Der Verlauf der Handlung in dieser Art örtlicher Trennung ist naturalistisch im schlechten Sinne, es ist Sache des Dichters, das Schicksal der Beteiligten zusammenzuziehen. —

Mit vielem Erfolge und glücklichem Gelingen widmet sich Reinhardt nach wie vor der Inszenierung Shakespearescher Lustspiele, und als sein gelungenstes könnte man wohl seine jüngste Aufführung von ‚Viel Lärm um Nichts' bezeichnen, diesem köstlichen, humor- und lebensvollen Gegenstück zur ‚Bezähmung der Widerspenstigen'. Wie dort die keifende Zange durch die kluge Überlegenheit des Draufgängers gefügig gemacht wird, so hier zwei hartgesottene Ehefeinde durch Scherz und Spiel, damit ihre Eitelkeit entfacht wird, zum liebenden Paar. Man bewundert in diesen Lustspielen wie in den unsterblichen Tragödien Shakespeares überzeitliche Menschenkenntnis, die alles vorweg nahm und auch in diesen heiteren Gestalten Typen schuf, die sowohl heute wie im elisabetheischen Zeitalter hinsichtlich ihrer individuellen Artung leben könnten. So viel Typus wie Persönlichkeit, sind sie an keine Zeit gebunden und Symbole jener Grundzüge der Erscheinungswelt, dazu das Leben unter gegebenen Umständen immer wieder sich bildet. In der Erfindung wie Abwicklung der Situation ist der Dichter natürlich der Meister, doch stoßen wir in diesem Stück auf ein Moment, das uns seine Bühnentechnik im psychologischen Sinne mehr als sonst noch in den Lustspielen bewundern läßt. Dem ehefeindlichen Paar, das gekirrt werden soll, stellt er als Anstifter des Scherzes ein glücklichliebendes bekanntlich gegenüber; dieses scheint sein Spiel einen Augenblick teuer zu bezahlen durch die Anstiftung eines Intriganten, der die Braut der Untreue zeiht. Der Zuschauer ist sich, wie es sich für das Lustspiel ziemt, über den Ausgang völlig im klaren; doch vor dem Altar, da die Denunziation zum Austrag kommt, spitzt sich die Situation einen Augenblick so zum Tragischen zu, daß der naive Zuschauer denkt: Das ist zu viel! Womit wird die Erlösung herbeigeführt? Und schon bringt uns mit einem Satz der Dichter wieder in das Fahrwasser der Komödie, und zwar noch durch eine Übertreibung der Lage: er läßt den Priester den Vorschlag machen, die Geschmähte für am Schmerz verstorben zu erklären, so werde die Verleumdung schon ans Licht kommen. Als feiner Übergang hierzu ist die etwas polternde Erregung des Vaters der Geschmähten zu betrachten, dessen Schmerzäußerung schon in den scheinbaren Ernst der Lage nicht ganz hineinstimmt. Gespielt wurde ausgezeichnet. Aus der kleinen Rolle des komischen Gerichtsdieners machte Wasmann ein Meisterstück; er gab zwar manches hinzu, das nicht im Text steht, doch es war im Sinne des Textes. Es ist dies ein schauspielerischer Übergriff, aber man war nur zu leicht geneigt, ihn zu verzeihen und dem ausgezeichneten Künstler diesen Spielraum zu gönnen. Die beiden Rollen der Ehefeinde fanden bei Bassermann und der Else Heims vorzügliche Interpreten. Ihr war eine Aufgabe anvertraut, an die ihre Begabung heranreicht, und es war ergötzlich, zu sehen, wie die gleichen seelischen Momente in der Spiegelung eines weiblichen und männlichen Temperamentes zum Vorschein kamen und der Lösung entgegengeführt wurden.

Wir sagten unlängst an dieser Stelle, unsere begabteste Schauspielerin sei doch die Triesch, und es bliebe zu bedauern, daß sie bei Brahm so selten eine angenehme Beschäftigung fände; als wir unlängst unseren feinsten Schauspieler, Bassermann, als Philipp II. sahen — wir hatten es lange vermieden, ihn seines pfälzischen Dialektes wegen in einem klassischen Stück zu hören —, fiel uns wieder auf, wie in diesen Dichtungen doch jedem größeren Schauspieler die reichere Entfaltungsmöglichkeit geboten wird: noch in keinem modernen Schauspiel hatten wir Gelegenheit, den Künstler derart

beim Durchdringen menschlicher Tiefen zu beobachten. Mit der Dichtung scheint die Schauspielkunst verkümmert. Schauspieler großen Stils werden nicht mehr geboren. Faßt man also den Begriff ‚Milieu‘ nicht zu eng, vielmehr als Zeitalter, in dem alle geistigen Faktoren nach den verschiedenen Richtungen am Werke sind, die Erscheinung zu bilden, so kann man ihm eine gewisse Bedeutung an der Ausformung der Idee nicht abstreiten: welch eigenartiger Vorgang z. B., daß die primitive niederländische Malerei so weit hervorragender als die gleichzeitige der benachbarten kölnischen Malerschule ist, und doch kann der Grund einzig darin gesucht werden, daß Gent und Brügge im Mittelalter in jeder Beziehung eine ganz andere Weltmachtstellung inne hatten als die einseitige Mystikerstadt.

Rudolf Klein.

Musik

Kaskels Oper ‚Der Gefangene der Zarin‘, ein neuer Versuch auf dem vielumstrittenen Gebiet des heiteren Musikdramas, ist jüngst an drei der größten deutschen Bühnen, in Dresden, Köln und München, mit starkem Erfolg in Szene gegangen. Das Sujet des Werkes fußt auf einem früher viel gegebenen Lustspiel Scribescher Schule (von Bayard und Lafont) und ist von R. Lothar, dem vielumworbenen Matador deutscher Opernlibrettistik, mit gewandter Bühnenroutine, aber sehr wenig tiefer schürfender Sorgfalt für die musikalische Bearbeitung zurechtgelegt worden. Es handelt sich in der Oper um die Schicksale eines russischen Gardeleutnants Sascha Romanuski, der infolge einer Verwechslung die Rolle eines vornehmen Staatsgefangenen zu spielen bekommt und dabei das leicht entzündbare Herz der Zarin Elisabeth gewinnt. Die Handlung, ganz in der bekannten Art eines französischen Intrigen- und Verwechslungslustspiels gehalten, ist recht amüsant, doch fehlt es ihr an ‚Situationsdramatik‘, d. h. ihr Verlauf ist nicht durch markante, unzweideutige szenische Vorgänge fixiert, sondern lediglich aus dem sehr wortreichen Dialog zu entnehmen. Das ist nun für ein durchkomponiertes Musikdrama eine mißliche Sache, denn bei der doch stets beeinträchtigten Verständlichkeit des gesungenen Wortes wird in solchem Fall die Gefahr dramatischer Undeutlichkeit sehr nahegerückt. Freilich hat sich der Komponist mit Erfolg bemüht, durch die Art seiner musikalischen Behandlung diesem Mißstand so viel als möglich zu begegnen.

Der Kenner der früheren dramatischen Arbeiten Karl v. Kaskels, von denen namentlich ‚Die Bettlerin vom Pont des Arts‘ und ‚Dusle und Babeli‘ zeitweise sehr erfolgreich waren, wird an der Partitur des ‚Gefangenen‘ zunächst eines rühmend hervorheben müssen: Das ist die eminent gesteigerte Reife der stilistischen Auffassung. Als vornehmer, technisch wie geistig in allen Sätteln gerechter Musiker hat sich zwar Kaskel von jeher gezeigt. Diesmal aber ist er ganz besonders streng zu Werke gegangen: nirgends ist auch nur einen Moment, etwa um einer ‚dankbaren Publikumswirkung‘ halber, die stilvolle Einheitlichkeit des Ganzen gestört. Vom ersten bis zum letzten Takt fließt die Musik mit jener selbstverständlichen Klarheit und einheitlichen Logik der Linienführung dahin, wie sie nur die Hand des in jahrzehntelanger künstlerischer Arbeit herangereiften Meisters zu gestalten vermag. Der damit verbundene Verzicht auf hervortretende ‚Schlager‘ u. dgl. ist der ‚populären, äußeren Wirkung‘ freilich nicht günstig, bedeutet aber, was wichtiger ist, einen mächtigen inneren künstlerischen Wertfaktor. Meisterlich gibt sich im übrigen die ganze technische Faktur der Musik überhaupt. Und da ist besonders Kaskels feinsinnige Instrumentationskunst hervorzuheben. Sie liebäugelt nicht mit billigen koloristischen Effekten, läßt die Singstimmen voll zu ihrem Rechte kommen, und ist doch stets von vielfarbiger aus der dramatischen Stimmung heraus empfundener Charakteristik. Wie scharf hebt sich z. B. der Hauch eigentümlich zwielichtartiger Melancholie,

der über die Klangwelt des im einsamen sonnenbestrahlten Hof der Feste Schlüsselburg spielenden ersten Aktes ausgegossen ist, von dem zwischen zierlicher Grazie und festlichem Pomp wechselnden Grundton der Szenen im Kaiserpalast ab. Natürlich ist aber die Milieuschilderung nicht lediglich auf Rechnung des orchestralen Kolorits zu setzen, sondern auch durch die melodische Erfindung mitbedingt. Und auch dieser melodischen Erfindung fehlt es nicht an hübschen, markant charakterisierenden Zügen, wiewohl schließlich — wie das in der modernen Musik ganz allgemein der Fall ist — die eigentliche schöpferische Potenz hinter der meisterlichen Aufmachung zurückbleibt. Charakteristisch ist, daß unter den Vorbildern Raskels sich Puccini am deutlichsten erkennen läßt: Dem Einfluß dieses erfolgreichsten aller modernen Opernkomponisten kann sich eben niemand entziehen. Einzelheiten hervorzuheben, geht bei der geschilderten Art des musikalischen Stils der Oper nicht wohl an. Immerhin kann bemerkt werden, daß sich die Szenen Saschas und der Zarin, vor allem die im ersten Akt, durch besondere Wärme und edle Schönheit der Tonsprache auszeichnen. Kabinettstückchen feinster Faktur sind die Auftrittsmusik der Zarin mit dem stimmungsvollen Flötensolo, die äußerst diffizil instrumentierte, den zweiten Akt einleitende Tanzmusik, und dann die sehr hübsch ausgedachte Fantasie Saschas am Klavier, die die staatsmännischen Beratungen der Zarin und ihres Ministers melodramatisch begleitet und illustriert. Allerdings darf man keinen ‚historischen' Anstoß daran nehmen, daß der russische Leutnant sich schon um 1750 eines modernen Konzertflügels bedient. Dr. Eugen Schmitz.

Über das Wesen der musikalischen Schöpfertätigkeit wird neuerdings in der Fachpresse wieder besonders lebhaft diskutiert; tatsächlich ist das ja ein Thema, das bei seinem großen psychologischen und künstlerischen Interesse stets aufs neue Beachtung verdient, wenn es auch des ungelöst Problemhaften gänzlich wohl nie wird entkleidet werden können. Die Frage nach dem Ursprung des von dem Komponisten produzierten Kunstwerkes, nach den Wurzeln seiner Entstehung, nach der Art seines Werdegangs ist von jeher sehr verschieden beantwortet worden. Bald hat man das rein psychische Moment in einer an Mystizismus grenzenden Weise dabei in den Vordergrund gerückt, bald glaubte man in noch derberer Verblendung die rein technische Mache als das allein Ausschlaggebende erkennen zu sollen. Einen plausiblen Mittelweg hat neuerdings Hugo Riemann gewiesen in seiner Studie: ‚Spontane Phantasietätigkeit und verstandesmäßige Arbeit in der tonkünstlerischen Produktion' (Jahrbuch d. Musikbibl. Peters 1909). Der von ihm aufgestellte Grundsatz, daß beim Entstehen des Kunstwerkes Eingebung und Mache, Inspiration und Reflexion zusammenwirken müssen, ist entschieden richtig. Seine Ausführungen stützt Riemann dabei besonders auf das Beispiel Beethovens. Gibt es in der Tat kaum eine bessere Methode, dem fraglichen Problem überhaupt näher zu kommen, als die Betrachtung der Praxis unserer großen Tonmeister, so bietet Beethovens Schaffen hiebei noch einen ganz besonders günstigen Ausgangspunkt, weil wir ja bei diesem Meister dank seiner zahlreich erhaltenen und seit Jahrzehnten der Forschung zugänglich gemachten Skizzenbücher einen besonders tiefen Einblick in die kompositorische Geisteswerkstatt tun können. Freilich sind gerade die Beethovenschen Skizzen ihrer Bedeutung für unsere Frage nach verschiedentlich sehr grob verkannt worden. Das unablässige Bessern, Feilen und Umändern der ursprünglichen Einfälle hat man vielfach als rein reflektierende Verstandesarbeit hingestellt, ohne zu bedenken, daß naturgemäß hiebei die Inspiration genau in demselben Maße tätig gewesen sein muß, wie beim Fixieren des primären noch unvollkommenen Tongedankens. Sehr interessant ist in diesem Sinne eine Äußerung von Beethoven selbst, die nach Louis Schlössers ‚Persönlichen Erinnerungen' in Thayers

Beethovenbiographie (Bd. IV, S. 420) mitgeteilt ist. ‚Ich trage,‘ sagte der Meister einmal, ‚meine Gedanken lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe. Dabei bleibt mir mein Gedächtnis so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, was ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue, solange bis ich damit zufrieden bin. Dann aber beginnt in meinem Kopfe (! also nicht mechanisch auf dem Papier) die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zugrunde liegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich höre und sehe das Bild in seiner ganzen Ausdehnung wie in einem Gusse vor meinem Geiste stehen und es bleibt nur die Arbeit des Niederschreibens, die rasch von statten geht, je nachdem ich Zeit erübrige, weil ich zuweilen mehreres zugleich in Arbeit nehme, aber sicher bin, keines mit dem anderen zu verwirren. Sie werden auch fragen, woher ich meine Ideen nehme? Das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen.‘

Dieser bei Riemann zitierten Stelle sei eine in manchen Punkten verwandte M o z a r t s (aus einem fingierten Brief) konfrontiert, der sich über seine ‚Art beim Schreiben und Ausarbeiten von großen derben Sachen‘ folgendermaßen äußert:

‚Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazierengehen und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe sie wohl auch für mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halte ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Kontrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente usw. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geist übersehe und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun nur wie in einem schönen, starken Traum vor. Aber das Überhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern . . .‘

Es ist hochinteressant zu sehen, wie diese beiden voneinander ganz unabhängigen Äußerungen der zwei Großmeister dem Grundgedanken nach wie in Einzelheiten übereinstimmen. Hier wie dort das Kommen der Ideen aus dem Unbewußten, aber angeregt durch gewisse äußere Stimmungen (Stille der Nacht!) hier wie dort die eigenartige Idee des ‚Gesamtbildes‘, das durch gleichzeitiges Erfassen des Tonwerkes durch das innere Ohr entsteht und demgegenüber dann das Niederschreiben nur als

mechanische äußere Arbeit erscheint, erleichtert durch die zuverlässige Gedächtnistreue, mit der das im Geist Ersonnene festgehalten wird. Bezüglich des letzteren sei noch ein drittes Künstlerwort angeführt. Louis Spohr schreibt in seiner Selbstbiographie von der Zeit seines Wiener Aufenthaltes, der frischesten Epoche seines kompositorischen Arbeitens, die u. a. seine Oper ‚Faust' entstehen sah, folgendes:

‚Mein Kopf gährte und arbeitete damals so unaufhörlich, daß ich selbst auf den Wegen zu meinen Schülern, sowie auf Spaziergängen fortwährend komponierte und dadurch bald die Fertigkeit gewann, lange Perioden, ja ganze Musikstücke im Kopfe vollständig auszuarbeiten, die dann ohne weitere Nachhilfe niedergeschrieben werden konnten. Sobald dies geschehen, waren sie im Gedächtnisse wie ausgelöscht, und ich hatte wieder Raum für neue Kombinationen.'

Alle diese Äußerungen beschäftigen sich im übrigen nicht nur mit der metaphysischen, sondern ebensowohl mit der technischen Seite des kompositorischen Arbeitens. Von den hier einschlägigen Momenten behandelt Riemann in seiner erwähnten Studie besonders die viel versierte Frage, ob und inwieweit der Komponist bei der Arbeit das Klavier zu Rate ziehen solle und dürfe. Seine Erörterungen knüpfen hier speziell wieder bei Beethoven an und gipfeln in der Anschauung, daß die von dem ‚letzten Beethoven' erreichte Durchsättigung des komplizierten Stimmengeflechts mit intensivem Ausdrucksgehalt erst durch die ausschließliche Verweisung auf das ‚innerliche Hören' (wegen seiner damaligen gänzlichen Taubheit) erreichbar geworden ist. Hiezu sei als Ergänzung nachstehende für unser Problem hochinteressante Stelle aus C. M. v. Webers autobiographischem Romanfragment ‚Künstlerleben' angeführt:

‚Schon der Platz am Klavier, den ich zum Schaffen eingenommen hatte, war als ein letztes Hilfsmittel ein übler Vorbote gewesen. Der Tondichter, der von da seinen Arbeitsstoff holt, ist beinahe stets arm geboren, oder auf dem Wege, seinen Geist dem Gemeinen und Gewöhnlichen selbst in die Hände zu geben. Denn eben diese Hände, diese verdammten Klavierfinger — die über dem ewigen Üben und Meistern an ihnen endlich eine Art von Selbständigkeit und eigenwilligen Verstand erhalten, sind ganz bewußtlose Tyrannen und Zwingherren der Schöpfungskraft. Sie erfinden nichts Neues, ja alles Neue ist ihnen unbequem. Heimlich und spitzbübisch, wie es echten Handwerksleuten gebührt, kitten sie aus alten, ihnen längst gelenkgerechten Tongliederchen ganze Körper zusammen, die fast wie neue Figuren aussehen, und weil sie sogleich auch gar nett und rund klingen, von dem bestochenen Ohr als erste Richtinstanz beifällig auf- und angenommen werden. Wie ganz anders schafft jener, dessen inneres Ohr der Richter der zugleich erfundenen und beurteilten Dinge ist. Dieses geistige Ohr um- und erfaßt mit wunderbarem Vermögen die Tongestalten und ist ein göttliches Geheimnis, das auf diese Art und Weise, nur der Musik rein angehörig, dem Laien unbegreiflich bleibt. Denn, — es hört ganze Perioden, ja ganze Stücke auf einmal, macht sich aus den kleinen Lücken und Unebenheiten hin und wieder nichts, indem es diese auszufüllen und zu glätten dem späteren besonnenen Momente überläßt, der das Ganze auch in seinen Teilen bei Gelegenheit und Zeit besehen und allenfalls noch hier und da stutzen will. Es will etwas Ganzes sehen, dieses Ohr, eine Tongestalt mit einem Gesichte, daß es einst auch der Fremde wieder erkenne und unter dem Gewühle finde, hat er es einmal gesehen.'

Von einem anderen Ausgangspunkt her sehen wir also auch hier wieder die merkwürdige Vorstellung des Gesamtbildes durch das innere Ohr erwähnt. Was im übrigen das Komponieren am Klavier anlangt, so wird dasselbe zwar theoretisch ziemlich einstimmig verworfen, allein tatsächlich haben doch manche der bedeutendsten Meister: Haydn, Schubert, Wagner, Bruckner, Hugo Wolf mehr oder weniger weitgehender klang-

lichen Anregung bei der kompositorischen Arbeit nur schwer entraten. Wie beim Gesamtproblem so muß auch bei dieser Einzelfrage die rechte Mitte zwischen Geist und Materie beachtet und bedacht werden, daß die Materie den Geist zwar nimmer knechten darf, daß sie ihn unter Umständen aber doch sehr wirkungsvoll zu unterstützen vermag.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Volksvereinsschriften.

Unter den großen Leistungen, die der Volksverein für das katholische Deutschland auf den Gebieten sozialer Schulung, kultureller Hebung und religiös-apologetischer Belehrung aufzuweisen hat, stehen nicht an letzter Stelle die literarischen Veröffentlichungen. Sie enthalten ein Aufklärungs- und Bildungsmaterial, das auf wissenschaftlicher Basis aufgebaut, infolge der klaren Darstellungsweise mit starker Wirkung in die breiten Leserschichten einströmt. Deutlich zeigt sich dabei das Streben, den deutschen Katholiken neben den wertvollen wissenschaftlichen Aufklärungsmitteln Waffen in die Hand zu liefern, welche sie zur Verstärkung ihrer sozialen Position oder zur Verteidigung besonders heftig angegriffener Punkte ihrer Weltanschauung brauchen. Aus der Fülle und Art der im nachstehenden besprochenen Werke erhellt ein großes Stück Kulturarbeit des Volksvereins zur wirtschafts- und staatspolitischen Erziehung der Katholiken Deutschlands.

Das bedeutsamste Ereignis im wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes ist der gewaltige Aufschwung unserer Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten. Auf Grund der Ergebnisse der drei Berufszählungen hat Dr. Georg Neuhaus **‚Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes'** dargestellt. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1911, 8⁰. XVI und 280 Seiten. Mit 106 Tabellen. Geb. 4,50 M.). Der Verfasser hat aus den dicken Bänden der Reichsstatistik die wichtigsten Differenzierungspunkte der statistischen Erfassung der deutschen Bevölkerung herausgegriffen und zu übersichtlichen Tabellen zusammengezogen. Dadurch ist jedermann in die Lage versetzt, bequem und rasch sich über Fragen unterrichten zu können, wie sich z. B. die Alterszusammensetzung, der Familienstand, die Religion, Stadt und Land, Witwen und Waisen, Gebürtigkeit, Nebenberuf usw. im Zusammenhalt mit der sozialen Schichtung der Bevölkerung darstellen. Ein zweiter Band über Landwirtschaft und Gewerbe soll nachfolgen. Als zuverlässiges und rasches Nachschlagewerk für Parlamentarier, Politiker, Redakteure, Volkswirte ist das Buch sehr brauchbar.

Bis in die jüngste Zeit haben sozialdemokratische Schriftsteller auf dem Gebiete der gemeindlichen Sozialpolitik eine nahezu tonangebende Rolle gespielt. Mit der Abänderung des Gemeindewahlrechts in einigen süddeutschen Staaten kommt jetzt auch die Zentrumspartei auf den Rathäusern zur Geltung. Da ist der Überblick, welchen Justizrat Carl Trimborn und Dr. Otto Thissen in ihrem Buche **‚Soziale Tätigkeit der Stadtgemeinden'** (ebenda 1910, 4. Aufl., 203 S., geb. 2,— M.) über Aufgaben und Leistungen der Stadtverwaltungen in wirtschaftlicher, sozialer, gesundheitlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht entwerfen, von hohem Werte. Das Buch ist bisher von der fachmännischen Kritik durchgehends als ein ausgezeichneter kommunalpolitischer Führer bezeichnet worden. Die Anordnung des reichen Stoffes ist übersichtlich, die großen Gesichtspunkte sind klar hervorgehoben, die Versuche und Erfolge der sozialen Fürsorge der deutschen Gemeindeverwaltungen unter stetem Vergleichen mit ausländischen Verhältnissen sind praktisch dargestellt. Ein Buch, dessen kein Gemeindepolitiker entraten kann.

Der bekannte Sozialpolitiker und Abgeordnete Dr. Eugen Jäger, der auf dem Gebiete des Wohnungswesens eine anerkannte Autorität ist, hat einen kleinen **‚Grundriß der Wohnungsfrage und Wohnungspolitik'** (ebenda 1911, 156 S., geb. 1,— M.) erscheinen lassen, der ohne Zweifel die zurzeit beste Schrift in der Flut der Erscheinungen über die Wohnungsfrage darstellt. Nur ein erstklassiger Kenner des Wohnungswesens wie Dr. Jäger ist in der Lage, auf so knappem Raum, in so übersichtlicher Form und mit solch vollendeter Klarheit das Wohnungsproblem in seinen hauptsächlichsten Momenten zu enthüllen. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der Tatsachen der Wohnungsnot in bezug auf die Wohnung, auf Haus, Boden und Städtebau ein. Auch die wohnungspolitischen Maßnahmen des Verfassers verraten den gewiegten Kenner der Verhältnisse.

Da in den zoll- und handelspolitischen Debatten der Gegenwart die zwei getrennten Lager des Schutzzoll- und des Freihandelssystems in den Parlamenten und Versammlungen oder in der Presse sich scharf bekämpfen, ist es sehr erfreulich, daß im Volksvereinsverlage eine gründliche leidenschaftslose Studie über die „**Grundfragen unserer Handelspolitik**“ erschienen ist (ebenda 1911. 152 S., geb. 1 M.). Das Buch tritt in seiner zwingenden Beweisführung den hier viel gebrauchten Schlagwörtern und Phrasen entgegen und zeigt die geschichtliche Entwicklung der deutschen Zoll- und Handelspolitik im 19. Jahrhundert, ferner Wesen und Kritik des Freihandelssystems und betont die Notwendigkeit des Schutzes der nationalen Arbeit. Von besonderem Werte sind dann noch des Verfassers Ausführungen über den Absatz unserer Produkte im Inlande und die Kennzeichnung Deutschlands in der Wirtschaftskonkurrenz der Weltländer mit den Perspektiven künftigen Zusammenrückens großer Weltwirtschaftsgebiete, z. B. England-Amerika und Deutschland-Österreich-Rußland. Da ohne die Kenntnis der handelspolitischen Vorgänge auf dem Weltmarkte kein klares Verständnis der politischen Weltlage mehr möglich ist, erübrigt sich eine Empfehlung des vorliegenden Werkchens.

Industrie, Handel und Landwirtschaft sind die Kernbestandteile der deutschen Volkswirtschaft. In zwei Heften sind nun vom Volksverein Vorträge über „**Die Landwirtschaft**“ gesammelt worden, welche sich mit der Geschichte, Organisation und den Betriebsfragen der Landwirtschaft befassen (ebenda 1911. 128 und 110 S., à 1 M.). Von den verschiedenen Aufsätzen seien hervorgehoben die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft, die produktiven Leistungen der deutschen Landwirtschaft, das Genossenschafts- und Versicherungswesen in seinen einzelnen Teilen, die Vererbung, die Güterschlächterei, die Preisbildung landwirtschaftlicher Produkte, Kredit und Verschuldung in der Landwirtschaft. Die Aufsätze, die vortrefflich zu Vortragszwecken benützt werden können, zeichnen sich durch fortschrittliche Ideen, große Sachkenntnis und anziehende Darstellungsweise aus und geben auf alle Fragen der Landwirtschaftspolitik hinreichende Auskunft.

Ein vorzügliches praktisches Lehr und Lesebuch ist der „**Handwerkerkompaß**“, der, wie schon sein Name besagt, auf alle wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen Fragen des Handwerkerlebens knapp und zureichend Antwort erteilen will (ebenda 1911. 8°, 304 S., geb. 75 Pf.). Der Kompaß hat ein handliches Format, ist auf gutes Papier gedruckt und hebt durch Fettdruck alle Stichworte recht übersichtlich vom Text ab, so daß seine Benützung sich bequem und praktisch gestalten läßt. Der Handwerker findet Aufschluß über die Art seiner Geschäftsführung, über sein Schreibwerk, wie man ein Geschäft eröffnet, wie man ein Lehrlingszeugnis ausstellt, wie ein Wechsel, ein Scheck ausschaut usw. Fragen des Handwerkerrechts, Genossenschaften, Versicherungen, Bildungswesen im Handwerk kommen in allen Einzelteilen zur Beantwortung. Auch die ethischen Momente im Leben des jungen Handwerkers, Religion, blauer Montag, Sozialdemokratie usw. sind in warmherziger Weise hervorgehoben. In Gesellenvereinsbibliotheken und in den Händen aller Handwerker darf das wertvolle und billige Werkchen nicht fehlen; es wird überall reichen Segen stiften.

Dem Wandern mit seinen sozialen Begleiterscheinungen sind vom Volksverein drei Schriften gewidmet. In dem 12. Hefte der Sozialen Tagesfragen behandelt Armensekretär J. Weydmann in sachkundigster Weise die „**Wanderarmenfürsorge in Deutschland**“ (ebenda 1908. 104 S., 85 Pf.). Der Verfasser geht von der Reformbedürftigkeit der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen aus, zeigt die soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung des Wanderns und schildert dann die getroffenen Maßnahmen, wie Wanderarbeitsstätten, Arbeiterkolonien, das Herbergswesen, Gewerkschaftshäuser, Gesellenvereine, und gibt im Anhang Statuten, Wanderordnungen usw. bekannt. Der Generalpräses Msgr. Schweitzer befaßt sich in seiner Schrift „**Hospize und Ledigenheime der katholischen Gesellenvereine**“ mit der Unterbringung erwerbstätiger lediger Personen, wie sie die katholischen Gesellenvereine in den sechs Jahrzehnten ihres Bestehens verwirklicht haben (ebenda 1911. Mit 55 Abbildungen, 116 S., 1,80 M.). Die zahlreichen Grundrisse und Abbildungen bieten vortreffliche Anhaltspunkte bei Bauprojekten für geistliche Vereinsleiter, Architekten und Bauämter. Auch für die Verwaltung der Gesellenhospize leistet das Buch gute Dienste. Das Problem der „**Fürsorge für die Abwanderer vom Lande**“ wird in Heft 31 der Sozialen Tagesfragen behandelt (ebd. 1911. 2. Aufl., 48 S., 60 Pf.). Die Flucht vom Lande in die Großstädte ist mit großen religiösen und sozialen Gefahren für die Abwanderer verbunden. Wir finden hier die Mittel der Fürsorge in praktischer Erprobung im allgemeinen und die Schutzmaßnahmen für die abwandernde weibliche Jugend im besonderen angegeben. Die drei genannten

Schriften sind infolge ihrer aus dem praktischen Leben geschöpften Erfahrungen für das Wanderungsproblem überaus wertvoll.

Um dem Volke mit guten, brauchbaren Ratschlägen in bezug auf Gesundheitspflege, Volkssittlichkeit, Naturschutz und Heimatpflege und tausend andere wichtige Dinge des Lebens praktisch unter die Arme zu greifen, gibt der Volksverein sehr instruktive Heftchen aus, welche nun in einem Bändchen vereinigt als **‚Gesammelte gemeinnützige Volksbibliothek'** vorliegen (ebenda 1910. 50 Pf.). Der Inhalt der einzelnen Nummern, die um 5 Pfennige verkauft werden und daher in großen Massen abgesetzt werden können, ist sehr instruktiv, und für die Volkserziehung von großem Belange. Besondere Beachtung findet der ‚Unterricht in der Samariterhandfertigkeit', wo in Wort und Bild praktische Anleitungen über Herstellung von Lagerungsapparaten, Krankentransportmitteln, von Gegenständen der Krankenpflege gegeben werden. Wie man alte Erbstücke pflegt, wozu man ein Dorfmuseum anlegen soll, wie man alte Trachten erhält, wie man die Sittlichkeit des Volkes schützt, über solche und noch viele andere Fragen findet man in dem ausgezeichneten Volksbüchlein Antwort.

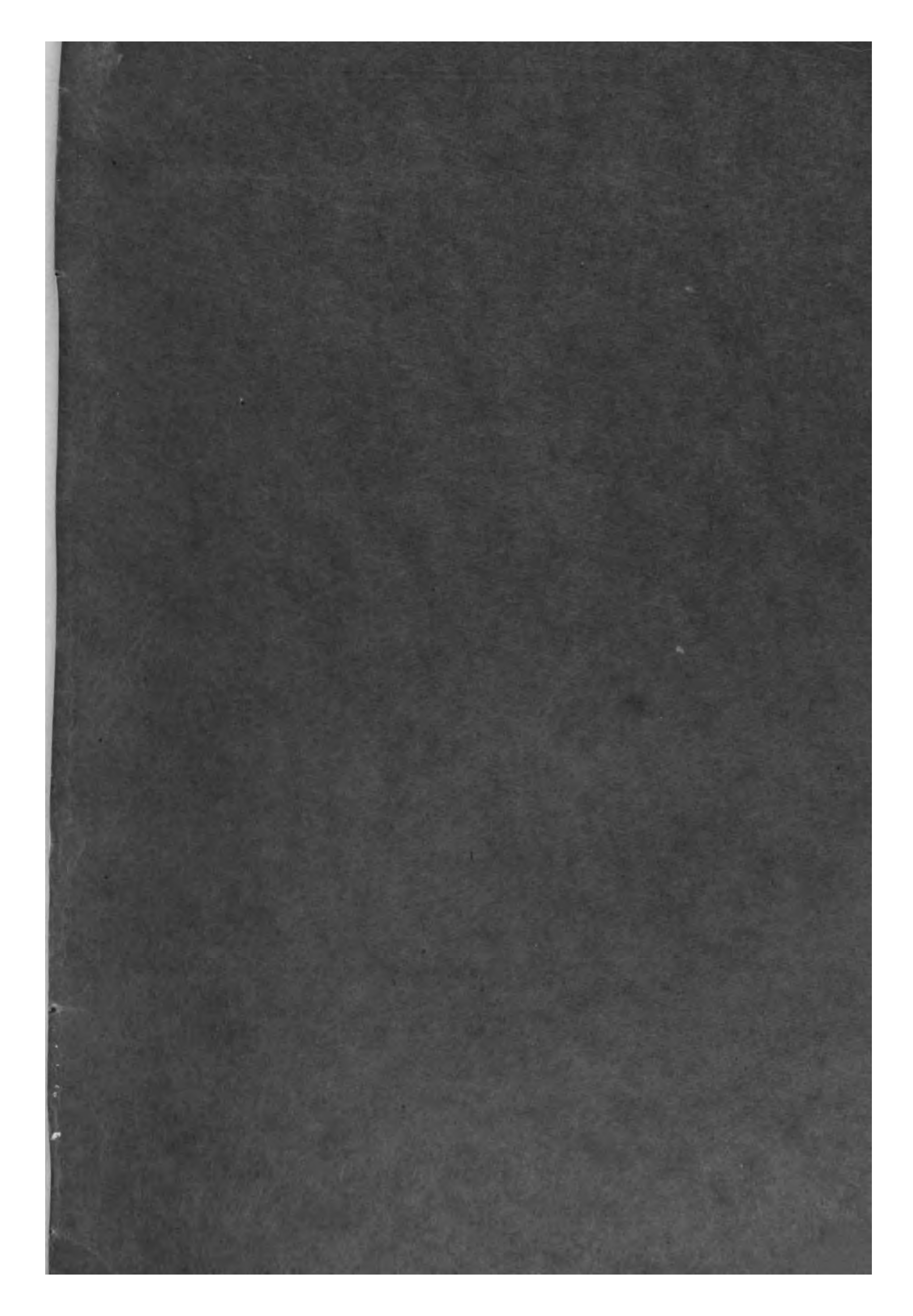
Pfarrer Dr. Eduard Cruchen leitet seit einigen Jahren in einem ländlichen Industriedorf des Rheinlandes eine freie Mädchenfortbildungsschule, die sich in Regierungs- und Erzieherkreisen hohen Interesses erfreut. Auf Grund seiner Erfahrungen gibt er nun ein Buch heraus, welches **‚Stoff und Methode der Lebenskunde für Schulentlassene'** betitelt ist und das wegen seines großen pädagogischen Gehaltes bereits in 2. Auflage vorliegt (ebenda 1911. 171 S., 1 M.). Mit der alten Schablone der Erziehung hat Cruchen gebrochen, sein System kennt nur die vier Fächer: Haushaltungskunde, Wirtschaftlichkeitslehre, Gesundheitspflege und Lebenskunde. Von der letzteren handelt sein Buch, das die Foersterschen pädagogischen Lehren in konkrete Formen umgießt. Tiefes psychologisches Verständnis und die Gabe, einen Gegenstand in einfacher, leichtverständlicher und logischer Weise darzustellen, zeichnen den Verfasser aus, der in pädagogischen Kreisen mit seiner Lebenskunde Aufsehen erregt hat.

Zum Schluß sei noch das schöne apologetische Buch von Prof. Dr. Mausbach angeführt: **‚Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf'**, welches bereits in 4.—7. verbesserter Auflage vorliegt (ebenda 1910. 120 S., 1 M.). Man hat von der Frauenverachtung der Kirchenväter gesprochen. An einem konkreten Beispiele zeigt Mausbach, wie hoch und edel der hl. Ambrosius von Mailand über Beruf und Würde der Frau dachte. Unsere modernen Frauenrechtlerinnen und Ehetheoretiker sprechen der Beschränkung der Kinderzahl das Wort, greifen den Zölibat an, verteidigen die uneheliche Mutterschaft, schwärmen für Ehescheidung und haben von der Liebe freie Ansichten! Diesen Anschauungen gegenüber zeichnet Mausbach das christliche Liebesprinzip und weist den Frauen ihren Beruf in und außer der Ehe, indem er namentlich die irrigen Anschauungen Ellen Keys in scharfer Logik und gemessen an dem Ideal des Christentums zerbricht. Die leuchtenden Gedanken, die edle, feine Sprache des Verfassers, der interessante Gegenstand werden dem beachtenswerten Buche auch in Zukunft noch viele dankbare Leser zuführen.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von J. Vermeer van Delft sind in dem Aufsatz über den Künstler gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Franz Hecker/Landstraße





Neunter Jahrgang Juli 1912

Um die Seele des Großstadtmenschen
Von Hermann Platz

„Eine Wohltat ist es, wenn jemand eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben wächst er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken umfangen ihn die natürlichen Verhältnisse. Er hat festen Boden unter seinen Füßen. Nur in den großstädtischen Gemeinwesen des früheren Altertums und des Mittelalters konnte dies statt haben. Vorzüglich den niederen Volksklassen wäre ein ähnlicher Einfluß noch heute zu gönnen Sie bedürfen einer geistigen Atmosphäre, die sie unbewußt einatmen und aufnehmen; und es ließe sich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höheren Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen so nahe steht, mit geistigen Stoffen zu durchdringen vermöchte.'*

Jeder vierte bis fünfte Deutsche ist heute Großstädter. Der eine ist in der Großstadt geboren und betrachtet sie als seine Heimat, der andere ist vom Schicksal hinein verschlagen worden. Und selbst die, die abseits von ihr wohnen, kämpfen mit den Schatten, die sie in die fernsten Winkel unseres Vaterlandes wirft, oder sehnen sich hinaus aus der erlebnisarmen Stille in die Kulturwunder des ‚steinernen Meeres'**. Ob wir sie nun lieben oder hassen, ob wir mit ihr oder gegen sie arbeiten, eines müssen wir alle, uns mit ihr und ihrer Eigenart auseinandersetzen. Sie ist zu herausfordernd in ihrem Sein,

* L. v. Ranke: Hist. biogr. Studien. Werke XLI. 145.

** Titel einer Sammlung Großstadtgedichte, hrsg. von Moegelin und Hübner, Berlin, Hilfeverlag.

zu wichtig, zu bedeutungsvoll, zu überragend in ihrem Schaffen, als daß wir ihr nicht Rede stehen müßten. Nur unverbesserliche Träumer, nur unbedachte Genußmenschen können an diesen keuchenden Arbeitskolossen vorbeileben, in denen der Seherblick eines echten Dichters, auf engstem Raume zusammengedrängt, alle Tiefen der Menschheit ahnend streifen, aber auch alle Höhen staunend bewundern könnte, die ihm den Stoff zu einer neuen ‚Göttlichen Komödie' gäben. Wer die Seelenpein des tiefsten Höllenpfuhles ermessen will, braucht nur hinter manche zerfurchte Großstadtgesichter zu schauen. Wie durch ihr Fegfeuer schleppt sich eine dumpfe Masse Gutgewillter durch die leidvolle Unrast des auf- und niederwogenden Großstadtlebens. Hier und da, im ganzen häufiger als anderswo, erhascht der suchende Blick selige Augen, die den Himmel Gottes schon in sich tragen, da sie das Babel der bequemen Schelter zum Arbeitsfeld ihrer brennenden Liebe gemacht haben.

Ehe wir jedoch den Kampf, den die Kultur der Gegenwart um die Seele des Großstadtmenschen zu liefern hat, näher ins Auge fassen können, müssen wir zunächst die Nationalökonomie und ihre Schwester, die Statistik, fragen, wie die modernen Großstädte entstanden sind und welche Rolle sie im Gesamtleben des Volkes spielen*.

Die Großstadt, d. h. ein Wohnplatz von mehr als 100 000 Einwohnern, ist durchaus modernen Ursprungs. Weder die Großstädte des Altertums, wie etwa Babylon, Tyrus, Athen, Rom u. a., noch die mittelalterlichen Städte gleichen dem, was wir heute damit bezeichnen. Die moderne, aus Großindustrie und Welthandel emporgewachsene Großstadt hat in dem industriereichen, Welthandel treibenden, meerbeherrschenden England ihre Wiege. Sie mußte auch in Deutschland häufiger werden von dem Tage an, wo wir uns mehr und mehr der Industrie zuwandten, wo wir uns mit den Erzeugnissen dieser expansiv gerichteten Industrie auf den Weltmarkt warfen, weil die heimatlichen Absatzgebiete zu den neuen Produktionsmöglichkeiten in gar keinem Verhältnis standen. Die wachsende Beherrschung der Naturkräfte, der Unternehmungsgeist, der nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 aufflammte, die fünf Milliarden Kriegsentschädigung, die den deutschen Geldmarkt befruchteten, all das erklärt die ungeheuere Bevölkerungszunahme, die, wie wir gleich sehen werden, in den ins Phantastische gewachsenen Großstädten ihren sinnfälligen Ausdruck gefunden hat. ‚Man drängt sich in der Großstadt zusammen, um sich besser in die Hände arbeiten zu können; wir haben im Wirtschaftsleben der Gegenwart eine wunderbare, weitverzweigte Arbeitsteilung, und diese Arbeitsteilung vermag besser zu funktionieren da, wo die Menschen zusammengedrängt sind, als da, wo sie zersplittert wohnen; in einer Großstadt ist deshalb die Warenerzeugung billiger, die Produktivität der Arbeit größer. Der Verbrauch ist in der Großstadt ein Massenverbrauch, der durch seine Gleichartigkeit und seine Mannigfaltigkeit viel billiger befriedigt werden kann als wie der individuelle Bedarf auf dem kleinen Lande und in den kleineren

* Ueber das Geschichtliche vgl. z. B. Reicke: Die Großstadt in ‚Die neue Rundschau' 1912, Bd. 1.

Städten. Damit mag es wohl auch zusammenhängen, daß in der Großstadt ein immer größerer Teil des nationalen Reichtums sich ansammelt und daß dorthin immer mehr die Leitung unserer heimischen Produktion verlegt wird.'*

Noch vor einem halben Jahrhundert zählte man in Deutschland nur sechs Städte mit 100 000 Einwohnern: Berlin, Hamburg, München, Breslau, Dresden und Köln; und nur Berlin hatte mehr als 200 000, nämlich 450 000. Heute haben wir ungefähr ein halbes Hundert. Kein anderer europäischer Staat weist eine gleiche Anzahl Großstädte auf.

Es hat sich in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Umschichtung der Bevölkerung in deutschen Landen vollzogen. ‚Der Zug nach der Großstadt' ist zum Schlagwort geworden, das den geheimnisvollen Zauber ausdrücken soll, den die moderne Großstadt mit all ihren Arbeits- und Genußmöglichkeiten, mit ihren Reizen im Guten und Schlechten auf die Landbewohner und Kleinstädter ausübt. Je größer die Stadt, desto größer die Zunahme. Während im Jahre 1871 18,65 Millionen Angehörige der Landwirtschaft oder 47,3 Prozent der Gesamtbevölkerung Deutschlands gezählt wurden, waren es im Jahre 1907 nur noch 17,68 Millionen oder 28,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die ganze Volksvermehrung in den letzten vierzig Jahren, die ungefähr 25 Millionen beträgt, ist der Industrie und dem Handel, also zumeist der Großstadt, zugeflossen**.

Aus dem Zusammenströmen all dieser Menschenmassen in den Großstädten mußte sich nun eine Fülle neuer Probleme wirtschaftlicher, sozialer, technischer, kommunal-politischer Natur ergeben. Und an diese Probleme und die tausendfältigen Abwandlungen, die sie in Zeitung und Buch, in öffentlicher und privater Rede erfahren, denken wir wohl zuerst, wenn wir unser Augenmerk auf die Großstadt richten.

Aber die Großstadt packt die Menschen nicht bloß von außen, indem sie ihnen z. B. niegekannte Möglichkeiten des Emporkommens und Genießens bietet, indem sie ihnen aber auch unbarmherzig so manches versagt, was sie auf dem Lande mit gedankenloser Selbstverständlichkeit genossen; sie reckt immer drohender ihre Fangarme nach unserer Kultur selbst, sie greift tief hinein in die Seelen, deren Schicksalsgestaltung sie in die Hand genommen hat, sie schafft sie um und weckt neue Gefühle und Stimmungen, die als Niederschlag der neuen Eindrücke und Erlebnisse fortan die Eigenart des Großstädters ausmachen. Karl Scheffler schreibt den lapidaren Satz: ‚Deutschland wird immer mehr zu einem Lande der Großstadtgesinnung***, und Lamprecht spricht ‚von einer Verstadtlichung wie unserer gesamten Kultur, so auch unserer ganzen sozialen Entwicklung'†.

Jeder, der sich versenkt in die Problemfülle, die mit der modernen Großstadt erwachsen ist, wird in der Tiefe die Wogen der Verständnislosigkeit und des Hasses rauschen hören, die gischtsprühend an die Kulturformen, in denen wir

* Weber: Die Großstadt und ihre sozialen Probleme, 1908, S. 8.

** Dr. Frenay: Der Zug in die Großstadt rc., Göttingen 1910, S. 4.

*** Die Großstadt. Die neue Rundschau 1910, 3. Bd.

† Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. 1. Bd. S. 504.

alle groß geworden sind, herantosen. Wer zum ersten Male die dumpfe Wucht des Gegensatzes, der gerade in den Großstädten zwischen Bourgeoisie und Proletariat lebendig geworden ist, ermißt, wer sich weder durch Wohltätigkeitsbazare und Blumentage, in denen der soziale Geist ins Groteske verzerrt wird, noch durch die Fortschritte der Wissenschaft und der sozialen Gesetzgebung einlullen läßt, dessen Seele erstarrt ob all der Katastrophen, die unbedachter Genuß auf der einen, frevelhafte Verhetzung auf der anderen Seite der lebensfrohen, kultursicheren Menschheit von heute als Morgengabe geschenkt haben. Und nicht nur das. Die Seele selbst hat sich, des lauten Getriebes müde, in Dämmerschatten gehüllt. Hören wir einen Modernen: ‚Auf einer Flucht (vor der Großstadt) kam ich einst nach Maria Plain, unweit Salzburg. An der Kirche steht dort ein Kreuz, groß und schwer. Darauf ist geschrieben: Rette deine Seele. Es schrie mich an. Abendstille rings, Sonnenabschied auf den Fernen. Und dieser Adlerschrei: Seele? Wie das entwohnte Wort einem Großstädter seltsam klingt! — Was ist Seele? Wer hat Seele? Wer hat Zeit, Seele zu haben?‘*

Die Wissenschaft konstatiert die Tatsache, erklärt das Wesen, deutet die Zukunft der Großstadt; sie ersinnt Mittel über Mittel, um den düsteren Spuk, der ihre schönsten Siege verdunkelt, zu bannen. Das aber ist die Schicksalsfrage unserer Zeit: Wer schafft die verknüpfenden Gefühle und den großen Willen, die Brücken wieder aufzurichten zwischen den entfremdeten Gemütern unseres Volkes? Wer gibt ihm die Seele wieder, die es verloren hat? Wer macht die Sklaven wieder zu Herren ihrer Arbeit?

Allgemein darf wohl vorweggenommen werden, daß das Großstadtphänomen, das seither mehr auf dem Gebiet des Wirtschaftlichen und Technischen in das Bewußtsein der Zeitgenossen getreten ist, gegenwärtig seinen Einzug in die Ethik, die Pädagogik, die Kunst und die Pastoraltheologie hält, wo durch neuorientierte Seelenarbeit die Mißlichkeiten der Kulturlage ausgeglichen werden sollen.

Auch diesen Kulturnöten wird die Religion als erste und tatkräftigste Helferin nahen. Sie ist ja ihrem Wesen nach Seelenkultur. Wer hätte dem Haß eine gleich große Macht der Liebe, der Friedlosigkeit einen gleich seligen Frieden entgegenzusetzen als sie**.

Hat nun neben der Religion nicht auch die Kunst die Aufgabe, hier Helferdienste zu tun, sie, die prophetischen Geistes den Sinn des Seins zur Veranschaulichung und Gestaltung bringen will? Indem sie ihn über das Grobwirkliche, das Plattverständliche hinaus in die Dimensionen empfundener Schönheit, gefühlter Kraft, geahnter Einheit führt, kann sie da nicht vielleicht auch dem Großstädter ‚der dunkeln Gefühle Gewalt‘ wecken? Indem sie sich ergreifen

* Hermann Bahr: Der Betrieb der Großstadt in ‚Die neue Rundschau.‘ 1912. S. 703.

** Walter: Aberglaube und Seelsorge. Swoboda: Großstadtseelsorge. Veuillot: Apostolat social. Les Oeuvres du Rosaire au Faubourg de Plaisance. Paris, Lecoffre. Goyau: L'Evangélisation de Paris. Revue pratique d'Apologétique. 1. Dezember 1911.

läßt von den sozialen Wirklichkeiten, die in der Großstadt lebendig sind, indem sie die neuen Schönheiten empfindet und darstellt, indem sie Sinn und Ziel hineinbringt in die in Haß und Liebe durcheinanderwogenden Großstadtkräfte und all das Verworrene klärt, das Abgerissene wieder verknüpft, das Verdorrte in neues Erdreich pflanzt, wird sie da nicht der Religion schwesterliche Hilfe auf dem weiten Gebiete großstädtischer Seelenkultur leisten können?

Was hat denn nun z. B. die Dichtkunst, die uns doch wohl von allen Künsten am ehesten einen Einblick in das Wesen der Großstadt und die seelische Eigenart des Großstädters geben kann, bisher in dieser Hinsicht getan? Welche vorbildlichen Großstadterlebnisse haben unsere Dichter bis jetzt gehabt? Inwieweit können wir diese dichterisch ausgemünzten Erlebnisse zu Rate ziehen, wenn wir uns den Großstadtmenschen helfend nahen wollen?

Von unseren klassischen Dichtern freilich dürfen wir in dieser Hinsicht noch nichts erhoffen. Selbst ein Goethe war Kosmopolit, Kleinstädter und Individualist und daher nicht imstande, der Großstadt gerecht zu werden. ‚Bin Weltbewohner, bin Weimaraner.‘ Er war insofern ein Kind seiner Zeit.

Am 5. August 1778 schrieb er an Merk: ‚Auch in Berlin war ich im Frühjahr; ein ganz anderes Schauspiel! Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur drein wie das Kind im Schön-Raritätenkasten.‘ Er fügt zwar hinzu: ‚Aber Du weißt, wie ich im Anschau'n lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen.‘ Aber sein Bemühen ging nicht darauf aus, das Gebilde der großen Stadt und die Eigenart ihrer Bewohner um ihrer selbst willen zu erkennen; sein Blick war aufs Ganze gerichtet, die einzelne Stadt interessierte ihn so wenig wie der einzelne Staat. Sein Wirken als Dichter und Forscher galt ‚dem großen Weltreich der Kultur‘. Er haßte alles Enge, Kleinliche, Zufällige, Verworrene. Und so konstatierte er in Berlin, daß ‚die Welt des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welke‘; denn ‚je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander‘*. Außer Berlin, das damals ja noch keine eigentliche Großstadt war, hatte er noch Venedig und Rom gesehen. Aber in Rom beachtete er nur die antike Kunst und Kultur, und Venedig war ihm gerade als Großstadt, als gewissermaßen künstliches Produkt unheimlich.

Mehr schon waren einzelne Romantiker wie H. Heine und E. T. A. Hoffmann imstande, die Großstadt zu sehen und ihre Licht- und Schattenseiten dichterisch zu gestalten. Die Romantik wollte ja ‚fortschreitende Universalpoesie‘ sein, mehr und mehr sollte alles poetisch bearbeitet, aus der Prosa in das Reich der Poesie erhoben werden. Sie hat zuerst die neurasthenische ‚Platzfurcht‘ des 17. Jahrhunderts, dessen Poeten sich gänzlich aus dem Lärm der Straßen und Märkte in die idyllische Stille von Park und Dorf geflüchtet hatten, überwunden.** Jedoch erst der in Frankreich geborene Realismus, der

---

* Brief an Frau v. Stein vom 17. Mai 1778.

** Richard M. Meyer, Die Nation, XIX. Jahrg. (1901/02), S. 378. Vgl. auch Springer: Arbeiter und Kunst. Kap. II. Arbeiter und Dichtkunst.

in den Künstler Sachlichkeit, Objektivität pflanzen wollte, bereitete den Boden, auf dem eine Großstadtpoesie in größerem Umfang erblühen konnte. Mit der Romantik stellte der Realismus die Forderung auf, ‚die Dichtung solle ein treuer und schonungsloser Spiegel des wirklichen Lebens werden, solle auch nicht zurückschrecken, Sünde und Laster darzustellen, solle wie die Wirklichkeit Schönes und Häßliches, Anmutiges und Mißgestaltetes, Erhabenes und Groteskes, Gutes und Böses, Licht und Schatten mischen.‘ Er sucht seine Gegenstände aber nicht wie die Romantik mit Vorliebe in Vergangenheit und Legende. Ihn reizt nicht die Phantastik der Engel- und Riesenwelt. Balzac, der Vater des Realismus, will die Menschen und Verhältnisse seiner Zeit schildern. Darum treibt er sich in der Vorstadt von Paris umher, um die Bewohner und ihr Leben kennen zu lernen. ‚Da ich ebenso schlecht gekleidet war wie die Arbeiter‘, so schreibt er, ‚und gleichgültig gegen alles Äußere, scheute sich niemand vor mir. Ich konnte mich dazugesellen, wo sie gruppenweise zusammenstanden, und ihre Streitigkeiten oder friedlichen Händel mit anhören. . . . Ohne die Körper zu übersehen, schaute ich zugleich tief in die Seelen.‘ ‚Indem ich diesen Leuten zuhörte, wurde ihr Leben ganz das meinige; ich fühlte ihre Lumpen um meine Glieder schlottern und ihre zerrissenen Stiefel an meinen Füßen schlampen. Ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihr ganzes Wesen floß über in mein Wesen, wie meines in das ihrige. . . . Ich ereiferte mich mit ihnen gegen den Werkmeister der Fabrik, der sie tyrannisierte. Mich selbst zu verlassen und ein anderer zu werden, war ein Spiel, das ich so oft wiederholen konnte, als ich nur wollte, und das damals meine wichtigste Zerstreuung bildete.‘*

In Zola fand der französische Realismus seinen bekanntesten, aber auch angefeindetsten Vertreter. Im Kampf um Zola wuchsen auch dem deutschen Realismus die Flügel, als es galt, der schönheitsseligen Kunst eines Heyse entgegenzutreten und den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben um jeden Preis wiederherzustellen. Schon vorher hatten ja Bismarck in der Staatskunst, Menzel in der Malerei, Richard Wagner in Musik und Musikdrama derselben Grundtendenz gehuldigt. Doch die geistige Auseinandersetzung der Dichter mit der Großstadt konnte sich nur unter beständigen Kämpfen um die Daseinsberechtigung der Großstadtpoesie vollziehen. Wäre sofort ein Genie auf den Plan getreten, das uns Höchstleistungen geschenkt hätte, dann wären mit der Enthüllung des tiefsten Sinns der Großstadtprobleme und mit ihrer vollendeten Gestaltung auch die Stimmen der Gegner zum Schweigen gekommen.

So aber waren die Entdecker der Großstadtpoesie Dichter, denen der reine Blick, der Zug ins Baumeisterliche fehlte. Sie sahen, wie die Mehrzahl der Menschen, zunächst mehr das Einzelne, das Kleine und Kleinste, das Unwesentliche und Vorübergehende, auf das sie dann mit epischem Behagen eingingen, das sie in falsche Zusammenhänge rückten und so verzerrten. Kaleidoskopartig folgten in ihren Seelen Eindrücke und Erlebnisse aufeinander. Die Kraft, sie zu harmonischem Gesamtbild zu vereinigen, fehlte. Anekdotische Einzelheiten,

---

* Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, 1911, S. 10 ff. Diesem trefflichen Buche verdanke ich wertvolle Anregungen.

charakteristische Eckchen, ernste und heitere Szenen, die der Großstadt eigenes Gepräge leihen, Armeleutegeschichten und tausend Schattenseiten, die das weichliche Zeitempfinden in passives Mitleid versetzten, all das wurde demgemäß zuerst gesehen und dichterisch verwertet. Der an einem Toreingang stehende schmächtige Tirolerknabe, der — die Sehnsucht nach südlicher Sonne im Herzen — in kaltem nordischem Nebelland ,'eiße Maroni' verkaufen möchte, während die vorbeiflutende Menge ihn kaum eines Blickes würdigt*; das kleine Mädchen, das den erblindeten Vater durch die Fährlichkeiten der wimmelnden Straße geleitet mit der dem Fremden so unverständlichen Sicherheit und Furchtlosigkeit, die nur die Großstadt ihren Kindern anerziehen kann; der Leiermann auf dem Hofe der Mietskaserne, der mit dem Schunkelwalzer zwanzig Familien und mehr in Aufruhr versetzt, so daß es über die blassen, ernsten Gesichter wie Freude und neuer Lebensmut dahinhuscht, so daß der in dumpfer Arbeit versunkene Schreiber die kritzelnde Feder fallen und seinen Blick über die Wolken hinweg in ideale Fernen schweifen läßt**.

Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,
so lausche dem Ratzen der Minen,
so meide das schläfrige, tändelnde Ried
und folge dem Gang der Maschinen;
beachte den Funken im singenden Draht,
des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad, —
und weiter, — o beuge dich nieder
zum Herzen der Armen mitleidig und mild,
und was es dir zitternd und weinend enthüllt,
ersteh' es in Tönen dir wieder!

So verstand G. Hauptmann seinen Dichterberuf. Und wie er, dichten und dichteten mit mehr oder weniger Begabung Henckell, Mackay, Stern u. a. Wenn wir aber hören, wie Gerhart Hauptmann nach zwanzig Jahren die Großstadt empfindet, dann verstehen wir es, wie schwer es ist, der Dichter dieser neuen Welt zu werden.

Durch abgelegene Gassen muß ich schleichen,
in Keller kriechen, die nach Fusel duften,
muß Speise schlingen, die mich ekelt, muß
Gestank, verdorbene Dünste in mich atmen.
Dort, wo die Pest des Lasters ewig frißt,
Verworfenheit Gott schändet, wo der Mensch,
ein viehisch Zerrbild, sich im Schlamme wälzt,
ist meine Wohnung, dorthin führt mein Weg.
. . . . . Ein Labyrinth
umgibt mich diese Stadt, darin ich nun —
seit zwanzig schweren, leeren Jahren irre.
Die Gänge sind von scharfem Qualm erfüllt;
hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht.

* Vgl. das Gedicht von H. v. Reder: Unterm Torweg.

** Vgl. das Gedicht von H. Seidel: Die Musik der armen Leute.

Hier sind der Schrei der Lust, der Schrei des Wehs
zwei Brüder: Zwillingsbrüder! Mehr als das:
Ganz eins sind beide, unzertrennlich eins,
und immer gellt der eine, gleiche Schrei
gehetzter Kreatur! Schlaf ist nicht Schlaf!
Wachen nicht Wachen! Und der Friede ist
ein altes, totes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
und bring ihn mir! Vergebens gehst du aus:
Du wirst nicht auf dem Markte, nicht in den Gassen,
nicht in den Kirchen, noch in den Palästen
die weiße Taube finden, die du suchst.

Aus diesem Empfindungskomplex wurde nun die Reaktionsbewegung genährt, die Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen ‚Heimatkunst' entstand und die viel dazu beitrug, den Naturalismus zu echteren Kunstformen zurückzubilden. Männer wie Lienhard hatten gewiß nicht so ganz unrecht, wenn sie behaupteten, die Großstadtdichtung, wie sie bisher sich breitmache, stamme aus einer kümmerlichen Welt, wurzle in Tiefenstimmungen, ob sie sozial oder pathologisch, naturalistisch oder symbolisch sei. Indem er fortfährt, sie schaffe mit ihren psychologischen und psychiatrischen Wunderlichkeiten für ein ‚Raritätenkabinett', bezeichnet er die Großstadtliteratur genau so wie Goethe das Berlin seiner Zeit. Die Heimatkunst darf dabei freilich nicht vergessen, daß der Naturalismus ihr den besten Dienst erwiesen hat, indem er sie lehrte, das Leben des Volkes um seiner selbst willen zu beobachten und darzustellen, überzeugt, ‚daß nicht blinde, sondern sehende Liebe das Höchste sei'. Und auch das muß die Heimatkunst anerkennen, daß die Wendung der europäischen Kulturwelt vom Individualismus zu sozialem Empfinden zuerst in der Großstadt, in der auf engem Raume, unter schwer ringenden Menschen Sympathie mit menschlichen Nöten so unglaublich leicht wächst und zugreifend hilft, Gestalt gewinnen mußte. Daß dieses soziale Empfinden aber so oft nicht rein zum Ausdruck kam, sondern zu tendenziösem Schreien wurde, daß man in taumelnder Weltverbrüderungsstimmung Genüge fand, anstatt aus der sicheren Anschauung der Großstadtwirklichkeiten die Kräfte lebendig werden zu lassen, die der inneren Erneuerung der Großstadtkultur dienen konnten, das mag wohl darin liegen, daß der Künstler in der Großstadt so leicht zum Literaten verkümmert. Wie viele verloren sich in der glänzenden Welt der Gesellschaft oder in der zweifelhaften der Straße! Anderen hat das psychologische Experimentieren, anderen ihre formalistische Kunstauffassung den Weg zu echter Großstadtpoesie versperrt. Und deren gibt es heute genug, die durch ihre Kunst so ausgehöhlt wurden, daß sie ‚auch zu einem echten Gefühl, zu einer redlichen Hingabe unfähig' sind. Wem die Welt nur Stoff ist, um Sätze daraus zu formen (Heinrich Mann), wer dem Leben des Volkes so fern steht, daß für ihn der einsame Schönheitssucher mehr leidet als der hungrige Arme (Stefan George), wer behaupten kann: ‚Ich und diese Leute vom Volke . . . wir haben einander nichts zu sagen,' der

hat in der Tat die tiefsten Notwendigkeiten des modernen Lebens nicht empfunden, der wird, auch wenn er noch so schöne Großstadtgedichte verfaßt, niemals nur einen Tropfen Öl in das Meer von Großstadtleiden gießen können.

Es mag ja technisch ein reizvolles Problem sein, das der Charondichter Otto zur Linde sich gestellt hat, die rhythmischen Energien des Großstadtlebens in Einzelheit und Massenbewegung dichterisch zu gestalten. Dazu muß er ganz aufgehen in die ihn umgebende Wirklichkeit:

Ich will kein Segel, zu fliegen hoch über Köpfen der Menschen,
Keinen versenkten Fels mehr der Sorge und tiefen Not,
Ich will nicht ausfahren an die endlosen Ufer,
Beiseit zu stehen in ratloser Einsamkeit;
Ich will sein inmitten: da braust es so still und so stet . . .

Eine Wortkunst, in der die Eigenbewegung der Dinge sich restlos ‚ausbalancieren' soll, macht aber den Menschen zum Sklaven der Großstadtwelt, der höchstens bedauern kann, daß ‚der stein- und stadtbeengte Dichter an seinem Straßenfenster' kein rhythmisches Empfinden hat ‚von der asthmatischen Höhldämmernot eines viereckigen Turmschachtes der Wohnungen rund um den dritten Hof'*.

Gewiß hatte man durch das liebevolle Eingehen auf die Zuständlichkeiten der Großstadt das Beste gewonnen, was sich im Zeitbewußtsein wieder durchzuringen begann, ich meine das Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit der Gebildeten dem Volke gegenüber. Aber dieses Gefühl bedurfte eines neuen Gehaltes, um zur lebenspendenden Kraftquelle zu werden. Aus passivem Mitleiden mußte aktives Mitschaffen werden. Der Dichter mußte nicht bloß dem Empfindenden, sondern auch dem Handelnden etwas zu sagen haben.

Wie lange mußte die majestätische Schönheit der Alpen warten, bis die Menschen reif wurden, sie zu sehen und zu empfinden. Wir hören von berühmten Künstlern, die noch vor 300 Jahren durch die Schweiz nach Italien zogen, ohne auch nur mit einem Worte des Zaubers der Hochgebirgswelt zu gedenken. Im Kunstempfinden der Zeit lebte eben noch das flache Landschaftsideal. So dürfen wir uns nicht wundern, daß auch die moderne Großstadt, die ihr Urbild in dem volk- und kunstreichen Venedig des 16. und 17. Jahrhunderts hat, noch immer auf ihren Dichter wartet und daß das, was bis jetzt geleistet ist, kaum mehr als einleitende Akkorde sind.

Noch immer folgte auf die epische Freude am Kleinen die lyrische Gefühlskonzentration auf das Wesentliche und Charakteristische. Der echte Künstler mußte danach streben, alle Weltverbesserungspläne und allen Parteigeist, kurz alles, was nur umgeworfener Gewandung glich, abzulegen. Tiefinneres Erleben der Großstadtprobleme, die gefühlsmäßige Erfassung und Harmonisierung der neuen Kräfte und Werte mußten ihm innere Notwendigkeiten werden. Er mochte mit Fontane der Überzeugung sein, daß ‚nicht alles, was des Ausgetragenwerdens bedarf', in der Großstadt gedeihen kann. Aber der zermürbende Pessimismus, der aus der Beschäftigung mit dem Allzukleinen, dem Vielzu-

* Gesammelte Werke III. (1911). Stadt und Landschaft S. 9.

engen quillt, muß überwunden werden. Wer diesem Riesengebilde von Menschenhand helfend nahen will, muß sich zuerst den Glauben und die Hoffnung in die Seele gepflanzt haben. Dem echten Großstadtdichter muß dieses Neuland Heimat, süße Heimat sein, die er liebt troß der Niederlagen, die es ihm bereitete, troß der Wunden, die es ihm schlug. Er mußte hart sein gegen sich. Er muß den Asketenmut besitzen, der satten Welt, der er vielleicht angehört, dem Individualismus ‚einer in Sport und Liebhaberei ausartenden Einsamtätigkeit'* zu entsagen, über die Häßlichkeiten der Großstadt hinwegzuschreiten und das Chaos zum Kosmos zu gestalten suchen. Denn es wird ihm wahrscheinlich nicht sofort gelingen, sie mit den Augen Endells, des Entdeckers der Großstadtschönheiten, zu sehen und zu empfinden als ‚ein Wunder an Schönheit und Poesie, ein Märchen bunter, farbiger, vielgestaltiger als irgend eines, das je ein Dichter erzählte, eine Heimat, eine Mutter, die täglich überreich, ja verschwenderisch ihre Kinder mit immer neuem Glück überschüttet'**. Er muß sein ästhetisches Ideal zugunsten der neuen Wirklichkeit korrigieren. Er darf nicht durch Flucht zur Wald- und Wiesenpoesie sich der Aufgabe entziehen, die die Zeit ihm zugeschoben hat, all den Unzähligen, die an die Großstadt festgeschmiedet sind, und den wenigen, die um die Seelen der Großstadtmenschen ringen, ein Pfadfinder zu verborgener Schönheit und so ein Bringer neuer Kraft zu werden. Welchen hochsinnigen Künstler und Menschen müßte diese Aufgabe nicht mehr reizen, als die imaginäre, die wechselnden Erlebnisse der Liebe und die naturseligen Stimmungen der Maienzeit in immer neue Worte und Bilder zu fassen? Wer freilich so an den Genuß verloren ist, wen die Großstadt so dekadent gemacht hat, daß er mit Schnitzlers ‚Anatol' sagt: ‚Ich fühle, wie viel mir verloren ginge, wenn ich mich eines schönen Tages „stark" fände. . . . Es gibt so viele Krankheiten und nur eine Gesundheit —! . . . Man muß immer genau so gesund wie die andern, — man kann aber ganz anders krank sein wie jeder andere,' der wird, auch wenn er aus Modesucht soziale Dramen schreibt, doch niemals seine Seele mit der des Volkes verschwistert fühlen. Aber es genügt nicht, daß der Dichter und wir durch und mit ihm die objektive Schönheit der Großstadt als Arbeitswesen, ihrer menschlichen Ordnungen und all der unzähligen durch Nebel, Luft, Regen, Dämmerung hervorgebrachten Veränderungen empfinden. Obwohl wir schon etwas gewonnen haben, wenn wir die Großstadtmenschen lehren können, ihre Stadt erst einmal wirklich zu sehen und daraus so viel Freude, so viel Kraft, als eben möglich ist, zu schöpfen, sei es, absolut genommen, so wenig als es immer mag (Endell).

Es gilt, die erhabene Schönheit der ringenden Seelen zu fühlen, die troß zehnstündiger Fabrikarbeit noch die sittliche Kraft haben, ihrer Sehnsucht nach Wissen, nach religiöser Vervollkommnung, nach selbstloser Hingabe an Allgemeininteressen durch Taten Ausdruck zu verleihen***. Du meinst, das seien Aus-

* Lambrecht ebd. S. 169.

** Vgl. Endell: Die Schönheit der großen Stadt, Stuttgart.

*** Allgemeines ‚Zur Psychologie der Großstadt' siehe z. B. bei Reinhold Seeberg in: Arbeit für Großstadt und Land, Berlin 1911, S. 22—63.

nahmen. Hast du dich denn je bemüht, sie kennen zu lernen und zu zählen? Du glaubst es, weil es dir so paßt. Ganz anders sprechen die, die das Volk kennen und lieben. Sie sehen da mit Classen aus der Tiefe gesunde Kraft wachsen und sprießen und die Natur mit hunderttausend frischen, reinen Blättern und Blüten grüßen. Sie wissen Wunder zu erzählen von der religiösen Sehnsucht da unten. ‚Es ist wunderbar, wie reich die Seelenernte auf jenen hoch eingemauerten Straßen, wo man glaubt, in einem Gefängnishof zu sein, und wo das Ohr von dem Getöse weltlicher Arbeit wie betäubt ist. Das kommt wohl daher, weil dort, wo das Leben so dunkel und beschwerlich ist, die Verheißungen um so süßer sind und weil die Seele um so hungriger wird, wenn es dem Körper schlecht geht.‘* Auf Grund eingehender Studien gibt Goyau demselben Optimismus hinsichtlich der Höhensehnsucht und Erziehbarkeit des Vorstadtmenschen Ausdruck, wenn er schreibt: ‚Während auf dem Lande die im Laufe der Jahrhunderte langsam fertig gewordenen Kirchen über richtige Geisteswüsten ein Szepter schwingen, das schon halb ihrer Hand entfallen ist, findet man in den Pariser Vororten Volksmassen, die die neue Kirche erwarten, die ungeduldig nach ihr ausschauen, die würdig sind, sie zu bekommen, Christengemeinden, die gebildet sind, ehe sie untergebracht werden können, Innenleben, die aufblühen, die sich entwickeln, sich aneinander wärmen, in Christus brüderlich verkehren, ja die schon Christus in ihrer Mitte haben, ehe in dem Viertel, das sie bewohnen, ein Heiligtum ersteht.‘**

Und wenn die Anzeichen nicht trügen, geht auch die Tendenz der großgewerblichen Entwicklung der Gegenwart dahin, bei der Stoffverarbeitung menschliche Muskelkraft möglichst wenig zu benutzen, dagegen menschliche Denkkraft zu einsichtiger Triebwerkbedienung in erhöhtem Maße zu verwenden. ‚Mit dieser Umwandlung der Kraftverwertung wird vermutlich die auf die Menge ungelernter Arbeiter vorwiegend sich stützende sozialdemokratische Bewegung ebenfalls in neue Bahnen gelenkt.‘*** So wird vielleicht die natürliche Entwicklung der Dinge schon dazu beitragen, das handarbeitende Volk, dem seine Großstadtheimat eine gewisse geistige Wachheit als natürliche Gabe mit auf den Lebensweg gibt, immer mehr der Dumpfheit des animalischen Lebens zu entreißen und für Höheres empfänglich zu machen.

Aber wir müssen den Rahmen dessen, was im Vorstadtvolk erhaben, liebenswert und darstellbar ist, was empfunden und bekannt gemacht zu werden verdient, damit immer mehr verknüpfende Gefühle auf dem Boden bewußt gleicher Menschlichkeit entstehen und die Aussichten im Kampf um die Großstadtseelen immer besser werden, noch weiter spannen.

‚Geht hin auf die Straßen und Gassen der Stadt und führt herein Arme und Krüppel, Lahme und Blinde‘ (Lukas XIV, 21). So möchte man dem Dichter zurufen. Zwingt euch keine ästhetischen Regeln auf, die sie aus dem Reiche der Kunst verbannen. Sonst kann es euch passieren, daß auch eure Religion und Philosophie nichts von ihnen weiß. Alle Achtung vor der gött-

* George Elliot: Adam Bede, Alexandra Publishing Company, p. 99.
** L'Evangélisation de Paris. Rev. prat. d'Apologétique, t. XIII., p. 330.
*** Otto, Wandlungen des Maschinenzeitalters. Internat. Wochenschr. 1912, S. 788 ff.

lichen Schönheit der Form; aber laßt uns auch jene Schönheit lieben, die in keinem Geheimnis der Proportion, sondern in dem Geheimnis tiefer menschlicher Sympathie liegt (Elliot). Und in der Tat, wer nur einmal seine theoretische Voreingenommenheit abgelegt hat, wer mit Sympathie in das Vorstadtvolk hineinschaut, der wird staunen ob all der verborgenen Seelenschönheit, die da unbesungen dahinlebt. ‚Wenn wir lernen, Menschen unsere Freunde sein zu lassen, die mit uns nicht über den neuesten Roman sprechen können — wenn wir den Sonntag nicht an der See oder im Gebirge verbringen, sondern ihn teilen mit den Kindern unseres Volkes auf einem schlichten deutschen Wiesenrain — wenn wir unsere Winterabende nicht verbringen im Saal oder Salon, sondern am regnerischen Abend die enge Treppe zu unseren Freunden hinaufsteigen, die um den Küchentisch sitzen — dann wird der wahre Genius germanischer Kunst, der einst mit Rembrandt war, uns geleiten und uns die Seele in den Dingen sehen lehren. Wir erkennen ein neues Reich der Schönheit und lieben eine Welt, in deren häßliche Gebiete unsere Liebe zuerst nur mit zagen Schritten sich wagte.'*

Wir fühlen sodann die Allgewalt des Schmerzes, der in allen Ecken und Enden der Vorstadt kauert, wir ahnen all den Heldenmut, der da zwischen kahlen Wänden einsam verhaucht, der mit gebrochener Kraft sich auf die Arbeitsstätte schleppt, damit die Kinder nicht zu hungern brauchen, der an den Gittern eines engen, dumpfen Daseins sich die Hände wundreißt, um ans Licht zu kommen, der vergebens auf allen Wegen, die die Marktschreier ihm weisen, das Glück und den Frieden sucht und doch nicht aufhört, weiter zu suchen. Wir bedauern es, daß dem Schmerz hier eine so große Macht eingeräumt ist. Als Christen glauben wir aber, daß dieser Schmerz nicht sinn- und zwecklos ist. Wie tief hat Jean Lionnet die soziale Aufgabe des Dichters erfaßt, da er Christus dem armen Martyrer die Rolle des Schmerzes in der Welt erklären läßt, wie er die Seelen ohne ihr Wissen rette und mehr Eroberungen mache als die lärmenden Kämpfe der Prediger und Polemiker. ‚Die Gnade durcheilte die Stadt, in der du littest. Der Bischof murmelte überrascht und strahlend: „Welcher heilende Engel geht durch meine Diözese und pflanzt die Reue in die Herzen der Schlechten?" Der Engel warst du, der namenlose Dulder ... Heroisch und mild, von Liebe zueinander erfüllt, im Erobererschritt eilen sie dahin, die Apostel! Du siehst sie, nicht wahr, so zahlreich wie ehedem, all' die Verkünder Gottes? Mein Sohn, es sind deine Söhne.' Und wir können sicher sein, daß die bessere Zukunft, an die wir glauben, dem unendlichen Leide, das die entwurzelte Großstadtwelt heute duldet, mehr zu danken hat als den Reden der Reformer, die ihre Eintagsmittel an allen Wegkreuzungen anpreisen.

Wir aber, die wir mitten drin in der sozialen Großstadtarbeit stecken, wollen nicht aufhören zu hoffen, daß der Dichter bald kommt. Wir sehnen ihn herbei, weil wir von ihm wirksame Hilfe erwarten im Ringen um die Seelen der Großstadtmenschen, die heute nicht bloß durch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Großstadt an sich, sondern auch durch Schund und

* Classen: Großstadtheimat. S. 221 222.

Schmutz in Buch und Bild und nicht zuletzt durch den alles vernünftige Maß übersteigenden Romankonsum gefährdet und durch die durchschnittliche Lustspielware sogar direkt verdorben werden.

Bibel, Heiligenleben, Legenden aller Art bedeuteten einst ‚für das Volk eine strenge Erziehung zu Sittlichkeit und Religion, und es war für jede Fassungskraft gesorgt, denn die Bibel und die andern frommen Schriften sind für den Einfältigen verständlich und geben dem Klugen schwere Aufgaben. Die Volksbücher sind zum großen Teil aus bedeutenden alten Dichtungen entstanden und in den meisten Fällen nicht die schlechtesten Fassungen der alten poetischen Stoffe. Ein geringerer Teil enthielt eine derbe Komik, die ja dichterisch nicht besonders wertvoll war, aber nicht gemein und eigentlich auch nicht albern ist; ein Buch wie der Eulenspiegel enthielt den behaglichen Witz nicht sehr zartbesaiteter Menschen; aber wem diese Streiche Spaß machen, dem kann man ihn wohl gönnen. Alles in allem: damals las das Volk das Höchste und Edelste, was es an Dichtung hatte; es laß nicht flüchtig heute ein Buch und morgen ein anderes, sondern es lebte mit dem Gelesenen. Die Psalmen und die schöne Magelone, Genoveva und die Evangelien, die Propheten und die Geschichten der Heiligen, das war die Lektüre, an der sich unser Volk Gemüt und Verstand gebildet hat‘.

Wenn wir diese Worte, die Paul Ernst in einem bemerkenswerten ‚Kunstwart‘-Aufsatz (1. August 1911) schrieb, bedenken und Vergangenheit und Gegenwart in bezug auf die Unterhaltungslektüre der Großstadtmenschen vergleichen, dann erkennen wir, welche hohe Aufgabe einer tief inspirierten Großstadtpoesie zukommt. Daß sie den Gebildeten den Sinn der Großstadt zeigen und ihnen die Gaben, die ihre schenkende Hand ihnen tagaus, tagein reicht, zu sozialen Aufgaben erhöhen kann, daran darf nicht gezweifelt werden. Und auch die Durchschnittsseele des Vorstadtmenschen sehnt sich nach den Klängen einer Großstadtpoesie, die ihm das Kulturganze, dessen dumpfer Werkmeister er ist, künstlerisch darstellt, seine dunklen Sehnsüchte deutet, seinem vorwärtsstürmenden Willen Wege weist. ‚Die meisten wollen etwas, das den Kontakt mit dem Wirklichen, Sichtbaren findet und was sie sich Großes denken, das ist so, daß man es sich gut zwischen die Maschinen und Kamine denken kann, hinein in die Umgebung, die um sie ist.‘* Die Vorstadtseele (l'âme suburbaine) ist heute zu tiefst melodramatisch. Grammophon und Kinematograph sind die trüben Quellen, aus denen sie ihren Hunger nach Kunst stillt. Die Heilsarmee baut darauf ein ganzes System der Seelengewinnung.

Schon hat man begonnen, durch Volkskonzerte und Volkskunstausstellungen, durch Vorträge und Rezitationsabende für das Volk der melodramatischen Verseuchung entgegenzuarbeiten. Aber jeder weiß, daß diese Veranstaltungen fast ausschließlich der Bourgeoisie zugute kommen. Die Veranstaltungen müssen des offiziellen Apparates entkleidet und der Eigenart kleiner und kleinster Gruppen angepaßt werden. Sozial fühlende Männer und Frauen müssen neben anderem auch die Großstadtpoesie kennen und in ihr das Volk sich

* Springer: Arbeiter und Kunst S. 34.

spiegeln lassen. Und wenn sie das in Liebe und Vertrauen tun, wenn ihnen das Mündigwerden des Volkes ‚tiefinnerliche Freude‘ macht, wenn der von ihnen mitgeschaffene, trotz aller Hindernisse und Umwege langsam sich vollziehende Aufstieg des Volkes zu jenen Herrlichkeiten gehört, an denen ihre Seelen lutschen wie an einem Bonbon, wie Fontane, ein einsichtiger und sympathischer Vermittler zwischen Altem und Neuem, sich ausdrückt, dann werden auch in den düsteren Vorstädten von heute Männer wachsen, denen wir die Zukunft unseres Vaterlandes ruhig anvertrauen können.

Einzelnen Volksschullehrern der Großstadt gebührt die Ehre, zuerst den Versuch gemacht zu haben, schon das Kind, mehr als es bis jetzt geschehen ist, in den Anschauungs- und Empfindungskreis seiner Großstadtheimat hineinzustellen und daran Unterricht und Charakterbildung anzuknüpfen. So schreibt z. B. Klemm: ‚Die veränderte Form unseres Lebens namentlich in den großen Menschenanhäufungen, wo es so vielgestaltig und für das Kindesauge so verworren, durch verbotenen Zutritt und hohe Mauern seinem Blick vielfach ganz entzogen ist, macht eine neue Orientierungsmethode in der Heranbildung des jungen Geschlechtes notwendig.‘* ‚Die Umwelt des Großstadtkindes ist der Winkel der Natur und Kultur, in dem es lebt und dem es die erste Nahrung seines Geistes verdankt. Dieser Umwelt hat der Anschauungsunterricht in der Großstadt seine Bildungsstoffe zu entnehmen, will er psychologisch und sachgemäß verfahren.‘** Die Literatur an Fibeln, Lese- und Aufsatzbüchern, die in diesem Sinne angelegt ist, ist schon ziemlich groß***. Freilich liegt die Gefahr vor, daß der Weg zu sehr auf das Gebiet des Kulturkundlichen und Staatsbürgerlichen führt und zu wenig auf die Höhe der Seelenkultur. Die höheren Schulen haben bis jetzt nur ganz schüchterne Versuche in dieser Richtung gemacht. In vielen unserer gebräuchlichsten Lesebücher sucht man vergeblich ein Gedicht, das in den Stimmungskreis der Großstadt führen könnte. Vielleicht daß das staatsbürgerliche Interesse, das gegenwärtig belebend in so manche Einöden unseres Schulbetriebes zu dringen beginnt, auch hier befruchtend wirkt.

Freilich wird die Großstadtpoesie nur dann von Bedeutung werden können, wenn sie sich wieder an den Ewigkeitswerten des Christentums orientiert. Sie darf nicht rein Diesseitspoesie bleiben, wie sie es bei Dehmel, Hart, Wille, Schlaf u a. geworden ist. Diesen Dichtern schwebt in ihren Romanen, Dramen und Gedichten das Problem vor, die Resultate der Industrie und Wissenschaft in neue Gefühlswerte zu verwandeln, den aus den Wirren und Kämpfen der Zeit sich gestaltenden Typ der neuen Generation ‚in seinem Werden und seiner

---

* Vergangenheit und Gegenwart, 1. Jahrg., S. 253.

** Arno Fuchs: Die Großstadt und ihr Verkehr. Kulturkundliche und ethische Anschauungsstoffe für den Anschauungsunterricht in großen und mittleren Städten. Pädagogisches Begleitwort. 2. Aufl., 1907, S. 8.

*** Vgl. z. B. Tews: Großstadtpädagogik. Teubner, 1911. Heinemann u. Sandt: Fibel für Stadtkinder. Leipzig, Klinkhardt. Gansberg: Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. 3. Aufl., 1911, Teubner. Gansberg u. Eildermann: Unsern Jungs. Geschichten für Stadtkinder. Teubner. Krey: Was Großstadtkinder sehen. Anregungen zu Aufsätzen. Wunderlich. Gramberg: Freie Aufsätze von Berliner Kindern. Wunderlich.

Entwicklung bis zu einem neuen positiven Resultate' zu zeigen (Soergel). Sie wollen eine neue Weltanschauung erobern helfen, die als Sinn der Zeit allein den Bedürfnissen des neuen Menschen gerecht werden kann. Dieser Mensch ist hauptsächlich auf dem Boden der Großstadt gewachsen, wo Millionen in radikal veränderte Lebensverhältnisse hineingestellt sind, so daß ihnen das Alte in Religion und Kunst erschüttert, wenn nicht ganz geschwunden ist*. Hier, wo die Religion ihren Einfluß verloren hat, empfindet man ‚den furchtbaren Riß, den dereinst eine christliche Mythologie zwischen die Welt unserer Sinne und die Welt unseres Geistes eingesprengt hat', getragen von ‚der neuen Wertung der Persönlichkeit und von dem Stolze auf unser mächtig geweitetes Naturerkennen' spürt man ‚die fressende Weite jenes Risses unerträglich zehrend, seine Ränder schmerzen und ziehen wie eine Wunde, die vernarben will'. Und so schwebt denn ‚den besten Geistern dieser Zeit' die Wiedereroberung des Göttlichen im Leben als das einzig erstrebenswerte Ziel vor Augen**.

‚Grämliche Weisheit, die in unsere Brust
den Giftpfeil stößt und uns als Schuldgeborene,
ewig Verdammte zeichnet, unsere Lust
und Schaffen mordet und gleich wie Verlorene
verachtet macht: hier will ich ihrer lachen.
Aus deinen düsteren Mauern, Weltstadt, reckt
ein Geist sich mächtig auf und streckt
die Hand gewaltig aus, und deiner Flut
Gesang stürmt mir ins Ohr, ein besser Lied.
Dich fühl' ich, Menschengeist, dein Schatten steht
gewaltig über der Stadt lichtglühenden Mauern,
ich fühl' es, wie dein Odem mich umweht
und mich durchrinnt gleich heiligen Liebesschauern . . .'
(Julius Hart: Berlin.)

‚Verfluchte Mauern der Großstadt!
Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
die Stirne uns rührt
und an jenen gemahnt,
den unsere Seele erschauernd ahnt,
den Strahlenbräutigam wundervoll,
den starken Helden — der kommen soll,
aus gespenstischer Not, aus Nacht und Ketten
auf ewig uns zum Licht zu retten . . .'
(Bruno Wille: Entzauberung.)

Einer jeden Literatur, sagt Taine irgendwo, liegt eine Philosophie zugrunde. Jedes Kunstwerk enthält eine bestimmte Auffassung der Natur und des Lebens, und diese Auffassung leitet den Dichter, mag er es wissen oder nicht. Er schreibt, um sie sinnfällig zu machen, und die Gestalten, die er formt,

* Vgl. dazu W. F. Classen, Großstadtheimat. Hamburg 1906.
** Handl: Unsere Tragödien. Die neue Rundschau 1910, 3. Bd., S. 1137.

die Ereignisse, die er zurecht rückt, dienen nur dazu, die schöpferische Grundidee ans Licht zu rücken, die sie weckt und eint.

Diese schöpferische Grundidee ist bei den modernen Großstadtdichtern ein bald mehr ästhetisch-individualistisch, bald mehr ethisch-sozial orientierter Monismus. Schell hat zuerst die Gefahren dieses das moderne Denken durchwaltenden Monismus erkannt und mit seinen ernsten philosophischen Vertretern in aufreibendem Geisteskampfe gerungen. Diese mehr wissenschaftlich-philosophischen Bemühungen blieben auf einen engen Leserkreis beschränkt. Ganz anders aber verhält es sich mit Dichtern, die diese Grundgedanken in poetischem Gewande vertreten, die, weil sie aus dem Borne der Großstadtwirklichkeit schöpfen, all den Millionen in echten oder nachempfundenen Tönen Norm ihres Fühlens und Gesetz ihres Handelns werden. Und wir fragen bang: Wo bleiben die christlichen Dichter, die um die Seelen der Großstadtmenschen zittern wie um ihre liebsten Kinder, denen auch die Kulturwelt der Großstadt ‚Symbol und Siegel eines höheren, jenseitigen Lebens‘ wird, die den heiligen Gral unserer Religion zeigen all denen, ‚deren Jugend hier aufwuchs zwischen all den Häusern, die den Himmel suchen mußten, sehnten sie sich nach der Bläue . . .‘ (Ernst Schur: Heimat.) Sagen wir mit dem Dichter:

‚Auch über dem Meer der Mietskasernen
wölbt sich der Nachthimmel mit all den Sternen.
Tausende funkeln auch hier, und die Milchstraße
spannt ihren Bogen.
Ein Meer von Häusern duckt sich darunter
wie Schafe, die in der Hürde zittern,
und Lichter leuchten aus den Stuben
der guten, kleinen Menschen;
überall sind sie am Werk. Ein rastlos Gewimmel.
Wie Bienenfleiß. Wie Ameisen rennen
unter dem unendlichen, ruhigen Himmel . . .‘

Und legen wir unsern Sinn in die seelenvolle Großstadtvision Dehmels:

‚In einsamen Nächten,
wenn der Gedanke ein Scherflein gilt
und die schwärmende Seele Millionen verschenkt,
wenn ich mit traumheißen Augen
über den Dächern Berlins hin
die tausend Schlote und Schlünde der dunkeln Stadt
in die glitzernde Ewigkeit aufstaunen sehe,
wenn ich ein schmelzendes Erz bin
im glühenden Ausbruch der unentrinnbaren Inbrunst:
ja, dann lieb' ich euch alle,
möcht' ich euch alle umarmen,
helft ihr doch alle uns treiben,
alle dem Licht entgegendrängen,
dem immer lockenden Licht der Zukunft.‘*

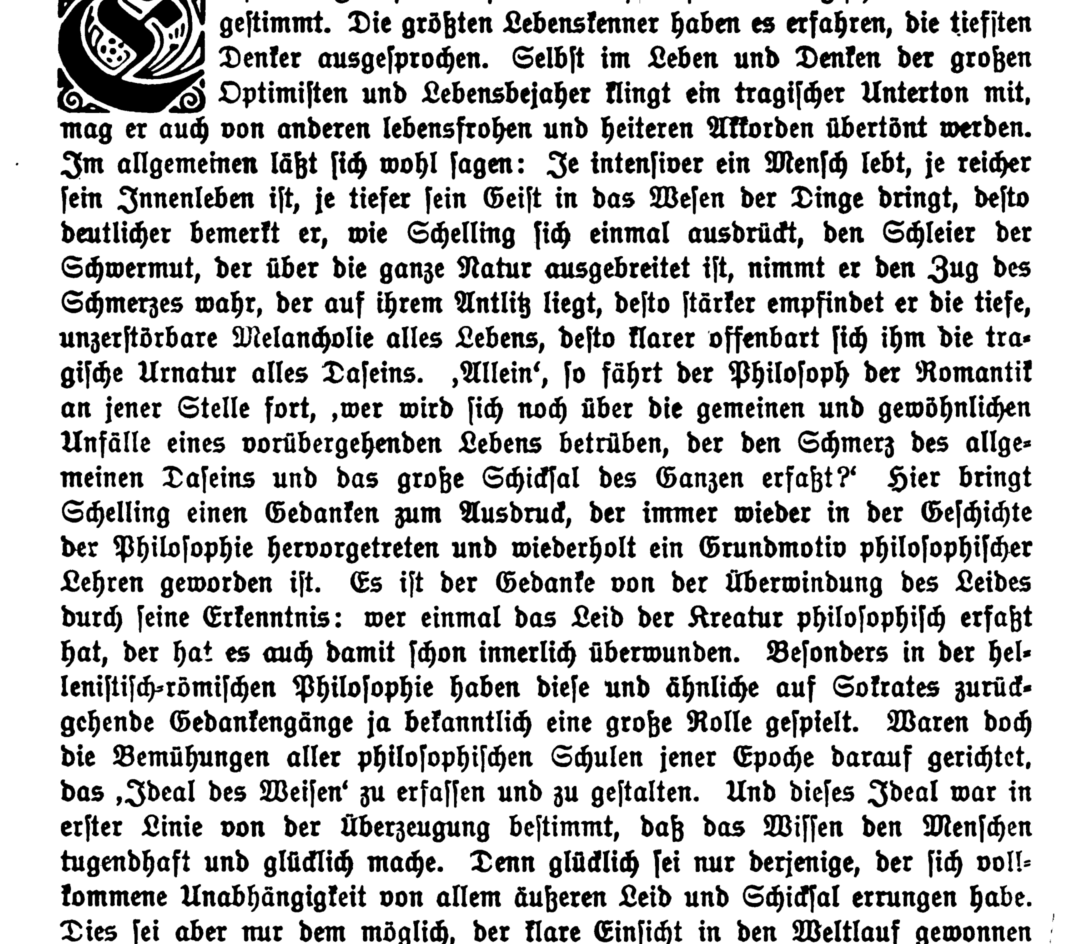
* Gesammelte Werke, 1. Bd., S. 115.

Franz Hecker / Unser Apfelbaum



Das Tragische im philosophischen Erkennen
Von Victor Eschbach

> Tragisch ist nicht das Weib noch Liebe;
> tragisch ist nur die Erkenntnis.
>
> Max Steiner.



Es ist kein Zweifel: unser Leben ist auf einen tragischen Grundton gestimmt. Die größten Lebenskenner haben es erfahren, die tiefsten Denker ausgesprochen. Selbst im Leben und Denken der großen Optimisten und Lebensbejaher klingt ein tragischer Unterton mit, mag er auch von anderen lebensfrohen und heiteren Akkorden übertönt werden. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen: Je intensiver ein Mensch lebt, je reicher sein Innenleben ist, je tiefer sein Geist in das Wesen der Dinge dringt, desto deutlicher bemerkt er, wie Schelling sich einmal ausdrückt, den Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, nimmt er den Zug des Schmerzes wahr, der auf ihrem Antlitz liegt, desto stärker empfindet er die tiefe, unzerstörbare Melancholie alles Lebens, desto klarer offenbart sich ihm die tragische Urnatur alles Daseins. ‚Allein', so fährt der Philosoph der Romantik an jener Stelle fort, ‚wer wird sich noch über die gemeinen und gewöhnlichen Unfälle eines vorübergehenden Lebens betrüben, der den Schmerz des allgemeinen Daseins und das große Schicksal des Ganzen erfaßt?' Hier bringt Schelling einen Gedanken zum Ausdruck, der immer wieder in der Geschichte der Philosophie hervorgetreten und wiederholt ein Grundmotiv philosophischer Lehren geworden ist. Es ist der Gedanke von der Überwindung des Leides durch seine Erkenntnis: wer einmal das Leid der Kreatur philosophisch erfaßt hat, der hat es auch damit schon innerlich überwunden. Besonders in der hellenistisch-römischen Philosophie haben diese und ähnliche auf Sokrates zurückgehende Gedankengänge ja bekanntlich eine große Rolle gespielt. Waren doch die Bemühungen aller philosophischen Schulen jener Epoche darauf gerichtet, das ‚Ideal des Weisen' zu erfassen und zu gestalten. Und dieses Ideal war in erster Linie von der Überzeugung bestimmt, daß das Wissen den Menschen tugendhaft und glücklich mache. Denn glücklich sei nur derjenige, der sich vollkommene Unabhängigkeit von allem äußeren Leid und Schicksal errungen habe. Dies sei aber nur dem möglich, der klare Einsicht in den Weltlauf gewonnen habe. Auch in der späteren Philosophie zieht sich in mannigfachen Variationen das Ideal der Ataraxie, der inneren Unerschütterlichkeit, gegenüber allen Zufälligkeiten und Einflüssen des leidenreichen Lebens hindurch, ein Ideal, das sich als das höchste Ziel jeder philosophischen Erkenntnis darstellt. So scheint denn der philosophierende Mensch außerhalb des allgemeinen Menschenloses zu stehen. Das große Gesetz des Lebens, die Lebenstragik scheint den, der über das Leben denkt und nachdenkt, nicht mehr zu berühren: für den Philosophen gibt es keine Tragik mehr.

Und doch offenbarte sich schon in jenen frühen philosophischen Bemühungen, ein über alle Zufälligkeiten des Schicksals erhabenes Glück zu gewinnen, der verhängnisvolle Widerspruch aller ähnlichen Versuche. Jenes erstrebte Glück ward teuer bezahlt: nicht mehr und nicht weniger als das Leben selbst war der

Preis. Denn je mehr der Mensch sich auf sein Denken und Wissen zurückzog, je sicherer er sein Glück in sich selbst zu fundieren glaubte, desto mehr entleerte er das Leben selbst seines Inhaltes, desto weiter entfernte er sich von der Fülle des Daseins und verzichtete auf den unendlichen Reichtum des Lebens. Je glücklicher er sich glaubte, je reicher sein Wissen ihm erschien, desto ärmer wurde er tatsächlich, bis ihm am Ende nichts mehr übrig blieb als die unter den Händen zerrinnende leere Form des Lebens. So war es denn unausbleiblich, daß die Erkenntnis und das Wissen, die anfänglich allein dem Menschen das Glück bringen sollten, schließlich als Feinde alles Lebens und Glückes sich erwiesen, und schon früh in der Geistesgeschichte der Menschheit sehen wir neben der Verherrlichung von Wissenschaft und Erkenntnis ihre Geringschätzung, Bekämpfung und Verdammung als lebensfeindliche und glückvernichtende Mächte Platz greifen. ‚Wünsche dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn du die Toten in der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr', so ruft uns Hebbel zu. Und schon vorher hat Schiller seine Kassandra verkünden lassen:

‚Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.'

Flehentlich bittet sie Apollo, die ‚traurige Klarheit' ihr zu nehmen, denn

‚Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.'

Immer wieder taucht bei Dichtern und Denkern der Gedanke auf, daß die Wahrheit und Erkenntnis den Menschen selten glücklich und fröhlich mache, sondern oft ernst und traurig stimme, vielfach sogar mit Schmerz und Bitterkeit erfülle. Und Schopenhauer verlangt vom Philosophen einen besonderen Mut, um die Wahrheit erkennen zu wollen und ertragen zu können.

Indessen von dieser Tragik der Erkenntnis soll hier nicht die Rede sein; denn diese ist immer nur von dem *Inhalte* der Erkenntnis, von dem Traurigen und Düsteren im Leben bestimmt. Wäre daher die Welt ein Paradies und das Leben ein einziger Jubelschrei, so wäre von diesem Standpunkte aus auch ihre Erkenntnis eine Seligkeit, hätte sie keine Spur von Tragik an sich. Hier aber sei vom Resultat der Erkenntnis ganz abgesehen: Wer einerseits an eine ‚Metaphysik des Tragischen' glaubt, anderseits von dem metaphysischen Charakter unseres Denkens überzeugt ist, der kann sich logischerweise der Konsequenz gar nicht entziehen, daß auch im philosophischen *Forschen* und *Denken* des Menschen ein tragisches Element sich aufzeigen lassen müsse. Und in der Tat lehrt eine nähere Untersuchung alsbald, daß auch das scheinbar so untragische Philosophieren an der großen Tragik alles Seienden seinen Teil hat.

Schon rein extensiv betrachtet: man braucht bloß seinen Blick vom philosophierenden Individuum auf die philosophierende Menschheit zu richten. Die Geschichte der Philosophie im ganzen betrachtet entbehrt wahrlich nicht der Tragik. Das ungeheure Arbeiten und Ringen der Menschheit um Wahrheit und Erkenntnis ist eines der erhabensten Schauspiele in der Geschichte. Allein der unermeßliche Aufwand an geistiger Energie steht, das läßt sich nicht leugnen, in keinem Verhältnis zu dem Ergebnis. Das ist nicht nur etwa die

Ansicht des kühlen Skeptikers, sondern auch der eifrigste Dogmatiker muß diese Tatsache zugeben. Ja letzterer erst recht; denn gerade er, der von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer philosophia perennis tief durchdrungen ist, der selber einen zweifellos sicheren Standpunkt gewonnen und in gewissem Sinne die absolute Wahrheit zu besitzen glaubt, muß ja alle anderen, von seiner Weltanschauung abweichenden Auffassungen als irrig ansehen, muß die geistige Arbeit, der sie ihr Dasein und ihre Verbreitung verdanken, als verlorene Mühe betrachten: ein großer Aufwand schmählich ist vertan! Und schließlich auch die Resultate seiner eigenen für unbedingt wahr gehaltenen Philosophie müssen den Dogmatiker mit Resignation erfüllen. Denn auch das umfassendste dogmatische System enthält skeptische und leere Stellen, die kein erschaffener Geist auszufüllen vermag. Und am Ende bleibt auch dem genialsten Kopf und tiefsten Forscher doch das letzte Geheimnis unseres Daseins unerforschlich: alle ehrliche und tiefer dringende Philosophie endigt mit dem Mysterium. Und dennoch sieht sich die Menschheit mit innerer Notwendigkeit immer wieder zur Philosophie getrieben; es ist ein Müssen, es ist ein Zwang, der in der Geschichte der Philosophie waltet und wirkt, der die Menschheit antreibt zu ewigem Suchen und Forschen nach der Wahrheit. So steckt unleugbar in der philosophischen Arbeit der Menschheit etwas Großes und Heroisches, ein unbeirrbarer Mut zur Erkenntnis der Wahrheit — und ein nicht minder großer Mut zur Entsagung. Die ganze volle und letzte Wahrheit nie erforschen können und doch nach ihr unentwegt forschen *wollen*: darin liegt das Heroische; sie nicht voll erforschen können und doch erforschen *müssen*: darin liegt das Tragische in der Geschichte der Philosophie.

Zu einem ähnlichen, aber zugleich um vieles bedeutsameren Resultat gelangt man, wenn man von der individual-psychologischen Seite an das Problem des philosophischen Schaffens herantritt. Hier lernen wir erst die eigentliche und volle Tragik alles Philosophierens kennen, hier fühlen wir die geheimnisvollen Widersprüche von Erkenntnis und Leben.

Wie wir oben gesehen haben, schien die Abgeklärtheit in der philosophischen Betrachtung der Dinge, das leidenschaftslose, kühle Schauen auf Welt und Leben um uns und in uns den psychologischen Boden für den Schauplatz von Tragödien von vornherein ungeeignet zu machen, der Philosoph schien der untragische Mensch par excellence zu sein. Aber schon ein Blick auf die Menschheitsphilosophie als Ganzes zeigte eine tragische Note und ließ uns an jener ersten Auffassung irre werden. Vollends aber wird sich die ganze Tragik des philosophischen Schaffens offenbaren, wenn wir, von dessen *Ergebnissen* absehend, seinen *psychologischen Voraussetzungen, Motiven* und *Begleiterscheinungen* im philosophierenden Individuum unsere Beachtung schenken, wenn wir durch die kristallene Decke der philosophischen Systeme hindurch in die Seele des forschenden und suchenden Philosophen zu dringen suchen. Allerdings geschieht dies selten genug: die Psychologie des philosophischen Schaffens ist noch nicht geschrieben worden.* Daran

* Einen höchst interessanten und tief schürfenden Beitrag zu diesem Problem hat der Wiener Privatdozent für Philosophie Dr. *Oscar Ewald* in seinem zwei-

ist freilich die Philosophie selber schuld. Ist es doch durchgängig ihr eifrigstes Bemühen, in ihren Untersuchungen von allem Psychologischen, Individuellen und Persönlichen abzusehen. Nichts ist bekanntlich in der Philosophie verpönter als das Merkenlassen von ‚Stimmungen', und nichts pflegt in den Augen der engeren Fachphilosophen den Wert eines philosophischen Systems mehr herunterzusetzen als der Nachweis seines stimmungspsychologischen Ursprungs. In seiner Geschichte der Philosophie weist Windelband im Hinblick auf die letzten Konsequenzen der Philosophien Schopenhauers, Hartmanns, Bahnsens und Nietzsches darauf hin, wohin man gelangt, wenn die Philosophie ‚Stimmungen zu Lehrgegenständen' machen will, und will damit das Bedenkliche und Unhaltbare jeder Stimmungsphilosophie dartun. In Wahrheit gibt es aber überhaupt keine Philosophie ohne jeden Stimmungsgehalt. Und das ist nicht etwa in der Schwäche und Unvollkommenheit des menschlichen Geistes begründet, sondern wurzelt tief und untrennbar im Wesen aller Erkenntnis. Ja noch mehr: nicht nur ist jeder philosophische Erkenntnisprozeß von Stimmungen begleitet, sondern sogar direkt von ihnen bedingt. Nur gewisse Stimmungen machen das philosophische Suchen und Forschen erst möglich, nur sie verleihen auch den Werken des wahren Philosophen jenen eigenartigen Duft, jenen besonderen Zauber, der sie von den Schöpfungen des Künstlers wie denen des bloßen Gelehrten charakteristisch unterscheidet. Es gibt eben eine spezifisch philosophische Stimmung, eine Stimmung, die das philosophische Schaffen nicht nur nicht hemmt oder stört, sondern direkt fördert, ja erst ermöglicht.

Welches ist nun die eigentlich philosophische Stimmung? Unter den zahlreichen Definitionen der Philosophie finden wir eine, die wohl formal logisch nicht befriedigen noch materiell viel sagen mag, die aber psychologisch wertvoll ist und den Vorteil hat, auf alle geschichtlichen Erscheinungen des philosophischen Lebens der Menschheit zuzutreffen und anwendbar zu sein: es ist die Definition der Philosophie als einer Orientierung in der Wirklichkeit. Alle philosophischen Systeme in der Geschichte, ob sie metaphysisch oder antimetaphysisch, ob sie theoretisch, ethisch oder ästhetisch bestimmt waren, ob idealistisch oder positivistisch, ob dogmatisch, kritisch oder skeptisch, sie alle sind psychologisch be-

---

bändigen Werke ‚Gründe und Abgründe, Präludien zu einer Philosophie des Lebens' (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1909) geliefert. Eine eingehende kritische Auseinandersetzung mit diesem Werk gestattet uns hier der Raum nicht, wäre bei dem eigenartigen formalen Charakter (halb systematisch, halb aphoristisch) dieser stark ans Spekulative und z. T. sogar ans Mystische grenzenden psychologischen Ausführungen auch kaum möglich. An dieser Stelle sei nur bemerkt, daß wir es bei allen Fragezeichen und Nein, die wir am Rande zu zeichnen hatten, mit einem der tiefsinnigsten und fesselndsten psychologischen Werke der letzten Jahre zu tun haben. Seit der im Jahre 1867 erschienenen hochbedeutsamen, aber sprachlich und stilistisch höchst unerquidlichen Charakterologie Bahnsens hat die deutsche Philosophie in diesem Genre nichts Bedeutenderes geschaffen. Auch in sprachlicher Hinsicht reiht sich das Werk Ewalds dem Besten an, was die neuere philosophische Literatur in Deutschland aufzuweisen hat. Wissenschaftliche Ruhe und Klarheit verbindet sich hier mit künstlerischer Anschaulichkeit zu einer Synthese von seltener Schönheit. Ein besonders feinsinniges und ergreifendes Kapitel ist das über ‚die Tragik des philosophischen Schaffens,' das niemand, der ‚ein Organ für Philosophie' hat, ungelesen lassen sollte.

trachtet nichts anderes als Versuche des menschlichen Geistes, sich in der Welt, außer uns und in uns, zu orientieren. Orientierungsversuche macht aber nur derjenige, der ein Bedürfnis dazu in sich verspürt, d. h. der sich fremd fühlt in der Welt, für den das Dasein im allgemeinen und sein Leben insbesondere nicht etwas Selbstverständliches ist, sondern eine große Frage, zur Frage schlechthin geworden ist. Am Anfange der Philosophie steht die Frage, der philosophierende Mensch ist der ewig Fragende, der an Fragen und Zweifeln, an Rätseln und Widersprüchen gelitten hat, und nunmehr leidenschaftlich nach Antwort sucht und nicht mehr ruhen kann, bis er sie gefunden hat. Wie die Gebärde des Gestaltens die spezifische Gebärde des Künstlers ist, so ist, bemerkt Ewald, die spezifische Gebärde des Philosophen die Frage. In der Tat, der unphilosophische Mensch kennt in tiefstem Sinne die Frage nicht. Der naive, der zufriedene Mensch kennt sie nicht; der Philister, der im physischen Triebleben befangene Alltagsmensch kennt sie nicht. Sie alle können und wollen nicht fragen, sie wollen nur — leben. Solange ich frage, lebe ich nicht, ist das Leben gewissermaßen suspendiert, bis ich die Antwort gefunden habe. Für alle lebensvollen und lebensgesättigten Individuen gibt es keine Frage, da gibt es nur Leben und allenfalls — Neugierde, mit deren Befriedigung auch die Frage aufhört. Für den Philosophen aber steckt in jeder Antwort, die ihm gegeben oder die er selbst findet, eine neue Frage, jedes Problem enthält die Keime zu zahllos anderen, weist über sich hinaus ins Unendliche, bis zu den Grenzen des Daseins. Auch der Wissenschaftliche, der Gelehrte, mag er noch so großer Polyhistor sein, kennt noch nicht die philosophische Frage. Er mag tausend Fragen der Wissenschaft beantworten, er mag das Wissen seiner Zeit souverän beherrschen und die Forschungen aller Gebiete umfassen, hinter allem Tatsachenwissen erhebt sich das philosophische Problem, nach allen Fragen der Gelehrsamkeit beginnt erst die philosophische Frage. Der Gelehrte fragt immer nur nach einzelnen Teilen, und auch das Ganze sieht er nur als Riesensumme ungezählter Einzelheiten: der Philosoph fragt immer nur nach dem Ganzen und sieht und sucht auch im unscheinbarsten Teil immer nur das große Ganze, das All, die Unendlichkeit*. So ergibt sich schon rein psychologisch betrachtet zwischen der Fragestellung des Philosophen und des Gelehrten eine Kluft: Ursprung und Zielpunkt beider Fragen sind prinzipiell verschieden. Nicht die Summe des Wissens also unterscheidet den Philosophen vom Gelehrten, sondern der Zustand seiner Seele**. Dieser Seelenzustand ist aber nichts anderes

* Ganz vortreffliche Ausführungen über diese Fragen finden sich in den Werken des unglücklichen Otto Weininger. Man vergleiche insbesondere die Abhandlung über ‚Wissenschaft und Kultur‘ in dem nachgelassenen Werk ‚Über die letzten Dinge‘. Es ist tief beklagenswert, daß der Verfasser seine zahlreichen von genialem Tiefsinn und schneidender Geistesschärfe zeugenden Ausblicke unter einem Wust von absurden Irrtümern und verletzenden Geschmacklosigkeiten verschüttet hat, so daß man vor ihm vielmehr warnen muß, als man ihn empfehlen könnte. Der gereifte und kritische Leser wird aber viele wertvolle Anregungen aus ihm schöpfen.

** So erklärt es sich auch, daß es große Philosophen gegeben hat und immer wieder geben wird, deren Wissen verhältnismäßig gering war, mitunter kaum ‚auf der Höhe ihrer Zeit‘ stand: erinnert sei nur an Sokrates. Und umgekehrt, auch die

wie eine Stimmung, ohne die noch kein echter Philosoph gedacht und geschaffen hat. Ihr hat nicht nur der leidenschaftliche Deskartes in seinen Meditationen ergreifenden Ausdruck verliehen, sie hat auch einer der leidenschaftslosesten und kühlsten Denker aller Zeiten, Aristoteles, gemeint, wenn er das ‚Staunen' als den Anfang aller Philosophie bezeichnet hat.

So ist alle Philosophie ein Heimweh genannt worden, ein Heimweh aus einer fremden Welt nach der wahren Heimat des Geistes. Der Philosoph, sagt Ewald treffend, ist niemals zu Hause, er ist immer unterwegs, und diese seine Stimmung äußert sich bald in der ‚Schwermut des einsamen Wanderers, der die Richtung seines endlosen Weges an den fernsten Sternen bestimmt', bald in jener ‚Seefahrerlust und Entdeckerfreudigkeit des Abenteurers, welche Nietzsche als den höchsten Vorzug des Philosophen preist'. Immer aber ist es das Gefühl der Fremdheit und Unzufriedenheit, das Suchen und Sehnen des Geistes, eine seelische Not, aus der alle Philosophie geboren ist. ‚Laß mich unzufrieden bleiben': das ist der Grundton des philosophischen Schaffens. Daher auch die unversöhnliche Feindschaft des philosophischen Menschen gegen alle Selbstzufriedenheit und gegen alles Philistertum*, gegen die Satten und klugen Kinder dieser Welt, die überall zu Hause sind und festen Boden unter den Füßen haben, die stets wissen, was sie wollen, die das ‚reale Leben' kennen und alles begreifen, weil sie nie mit einer Frage gerungen haben, für die es nur Tatsachen, aber keine Probleme gibt.

Man sieht schon hier ganz leicht, daß die Philosophie notwendig lebensfremd ist: der Philosoph fühlt eine ungeheure Kluft zwischen sich und seiner Umwelt, zwischen seinem Ich und Nicht-Ich. Dieses Abstandsgefühl zwischen sich und der Welt bleibt keinem Philosophen erspart, und seine Wirkung auf sein Denken und Leben ist unvermeidlich: es ist jene feine philosophische Nuance, die allen wahrhaft philosophischen Werken der Weltliteratur ihr spezifisch philosophisches Gepräge verleiht. Nicht nur ist die Welt für den Philosophen ein Problem, sondern auch der Philosoph für die Welt: das verständnislose Kopfschütteln und höhnisch-mitleidsvolle Achselzucken der Welt über den Philosophen ist zum mindesten ebenso kennzeichnend für die Welt wie für den Philosophen. Den Klugen ein Ärgernis, den Toren ein Rätsel, ‚von den Glücklichen gemieden und den Fröhlichen ein Spott': das war mehr oder weniger das Schicksal aller Philosophie in der Geschichte und wird es wohl immer bleiben: denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt.

Vollends enthüllt sich uns aber die Tragik der philosophischen Erkenntnis,

---

Universalisten in der Philosophie, ein Aristoteles, Leibniz, Kant, sie verdanken ihre Stellung in der Geschichte der Philosophie immer nur ihren im engeren Sinne philosophischen Leistungen, niemals ihren Detailforschungen. Der Enzyklopädist als solcher kommt für die Philosophie überhaupt nicht in Betracht.

* Das schließt natürlich keineswegs aus, daß es auch unter den philosophierenden Schriftstellern genug Philister gibt. Über ein philosophisches Thema schreiben und philosophisch denken und empfinden sind zweierlei. Ein Blick auf gewisse Erscheinungen und Richtungen der philosophischen Literatur genügt, um den himmelweiten Abstand zwischen Philosoph und Philosoph zu erkennen. Es seien nur die Namen Positivismus, Pragmatismus, Rationalismus genannt.

wenn wir von ihren psychologischen Voraussetzungen zu ihren Zielen und Zwecken weiterschreiten, wenn wir die **Beantwortung** der Frage ins Auge fassen. Diese besteht für den Philosophen in der Erkenntnis der Wahrheit: Die Frage ist der Anfang, die Erkenntnis das Ziel aller Philosophie. Das Wesen aller Erkenntnis aber besteht für den Philosophen in der Subsumierung des Einzelnen unter das Allgemeine. Dieser Prozeß ist eine seelische Notwendigkeit. Denn ‚von dem Augenblick an, wo er das Licht der Welt erblickt, sucht ein Mensch aus ihrem Wirrwarr, in welchem auch er mit allem anderen bunt durcheinander herumgewürfelt wird, sich herauszufinden und sich zu gewinnen' (Stirner). Der erkennende Geist sieht sich in eine Unendlichkeit von Erscheinungen hineingestellt, der er zunächst völlig hilflos gegenübersteht. Er fühlt sich gedrückt und erdrückt von der ungeheuren Wucht der Erscheinungswelt und merkt bald, daß er ohnmächtig ist gegenüber der Unendlichkeit der Individualwelt, und brennt doch zugleich von Begierde, die Welt zu bemeistern und zu beherrschen. So sucht er denn Herr über die Individuen zu werden, indem er sie ins Allgemeine untertaucht und versinken läßt*. So zeigt die erkennende Vernunft einen unausrottbaren Trieb zum Allgemeinen. Alle wissenschaftliche Erkenntnis wurzelt in diesem Trieb. ‚Für den Naturforscher hat das einzelne gegebene Objekt seiner Beobachtung niemals als solches wissenschaftlichen Wert; es dient ihm nur soweit, als er sich für berechtigt halten darf, es als Typus, als Spezialfall eines Gattungsbegriffs zu betrachten und diesen daraus zu entwickeln; er reflektiert darin nur auf diejenigen Merkmale, welche zur Einsicht in eine gesetzmäßige Allgemeinheit geeignet sind' (Windelband in ‚Geschichte und Naturwissenschaft' S. 16). Das gilt aber nicht nur vom Naturforscher, sondern auch vom Philosophen. Auch die grundsätzliche Gegenüberstellung der geschichtlichen Forschung, die Windelband an jener Stelle gegen die naturwissenschaftliche zu begründen versucht, vermag an dieser Tatsache nichts zu ändern. Auch von seinem Standpunkt aus ist die Philosophie eine nomothetische, keine idiographische Wissenschaft, auch sie sucht das Allgemeine, immer Wiederkehrende, nie Geschehene, ewig Gültige, nicht das Einmalige, Niewiederkehrende: ihr Objekt sind, wie er sie selbst nennt, die ‚**allgemeingültigen** Werte', und ihre Grunddisziplinen Logik, Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie beschäftigen sich mit den **ewigen** Gesetzen und Geboten der menschlichen Vernunft. Würden wirklich ‚in der Einmaligkeit, der Unvergleichlichkeit des Gegenstandes alle unsere Wertgefühle wurzeln' (S. 22), so wären alle unsere Normen des erkennenden, wollenden, fühlenden und religiösen Bewußtseins das gerade Gegenteil von **allgemeingültigen** Werten, also wertlos. Und erst das Normwidrige, das Falsche und Böse, das Häßliche und Gemeine: ist es nicht ebenso oft und ebenso prägnant mit dem Charakter des Einmaligen und Unvergleichlichen behaftet?

Das Allgemeingültige also bildet ein integrierendes Moment jeder philo-

* Von hier aus kann man dem Gedanken Machs und Avenarius' von der Ökonomie des Denkens einen annehmbaren Sinn abgewinnen: Zwar nicht als logisches Kriterium der Wahrheit, wohl aber als Grundmotiv unseres Erkenntnisprozesses hat die Denkökonomie ihre psychologische Bedeutung.

sophischen Erkenntnis. Jede Spezialwissenschaft besitzt nun ihre besonderen, ihr eigentümlichen letzten Allgemeinheiten, vor denen sie schließlich Halt macht. Die Philosophie dagegen muß weitergehen, für sie sind diese Allgemeinheiten immer noch zu individuell, sie muß zu immer weiteren Abstraktionen fortschreiten bis zum Allgemeinsten, bis auch vor ihm ihr ruheloser Geist Halt zu machen sich gezwungen sieht. Nach diesem letzten Allgemeinen ist das Streben und Suchen aller Philosophen gerichtet: die Geschichte der Philosophie ist im Grunde nichts anderes als ein Ringen um die letzte und höchste Abstraktion.

Alles Einzelne ist demnach für den erkennenden Menschen nur Durchgangsstufe zur Sphäre des Allgemeinen, ist nur Mittel zum Zweck, nur ein Instrument, das nach seiner Verwendung wertlos geworden. Das Individuelle wird durch die Erkenntnis entwertet, es wird eben dadurch seines Charakters des Einzigartigen entkleidet. Diese Einzigartigkeit ist es ja, was die philosophische Erkenntnis nicht ertragen kann. Alles Individuelle steht in einem Gegensatz zum erkennenden Geiste. Dieser Gegensatz mag oft kaum zum Bewußtsein kommen, er kann sich aber auch zur offenen Feindschaft steigern. Die Entindividualisierung ist gleichsam die Rache des Geistes an der Individuation, in der schon Anaximander die Urschuld aller Dinge erblickte.

Wenn somit die philosophische Erkenntnis dem Individuellen feindlich ist, so ist sie es auch damit dem Leben. Denn alles Leben ist nur Individualleben, ja man kann die gesamte Wirklichkeit als ein Individuelles auffassen. Die Lebensfremdheit der Philosophie ist demnach unbestreitbar. Töricht ist es aber, ihr daraus einen Vorwurf zu machen, wo es in ihrem tiefsten Wesen begründet ist, sich außerhalb des Lebens zu stellen. Wenn der Philosoph einerseits das gesamte Leben erkennend umfassen will, so entfernt er sich andrerseits gerade als erkennendes Wesen um so weiter vom Leben. Alle Erkenntnis ist ein Ansichziehen und ein Vonsichstoßen. ‚Der Zwang, alles Individuelle zu begrifflicher Allgemeinheit zu vergeistigen, ist für den Philosophen ein tragischer Zwang, denn er vertreibt ihn aus der Realität‘ (Ewald). Und doch liebt er diese Realität, diese Welt der Individuation, er muß sie lieben, so lange ein Atemzug in ihm ist. Denn auch der Philosoph ist ein Mensch sozusagen aus Fleisch und Blut, er lebt nicht im ‚Äther des reinen Gedankens‘, sondern in dieser realen Welt mit ihrer Fülle des Individuellen. Auch er fühlt den heißen Durst zum Leben, den dunklen Drang, alle Kräfte zur Entfaltung zu bringen, alle Möglichkeiten zu erschließen, alle Genüsse kennen zu lernen. Auch der Philosoph kennt den köstlichen Zauber alles Individuellen, seine Einzigkeit und Unausschöpfbarkeit. Auch er kennt und liebt ‚das Bild der Sonne, die sich in den Wellen spiegelt, den Hauch des Herbstwindes, der durch entlaubte Wipfel streicht, das geheimnisvolle Licht in den Augen der Geliebten und die blauen Schatten, welche die Berge werfen, wenn der Abend naht und die Sonne westwärts zieht‘. Auch er kennt die unstillbare Sehnsucht nach Schönheit, den Durst nach Glück, die Liebe zur Frau Welt, das ‚Zutodelieben‘ des Lebens.

Von dem Moment an aber, wo der Mensch erkennen will, hört er auf zu ‚leben‘. Leben und denken über das Leben schließen sich aus: Leben ist Erkenntnislosigkeit (Steiner). Der Trieb, der den Philosophen zu den Dingen

führt, um sie zu erkennen, kehrt sich plötzlich um, nimmt die entgegengesetzte Richtung an und treibt ihn wieder von den Dingen fort. Die Welt ist voll des Individuellen, aber das Individuelle will der Philosoph nicht, da er nur das Typische sucht. Ihm liegt alles an der Erkenntnis, nichts am Leben, alles am Allgemeinen, nichts am Individuellen, alles am Ewigen, nichts am Einmaligen. Wer leben will, kann nicht gleichzeitig philosophieren: dazu fehlt ihm die Zeit und die Geistesverfassung. Der Staatsmann, der die Geschicke der Völker lenken will, der Feldherr, der Schlachtenpläne entwirft und Armeen führt, der Politiker, der die rechtlichen und wirtschaftlichen Gesetze schafft, der Industrielle, der Riesenbetriebe und machtvolle Organisationen leitet, der Künstler, der aus den Tiefen seiner Seele Werke schafft, der kühne Entdecker, der mit abenteuerlicher Lust neue Länder und Meere erforscht, der Seelsorger, der sich in Sorge für das ewige Heil der ihm anvertrauten Gemeinde verzehrt, und alle anderen, die auf irgend eine Art ihr Leben leben wollen, sie können und wollen nicht philosophieren. Und wenn sie es dennoch hie und da tun, dann geschieht es in den Ruhepausen ihres Lebens, dann hören sie in demselben Momente auf, ihr eigentliches Leben zu leben und — denken über das Leben; Napoleon auf St. Helena: er ist das Symbol für alle vom Leben ausruhenden, mit dem Leben fertigen Philosophen. Nur als er seine europäische Mission erfüllt und sein politisches und militärisches Leben ausgelebt hatte, fing er an und fand er Zeit, über das Leben zu reflektieren: Die Eule der Minerva beginnt ihren Flug erst beim Anbruch der Dämmerung*. So steckt in aller Philosophie eine große Entsagung. Dem Philosophen, bemerkt Ewald, geht die naive Freude an der Erscheinung, aus der allein ein ungebrochenes Glücksgefühl entspringt, verloren, er verliert die Fähigkeit eines ungetrübten Genusses der Dinge, der Menschen, seiner selbst, sie alle bedeuten ihm nichts, es sei denn, er habe sie begriffen und eben damit ihrer unsagbaren heiligen Einzigheit und Individualität beraubt. ‚Denn dadurch wird alle ursprüngliche Reinheit seines Empfindens getrübt, er wird ungeheuer bewußt und droht jeder geistigen Keuschheit verlustig zu gehen. Der Anblick eines ungestörten, reinen Glückes senkt sich wie ein glühender Stachel der Verzweiflung in seine Seele; er möchte vor namenlosem Weh aufschreien, daß er nicht sein kann wie die, deren Sinn

* Darauf ist auch der oft bemerkte und viel gerügte greisenhafte Zug zurückzuführen, den alle Philosophie mehr oder weniger deutlich zeigt. Das Leben selbst ist ernst und heiter, lustig und traurig, enthält Töne ungebändigten Übermuts, aufjauchzender Freude und beseligender Lust sowohl wie empörenden Zornes, prometheischen Trotzes und ermattender Resignation: das Denken über das Leben kennt nur einen einzigen Grundton: den ungeheuren Ernst des wahrheitsuchenden Geistes. Dieser Ernst mag im Leben und in den Werken der großen Philosophen noch soviel Schattierungen aufweisen, in seinem Wesen ist er immer gleich. Selbst im frivolsten Skeptizismus, der angeblich keine Wahrheit sucht, weil er an keine mehr glauben will, klingt noch etwas von dieser ernsten Stimmung durch: denn wenn der Skeptiker auch an aller Wahrheit verzweifelt, so glaubt er um so fester an diejenige seines eigenen Standpunktes, nimmt sich um so ernster, mag er auch vielleicht der äußeren Konsequenz wegen über sich selbst spotten. In seinem tiefsten Innern spielt er nur mit dieser Konsequenz und glaubt selber nicht an seinem Spott.

einfältig und deren Himmelreich die Erde ist.' Nichts Menschliches darf dem Philosophen fern sein, und doch muß er allem ewig fern bleiben, ein Fremdling in einer fremden Welt, die er bis zum letzten Winkel kennen lernen, bis zum kleinsten Atom erforschen muß, die er aber niemals besitzen wird.

So erklärt sich auch die Gleichgültigkeit, ja die starke Antipathie, die so oft Menschen von starkem Lebensdrang und intensivem Innenleben gegen alle Reflexion und Philosophie empfinden. Es ist die elementare Reaktion des Lebensinstinktes, der in der Philosophie etwas ihm Feindliches wittert, etwas was das Leben bedroht, seine Entfaltung in Frage stellt; es ist geradezu der Selbsterhaltungstrieb des Lebens selbst, der sich vor der ankränkelnden Gedankenblässe zu schützen sucht*.

Dem entspricht ja auch die tatsächliche praktische Lebensführung der meisten Philosophen. Wenn das Leben keine Zeit läßt zum Philosophieren, so läßt auch die Philosophie keine Zeit zum Leben. Man schaue auf das Leben so vieler großer Philosophen: wie arm und bedürftig und eng hat es sich abgespielt! Nein, wer einmal wirklich l e b e n will, der wird nicht das Leben eines Philosophen führen, nicht das Leben eines Sokrates oder Kant, eines Deskartes, Spinoza oder Schopenhauer. Das volle, saftige und farbige Leben ist das Leben des Philosophen nie gewesen und wird es nie sein. Für ihn gilt das primum vivere, deinde philosophari sozusagen nur noch chronologisch; dem Werte nach muß es für den Philosophen heißen: primum philosophari, deinde vivere. Die Erkenntnis des Lebens ist ihm wichtiger wie das Leben selbst, und wo beide kollidieren, trägt er kein Bedenken, von seinem Leben der Erkenntnis zu opfern. Denn er weiß: ohne Opfer keine Erkenntnis. ‚Eben damit, daß er an allem leidet, daß er von allen Dingen zu Boden gedrückt wird, erwächst ihm Erkenntnis von allem. Er zahlt in seiner Person gleichsam die Schuld der Menschheit ans Universum ab. Denn man erkennt bloß dasjenige, worunter man gelitten hat. Mit seinem universellen Martyrium erwirbt sich der Philosoph das Recht auf Erkenntnis des Universums' (Ewald).

Damit ist aber der Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Leben noch nicht völlig erschöpft. Noch ein weiteres kennzeichnet den philosophischen Seelenzustand: das ist die Einsamkeit. Zunächst allerdings die Einsamkeit des Andersseienden und Unverstandenen, ein Los, das schließlich allen homines e-gregii bestimmt ist. Aber es gibt noch eine spezifisch philosophische Einsamkeit, wohl die größte und erschauerndste, die dem Menschen beschieden ist. Die Welt und das Leben ist ja dem Philosophen ein ewig Fremdes, ein geheimnisvolles Rätsel, eine grauenerregende Mischung von Wunderbarem und Furchtbarem, von Herrlichem und Entsetzlichem. Mitten in diese Unendlichkeit sieht er sich hineingestellt, unendlich allein und einsam. Denn auch seine Mitmenschen kommen für den

* Auf die Einwände des ‚praktisch' veranlagten Menschen, des ‚gesunden' Menschenverstandes, des Tatmenschen brauchen wir nach dem Vorstehenden nicht mehr weiter einzugehen. Anders verhält es sich mit dem Künstler und dem religiösen Menschen. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit ihrer philosophiefeindlichen Geistesverfassung würde zu weit führen. Hier galt es nur, diese psychologischen Gegensätze mit aller Deutlichkeit hervorzuheben und auf ihre allgemein menschliche Bedeutung hinzuweisen.

Philosophen nicht mehr in Betracht wie alle anderen Dinge, sie sind auch nur Teile der einen großen Welt, der er sich gegenübergestellt sieht, gleich geheimnisvoll und rätselvoll, gleich angsterregend und dämonisch wie alles Dasein. Durch eine Riesenkluft sieht er sich von allen und allem getrennt und findet sich allein dem Universum gegenüber, einer Welt, die wie das ‚Grauenvolle' in Ibsens ‚Frau vom Meere' zugleich an sich zieht und abstößt, lockt und schreckt. Und diese Welt starrt ihn mit ihren Millionen Augen an und flößt ihm unsagbares Grauen ein. Allein er muß bald merken, daß jeder Versuch, dem Ungeheuer des Daseins zu entfliehen, aussichtslos ist und ihn nur um so tiefer in seinen Bann zieht. Er muß den Mut haben, dem Medusenhaupt des Seins ins Antlitz zu schauen, und die Kraft besitzen, sich der Unendlichkeit gegenüber allein fühlen zu können. Er muß wissen, daß er als erkennender Mensch stets einsam bleiben und daß er allein mit dem Weltall erkennend zu ringen haben wird. Aber auch damit ist die tiefste Tragik der philosophischen Erkenntnis noch nicht erschöpft. Die Philosophie sucht, wie wir oben gesehen haben, hinter dem Individuellen das Allgemeine, benützt ersteres nur als Mittel zur Erkenntnis des letzteren und entwertet damit das Individuum. Aber auch der Philosoph selbst ist ein Individuum, auch sein Leben ist ein Individuelles, Einzigartiges und Einmaliges. So sieht sich denn der Philosoph in die tragische Notwendigkeit versetzt, nicht nur gegen das Leben und Sein um ihn, sondern auch gegen sein eigenes Leben in Gegensatz zu treten. Er muß sich und sein Schicksal nicht anders ansehen können wie das der Millionen anderen. Er selbst ist ein Ding unter unendlich vielen anderen Dingen, nicht mehr und nicht weniger, und muß daher sich selbst erkennen wollen, muß sich selbst entindividualisieren, sich selbst entwerten. Der Gegensatz, der sich zwischen dem erkennenden Philosophen und der Welt auftat, erstreckt sich nunmehr in seine eigene Seele und spaltet sein Inneres in zwei feindliche Teile. Deshalb kann der Philosoph nie mehr ‚ganz' bei irgend einer Sache im Leben sein, immer bleibt ein Rest seines Ich von dem jeweilig ihn absorbierenden Zustand, von der ihn erfüllenden Tätigkeit unberührt, immer bleibt ein reflektierender Teil in der Seele zurück, der bald als kühler Zuschauer, bald als strenger Kritiker, manchmal auch als grausamer Henker dem anderen Ichteil gegenüber seines Amtes waltet. Wie ein Schatten folgt dieses kritische Ich allen Betätigungen und Zuständen des Bewußtseins, und dieser Schatten weicht nie mehr, er ist vorhanden, auch wenn wir ihm den Rücken drehen und das Auge von ihm abwenden. Das philosophische Bewußtsein ist, um ein Hegelsches Wort zu gebrauchen, das ‚zerrissene Bewußtsein', und dieser Riß ist unheilbar. Die Selbstbeobachtung und Selbstkritik lasten wie ein innerer Zwang über allem Tun und Lassen des Philosophen. ‚Sie betrügen ihn um alle Heiterkeit und Kindlichkeit des Gefühls, sie reißen ihn weiter von seiner Seligkeit los als die schwersten Wandlungen des äußeren Schicksals. Sie machen sein Haar fahl an dem Lichte der eigenen Erkenntnis und seine Seele müde an ihrer sengenden Klarheit. Der eiskalte Hauch der Fremdheit umweht ihn, wo er auch hintrete. Und so ist dieses sein tiefstes Leiden, daß er keine Realität um ihrer selbst willen hinnehmen darf, nicht die Dinge, nicht sich selber. Daß er an beide, daß

er an das ganze Weltall die Frage richten muß, die Elsa an Lohengrin stellt, diese Frage, von der er nicht lassen kann und von der er gleichwohl weiß, daß sie ihn um den unmittelbaren Besitz des Weltalls betrügt.' (Ewald.) Die Philosophie tötet zwar das Leben nicht, zerstört aber etwas in ihm, das nie mehr ersetzt, sie zerreißt etwas, was nie mehr geheilt werden kann. Die Philosophie ist der Todeskeim für alle Ursprünglichkeit und Naivität, für alle Unschuld und restlose Hingabe ans Leben. Von der reichen Tafel des Lebens kann der Philosoph nichts mehr ungetrübt genießen, für ihn gibt es kein Jubeln und Aufjauchzen mehr. Wer erkennen will, muß dem vollen Leben entsagen können, muß wissen, daß mit der Erkenntnis zugleich das frische Leben und Erleben für immer verloren ist. In der Zerrissenheit des philosophischen Bewußtseins beruht seine Tragik, zugleich aber auch sein Stolz und seine Größe, seine Kraft und sein Heroismus.

Indes der oben erwähnte innere Zwiespalt im Philosophen zieht auch jenes andere oben geschilderte Phänomen in seine Seele hinein: die Einsamkeit. Wenn die Kluft zwischen ihm und der Außenwelt jene Einsamkeit in dem Universum hervorruft, so schafft die innere Kluft in seiner Seele die letzte und tiefste Einsamkeit sich selbst gegenüber. Denn infolge dieses zerrissenen Zustandes sieht er sich selbst, seinen Gedanken, Gefühlen, Absichten und Handlungen entfremdet. Er sieht sie alle genau wie diejenigen seiner Mitmenschen in die Unendlichkeit des Daseins zurückgeworfen und im großen Strom der Ereignisse verschwinden. So ist er von allem verlassen, auch von sich selbst. Es ist nichts mehr übrig geblieben als das philosophische, das kritisch erkennende Ich. Das ist die letzte Stufe der philosophischen Einsamkeit, ist die äußerste Grenze, bis wohin der erkennende Geist dringen kann. Ein Weitergehen ist nicht mehr möglich, hier folgt nur noch das Nichts, die absolute Leere oder — die Rückkehr zum Leben.

So sieht sich denn das philosophische Bewußtsein nach einer Weltenwanderung wieder am Ausgangspunkt seines Weges angelangt. Das Leben ist der Anfang, es ist auch das Ende alles philosophischen Schaffens. So hätte denn also das ganze gewaltige Ringen des philosophischen Geistes mit dem Leben und dem Dasein, das er erkennend bemeistern und überwinden wollte, den Philosophen nur im Kreise herumgeführt, ihn nur dahin gebracht, wo er von Anbeginn stand? Wäre demnach alles umsonst gewesen? Fast könnte es so scheinen. Indes eine tiefere Betrachtung läßt bald erkennen, daß dieser ungeheure Umweg für den philosophierenden Menschen notwendig war. Er mußte erst sozusagen den globus intellectualis durchmessen, um in der Welt heimisch werden zu können. Das naive Leben war für den Philosophen unmöglich geworden, da der Erkenntnistrieb der Entfaltung des Lebenstriebes ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzte. Dafür hat er sich ein neues Leben erringen müssen; Schritt für Schritt mußte er sich das Leben, das ihm zwischen den Fingern zu zerrinnen drohte, zurückerobern. Erst wenn er mit dem Leben erkennend gerungen hat, kann er sein eigenes Leben leben. Es steckt eine tiefe psychologische Wahrheit in dem Worte Ewalds, daß noch keiner Philosoph geworden sei, der nicht zuvor innerlich an allem Schiffbruch

gelitten hätte*. Erst wenn er alle Höhen des Lebens durchmessen, wenn er in die letzten Tiefen des Seins hinabgestiegen, kann er wieder in die Täler und Gefilde der Menschen gehen, vermag er als ihresgleichen mit ihnen zu leben und zu fühlen, zu handeln und zu leiden. Allerdings bedarf er dazu einer Maske, der Maske der Menschlichkeit und Natürlichkeit, die er auf seiner Reise zu des Daseins Grenzen unwiderbringlich verloren hat. Jeder Schritt und jede Geste, jeder Blick und jeder Atemzug erinnern ihn daran, daß er ein Mensch unter Menschen ist, daß er nur als Mensch, nicht als Philosoph sein Leben weiterführen kann. Und so muß er denn die Philosophie vor den Augen der anderen verbergen und sich die Maske des Lebens aufsetzen. Nur mit dieser Maske kann er unter Menschen wohnen, an ihrem Leben teilnehmen, in ihren Werkstätten arbeiten. Immer wieder aber muß er von Zeit zu Zeit die Maske abnehmen und zu sich selbst zurückkehren, immer wieder lockt es ihn nach den eisigen Höhen der Erkenntnis, zieht es ihn in die dunklen Abgründe des Daseins, zu dem fernen Gestade der Einsamkeit. Für ihn bleibt eben die Wirklichkeit ein Chaos, das zugleich ein Kosmos ist, das er fliehen und verfluchen möchte und doch segnen und liebend umfassen muß.

Zwei gewaltige Mächte ringen um die Seele des Philosophen: der Wille zur Wahrheit und der Wille zum Leben. Beides läßt sich in diesem irdischen Leben niemals restlos vereinigen. Der Philosoph muß zuerst leben, um die Wahrheit erkennen zu können, und doch will er zuerst die Wahrheit erkennen, um leben zu können. So sieht sich denn alle Philosophie in den unentrinnbaren Zirkel eingesponnen, eine Aufgabe erst nach Aufhebung ihrer eigenen Voraussetzungen lösen zu sollen. Der Antagonismus zwischen dem Willen zum Leben und dem Willen zur Wahrheit ist unüberwindlich. Diesen Gegensatz muß der Philosoph in seiner Brust durchleben und auskämpfen bis zu den letzten Konsequenzen. Das ist sein Schicksal, darin besteht seine tiefste Tragik.

So sehen wir denn, daß auch der Philosoph, dieser scheinbar allem Tragischen enthobene Mensch, der allgemeinen Lebenstragik seinen Tribut zahlen muß. In seinem kühnen Bestreben, das Leben zu überwinden, sich von ihm loszulösen, der Tragödie des Lebens zu entfliehen, verwickelt er sich erst recht in einen tragischen Widerspruch. Je höher er sich über das Leben erhebt, je umfassender sein Blick, je mehr er überschauen will, desto ärmer wird sein Leben selbst; den Reichtum seiner Erkenntnis kann er nur mit der Verarmung seines

* Ein interessantes Beispiel dafür bietet der philosophische Entwicklungsgang Ed. v. Hartmanns. Ursprünglich für die Offizierslaufbahn bestimmt, sieht er sich nach kurzer Zeit infolge eines unheilbaren Leidens gezwungen, seinen Beruf aufzugeben. Er versucht es dann mit der Malerei und schließlich mit der Musik: seine strenge Selbstkritik verbietet ihm aber auch auf diesen Gebieten ein weiteres Arbeiten. ‚So verschenkte ich dann,' erzählt er selbst, ‚Pinsel und Palette und verschloß meine Noten, ein Stück Ballast flog nach dem anderen über den Bord meines Lebensschiffleins.' So war er bankerott an allem, was sonst den Sterblichen groß erschien und begehrenswert — bankerott an allem, nur an einem nicht: am Gedanken. Je mehr er über Bord geworfen, je leichter sein Nachen geworden, desto mehr war er ins rechte Fahrwasser geraten, desto deutlicher erkannte er seinen wahren Beruf: das freie philosophische Denken. Hier haben wir die philosophische Reflexion nach Aufgabe aller übrigen Lebensbetätigungen.

Lebens erkaufen. Und so offenbart sich auch am Schicksal des Philosophen die tiefe Wahrheit von der unentrinnbaren, geheimnisvollen Tragik alles Lebens. Es ist wohl etwas von dem Schicksal, das ein tiefernster moderner Dichter in die schwermütig-schönen Worte gekleidet hat, als er schrieb:

Dem Daseinsfrohen, dem emsig Lebenden,
Am Alltagskleide rüstig Webenden
Gehört die Welt mit goldenen Halmen.
Doch jene, die fröstelnd in Lebensmitten
An Sehnsucht, an Schwermut, an Heimweh gelitten,
Krönt erst der Tod mit Friedenspalmen.
(Schönaich-Carolath.)

Sonntag der Seele

Siehe, das Ewige ist dir nah!
Und die tiefen Ströme heiliger Kraft
Wässern der Seele sprossendes Eden.
Du aber leite der Liebe
Flatternde Purpursegel
Hell aufglühenden Fernen zu!
All die seligen, schimmernden Weiten,
Die gottumleuchteten,
Sind deines pochenden Herzens
Winkende Ziele!
Löse der Sünde brennendes Nesselband
Von der hohen Stirn und laß abfallen
Die gefleckten Kleider der Welt.
In weiße Linnen gürtet der Starke sich,
Wie Kinder sie tragen
Am Unschuldsmorgen des Lebens.
Also rüste du deines Herren Tag!
Und der Sehnsucht schneeige Taube,
Schicke sie aus nach den blauenden Küsten
Gottverheißener Glücksvollendung.
Abendlich kehrt sie zurück,
Heiligen Friedens Botin,
Und ihr Ölzweig grünet
Und wächst dir zum schirmenden Hain.

J. Gramm.

Das Opfer der Beatrice
Novelle von Jeanne Berta Semmig

Auf dem Wege, der von Florenz langsam nach Fiesole aufsteigt, hielt in den ersten Septembertagen des Jahres 1321 ein Zug berittener Reisender zu kurzer Rast. Etwas abseits von einem Trupp lebhaft plaudernder Kaufleute sammelte sich eine Zahl geistlicher Frauen, die nach einer Wallfahrt mit ihrer Äbtissin in das Kloster San Stefano dell' Uliva zu Ravenna heimkehrten. Manche von ihnen schienen es trotz ihres dunklen Ordensgewandes wohl gewohnt zu sein, ein Roß zu gängeln, mehr fast als ein junges Weib von kaum zwanzig Jahren, das, von langwallendem Mantel umhüllt, auf seinem Zelter saß und mit gefalteten Händen nach der blühenden Stadt im Tale schaute. Sie trug nicht die Stirnbinde der Vermählten, aber auf ihren blassen Zügen mit der fast scharfen Profillinie lag trotz der Jugend etwas von dem Ernst der Frau, die Entbehrung kennt. Schön war das zu den Wangen herabfließende kastanienbraune Haar und der stille Blick der dunkelgrauen Augen unter den feinen Augenbrauen. Diese Augen schauten mit tiefem Wundern auf den Gürtel der Mauern, die ihre Heimat, die liebliche, umschlossen. Dort floß das blaue Band des Arno und drei Spangen legten die Brücken über seine helle Flut. Dort erhob der Turm der Signoria sich schlank und klar, dort lag in der Sonne die breite Pracht des Domes und daneben San Giovanni in schlichter Schönheit. Das junge Weib neigte zu einem kurzen Gebete die Stirn, als es die Heiligtümer seiner Stadt noch einmal überdachte, und es spürte ein gewaltiges Herzklopfen, ein Schauern und Zittern, denn ihr war, als seien es nicht ihre Augen, die all dies in sich einsogen. Die Jungfrau, die bei Tagesanbruch von einer streng blickenden, sorgenvollen Matrone den Abschiedssegen erhielt, Dante Alighieri's Tochter, fühlte den Schmerz des Verbannten, als er in hastiger Flucht sich noch einmal auf bitterem Wege umschaute.

Und in diesem Augenblicke wurde ihr alles klar, was sie tat. Wie in einem Schlafwandel war sie all die Tage gegangen, seit die Brüder sie nach Ravenna luden, um an dem, was sie dort ihren Herd nannten, eine frauliche Fürsorge zu spüren. Nun trat ihr Leben aus der Dämmerung heraus, die über ihrer Jugend gelegen. — In dunklen Kirchen hatte sie mit der Mutter die Frühmessen gehört, um nicht beim Hochamt unter dreisten Blicken der Frauen zu leiden. Sie hatte bei jedem Gange durch die Straßen sich ängstlich an die streng hinschreitende Mutter gehalten, — sie hatte gefühlt, daß kein Oberhaupt in ihrem Hause war, wenn sie sich in der Halle zum Mahle niedersetzten. Und Beatrice Alighieri wußte nicht, welcher Art der Mann war, dem sie ihr junges Leben

dankte. Denn die Sippe der Mutter war dem Fernen fremd und feind geworden, und unter der Sorge um Anwesen und Kinder hatte Gemma Donati vergessen, daß sie doch mit leisem Stolz dem Angetrauten gehört hatte. Was hatte er getan, der nie geschaute Vater? Es ging ein Schatten durch die Casa Dante.

Die kleine Bice hatte einst auf der Piazza della Signoria einen sonderbaren Zug am St. Johannistage gesehen — Männer mit finsterem Gesicht und harten Augen — Bußkappen auf dem Kopf und Kerzen in der Hand. Ein häßlicher Knabe aus dem Volke hatte mit dem Finger auf sie gewiesen: ‚So wird Monna Bices Vater gehen müssen, wenn er wieder in die Stadt will. Siehst du den Gelben dort mit der Hakennase? Gerade so schaut er drein.' Noch spürte Beatrice das Zittern ihrer kindlichen Glieder in jener Stunde. Aber dann wurde es ihr wieder warm, und wie eine Verheißung klang es ihr wieder im Ohr. War da nicht einer an sie herangetreten, der ihr schon wie ein Älterer erschien? Er hatte ihr Gesichtchen in seine Hände genommen und sie gütig angeschaut. ‚Kleine Herrin, hier ist kein Platz für Euch und Eure Mutter wird die Dienerin schelten, die hier mit Euch ging. Gebt mir die Hand, daß ich Euch heimführe.' Sie war neben ihm gegangen, und seine Stimme hatte immer Neues und Liebes gesagt. ‚Ich will Euch sagen, wie Euer lieber Vater ausschaut. Nehmt zu Haus den Handspiegel Eurer Mutter und seht Euch an und denkt, jeder Eurer Züge sei größer und strenger, dann bleibt aber noch soviel Liebes, daß Ihr gern an Euren fernen Herrn und Vater denken werdet. Ich verspreche Euch eins, Monna Bice, hier, wo der Gebannte sich nicht zeigen dürfte, will ich in unsern Heiligtümern noch sein Bild malen. Da soll es von der Wand herabschauen, so holdselig, wie ich es vor meinen Augen habe.' Mit solchen Worten hatte er die Kleine bis an ihr Haus geleitet. ‚Von Messer Giotto sagt Eurer Mutter einen ehrerbietigen Gruß.'

Dann kam eines Abends ein Florentiner Edelmann, der an dem Hofe der Scaliger in Staatsgeschäften gewesen. Der brachte eine Botschaft für Frau Gemma Donati. ‚Euer Herr schreitet in Verona so stolz dahin, als sei er der Gesandte der Stadt.' Da freute sich die Kleine, und als sie an dem Edlen vorüber ging, reckte sie nach dem Gruße ihr Köpfchen, wie es sich der Tochter eines solchen Mannes geziemte. Noch stolzer aber ward sie, als ein Gerücht von nahendem Kampfe sich in Florenz verbreitete.

Im Hause lebte eine alte grauhaarige Dienerin, die hatte den fernen Herrn als Kind auf ihren Armen getragen. Nun schlich sie sich mit der Tochter des immer geliebten Gebieters nach der Taufkapelle von San Giovanni: ‚Mein Lämmchen, meine kleine Herrin, wir wollen hier für

Franz Hecker / Primula veris



ihn beten. Denn sie sagen, daß er mit dem großen Kaiser aus Deutschland kommt und ihn nach der Heiligen Stadt führen wird.' — Aber wie sie in der Dämmerung des heiligen Raumes auch knieten, der Gebannte, den man verbrennen wollte, wenn er sich im Weichbilde von Florenz betreffen ließe, zog nicht siegreich an der Seite des Luxemburger Heinrich ein. Es kamen Zeiten, da wußten die Frauen in der Casa Dante nicht, wo sie den fernen Herrn mit ihren Gedanken suchen sollten, und von dieser Zeit an hörte die heranwachsende Beatrice heimliche Schritte, schwer und gemessen. Schritte in Säulenhallen fremder Paläste, — Schritte auf weißen Landstraßen und in kühlen, schweigenden Kreuzgängen. Sie hörte sie, wenn sie über ihrer Stickerei saß und Mutter und Mägde von gleichgültigen Dingen redeten. Sie hörte sie in hellen, schlaflosen Nächten, — ihre Sehnsucht war es, die all dies wundersame Tönen schuf, das lauter noch als ihr Herz klopfte.

Und als die Söhne des Starken, die ohne seine Hand groß geworden waren, zu ihm sich flüchteten, als böte der Schatten des Verbannten mehr Schutz, denn die Mauern des elterlichen Hauses, da sann sie ihnen so lange nach, daß Frau Gemma sie hart anließ. Die stolze Frau hatte einen schweren Weg zu gehen. Ihrem ehelichen Gelübde treu, hatte sie des Hauses und der Kinder gewaltet, die Anhänglichkeit an ihre Sippe hielt sie in der Stadt fest. Nun gingen die Jahre, und mit mütterlicher Sorglichkeit sah sie, wie die jungen Töchter ihres Geschlechtes in Beatricens Alter sich mit dem Stirnschmuck der Frauen umwanden. Beatrice Alighieri aber begehrte keiner. So geschah es denn, daß auf wunderliche Weise die Mutter der Tochter fast Vorwürfe machte, und schier Erleichterung hatte in dem Abschiedsgruß der zurückbleibenden Frau gelegen.

Die Glöcklein der Saumtiere begannen wieder zu tönen, die kurze Rast und Wartezeit auf säumige Reisegenossen war beendet, und die Karawane wand sich die hügelige Straße aufwärts. Florenz entschwand den Blicken, die noch einmal rückwärts fragten, suchten. Wie ein Pilgrim sich der Stationen zum Wallfahrtsort freut, so schaute die junge Florentinerin mit klaren, dankbaren Augen das Land, dessen Zypressen wie sein Boden aufstrebten. Der Weg hob sich, Bergrücken türmten sich auf, schauten einander über die Schultern. Auf dem Monte Senario ruhte ein Kloster im Septembergolde. Gottesfrieden lag über dem Gebirgszuge. Und die Straße senkte sich in das breite Mugellotal, über den Sieve stampften die Rosse auf der Brücke hin; das Ave Maria des Abends überraschte sie an den Toren des Borgo San Lorenzo.

Als die reisenden Frauen am anderen Morgen das klösterliche Asyl verließen, um zu der Karawane zu stoßen, die in der Herberge genächtigt

hatte, sahen sie auf dem Marktplatze, daß die Kaufleute die günstige Gelegenheit nicht versäumt hatten. Zwischen den halb gerüsteten Saumtieren hatte der Seidenkrämer seine Truhen geöffnet und ließ die leuchtenden Farben seiner Tücher und Bänder locken. Bürgerinnen des Fleckens ließen Gehänge aus Filigran, die ein Juwelier ihnen anbot, durch die Finger gleiten. Vor dem Stand des Buchhändlers aber hielten Priester und junge Männer in der Kappe der Studenten. Des Buchhändlers kluges Auge sah die Nahenden und unter ihnen an der Seite der Äbtissin die junge Edle. Er nahte sich mit verbindlicher Geste.

‚Gestattet, hochwürdige Frau, daß ich die edle Dame an Eurer Seite mit aller Ehrerbietung anrede, die ihrem Namen gebührt. Ich bin ein Mann, der seinen erlaubten Vorteil ziehen muß und möchte ihr meine Miniaturen zeigen. Denn an dem Hof der Polenta, wo ihr erlauchter Vater weilt, dürfte eine Empfehlung aus seinem Munde schwer wiegen.‘ — Dabei öffnete er vor den Augen der Frauen ein wunderfeines Missale, um dessen Pergamentblätter sich ein buntes Rankenwerk schlang. Das zarte Geäder der Blätter, die Pracht der Blüten fesselte den Blick der Frauen. ‚Ist auch ein Schüler des Oderisi, der mir die Bildchen malt, — Euer erlauchter Vater wird den Namen kennen.‘

Beatrice Alighieri hatte die Worte zuerst mit aller Zurückhaltung angenommen, die ihr als der Jüngeren vor der Äbtissin ziemte. Doch konnte sie es nicht hindern, daß ein feines Rot der Freude über ihr Antlitz ging. Wahrlich, die Fremde war gut, wo sie als Tochter des Alighieri frei das Haupt tragen durfte.

‚Ihr kennt meinen Vater, Meister?‘ Der bewegliche Mann trat einen Schritt zurück und schloß die Hände mit leichtem, vielleicht gewollten Erstaunen zusammen.

‚Madonna! Euren Vater nicht kennen! Schaut nach rechts, wo die Pfade sich absenken nach Arezzo, und fragt, ob man auf dem Schlachtfeld von Campaldino nicht weiß, daß Euer Vater dort für Florenz gefochten, und schaut nach links, wo hinter den Bergen Bologna liegt. Die Stadt ist stolz, daß er durch ihre Hörsäle schritt, stolz wie das gelehrte Padua. Fragt hier die beiden ehrenwerten Herren, die Euers Vaters Ruf nach Ravenna führt, ja, schaut nur den einen an, er kommt aus der Fremde über den Bergen, aus Deutschland, und Euer Vater und Herr wäre nicht bekannt?‘

Eine Gebärde wies die junge Frau auf zwei Männer, die zu Fuß unter den Dienern gewandert waren. Reisehaft, abgenützt war ihre Gewandung, ihr Gebahren war frei und ruhig. Mit höflichem Anstand lüfteten sie ihr Barett, als die Äbtissin sie ansprach, während das junge

Edelweib nur mit freundlich prüfendem Blick den Landsmann und den Fremden streifte.

‚Wir reisen, wie es scheint, in gelehrtem Schutze,' sprach die ehrwürdige Frau Äbtissin. ‚Hat einer der Herren wohl gar die Absicht, die heiligen Weihen zu empfangen?' Der junge Deutsche lächelte bejahend. ‚Und unser Landsmann nicht?' fragte die Frau wohlwollend.

‚Ich bin nicht berufen, hochwürdigste Mutter, mein Freund Tielo meint aber, es gäbe verschiedene Stufen der Gnade, und ich bin auf der meinen zufrieden.' Der heimliche Jugendübermut mißfiel der geistlichen Frau nicht, doch wandte sie sich in wohlmeinender Neugier wieder dem Fremden zu: ‚So meint Ihr, Euren Beruf würdiger zu versehen, wenn Ihr zuvor in unserem geliebten Italien Gottesgelehrsamkeit studiert? Fürchtet Ihr Euch nicht, nach unserer Sonne in Eure hyperboräischen Wälder zurückzukehren?'

Es war nicht klar, ob der Student leise und gutmütig ob der Vorstellung der Äbtissin von seiner Heimat lächelte, oder ob das gelehrte Wort ihn belustigte, das die würdige Frau mühsam gesucht. ‚Ich werde mit Dank dieses Landes gedenken,' sprach er; ‚denn wahrlich viel Gastfreundschaft habe ich überall genossen, bei den Söhnen St. Benedikts und in Assisi bei San Francesco.'

‚Und jetzt geht Ihr nach Ravenna? — Ihr werdet uns manches zu erzählen haben, wir schlagen einen langsamen Schritt an und lassen gern die Männer voraus, die weltliche Geschäfte treiben.'

So wurden die beiden Studenten Reisegefährten der Frauen. Bis dahin hatte Beatrice Alighieri nur der stummen Sprache der Bergzüge und Flüsse, der Kastelle und Klöster auf der Wanderung gelauscht. Nun hörte sie manches menschlich kluge Wort, und wenn einer der Jünglinge auch an sie eine Frage wagte, so fühlte sie, wie sie von der Bedeutung ihres Namens umgeben wurde wie ein Kind von den Falten des väterlichen Mantels. Da legte sich auf ihre Stirn noch mehr Demut und eine sonderliche Entselbstung gesellte sich dazu. Beatrice Alighieri fühlte, daß ihr Wesen nur um eines anderen willen geehrt wurde. Was ein anderes Weib mit jungen Sinnen im Innersten verletzt hätte, nahm ihre Jugend als Ehrung hin, und daran war ihr Leben bis jetzt weniger reich gewesen als an Stolz.

So wurden die drei Reisetage über das Gebirge nach Faenza ein wundersames Gewebe für ihre spätere Erinnerung, und wenn später Dantes Tochter hörte, wie des Toten Ruhm von einem Meere des Vaterlandes über die Berge zum anderen Meere schritt, so hörte sie die Glocken der Saumtiere im Gebirge und hörte die Stimmen der Jünglinge, deren einer mit fremdem harten Tonfall ihre Muttersprache redete. Dazu vollzog

sich noch eine sonderliche Arbeit in ihren jungen Gedanken. Dem Verbannten zog sie entgegen, der Sitz und Stimme im Palazzo della Signoria gehabt, den die Stadt einst als Gesandten in benachbarte Republiken schickte und auf dessen Stimme im Exil selbst ein Kaiser horchte. Aber ein anderer schien er für die reisenden Schüler zu sein. — Es war in der Nacht in dem Flecken Marradi. Das Haus eines verwandten Edelmannes hatte die Äbtissin und ihre Begleiterin aufgenommen, aber Beatrice Alighieri fand keinen Schlummer unter dem Säulenhimmel ihres Bettes. Das Gemach lag nach dem Markte zu, und von dem freien Platze stieg Gesang empor. Die Jugend des Ortes freute sich der klaren Septembernacht, sie sangen, wie die Jugend von Florenz singt, wenn sie lautenschlagend durch die sternenhellen Gassen zieht. Das Mädchen stand von der niederen Bettstatt auf und lauschte an den geschlossenen Läden. Da hörte sie auf eine Stimme, die sie von der Wanderung kannte, die Stimme des Bologneser Studenten.

Tanto gentile e tanto onesta pare la Donna mia —

So begann das Lied zum Preise einer holdseligen Frau, bei deren Vorüberschreiten jede Lippe zitternd verstummt, jedes glühende Auge niedersinkt, weil ihre demütige Schönheit vom Himmel zu stammen scheint. Einsamkeit herrschte in Beatricens Gemach und Dunkel, alle Sinne schwiegen außer dem aufhorchenden Ohre und von unsäglicher Süße erschien ihr auf einmal in dem heraufklingenden Liede die Sprache Italiens, die ihr sonst als Alltägliches von den Lippen floß.

Als die Reisenden nun am anderen Tage wieder ihren Weg aufnahmen, spürte die Jungfrau, wie die Schüler mit stiller Beharrlichkeit neben ihrem Zelter schritten. An einer Wegbiegung, wo der Pfad sich über Geröll ins Tal senkte, strauchelte ihr Pferd. Der Bologneser hielt es am Zügel fest, führte das zitternde Tier behutsam eine Strecke, und als Beatrice mit freundlichem Worte dankte, begann er mit raschem Entschluß:

‚Herrin, dankt uns durch die Schlichtung eines freundschaftlichen Streites, den Ihr am besten beilegen könnt. Ihr wißt, wir ziehen nach Ravenna, um Schüler Eures erlauchten Vaters zu werden. Da schilt mich nun mein Genosse wegen Mangel an Ehrerbietung, weil ich den Namen Dante Alighieri zu denen unserer Sänger von süßer Liebe geselle. Aber hättet Ihr doch gehört, was ich diese Nacht auf dem Markte sang.‘ — Sie hatte gehört und in ihre Wangen stieg eine Röte, sie wandte das Haupt ein wenig ab. Denn das war ein Zug in dem herben Bild ihres Vaters, den sie nicht kannte und der die Eifersucht ihrer Jugend weckte, das dunkle Gefühl des Kindes, in dessen Sinn ein Vater nur Vater sein kann.

‚Die edle Frau zürnt dir, Giovanni,‘ begann der Deutsche. ‚Was

du sangst, ist wahrlich schön und edlen Frauen angenehm. Aber denkst du, ich ginge nach Ravenna, um zu lernen, wie man Liebeslieder singt, und seien sie so tief, als gälten sie keiner irdischen Frau? Göttliche Beredsamkeit will ich lernen, und ich weiß, daß in dem Meister von Ravenna nur noch heiliges Feuer glüht, seit er so schwere Wege ging.' Beatrice horchte auf den geheimnisvollen Unterton in der Stimme des Fremden. Ihr Auge begegnete einem plötzlich weltfremden Blick des deutschen Studenten, und von Bewegung heiser war die Stimme, die nun weiter sprach: ‚Fraue, wißt Ihr nicht, daß Euer Herr die Verbannten in der Qual schaute?' Wieder sah sein Auge ins Weite und zum Flüstern sank seine Stimme herab. ‚Fraue, ich habe eine Schwester im Kloster drüben in den Bergen, die dunkler sind als diese Höhenzüge, über denen stets ein blauer Schein liegt. In dem Kloster hat ein frommes Weib gelebt, Mechtild hieß sie. Die hat von den Qualen der Hölle und der Seligkeit im Paradies geträumt, und wer ihr Buch liest, der meint, das ewige Licht umfließe ihn. Mehr noch und tiefer soll Euer Vater geschaut haben. Sie raunten sich's in Verona zu, wo ich Gastfreundschaft empfing. Die Edelleute des Herzogs fürchteten sich, wenn er sie anschaute. Sie sagten, jedem sehe er es an, ob er einst zu den Verdammten fahre, selbst den Geweihten.'

Der künftige Priester schwieg, sein Schweigen lastete auf den anderen und Beatrice Alighieri hüllte es wie in Einsamkeit ein. Ihr war, als müsse der zur Schlucht verengte Weg sie in immer tieferen Windungen fortführen, bis er sie zu dem brachte, der die Gründe der Hölle geschaut. — Eine Fastenpredigt hatte ihren Kinderjahren die glühenden Schlünde gezeigt, wo die Unseligen schmachten, verbannt von dem ewigen Vaterland ihrer Seele. — Von dem Vaterland. Da stieg es wie ein Wissen in ihr auf. ‚Vater, ich weiß, warum du die Hölle sahst.' Es war die Liebe eines jungen, unerfahrenen Weibes, dessen Irrtümer selbst Güte sind, weil es nur ahnen kann, was im Manne vorgeht. Und wäre die Schlucht noch enger und düsterer geworden und wäre es durch Einöden gegangen, der Weg führte zu i h m. — — Ihrer Liebe Vision entzündete helle Ampeln in einem weiten leeren Gemach, wo einer einsam über Büchern saß, und wo die Einsamkeit wich, weil ihr Gewand leise über die Fließen strich. O Reise, nimm ein Ende! So leben zu dürfen, ihn zu umhegen, an seiner Seite in der Kirche zu knien und beim Heimweg das Haupt heben zu dürfen: Schaut, er ist nicht mehr allein, er schützt seine Tochter in seinem Hause! — — Weit, weit lag Santa Maria del Fior und weit die Kuppel von San Giovanni. Sie w o l l t e auch nicht daran denken. — Aber der neuen Stadt streckte sich ihre Sehnsucht entgegen. In die Niederung ging es, sie wußte, sie würde nichts mehr sehen wie die Höhen von Fiesole. Eine Ebene nur, die sich mit ihrem Flusse zum Frieden des

Meeres senkte. Wie sie auch sein mochte, die Stadt, sie wollte sie lieb haben; und Jahre, lange Jahre schaute sie vorwärts, gab mit starkem Gelübde ihre junge ungebrochene Kraft einem großen Gedanken hin. So erfüllt von einem einzigen Gefühle, sah sie Faenza im Abendgold, die letzte große Rast vor ihrem Ziele.

Und dann kam die letzte Spanne Zeit, die Beatrice Alighieris Sehnsucht von dem Vater trennte, und wieder ward das ein wundersamer Tag für die kommenden Jahre, denn als sie am Morgen durch die Gassen von Faenza ritten, zog dem jungen Weibe, das seine Jugend willig zum Opfer bringen wollte, ein Bild des Lebens entgegen: Einen Brautzug kündeten fanfarenblasende Herolde an. Tänzelnde Rosse zogen einen geschmückten Wagen, und unter seidenem Baldachin saß ein bräutliches Weib, deren Auge für kurze Weile denen der Jungfrau begegneten. Zwei Schicksale berührten einander, und die Erinnerung an die Gespielen in Florenz und leise klagende Blicke der Mutter zog durch Beatricens Herz. Sie kämpfte gegen diese Gedanken und sie zogen doch mit ihr auf der weißen Straße, deren Staub die grünen Raine bedeckte. Sie zogen mit der wachsenden Sonne über den Feldbreiten und dem kärglichen Schatten, den die Maulbeerbäume spendeten. Beatrice Alighieri schaute die Straße entlang, die öde, leere Straße. Und mit dem letzten Erlebnis kämpfte ein frommer und tiefer Wunsch ihres Herzens. — Siehe, da schritten ihr auf der Straße zwei Wanderer im Habit entgegen, Jünger des heiligen Franziskus, demütig das Haupt gesenkt. Schweigend gingen sie nebeneinander im Brand der Sonne, zwei Einsame, die durch diese Welt gingen, als seien sie schon von ihr losgelöst. Und als sie an den Frauen vorüberschritten, kam von ihren Lippen ein Gruß: ‚Der Herr gebe dir Frieden!' Gesegnet war ihr Weg durch den Segen in solchem Grüßen, und nun freute sie sich des weiten Geländes, der grünen Halme in den unübersehbaren Feldern, nun schlug ihr Herz voll seliger Erwartung den Mauern Ravennas entgegen. —

Da lag sie, die Stadt, dunkel, schweigend ihre Mauern. — Sie hat viel gesehen und viel begraben, Frauen, die Kronen trugen, und Helden, die meinten, ihr Leib würde hier ruhen bis zum jüngsten Tage. Aber von all dem wußte die Tochter des Alighieri nichts, und auch das Volk in der Stadt wußte kaum noch von den fremden Schritten hier in seinen Mauern. Nur in den Julinächten, wenn ein feuchter und schwüler Hauch über der Stadt brütete, da kam wohl ein Traum, der für die Ahnen Wirklichkeit gewesen —: Kampf und Not der Belagerung und fremdäugige Krieger, vor denen man scheu zurückwich, und dann wieder Sehnsucht nach weißen Segeln in dem blauen Wasser, das der Stadt immer ferner und ferner rückte. —

In Beatrice wuchs die Erregung vor dem Kommenden. Der Einzug durch die hadrianische Pforte der Stadt, der Ritt durch die schmalen Gassen nach dem Kloster San Stefano verschwammen vor ihren Augen wie Bilder im Nebel. Und wie im beginnenden Schlaf die Worte anderer undeutlich nur bis an den Vorhof der Seele dringen, so hörte sie den ehrerbietigen Abschiedsgruß der reisenden Kaufleute und der geistlichen Schüler, die noch einmal der Äbtissin für die erwiesene Güte dankten und sich auch vor ihr tief verneigten. — Nun hielten sie an der Pforte des bescheidenen Klosters und mächtig schwoll ein Wunsch in ihrem Herzen auf. Warum in das unbekannte Asyl, wo ihr das Haus des Vaters winkte? ‚Hochwürdige Frau, wollt Ihr mich gleich jetzt zu meinem Vater geleiten lassen?' Die Äbtissin verstand den verlangenden Ausdruck. ‚Ich selbst will Euch führen.' Und der Pförtnerin rief sie zu: ‚Schwester, wir verziehen noch eine Weile, ich will in das Haus des Dante Alighieri.' Ein Priester ging vorbei: ‚Verzeiht, hochwürdige Frau, wenn ich Euch anrede. Der edle Herr, zu dem Ihr wollt, ist krank.' Die Äbtissin umschloß mit der ihren die kalte zitternde Mädchenhand, die plötzlich nach ihr suchte. ‚Sprecht, ehrwürdiger Vater, woher wißt Ihr solches?' ‚Ich komme vom Palaste der Polenta. Der Graf sendet soeben seinen Arzt in das Haus des edlen Alighieri, der vor kurzem von einer Gesandtschaftsreise nach Venedig heimkehrte. Es heißt, er habe sich zu sehr in der Arbeit ereifert. — Das ist dem Herrn leid — er hält große Stücke auf ihn — Ihr wißt.' Er legte den Finger bedeutsam auf die Lippen, und der geheimnisvolle Zug, den Beatrice Alighieri von dem Schüler her kannte, ruhte auch auf dem Gesicht des fremden Priesters. Die Äbtissin sah das Mädchen fragend an. Beatrice schien stumm und gefaßt, doch hinter dieser Fassung lag Schmerz, und die geistliche Frau empfand es mit leiser Beruhigung, daß er so ergeben getragen wurde. ‚So wollen wir morgen fragen.' ‚Morgen,' nickte die Tochter des Verbannten.

Die Nacht lag über Ravenna. Die Sterne standen über den alten Basiliken und zu dem vergangenen Leid, das hier so viel Nächte verweint und verbracht hatte, hatte sich ein anderes gesellt, — ein kleines Leid, gemessen an den toten Jahrhunderten, — ein großes Weh, gewogen in dem Leben eines Menschen, der von einer einzigen Hoffnung lebte. Nun lag Beatrice in dem schmalen Bettchen der Klosterzelle. In all den Nächten der Reise hatte sie nur eins bedacht: — das Dach der Alighieri erwartet dich und dort wirst du in der Heimat sein. — Die Hand aber, die ihr die Pforte eines neuen Vaterhauses öffnen sollte, lag jetzt wohl kraftlos auf einsamem Lager. Doch wie schwer auch die Ahnung bitterer Sorge auf ihr lastete, die Müdigkeit ihrer jungen Jahre gewann doch die Oberhand, und der Morgen fand sie mit ehrlichem und gutem Willen für alles Kommende.

Neben der Äbtissin ging sie durch die Gassen der Stadt an den ernsten Häusern der edlen Geschlechter vorbei, an Kirchen, in denen Fromme mit andachtstillem Herzen beteten. Sie selber verlangte es nach einer Weihe für ihre Tage, und die geistliche Frau geleitete sie mit heimlichem Stolze über die Heiligtümer ihrer Stadt einem grauen Gotteshause zu. Unter der Schwelle blieb Beatrice zuerst gebannt stehen, und dies schweigende Erstaunen war mehr als ein gesprochener Dank. Dann schritt sie näher und trat leise auf, während ihre Augen nach oben schauten, wo von den Wänden des Schiffes ein himmlischer Reigen herniedersah. — O der goldene Glanz hinter den weißen Gewandfalten der Märtyrerinnen! So viel schöne, reine Schwestern mit strengen, stillen Zügen grüßten von oben! Wo immer sie auch gelitten haben mochten, nun standen sie so innig mit ihren Palmenzweigen beisammen, nun schauten ihre klugen Augen so gut auf die Fremde herab, die zu ihnen hinaufsah. ‚Bittet für mich!‘ Und Beatrice Alighieri kniete nieder und fühlte sich umschlossen von unsichtbarer Gemeinschaft. Ein reines, kühles Wehen war um ihre Stirn. So trat sie wieder hinaus, so standen sie an der Kirchenpforte. Da sprach ein Kind, das sich an ihrer Seite hielt: ‚Da kommt der Mann, der die Hölle gesehen.‘

Und Beatricens Herz stand still.

Durch die Gasse kam einer geschritten, den Auge und Herz nicht wieder vergaßen, der mit der stillen Straße allezeit im Gedächtnis blieb. Höher erschien er durch die dunklen herabsinkenden Falten des Gewandes um die hagere Gestalt. Er neigte das Haupt, seine Züge traten wie gemeißelt aus der Kappe, die seine Stirn umschloß. Streng mochte dies Antlitz scheinen, von den gesenkten Augenlidern lief zu den festgeschlossenen Lippen ein Zug hernieder, den Fremde Stolz nennen mochten, den aber in schweigender Scheu die ehrten, denen ein suchender Blick unter diesen schweren Lidern hervor in die Tiefe der Seele gebohrt hatte. Seine Lippen bewegten sich leise wie die eines Beters, sein Gang zeugte von tiefer Ermüdung und Selbstbeherrschung: — Ein Kranker hatte sich einen Weg abgezwungen. Als er vorbeiging, blieben die Frauen von Ravenna stehen und ließen ihn vorüber wie einen Herrscher. Wie hinter einem Herrn auch die Diener eine Lücke lassen, so folgten ihm in gemessener Entfernung junge Leute, Schüler, Edelgeborene, mit banger Sorge in Haltung und Blick. Unter ihnen ersah Beatrice flüchtig die Reisenden der verflossenen Tage, doch erschaute sie alles nur schattenhaft, wie der Andächtige die Gestalten der ministrierenden Diener sieht, während sein Auge inbrünstig an dem Allerheiligsten hängt.

Sie sah, sie schaute, sie umschloß den Vorüberschreitenden mit ihren Blicken und sie wußte, daß sie umsonst gekommen. — Wie lang oder

wie kurz sein Erdenweg noch sein mochte, der dort schritt, der bedurfte keiner Menschen, keiner demütigen Liebe mehr. Der brauchte nicht zu hören von San Giovanni, von Santa Maria del Fior, der Verbannte von Florenz schaute nach anderen Türmen als denen der Heimat.

Beatrice aber gehorchte einem inneren Zwange, und die Äbtissin hinter sich lassend, schritt sie dem kaum Vorübergegangenen nach. Sie hörte, wie die geistliche Frau einen Begleiter des Meisters ansprach, sie sah, wie dieser den Voranschreitenden einholte, und er hielt inne und wandte sich um. — Da ging das Mädchen gelassen und demütig auf den Ersehnten zu, nur heimlich trug sie ihm ihre Liebe entgegen wie eine köstliche Opferschale, um sie, deren er nicht bedurfte, vor ihm niederzulegen.

Der Kuß ihrer Lippen berührte seine schmale hagere Hand, sie hob die Augen auf, ihr Blick ruht in dem seinen, und eine Klarheit und Stille wurde in ihr. Tief in ihre Seele sank ein gütiger, leiser Gruß: ‚Unsere liebe Frau segne dich, meine Tochter. Sei willkommen!" Nicht mehr sprach er, und auch sie schwieg, aber ihres Lebens Erfüllung schienen ihr die wenigen Schritte durch die engen Gassen bis zu dem Hause, an dessen Pforte ihr Vater und Herr ihr als seinem Gaste den Vortritt ließ.

Der ehrerbietige Gruß einer grauen Schaffnerin, eines still dreinblickenden Dieners sagten ihr, daß sie erwartet wurde. Aber kaum wurde ihr in dieser Stunde bewußt, daß ihr das Entgegeneilen der Brüder fehlte, die ein Auftrag der Polenta noch fernhielt. Denn ihre Seele umschloß jetzt nur den einen. Er geleitete sie in ein hohes, kühles Wohngemach und ließ sie sich niedersetzen: ‚Du bist müde, du mußt ruhen, Beatrice.‘ Wieder war ein Schweigen zwischen ihnen. Aber sie fühlte, in diesem Augenblick maß er die lange Reise ihrer jungen Füße, den Weg, der sie immer weiter von einem vielgeliebten Orte geführt hatte. Sie fühlte seine Hand auf ihrem Scheitel, und leise sprach er wieder: ‚Später Beatrice, später.‘ O, wie verstand sie doch, daß er alles wußte, was sie zu ihm trieb, und daß ihr Schweigen ihm wohltätiger war als ein Reden von Dingen, die fern, fernab lagen. Sie küßte die Hand, die von ihren Haaren herniederglitt, und folgte mit dem Blick seiner Gestalt, wie sie mit der leichten Neigung des Hauptes, die sie an den Franziskanern gewahrt, aus dem Zimmer schwand. Als sie aber allein war, kam ihr jäh ein Erschrecken. Jetzt erst empfand sie, wie müde und heiser die Stimme gewesen war, die da gesprochen, wie mühsam sein Schritt. Und mit dieser Erkenntnis zog die Angst in ihr Herz, und Angst erfüllte das weite Gemach und ging mit schleppendem Gewande durch die Gänge der Casa Dante. Sie wandelte die Sprache der Diener in Flüstern um, sie wachte vor dem Gemach, wo der Herr des Hauses mit der harten, wachsenden Krankheit ringend auf dem Lager ruhte, sie schritt über die Schwelle des Hauses und flüsterte

in den Gassen, daß es die hörten, die mit Liebe und Scheu zu den Fenstern ihres Lehrers schauten. Sie hielt nicht vor dem Palazzo der Polenta still, sondern sagte es dem Herrschenden ins Ohr, daß der im Sterben liege, der seines Hauses Namen unsterblich mache. — So versank der einzige Tag, so verging die einzige Nacht, die Beatrice unter dem heiligen Schatten des väterlichen Namens durchlebte. —

Am 13. September hieß es in den Straßen von Ravenna: Dante Alighieri ist tot. —

Und es kam ein großer wacher Traum, Gebete und Litaneien in der Franziskanerkirche, — ein Trauerzug, in dessen Gepränge das Wappen der Polenta nicht fehlte, — das Haus aber, aus dem der lebendige Geist entschwunden, war kein Vaterhaus mehr. —

Grau und kühl lag am dritten Tage das Abendlicht über dem Schiffe von St. Appolinaris Nuova. Beatrice Alighieri kniete unter den Augen der Märtyrerinnen und suchte Rat bei den Verklärten. Sie war wie ein weggeweht Blatt. Was sollte sie nun bei den Söhnen des Toten, die doch nach eigenem Herde strebten? Eine Sehnsucht kam ihr nach den Gärten über den Bergen, aber die Gärten am Arno wollten helles Lachen und andere Augen als die ihren, in deren Grund für immer ein erdfremder Blick voll vom Ahnen der Ewigkeit gesunken war. Siehe, vor ihrer Seele stand der heilige Tote, und was der Lebende nicht begehrt, der Bürger der jenseitigen Welt schien es zu heischen, — das Opfer einer heiligen Liebe. Sie fühlte, wie ein heimliches, machtvolles und doch noch ungeklärtes Wollen ihr Wesen erfüllte, und sie lauschte in sich hinein, um die innere Stimme klar zu vernehmen. Als sie aber aus der Kirche trat und an Bürgern der Stadt vorüberschritt, hörte sie es hinter sich ehrerbietig flüstern: ‚Es ist die Tochter des Alighieri. Sie betet nun hier für seine Seele, er hat es gut.‘ Und ihre Seele sprach Ja und Amen zu dem, was das Ohr hörte. — Noch in derselben Stunde klopfte die Tochter des Florentiners an ein graues Kloster in Ravenna. ‚Beatrice Alighieri bittet um Einlaß und um den Schleier der Schwestern von San Stefano dell' Uliva.‘

Sie war in der Heimat!

Läßt sich das antike Drama zu neuem Leben erwecken? / Von Adolf Müller

I.

Will man sich von der attischen Dramenproduktion eine ungefähre Vorstellung machen, so muß man bedenken, daß allein für die tragischen Aufführungen an den großen Dionysien jährlich drei Dichter mit je vier Stücken in Wettbewerb traten. Das ergibt allein zwölfhundert Dramen für die Zeit von 500 bis 400. Zieht man davon die zu jedem Agon gehörenden drei Satyrspiele ab, so bleiben etwa neunhundert Tragödien; denn Wiederholungen alter Stücke waren eine Ausnahme. Noch erstaunlicher wird die Dramenfülle, wenn man die seit 488/7 hinzutretenden drei Komödien mitrechnet. Von jenen neunhundert Tragödien sind die meisten Manuskript geblieben, und das ist in Hinsicht ihres poetischen Wertes gewiß kein Verlust. Aber es bleibt schon bedauerlich, daß ein moderner Dramaturg nicht mehr die Hunderte von Stücken auf ihren Bühnenwert prüfen kann, welche noch die Bibliothek von Alexandria unter ihren Schätzen barg. Bekanntlich ist im Lauf der byzantinischen Zeit die Anzahl der Tragödien des Aischylos und Sophokles auf je sieben, des Euripides, wenn wir den unechten Rhesos und das sehr schwache Satyrspiel Kyklops ausscheiden, auf siebzehn zusammengeschmolzen. Dabei richtete sich die Auslese nicht einmal nach dem dichterischen und dramatischen Gehalt: ging es so weiter, dann verschwand von den sophokleischen Stücken selbst König Ödipus aus den Schulen, und nur der Ajas blieb übrig.

Diese Erwägungen waren nötig, um für die Frage, ob sich das antike Drama zu neuem Leben erwecken läßt, den richtigen Gesichtspunkt zu finden. — Von vornherein scheidet weiter die alte Komödie aus. Für die Neubelebung des klassischen Aristophanes fehlen die notwendigen Voraussetzungen: das Mitleben in jener Zeit der unumschränkten Demokratie, die Kenntnis der verspotteten Persönlichkeiten und Zustände, die Naivität, alle Unflätigkeiten — von der unanständigen Kostümierung noch ganz abgesehen — unbefangen hinzunehmen. Die Aufführung der Lysistrate in den Kammerspielen Reinhardts wird ein Kuriosum bleiben. Die Vögel hat Ruederer nicht bearbeitet, sondern ihre Motive auf unsere Zeit übertragen. Der Erfolg ist ausgeblieben.

Anders ist es mit Menander, dem griechischen Molière und Haupt der chorlosen neuen Komödie. Die überraschend reichen Papyrusfunde der neuesten Zeit haben uns bis jetzt freilich von seinem Lebenswerk nur Fragmente geschenkt: von einer Komödie ist ein Drittel, von einer zweiten die Hälfte, von einer dritten zwei Drittel wiederhergestellt; jeder neue Papyrusfetzen — man sieht es aus den philologischen Ergebnissen der allerletzten Wochen — vertiefte und verfeinerte das Bild seines literarischen Charakters. Wir dürfen hoffen, noch mehr zu finden, namentlich wenn man an die Hebung der verschütteten Schätze Herkulaneums geht. Jenes dritte Stück, das ‚Schiedsgericht', wird sich schon jetzt von einem kongenialen Nachdichter ergänzen und auf die Bühne bringen lassen. Es zeigt in seinem Bau eine spannende Handlung, in seinen Charakteren einen Menschenkenner und gestaltungskräftigen Geist. Seine Stoffe greift er

aus dem bürgerlichen Leben von Menschen, deren Anschauungen unsere Zeit besser versteht als die der klassischen Periode. Er weiß, daß Lust und Schmerz aus derselben Wurzel sprießen und man in der Komödie nicht bloß lachen soll, er bringt in seinen Charakteren den Satz zur Anschauung, daß der Charakter des Menschen sein Dämon ist, der ihn belohnt und straft. Man darf wohl erwarten, das ‚Schiedsgericht' in nicht ferner Zeit auf unserer Bühne zu sehen.

Vorläufig indes bleibt das eigentliche Material für uns jener dürftige Tragödienrest. Aber er enthält Perlen dramatischer Kunst, und es wäre des Schweißes der Edlen wert, wenn die moderne Bühne einen festen Bestand altklassischer Stücke gewänne, der dem Hörer zeigte, was wahre Tragik ist, und dem jungen Dichter einen Weg zur echten Kunst wiese.

Wie die Begeisterung der Franzosen für die Antike ihrer dramatischen Literatur klassizistische Form gab, wie dieselbe Antike auf die Deutschen einwirkte und Form und Inhalt ihrer Tragödien beeinflußte, das ist ein Kapitel für sich. Alle diese Bestrebungen zielten auf die Produktion neuer Stücke in antikem Geiste, so gut oder schlecht man ihn damals begriff. Aufführungen griechischer Originale waren selten. Aber die Lektüre der großen Tragiker in den höheren Bildungsanstalten hat in Deutschland Lehrer wie Schüler immer wieder gereizt, den Ertrag mühseliger Lehrstunden auf den weltbedeutenden Brettern zu verkörpern, und so gehören Antigone und König Ödipus, deutsch wie griechisch, zum ständigen Repertoire der Schüleraufführungen. Boeckh übersetzte auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. die Antigone, und Mendelssohn komponierte ihre Chöre. Auch Dramaturgen von Beruf brachten hier und dort ein sophokleisches oder euripideisches Stück. Wilbrandt studierte gegen den Willen seines Intendanten auf dem Burgtheater König Ödipus ein und erzielte eine Wirkung, die den Intendanten am meisten entzückte. Der erste Hellene unserer Zeit, v. Wilamowitz, ein Meister der deutschen Sprache, stellte mit seiner Übersetzung der Orestie — nicht mit seinem König Ödipus — ein klassisches Muster auf und zeigte, wie man die Zwangsjacke undeutscher Rhythmen und ‚konventioneller Stilisierung' zerreißen muß, um den Geist der griechischen Sprache zu befreien und die Kraft und Schönheit ihrer Gedanken zu entwickeln. Seitdem haben deutsche Bühnen auch dieses Riesenwerk uns in Leib und Leben vorzuführen gesucht. Wilamowitz selbst hat die Orestie seinerzeit inszeniert, aber der Erfolg entsprach seinen Bemühungen nicht, da die Kräfte der ihm zur Verfügung stehenden Schauspieler nicht ausreichten.

So besaßen wir in unseren griechischen Tragödien wohl Perlen von unschätzbarem Wert, aber sie glichen einem Schmuckstück in veralteter Fassung. Der Meister fehlte, der den Blick hatte für die Kostbarkeit der Perlen und das Geschick, die Fassung so umzuschmelzen, daß das Kleinod in desto vollerem Glanze erstrahlte. Da kam die Aufführung des König Ödipus im Zirkus Schumann, in Szene gesetzt von Max Reinhardt. Man kannte diesen genialen Beherrscher der Regiekunst, seinen unbeirrbaren Instinkt für das Wesentliche, Wirkungsvolle und Schöne. Der Erfolg war gewaltig und setzte die Federn bewundernder und tadelnder Kritik in ungewöhnliche Bewegung. Die Tragödie in Reinhardts Inszenierung hat ihren Zug durch die großen Städte angetreten

und, wenn man ihn auch nicht überall einen Triumphzug nennen kann, doch zum erstenmal nach ihrer Uraufführung im Dionysostheater zu Athen Tausende und Abertausende hingerissen. Ich bekenne, daß mich die ‚Übersetzung' von Hofmannsthal trotz aller Wertschätzung, die ich im Gegensatz zu vielen für diesen Dichter hege, wegen ihrer Willkürlichkeiten, Auslassungen und Fehler mißtrauisch machte und auch meinen Zweifel erregte, ob Reinhardts Kunst den edlen Geist des alten Dichters unverfälscht wiedererwecken und die Hörer in den Bann seiner tragischen Gewalt ziehen könne. Ich bekenne weiter, daß meine Zweifel verschwanden, als es mir vergönnt war, einer Aufführung beizuwohnen, und glaube, Sophokles würde befriedigt lächeln, wenn er in den elysischen Gefilden die Wirkung seiner Muse auf späte Barbaren beobachten könnte.

Als ich in den Zirkus trat, umwitterte mich ein leichter Stallduft, und Kellner liefen durch die Gänge, Bier und Naschwerk feilbietend. Aber indem ich bedachte, daß der kleine athenische Bürger, der vom Morgen bis zum Abend auf seinem Platze ausharrte, sein Brot, seine Zwiebeln und seinen Knoblauch mitnahm, ließ ich mich nicht stören. Mein Auge schweifte durch den riesigen, halb im Dunkel liegenden Raum, und ich war völlig überrascht. Ein ebenso einfacher wie genialer Gedanke hatte mit geringen Mitteln diesen Raum in ein antikes Theater verwandelt. Ein Segment gegenüber dem Haupteingang zur Manege war durch eine imposante Bühnenwand abgeschnitten. Man sah die einfach-edlen Formen einer Tempel- oder Palastfront, durch majestätische dorische Säulen gegliedert. Eine mächtige Treppe führte hinauf, ein breiterer Absatz in der Mitte teilte sie in eine obere und untere Hälfte; dieser bildete den Spielraum für die Hauptakteure. Alles Beiwerk von gleicher, stilgerechter Einfachheit, eine antike Orchestra wie von selbst gewonnen, und ebenso ein antiker Zuschauerraum: ‚von Menschen wimmelnd' — bis auf die teuren Plätze — ‚wächst der Bau', ein herzerfreuender Anblick, weniger für den Kassierer, der nie zufrieden ist, wenn er nicht ausverkauft hat, als für den Kunstfreund, der die sittliche Wirkung einer Tragödie, wie sie sein soll, in die Massen getragen sehen möchte. — Der Zirkus ist natürlich nur ein Notbehelf, aber ein solches Theater in antikem Stil und von höchster Einfachheit läßt sich für antike Aufführungen und andere Schöpfungen hohen Stils ohne großen Kostenaufwand bauen. Die konstruktive Anlage könnte dann auch leicht die Nötigung zum Einzug von Chor und Volk aus falscher Richtung vermeiden.

Von der Regie in der klassischen Zeit, von der Kostümierung für die einzelnen Stücke und anderen Äußerlichkeiten wissen wir zu wenig, als daß man nicht dem Leiter einer modernen Aufführung ausreichende Freiheit lassen müßte. Zwei Forderungen muß man stellen: die positive, daß der Geist der antiken Tragödie erhalten bleibt, und die negative, alles wegzulassen, was die Bewegungsfreiheit des Schauspielers und die Entfaltung seiner Kunst hindert. Warum sollen wir zur Konservierung von Maske und Kothurn auf Mienenspiel und natürliche Aktion verzichten? Ebenso muß man dem modernen Regisseur in der Beleuchtung freie Hand lassen. Auf der antiken Bühne gab es nur Tageslicht, und wenn der Dichter die Nacht hereinbrechen lassen will,

wie Aischylos in den Choephoren, so hat er nur das Mittel der Mitteilung, und der Zuschauer muß es sich denken. Wir sehen die Stücke unter ganz veränderten Bedingungen. Zu bengalischen Effekten freilich wird man nicht greifen. Unbedingt aber ist für die Aufführung eines altklassischen Stückes die Gudkastenbühne zu verwerfen. Sie zieht uns durch ihre Stubenbegrenzung in ein niedriges Niveau, das für den hohen Stil der Tragödie unerträglich ist. Rückt die heutige Bühne die Dinge in den Kreis des täglichen Lebens, ja, der Wohnstube mit Schlafrock und Pantoffeln, so kommt der Hörer des Ödipus z. B. auf die natürliche Frage: Wie ist es nur möglich, daß Ödipus von dem Schicksal seines Vorgängers Laios gar nichts weiß? Alles, wonach er sich erkundigt, muß er doch längst gehört haben, da er schon jahrelang König von Theben ist und in glücklicher Ehe mit Jokaste lebt! Solche ἄλογα (Widersinnigkeiten), wie der technische Ausdruck lautet, läßt die antike Bühne, deren Fürsten und Herren wie mit Götterschritten über dem Treiben des täglichen Lebens wandeln, uns gar nicht zum Bewußtsein kommen. Dies erreichte auch die Reinhardtsche Bühne. Daß Chor und Volk aus falscher Richtung einzogen, war ziemlich gleichgültig.

Selbst der oberflächliche Leser des König Ödipus wird wenigstens eine Wirkung der poetischen Kunst an sich verspüren: der Dichter erweckt sofort unsere Spannung und steigert sie bis an die Grenze des Möglichen; er reißt uns förmlich zur Katastrophe fort. Deshalb verträgt das Stück trotz seiner etwa zweistündigen Dauer auch keine Zwischenpause. Und wenn es ein wesentliches Merkmal der echten Kunst ist, mit den einfachsten Mitteln das Höchste zu erreichen, so ist das hier geleistet. Und gerade die schwierigste Aufgabe des dramatischen Dichters, der Bau der Peripetie, ist in den beiden Abstürzen der Boten- und Dienerszene vollendet gelöst. Damit hat der Dichter auch den Schauspielern die dankbarste Aufgabe gestellt, und um es gleich zu sagen, wenigstens der Träger der Titelrolle war ihr gewachsen und die Gesamtwirkung der Tragödie trotz des schaurigen Stoffes erschütternd und erhebend zugleich.

Wer das Original wieder und wieder studiert und sich sein bestimmtes Urteil über die Charaktere, wie sie der Dichter aufgefaßt wissen will, und über die Art, wie das Stück in Athen aufgeführt sein mag, gebildet hat, wird freilich manches auszusetzen haben. Wir lassen unsere Ausstellungen, die wir an Form wie Inhalt des Dargebotenen zu machen haben, zwanglos folgen.

Bei einer antiken Aufführung gebot vor dem Beginn des Stückes bekanntlich ein Herold Stille. Wir wollen nicht darüber rechten, ob der düstere, unharmonische Posaunendreiklang das richtige oder beste Ersatzmittel für den Herold war. Die Disharmonie sollte offenbar die Stimmung auf etwas Unheimliches vorbereiten. Auch das bläuliche Licht wollen wir uns gefallen lassen, mit dem der Regisseur die Orchestra von oben bewirft, um sie gegenüber der strahlenden Helligkeit von Treppen und Palastwand in diskrete Beleuchtung zu rücken. Aber nicht die Art, wie das Volk anrückt. Das Original verlangt, daß vor dem Auftreten des Königs eine Prozession von Kindern und greisen Priestern auf der Palasttreppe sitzt; das übrige Volk fleht, dem Beschauer unsichtbar, in der Stadt an den Göttertempeln. Diese ganze Volksmasse bringt nun Reinhardt in die Orchestra. Unleugbar ist es ein imposanter Anblick, wie sich die hundert

Arme zu Ödipus emporreden, und ich glaube nicht, daß Sophokles jetzt etwas gegen eine Konzession einwenden würde, die man dem modernen Geschmack um eines Bühneneffektes willen gemacht hat. Sophokles will ja die Not der Stadt zur Anschauung bringen. Aber wie dieses Volk tobend hereinbricht, das erinnert stark an einen Auflauf in Moabit und verfälscht das Bild der Geschlagenen und Niedergedrückten, welches bei aller Verzweiflung der Geängstigten zum Ausdruck kommen muß. Willkür, weil nicht Absicht des Dichters, ist auch das zweite Auftreten des Volkes nach der Erkennung. Mindestens wirkt das Herumlaufen im Halbkreise auf der unteren Treppenhälfte geschmacklos. In der Katastrophe ferner tritt Kreon als nunmehriger Regent in höchster Gala und mit großem Gefolge aus dem Palast. Reinhardt beabsichtigt und erreicht mit diesem Aufputz allerdings eine gewaltige Kontrastwirkung, und ‚der Menschheit ganzer Jammer faßt' uns ‚an', wenn wir gegenüber der goldstrotzenden Erscheinung des neuen Königs den zerbrochenen Unglücklichen in der Tiefe sich winden sehen. Aber es ist nicht zu leugnen, man hatte wieder eine fatale Erinnerung: dieser Kreon ähnelte bedenklich dem Sarastro in der Zauberflöte.

Über die Auffassung von Charakteren läßt sich bekanntlich oft streiten. Sophokles aber bildete keine komplizierten Menschen, daher ist ein Zweifel bei ihm in den meisten Fällen unmöglich. Da ist es nun auffallend, daß auch hier Fehler gemacht wurden. Um mit den kleinsten Rollen zu beginnen: der Bote von Korinth fühlt sich dem ahnungslosen Ödipus und dem Unwissenheit vorschützenden alten Hirten gegenüber im Vorteil. Das gibt ihm ein behagliches Bewußtsein der Überlegenheit, und sie charakterisiert den ganzen Mann. Das kam nicht zum Ausdruck. Den alten Diener, der das Fürchterliche längst weiß, muß eben deshalb während seines ganzen Auftretens zitternde Angst schütteln. Diese sah man wohl zuletzt, wo er sich unter der Faust des Königs windet, aber durchweg trat sie nicht genügend hervor. Und dann Teiresias! Es war sicher Absicht, den uralten, geheimnisumwobenen Seher meistens in dem bläulichen Halbdunkel zu lassen. Aber er, der den König zum erstenmal in die leidenschaftlichste Erregung versetzt, er, der keine Furcht hat, mußte die ganze Zeit in vollem Lichte stehen. ‚Mir graut vor diesem Priester,' sagt ein feinsinniger Sophokleskenner, und er hat recht. Teiresias ist angeblich nur gekommen, weil er vergessen hat, daß sein Wissen Verderben bringen werde. Aber später, V. 447 des Originals, sagt er:

‚Gesprochen ist, weshalb ich kam; ich geh.'

Er haßt den König, weil dieser als junger Fant mehr gewußt hat als er, der allverehrte, untrügliche Seher. Das soll Ödipus büßen. Dieser Haß mußte kalt und schneidend zum Ausdruck kommen. Und in den langgezogenen, gellenden Tönen seiner Enthüllungen konnten wir nur einen Ausrufer hören, wie er in den Tagen unserer Kindheit obrigkeitliche Erlasse eines hochmögenden Magistrats von Bopfingen oder Krähwinkel verkündete.

Über Kreons Charakter gehen die Urteile der Berufenen auseinander. Wilamowitz steht auf der äußersten Linken: er erklärt ihn für einen Pharisäer; die Rechte nennt ihn einen edlen Menschen. Ich halte ihn für einen korrekten

Ehrenmann, der niemals in seinem Leben vom schmalen Pfade der wohlerwogenen Pflicht abweichen wird und auch menschlich handelt, wie die Zuführung der Kinder beweist; er erklärt auch in der Katastrophe, er komme nicht, um sich am Elend seines Gegners zu weiden. Aber er schenkt dem Unglückseligsten aller Sterblichen, die jemals auf dieser Erde geboren sind, nichts. Von seinen Lippen fällt kein Wort, das nicht kalter Verstand diktiert. Ein solcher Mann kennt keine Leidenschaft, weder im Guten noch im Bösen, und so, meine ich, hat ihn der Dichter gewollt und gezeichnet im Gegensatz zu der schönen Leidenschaft des Ödipus, der, wo er irrt, wohl über das Maß hinausgeht, aber uns als edler, warmfühlender Mensch immer ergreift. Ist diese Auffassung richtig, dann entwickelte der Vertreter dieser allerdings schwierigen und undankbaren Rolle zu viel Gefühl und Leidenschaft.

Eine Jokaste, wie sie sein muß, soll Reinhardt an Frau Durieux gehabt haben; was wir sahen, war keine Heroine, die sie durchaus sein muß; zu jung, zu sehr Liebhaberin. Und völlig falsch gab die Darstellerin den Bericht über Geburt und Aussetzung des Kindes. Was soll hier händeringendes Pathos? Der Dichter erzählt ganz schlicht, und so mußte auch — trotz alles Unglaubens Jokastes — die Erzählung vorgetragen werden. Dagegen lag die Rolle, mit der das Stück steht und fällt, in den besten Händen. Freilich, mir schwebt eine königlichere Gestalt vor, und Wegener kann auch nichts dafür, daß ihm Mutter Natur ein griechisches Profil versagt hat. Warum er eine rötliche Perücke trug, verstehe ich nicht. Denn nach V. 742, wo Laios' Haarfarbe angedeutet wird, muß man den weißmelierten Grundton des Südländers annehmen, bei dem etwas jüngeren Sohn also schwarzes Haar. Doch was wollen diese Äußerlichkeiten besagen? Wenn auch ein Hauptcharakterzug, die wahrhaft sophokleische Frömmigkeit des Helden, in einem Augenblick des Zweifels beim Spiel des Darstellers ins Gegenteil umschlug, so war doch die Gesamtleistung des Künstlers durchaus im Sinne des Dichters, ja, er leistete, wie wir später sehen werden, mehr, als der Dichter von einem damaligen Schauspieler erwarten konnte und vielleicht selbst im Sinne gehabt hat.

Das schwierigste Problem, welches für die Neubelebung der griechischen Tragödie zu lösen bleibt, ist die richtige Behandlung der Chorpartien. Man darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob es sich überhaupt restlos lösen läßt. Wir wissen ja nicht einmal etwas Sicheres über die Gesamtwirkung einer Aufführung im Dionysostheater von Athen, besonders der musikalischen Partien. Die Tragödie ist aus lyrischer Wurzel entsprungen, ihr Vater ist der Bakchoschor, der zu Ehren eines Gottes einen Dithyrambos sang und tanzte. Dazu traten dann gesprochene Verse, es entwickelt sich Dialog und Handlung. Die Handlung wird zum Nerv der neuen Dichtungsgattung, ihre Weiterbildung ist ein Kampf zwischen Chor und Schauspieler, in dem der letztere schließlich Sieger bleibt. Das Chorlied, ursprünglich alleiniger Herrscher, sinkt zum Diener herab und macht schließlich nur Zwischenaktsmusik. Damit aber ist das Ende der altklassischen Tragödie gekommen. Sie war in ihrer Blütezeit, als das Ringen zwischen beiden Gegnern gleich stand, ein kompliziertes musikalisch-dramatisches Gebilde, in dessen Organismus auch die Tanzkunst ein Glied bildete. An eine



Franz Hecker/Spaziergang



Rekonstruktion solcher Aufführungen ist nicht zu denken, und wäre sie in vollkommener Treue möglich, so würde sie wahrscheinlich von einem nichtphilologischen Publikum ausgepfiffen. Was sollen wir mit einem Schauspiel anfangen, dessen Akteure in archaischer Tracht, um größer und stattlicher zu erscheinen, ausgepolstert und wattiert auf Stelzen wanken — der hohe Kothurn wird für das fünfte Jahrhundert freilich bestritten — und eine starre Maske mit hochgetürmtem Haartoupet tragen? Was mit einem unisonen, fremdartigen Gesange, begleitet von einer klarinettartigen Flöte, was mit rhythmisch sich wiegenden Chorgreisen und Arien singenden Schauspielern?

Jeder kennt die Musik Mendelssohns zur Antigone. Das Einzugslied ‚Strahl des Helios' und das erste Standlied ‚Vieles Gewaltige lebt' sind sehr schön komponiert und werden sich als Einzellieder halten, aber die Wirkung der Chöre auf die Handlung ist furchtbar. Die moderne Musik vernichtet die tragische Stimmung, in die wir am Schluß des Prologs glücklich versetzt sind, die tragische Erschütterung wieder beeinträchtigt den musikalischen Genuß. Es ist ein wechselndes Stimmungsmorden bis zum Ende. Dies Experiment war also gründlich verfehlt. Es bleiben nur zwei Wege. Den einen hat Wagner gewiesen: die Verwandlung der Tragödie in ein Musikdrama. Dieser läßt sich bei Aischylos ermöglichen, wo die lyrischen Teile überwiegen und die Handlung gering ist, auch für ein Stück des Sophokles, wie sich später zeigen wird. Für die überwiegende Zahl dagegen kann es sich nur darum handeln, alle Musik auszuscheiden, die Chormassen auf ein erträgliches Maß zurückzubilden und die richtige Melodik des Vortrags zu finden. Das ist kein Frevel am heiligen Geist der Kunst. Gehen wir bei solcher Umbildung pietät- und verständnisvoll zu Werke, dann wandeln wir nur auf der Bahn der klassischen Dichter weiter. Die Chöre des Aischylos z. B. hätten schon im Altertum reformiert werden müssen, denn man klagte über die Unverständlichkeit ihrer schwülstigen, dunkeln Diktion. Wie schwer das freilich wäre, darf man nicht verhehlen, denn gerade das Dunkle, Ahnungsvolle, Andeutende macht ein wesentliches Merkmal ihres Charakters aus und darf nicht verwischt werden.

Hofmannsthal, von dessen ‚Übersetzung' nachher noch ein Wort gesagt werden muß, hat das richtige Gefühl für die Schwierigkeiten der Chorrezitation gehabt, aber die wundervollen Lieder des König Ödipus mit einer solchen Husarenmanier zusammengesäbelt, daß sich nicht bloß dem Philologen die Haare sträuben. Den kläglichen Rest, der noch dazu als ein quasipoetisches Ragout Sophokles-Hofmannsthal übrig bleibt, serviert er nun so, daß er die Bissen unter die einzelnen Greise verteilt. So vermeidet er das Chorsprechen, und das war unseres Erachtens richtig. Unbegreiflicherweise ist ihm der Regisseur nicht gefolgt, sondern hat große Teile zusammensprechen lassen. Diese Abweichung rächte sich. So sehr sich auch die zwölf Greise — es hätten übrigens fünfzehn sein müssen — bemühten, scharf zu artikulieren und zu akzentuieren, sie blieben doch selbst für den Nahesitzenden meist unverständlich, denn als erschwerendes Moment trat noch die Rückenstellung hinzu. Schiller hat ja schon gezeigt, wie man den Chor sprechen lassen muß. Der Führer rezitiert solo und der Chor spricht als Gesamtkörper am Schluß jeder Strophe den Refrain.

Übrigens stieß das Kostüm der Choreuten ab. Sie sahen mit ihren dunkelgrauen, über den Kopf gezogenen, auf dem Rücken spitz zulaufenden Überwürfen aus wie ein Haufe mittelalterlicher Spittelweiber. Der Anblick wirkte um so grotesker, als man meistens nur ihre Rückseite sah. Wir wissen nicht, in welcher Tracht der Chor jedesmal auftrat, aber so sind die thebanischen Greise, die Häupter der mächtigen Stadt, im Dionysostheater gewiß nicht erschienen. Die Absicht war klar: der Regisseur wollte zeigen, daß das ganze Volk bis zu seinen höchsten Spitzen in Sack und Asche traure. Auch die mehr als halbnackten Epheben, bei deren Anblick man im deutschen Oktober fror, zeigten keine hellenischen Schönheitsmaße. Sonst war die Kostümfrage, über die sich manches Interessante sagen ließe, würdig und mit Geschmack gelöst. Nur wenn Ödipus die Treppe hinaufstürmte, konnte man sich des bänglichen Gefühls nicht erwehren, daß er sich in sein langes Kleid verwickeln und stürzen würde. Er mußte höher geschürzt sein.

Es beleidigt das ästhetische und sittliche Gefühl und fordert starke Nerven, wenn man die Erwürgung Desdemonas mit ansehen und anhören muß. Wieviel würdiger führt Schiller uns die Ermordung Wallensteins vor das geistige Auge! Der feine Takt des Hellenen verlegt die Katastrophe gleichfalls fast ausnahmslos hinter die Szene. Daraus ergibt sich freilich die Notwendigkeit ihres Berichts, und so ist der Exangelos, wie überhaupt der Bote, in der griechischen Tragödie eine stehende Figur geworden. Er gehört zu ihrem Stil und bildet ein unleugbar undramatisches Element. Aber der Athener hatte wie jeder Grieche seine besondere Freude an spannenden Erzählungen, der Dichter setzte alle seine stilistische Kraft ein, der Schauspieler deklamierte mit dem südländischen Talent für dramatische und fein akzentuierte Darstellung, — so mochten den Hörern die Botenszenen auch ein Genuß sein. Für uns Moderne, die wir nach Handlung hungern, bleibt ‚der Bericht des schwedischen Hauptmanns' ein mehr oder minder problematisches Vergnügen. Der Exangelos des König Ödipus hat sechzig bis siebzig Trimeter zu sprechen; sie werden nur im Anfang und gegen Ende einmal kurz unterbrochen. Hofmannsthal und Reinhardt suchen den Bericht in Handlung zu verwandeln. Wir erleben teils durch den Mund, teils durch die Mimik von sechs Mägden die fürchterlichen Vorgänge, die sich im Innern abgespielt haben. Das war gut bis auf eine Person, deren hysterische Schreie das Ohr verletzten.

Mit dem Hinausstürzen des Unseligen aus dem Palast beginnt die letzte Szene, und hier müssen wir dem Darsteller der Titelrolle unsere uneingeschränkte Bewunderung zollen. Wie er herumwankt, anstößt, taumelt, sich wieder aufrafft, unter der Last des Entsetzlichen wimmernd zusammenbricht, sich wieder auf die Knie richtet und zu den schluchzenden Kindern hintastet, Kreons Hand sucht und nicht für sich, sondern für seine Kleinen um Schutz bettelt, das ist ergreifend und erschütternd, wie ich auf den Brettern nur einmal etwas Ähnliches erlebt habe: den wahnsinnigen Lear mit der toten Kordelia auf seinen Armen. Und dabei doch nicht das μιαρόν, das Gräßliche, was Aristoteles verurteilt. Wohl ist hier ein Schicksal über einen Mann hereingebrochen, das fürchterlicher nicht zu denken ist, wohl ‚schlägt uns' die Erkenntnis alles Schreck-

lichen, das jeden Menschen, auch mich, treffen kann, ‚förmlich zu Boden‘, aber wie dieser Mann es trägt, wie er den Selbstmord verschmäht, wie keine Lästerung über seine Lippen kommt, das tröstet und erhebt uns auch wieder. Was die Kunst des Mimen aus dieser Szene herausgeholt hat, daran wird selbst der Dichter schwerlich gedacht haben.

Der Leser wird fühlen: trotz aller Fehler kann das Gesamturteil über die Aufführung nur zustimmend ausfallen. Der Text ist teilweise arg verstümmelt, auch sonst zu viel Hofmannsthal, auch zuviel ungriechisches und vom Dichter nicht gewolltes Volksgetümmel; aber in dem Ganzen wehte klassischer Geist, herrschte der große Zug und hohe Stil der Tragödie.

Man weiß, daß der Erfolg jedes neuen Stückes eine Sphinx ist, die auch der erfahrne Praktiker vorher nicht ergründen kann. Mit der Wirkung dieser Aufführung konnte der Freund des klassischen Altertums wohl zufrieden sein und über die Borniertheit von Fanatikern und Ignoranten lächeln, welche die Schätze griechischen Geistes zum alten Eisen werfen will. Die Labdakidensage ist jedem Gebildeten bekannt, aber gewiß nicht der Menge. ‚Wo ist Theben?‘ fragte ein Dame. Daraus darf man wohl den Schluß ziehen, daß sie hier eine völlig neue Geschichte hörte. Atemlose Stille lag während des in einem Zug durchgespielten Stückes über dem gewaltigen Raume, während der Katastrophe hörte ich schluchzen, am Ende lohnte fünfmaliger Herausruf die gewaltige Leistung des Hauptdarstellers.

* * *

Hofmannsthal ist ein Dichter. Freilich, in seinen früheren Bearbeitungen hat er Elektra zu einem Charakter gemacht, dessen ungezügelte Wildheit häufig abstößt, seine Sprache ist sinnlich und schwül, seine Bilder haben mehrfach einen Stich ins Perverse. Aber er ist doch ein Dichter. Das beweist u. a. das Verhältnis Elektras zu Orest, ihr Tod nach vollzogener Rache, die Gestalt der Chrysothemis, und in seinem ‚Ödipus und die Sphinx‘ die in antikem Geist neu geschaffene Antiope wie die letzte Szene, wo Mutter und Sohn von einer unheimlichen Gewalt gleich lodernden Flammen zusammengetrieben werden, bis Jokaste ‚wie eine geknickte Blume über seinen Arm sinkt‘. Aber wenn man einen Dichter ‚neu übersetzt‘ dem Leser vorlegt, so müssen wir größeren Respekt vor dem Original erwarten. Was Hofmannsthal bietet, ist keine Übersetzung, sondern eine ganz subjektive Bearbeitung. Zwar ist es nur zu billigen, daß er den Blankvers statt des sechsfüßigen Jambus wählt: selbst Goethe hat den Trimeter trotz des Helenaaktes im zweiten Teil des Faust für unsere Sprache als ungeeignet erklärt. Aber wenn Hofmannsthal die rhythmisch geschlossene Form wiederholt durch nackte Prosa sprengt, so ist das eine zwecklose Barbarei. Ferner streicht er das fünfundsechzig zum Teil sehr lange Verse umfassende Einzugslied auf sechzehn, die fünfzig Verse des ersten Standliedes auf vierzehn zusammen, so daß von diesen prachtvollen Strophen nur ein jammervoller Rest übrig bleibt. Am schlimmsten kommt das zweite Standlied weg. Im Original spricht der Chor hier den Wunsch sittlicher Reinheit und Frömmigkeit aus und fährt dann fort: ‚Die Hybris erzeugt den

Tyrannen, sie führt ihn auf schwindlichte Höhen, von wo er zerschmettert hinabstürzt. Bleibt Gottlosigkeit ungestraft, so verliere ich den Glauben an Götter und Orakel.' Von den großen Schwierigkeiten, welche die Frage des innern Zusammenhangs des Liedes mit der vorhergehenden Szene bietet, müssen wir hier schweigen. Aber der Gesamtgedanke ist klar. Vorher hat Jokaste, um Ödipus zu beruhigen, die Nichtigkeit der Orakel zu beweisen gesucht und ihren Unglauben an alle Sehersprüche bekannt. Darauf antwortet Ödipus: ‚Ganz schön, aber doch schicke nach dem Hirten.' ‚Mit halbem Ohr hört er ihre beschwichtigenden Reden an, die seiner Sinnesart so wenig entsprechen' (E. Bruhn). Was macht Hofmannsthal daraus in dem Urteil des Sprechers aus dem Chor:

‚Hast du gehört, wie sie von den Göttern sprachen?
Wie frech die Worte, schamlos und nackt
Aus ihrem Munde brachen? . . .
Wenn Unzucht rast hinauf und hinab,
Das ist das Ende!
Unzucht wohnt in ihren Herzen,
Ein ewiger Sturm umschnaubt ihr Leben: (!!) . . .
Wie sie (!) den Götterspruch schmähten, . . .
Wenn sie das dürfen, wer wird noch beten!'

Jokaste ist eine oberflächliche, frivole Natur, aber die Grundzüge im Charakter des Helden sind Leidenschaftlichkeit, tiefe Herzensgüte und echte Frömmigkeit. Daran ist nicht zu rütteln. Ein einziges Mal in der folgenden Szene (V. 964 ff.) ‚läßt er sich verleiten, in Jokastes Verachtung der Orakel einzustimmen' — was man wünscht, das glaubt man so gern —. ‚Wie wenig tief das geht, zeigt sich in seiner Furcht vor Merope; eigentlich glaubt er eben doch' (E. Bruhn). Hofmannsthal verfälscht also mit den oben zitierten Versen den Charakter des Helden und läßt die beiden Unglücklichen, die doch nur in unbewußter Blutschande leben, Unzucht treiben. Da diese Probe genügen wird, so gehen wir auf weitere Fehler und stilistische, dem griechischen Maß ganz undenkbare Ungeheuerlichkeiten nicht weiter ein.

Wer uns die Gebilde der Klassiker wirklich so verdeutschen will, daß wir den Hauch ihres Geistes verspüren, der muß übersetzen wie Wilamowitz die Orestie. Wenn uns dieser Mann oder ein anderer seines Geistes und Wissens noch mit den Werken beschenken wollte, die für die Neubelebung der griechischen Tragödie in Betracht kommen, so hätten wir zunächst wenigstens eine Grundlage, auf der man weiterbauen könnte.

II.

König Ödipus ist die köstlichste Frucht, welche die Muse dem Dichter und uns geschenkt hat. Die Größe dieser erschütternden Tragik ist auch heute ihrer Wirkung noch sicher, wenn Darsteller und Regie ihre Schuldigkeit tun. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wie steht es um die Möglichkeit einer Auferstehung der andern Stücke? Wenn wir in folgendem versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu geben, so kann sie höchstens nur einen

subjektiven Wert haben. Der Geist jener versunkenen Welt leuchtet noch in ungebrochenen Farben aus den erhaltenen Dramen; die Form, in der er vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden in die Erscheinung trat, die Aufführung ist für uns vielfach fremdartig, ja wir könnten sie auch nicht nachschaffen, selbst wenn wir wollten. Es kann sich nur darum handeln, die Seele wieder zu beleben, von den Formen zu erhalten, was ihr adäquat und unserm Schönheitssinn entsprechend ist, durch die reichen Mittel unserer Kunst zu verstärken oder zu ersetzen, was uns dort mangelhaft, primitiv und ungenießbar erscheint. Das Wie läßt Raum für mehr als eine Kombination.

Die Gestalt des Ödipus hat den Dichter nicht wieder losgelassen. Im höchsten Alter schuf er noch einen Ödipus auf Kolonos, der, wahrscheinlich in einer Überarbeitung, erst nach seinem Tode zur Aufführung gelangte. Die Idee der Tragödie spricht der Vers aus:

‚Die Götter, die dich schlugen, sie erhöh'n dich jetzt;'

sie bildet also das versöhnende Gegenstück zur ersten. Der fluchbeladene Greis findet durch göttliche Gnade ein seliges Ende im Hain der Eumeniden. Die Handlung verläuft überaus einfach: Ankunft des blinden Bettlers vor dem Hain, nach anfänglicher Verweigerung Aufnahme durch den Chor der Koloniaten und später durch König Theseus; vergeblicher Versuch Kreons, ihn mit Gewalt zu entführen; Abschied und Entrückung unter Donner und Blitz. Die einzige stürmische Szene, welche Kreons Gewalttat an den wehrlosen Töchtern und dem Blinden schildert, bietet einem modernen Publikum keinen genügenden Ersatz für den sonst gelassenen, episch breiten Gang der Handlung, die Reden der Dialogpartien zeigen zum Teil eine für unsern Geschmack übermäßige Länge. Das Ganze hat mehr Stimmung als Handlung. Der Dichter hat darum hier auch der späteren Neigung seines Publikums für Arien der Schauspieler und Wechselgesänge zwischen ihnen und dem Chor, überhaupt dem musikalisch-lyrischen Element mit richtigem Takt Rechnung getragen. Das sonst geschlossene Einzugslied des Chors hat er in eine über anderthalbhundert Verse lange kunstvolle Gesangszene aufgelöst, deren Partner Choreuten und Schauspieler bilden. Diesem Musikstück nach dem gesprochenen Prolog entspricht ein großer Schlußkommos von über hundert Versen, die Totenklage der Töchter unter Begleitung des Chors. Auch in der Mitte des Stücks sind außer den üblichen geschlossenen Chorliedern Gesangpartien eingelegt. Die Standlieder ferner haben einen eminent lyrischen Gehalt. Die berühmten Strophen zum Preis des Gaues Kolonos muten mit ihrem dem antiken Menschen sonst ungewohnten Naturgefühl fast modern an, das dritte Standlied, das die trostlose Summe des Menschenlebens zieht, regt die tiefsten Gefühle auf, das vierte, ein Gebet an die unterirdischen Götter für den soeben Entrückten, ist reine Stimmung. Welche kostbaren Stoffe für den Komponisten! Man erinnere sich bei dem letzten Lied an eine der herrlichen Totenmessen oder an den Brahmsschen Grabgesang der böhmischen Brüder.

Der Leser hat längst gemerkt, worauf wir hinaus wollen: der Ödipus auf Kolonos muß als melodramatisches Werk oder als Musikdrama auferstehen. Schon Mendelssohn hat sich ja daran versucht und mit besserem

Erfolg als an der Antigone, aber gelöst hat er das Problem nicht. Die Handlung ist zu spielen, nicht bloß als verbindender Text zu sprechen. Den Charakter der antiken Musik nachzuschaffen ist eine unlösbare Aufgabe, weil wir davon zu wenig kennen und ihre Ton- und Klangwirkungen uns vermutlich zum mindesten kalt lassen würden. Aber soll nicht ein deutscher Tondichter auf dem Gebiet der Kunst, die unserm Volk wie keinem andern gegeben ist, den richtigen Weg finden können? Wir denken an eine schlichte, edle Musik mit ernster, ergreifender Melodik, der Muse Melpomene würdig, die Begleitung hinter der Szene: Harfen und Streichinstrumente mit Dämpfern, die Klangfärbung von Gesang und Instrumenten etwa so wie die Brahmssche Komposition mit Alt und gedämpftem Männerchor: ‚Aber abseits, wer ist's?' Freilich muß immer wieder betont werden, daß ein antiker Gesang sehr viel anders geklungen hat, aber die feierliche Stimmung und Wirkung des gesamten Stückes im griechischen Geist wird sich nachschaffen lassen. König Ödipus und Ödipus auf Kolonos müßte an zwei Abenden hintereinander aufgeführt werden. Der erste Abend zeigt uns in einer eminent dramatischen Handlung die Zerschmetterung eines königlichen Helden, der zweite in wesentlich musikalischem Stimmungsbild sein versöhnendes Ende aus göttlicher Gnade. Nur darf man dabei nicht glauben, daß dieser Ödipus ‚innerlich geläutert' sei. Die Kraft des Hasses lebt in ihm ebenso stark wie die Macht der Liebe.

Die ewig schöne Antigone trägt ihren Erfolg in sich selber. Die Heldin, welche den Triumph der Idee, daß man Gott mehr lieben muß als die Menschen, willig mit ihrem Leben bezahlt, wird mit jeder Szene größer; auch das letzte Viertel der Handlung nach dem Abgang der Heldin erhält uns durch den Umschlag ihres Gegners und seinen Zusammenbruch beim Anblick seines vernichteten Glückes in dauernder Spannung. Aber alle diese hohen Idealgestalten aus dem Dämmerlicht einer fernen Sagenzeit bedürfen zu ihrer echten Stilisierung der rekonstruierten antiken Bühne. Auch Elektra. In dieser Heldin des gleichnamigen Stückes verkörpert der Dichter den Rachegeist des Agamemnon. Das Ziel der Handlung, die Ermordung Klytaimestras, ist für uns ästhetisch und sittlich ebenso abstoßend wie in den Choephoren des Aischylos. Die Vollziehung des Mordes tritt aber bei Sophokles noch weiter zurück als bei seinem Vorgänger. Er stellt Mutter und Sohn auf der Bühne einander nicht gegenüber. Der schauerliche Vorgang reflektiert sich nur in der Seele Elektras. Eine heroische Jungfrau, die das Bild des geliebten Vaters im Herzen trägt, die — eine lebendige, düstere Mahnung für die Mutter — unter Mißhandlungen ihr Leben vertrauert, auf den Rächer hofft, zusammenbricht, als die Todesnachricht kommt, aufjauchzt, als er sich offenbart, — kurz, alle Stadien weiblichen Gefühls von tiefster Verzweiflung bis zum ekstatischen Jubel hat der Dichter dargestellt, und das bildet den Gehalt der Tragödie. Mit dieser Rolle steht und fällt sie. Sie erfordert psychisch wie physisch eine ungeheure Kraft der Darstellerin, da sie das Ganze trägt und fast immer auf der Bühne ist. Findet sich eine solche Heroine, so wird der antike Dichter den modernen Hofmannsthal schlagen.

Seine übrigen Stücke dürften auch selbst den Versuch einer Aufführung

nicht lohnen. Ajas war den Athenern ein Nationalheld und darum ihres Interesses sicher. Aber das Schicksal dieses stierköpfigen Riesen kann uns nicht mehr tragisch erschüttern, und die zweite Hälfte des Dramas füllt ein Zank um die Bestattung aus, dem wohl die damaligen Hörer mit Spannung folgen mochten, der uns aber kalt läßt. Der Philoktet ist arm an Handlung, und das weibliche Element, das wir nicht mehr entbehren können, fehlt. Des deus ex machina bedurfte der Dichter aus inneren Gründen, wir würden aber diese mythologische Kuriosität nicht mehr verstehen. Die Trachinierinnen enthalten in der Heldin Deianeira ein Seelengemälde voll des feinsten psychologischen Reizes, aber das Stück zerfällt in zwei nur lose zusammenhängende Hälften, und die Gestalt des rohen, ungeberdigen Herakles ist für uns unerträglich.

Auch der eingefleischte Philolog wird von den Tragödien des Altmeisters Aischylos nur die Orestie als lebensfähig erklären können. München hat im letzten Sommer die Reinhardtsche Inszenierung des titanischen Werkes gesehen und, wie es scheint, die Leistung dieser Regie abgelehnt. Jetzt ist es auch in Berlin ‚über die Bretter' gegangen. Wenn man das Dutzend Kritiken aus mehr oder weniger geistreichen Federn durchliest, so ergibt sich, daß die Aufführung ein dramatisches Ereignis war, über dessen Wirkung nur ein deutschtümelnder Fanatiker die Achseln zuckte. Über die Größe des antiken Dichters und die Wucht seiner Tragik auch für unser Geschlecht ist sich die überwältigende Majorität einig, und der stürmische Beifall des Publikums, mag er auch zum Teil den glänzenden Regiekünsten Reinhardts gelten, beruhigt und erfreut den Verehrer der griechischen Muse und läßt ihn hoffen, daß ihre Gestalten nicht wieder vom modernen Theater verschwinden werden. Von den zahlreichen Stimmen des Tadels und Lobes haben nur diejenigen Wert, welche nicht aus subjektivem Gefühl entspringen, sondern objektive Mängel und Vorzüge treffen. Reinhardts Genie hat in Berlin im ganzen offenbar gesiegt. Von den äußerlichen Effekten schweigen wir hier bis auf die Szene zwischen Mutter und Sohn. Das Gräßliche fordert gebieterisch die äußerste Kürze und Dezenz der Darstellung. Der Vorgang muß sich vor der Palasttür abspielen. Orest darf seine Mutter nicht in der Orchestra oder auf der Bühne umherhetzen. Aber fast einstimmig ist das Lob über die Behandlung der Chöre, in deren Sprachdisziplin das Äußerste geleistet sei. Mir ist am bedeutungsvollsten das Urteil von Richard Strauß, unseres größten lebenden Komponisten. Er schreibt schon nach der Münchener Aufführung: ‚Für mich als Musiker waren besonders die wunderbar rhythmisierten Chorgesänge der Alten interessant. Eine direkte Neuschöpfung aber ist in den psalmodierenden Gesängen der Frauen des zweiten Aktes die Steigerung vom beinahe gesungenen zum gesprochenen Wort. Dabei nirgends kleinliche Regiekünste. Alles groß und in einfachen Linien, im Sinne des Dichters und seiner Zeit.' Hier haben wir wieder den schwierigsten Punkt des ganzen Problems, die Behandlung der Chöre. Es ist, wie wir gleich sehen werden, bei Aischylos noch schwerer zu lösen als bei Sophokles. Mit der Länge der Chorlieder und der überragenden Stellung des Chors bei dem älteren Dichter steht in organischem Zusammenhang der

Mangel an Handlung in seinen Tragödien. Was geht denn in der Orestie vor? Ankunft und Empfang Agamemnons, seine Ermordung hinter der Szene, Visionen und Ermordung Kassandras, Triumph Klytaimestras, Streit zwischen Aigisthos und Chor; ein doppeltes Opfer am Grab des Vaters und Erkennung der Geschwister, Ermordung der Mutter und ihres Buhlen, Wahnsinn des Mörders; Vertreibung der Erinyen aus dem delphischen Tempel und Prozeß in Athen nebst Freisprechung Orests. Das ist alles im Verlauf dreier Stücke und für uns, gestehen wir es nur, recht wenig. Bei Aischylos herrscht eben das lyrisch-musikalische Element noch vor, der Chor nimmt, seiner ursprünglichen Hegemonie entsprechend, im Agamemnon und den Eumeniden noch einen wesentlichen Anteil an der Handlung, die Chormassen beanspruchen, wenn man sie sich, wie es nötig ist, gesungen denkt, weit über die Hälfte der Aufführungszeit. Daher auch trotz der starken Streichungen in der Vollmöllerschen Übersetzung die Klagen über ermüdende Länge der Chöre. Es ist nicht anders: wenn auch die Orestie in rein dramatischer Aufführung ein Erfolg war, so sehen wir doch die wahre Auferstehung des Werkes im Geiste seines Schöpfers in der Form eines Musikdramas. Dann erst wird sich seine Herrlichkeit für uns Moderne offenbaren.

Selbstverständlich bleibt ideale Forderung die Aufführung des Riesenwerkes in einer Vorstellung. Ich bin aber ketzerisch genug, zu gestehen, daß ich die Eumeniden am liebsten ganz weggelassen wünschte, mag man dies auch eine barbarische Verstümmelung schelten. Den Münchenern hat Reinhardt die ganze Trilogie an einem Abend zugemutet, den Berlinern nur ihre ersten beiden Teile, und dies war richtig. Denn ebenso wie dieses Maß die Aufnahmefähigkeit des modernen Hörers erschöpft, so muß ihn dieser Abschluß ästhetisch und sittlich befriedigen In den Eumeniden wird Orest von Apollo entsühnt, diese Entsühnung aber von den Erinyen nicht angenommen. Es muß erst eine förmliche Prozeßverhandlung in Athen erfolgen. Der Blutgerichtshof tagt unter Athenes Vorsitz, die Erinyen klagen, Apollo verteidigt. Der Freispruch erfolgt, die Erinyen lassen sich versöhnen. Für die Athener mag die Eröffnung des Gerichtsverfahrens ein großer Moment gewesen sein, sie mögen den Reden und Gegenreden mit Spannung gelauscht, und Bürgerstolz mag ihre Brust geschwellt haben, daß ihre Stadt zuerst die Rache aus den Händen des einzelnen nahm und die Sühnung dem Gemeinwesen übertrug. Aber wir sind keine Athener. Dort geht der Mörder der Erinyen ledig in die Heimat. Dürfen **wir** dies glauben? Richterlicher Freispruch selbst unter Assistenz der Göttin kann ihn wohl vor Verfolgung durch Menschenhand schützen, aber nimmermehr vor den Erinyen in seiner Brust, vor den Qualen des Gewissens. Sie werden ihn begleiten bis an sein Grab. Auch Goethe, der doch den Vorgang so viel innerlicher behandelte, kann die Heilung des Unseligen nicht anders sich vollziehen lassen als durch ein Wunder, das ‚der reinen Schwester Segenswort' vorbereitet. Hier aber ist kein Goethe. Und die Schlußprozession der Eumeniden, sagt Wilamowitz mit Recht, wie sie im Jahre 458 über die Bretter schritt, könnten wir kaum ertragen, . . . die Priesterinnen in ihren seltsamen, ungriechisch erscheinenden Kostümen, die schwarzen, triefäugigen Scheusale mit bleckender

Fratze neben der gewappneten Jungfrau unter ihrem nickenden Helmbusch. Ich glaube, für den sittlich empfindenden Menschen bleibt der Abgang des Orestes der Choephoren der richtige Schluß des Ganzen. Der Unselige kann nur der Gnade Gottes oder des Zeus empfohlen bleiben. In dessen Hand liegt der Rest seines Schicksals.

Den Rivalen des Sophokles, Euripides, hat Aristoteles nicht umsonst den tragischsten der Dichter genannt; darum wird auch er zu einem Idealkanon für die Gegenwart beitragen können. Freilich, der Fluch der Skepsis und des Pessimismus einerseits, anderseits die Unmöglichkeit, die in den ewigen Wiederholungen der Sagenstoffe erstarrende Tragödie durch Zuführung frischen Blutes zu regenerieren, hat den Aufschwung seines Genies gelähmt: trotz der fruchtbarsten Nachwirkung dieses Dichters kommen die meisten seiner Stücke für unsere Untersuchung überhaupt nicht in Betracht.

Auch andere berühmte Dramen von ihm unterliegen schweren Bedenken. Mancher wird z. B. an die Aufführbarkeit der Taurischen Iphigenie denken. Aber trotz aller ihrer Schönheiten würde Goethes Dichtung das antike Stück einfach vernichten. Wir, denen eine Heilige vor der Seele steht, würden die blutbespritzte Priesterin nicht ertragen, ebensowenig den rohen, abergläubischen Thoas. Und wenn die Hellenin den dummen Barbarentölpel belügt und betrügt, daß es eine Art hat, so werden die Athener gejauchzt haben, wir dagegen uns unwillig abwenden. Wir dürfen Euripides daraus keinen Vorwurf machen. Der Athener kannte die wirklichen, nicht die Rousseauschen Skythen; er sah sie täglich in fünf Polizeibütteln und hörte sie radebrechen. Hätte Euripides sie als ein Volk voll Edelmut vorführen wollen, so hätten ihn die Athener ausgepfiffen. Auch der Erfolg der beiden Tragödien, welche den Weltruf des Dichters begründet und besonders die Romanen zu Nachbildungen immer wieder gereizt haben, läßt sich stark in Zweifel ziehen. Nur ein ganz Großer kann eine Medea schaffen, diesen Dämon jenseits von Gut und Böse, dieses Herz voll Liebe und Haß, den Typus der zu allem fähigen Eifersucht. Aber es ist eine andere Frage, ob ‚das Werk, das sich zwei Jahrtausende hindurch als eine lebendige Kraft bewährt hat', in euripideischer Form noch zu uns zu sprechen vermag. Die sozialen und populär-philosophischen Reflexionen lassen sich leicht streichen, aber nicht die völlig ungenießbare Aigeusszene. Der ‚alte Herr' schneit überhaupt völlig unmotiviert herein, und die Art, wie sie ihn mit der Hoffnung auf Nachkommenschaft ködert, ist unqualifizierbar, auch bricht die ganze Tragödie am Schluß zu unvermittelt ab, und die Kraft unserer Illusion reicht nicht aus, wenn wir daran glauben sollen, daß die Heldin auf einem drachenbespannten Wagen davonfährt. Das Stück wurde vor einigen Jahren mit Frau Bertens, wie es scheint ohne Erfolg, aufgeführt. Das gleiche kann man vom Hippolytos (Phädra) noch mehr erwarten. Der ganze Stoff ist ungesund: eine liebeskranke Frau, die sich im Verlangen nach ihrem Stiefsohn verzehrt und dabei in tödlicher Angst vor einem gesellschaftlichen Skandal vergeht; der Stiefsohn selbst wohl ein untadelhafter Jüngling, der sterbend unsere echte Teilnahme erweckt, aber durch seine Unnatur abstößt. In dem Konflikt, der ihn vernichtet, wird jeder sittliche Mensch so handeln wie er, aber eine

gesund empfindende Hörerschaft würde die Ergüsse auspfeifen, in denen er sich über das weibliche Geschlecht ergeht. Er war ursprünglich ein Gott, als Mensch in dieser Form dünkt er uns auf der Bühne unmöglich.

Aber da ist sogleich ein Meisterwerk: die Bakchen. Der Verleger Hofmannsthals kündigte vor einigen Jahren einen Pentheus an, doch sicher eine Bearbeitung des Bakchenstoffes. Wir brauchen ihn nicht, wenn er ein Nachfolger in der Richtung der Elektra ist. Die Vernichtung des Gegners des Dionysoskultus, der eigenen Verwandten des Gottes durch diesen selbst hat der Dichter so erschütternd dargestellt, daß die Einstudierung des Stückes unzweifelhaft dem Regisseur wie den Schauspielern eine dankbare Aufgabe zuweist. Nur nebenher wollen wir erwähnen, daß hier wie in allen noch zu besprechenden Dramen auch die moderne Dekorationskunst ihre Kräfte entfalten könnte. Der Bau der Handlung, sonst eine Schwäche des Meisters, ist wie aus einem Guß und spannt bis hin zur letzten Eröffnung des Dionysos. Gleich das erste Epeisodion gibt eine wirksame Szene: die frommen Greise Kadmos und Teiresias gegenüber dem erregten Gottverächter Pentheus. Hier gibt der Dichter auch einmal der Komik ihr Recht: wie die beiden Mümmelgreise — der eine blind! — im bakchischen Schmuck thyrsosschwingend zur Feier fortwanken, diesen lächerlichen Anblick hat er gewiß beabsichtigt. Wie der Gott in Jünglingsgestalt dann mit dem verblendeten Helden spielt, wie er ihn äfft, mit Wahnsinn schlägt, den Willenlosen zum Kithairon ins Verderben lockt, wie dann die Mutter Agaue, die den eigenen Sohn zerrissen hat, noch in der Glut des Wahnsinns mit dem Kopf des Unseligen auf dem Thyrsosstab erscheint und Kadmos' Worte allmählich die Binde von ihren Augen lösen, das sind Szenen, großer Künstler würdig und ihres Eindrucks auf den Hörer gewiß. Freilich, die Rede Agaues nach ihrem Erwachen, wahrscheinlich das Erschütterndste von allem, ist leider verloren gegangen und müßte, so gut es geht, ergänzt werden.

Der furchtbare Kontrast, der den Leser noch heute im Herakles erschüttert, macht auch diese Tragödie eines Versuches wert. Der kolossale Held, der nach dem Abschluß seiner Taten heimkehrt und seine Kinder bei lebendigem Leibe im unheimlichen Leichenschmuck sieht, weil sie zur Schlachtbank geführt werden sollen, — wir atmen auf, da er als Rächer naht. Derselbe Mann erschießt gleich darauf in wilder Raserei seine Kinder und erwacht als Zerbrochener. Trotzdem hat er den Mut, sein Leben weiter zu schleppen. Unser Schauder über das Elend des menschlichen Daseins wird nicht schwächer, wenn wir sehen müssen, daß dieses Entsetzliche Götterhand angerichtet hat. — Das Wort Kassandras: ‚Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!' gilt für die Troerinnen nicht minder als für den Herakles. Dem kläglichen Geschlecht unserer Tage, das sich nur wohl zu fühlen scheint, wenn es hohles Schau- und Festgepränge und eitlen Glanz und Flitter sieht, ist es heilsam, einmal vor einem Weltbild voll düsterer Tragik zu erschaudern. Hier zeigt ein Dichter von herber Größe und genialem Tiefblick ein Völkerschicksal mit erbarmungsloser Wahrheit und doch verklärt durch den holden Zauber seiner Kunst. Das Ganze ist nur eine Reihe lose verknüpfter Szenen, die ideale Hauptperson das anfangs rauchende, dann in Feuergarben aufflammende und am

Schluß mit Donnerkrachen zusammenstürzende Troja. Hekabe, der menschgewordene Erdenjammer, ist immer auf der Bühne; in ihren Worten konzentriert sich alles Leiden, das den Menschen erstarren macht. Priamos, Hektor, alle andern Söhne sind tot, Polyxene abgeschlachtet. Kassandra im Wahnsinnstanze, die edle Andromache, ihr Söhnchen vor unmenschlichen Henkershänden vergeblich zu schützen suchend, diese Unglücklichen und der Rest troischer Frauen werden zu den Schiffen getrieben. Und das Bitterste: Helena wird wieder triumphieren. Und nirgends in dieser schwarzen Nacht ein Strahl des Lichts. Auch der Sieger hat nicht Ursache sich zu freuen: im Prolog hören wir, daß seine Flotte an den Klippen von Euböa zerschellen wird. Welch herrliche Aufgabe für eine gottbegnadete Künstlerin, diese Rolle der Hekabe! Wie könnte sie uns z. B. mit der herzzerreißenden Totenklage um den ruchlos gemordeten kleinen Astyanax erschüttern! — Der Athener, der im Jahre 415 die Aufführung gesehen hatte, konnte zwei Jahre später die furchtbare Wahrheit, die sie predigte, an sich verspüren, als die Nachricht vom Untergang seiner gesamten Heeresmacht zu ihm drang. Aber auch wir können die Tragödie gebrauchen.

Der Dichter hat noch andern Trank zu kredenzen, und dieser schmeckt nicht so bitter. Seine Alkestis ist keine Tragödie, und an Stelle eines Satyrdramas aufgeführt, ein wundervolles, dramatisiertes Märchen. Hier können wir fürchten, weinen, lachen, gerührt sein, und wenn der Übersetzer die Stellen ausmerzt, welche den glücklichen Ausgang vorwegnehmen, eine weit größere Spannung genießen als einst die Athener. Denn diese kannten das Märchen, die größte Mehrzahl von uns nicht. Wir sehen den Tod auftreten und im Haus verschwinden, die rührende Gestalt der sterbenden Heldin wird auf die Bühne getragen, wir hören das letzte Gespräch zweier liebenden Gatten, den Abschied von den Kindern. Dann das Auftreten des braven Herakles, mit dem ein Hauch kraftvollen Lebens in das Haus des Todes weht. So löst eine Szene die andere in buntem Wechsel ab, jede versetzt in eine neue Stimmung. Und der Schluß, wo der Heros, der so schlecht lügen kann, die dem Tod entrissene Beute seinem Wirt zuführt, wird auch ein rohes Herz nicht ungerührt lassen. Diese Szene sowie der peinliche Zank zwischen Admet und seinem Vater an der Bahre der Toten fordern freilich den ganzen Takt und die volle Kunst des Schauspielers, wie denn überhaupt die ganze Rolle Admets, der es ertragen kann, seine Frau für sich sterben zu lassen, außerordentliche Schwierigkeiten hat.

Das letzte Stück des Dichters, welches für unsern Zweck noch in Betracht kommen kann, ist seine interessante Helena. Die Heldin steht in der Mitte zwischen Goethes und Offenbachs Helena. Der moderne Hörer würde nicht wenig verwundert sein, wenn er erfährt, daß die Griechen vor Troja zehn Jahre lang um ein Schattenbild gekämpft haben, daß die wahre Helena in Ägypten lebt und vom König des Landes umworben wird. Der schiffbrüchige Menelaos landet, die Gatten erkennen sich und wollen fliehen. Die Pointe des Ganzen besteht darin, daß die listige Heldin den törichten Barbaren an der Nase herumführt und dieser selbst das Schiff zur Flucht hergibt. Wie

dieser Theoklymenos sich nachher die Haare rauft, das ist köstlich: ganz John Kabys, der klassische Schmied seines Glückes:

‚Ach, in Weiberlist gefangen; wehe mir, ich Unglückstropf!‘

* * *

Ziehen wir das Schlußresultat unserer Untersuchung; es ist kurz. Aufführungen antiker Tragödien, wie sie die Alten sahen, sind unmöglich und nicht einmal wünschenswert. Für ihre Wiederbelebung in klassischem Geist und verjüngter Form, aber auf antiker Bühne, steht ein Stamm von zehn Dramen zur Verfügung. Es wäre ein Glück und ein Segen für die ästhetische und in gewissem Sinne auch für die ethische Läuterung unseres Volkes, wenn sie Gemeingut würden wie die Dramen Schillers.



Alle Wolken . . .

Alle Wolken sind im Gleiten,
eine träger, eine schneller;
schon wird hier der Himmel heller
von Vergänglichkeiten
und das reine nackte Blau
fremder unschuldsvoller Tage,
wo die Welt noch eine Sage,
stellt sich wieder hier zur Schau.
Im Bewußten, im Gewollten
tun wir nimmer, was wir sollten;
nur wenn Sonne wie ein Traum
überglänzt den weiten Raum,
in der Stille Heiligkeit
ruht die tolle Menschenzeit,
und wir ahnen selbst uns kaum:
unser Leiden, unser Wehe
eingewurzelt alt und zähe
ist verdorrt;
und die Seele aufgelöst,
wie ein Schwan vom Strande stößt,
schwimmt mit allen Wolken fort.

Karl Debus.

Die Einschienenbahn / Von A. Timpe

Ueber den Gegenstand dieses Aufsatzes, die Einschienenbahn, genauer gesagt, die einschienige Kreiselbahn, sind die Akten noch nicht geschlossen. Verschiedene Einzelheiten der Konstruktion, die für die mechanisch-technische und praktische Beurteilung des Ganzen wesentlich sind, sind gegenwärtig noch wohlgehütetes Geheimnis der Erfinder. Trotzdem hat es natürlich einen eigenen Reiz, sich schon jetzt von der Grundidee der Konstruktion mit Rücksicht auf die Aufgaben, die den Erfindern gestellt waren, und von den etwaigen Vorzügen und Nachteilen des neuen Systems ein Bild zu machen.

Das Bedürfnis nach wesentlich höheren Geschwindigkeiten im Eisenbahn-Personenverkehr zwischen den Brennpunkten unseres heutigen Kulturlebens macht sich seit geraumer Zeit geltend. Ihm entsprangen die im Herbst 1903 von der „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen" veranstalteten Probefahrten auf der Strecke Marienfelde—Zossen, bei denen eine Höchstgeschwindigkeit von 210 Kilometern pro Stunde erzielt wurde. Die Leistungsfähigkeit des rollenden Materials hatte sich bei diesen Versuchen aufs glänzendste bewährt. Andererseits aber hatten sie das für viele überraschende Ergebnis, daß die allgemeine Einführung der 200-Kilometer-Schnellbahn bei dem heutigen Zweischienensystem ohne eine erhebliche Verstärkung und ständige genaue Überwachung des Oberbaus unserer Bahnlinien, also ohne beträchtlichen Kostenaufwand, nicht möglich ist. Es erklärt sich dies durch das rapide *Anwachsen der unvermeidlichen Fahrtwiderstände* mit Steigerung der Zuggeschwindigkeit; nimmt man als Maßstab für diese Widerstände die im rollenden Material auftretenden Zentrifugal- und Kreiselwirkungen, die beide proportional dem Quadrat der Geschwindigkeit wachsen, so ergibt sich, daß etwa beim Übergang von 80 Kilometern zu 200 Kilometern Stundengeschwindigkeit die Abnützung der Strecke sich reichlich versechsfacht. Mindestens in demselben Verhältnis wachsen aber die Unterhaltungskosten, die schon jetzt pro Jahr und pro Kilometer Gleislänge ungefähr 1600 Mark betragen, und daraus ergibt sich, daß die Einführung hoher Geschwindigkeiten auf der heutigen Zweischienenbahn sich als durchaus unrentabel erweisen würde.

Wesentlich anders liegt die Sache bei der Einschienenbahn, da diese mit erheblich geringeren Widerständen zu kämpfen hat. Um das zu erkennen, müssen wir uns mit der Natur der Widerstände, an denen die Zweischienenbahn laboriert, kurz befassen. Offenbar ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die beiden Schienen eines Gleises genau parallel und gleich hoch zu verlegen; die Folge davon ist, daß die Räder abwechselnd gegen die eine und die andere Schiene anlaufen, dadurch Gleisdeformationen hervorrufen, die nun ihrerseits rückwirkend zu Schlingerbewegungen der passierenden Wagen Anlaß geben. Ein Schleifen zwischen Rad und Schiene bringt auch die konische Gestaltung der Laufflächen der Räder, die das Herausspringen der Wagen aus dem Gleise erschweren soll, mit sich, insofern ja bei einer bestimmten Fahrtgeschwindigkeit nur für einen einzigen Laufkreis von ganz bestimmtem Radius reines Rollen möglich ist. Alle diese Umstände setzen die Zweischienenbahn schon in gerader

Fahrt, zumal in Steigungen, gegenüber der Einschienenbahn in Nachteil. In Kurven machen sich die Unterschiede der beiden Systeme in erhöhtem Maße geltend. Bekanntlich wendet man hier beim Zweischienensystem, um der Zentrifugalkraft entgegenzuwirken, eine Überhöhung der äußeren Schiene an. Diese Überhöhung kann aber natürlich nur einer mittleren Fahrtgeschwindigkeit entsprechend gewählt werden, und im allgemeinen wird sich daher die Resultante aus Schwere und Zentrifugalkraft schräg zur Dammkrone stellen und so den Wagen gegen die eine oder die andere Schiene pressen, wodurch die Fahrtwiderstände natürlich wachsen. Bei hohen Geschwindigkeiten ferner müßte man entweder eine enorme Überhöhung der äußeren Schienen anwenden oder sich auf ganz schwache Krümmungen beschränken. Anders bei einer Einschienenbahn, die sich automatisch in die richtige Schräglage einstellt. Bei ihr sind die Widerstände im Durchfahren einer Kurve nicht erheblich größer als in gerader Fahrt, und der Beibehaltung schärferer Krümmungen auch bei hohen Geschwindigkeiten steht prinzipiell nichts im Wege*.

Alles in allem genommen wird man also die Lösung des Schnellbahnproblems im Übergang zum Einschienensystem suchen. Voraussetzung ist dabei aber, daß es möglich ist, ein auf einer Schiene jederzeit stabil laufendes Fahrzeug zu konstruieren, das in gerader Fahrt von selbst in der aufrechten Gleichgewichtslage verharrt und beim Durchfahren einer Kurve automatisch die schräge Gleichgewichtslage annimmt.

Da scheint nun zunächst in der Schwebebahn das Ideal der Einschienenbahn gefunden zu sein. Mit ihrem Schwerpunkt unterhalb der Aufhängeachse stellt sie ein jederzeit stabil laufendes Fahrzeug dar. Gegen die Schwebebahn spricht jedoch vor allem der kostspielige Eisenbau der Fahrbahn, der dies System bei großen Entfernungen unwirtschaftlich macht.

Bleibt also die Frage, ob es möglich ist, eine stabile einschienige Standbahn herzustellen. An sich ist ja ein auf einer einzigen Schiene stehendes Gefährt instabil, und es käme also darauf an, eine auf alle Fälle zuverlässig wirkende Stabilisierungsvorrichtung einzubauen. Wer die merkwürdigen Erscheinungen der Kreiselbewegung kennt, für den hat die Idee, die stabilisierenden Wirkungen einer Kreiselanordnung für die Einschienenbahn heranzuziehen, von vornherein etwas sehr Bestechendes, und in der Tat benutzen ja die Erfinder der in praxi vorgeführten Einschienenbahn, L. Brennan und die Ingenieure des Herrn A. Scherl, einen Kreisel zur Stabilisierung. Die Lösung ist aber keineswegs so trivial, wie man vermuten könnte. In der Tat hat man schon manchesmal mit der Idee der Kreiselstabilisierung Fiasko gemacht, weil man sich über das Wesen der Kreiselbewegung nicht im klaren war. Ich erinnere an ein Projekt des englischen Ingenieurs Bessemer zur Verhütung der Seekrankheit. Bessemer wollte die Schaukelbewegungen einer Kajüte, die an Bord eines Schiffes mit zwei kräftigen Zapfen aufgehängt war, durch ein starr damit verbundenes schnell umlaufendes Schwungrad verhindern. Die Vor-

* Vgl. A. Scherl, Ein neues Schnellbahnsystem, Berlin 1909; Nachtrag hierzu, Berlin 1910; Gutachten von Prof. Barkhausen, abgedruckt in diesem Nachtrag.

richtung versagte — mußte versagen aus einem ähnlichen Grunde wie etwa die Bemühungen eines in einem Boote stehenden Mannes, der sein Fahrzeug durch Ziehen an einem daran befestigten Tau in Bewegung zu setzen oder zur Ruhe zu bringen versucht. Eine Beeinflussung der Bewegung des Bootes kann (bei Ausschaltung äußerer Antriebsmittel) nach dem Satze von der Schwerpunktsbewegung nur dadurch zustande kommen, daß der Mann sich relativ zum Boot bewegt. In derselben Weise kann — ich will einmal kurz sagen, nach dem Flächensatz — eine direkte Beeinflussung der Drehbewegung eines Fahrzeugs durch einen eingebauten Kreisel nur dann erfolgen, wenn seine Achsenrichtung relativ zum Fahrzeug beweglich ist, mit andern Worten, wenn er pendelartig aufgehängt ist. Damit haben wir das erste Kennzeichen einer stabilisierende Wirkung versprechenden Kreiselanordnung im Einschienenfahrzeug gefunden: der Kreisel muß in einem Rahmen gelagert sein, der seinerseits um eine Achse pendeln kann. An und für sich sind übrigens verschiedene Orientierungen des Kreiselpendels möglich; wir wollen, um feste Vorstellungen zu haben, die Aufhängeachse in die Richtung der Querachse des Fahrzeugs fallen lassen. Das ist ja auch die Anordnung, die Schlick dem von ihm erfundenen Schiffskreisel gegeben hat, mit dem eine erfolgreiche Bekämpfung der Rollschwingungen von Schiffen tatsächlich gelungen ist.

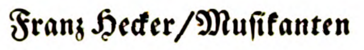
Es besteht nun aber ein fundamentaler Unterschied zwischen den Aufgaben, die der Kreisel beim Schiff und beim Einschienenfahrzeug zu erfüllen hat. Für das Schiff bedeutet die Vertikalstellung eine an sich stabile Gleichgewichtslage, und der Kreisel hat nur den Zweck, die durch äußere Störungen verursachten Schwingungen um diese Gleichgewichtslage zu verlangsamen oder möglichst schnell abklingen zu lassen. Er soll gewissermaßen die Zähigkeit der Stabilität erhöhen. Für das Einschienenfahrzeug dagegen bedeutet die Vertikalstellung eine labile Gleichgewichtslage, und man verlangt vom Kreisel, diese in eine stabile Gleichgewichtslage umzuwandeln. Dies Ansinnen erfüllt das Kreiselpendel dadurch, daß es sich auf den Kopf stellt, so daß sein Schwerpunkt oberhalb der Aufhängeachse zu liegen kommt. In der Tat ergibt die Rechnung in Übereinstimmung mit der Erfahrung, daß die labile Aufstellung des Kreiselpendels in dem labilen Fahrzeug ein durchaus stabiles System entstehen läßt. Das zweite, äußerst merkwürdig anmutende Kennzeichen der stabilisierenden Kreiselanordnung der Einschienenbahn lautet also: das Kreiselpendel muß auf dem Kopf stehen.

Damit haben wir bereits die Anweisung zur Konstruktion eines einfachen Modells der Einschienenbahn gewonnen. Ein solches entsteht, wenn ein gewöhnlicher sog. Zentrifugalkreisel auf das Verbindungsglied eines Rollenpaars, in der Ebene der Rollen drehbar, aufgesetzt wird. In Ermangelung einer Vortriebskraft gibt man der Schiene eine geringe Neigung, und in wunderbarem stabilem Gleichgewicht rollt das Fahrzeug die Schiene entlang. Genau genommen beschreibt hierbei die Kreiselspitze, gerade so wie bei dem in einer Pfanne stehenden Zentrifugalkreisel, eine schwache Präzession um die Vertikale: ein Freiheitsgrad wird durch die Drehung um die Oberkante der Schiene, der andere durch die Drehung um die Aufhängeachse des Kreiselpendels geliefert.

Diese doppelte Beweglichkeit ist notwendige Bedingung für die Stabilität des Systems: wird einer der beiden Freiheitsgrade z. B. durch Festhalten des Rollenpaars aufgehoben, so klappt der Kreisel augenblicklich um, wie man durch Versuch jederzeit nachprüfen kann. Das Wesen der Kreiselstabilisierung des Einschienenfahrzeugs besteht geradezu darin, daß auf jede seitliche Neigung des Fahrzeugs das Kreiselpendel mit einem Ausschlag reagiert und so die Ablenkung in eine kreisende Schwingung verwandelt. — Im übrigen durchfährt das System eine Kurve genau so stabil wie den geraden Schienenweg. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß es sich hierbei von selbst etwas nach innen neigt, also diejenige Lage annimmt, bei der es unter der Wirkung der Schwere und der Zentrifugalkraft sich im Gleichgewicht befindet. Ohne den Kreisel wäre diese Gleichgewichtslage natürlich labil; das Kreiselpendel stabilisiert sie, genau so wie es bei gerader Fahrt die vertikale labile Gleichgewichtslage stabilisiert.

Wie steht es nun mit der Ausführung der Einschienenbahn im großen? Es drängt sich ja das Bedenken auf, ob die Kraft des Kreisels, die für die Stabilisierung kleiner Modelle genügt, für die bedeutenden Massen eines Eisenbahnwagens ausreichen wird, wenn man nicht zu unverhältnismäßig großen Kreiselanordnungen übergehen will. Die Erfahrung hat hierin bisher, gerade wie beim Schlickschen Schiffskreisel, ziemlich günstige Resultate gezeitigt, und zwar beruht die Möglichkeit, die Kreiseldimensionen in bescheidenen Grenzen zu halten, auf der Steigerung der Tourenzahl. Nachdem bereits im Jahre 1907 Louis Brennan einen kleinen Modellwagen herausgebracht hatte, traten im November 1909 Brennan in London und Scherl in Berlin fast gleichzeitig mit größeren Versuchswagen an die Öffentlichkeit. Die Brennanschen Versuche werden von der englischen Regierung subventioniert. Brennan und Scherl haben dann vor zwei Jahren eine Interessengemeinschaft abgeschlossen, und auf der englisch-japanischen Ausstellung in London lief der Brennansche Einschienenwagen verschiedentlich mit 40 Passagieren. Der Kreisel wird durch einen Elektromotor angetrieben und auf annähernd konstanter Tourenzahl — zirka 7500 Umdrehungen in der Minute — erhalten; beide sind zusammen in einem luftleeren Gehäuse eingeschlossen. Scherl glaubt, daß er auch bei den wie üblich dimensionierten Eisenbahnwagen mit Kreiseln auskommen wird, die nur ungefähr sechs Prozent des Wagengewichts ausmachen. Um allen Eventualitäten begegnen zu können, und besonders auch, um die Standsicherheit des Fahrzeugs beim Ein- und Aussteigen der Fahrgäste und bei langsamer Fahrt zu gewährleisten, sind seitliche herablaßbare S t ü t z e n vorgesehen, die, wie es im D. R. P. 205 820 vom 7. Juli 1907 heißt, in seitlichen Führungen verschiebbar gelagert sind. Vermutlich sind damit Räder und nicht stelzenartige Stützen gemeint.

Schließlich ist, nach dem Brennanschen Patent, noch eine Anordnung zur Überwindung der Reibungswiderstände getroffen. Reibung bedeutet ja Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit und bringt als solche für das Einschienenfahrzeug ein allerdings langsam wirkendes Instabilitätsmoment mit sich. Die Reibung, die das Fahrzeug bei einer Drehung um die Schienenkante erleidet,



Franz Hecker/Musikanten



ist nun schlechterdings unvermeidlich. Um ihren ungünstigen Effekt zu kompensieren, muß man die Ausschläge des Kreiselpendels nicht nur reibungslos gestalten, sondern geradezu künstlich beschleunigen, wie von Fritz Nöther im vierten Bande der Kreiseltheorie von Klein-Sommerfeld theoretisch genauer begründet worden ist. Aus sich reagiert gewissermaßen das Kreiselpendel mit einem nicht hinreichend energischen Ausschlag auf eine Kippbewegung des Wagens. Brennan erreicht nun die Beschleunigung der Ausschläge des Kreiselpendels in sehr sinnreicher Weise dadurch, daß er im gegebenen Fall die Kreiselwelle (bezw. eine Hilfswelle) sich gegen seitliche Backen legen und darauf abrollen läßt, wobei natürlich das ganze Kreiselpendel mitgenommen wird. Der Elektromotor hat dabei die Tourenzahl konstant zu halten und so die Energieverluste auszugleichen.

Mit dem Kapitel von der Reibung berühre ich eine Sache, die, wie mir scheint, einstweilen noch einen wunden Punkt der Einschienenbahn darstellt. Ich komme damit zur Kritik dieses neuen Verkehrsmittels. Daß das Einschienensystem große technische Vorzüge besitzt und dementsprechend erhebliche wirtschaftliche Vorteile verspricht, läßt sich nicht leugnen. Die Verminderung der Fahrtwiderstände ermöglicht nicht nur die Einführung höherer Zuggeschwindigkeiten, sondern auch schärfere Krümmungen und Steigungen der Bahnlinienführung und damit eine viel innigere Anschmiegung derselben ans Gelände*. Daraus entspringen aber erhebliche Ersparnisse sowohl beim Grunderwerb als auch bei der Herstellung des Unterbaus: in der Anlage der Dämme und Einschnitte, der Brücken und Viadukte. Beim Oberbau fällt der eine Schienenstrang jedes Geleises und gleichzeitig die kostspielige, oft zu wiederholende Arbeit des Ausrichtens der beiden Schienen fort, und es können unter Umständen statt der Querschwellen gut gelagerte Langschwellen verwendet werden. Dagegen verteuern sich die Fahrzeuge durch den Einbau der Kreiselvorrichtungen. Um konkrete Zahlen für den Einfluß der verschiedenen Faktoren zu gewinnen, hat Scherl einen detaillierten Kostenanschlag für das Projekt einer Einschienenbahn Altenburg—Langenleuba ausarbeiten lassen und mit der Kostenaufstellung der tatsächlich ausgeführten Zweischienenbahn in Vergleich gesetzt; dieser Vergleich fällt sehr entschieden zu gunsten der Einschienenbahn aus.

Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus wird man sich also, auch wenn das Bild bei der tatsächlichen Ausführung im großen sich noch etwas verschieben sollte, sicherlich freundlich zum neuen System stellen. Wie steht es aber mit der Sicherheit des Einschienenfahrzeugs? Es kann wohl als allgemeiner Erfahrungssatz gelten, daß die Zahl der Betriebsunfälle mit der Kompliziertheit einer Konstruktion wächst. Das hindert aber die Menschen in der Regel nicht, neue Konstruktionselemente anzunehmen, wenn dadurch im übrigen wesentliche Fortschritte erzielt werden und wenn nicht gerade das neue Konstruktionselement einen besonders hohen Unsicherheitskoeffizienten in sich birgt. Bei der Einschienenbahn sind nun Betriebsunfälle in erster Linie aus dem Versagen der Kreiselvorrichtung zu befürchten. Nun kann man wohl sagen, daß eine

* Vgl. die Ausführungen von Barkhausen und Scherl.

Unterbrechung des Antriebs, des elektrischen Stromes, nicht viel zu besagen hat, da die Tourenzahl des Kreisels nur ganz allmählich sinkt und inzwischen Zeit ist, durch Herablassen der Stützen den Zug standsicher zu machen oder aber, wenn es sich um einen einzelnen defekt gewordenen Wagen handelt, diesen nach dem nächsten Bahnhof zu bringen und auszurangieren. Scherl berichtet z. B. von einem Fall, der sich bei den Vorführungen im November 1909 ereignete. An einem der Kreisel brannte der Motoranker durch. Die Tourenzahl sank infolgedessen im Laufe von dreiviertel Stunden von 7500 auf 6000, und der Wagen erschien am Schluß der Vorführung noch gerade so stabil wie am Anfang. — Schlimmer ist es schon, wenn am Kreisel selbst etwas passiert, etwa ein Wellenbruch oder ein Springen der Schwungscheibe infolge der hohen Zentrifugalkräfte. Man muß sich dann wohl oder übel auf die Kupplung der Wagen untereinander verlassen.

Nicht unbedenklich scheint, mir persönlich wenigstens, der Einfluß der Reibung zu sein, wie ich schon andeutete; allgemeiner der Einfluß von Bewegungshemmungen überhaupt. Die Wirkung der Stabilisierungsvorrichtung beruht ja, wie mehrfach betont, auf dem Vorhandensein der beiden Freiheitsgrade: der Drehung des Fahrzeugs um die Schienenkante und der Drehung des Kreiselpendels. Bei stehendem Fahrzeug ist nun die Reibung, die der Drehung um die Schienenkante entgegenwirkt, besonders groß, und man bemerkt in der Tat an dem stehenden Modell des Einschienenwagens eine ziemlich rasch zunehmende Unsicherheit. Was für den ruhenden Wagen zutrifft, gilt in gewissem Grade natürlich auch für den langsam fahrenden Wagen, und es scheint tatsächlich, daß Scherl in allen diesen Fällen sich der herablaßbaren Stützräder bedienen will. Dadurch käme natürlich eine große Umständlichkeit in das System, und das Hochnehmen und Niederlassen der Stützräder nach Beginn und vor Schluß der Fahrt, also gewissermaßen das Starten und Landen der Einschienenbahn, könnte doch mit allerlei Unzuträglichkeiten verbunden sein. Ferner könnte bei Entgleisungen der Umstand, daß die Räder eine starke Reibung erfahren, die Katastrophe außerordentlich verschlimmern und die Wagen zum Kippen bringen.

Alle diese Einwendungen richten sich jedoch genau genommen nicht gegen das Prinzip des Kreiselwagens. Etwas über die Aussichten des Einschienensystems zu sagen, wäre verfrüht, da die Frage einer zuverlässigen, bei Betriebsunfällen automatisch wirkenden Stützenkonstruktion noch nicht hinreichend geklärt ist. Vermutlich arbeiten die Erfinder zurzeit noch gerade an diesem Problem. Auf alle Fälle ist die Einschienenbahn ein interessanter Versuch, wichtige auf dem Gebiete der Mechanik gewonnene Erkenntnisse für ein großes wirtschaftliches Unternehmen fruchtbar zu machen.

Die Denkmalskommission / Von Richard Klapheck

Wie entsteht ein Denkmal? — Das Wichtigste ist die Denkmalskommission mit möglichst vielen Kommissionssitzungen und einem dicken Aktenbündel voll Reden und ‚wertvollen Anregungen des geschätzten Herrn Vorredners‘, denn so beginnt in den Akten immer die Rede des nachfolgenden Kommissionsredners. Der Vorsitzende der Denkmalskommission ist vielleicht der Bürgermeister oder der Vorsitzende eines patriotischen Vereins oder ein Kommerzienrat, aber alles Laien. In der Denkmalskommission sitzen Vertreter von Körperschaften, Stadtverordnete, einflußreiche Bürger, just ganz gerade so, wie man eine Finanz- oder Schulkommission in einer Stadt bildet, nur mit dem Unterschiede, daß dort noch Fachmänner urteilen können. Aber damit die Kommission nun nicht doch nur aus Laien besteht, hat man als künstlerischen Beirat noch den Stadtbaurat und den Gymnasialprofessor als Kommissionsmitglieder berufen.

Muß denn aber ein Baurat überhaupt etwas von Kunst verstehen, um ein tüchtiger Baurat sein zu können? Absolut nicht! Man wüßte ja sonst vor Künstlern in Deutschland nicht zu bleiben, und alle unsere Bahnhöfe, Gerichts-, Post-, Zoll- und andere Staatsgebäude wären wahre Kunstwerke! Man kann Wirklicher Geheimer Oberbaurat und Dezernent für Bauwesen im Ministerium werden, ohne auch nur einen Tropfen Blut eines entwerfenden Künstlers in seinen Adern zu haben, denn ein Baurat ist lediglich ein Beamter, der eine neunklassige höhere Schule, dann eine technische Hochschule besucht und die beiden vorgeschriebenen Staatsexamen bestanden haben muß. Dann wird er höherer staatlicher Baubeamter und nach einer Reihe von Jahren erhält er den Titel Baurat, wie ein Oberlehrer den Titel Professor, ein Richter das Prädikat Gerichtsrat.

So ist es in königlichem Dienst. Im städtischen Dienst ist es oft nicht anders. Denn bei so vielen Städten ist es Regel geworden, daß der Leiter des Bauwesens die beiden Staatsexamen bestanden haben muß. Vielleicht daß man ihm mit dieser Voraussetzung die nötige gesellschaftliche Stellung neben den juristisch gebildeten Kollegen im Magistrat geben will. Ich wüßte sonst keinen anderen Grund. Aber ein Architekt, der künstlerisch Bedeutendes leisten kann, und dessen Kunst ein starkes und persönliches Können verrät? Im Staatsdienst bleibt er ebenso in subalterner Stellung und einem geprüften Baubeamten unterstellt, wie im Dienste der meisten größeren Städte. Das Examen ist eben wichtiger als künstlerische Qualitäten. Von Adolf Hildebrand, dessen Bedeutung für die moderne Kunst nicht hoch genug einzuschätzen ist, da er mit seinen Werken und einer geistreichen Schrift ‚Das Problem der Form in der bildenden Kunst‘ wieder das formale Interesse an der Kunst wachgerufen hat, von diesem Künstler sagt Julius Maier-Graefe einmal: ‚In der Renaissance pflegten solche Leute das Bild einer Stadt zu gestalten.‘ Heute, könnte man hinzufügen, ist das Sache von Baubeamten geworden. Denn Baukünstler wie Hofmann in Berlin, Hocheder, Grässel u. a. in München, Schumacher in Hamburg und einige wenige andere noch, denen die wichtige Leitung des Bauwesens einer Stadt anvertraut ist, sind in diesen Stellungen Ausnahmen.

In vielen Städten gehört dann der Gymnasialprofessor oder der Seminar-

direktor unbedingt zur Denkmalskommission. Er gibt doch Deutsch und Geschichte in der Oberprima, dazu noch Lateinisch und Griechisch, vielleicht sogar jede Woche einmal Kunstgeschichte! Der muß doch etwas von der Kunst verstehen bei seiner umfassenden allgemeinen Bildung! Aber dieser unglückselige Unterricht der Kunstgeschichte, der in den Gymnasien oder Töchterschulen meist erteilt wird! Wie in der systematischen Botanik lernt man Namen und Stilformen und Jahreszahlen. Man lernt, daß der romanische Stil am Rundbogen, der gotische am Spitzbogen zu erkennen sei. Aber man verwechselt damit das Wesen eines Stiles mit zufälligen und dabei nicht einmal immer zutreffenden Äußerlichkeiten. Wer dann freilich über eine bloße Formenlehre nicht hinausgekommen, die den Schüler übrigens ebenso wenig fesselt wie lateinische Grammatik und ihn dem Wesen einer Kunst wenig näher bringt, der steht moderner Kunst ganz wehrlos gegenüber, weil ihm da sein stilistischer Formenkram keinen Maßstab für eine Beurteilung abgeben will. ‚Kunstgeschichte und Ästhetik, aber keine Kunst; Reflexion und Wissen, aber keine Anschauung; Präparate, aber kein Leben; Stücke, aber kein Zusammenhang... Wir kennen alles und beherrschen nichts. Der Verstand wird erzogen und bestimmt unsere Anschauung.‘ So poltert Arnold Boecklin einmal los gegen ‚unsere verwissenschaftlichte Welt, die die Heiterkeit der Kunst nicht mehr versteht. Unsere ganze Geisteswelt ist in das Zeichen des Schulmeisters getreten.‘ Man lernt Urteile über die Kunst, nur nicht urteilen! Cornelius Gurlitt hat noch schärfere Worte gefunden, man mag sie auf den letzten Seiten seiner ‚Deutschen Kunst im 19. Jahrhundert‘ nachlesen, wo er von dem ‚schlimmsten Bohrwurm‘ redet, ‚der im Kernholze deutscher Bildung behaglich sitzt.‘ Wenn man wenigstens den Professor in die Denkmalskommission wählte, weil er ein wirkliches Verhältnis zur bildenden Kunst unterhielte! Es gibt ihrer schon wirklich welche. Aber man wählt ihn wie den Stadtbaurat der Stellung wegen: ein Gymnasialprofessor, der in der Oberprima Deutsch und Geschichte gibt und im Nebenfach auch zur Kunstgeschichte verpflichtet wurde, der muß doch unbedingt etwas von der Kunst verstehen!

Nach vielen Kommissionssitzungen hat das Denkmalskomitee nun die unmöglichsten Bedingungen für den Künstler formuliert: Mitten auf einen freien Platz wünscht man ein Standbild. Am Sockel soll eine allegorische Darstellung Platz finden, die auf die Tätigkeit des großen Mannes, dem man ein Denkmal setzt, Bezug nimmt. Eine andere Gestalt, ein guter Genius oder die Verkörperung der ‚dankbaren Vaterstadt‘ soll den Namen vorne auf den Sockel schreiben. Man wüßte ja sonst freilich auch nicht, wer da oben stünde. Aber sollte das das allegorische Weib nicht besorgen? Immer dieselben idealen, schön gewachsenen, langweiligen Weiber, denen man erst an ihren Attributen absieht, was sie vorstellen sollen: Der Hammer in der Hand die Industrie, die Ähre die Landwirtschaft, das Schwert den Krieg usw. Aber es darf immer dasselbe Weib sein. ‚Nimmt man der Stärke die Keule‘, sagt Cornelius Gurlitt einmal, ‚und gibt sie der Weisheit in die Hand, so ist sie die Stärke. Und bindet man der Gerechtigkeit das Tuch von den Augen und um die der Stärke, so hat man nur eine dickere Stärke.‘

Und das Denkmal soll mitten auf einen freien Platz zu stehen kommen. Ob aber der betreffende Platz überhaupt ein Standbild vertragen kann? Die Frage ist in der Kommission noch nicht gestellt worden. Man ist froh, überhaupt noch einen Denkmalplatz zu haben, da alle anderen Plätze schon besetzt sind. Unsere modernen Anlagen in Sternform aber, wo die verschiedenen Straßen auf den Mittelpunkt zusammenlaufen, vertragen dort in den seltensten Fällen eine Rundplastik.

Aber die Denkmalskommissionen haben sich im 19. Jahrhundert nun einmal daran gewöhnt: ein Standbild gehört auf einen freien Platz, und so hat man Dichter und Gelehrte ebenso wie Volksredner und Politiker, Fürsten und Könige mitten auf jene Plätze gestellt, wo das lauteste Treiben sich abspielt. Bei Volksrednern kann man das verstehen. Sie gehören auf den Platz, wo sie das Beifallsgeheul der Menge noch überschreien können. Verrocchios Bandenführer, den Colleoni in Venedig, vor allem dann Rodins Entwurf für die Défense nationale, könnte man sich auch kaum vorteilhafter als auf einem verkehrreichen Platze denken: die Kriegsfurie bei Rodin, die auffährt und das Volk zu den Waffen aufruft, ihr zu Füßen der gefallene Krieger; und nun schreit sie laut gellend in die Menge nach Rache wie eine Mutter, der man ihr einziges Kind geraubt hat.

Aber man hat Männer, die zeitlebens in der Einsamkeit gelebt haben und niemals auf dem Marktplatze zur Menge geredet, auf hohen Sockeln mitten auf einen Platz gestellt. Dichter und Gelehrte. Man denke sich Dante, der in der Einsamkeit der Pineta bei Ravenna auf das Rauschen der Bäume horchte und dem dort die Gebilde zum Paradiso seiner Göttlichen Komödie erstanden, auf einen Marktplatz wie in Florenz vor Sta. Croce. Stimmungsvoller, eindrucksvoller möchte man ihn sich auf wenig hohem Sockel mitten in einem schönen Parke denken, ähnlich wie Uphues' junger König Friedrich II. als Schloßherr im Parke zu Sanssouci einhergeht. Aber unsere Denkmalskommissionen haben es nicht anders gewußt: ein Standbild gehört auf einen freien Platz. Sei es nun Bismarck oder Schiller, Goethe oder ein Industrieller.

Unsere modernen Plätze verlangen bei den großen Ausdehnungen ein entsprechend größeres Standbild. Die Kleidung, die Knöpfe, die Orden, alles an dem Standbild wächst mit der Größe des Platzes. Man glaubt damit eine größere Monumentalität zu erzielen. Aber das kann auch nur ein Laienkomitee annehmen! Monumentale Plastik folgt ganz anderen Stilgesetzen als Kleinplastik, und mit einer mechanischen Vergrößerung eines Modelles in allen seinen Details ist es nicht getan. Großplastik verlangt absolut eine Vergröberung der Form, ein Vereinfachen aller Details auf klare, von weither sichtbare, einfache Umrißlinien hin. Der Gegensatz in der Umgebung trägt noch dazu bei, ein Denkmal eindrucksvoll und groß wirken zu lassen. Wie man sich das Bismarckdenkmal in Hamburg in seinen vereinfachten Formen nicht in einem kleineren Maßstabe auf einem engeren Raum denken kann, so ist die mechanische Vergrößerung der Germania auf dem Niederwald verfehlt. Es ist mit all der ausführlichen Detailarbeit eine Plastik für einen Saal oder kleinen Platz, die in ihrer Vergrößerung aber nur verloren hat.

Gar nicht selten hat eine Denkmalskommission sogar den Schildbürgerstreich gespielt, einen bestimmten Denkmalsentwurf für die Ausführung zu erwerben, ohne überhaupt sich über einen Denkmalsplatz entschieden zu haben. Soll man da noch Namen nennen? Wie viele Denkmäler passen nicht in einen Platz wie die Faust aufs Auge! Eine bekannte Universitätsstadt hatte bereits ein fertiges Kaiser Wilhelm-Denkmal, das man den verschiedensten Plätzen anzupassen suchte und das natürlich sich keinem anpassen wollte. Eine Industriestadt des Ruhrkohlenbezirkes hat ein wirkungsloses Bismarckdenkmal, eines jener vielen langweiligen realistischen Standbilder ohne Wirkungsfaktor in einem klaren Fernbilde, einer scharf gezeichneten Silhouette für die verschiedenen Straßen, die auf den Platz einlaufen. ‚Ja,‘ hörte ich den Vorsitzenden der Denkmalskommission einmal sagen, ‚die Schuld liegt nicht etwa am Künstler, auch nicht an uns, wir hatten eben noch keinen Platz, als wir uns für dieses Denkmal entschieden hatten.‘ Aber hier liegt gerade die Schuld bei der Kommission! Ein Denkmal hat eben keinen absoluten Wirkungsfaktor, die Örtlichkeit, die Umgebung stellt ihre Forderungen an die Gestaltung des Denkmales. Der Platz ist stets das zuerst Gegebene, von dem der Künstler auszugehen hat, in den er das Denkmal hinein zu komponieren hat, er hat ‚die gegebene Natursituation zu einer künstlerischen Gestalt weiter zu formen‘.

Und immer Standbilder, nichts als Standbilder wünscht eine Denkmalskommission, als wenn die Denkmalsplastik keine andere Form kenne! Und nur ja mitten auf einen freien Platz, nur nicht etwa als Wandplastik vor eine Wand gesetzt! ‚Denken wir an die vielen Denkmäler‘ — schreibt Adolf Hildebrand — ‚an Kirchenwände oder andere Bauten sich anlehnend, an die Tempel und Triumphbögen usw., wie sie frühere Zeiten zeigen, so ist diese Plastik viel reicher als die freistehende Rundplastik. Heutzutage ist diese ganze Plastik nahezu ausgestorben, und unter Plastik denkt sich der moderne Mensch nur noch runde Figuren, die in der Mitte eines Platzes stehen. Diese unglücklichen Monumente sind fast die einzige Bühne, auf der der Bildhauer seine Phantasie ausleben darf, und indem er seine Idee nicht opfern will, kommt er zu einer künstlerisch unmöglichen Form. Dieses Übel ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, daß die künstlerische Form für eine solche Aufgabe von Laien, den sogenannten Komitees, vorgeschrieben wird, während gerade in dieser Gestaltung die wichtigste Arbeit des Künstlers gesehen werden müßte. Was würde man sagen, wenn einem Dichter oder Musiker nur eine Form für die künstlerische Konzeption vorgeschrieben würde und man ihm nur erlaubte, in die vorgeschriebenen Szenen sogenannte Motive einzufügen! — Welche unsägliche Armut, welch ewiges Einerlei zeigen deshalb die häufigen Monumente! Wenn man die Anzahl von Standbildern, die in den letzten zwanzig Jahren in Europa entstanden sind (Hildebrand schrieb diese Worte im Jahre 1893), nebeneinanderstellen würde — welche Masse von Plastik, die sich abmüht, irgend etwas Neues zu geben und sich in dem Bann der isolierten Rundplastik unglücklich krümmt und windet, weil ihr jeder Anschluß an Architektur, an irgend eine Situation verboten ist, wie in Einzelhaft verbannt — die reine Sträflingsarbeit.‘

Kann da ein Künstler überhaupt noch etwas Neues schaffen, wenn nach ungezählten Vorbildern noch in so vielen Städten eine Denkmalskommission immer wieder von neuem dasselbe verlangt: Mitten auf einen freien Platz wollen wir einen Kaiser oder einen Bismarck hoch oben auf einem Sockel haben. Ist Geld genug vorhanden, dann soll er sogar auf ein Pferd kommen oder zu Füßen darf ein grimmig brüllender Löwe liegen.

Ein Standbild, das mitten auf einem freien Platz steht, muß nach jeder Seite hin, vor allem auf jede der einlaufenden Straßen, auf eine klare Silhouette hin gestaltet werden. Ein klar erkennbares Fernbild, ein Schattenbild, muß in die Straßenflucht hinein wirken, ‚was immer nur bei nackten Figuren ein Genuß sein kann'. Die nackte Figur ist ja auch schon leichter nach vielen Seiten hin auf klare Fernbilder zu gestalten, ohne daß nach einer Seite die Überschneidung von Gliedmassen Unklarheiten im Bilde und in den Funktionen und im Aufbau der Figur aufkommen läßt. Bei unserer modernen Kleidung ist das schon schwieriger, da sie die Körperformen zu sehr verdeckt. Man vergleiche doch nur Maisons Kaiser Friedrich in Berlin, wo ein Panzer den Körper einhüllt, ein Helm den Kopf verdeckt, mit Tuaillons Kaiser Friedrich in Bremen, wo der schöne Kopf in seinen unverhüllten edlen Formen wirken darf und ein römischer Lederpanzer die Brustmuskulatur wiedergibt, das Ganze dann auch als Freiplastik nach den verschiedensten Seiten hin auf klare Fernbilder hin gestaltet werden konnte.

Aber unsere Denkmalskommissionen verlangen nun meist von vornherein ein realistisches Standbild, und daher die vielen unerfreulichen Standbilder, die niemanden mehr fesseln und interessieren, sobald die Enthüllungsfeier vorüber ist.

Einen Feldherrn, einen Bismarck, auf einen Sockel zu setzen, das ginge noch allenfalls. Aber diese Komik, einem Menzel, einem Virchow ein realistisches Standbild zu setzen. Diese gedrungenen Künstler- und Gelehrtengestalten, bei denen nur der große eindrucksvolle Kopf fesselt, dessen Gewicht der Körper kaum zu tragen vermag. Das Begassche Brustbild von Menzel würde verlieren, ja wie eine Karikatur wirken, wenn ein Gehrock ein altes kleines Männchen einschlösse. Oder soll der alte Herr erst für sein Denkmal zurecht gemodelt werden, damit er nicht gar zu komisch auf seinem Sockel einst wirken mag. Soll ihn der Künstler erst vielleicht in die richtige Denkmalslänge ziehen? Oder die kleine, etwas verwachsene Gelehrtengestalt Virchows im Gehrock, der große Kopf mit einer Brille auf der Nase, vielleicht ein Hörrohr in der rechten Hand? Klimsch wußte, daß der Kopf alles war, die Gestalt des alten Herrn dagegen gar keine plastische Ausdrucksmöglichkeit für ein Monument geben könnte. Er stellte deshalb dar, wie ein kraftvoller Jüngling eine Sphinx bändigt: Der Scharfsinn der medizinischen Gelehrsamkeit hat das Rätsel gelöst, und nun geht man dem Rätseltier zu Leibe. Und am Sockel ist in Relief des großen Gelehrten Kopf angebracht. Aber was hatte Klimsch für eine Kritik auszustehen! Ebenso wie der Künstler in Kolberg, der bei einem Kaiser Wilhelm-Denkmal den Kaiser nur am Sockel im Relief darstellen wollte. Aber warum hören die Künstler auch nicht darauf,

wie ein gutes Denkmal ausschauen soll! Ein Denkmal ist nun einmal ein Standbild. Julius Dietz hat in der Münchener Jugend ja ‚Das Schema' gezeichnet (1906, Nr. 9, Titelbild). Man braucht nur die Gesichtsmaske und den Namen am Sockel noch auszuhauen, und das Schema wäre in jeder Stadt für jede Gelegenheit zu verwenden.

Der junge Goethe in der kleidsamen Tracht des 18. Jahrhunderts ist schon ein dankbarerer Vorwurf für ein Standbild als eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts. Man hat ihm in Leipzig und Straßburg Standbilder gesetzt. Die enganliegenden Kniehosen und Strümpfe und der Rock, der ‚auf Taille gearbeitet' ist, lassen die ganze Schönheit des Körperaufbaues durchfühlen, während die häßlichen Röhren, in die man im 19. Jahrhundert die Beine steckt, der lange Gehrock und der Zylinderhut die ganze Form verdecken. Die gedrehten Formen und Bewegungen im gesellschaftlichen Leben der galanten Zeit kommen dem Bildhauer sehr gelegen, eine Rokokofigur auf mehrere Wirkungsansichten zu gestalten. Und doch gefällt mir besser als die beiden Goethestandbilder das Goethedenkmal, das Ludwig Habich in Darmstadt errichtet hat. Gottlob, ihm hatte keine Denkmalskommission dazwischen zu reden! Am Ende eines Gartenweges steht auf einem Sockel, den nur des jungen Goethe Reliefporträt ziert, die nackte Gestalt eines Jünglings. Ein Denkmal für den schönheitliebenden Goethe. Der schöne Bronzejüngling hebt sich in wirkungsvoller Silhouette von weitem in dieser stimmungsvollen Situation des Herrengarten von Darmstadt von dem weißen architektonischen Hintergrund ab. Kein Denkmal für einen freien Platz, ein Wanddenkmal, neben dem aber die beiden Standbilder sehr an Form und stimmungsvoller Wirkung verlieren.

Die Denkmalskommissionen schreiben oft sogar dem Künstler das Material vor, aus dem das neue Denkmal zu schaffen wäre! Aber damit ist dem Künstler nur eine neue Fessel auferlegt. Denn er, der das Denkmal aus einem Platze heraus entwickelt, ‚die gegebene Natursituation zu einer künstlerischen Gestalt weiterformt', kann allein, je nach der künstlerischen Konzeption, wissen, welches Material seine Schöpfung fassen soll. Ein Denkmal mitten auf einem freien Platze mit vielen Wirkungsrichtungen verlangt für diese scharf begrenzte schwarze Silhouetten der Bronze gegen den freien Himmel gestellt. Denn Bronze gibt auf die Entfernung innerhalb der dunklen Form keine Gegensätze an. Kenntlich wird die Form ja nur in scharf umrissenen Silhouetten, in sogenannten Fernbildern. Mit einer Marmorstatue wäre auf so einem Platze ja wenig erreicht, da die Atmosphäre und das einflutende Licht die Konturen auflösen. Wenn freilich einst unter dem Himmel Griechenlands in dieser Situation ein Marmorwerk Aufstellung gefunden, so muß man immer bedenken, daß die Gestalt vollständig bunt war, wie ja die griechische Steinplastik durchweg nur polychrom zu denken ist. Einfarbigen ungetönten Marmor aber, der im Gegensatz zur Bronze die innere Gliederung durch Licht- und Schattenkontraste deutlich erkennbar werden läßt, wird ein Künstler bei Wandplastik, die auf nicht zu weite Entfernungen berechnet ist, anwenden oder bei einer Rundplastik, die in einem Park gegen einen grünen Hintergrund gesetzt ist, von dem sich ihre Umrißformen so abheben können: das Material ist für

den Künstler im Augenblicke der künstlerischen Konzeption bestimmt, sobald er aus dem Denkmalsplatze heraus in seiner Phantasie die Gestalt des Denkmals entwickelt hat.

Aber die Denkmalskommission hat dem Künstler eben alles vorgeschrieben, und gerade die wichtigste Arbeit des künstlerischen Gestaltungsprozesses ist von Laien besorgt worden!

Und wenn nun ein Künstler in einer Konkurrenz mit einem Entwurfe preisgekrönt worden, der wirklich eine glänzende künstlerische Bereicherung für den betreffenden Denkmalsplatz darstellen würde, so muß er vorher noch eine böse Laienkritik über sich ergehen lassen, die Denkmalskommission wünscht doch noch eine Reihe eingehender Änderungen. Das Denkmal gefällt ja wohl, aber, so meint der eine in der Kommission, man müsse doch den großen Sohn der Stadt, dessen Andenken man ehren will, so vor Augen haben, wie er unter uns geweilt habe und so soll er auch in der Erinnerung kommender Geschlechter weiterleben. (Bravo!) Und nun muß der Künstler schweren Herzens sich verstehen, statt eines Porträtreliefs wieder das alte Standbild mit Gehrock darzustellen. Daß aber sein Entwurf, der gerade das vermeiden wollte, in bestimmter künstlerischer Absicht entstanden zur Erzielung guter Wirkungsbilder, das bleibt der Kommission fremd, ist ihr aber auch nicht einzureden. Man verdirbt dem Künstler so zum ersten Male das Werk. Aber dann meint ein anderer in der Kommission, daß doch die edlen Vorzüge des großen Mannes viel zu wenig zur Darstellung gebracht worden seien, und gleich findet die ‚wertvolle Anregung‘, wie es im Protokoll wieder heißt, den Beifall der übrigen, und man verdirbt dem Künstler nach einer neuen Seite hin mit einer allegorischen Zutat die Komposition, und so geht das weiter, bis der Künstler sein eigenes Denkmal nicht wieder kennt. Das merkwürdigste Beispiel bietet das Krupp-Denkmal in Essen, das Lederer für eine Denkmalskommission ausführen mußte. Von dem Entwurfe des Künstlers ist wenig übrig geblieben. Man hatte schließlich ein Denkmal, das gar nicht für einen freien Platz, auf den viele Straßen einmünden, berechnet zu sein scheint und nur als eine Wandplastik am Ende einer Allee denkbar ist. Nur nach einer Seite hat das Denkmal einen Wirkungsfaktor. Von der Rückseite gesehen schaut das Denkmal aber aus wie jene Zufluchtsorte, die man neuerdings unter der Erde anzulegen pflegt! Aber das alles infolge der Korrektur der Laienkommission. Der unkünstlerische Laie fragt ja nicht nach dem ‚wie‘ des Dargestellten, ‚wie wirkt das Denkmal als Form aus dem Platze heraus?‘ Er fragt nur nach dem ‚was‘: ‚Was stellt das Denkmal dar?‘ Fragt mich jemand: ‚Was stellt dieses Werk vor?‘ so antworte ich ihm: ‚Das ist Skulptur.‘ So liest man Rodins Worte in dem Büchlein, das der weibliche Eckermann des großen Franzosen, Judith Cladel, geschrieben, und weiter heißt es dort: ‚Skulptur ist die Kunst der Buckel und Höhlungen, die Kunst, die Formen im Spiel von Licht und Schatten darzustellen . . . Das begreifen die meisten aber nicht, weil sie die Skulptur überhaupt nicht begreifen, weil sie in der Skulptur beständig irgendwelche literarischen oder philosophischen Ideen suchen. Die Skulptur ist die Kunst der Formen. Ich habe menschliche Körper in der Um-

armung, in der Erregung dargestellt . . . aber das ist ganz etwas anderes als literarische oder philosophische Ideen: das sind erregte Naturformen. Die Natur ist immer schön. Niemals häßlich . . . Ein Mann im Gehrock, eine Frau, die sich schminkt, das ist häßlich. Aber ist das Natur?'

Das wahre Kunstinteresse ist eben Forminteresse. Das Laienpublikum verwechselt nur leider das unkünstlerische Interesse am stofflichen Inhalt des Kunstwerkes mit dem Kunstinteresse. Es muß wissen, was dargestellt ist, um das Kunstwerk ‚verstehen' zu können. ‚Was man aber „Gedanken", „Ideen" im Bilde nennt, ist meist für ein Laienpublikum berechnet, das, über den Kunstwert sich unklar, etwas haben will, darüber zu fabulieren, zu „verstehen"' (Max Klinger, Malerei und Zeichnung).

Die Geschichte der Denkmalskommission im 19. Jahrhundert ist nicht uninteressant. Laien haben während des ganzen Jahrhunderts dem Künstler die Formen vorgeschrieben, von ihnen ging die ästhetische Wertung der Kunstwerke aus. Der Künstler hatte sich ihnen zu fügen. Es ist vielleicht ein Zeichen der Erstarkung der Kunst unserer Tage, daß, wie in allen Zeiten einer hohen Kunstblüte, die Künstler selbst wieder die Führung übernommen, daß der gelehrte Laie sich von ihnen beraten läßt. Was Klinger, Rodin, Hildebrand, Feuerbach, der Architekt Wagner, Liebermann, Schultze-Naumburg, Schumacher, Stauffer-Bern, van de Velde u. a. über bildende Kunst geschrieben, was Menzel und Boecklin über Kunst geredet, was dann von Freunden aufgezeichnet worden, gehört zum besten, was überhaupt über Kunst geschrieben worden ist, so einseitig die Ausführungen im einzelnen lauten mögen. Durch diese schreibenden Künstler ist aber vor allem das Forminteresse wieder wachgerufen worden, das während des ganzen Jahrhunderts verloren gegangen, als Gelehrte und Philosophen die Berater der Künstler waren. Der künstlerische Betrieb war in heillose Abhängigkeit von der gelehrten Ästhetik und der Philosophie geraten, seit Winckelmann, der Vater der Kunstgeschichte, den Künstlern vorgeschrieben: ‚Der einzige Weg für uns, um groß, ja wenn es möglich, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.' Aber der alten Kunst, so wie die Gelehrten sie sich vorstellten: nicht formale Probleme interessierten sie — sie waren ja keine Künstler! — lediglich äußerlich ward die Antike nachgeahmt, man wollte ‚edle Einfalt und stille Größe' darstellen, es kam ihnen vor allem auf die großen ‚Ideen' im Kunstwerk an! In demselben Maße aber wie die Gelehrten, die die Denkmalskommission bildeten, weil sie um ihr Urteil gefragt wurden, literarische Gedanken in die bildende Kunst hineintrugen, in demselben Maße verlor man das Gefühl für die formale Gestaltung, d. h. für das rein Künstlerische.

In Berlin herrschte zu Beginn des Jahrhunderts, von Lessing und Chodowiecki ausgehend, eine Kunsttradition, die im Zeitlichen wurzelte und die für die ästhetischen Forderungen der Gelehrten und Dichter kein Verständnis zeigte. Goethe hatte in den ‚Propyläen' im Jahre 1801 über den ‚prosaischen Geist', der unter den Berliner Künstlern herrschte, abfällig geredet. Aber da antwortete ihm ein Künstler, der damals noch junge Schadow, daß die reale Wahrheit über der inhaltlichen stehe, daß die Kunst auf der Schärfe

des Sehens, des sinnlichen Erfassens und werklichen Wiedergebens beruhe! Aber was half es, auf die Dauer siegte leider doch die Ansicht der gelehrten Ästhetik: In Sanssouci ist von Schadow eine Bronzegruppe, Friedrich der Große im Zeitkostüm mit zwei Windspielen, eine vortreffliche Bronzedarstellung. Friedrich der Große für Stettin ward von Schadow aber in einen ‚klassischen Mantel' gehüllt, in dem die Ästheten einen Ausdruck von Größe finden wollten. Zwei dicke Folianten sollen die Gelehrsamkeit des Philosophen von Sanssouci darstellen, ein mächtiger Feldherrnstab, der sich auf die Folianten stützt, seine Feldherrngröße. Aber über dem Inhalt, der von der Ästhetik der Gelehrten gefordert worden, hat die künstlerische Form böse gelitten! Ein andermal mußte Schadow Goethes Rat zu dem Blücherdenkmal in Rostock einholen. Leider! Die Wissenschaft des Schönen fand den Meister Vorwärts im Zeitkostüm zu trivial, er mußte wenigstens wieder in einen klassischen Mantel, in ein Löwenfell, gehüllt werden und ein Barbarenschwert schwingen. Daß das Denkmal dadurch als Fernbild verloren, blieb gleichgültig!

Man könnte hier die ganze Denkmalsgeschichte von Rauchs Friedrich dem Großen unter den Linden in Berlin anführen, wo die Gelehrten sich lange darum stritten, ob der König als römischer Kaiser oder im Zeitkostüm erscheinen sollte.

Der Klassizismus ward schließlich überwunden, aber die Gelehrten gaben damit nicht ihre Stelle als Leiter und Berater der Künstler auf. Die Gestaltungskraft der Künstler wechselte nur die Fesseln. Auf den Klassizismus folgte noch einmal die Reise durch die ganze geschichtliche Entwicklung der Kunst infolge des Einflusses der erwachenden historischen Interessen. Die Plastik hatte sich den Forderungen der Gelehrten ebenso wenig entziehen können als die Baukunst. Schließlich war sie unter der Führung der Gelehrten nichts anderes mehr als jene langweiligen, formal reizlosen Standbilder, bei denen vor allem auf Echtheit des Kostümes, also wieder auf das Stofflich-Inhaltliche, gesehen wurde. Bei dem Goethe-Schillerdenkmal in Weimar interessierte mehr die Frage, wer den Kranz halten sollte, wer ihn von beiden Dichtern nur berühren dürfte, als das formale Wirkungsbild.

Ist es heute viel besser mit unseren Denkmalskommissionen? Vertreten der Professor und der Baurat nicht noch immer die alte Gelehrtenästhetik, die man befragen muß, ob das Denkmal auch ‚gut' ist? Und urteilt nicht fast immer die Denkmalskommission lediglich nach dem Stofflich-Inhaltlichen im Denkmal? Doch ein ganz klein wenig ist es heute hier und da schon besser geworden. Man sucht doch heute auch Künstler in die Kommission hinein zu wählen und das nur zum Vorteil des entstehenden Kunstwerkes. Man sollte überhaupt wie in einer Kunstjury oder in der Hängekommission einer Ausstellung das Laienelement möglichst in den Denkmalskommissionen auszuschalten suchen. Künstler, Konservatoren, Museumsleiter, angesehene Kunstschriftsteller, Baumeister, die aber mehr als Baubeamte sein müssen, Kunstsammler, denen man Vertrauen entgegenbringen kann — das wären die Berufenen, eine Denkmalskommission zu bilden.

August Strindberg / Von Johannes Jörgensen



So ist denn der letzte der großen Nordländer dahingegangen! Als Künstler geringer denn Ibsen, als Mensch weniger wertvoll denn Björnson, weltbürgerlicher denn Lie — und doch ein großer Künstler, ein reicher Mensch und ein echter Sohn der heimatlichen Scholle.

Der Einfluß Strindbergs hat sich vor allem in Schweden merkbar gemacht. Er hat viel in Frankreich gelebt, aber ist nie in größere Kreise der französischen Lesewelt eingedrungen. Sein chaotischer Genius war dem gallischen Geist zu unverständlich. In Deutschland haben die Schriftsteller und die Journalisten ihn viel bewundert, aber sogar seine dramatischen Werke sind ziemlich wirkungslos an dem größeren Publikum vorübergegangen. Außer den Grenzen seines Vaterlandes hat er nur zeitweilig in Dänemark Einfluß geübt.

Der zu Stockholm geborene Dichter schien anfangs einem ruhigen, geordneten Beamten- und Gelehrtenleben entgegen zu gehen. Der junge Wissenschaftler hatte sich einem so weltfernen Gebiete wie dem Studium des Chinesischen gewidmet und sich eine bescheidene Stellung als Amanuensis bei einer Bibliothek in der schwedischen Reichshauptstadt errungen. Zwar war sein Erstlingsdrama ‚Mäster Olof‘ von revolutionärem Geist durchweht, aber diese Verherrlichung des schwedischen Reformators aus dem 16. Jahrhundert war in den überlieferten Formen des romantischen Dramas gehalten, und eine platonische Liebe zur Freiheit war im Schweden der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gar nicht verpönt. Hatte doch auch der Graf von Snoilsky in schönen Versen die Revolution (aber die italienische!) verherrlicht!

Was in diesen ersten Jahren eines langen literarischen Lebens vorging, darüber hat Strindberg selbst in seinem autobiographischen Werke ‚Tjänstqvinnans son‘ (‚Der Sohn der Dienstmagd‘) Aufschluß gegeben. Aus den Tiefen des Volkes heraufsteigend, befreite er sich erst langsam von dem überlieferten lutherischen Christentum. Ein gewisses, religiös gefärbtes Prophetentum ist ihm zeitlebens geblieben, und sobald er die Bekanntschaft Rousseaus machte, fand er mit Recht im großen Sonderling und Sozialreformator einen kongenialen Geist. Wie Rousseau ist auch Strindberg tief schwermütig, und bei beiden entwickelt sich die Hypochondrie zur völligen Menschenscheu.

Nach dem Abfall vom kirchlichen Christentum verkleidet sich der religiöse Sinn bei Strindberg als Demokratismus. Die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren in ganz Skandinavien die Zeit eines aufgehenden Liberalismus. In Norwegen stand Björnson als der ebenso politisch wie literarisch tätige Vorkämpfer der fortschrittlichen Gedankenwelt eines Mill, eines Gladstone, eines Viktor Hugo. In Dänemark hatte Georg Brandes denselben Leitgedanken glänzenden und beredten Ausdruck gegeben, und Hörup, Holstein-Ledreborg und Berg waren die Führer eines politischen Liberalismus, der von Drachmann, Schandorph und Gjellerup auf literarischem Gebiete bevorwortet wurde. Nur Schweden lag als eine Hochburg der politischen Reaktion und der lutherischen Orthodoxie da,

und hier stellte sich Strindberg allein in die Bresche. Es geschah dies durch den Roman ‚Röda rummet' (‚Das rote Zimmer').

Mit der Veröffentlichung dieses Buches bricht in der schwedischen Literatur eine neue Zeit ein. Nicht nur wegen des Radikalismus der Anschauungen, die sich bis zum verzweifeltsten russisch gestimmten Nihilismus steigerten, sondern vor allem wegen der Neuigkeit der Form. Dieser Roman — oder vielmehr, wie die Franzosen sagen, diese moeurs de Stockholm — war mit einer grausamen Bitterkeit, einer alles sagenden, nichts verhehlenden Schonungslosigkeit geschrieben, die in der bisherigen schwedischen Literatur ohne Seitenstück war. Dies war Realismus, dies war Wirklichkeitsdichtung im Sinne eines Zola. Die Wirkung dieser Sittenbilder aus dem politischen, künstlerischen, literarischen Leben der schwedischen Hauptstadt läßt sich vielleicht nur mit dem Eindruck von Arne Garborgs ‚Mannfolk' oder Jägers ‚Fra Kristiania-Bohêmen' vergleichen. Als aber diese späteren Werke erschienen, war der Realismus schon längst im ganzen Norden als Kunstprinzip eingedrungen. ‚Röda rummet' hatte ihnen allen voraus die völlige Neuheit der Kunstform. Und dann war der Realismus des Buches wie in kalte Winternebel getaucht — die kalten Nebel Stockholms an einem späten Märztage, wenn das Eis noch auf dem Mälar treibt und es nicht Frühling werden will, aber alles ist grau und trostlos und trübe. Die Jugend erhob sich von der Lesung des Strindbergschen Buches wie von Absinth berauscht, mit dem verzweifelten Entschluß, die ganze verkehrte Welt in die Luft zu sprengen — und dann sich selber nachher den Garaus zu machen. . . .

* * *

Es kommt jetzt in Strindbergs Leben und Wirken eine Periode, wo er die Wege des radikalen Umstürzlers wandelt. Er muß seine Stellung an der Bibliothek aufgeben, verläßt Schweden, wo er überhaupt keinen Boden mehr findet, und zieht mit Frau und Kindern nach dem Ausland. Am Genfersee, im Schatten Rousseaus, findet der schwedische Flüchtling ein zeitweiliges Heim.

Es ist diese Zeit — die Achtziger des vorigen Jahrhunderts — für die führenden Geister des Nordens überhaupt die Zeit des Exils. In München hat sich Henrik Ibsen angesiedelt; Jonas Lie hat in Paris Wohnstätte genommen; Georg Brandes läßt sich in Berlin nieder. Strindberg folgt diesen Beispielen, und in der freien Schweizerluft, unter der südlichen Sonne des Lac Leman, zieht sein Genius die letzten Konsequenzen seiner freiheitlichen und fortschrittlichen Prinzipien. Er denkt ‚neue Gedanken', wie er es ausdrückt, und meint damit, was Nietzsche später ‚die Umwertung der Werte' nennen sollte. Staat, Gesellschaft, Eigentum, Ehe, alle Ecksteine der bestehenden moralischen Welt werden von Strindberg als ungenügend verworfen. Er neigt sich dem phantastischen Kommunismus eines Fourier zu, er eignet sich die Gedanken eines Proudhon und des landflüchtigen Russen Bakunin an. Im Buche ‚Utopier i verklickheten' baut er auf den Trümmern der heruntergekritisierten jetzigen Gesellschaft neue, schönere Welten auf. In ‚Giftas' (‚Die Ehe') geht er den bestehenden Formen der Verbindung zwischen Mann und Frau zu Leibe.

Dies letzte Buch zieht ihm — durch einige fast zufällige Zeilen — von seiten der schwedischen Autoritäten einen Prozeß wegen Gotteslästerung zu. Strindberg zieht nach Hause, um sich persönlich zu verteidigen. Von den Stockholmer Liberalen wird die Angelegenheit politisch ausgenützt; der Heimkehrende wird am Bahnhof der Hauptstadt großartig empfangen, und eine Schaumünze wird dem Helden der Geistesfreiheit gewidmet. Zu diesem Zwischenfall seines Lebens hat Strindberg selbst später den bittersten Kommentar geschrieben. ‚Man hat mich Luzifer genannt,‘ ruft er aus, ‚jawohl — a non lucendo! Befreien wollte ich die Sträflinge von dem Zuchthause und die Verbrecher von ihrem Schuldgefühl!‘

* * *

In der Tat wendet sich jetzt der unruhige Geist des landflüchtigen Schweden anderen Gedankenwelten zu. Georg Brandes hat um jene Zeit sein Apostolat für die Gedanken Nietzsches angefangen und hat als Gesamtausdruck jener neuen Philosophie das Wort ‚aristokratischen Radikalismus‘ geprägt. Zu diesem aristokratischen Radikalismus fühlt sich auch August Strindberg hingezogen — wie denn überhaupt im schwedischen Charakter ein tief aristokratischer Zug liegt. Strindberg schreibt den Rassenroman ‚Tschandala‘, und in zahlreichen Dramen und Erzählungen müht er sich mit dem Probleme ab, wie überhaupt das moralische Verhältnis zwischen dem Übermenschen, dem Arier, und dem Sklavenmenschen zu bestimmen sei. Darf der Überlegene vielleicht den Sklaven töten? Die indische Kastenordnung der Gesellschaft scheint ihm endlich das Ideal zu sein. Ein Buch wie ‚I hafsbandet‘ (‚Am Meere‘) steht ganz im Banne altindischer Gedanken.

Gleichzeitig beschäftigt den Dichter noch immer das Problem vom Verhältnis zwischen Mann und Frau. Früher hat er gedacht, man brauche hier nur äußere Förmlichkeiten zu beseitigen, alle gesetzlichen und konventionellen Bande zu lösen, um das Glück vom Himmel auf die Erde herabzuziehen und ideale Zustände hervorzurufen. Jetzt fängt er an, tiefer zu schauen. Gewiß hat Strindberg um diese Zeit Schopenhauer gelesen, von jetzt ab sieht er jedenfalls (ganz wie Tolstoi) das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern im Lichte der Anschauungen des Frankfurter Philosophen. Es wird ihm klar, daß die Dissensen der Ehe und überhaupt der Geschlechtsliebe tief in der menschlichen Natur begründet, ja vielleicht notwendig sind. Die Liebe wird ihm ein Kampf, wo immer einer ‚Hammer oder Ambos‘ sein muß. So vor allem im furchtbar-ehrlichen Bekenntnisbuche ‚Die Beichte eines Toren‘. Überhaupt stellen sich ihm alle Beziehungen zwischen Menschen (Freundschaft, Bekanntschaft usw.) als Kämpfe um die Superiorität dar (das Schauspiel ‚Hjärnornas kamp‘ u. a.).

* * *

Und dann kommt endlich jene Zeit, wo alle Gedankenwelten über Strindberg zusammenbrechen, und wo er sich zur persönlichen Einkehr gedrungen fühlt. Es ist um das Jahr 1890 herum, der Dichter ist 40 Jahre alt geworden. Er hat sein kosmopolitisches Wanderleben weiter fortgeführt; nach einer kurzen Ansiedelung in Dänemark ist er nach Paris gegangen, von dort nach Österreich, hat sich in Ber-

lin aufgehalten, lebt wieder längere Zeit in der französischen Hauptstadt. Persönliches Mißgeschick hat ihn getroffen, seine erste Ehe (mit der schwedischen Schauspielerin Siri von Essen) ist aufgelöst worden, eine zweite Ehe mit einer Dame aus Wien ist nicht glücklicher gewesen. Wie Dante fühlt auch der nordische Dichter sich ‚auf Irrwegen, mitten im finstern Walde', und schon ist die Höhe des Lebens überschritten. Nervenkrank, einsam, arm, von seinen Kindern und allen Angehörigen geschieden, wandert Strindberg in Paris herum. Es ist die Zeit des Neomystizismus in der französischen Literatur; Sar Peladan schreibt seine Werke, Remy de Gourmont gibt mittelalterliche Hymnen heraus, in den kleinen literarischen Cénacles feiert man Paul Verlaine und dessen Bekehrungsbuch ‚Sagesse', Joris Karl Huysmans erlebt, was er später in ‚La-bas' und ‚En route' geschildert hat. Okkultismus, Magie, Theosophie und Spiritismus sind auf der Tagesordnung.

In dieser geistigen Atmosphäre wendet sich Strindberg der Alchymie zu — macht ernstliche Versuche, den alten Aberglauben der goldgierigen Renaissance neu zu beleben. Und — was bedeutsamer ist — in dieser traurigen Pariser Einsamkeit liest Strindberg die mystischen Werke seines großen Landsmannes aus dem 18. Jahrhundert — er findet in Swedenborg einen geistigen Führer, dem er fortan treu bleiben soll. Unter der Inspiration Swedenborgs sind Werke wie ‚Inferno', ‚Legender', ‚Till Damaskus' entstanden.

Und hier war der Augenblick, wo der Anschluß an die katholische Kirche sich dem Geiste Strindbergs als Möglichkeit darstellte. Nach dem Erscheinen der obengenannten Bücher hatte sich Strindberg wieder nach Schweden zurückbegeben, und zwar hatte er sich in der kleinen, stillen Universitätsstadt Lund niedergelassen. Hier machte er die Bekanntschaft eines schwedischen Arztes, der konvertiert war und der sich um die Bekehrung des Dichters bemühte. Wie es schien, nicht ganz ohne Erfolg. Strindberg entschied sich sogar dazu, nach dem belgischen Kloster Maredsous zu gehen und sich dort klösterliches und katholisches Leben anzuschauen. Noch immer erinnert man sich bei den Benediktinern daselbst des nordischen Fremdlings mit der gewaltigen Mähne um den genialen Kopf. Anfangs schien er sehr befriedigt zu sein; man sah ihn die Gänge durchschreiten und hörte ihn vor sich hinmurmeln: Pax, Pax! Bald aber schied er aus der klösterlichen Einsamkeit, und seine Wege entfernten sich von jetzt ab immer mehr von dem katholischen Standpunkte.

Denn aus dem bisherigen Kosmopoliten schält sich nun ein national bewußter Schwede heraus. Eine Reihe Dramen schildern die glorreiche Vergangenheit Schwedens, und stärker und stärker macht sich der Anschluß an die Traditionen des Schwedentums bemerkbar. Und jener Strindberg, der einst alle Werte umwerten wollte, lebt nicht mehr — seine ganze Dichtung steht im Gegenteil unter dem Banne der ewigen Gedanken von Schuld und Strafe, von Verantwortlichkeit, Sühne, immanenter Gerechtigkeit. Ein hohes Ethos durchzieht diese späteren Werke des Dichters (das Schauspiel ‚Inför högra rätt', der Zyklus der ‚Oster'-Dramen und noch viele andere). Und im schonungslosen Stockholmer-Roman ‚Svarta fanor' gibt der alternde Dichter das Gegenstück zu ‚Röda rummet'. Wie mit hoch erhobener Geißel fällt Strindberg hier

über den ganzen schwedischen Liberalismus her, schildert die Fortschrittshelden und Menschheitsfreunde als eine gewissenlose Bande gemeinster Egoisten und niedrigster Halunken. Das Buch rief eine ungeheuere Erregung hervor — waren doch die anerkanntesten Größen der Partei, eine Ellen Key, ein Gustaf af Geijerstam, fast bis auf den Namen darin geschildert oder persifliert. Das maßlose Buch ist ohne Zweifel von einer horrenden Ungerechtigkeit im einzelnen, aber vom guten Willen des Dichters, für die alten Normen der menschlichen Gesellschaft einzutreten, darf bei der Beurteilung nicht abgesehen werden.

* * *

Dieser Roman leitet die letzte Periode im Leben Strindbergs ein — die Periode seiner völligen Weltabgeschiedenheit. Eine dritte Ehe war ihm — wie die zwei vorhergehenden — gescheitert, und als Einsamer ging er dem Greisenalter entgegen. Immer aber arbeitete sein reger Geist, scheinbar eifriger denn je. In seinen zwanglos erscheinenden ‚Blauen Büchern' gab er eine wie an ihn selbst allein geschriebene Zeitschrift heraus, in der er sich über alles mögliche äußerte. Der Wissenschaftler war immer in ihm dem Dichter zur Seite gegangen; jetzt tat er sich noch mehr hervor. Geniales und Banales, Tiefblicke und Wahngedanken, Erhabenes und Albernes gehen in diesen umfangreichen Bänden friedlich nebeneinander. Ursprache der Menschheit, Bewegungsrichtung im Weltraum des Sonnensystems, Wanderungen der Vögel — alles beschäftigte diesen umfassenden Geist. Bei der Überführung der Asche Swedenborgs von London nach Upsala widmete er nochmals seinem geistigen Vater Worte der Dankbarkeit.

In der letzten Zeit seines Lebens ward August Strindberg von den Führern der schwedischen Sozialdemokratie ausgenützt. Hjalmar Branting trat dem Einsamen nahe, und auf der Riesenruine des Genies wurde die rote Flagge aufgepflanzt. Man kann diese letzte Phase Strindbergs nicht ganz ernst nehmen.

* * *

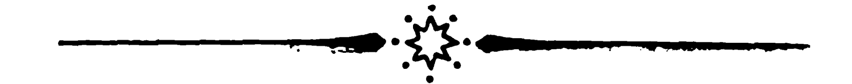
Fast allen, die den größten schwedischen Dichter aus der Zeit des Realismus charakterisieren wollten, ist das Bild des Feuers, der Flamme eingefallen. In der Tat — Strindberg hatte dies mit dem Feuer gemeinsam, daß er alles verzehrte, was er in sich aufnahm — er eignete sich nur eine Gedankenwelt an, um sie zu verbrennen, als Asche zu hinterlassen und nach neuer Nahrung seiner gierigen Seele zu lechzen. So bezeichnen den Weg des Dichters eine Reihe zertrümmerter Standpunkte. Nichts hält dieser Feuerseele stand — nur an dem Felsen Petri ist die Flamme scheu vorübergegangen.

Das Innerste im Wesen Strindbergs war aber nicht jenes verzehrende Feuer. Ein Kenner seiner Werke hat einmal gesagt, die tiefste Sehnsucht dieses Aufrührers, dieses Weltwanderers, dieses Friedlosen war die Idylle. Und es ist die Wahrheit. Für den, der die Werke Strindbergs durchliest (eine Riesenarbeit, denn seine unermüdliche Hand hat eine Bibliothek geschrieben!) und mit sympathischem Ohre hineinlauscht, ist dieser Drang nach Frieden, nach Stille und Sonnenschein unverkennbar. Man lese z. B. die

Franz Hecker/Feierabend



‚Tierstücke und Blumengemälde'. Man lese ‚Hemsöborna' und ‚Skärkarslif'. Man lese die fast klassischen Schilderungen des provinziellen Stillebens in ‚Fagervik och Skamsund'. Und nicht nur in diesen Werken — nein, überall bricht derselbe Ton durch, bald stärker, bald ganz leise, wie ein Schluchzen oder nur wie ein Seufzer, und überall überwältigt bei dieser Entdeckung ein ergreifendes Gefühl des Mitleids den Leser. Denn es ist ja, als sähe man einen herrlich gepanzerten Ritter sich plötzlich über seinen Schild beugen und in lautes Weinen ausbrechen, weil er nie den Frieden und das Glück gekannt hat — jenen Frieden und jenes Glück, welche die Welt nicht zu geben vermag, die der gläubige Christ aber wohl der großen Seele des Verschiedenen im Jenseits wünschen darf.



Franz von Assisi

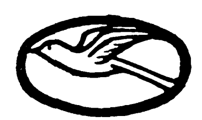
Es war ein seliges Ingottgenügen,
Das aus ihm sprach und seinen Männerzügen
Die Klarheit einer Frühlingsblume lieh.

Aus seinen Augen schritt der Liebe Segen
Allen Dingen dieser Welt entgegen
Und grüßte sie.

Auf allen Straßen, die er schritt, verspürte
Er eine Hand, die stark und froh ihn führte
Zu Gott empor aus seiner Dürftigkeit;

Den Bettlern stahl er aus der Brust das Hassen,
Demütig mochten Herzoginnen fassen
Sein Bettlerkleid.

Alfons Petzold.



Kleine Bausteine

Peter Behrens und der neue Garten

Von Rudolf Klein

Hand in Hand mit der Reform unserer Architektur geht eine solche der Gartenanlagen. Sie ist eine innere Notwendigkeit, weil Haus und Garten eins sind, es wenigstens sein sollten. Ja, ich möchte behaupten, daß, ist auch das Reformbedürfnis als solches bezüglich des Gartens nicht gerade älter, als das für das Haus — denn in diesem Sinne gehen sie nebeneinander — das Gefühl dafür lange vor dem Einsetzen der Reformbewegung der modernen Architektur bei einigen wenigen lebendig war; jedenfalls ein Gefühl für die Unsinnigkeit des in den letzten Jahrzehnten nicht gerade modernen aber mondainen englischen Gartens und ein Verständnis für das Sinnvolle des alten guten Bauerngartens im Verein mit einem schlichten Haus, das heutigen Ansprüchen zwar nicht mehr gerecht wird, aber auch nicht durch die Stillosigkeiten der letzten Epoche entstellt wurde. —

Der Garten, gegen den sich die heutige Bewegung richtet, ist der Villengarten, wie er in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr in Schwung kam, jener Garten, der sich aus einem Mißverstehen des englischen Schloßparkes ergab. Der Ausbau dieses englischen Gartens wurzelt in der Romantik, aber man geht doch wohl fehl, wollte man ihn allein aus deren Empfindungen als einer Reaktion gegen den französischen ableiten und bestimmen. Damals keimten im geistigen Leben Englands Ideen, denen nach jeder Richtung die Führung sicher war, indes in Frankreich eine alte Kultur zur Neige ging. Höchstwahrscheinlich sind es diese Ideen im Verein mit dem Milieu-Charakter, d. h. mit der Terrainbeschaffenheit gewesen, die seine Gestalt bedingten, wobei die für eine spätere Nachahmung so verhängnisvollen Bestandteile des Dekors mehr nur in den durch die Zeitstimmung beeinflußten romantischen Äußerlichkeiten — also in den an sich vergänglichen Zügen — nicht in jener zu suchen wären, für die und deren Ausbau sich auch an andern Orten analoge Fälle immer wieder finden mögen. Mit anderen Worten: das Unsinnige jenes mondainen Gartens resultierte aus dem Unorganischen seiner Konstruktion: man reduzierte die Idee des Schloßparkes auf den Begriff des städtischen Hausgartens, dadurch die labyrinthischen Gänge einer Uranlage, in der man sich ziel-, plan- und uferlos ergehen konnte, zu dem engen Schnörkel eines Schneckenhauses zusammenschrumpften.

Aber der Wille zum Besseren ist vorhanden. Wie seine Vollzieher selbst, so kam die Parole aus der Malerei, und zwar mit dem Schlagwort des ‚Individualismus', der jedoch für die neu zu erobernden Gebiete zugleich ein Verhängnisvolles barg: die Architektur ist individualistischer Willkür niemals in dem Grade zugänglich gewesen wie die Malerei, am wenigsten wie die Malerei der letzten drei Jahrhunderte. Doch davon sogleich ein mehreres.

Vorerst sei dies bemerkt: der Individualismus in der Architektur befürwortete das freistehende Haus, dieses aber behinderte die Idee eines natürlichen Gartens (darunter wir nicht den romantischen Naturgarten verstehen) eher, statt sie zu fördern. Die Kostenhöhe des zu bebauenden Platzes ließ für gewöhnlich in solchem Falle ringsum ein paar Streifen Land übrig, womit dem Wesen einer Gartenanlage nicht gedient war: der Garten muß zu seinem weitaus größten Teil hinter dem Haus sich erstrecken, während davor nicht mehr anzulegen ist, wie sich aus dem Begriff des Eingangs ergibt und durch dessen architektonische Anlage bestimmt wird. Auch hier ist das alte Landhaus vorbildlich: zwei Linden links und rechts von der Tür, eine Bank, unter jedem Fenster ein Blumenbeet, das ganze von einer Hecke umschlossen. Der Gegensatz zum mondainen Hausgarten der letzten Jahrzehnte ist ersichtlich: dort Zusammenschluß nach jeder Richtung — und innerhalb dieses Zusammenschlusses, darin ruht seine eigentümliche psychologische Wirkung und sein Zweckmäßigkeitsgesetz, löst sich erst das Gefühl unserer inneren Freiheit — hier Auflösung von dem Eisenstaket, das die dichte, dem Blick undurchdringliche geschorene Hecke, oder die Gartenmauer ersetzte, bis zu dem wie eine Salatschüssel im Schaufenster des Konditorladens frisierten Teppichbeet, das jedem biologischen Wachstum widerspricht, und den ziellosen Schlangenwegen.

Ich betonte vorhin, daß die Wiederbelebung der Architektur und mit ihr die der Gartenkunst von einem Aufflackern individualistischer Regungen ausging, daß man diesen aber, sollen sie zur Fruchtbarkeit gedeihen, nicht den Spielraum lassen dürfe, wie in der Malerei, und möchte nun hinzufügen: in allen großen kunst- und kulturell ausgeglichenen Zeiten handelt es sich um die Verwendung einmal gefundenen, als zweckmäßig erkannten, aus der Tradition entwickelten Formenmaterials, das je nach der persönlichen Begabung des Architekten eine leichte Variation erlitt, bis eines Tags ein Genie eine neue Konstruktionsform fand — die vorhandenen Gesetze vorerst um ein minimales erweiternd —, daran sich dann das Empfinden einer Epoche aufs neue kristallisierte und so ein neuer Stil wurde, d. h. eine einmal gefundene Ausdrucksform wieder als Allgemeingut galt. In dieser Verwandtschaft des architektonischen Kunstwerks mit dem Empfinden der Gesamtheit liegt sein Wesen, Werden und seine Wirkung begründet. Der heutige Stilwirrwarr beunruhigt. Das Wesen des organisch gewachsenen Stils, das einer kulturell ausgeglichenen Epoche, ruht darin, daß jeder sich in ihren Ausdrucksformen wiedererkennt. Heute hingegen haben wir so viele Stile wie Individualitäten. Es scheint mir daher nicht ausreichend, die Stillosigkeit unserer Zeit aus dem Schwanken von linearem zu malerischem Stil innerhalb der Malerei ableiten zu wollen: der Stil einer Zeit wird durch die Architektur bestimmt, in ihr haben wir es aber leider nur zu Versuchen, nicht zu einem einheitlichen Ausdruck gebracht. In der Architektur widerspricht die absichtliche Betonung des Individuellen meist den durch Zweck und Wesen gegebenen und in den verschiedenen Kulturepochen als verallgemeinert anerkannten Gesetzen des Objektes. Erst dadurch, daß ein Formenmaterial verallgemeinert wird, kann es beseelt werden. In der Architektur gibt es keine Einzel-, gibt es nur eine Massenpsyche, die in leichten

Variationen immer wieder dargestellt werden soll und der jeder durch sein Zutun erst zum Dasein verhilft. Jeder rein-individuelle Architekturstil bleibt Reißbrettstil, wie der der Historiker. Es ist daher ganz undenkbar, für jeden Bankier ein individuelles Haus, einen individuellen Garten zu erfinden. So gilt es, für unsere Zeit einen bestimmten Formen- und Motivschatz zu sammeln, an dem alle weiterbauen können und sollen, von dem jeder zehren kann, ohne den Schrei des ‚Plagiats' aus gegnerischen Reihen zu vernehmen.

Solchen Einheitscharakter trugen z. B. noch bis in die letzte Zeit unsere Bauerngärten, während heute die Gefahr droht, daß man in den Begriff der Wiedererweckung des natürlichen, besser gesagt organischen Gartens zu viel Absicht legt. Die Frage, ‚ob Naturgarten oder geometrischer Entwurf' scheint mir damit nicht richtig gestellt, denn ein absichtlich geometrisch konstruierter dürfte ebenso tot ausfallen wie ein künstlicher Naturgarten unnatürlich, sagen wir naturwidrig, anmutet: beide Arten haben sich ursprünglich wohl rein aus dem Zweckmäßigen ergeben: der geometrische, der zweifelsohne der primäre ist, aus dem Wesen der Nutzbepflanzung (denn alle Regelung natürlicher Triebe und Kräfte mündet notwendig in den beruhigenden Rhythmus des gebundenen Spiels), der Naturpark aus der gegebenen Örtlichkeit uferloser Waldkomplexe großherrlicher Terrains. Beide arteten dann in den Zeiten der Dekadenz in starres Prinzip aus, ihre ursprünglich schöpferische Idee wurde toter Selbstzweck. Dabei als geschichtliches Kuriosum zu konstatieren wäre, daß bei dem englischen Garten beide Punkte zusammenfallen, die Dekadenz auf den Tag der Geburtsstunde: der englische Schloßpark hatte aus seinen natürlichen Bedingungen gewiß immer existiert, als man ihn jedoch gegen die französische Gartenkunst ausspielte, gab der Geist der gerade herrschenden Romantik, dieses Spielen mit der Natur, ihm einen Inhalt, der prinzipiell mit dem des zu überwindenden französischen zusammenfiel.

Der ursprünglich rein aus der Nutzbepflanzung sich ergebende Rhythmus — die Spalierlatten der Weinrebe und der notwendige Abstand der Staudenpflanzung sind gewissermaßen die Versfüße der frühesten Kompositionen — leitet dann in die Harmonien erhebender Luxusanlagen über, die in den Kulturgärten ihren äußersten Grad erreichen. Dies Harmoniebedürfnis war aber nicht das Primäre, es wäre ein totgeborener Gedanke gewesen und das sollten wir nicht vergessen: wir können nur durch das reinste Naturempfinden zur Kultur gelangen, nie durch die Unnatur, deren schlimmste Form die Büchergelehrsamkeit und der Bureaukratengeist unserer Zeit sind. Dadurch, daß ich die Natur bebaue, d. h. einen Ausschnitt meinen körperlichen Bedürfnissen unterwerfe und dienstbar mache — denn nur mit einem Ausschnitt kann ich etwas anfangen —, setze ich die erste architektonische, d. i. raumgestaltende Idee in die Praxis über. So wurden alle architektonischen Gebilde von der Fischerhütte bis zum Tempel. Daß bei solchem Denken der Garten als kaleidoskopische Ausstrahlung des Grundrisses des Hauses zu betrachten ist, ergab sich aus der Natur der Dinge. Aus dem Zweck wuchs der Rhythmus der Schönheit. Wieviel davon liegt schon in den geometrischen Reihen eines Tulpenzwiebelfeldes, den schachbrettgleichen Salatrabatten, den für die ergiebigere

Sonnbestrahlung beschnittenen Spalierobstkulturen: von dort aus ist nur ein Schritt bis zur freien Harmonie erweiterter Kunstanlagen, in denen sich Zweck und gesteigerte Schönheit einen.

Wir werden aber zu ähnlichen Resultaten nur wieder gelangen durch eine Reinigung und Vertiefung unseres Naturempfindens, nicht durch das Studium moderner Ästhetik, durch eine Vertiefung des praktischen Lebens und eine universellere Bildung des einzelnen. Dazu freilich sind vorläufig wenig Aussichten vorhanden, denn der Zustand unseres gesamten Lebens bewegt sich in entgegengesetzter Richtung.

Die Architektur (inkl. der ‚Gartenanlage') als Raumgestaltung zu behandeln, wie sich die moderne Ästhetik etwas leer und volltönend zugleich ausdrückt, war allgemein- und selbstverständlich, solange die Menschen organisch dachten und fühlten, d. h. als seelenharmonische Individuen in einem werteschaffenden Konnex zu Leben, Gesellschaft und Weltall standen. Der Blick für den Zusammenhang, die organische Gliederung und den Ausbau unserer nächsten Umgebung ist dem Menschen verloren gegangen mit der Entgötterung des All. Das heißt — ohne moralisieren zu wollen — wir hatten so lange tüchtige Handwerker und Architekten, bauten so lange zweckmäßige Häuser und legten entsprechende Gärten an, wie wir herrliche Kirchen bauten, also wie die Religion noch nicht zum Surrogat herabgesunken war, das die Masse gedankenlos hinnimmt, auf das die Gebildeten verzichten. Man sieht, die Wiedergeburt ist nicht so einfach und kann kaum vom Lehrstuhl der Ästhetik aus dirigiert werden. Noch weniger freilich durch die Einführung des heutigen obligaten Religionsunterrichtes auf den Gewerbeschulen. Das aber ist Tatsache: seitdem die Menschen die ‚innere Harmonie' verloren haben, will sagen die, die ihren Angelpunkt im Transzendenten hat, haben sie auch die Fähigkeit für eine harmonische Gestaltung des Äußeren verloren. Nur an den Organismus kristallisiert sich das Lebendige, nicht an den Mechanismus.

So wurde Haus und Garten als ein Abbild der Seelenverfassung eines Volkes, einer Zeit von jeher zugleich. Der raffinierteste Luxusgarten, der Lenôtres, ist seinem Wesen nach nur eine Steigerung der ursprünglichen und geheimsten Gesetze des Naturgartens, der für uns allein bestimmend sein kann, weil nur er den Menschen in selbsttätigen Konnex zur Natur setzt, darin Wesen und Wirkung des Gartens beruht. Mit der Gartenkultur steigt und fällt der seelischproduktive Gehalt eines Volkes. Sie ist also nicht Sache der Fachleute, sondern jedes einzelnen. Nach dieser Richtung aber sieht es heute schlimmer aus denn je. Hier ist es an jedem, Kenntnisse zu erwerben, nicht in bezug aufs Individuelle Forderungen zu stellen. Welche Kenntnisse hatte insoferne noch in der vorigen Generation jeder intelligente Hausbesitzer, wie viel verstand er von der Herstellung und Verwendung aller Geräte in Haus und Hof: heute überläßt man das ‚Wertheim'. Sollte aber nun gar ‚Wertheim' die Instandhaltung des neuen Gartens übertragen werden, so fürchte ich, daß er trotz seiner geometrischen Konstruktion nie zu eigenem Leben erwacht.

Wer je in seiner Jugend am Abend bei sinkender Sonne mit einer schwer-

gefüllten Gießkanne die Gartenwege abgeschritten ist, die Beete zu wässern, wird sich erinnern, wie er in solchen Momenten oft unverhofft innehielt, die Stille, die von allen Seiten mit den Schatten aus den Sträuchern auf ihn eindrang, die Schleusen seiner Seele öffnete und sein Blick traumverloren am Blinken des ersten Sternes hing oder an der scharfen im grünen Äthermeer segelnden Sichel des Mondes.

Um nun auf den andern in unserer Überschrift enthaltenen Inhalt dieses Themas zurückzukommen — denn der Aufsatz soll nicht nur vom neuen und alten Garten, sondern auch von einem seiner deutschen Reformer, von Peter Behrens, handeln, so sei dies gesagt: Peter Behrens war nicht nur einer der ersten, die ihre Künstlerkraft in den Dienst der als notwendig empfundenen Reform stellten, er ging auch von Anbeginn von der sogleich richtig erkannten Idee des Gartens aus, mochte es auch einigen schwer fallen, diese in seinem System wiederzufinden, da anfangs das Konstruktionsprinzip bei ihm zu sichtbar war, in einer zu reichlichen Verwendung von Latten. Er war damals, unter dem drückenden Einfluß des ihm als notwendig aufgegangenen Grundwesens, zu viel Raumtheoretiker — ähnlich Hildebrand in der Plastik —, während sich die Elemente der Raumillusion, wie oben erwähnt wurde, aus natürlicheren Empfindungen und Bedingungen von selbst ergeben, nicht von diesen zu trennen sind. Nun ist Behrens zur organischen Umkleidung der Idee fortgeschritten und wir begegnen in seinen Anlagen — mehr noch in seinen Absichten, denn er hatte noch nicht Gelegenheit, diese alle zu verwirklichen — jenen Momenten, die den organisch angelegten Garten kennzeichnen. Mag er auch in manche seiner Entwürfe noch zu viel Motive auf einmal hineinlegen, und er seiner Individualität nach, die auf ein großzügiges Leben zugeschnitten ist, eher zum Gestalter von Schloßgärten als zu dem schlichterer Familienhäuser geeignet scheinen. Im Grundprinzip hält er an der Anlage fest, die auch für jene bestimmend ist: vor dem Haus, die dem Eingang entsprechende Einleitung, auf der Rückseite ein langer Weg, der das Terrain teilt und von der Terrasse aus eine führende Übersicht gewährt. Dann die Trennung von Luxus-, Obst- und Küchengarten, die entsprechende Verteilung von Lauben und Pergolen. Ein Wesentliches seiner Entwürfe ist ferner die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit der biologischen Anordnung, die ihn die Reize der Jahreszeiten in bezug aufs Blühen und immergrünen Schmuck verstehen und betonen läßt: was erweckt z. B. die Vorstellung des Frühlings lebhafter, als wenn vor winterlich dunklen Koniferen, in einem Rasen, der noch in dem feinen Eisgeäder des letzten Nachtfrostes knistert, der helle Krokus, die Osterverkünderin, mit ihrer zarten Glocke den Boden durchbricht, das Grün froh und farbig sprenkelt, wie mit einem bunten Eiergelage; und so fort, durch die Blütenpracht des Sommers bis in den Herbst, da die Äste unter der Last der reifenden Früchte sich biegen. Sehr verständig berücksichtigt er ferner die Lage der einzelnen Räume und Gemächer hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Garten. So finde ich zum Beispiel den Vorschlag fein empfunden, einem Speise- oder Bibliothekzimmer nicht den vollen, ein wenig zerstreuenden Blick auf jenen, vielmehr den auf einen stillen Seitenhof zu geben. Aus diesen Andeutungen, die ja nur einen

kleinen Hinweis auf Behrens' Wollen bilden, wird man immerhin sein Bestreben erkennen und fühlen, daß er mit uns einer Meinung ist, die wir im Garten die Sammlung unseres Lebens sehen, in der Erinnerung an in Gärten verbrachte Stunden den süßesten Inhalt unserer Jugend zurückrufen: In der Erinnerung an alte Klostergärten, in denen am Morgen die Vögel den Tau aus den Kelchen der Lilien trinken, die wilden Bienen geschäftig in den Beeten der Heilkräuter sich ergehen, am Mittag auf den hohen schwanken Wipfeln alter Kastanien der Kuckuck ruft und abends in den Büschen die Nachtigall trauert.

Verdi's ,Quattro pezzi sacri'
Von Eugen Schmitz

Das Jahr 1913 wird neben dem Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages von Richard Wagner ein gleiches Jubiläum auch für das Andenken Verdis bringen, der bekanntlich nur zwei Monate nach dem Bayreuther Meister (10. Oktober 1813) das Licht der Welt erblickte. Dieser Gedenktag wird es geboten erscheinen lassen, sich mit Verdis künstlerischer Gesamtpersönlichkeit einmal prinzipiell auseinanderzusetzen; denn bezüglich der Wertung dieses Künstlers, der ohne Zweifel die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der dramatischen Musik neben Wagner in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist, gibt es noch viele Unklarheiten und Irrtümer, namentlich die uns Deutschen fremde nationale Seite von Verdis Kunst betreffend, zu zerstreuen. Zum Präludium sei heute ein kleiner Beitrag zur Würdigung des Kirchenmusikers Verdi geboten. Als solcher hat der Meister seit langem durch sein gewaltiges, dramatisch reich bewegtes ,Requiem' in der internationalen Musikwelt Eingang gefunden, ein Werk, dessen eminente Künstlerschaft, über die noch vor einem Vierteljahrhundert z. B. der vorlaute, maßlos überschätzte Hans von Bülow sich in flegelhaft wegwerfender Weise äußern zu dürfen meinte, heute wohl so ziemlich unbestritten anerkannt ist. Nicht mindere künstlerische Bedeutung kommt aber einer anderen kirchlichen Schöpfung Verdis zu, die indessen noch lange nicht in gleichem Maße den Weg zur öffentlichen Wertschätzung gefunden hat: das sind die Anfang der neunziger Jahre (also beiläufig als Seitenerscheinung zum ,Falstaff') entstandenen ,Quattro pezzi sacri'. Sie kamen in den Concerts spirituels in Paris zur Uraufführung und haben auch mehrfach den Weg nach Deutschland gefunden, ohne sich indessen vorläufig dauernd einzubürgern.

Ein Ave-Maria, ein Stabat mater, ein Lobgesang auf die hl. Jungfrau und ein Tedeum machen den Bestand dieses Zyklus von ,vier heiligen Stücken' aus. Die unerschöpfliche Phantasie des Inhalts, die abgeklärte Reife und Meisterschaft der Form, die Verdis letzte Opernwerke ,Othello' und ,Falstaff' auszeichnet, charakterisiert auch seine pezzi sacri, denen aber außerdem im Rahmen der italienischen Kirchenmusik auch noch eine gewisse prinzipielle Bedeutung zukommt. ,Verdi bekennt sich in ihnen', sagt H. Kretzschmar in seinem

Führer durch den Konzertsaal, ‚ohne jeden Abzug zu den alten strengen Forderungen des kirchlichen Musikstils. Er geht soweit in der Unterwerfung unter den Text, daß er ganz auf Wiederholung von Worten oder kleinen Sätzen verzichtet. Zweitens sucht er ähnlich wie F. Liszt zu beweisen, daß die Grundgesetze des kirchlichen Stils sich aufs trefflichste auch mit den modernen Mitteln vertragen. Sie könnten für ein neues Tridentiner Konzil geschrieben sein. Trotz aller kunstgeschichtlichen Beziehungen und Absichten sind aber diese geistlichen Stücke nicht Studien, sondern vollendete Kunstwerke. Ihre Schönheit vermag tief zu ergreifen; jedoch äußert sie sich nicht in den bequemsten und jedermann vertrauten Formen.' Die letztere Ansicht spricht Kretzschmar in Hinsicht auf gewisse Eigenarten des technischen Baus aus; nicht minder aber hat sie ihren Grund in dem nationalen Charakter der Stücke. Verdis pezzi sacri sind ächteste Kirchenmusik — gewiß! —, aber eben Kirchenmusik, wie sie der Italiener sich vorstellt. Wie uns gesetzten kühlen Nordländern das Gehaben des Italieners im gewöhnlichen Leben gar oft exaltiert erscheint, so mutet uns auch sein Empfinden in künstlerischen oder religiösen Dingen leicht fremd oder übertrieben an. Man hat wohl von den ‚theatralischen Effekten' in Verdis Requiem gesprochen, und es wäre leicht, auch aus den pezzi sacri Ähnliches herauszulesen. Als Stichprobe sehe man etwa folgende Stelle aus dem Stabat mater:



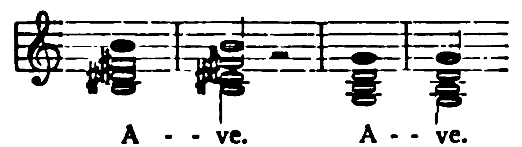
Gewissermaßen leise stammelnd fleht der Chor die Jungfrau um ihren Beistand am Tage des Gerichtes an: — Das ominöse Wort ‚Gericht' — ‚judicium' — kann er aber gar nicht aussprechen, ohne, wie von einem jähen Schreck durchzuckt, all' des Entsetzens des ‚dies irae' zu gedenken: darum die jähe Wendung vom pp zum fff und der wie ein wilder Aufschrei klingende kleine Nonensprung cis-d. Das ist aber nun keineswegs ein ‚theatralischer Effekt', wenigstens nicht im Sinne des italienischen Komponisten und Hörers, sondern derartige Ausdruckswendungen sind nur die Folge innigster Vertiefung in den Text mit jenem intensiv lebhaften Empfinden, das den Südländer bei allen seinen Betätigungen leitet. Zweck der Kirchenmusik ist es, den heiligen Text durch die Mittel der Musik zu möglichst unmittelbarer Wirkung zu bringen, um so, wie die mittelalterlichen Musikästhetiker sagten, die ‚conpunctio cordis', die Zerknirschung, Rührung und Erhebung des Herzens zu erzielen. Zum ‚cor', zum Herzen wird aber der Komponist um so vernehmlicher reden, je unmittelbarer sich seine Tonsprache an das natürliche Empfinden der Hörer wendet. Es ist darum Illusion, von dem künstlichen Wiederbeleben eines der Vergangenheit angehörenden Stils eine allgemeine Lösung der kirchenmusikalischen Frage zu erwarten; derartiges kann wohl wertvoll ergänzend und befruchtend wirken, nie aber die Erziehung der modernen Kunst zum Dienst der Kirche ersetzen; und zwar der modernen Kunst in durchaus ungezwungen nationalem Sinne. Denn der Komponist muß, auch wenn er für die Kirche schreibt, durchaus so

reden dürfen, wie — etwas derb, aber vielleicht ganz deutlich gesagt — ihm der Schnabel gewachsen ist und wie es sein Publikum versteht. Dann nur wird seine Kirchenmusik jenen Charakter ächten unmittelbaren Empfindens tragen, der für alle ernst zu nehmende Kunst unentbehrlich ist. In diesem Sinne ist auch Verdis Schaffen für die Kirche aufzufassen. Kein religiös empfindender Italiener wird bei Stellen wie die oben angedeutete, einen andern Eindruck als den intensivst gläubigen Miterlebens des heiligen Textes haben. Der kunstempfängliche Nichtitaliener freilich ist teilweise zunächst zu einem Kompromiß mit dem ihm ferner liegenden nationalen Stil gezwungen; vermag er sich dazu aber aufzuschwingen, dann wird auch ihm die im Grunde über alle nationalen Verschiedenheiten erhabene schöpferische Suggestionskraft des Genies den gewollten religiösen Eindruck vermitteln. — —

Die ‚Quattro pezzi sacri' zerfallen in zwei Gruppen, von denen die eine das Ave-Maria und die Marienlaude umfassende, mehr intimen Charakter trägt, während die andere mit dem Stabat mater und Tedeum sich der weiter dimensionierten Kunst zuwendet. Die zwei ersteren Werke sind A capella-Musik. Das Ave-Maria für vierstimmigen gemischten Chor erscheint technisch besonders merkwürdig durch die Verwendung eines höchst eigenartigen Tonganges als cantus firmus:



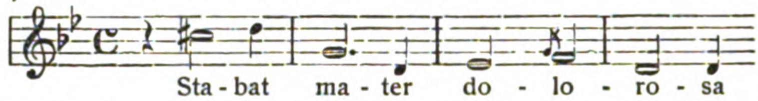
einer Art Mischling aus der siebenstufigen Gangtonleiter und der durch gehäufte Leittöne und übermäßige Sekundschritte charakterisierten Zigeunertonleiter. Es ist erstaunlich, wie natürlich infolge Verdis genialer Harmonisation diese an sich so verzerrte Tonfolge anmutet, und welch ausdrucksvolle melodische Wirkungen sich aus den diversen alterierten Schritten ergeben. Von zartestem Klangduft beschattet erscheinen die ‚Laudi alla Vergine Maria' (für vierstimmigen Frauenchor, Text nach Dantes ‚Paradiso' Cant. XXXIII 1—21). Die ganze verklärte Mystik der Divina comedia hat in diesen Klängen Wiederhall gefunden, und das Stück ist zudem ein klassisches Beispiel dafür, wie der alte A capella-Stil mit moderner Technik befruchtet und so erst recht eigentlich ‚verlebendigt' werden kann. Höchst charakteristisch für Geist und Stil des Ganzen ist der eigenartige Schluß:



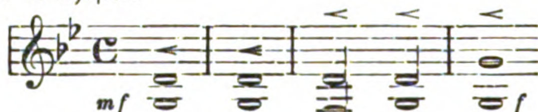
mit dem unmittelbaren kühnen Nebeneinander des H-dur und C-dur-Akkords und den Quint- und Oktavsprüngen. Die Wirkung ist eine ungemein poetische, der Gesang ‚schließt' nicht — er verhaucht gewissermaßen in selige Fernen entschwebend.

Eine ganz andere Welt tut sich in dem Stabat mater für Chor, Soli und Orchester auf. Hier wie im Tedeum kommt der heißblütige Italiener, der sich in den beiden A capella-Stücken nur in vereinzelten eindringlichen Wen-

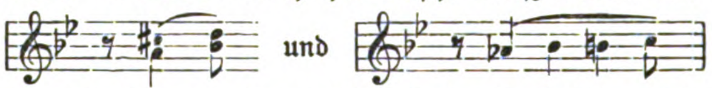
dungen wie hinter einem Schleier zeigte, voll und rückhaltlos zum Durchbruch. — Beim Aufbau des Ganzen hat sich Verdi nur von der strophischen Gliederung des Textes leiten lassen; einzig durch leitmotivische Wiederholung des Einleitungsthemas



erhält das Ganze doch auch eine gewisse musikalische Geschlossenheit. Dagegen sind die zu mehr oder minder selbständigen Tonbildern gestalteten Einzelstrophen meist aus einem einheitlichen thematischen Kern entwickelt. Im Anschluß an den Text zerfällt wie fast alle Stabat mater-Kompositionen so auch die Verdi'sche in zwei Teile, deren erster der dramatischen Beschreibung gewidmet ist, während der zweite Gebetscharakter trägt. Die tief erregte Trauerstimmung, die über dem ersten Teil liegt, wird wie mit einem Schlag durch das einleitende Quintenmotiv des Orchesters



hervorgezaubert. Sie weiter durch chromatische Seufzermotive wie



zu vertiefen, ist ebenfalls vorwiegend Aufgabe des Orchesters, mit dem indessen die Singstimmen thematisch meist eng verflochten sind. Einen vorübergehenden Lichtblick zarteren Empfindens bringt nur die wunderschöne Stelle:



deren weich eindringliche Melodik den echten Italiener erkennen läßt. In anderem Sinne italienisches Blut pulsiert auch in der unmittelbar schroff kontrastierend anschließenden Schilderung der Leiden Jesu (‚vidit Jesum in tormentis' usw.), einem Gedanken, den Verdi mit der ganzen impulsiven Leidenschaftlichkeit des Südländers auffaßt und dramatisch ausmalt. Während im wild erregten Orchester das Motiv:



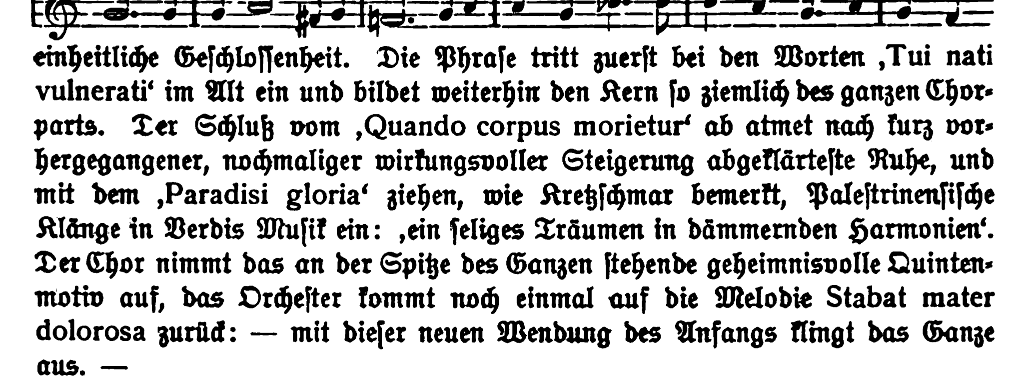
tobt, berichten die Singstimmen mit steigender Heftigkeit von dem Unerhörten, bis mit den auf einen verminderten Septakkord ausklingenden Worten ‚flagellis subditum' der Höhepunkt erreicht ist, und auf die seitherige Erregung plötzlich eine unheimlich öde Stille folgt, in die nur noch einmal das Orchester einen jähen Schmerzensruf wirft:



während der Chor stockend und stammelnd das 'Vidit suum dulcem Natum' zu Ende deklamiert. Da lichtet es sich in den Höhen des Orchesters. In mildem Gebetston beginnt der zweite Teil mit einem kleinen a capella-Sätzchen:



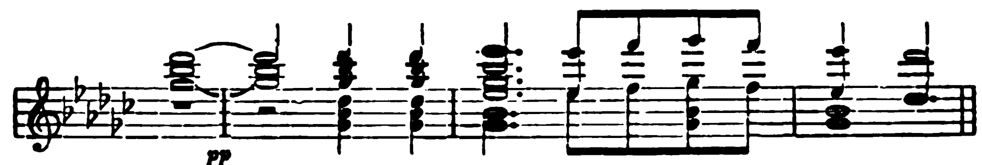
das wieder die echte süße italienische Kantilene zeigt. Der wirkungsvolle Kontrast zum Vorhergehenden beruht nicht nur auf der stark gegensätzlichen geistigen Ausdruckswelt, sondern findet auch durch ein technisches Mittel Verstärkung, durch den Terzsprung in der Tonart: H-dur nach vorherigem g-moll (resp. B-dur). Im übrigen verweilt der zweite Teil keineswegs dauernd in diesen Gefilden milder Ergebenheit. Den mehrmaligen Anspielungen des Textes auf Christi Leiden ist Verdi als echter Dramatiker vielmehr wieder, in ganz ähnlicher Weise wie im ersten Teil nachgegangen, und wie er in dem Vers 'Fac me cruce inebriari' bei Worten wie 'in die judicii' alle Schrecken des jüngsten Gerichtes entfesselt, wurde oben bereits geschildert. 'Daß die Erregung der Seele', sagt Kretzschmar a. a. O., 'auch durch das Gebet nicht überwunden wird, das ist's, was Verdis Auffassung des Stabat mater von allen neueren Kompositionen der Sequenz scharf unterscheidet.' Trotz aller dramatischen Details erhält aber der Schlußteil durch eine nachdenklich betrachtende, gewissermaßen das doch den Grundton abgebende Gebetsmoment repräsentierende Melodie:



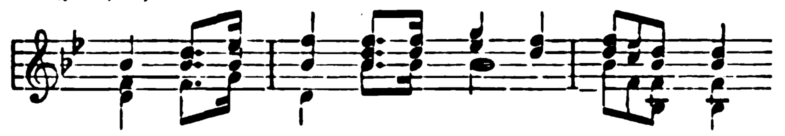
einheitliche Geschlossenheit. Die Phrase tritt zuerst bei den Worten 'Tui nati vulnerati' im Alt ein und bildet weiterhin den Kern so ziemlich des ganzen Chorparts. Der Schluß vom 'Quando corpus morietur' ab atmet nach kurz vorhergegangener, nochmaliger wirkungsvoller Steigerung abgeklärteste Ruhe, und mit dem 'Paradisi gloria' ziehen, wie Kretzschmar bemerkt, Palestrinensische Klänge in Verdis Musik ein: 'ein seliges Träumen in dämmernden Harmonien'. Der Chor nimmt das an der Spitze des Ganzen stehende geheimnisvolle Quintenmotiv auf, das Orchester kommt noch einmal auf die Melodie Stabat mater dolorosa zurück: — mit dieser neuen Wendung des Anfangs klingt das Ganze aus. —

Das letzte der Quattro pezzi, das Tedeum, zeichnet sich ebenfalls durch die glückliche Vereinigung von liturgischen Elementen mit modernen Stilmitteln

aus. Der Anfang ist streng choralmäßig: der Männerchor intoniert die bekannte gregorianische Melodie und führt sie mit altertümlicher harmonischer Belichtung in dreistimmigen Wechselgesängen fort, bis beim ersten Sanctus mit gewaltiger Wucht das volle Orchester und der Doppelchor auf dem Es-dur-Akkord eintritt: ein dynamischer Effekt, der wenig Seitenstücke in der musikalischen Weltliteratur aufzuweisen hat. Kretzschmar (a. a. O.) vergleicht ihn mit der berühmten Stelle ‚Und es ward Licht' aus Haydns ‚Schöpfung'; wir möchten außerdem noch an den ähnlich wirkenden crescendo-Einsatz des Orchesters im zweiten Teil von Richard Wagners ‚Liebesmahl der Apostel' erinnern. Im weiteren Verlauf schlägt die Komposition dann zunächst einen mystisch-betrachtenden Ton an, der mit dem ätherisch klangzarten Motiv:



wieder sehr glücklich die italienische Cantilene in den Dienst des Ausdrucks stellt. Nachdem bereits die Worte ‚Patrem immensae majestatis' sich als glänzende Episode aus der verschleierten Mystik ihrer Umgebung hervorhoben, lenkt der weitere mit ‚Tu rex gloriae' beginnende Teil ganz in die Sphäre pompösen Jubels über, wobei das von den Trompeten eingeführte stolz geschwungene Hauptthema:



sich bei näherem Zusehen wieder als eine gregorianische Melodie erweist. Besonders wirkungsvoll ist seine kontrapunktische Verflechtung mit dem (oben mitgeteilten) zarten Cantilenenmotiv aus dem vorhergehenden Teil. Wieder in die mystisch betrachtende Sphäre lenkt der letzte Abschnitt des Tedeums ein, wobei mit der weit ausgesponnenen Phrase:



noch einmal speziell der italienische Melodiker zu Worte kommt. Poetisch bedeutungsvoll tritt in diesem Schluß dem Gedanken an die ewige Verdammnis die Hoffnung auf Gottes allmächtige Güte zur Seite. Während die Stimmen in dunklen Harmonien ‚non confundar in aeternum' singen, stimmt das Orchester das Thema vom ‚Pleni sunt coeli' an. Mit ihm klingt die Komposition auch leise und geheimnisvoll aus. (Kretzschmar, a. a. O.). — Ein für ein Tedeum ungewöhnlicher Schluß, der aber abermals ein Beispiel für Verdis tiefe Textauffassung bietet. —

Für die nichtitalienischen Länder bedeuten Verdi's ‚pezzi sacri' Schöpfungen geistlicher Tonkunst, die zum Genialsten zählen, was die neuere Zeit auf

diesem Gebiet hervorgebracht hat und darum als Erbauungsmusik einen Ehrenplatz in den Konzertsälen verdienen. Für Italien kommt, wie bereits angedeutet, ihnen (und den leider recht wenigen ähnlichen Werken, die existieren) auch große kirchlich-liturgische Bedeutung zu. Es ist ja bekannt, wie es heute praktisch noch vielfach um das Musizieren in den italienischen Kirchen bestellt ist, wie man da mit aller Naivität während der heiligen Geheimnisse eine heitere Ouvertüre von Rossini oder eine galante Opernarie von Donizetti vom Chor herunter hören kann. Hier erzieherisch zu ernsterem Empfinden hinzuleiten, das ist die Mission, die religiöse Musik wie die Verdi'sche zu erfüllen hat. An Stelle der erwähnten Ouvertüren und Opernarien mit einem Schlag überall palestrinensische Chöre zu setzen, ist nicht nur praktisch kaum möglich, sondern würde auch keineswegs den erhofften Erfolg haben: denn für diese Kunst eines vergangenen Zeitalters fehlt dem Durchschnittsitaliener von heute das Organ und das Verständnis. Er würde darum durch sie in seiner Andacht eher gestört als gefördert. Nur durch eine Tonkunst, die die Sprache seiner Zeit und seines Geschmackes spricht, dabei aber doch dem Ernst und der Würde der Kirche gerecht wird, kann der italienische Kirchenbesucher zunächst überhaupt einmal zu höherer stilistischer Auffassung erzogen werden. Und von diesem Gesichtspunkt aus hat Kretzschmar durchaus recht, wenn er sagt, daß Verdis pezzi sacri für die Reformbestrebungen in der italienischen Kirchenmusik die Bedeutung eines ‚Leuchtturms' haben.

Johann Martin Niederee, ein vergessener Maler / Von Josef Budde-Berlin

Dreiundzwanzig Jahre erst zählte Johann Martin Niederee, als der Tod ihn auf eine schnöde Weise abrief aus seiner Kunst und seines Lebens Frühling. Den Plan, sein kurzes Leben zu erzählen, faßte zuerst, gleich nach des Künstlers Tode, 1853, sein Freund, der nachmalige Bonner Philosoph Neuhäuser; zwanzig Jahre später bemächtigte sich des interessanten Stoffes ein wohlmeinender Kalendernovellist. Nun hat, was schon sein Vater, der Bonner Oberbürgermeister Leopold Kaufmann vorbereitet, Dr. Dr. Paul Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts, zur Ausführung gebracht und das Lebensbild des Malers geschrieben*.

In bescheidenen, kleinbürgerlichen Verhältnissen wuchs Martin Niederee auf. Im Elternhause, das mit Gütern des Glücks nur mäßig gesegnet war, gabs nicht viel Sonnenschein, desto mehr da draußen auf den goldenen Auen und Rebenhügeln am Rhein beim uralten Städtchen Linz. — Der Vater, Fleischer von Gewerbe und rauhen Sinnes, verschloß sich dem eigenartigen

* J. M. Niederee, ein rheinisches Künstlerleben, mit 23 Abbildungen in Autotypie. Straßburg, Heitz, 5,50 M. — Es ist zu bedauern, daß der Verlag nicht wenigstens für einige der Reproduktionen ein geeigneteres Verfahren gewählt hat.

Wesen und künstlerischen Talent des Sohnes; doch eine sanfte Mutter hielt über Herz und Gemüt des Lieblings still waltend die Hand. Zu Schulung und Ausbildung des Geistes langten die schmalen Mittel der Eltern für ihren Sohn nicht über die unteren Klassen des Progymnasiums hinaus. Einigermaßen ausgeglichen wurde der Mangel durch den Großvater, der Küster und ein nicht ungebildeter Mann war. Ihm half der Knabe bei den kirchlichen Verrichtungen in der Pfarrkirche, und da kam ihm erster, bestimmender Eindruck der Kunst von dem treuherzigen Altarwerk des Meisters der Lyversberger Passion. Später schaute der Heranwachsende den frommen Malern zu, die jenseits des Stromes bei Remagen die Apollinariskirche schmückten. Von denen erhielt sein sich regendes Talent die erste Anerkennung; Andreas Müller hat auch noch nachmals den Malschüler begünstigt. Durch Gönnervermittlung kam Martin endlich weg von dem blutigen Handwerk, das der Vater für ihn bestimmt hatte, nach Düsseldorf zur Akademie. Die hatte nicht gerade ihre schönste Glanzzeit, als der Jüngling in den ersten Tagen des ‚tollen Jahres' mit kleinem Ränzel, doch hochgeschwellten Mutes dort einwanderte. Seinen Unterhalt mußte er sich als Lehrling in einer Holzschnittwerkstatt verdienen und konnte anfangs nur in den Feierstunden, übers Jahr aber, auf Stipendien gestützt, ausschließlich der Kunstübung sich widmen. Wintergerst, Overbecks Wiener Freund, und einer der ersten St. Lukasbrüder, Mosler, namentlich aber Karl Ferdinand Sohn, waren seine Lehrer; Deger trat er merkwürdigerweise nicht nahe, leider auch nicht Rethel, der damals fern von Düsseldorf weilte.

Wir besitzen aus dieser Zeit Niederees Bildnis, von Freundeshand gemalt. Mit langem Haar und dem Flaum des ersten Bartes um ein verschwindendes Kinn, mit großen, leuchtenden Augen unter hoher Stirn und mit starken, runden Lippen ist's der Kopf eines rechten Schwärmers — so spricht's auch zu uns aus seinen Briefen. Da redet eine fromme, gottbegeisterte Jünglingsseele. Ihm ist die Kunst ein Gottesdienst, als Priestertum faßt er den Beruf auf, ganz im Sinne des ihm in mancher Hinsicht wahlverwandten ‚kunstliebenden Klosterbruders' Wackenroder. Kindlich naiv bleibt sein Empfinden, dankbar, überquellend dankbar sein Herz den Eltern und Freunden. Dann kommt auch für Niederee eine Zeit quälender Pein, wo in ihm das Vertrauen zu sich selbst wankt, wo er zweifelt am höheren Werte der Kunst und an seiner Sendung. Unter dem Eindruck von Missionspredigten will er das Malerwams mit der Kutte vertauschen. Gut gings ihm in dieser Lehrzeit selten; Krankheit und Hunger traten in seine Kammer. Doch leicht vergaß er das Leid im frohen Kreise gleichstrebender Genossen und in der Gewißheit von seines Mädchens Liebe: die Schwester eines Freundes aus den Kindertagen wurde seine Braut. So schwanden rasch ein paar Jahre, wo er sich redlich mühte in froher Zuversicht zum großen Künstlertum. Dann zog Martin Niederee, nicht eben hoffnungsfroh, im Oktober 1852 in des Königs buntem Rock nach Potsdam zur Garde — ‚ein Achilles an Gestalt'.

Berechtigung zum Einjährigendienst hatte er nicht erlangen können, und so drohte schon seiner frühen Blüte vom rauhen Kasernenleben ernste Schädi-

gung, als ihm die Hilfe erschien: Ein rührend flehender Brief, mehr wohl noch eine Probe seines Könnens, erwarb ihm Achtung und Interesse des längst verehrten Peter von Cornelius. Der äußerte von einem Holzschnitt Niederees, Christus am Ölberg darstellend, er würde ihn für eine Arbeit Albrecht Dürers gehalten haben, wenn ihm der Künstler unbekannt gewesen wäre! Nach Berlin geladen, gewann Niederee sogleich des Meisters herzliche Zuneigung; wie für einen Sohn wollte er fortan für ‚den Grenadier' sorgen! Ehe vier Wochen noch vergingen, war von dem guten, kunstsinnigen König Versetzung in ein Berliner Regiment, Kürzung der Dienstzeit auf ein Jahr und sogar ein Auftrag erwirkt. Der Jubel ist groß: ‚Ich habe gegen die Wand laufen mögen vor Seligkeit', schreibt der Beglückte. Schnell wurde nun das in einem Rekruten so unvermutet entdeckte Genie, dem des Königs Gunst sich zugewandt, berühmt. Die Tagespresse berichtet von ihm und forscht seiner Herkunft nach*. Aufträge kommen in Fülle. Nachdem Cornelius ihn als Freund und Kunstjünger aufgenommen, öffnen sich dem interessanten Maler im Waffenrock auch die Häuser edler Kunstfreunde und hochmögender Gönner. Er erhielt Zutritt bei Bettina von Arnim, bei dem Obersten von Falkenstein, selbst bei den Generälen Wrangel und Radowitz. Schon besorgen seine Angehörigen, Martin werde ihnen bald entfremdet werden. Charakteristisch ist darauf seine Versicherung: ‚Noch ist der Heimat voller Eindruck durch nichts verwischt. Das was des Herzens Eigentum, Leben und Wesen war und immer noch ist, mag nimmer vom Rhein lassen. Mein armes Herz hat hier einen Kothurn, worauf ihm der Gang nicht eben leicht ist. Es war ein ander Träumen und Schwimmen, wie das Herz sich in Rhein und Wein badete. Der Reim ist anders geworden. Mein Herz schwimmt in Tee und Weh. Dank dem gesegneten Kommißrock, daß ich nicht schon bis über die Ohren im Frack sitze.' — Enge freundschaftliche Beziehungen knüpfte Niederee durch Cornelius' Vermittlung mit einigen jüngern Mitgliedern seines Kreises an: Hermann Grimm, Ernst Aus'm Werth, Friedrich von Kehler und Joseph Neuhäuser waren darunter. Namentlich dem feinsinnigen Philosophen trat Niederee im Sommer nahe: ‚Ich muß Neuhäuser das Zeugnis geben, daß ich durch ihn ganz zu mir selber gekommen bin,' bekennt er. — In wenig Wochen winkte nun die Freiheit und mehr noch: dann sollte er Cornelius folgen nach Italien; das war ja damals noch aller deutschen Künstler Sehnsuchtsland. Wie ein Paradies lockte Niederee Rom und Raffael — — sein Stern stand in herrlichem Aufgang!

Da wird er ein Opfer elendiger Unvorsichtigkeit und kleinlichen Zufalls; infolge einer Verwundung durch eine Platzpatrone rafft ihn häßlicher Starrkrampf dahin.

Von der Liebe, die der reine Jüngling sich in aller Herzen begründet, von dem mächtigen Eindruck, den sein Adlerblick und sein frommes Gemüt gemacht, von den hohen Hoffnungen, die er bei Kennern erweckt, zeugte die große Teilnahme bei seinem Tode und der Bestattung, zeugen lange noch ehrende Worte seiner Freunde und seines Meisters.

* Die Vossische Zeitung z. B. kommt dreimal auf den Fall zu sprechen; einige Monate später berichtet sie auch von seinem Tode mit Angaben über seine letzten Arbeiten und seine Beliebtheit beim Regiment.

Dies Leben und Künstlerwerden hat der Biograph mit einem herzlichen Interesse an seinem jungen Helden geschildert, mit einer warmen, heimatlichen Liebe zu seinem Gegenstande. Mit solch hingebendem Sinn will sein Buch aufgenommen sein. Reichlich hat er sich Quellen persönlichen Andenkens geöffnet; dazu gesellt sich seine eigene Kenntnis der rheinischen Lande und ihrer Geschichte. Feinen, intimen Reiz verleihen dem Buche die mannigfach eingeflochtenen Erinnerungen aus des Verfassers eigenem Erleben und dem Gedächtnis seiner Familie. Damit kommt der Arbeit Kaufmanns neben dem Wert eines Lebensbildes seines vergessenen Landsmannes der eines Kulturbildes aus der rheinischen Restaurationszeit zu: auf den weit und tief geschauten, farbenreichen Hintergrund dieser Epoche ist die Werdezeit des schlichten Jünglings gezeichnet.

Lassen uns die Mitteilungen über die tragische Jugend den Menschen Niederee liebgewinnen, so nötigt uns nicht minder das, was aus seiner kurzen Schaffenszeit auf uns gekommen ist, Achtung ab. Auf der Berliner Jahrhundertausstellung wurden zum ersten Male ein paar seiner Werke bekannt und von der Kritik ernstlich gewertet. Eine würdige Ehrung bereitete dem Landsmann der Bonner Verein für Literatur und Kunst im Frühjahr 1911 durch eine Sonderausstellung, die fast das gesamte Werk Niederees im dortigen Oberniermuseum vereinigte und verhalf ihm dadurch auch in der engeren Heimat zur langverdienten Anerkennung. — Niederees Nachlaß hat nicht in öffentlichen Sammlungen Schutz gefunden, doch wird er von pietätvollen Freunden und Angehörigen treulich gehütet. Das Beste hat Präsident Dr. Kaufmann in seinen Besitz zusammengebracht.

In seinem Heim erzählen behaglich vornehmer Väterhausrat und manch reizvolle Kleinigkeiten aus vergangenen Tagen, namentlich aus Rheinlands alter guter Zeit, und lassen uns fast vergessen, daß wir in dem neuen Bau des jüngsten Reichsamts in der Königin-Augusta-Straße zu Berlin sind. Da schaut in kurfürstlichem Ornat der prunkliebende Klemens August von Köln in einem prächtigen Gemälde George Desmarées von der Wand; da hängt eine hübsche Sammlung von Bildern und Erinnerungen namentlich aus dem Kreis der Nazarener und ihrer Zeitgenossen: Studien in Stift und Öl vom Altmeister Cornelius, von Philipp Veit, Führich, W. Schadow, J. M. v. Rohden, von Rethel, Karl und Andreas Müller, Ittenbach, Deger und dem ‚Rafaeliden' Mintrop; eine Reihe schöner Stücke stammt aus dem künstlerischen Vermächtnis der berühmten Casa Buti, darunter solche von Raphael Mengs und Anton Maron, den Freunden des alten Camillo Buti; Porträtzeichnungen der würdigen Matrone Buti und ihrer drei liebreizenden Töchter, die durch mehr als ein halb Jahrhundert den Thorwaldsen, Ingres, den Brüdern Schadow (von dem früh heimgegangenen Rudolf zeugt ein Bildnis, das die Braut Elena Buti mit einem Zypressenzweig trauernd geziert), den Rauch, Cornelius, Begas — Generationen von Künstlern am Monte Pincio ein frohes Heim gewährt haben. Neben diesen Reliquien finden sich poesievolle Skizzen von Schnorr v. Carolsfeld, Sinkel, Steinle und Ludwig Richter; das interessanteste Stück der Sammlung aber, von Ludwig Seitz, ‚damit es in der deutschen Heimat sorglich aufbewahrt

würde', hierher geschenkt, ist ein kleines Doppelbildwerk des liebenswürdigen Franz Pforr, den auch der Tod zu früh gezeichnet hat. In den glücklichen Tagen von St. Isidoro hat er darin sein und des geliebten Overbeck Kunstbekenntnis in den Gestalten ihrer künstlerischen Idealbräute Sulamith und Maria ausgesprochen und zur Erklärung des Bildes auch eine allegorische Erzählung ersonnen*. — In diesem traulichen Kreise, dem verwandte Gesinnung und zum Teil auch Heimat und Leben ihn nahe gebracht, wird das Andenken des Linzers würdig und freundlich gehegt.

Niederees malerischer Nachlaß besteht überwiegend aus Porträts und Kopfstudien. Von einer genialen, der Zeit voraneilenden Anlage fürs Koloristische zeugen die realistischen, farbendurchtönten Impressionen, einige von geradezu plastischer Gestaltung, und mehr als das: tiefstes seelisches Erfassen und Erarbeiten des Menschlich-Typischen beweisen diese urwüchsigen Gesichter eines bärtigen Mannes und namentlich einer ‚sibyllenhaft anmutenden' Frau; dieser leider unvollendete Frauenkopf ist Niederees malerisch fortgeschrittenste Leistung, an Runges Fleischtöne fühlt sich Meier-Graefe dabei gemahnt**. Als Ganzes indes reifer ist das Bild, das der zwanzigjährige Künstler von seiner Mutter geschaffen hat; tiefinnig gibt es die stille, harmerprobte Seele der duldenden und doch ihrer selbst sich bewußten Frau wieder, wie unter einem weichen Duftschleier den Eindruck mildernd, heiligend — es ist ein stark persönliches Bekenntnis des unendlichen Verstehens und der Liebe des Sohnes, ein Meisterwerk.

Die Kunst des Pinsels, so wie er sie übte, hat Niederee keiner gelehrt, konnte ihm keiner seiner Lehrer weisen. Seltsam! für die Landschaft und ihren Farbenreiz scheint sich sein Auge noch nicht geöffnet zu haben. Die Idee ist ihm, wie seinen künstlerischen Zeitgenossen, noch das erste, sie gibt ihm den Gegenstand zur bilderreichen Gestaltung, und so ist es charakteristisch für den frommen Künstler, daß Niederee selber sich berufen hielt zum religiösen Historienmaler; darin sah er seine heilige, gottgewollte Aufgabe. Über Zeichnungen, verheißungsvoll strebende Vorbereitungen ist er auf diesem Gebiete nicht hinausgediehen. Wir Heutigen haben freilich für diese akademische Kunst nicht mehr die Wertung eines Cornelius und seiner Zeit, aber die Sicherheit und harmonische Ausbildung der Kompositionen Niederees lassen uns seines Lehrers große Hoffnungen verstehen. Würde er wohl der Mann gewesen sein, diese Formen mit der Farben Inhalt zu erfüllen? — Seine Vorwürfe nahm der Künstler zumeist aus der Bibel, namentlich aus dem Leiden Christi. Die Energie seines künstlerischen Erstarkens, sein langsames, sicheres Freiwerden von der Schule wird uns am meisten deutlich bei der Beobachtung seines viermaligen Versuches einer ‚Beweinung Christi'. Wie er dabei nach harmonischer Gruppierung ringt, die Gestalten aus der starren Ruhe immer mehr in Bewegung bringt, Leben und Charakter ihnen einflößt***!

---

* Die Sammlung Kaufmann hat Max Osborn, als diese Zeilen bereits im Druck standen, in der Zeitschrift für bildende Kunst (Juni 1911) bekannt gemacht und dort ihre besten Stücke reproduziert.

** Ausstellung deutscher Kunst aus den Jahren 1775–1875. München 1906 II 404.

*** Niederees Behandlung dieses Themas muß auch in Cornelius starken Eindruck hinterlassen haben; Bei der Rede von Feuerbachs und Hübners Behandlung des gleichen Stoffes erinnert er sich nach zwölf Jahren noch lebhaft des Grenadiers. (Rieger, Cornelius 1883 p. 32.)

Nicht umsonst aber lebte Niederee auch in der Zeit der Schwind, Richter, Steinle. Auch er bekannte sich zur Kunstanschauung der Romantik und hatte in Düsseldorf von ihr einen warmen Hauch verspürt. Ein Gemälde, Gelegenheitsarbeit, die ‚Nonne auf dem Kirchhof', zeugt davon in etwas sentimentaler, eine prächtige Zeichnung des mit Szepter und Krone schlafenden Barbarossa aber in um so glücklicherer Weise.

‚Auf dem Gebiete der monumentalen religiösen Kunst ein Versprechen für die Zukunft, Dürers, Cornelius' und Rethels Kunst in Verbindung mit starker malerischer Empfindung weiterzuführen, auf dem Gebiete des intimen Bildnisses aber schon ein Meister und ein Führer in die Zukunft, auch in seiner der Zeit voraneilenden koloristischen und technischen Behandlung' (Heinrich Reifferscheid) — so darf auch diesem zu früh Vollendeten sich Goethes Wort bewähren von der Deutschen ‚besonderer Frömmigkeit gegen früh abgeschiedene Gutes versprechende Talente'!



Kritik

Witkops ‚Eros' / Von Heinrich Schewe

In der Hebbelschen Untersuchung ‚Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist' findet sich ein beherzigenswertes Wort über die Grundlagen des lyrischen Schaffens: ‚Ich bin sehr geneigt, zwischen den Resultaten dieser (äußeren) Eindrücke und den in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufsteigenden Gefühlen zu unterscheiden, und jedenfalls sind nur diese würdige Aufgaben des lyrischen Dichters, denn nur in ihnen lebt eigentlich der ganze Mensch, nur sie sind das Produkt seines ganzen Seins.' Dieses mit etwas einseitiger Schärfe ausgesprochene Urteil des jungen Wesselburener Autodidakten würde kein übles Bannerwort abgeben für eine mehr und mehr erstarkende Richtung unter unseren Poeten; für die wachsende Schar derer, die aus den dumpfen Dämmerungen eines impressionistischen Lyrismus in das freie Licht einer großen, wahrhaft persönlichen Kunst zu gelangen trachten, die Bedeutung und Würde des künstlerischen Schaffens gegenüber der Zufälligkeit äußerer Eindrücke durch das unverrückbare innere Schwergewicht einer sittlichen Persönlichkeit zu sichern suchen.

Als hoffnungsfroher Wanderer zu solcher Höhe edelsten Künstlertumes trat vor Jahren Philipp Witkop in die Literatur ein; ‚Eros' zeigt die erste Etappe seines Weges. Der Augenblick zum prüfenden Überschauen des bisherigen Aufstiegs scheint somit gekommen.

Das Auszeichnende, im besten Sinne Persönliche an Witkop ist der Ernst, mit dem er nach künstlerischer Durchdringung und Bewältigung des Lebens ringt:

Ich will mit unablässigen Meißelhieben
Den Stein gestalten, der mich engt und hält,
Bis ich mein reinstes Bildnis frei gestellt . . .

Dieses ausgesprochen Bewußte seines Strebens erklärt auch, warum einer jeden Würdigung des Lyrikers Witkop als Ausgangspunkt dienen muß die Betrachtung seiner philosophisch-künstlerischen Weltanschauung. Ihr mütterlicher Nährboden ist der unsterbliche Grundgedanke der platonischen Philosophie: die Botschaft von einem überirdischen Reiche der Ideen, die das vollkommene Urbild dieser zwiespaltvollen Welt der Erscheinungen bilden. Das Verhältnis des endlichen Menschen zu diesem Reiche der Harmonie im Unendlichen ist das tiefste, das eigentliche Thema des Eros:

Das Reich der Ideen ist die ursprüngliche und wahre Heimat unserer Seele. Ihr entreißt uns unser Erscheinen in der Welt der Sichtbarkeit, unsere Geburt. Aus dem ‚All und Einen' zwingt sie uns hinaus in Vereinzelung und Zwiespalt; aus seliger, harmonischer Ruhe in Unrast und Friedlosigkeit. Dieser ‚Fluch der Individuation' ist die einzige und Urschuld der menschlichen Existenz. Sie ist das Wiegengeschenk des Lebens an jeden Lebenden. Ihr zu entrinnen, ihrer niederbeugenden Wucht sich zu entziehen, ward keinem Erdgeborenen die Macht. Erlösung bringt nur die Rückkehr in den Schoß des Unendlichen, der Tod. — Nicht doch! Ward uns nicht schon hienieden ein Erlöser gegeben, ein Mittler zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen Wirklichkeit und Idee? Tragen uns nicht des Eros Schwingen selig hin über die Kluft, die zwischen jenen beiden Welten sich auftut? Eint uns nicht seine weltumschlingende und weltenvereinende Sympathie aufs neue dem ‚All und Einen'? —

Es ist ein Traum voll Größe und Lebensjubel, dieser Glaube an die welterlösende

Macht des platonischen Eros. Tausende haben ihn dem frommfrohen Weisen von Athen nachgeträumt, die tiefsten Geister, die reinsten Liebenden sich an ihm begeistert und berauscht. Er ist auch in der deutschen Literatur nicht mehr neu. Ein glänzender Versuch, ihn zu gestalten, liegt vor in dem sogenannten Roman von Hyperion, dem Eremiten in Griechenland. Es ist nicht verwunderlich, daß von der feurig schwellenden Kraft des Hölderlinschen Liebes- und Lebensgefühles, das so manchem Prosahymnus des ‚Hyperion' entstrahlt, ein gut Teil bei der Gestaltung des platonischen Grundgedankens durch Witkop wiederkehrt.

Aber wird man von einer G e s t a l t u n g des platonischen Gedankens beim Eros überhaupt sprechen dürfen? Sind nicht die im Eros enthaltenen Gedichte genau wie andere als Ausfluß des persönlichen Lebensgefühles ihres Verfassers, als wechselnder Ausdruck seiner dichterischen Persönlichkeit zu bewerten? Kein Zweifel — Eros enthält eine Reihe von Gedichten, die nur unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sein wollen. Es sind einmal die offensichtlich vor dem Erleben des Erostraumes entstandenen Poesien. Man erkennt sie mit einiger Sicherheit daran, daß sie von dem späteren, lebensvollwuchtigen Pathos kaum einen vorausahnenden Klang haben, aber auch von des Gedankens Blässe unangekränkelt sind, die den Herzfehler mancher späteren Erzeugnisse ausmacht. Des weiteren gehört hierhin eine Gruppe von Gedichten, die zwar jenem blendenden Traum Wärme und Leuchtkraft danken, doch nur mittelbar durch das ihm entströmte Gefühl eines warmherzigen Altruismus. Als das beste dieser Stücke dürfte ‚Nun sind die Tage der Garben' anzusehen sein, aus dessen hinreißenden Versen ein opferfreudiger Glaube an Glück und Leben atmet. Die übrig bleibende, wohl kleinere Hälfte der Gedichte versucht dagegen eine so ausgesprochene Darstellung jenes Erostraumes, daß man bei der Formulierung des ästhetischen Problems von einer Gestaltung tatsächlich wird sprechen dürfen. Diese Gedichte stellen eine Liederkette dar, durch die eine einzige Urmelodie sich hindurchzieht, das Leitmotiv von des Eros erlösender Macht, wie es in dem Einleitungsgedicht angeschlagen wird.

E r o s.

Wir sind daheim im mütterlichen Schoß
Der Ewigkeit, in einziger Vereinung.
Da kommt das Leben her und reißt uns los
Und stößt uns in den Kerker der Erscheinung.

Nun irren wir im dunklen Raum herum,
Den unermess'nen Heimwehdrang im Innern,
Und allen Fragen bleibt das Leben stumm,
Und unser tiefstes Glück ist ein Erinnern.

Bis sich die Liebe naht. Sie führt uns sacht
Aus allen Engen, allen Einsamkeiten,
Um uns zurück zum mütterlichen Grund,
Zum ewigen All und Ursprung heimzuleiten.

Diese programmatischen Verse dürften zu der Annahme berechtigen, daß auch nach des Dichters eigener Meinung die Erosgedichte den Schwerpunkt seines Schaffens bilden; daß Witkop in ihnen die innerste und notwendige Form seines Welt- und Lebensgefühles gefunden glaubt. Sie dürften uns das fernere Recht geben, in ihnen das eigentliche ästhetische Problem der Witkopschen Lyrik zu erblicken.

Dieses Problem bestand wesentlich in Überwindung der Schwierigkeit, einen tiefen philosophischen Gedanken dichterisch nicht etwa nebenher zu verwerten, sondern ver-

möge höchster Intensität des Erlebens zu poetischer, zu lyrischer Realität zu erheben. Eine Aufgabe, die trotz der Unkompliziertheit, trotz aller poetischen Reimkraft der zu verherrlichenden Idee schwierig und letzten Endes unlösbar ist. Handelt es sich doch darum, Idee und Sinnenwelt in Beziehung zu setzen, das absolut Geistige und konkret Gegebene in einen Kreis zu schlingen.

Witkop trat, mit bedeutenden Gaben ausgestattet, an die Bewältigung dieser Aufgabe heran. An erster Stelle verdient ein zuverlässiger künstlerischer Instinkt erwähnt zu werden. Es ist bemerkenswert, mit welcher Sicherheit er die dem jeweiligen Inhalt einzig angepaßte sprachliche und rhythmische Form findet; mit wie untrüglichem Geschmack er beispielshalber in der ‚Ophelia' die Stimmung behandelt. Welch feiner Silbernebel umhüllt bei aller Silhouettenklarheit der Zeichnung diese traumhafteste unter den Gestalten des großen Briten. Eine Impression, die geradezu vollendet ist in der Erzielung eines nachhaltigen Gesamteindruckes durch die Ausmalung einer einzigen, flüchtigen Situation. Ein vortrefflicher Zug dieses Gedichtes ist schließlich die Wiederkehr der grellen Töne von Strophe drei am Schlusse:

Vom Schloß her tönt Gelächter und Gesang — —

Er zeugt von feinstem künstlerischen Instinkt.

Ausgezeichnet durch die Beherrschung der Form in höherem Sinne hat Witkop es sich angelegen sein lassen, auch nach technischer Form- und Versvollendung zu streben. Das beweisen — mit wenigen Ausnahmen* — alle Gedichte des Bandes.

Als zweite, spezifisch dichterische Eigenschaft muß Witkops kraftvolle, auf das Plastische gerichtete Phantasie hervorgehoben werden. Ein Kritiker wies einmal im Vorbeigehen auf dieses ausgeprägte Charakteristikum der Witkopschen Muse hin als eines der besten unter den Unseren, d. h. den katholischen Dichtern. Hiermit ist zweifellos das wesentlichste Merkmal der poetischen Begabung des Dichters anerkannt und bezeichnet. Bilder, wie sie in der folgenden Strophe aufblitzen, verlieren sich nicht mehr aus Gedächtnis und Vorstellung:

Über die dunkelragenden Berge streckt
Der Morgen seinen flammenden Speer empor.
Vor seiner Spitze reißt der Vorhang
Der Finsternis und rauscht in den Abgrund.

Eine weitere Probe von überraschender Bildkraft! Zwei Zeilen nur, die ersten des in der Gottesminne früher ‚Maria', jetzt ‚Gegenwart' betitelten Gedichtes:

Ich fühle dich im zarten Blütenschweigen,
Wenn über mir der blaue Morgen hängt . . .

Diese Verse sind vollkommen goethisch — Höheres läßt sich zu ihrem Ruhme nicht sagen.

Das sind gewiß schätzenswerte Eigenschaften, mit denen Witkop unter den lebenden Lyrikern immerhin sich sehen lassen dürfte. In Frage bleibt, ob und wieweit sie gegenüber der früher umgrenzten Aufgabe des Eros zureichen.

Die eine Gefahr, die jedem ähnlichen Beginnen droht, erwächst aus der Größe der zu verherrlichenden Idee. Sie ist gleichsam ständig auf der Lauer, den Dichter von dem eigentlichen Gegenstand seiner Empfindung, von dem konkreten Inhalt seines Erlebnisses fortzuziehen. Und in einem Augenblick, da er geblendet von ihrer Schöne und Erhabenheit steht, gelingt es ihr gar, den kaum sanft Widerstrebenden bei der Hand zu nehmen und in ihr Ätherreich zu entführen. So erwünscht dieser Vorgang einem Philosophen nur immer sein könnte — für den Dichter, den Lyriker bedeutet es die

* Diese Ausnahmen, einige harte und unausgereifte Wendungen fallen allerdings um so mehr auf. In dem zitierten Gedicht ‚Eros' beispielsweise: ‚Da kommt das Leben her . . .' und ‚Nun irren wir im dunklen Raum herum . . .'

Aufhebung seines Wesens, die Auslöschung seines ganz anders gearteten Seins. Für ihn ist hier die Luft zu dünn, die dem freischwebenden Geiste der Spekulation das eigentliche Lebenselement bedeutet.

Witkop ist dieser Gefahr und ihren verhängnisvollen Konsequenzen nicht entgangen. Immer und immer wieder gewinnt der Gedanke über das Gefühl die Oberhand. Ein Beispiel wurde bereits zitiert, das Einleitungsgedicht ‚Eros'. Man könnte den Einwurf, ein programmatisches Gedicht müsse eben ein Programm, systematisierte Gedankenreihen bieten, vielleicht gelten lassen — aber damit ist dieser Tadel nicht aus der Welt geschafft; er wiederholt sich bei einer nicht geringen Anzahl von Gedichten:

Im Ewigen.

Wir haben uns im Reiche der Ideen,
Im Unbegrenzten, Ewigen gefunden.
Das enge Ich, wir haben's überwunden,
Um ganz im All und Einen aufzugehen.

Zwei Strömen gleich, die Wall und Wehr zerstörten,
Die Weg und Wildnis sehnend überwanden,
Die sich schon lang von ferne rauschen hörten
Und nun im Einen Ozean sich fanden.

Es gibt zu dieser letzten Strophe ein überraschendes Gegenstück im ‚Hyperion'. Es mag hier seinen Platz finden. Zeigt es doch in interessanter Weise, wie unbewußte Reminiszenzen — um eine solche handelt es sich zweifelsohne — in das poetische Schaffen geraten. Hyperion schreibt also an Bellarmin über seine Begegnung mit Alabanda: ‚Unsere Seelen mußten um so stärker sich nähern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zueinander zu bahnen und durchzubrechen bis dahin, wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in einem majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.' Es tritt hier eine fast vollkommene Kongruenz des Gedankens und eine wenigstens annähernde des Bildes zutage. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß Witkops Verse keine innere Notwendigkeit haben als lyrisches Gedicht, da sie ebensowohl in Prosa sich aussprechen lassen. Und das rührt daher: Sie sind keinem individuellen Erlebnis entsprungen, vielmehr aus dem zwar umfassenderen, aber auch vageren Erleben jener allgemeinen Idee geboren. Demselben Ursprung dankt noch eine Reihe von Gedichten das Dasein. Sie ermangeln ebenfalls des lyrisch erregenden Moments, wenn der Ausdruck vom Drama übernommen werden darf; während z. B. noch in Goethes gedankentiefsten Hymnen das unmittelbar oder mittelbar anregende Erlebnis wenn nicht sichtbar, so doch spürbar ist. Man braucht nur an die Entstehungsgeschichte des ‚Gesanges der Geister über den Wassern' zu erinnern. Sie ist der klassische Beleg für die Fruchtbarkeit des einen schöpferischen Augenblickes, da sich des jungen Goethe Forderung erfüllt und ‚ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz' den überströmenden Reichtum in Versen ergießt.

Dieses ‚volle Herz' vermag man in manchen Gedichten selbst bei ungestörtestem Hinlauschen nicht schlagen zu hören. ‚Geburt' und ‚Gott' seien genannt; ein kurzes mag zum Überfluß angeführt werden.

Befreit.

Ich lag in Dunkel und in Einsamkeit
Tief in mir selbst gebunden und gefroren.
Du hast mich mir entrissen und befreit,
Ich bin in dir versunken und verloren.

Ich bin wie Tau, verhaucht im Morgenlicht,
Ich bin ein Blatt, verweht im Frühlingswinde —
O du Geliebte, halte, laß mich nicht,
Gib, daß ich nie zu mir den Rückweg finde!

Abgesehen davon, daß hier die schönen Bilder doch zu sehr bloße Bilder bleiben — so tragisch-bedeutsam, wie sie klingen, sind die letzten beiden Zeilen nicht zu nehmen. An einer andern Stelle gesteht nämlich Witkop:

Immer wieder ringe, rette
Ich mich zu *mir selbst* zurück.
(Hinauf)

Diese kleinen ‚Unstimmigkeiten‘ sind ja gewiß gleichfalls nicht tragisch zu nehmen. Aber bei Witkop drohen sie an einigen Stellen die Darstellung der Grundidee zu verwischen — und schließlich sind sie in keinem Falle geeignet, den Eindruck innerst erlebter, wenn auch subjektiver Wahrheit zu erhöhen.

Bedenklicher erscheinen die Gedichte, in denen die Empfindung selber zwiespältig wirkt. Wie das z. B. in ‚Andacht‘ der Fall ist. Es ist ein kleines Lied von ‚milder, traumbeglückter Ruh‘ im Grase, in dem folgende Strophe vorkommt:

Was kein Begriff, kein Wort ergründe,
Hier klärt sich aller Wahn und Streit:
Was ist mir Gott, was heißt mir Sünde
Vor dieser stillen Einfachheit!

Wem wirklich selig versunkene Naturandacht das Herz erfüllt, der wird nicht die mindeste Neigung zu solcher Polemik gegen den Herrgott und seine Moral verspüren. Er wird Abstrakta überhaupt ruhen lassen; dieweil Polemik sich mit ‚Andacht‘ und ‚milder, traumbeglückter Ruh‘ einmal nicht verträgt. Diese Verse, in dieser Situation sind völlig — ungoethisch. Das ist freilich noch nicht das Schlimmste, was sich von Versen sagen läßt. . . . Ähnlich verhält es sich mit:

In Sehnsucht.

In Sehnsucht nach dem Ewigen und Wahren
Ließ ich den Tag mit seinem Glück und Weh;
Ich rang mich aus dem Flüchtig-Wandelbaren
Zur Einsamkeit und Reinheit der Idee.
Nach aller Unrast, allen Zweifelsorgen,
Nach aller Bitternis, die mir geschah,
Hier fühlte ich mich einig und geborgen
Und glaubte mich dem Herzen Gottes nah.
Da traf ich dich! Nun zuckt in alten Wehen
Mein Herz — nein, nein! es spürt mein Sinn,
Daß ich in dir weit mehr denn in Ideen
Der Gottheit einig und verbunden bin.

Auch hier kann von einheitlicher Empfindung keine Rede sein, überhaupt kaum von Empfindungen. Eher, wenn das Wort gestattet ist, von metaphysischen Lebenseinsichten, von denen die eine, überdies natürlichere, tiefere durch die andere, spekulativ-theoretische mit einem gewaltsamen ‚nein, nein!‘ mundtot gemacht wird. Dieses dialektische ‚nein, nein!‘ enthüllt noch einmal mit vollendeter Deutlichkeit die größte Schwäche der Erosdichtungen: *Hervor*gegangen aus Herz und Gefühl sind sie nicht; sie würden, aus den Höhen der Spekulation letztlich stammend, gleichwohl rein lyrisch zu wirken vermögen, wenn sie durch die Gluten unmittelbarsten Erlebens wenigstens *hindurch*gegangen wären. Und das läßt sich von der überwiegenden Mehrzahl kaum behaupten. . . .

Wo dies aber zutrifft, sind Stücke voll Kraft und Schönheit entstanden. Dort, wo Witkop unbewußt gemäß dem reizenden Rate Diotimas an Hyperion schuf, dem ebenfalls ‚die Gedanken in die Luft ausreißen'. Sie sagt: ‚Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehen.' Diesen wenigen Ausnahmen verleiht die ihnen anhaftende Schwere des Durchlebten ergreifende Gewalt. Ihre Verknüpfung mit dem unmittelbaren, irdischen Anlaß hält sie unserm innersten Herzensempfinden nahe und eng verbunden. Das größte dieser Stücke ist ‚Ein Liebeslied'. In diesen Versen, deren Form leuchtende Klarheit und dithyrambischen Schwung aufs schönste vermählt zeigt, scheint wirklich der Blitz zu zucken, der Idee und Erlebnis, Himmel und Erde auf einen Augenblick vereint. Das tiefe Geständnis des Novalis: ‚Ich habe zu Sophie keine Liebe, sondern Religion', ist poetische Wirklichkeit geworden. Himmlische und irdische Liebe erscheinen zur innigsten Einheit verschmolzen, die, wenn sie gleich erträumt ist, dennoch mit dem lebendigsten Gefühl erfaßt und umschlungen wurde.

Und Witkop war, da er diese Verse schuf, reichlich Zwanzigjähriger! — Angesichts dieser Tatsache drängt sich immer wieder der Gedanke auf, als habe die Größe dieses Augenblickes, die Macht dieses Erlebnisses den Dichter selber auf lange Zeit hinaus in Bann geschlagen; als sei ihm das ‚einfache Verhältnis zur Wirklichkeit' verloren gegangen, wie er von seinem Liebling Hölderlin so fein und treffend bemerkt. In den wuchtigen Odenklängen von Gedichten wie ‚Auferstehung' spürt man das kaum; um so empfindlicher dagegen bei schwächeren Stücken. Der Gehalt erscheint bedenklich zusammengeschrumpft; die Sprache aber hat das Festtagskleid des ‚Liebesliedes' anbehalten — um so mehr fällt dem feinfühligen Leser der Mangel echten, ursprünglichen Gefühls auf.

Es ist bezeichnend, daß im ‚Eros', dem lyrischen Bekenntnis eines achtundzwanzigjährigen Poeten, nicht ein einziges Freundschaftslied sich findet; nicht ein einziges, das von anderen nahen menschlichen Beziehungen redet; kaum unter den Liebesgedichten eines, das der Eigenpersönlichkeit der Geliebten wirklich liebevoll sich anschmiegte. Diese selbstgenügsame Ichseligkeit ist freilich nicht bloß der Fehler Witkops, sondern eine verhängnisvolle Einseitigkeit des modernen Subjektivismus überhaupt, dem auch Witkop seinen Zoll entrichten mußte. Als Ausfluß solchen egozentrischen Gefühlslebens erscheint eine Art von gewollter Weltentfremdung, die ihren klassischen Ausdruck gefunden in den Versen:

Die Tage sinken und sausen —
Sag, was ist Lust, ist Leid?
Um meine Sohlen brausen
Die Wasser der Ewigkeit.

Einer solchen hoch über der Welt kleinlicher Realitäten in den Wolken dahin wandelnden Erhabenheit werden schließlich nur noch monumentale Bilder und Stimmungen als würdiger Ausdruck erscheinen:

Über den Wäldern der Tiefe tauch' ich empor . . .
Über den Bergen atmen die Wälder auf . . .
Über die dunkelragenden Berge . . .
Im Schnee-, im Mondlicht breitet sich Feld an Feld . . .

sind einige Gedichtanfänge, die Witkops Vorliebe für die große Linie und Gesamtstimmungen dartun. Es sei nicht verkannt, daß solche Monumentalstimmungen fast immer knapp und eindrucksvoll gestaltet sind; daß sie der einmal als gegeben angenommenen Richtung des Witkopschen Gefühlslebens durchaus entsprechen, das überall

Größe und Zusammenhänge mit dem Weltganzen sucht — aber letzten Endes darf die Poesie, darf insbesondere die Lyrik das Allgemeinste und Monumentale nicht zu ihrem eigentlichen Gegenstand erheben. Vielmehr wird nur dann auf der Netzhaut des Dichterauges ein wahrhaft getreues Bild des Lebens entstehen, wenn es nicht nur flüchtig hinschweift über die Fülle der Gesichte in ihrer Gesamtheit, sondern auch auf dem einzelnen haftet und liebevoll ruht. Und nur dann wird das dichterische Lebensgefühl seine Vollkraft dauernd bewahren, wenn es täglich aufs neue aus dem Strom der Einzelerlebnisse sich speist. —

Der Erostraum ist ausgeträumt. Der Dichter selbst erzählt uns — merkwürdigerweise in einem der ersten Gedichte des Bandes — von seinem Erwachen. Dieses konnte nicht anders als ein schmerzliches sein, es bedeutete notwendig das jähe Zerschellen einer selbstgeschaffenen Traumherrlichkeit an der steinharten Welt der Realitäten. Gleichwohl dankt ihm Witkop Unschätzbares. Er ist eigentlich erst in diesem Traume zu sich selber erwacht. Er dankt ihm eine außerordentliche Bereicherung an Ausdrucksmöglichkeiten, eine unendliche Erweiterung seines künstlerischen Gesichtskreises. Er dankt ihm vor allem die ernste, in die Zukunft dringende Erkenntnis: daß nur das leidvolle Ringen und Reifen einer im Sittlichen fest gegründeten Persönlichkeit Krone des Daseins wie des künstlerischen Strebens ist. Diese Erkenntnis, das Heilmittel für manche Mängel der Witkopschen Lyrik wie für die meisten Gebrechen der modernen Poesie überhaupt, ist niedergelegt in den Versen, in die das erwähnte wahre Finale des Eros ausklingt:

Und nur das höchste der Güter bleibt mir:
L e i d e n und R e i f e n!



Hochland-Echo

Für und wider Foerster

Als zum erstenmal an dieser Stelle von Friedrich Wilhelm Foerster des näheren die Rede war, der seitdem längst unserem ‚Hochland' einer der angesehensten Mitarbeiter geworden ist, da wurde es schon damals, im Augustheft 1905, seinen radikalen Widersachern aus dem Lager der religionslosen ‚ethischen Kultur' prophezeit: Dieses, aus Euren eignen Reihen erstandenen, geistig überlegenen Gegners werdet Ihr nicht so leicht Herr werden!

> ‚Denn Foerster argumentiert nicht mit Schlagworten und verstiegen-theoretischen ‚Vernunft'gründen, sondern mit den Tatsachen allgemein menschlicher und erzieherischer Erfahrung. Eben darum hat er die Grenzen des bloßen Verstandes in Fragen der Lebens- und Sittenweisheit erkannt und bekennt sich zur Ehrfurcht.'

Seitdem ist Foersters eigener, mit innerer Folgerichtigkeit entwickelter ethisch-pädagogischer Standpunkt aus seinen Werken immer deutlicher und eindrucksvoller hervorgetreten. Und er hat sich in rasch steigendem Grad und Umfang hohe Achtung und fördernden Lehrerfolg nicht nur bei denen errungen, die ihm in allem Wesentlichen zustimmen, sondern mindestens ebensosehr bei denen, die trotz tiefgehender Meinungsunterschiede sich der sachlichen Sicherheit und Kraft eines so eigenartig vorwärtsführenden Geistes nicht verschließen können. Man kann heute kaum irgend ein Werk, in dem die grundsätzlichen Fragen allgemeiner Pädagogik wirklich zeitgemäß erörtert werden, mehr aufschlagen, ohne auf vielen Seiten dem Namen und den Gedanken Foersters in betonender Zitierung zu begegnen. So erging es uns erst jüngst wieder, als wir die aus dem Nachlaß gesammelten ‚Pädagogischen Abhandlungen' eines führenden reichsdeutschen Lehrerbildners, Friedrich Paulsen, zur Hand nahmen* und genau ebenso, als wir des namhaften österreichischen Philosophen und Pädagogen Wilhelm Jerusalem vielgeschätztes Buch über ‚Die Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen'** einsahen. Sobald Jerusalem die ethischen Aufgaben der Mittelschule klarzustellen beginnt, knüpft er gerade

---

* Herausgegeben von Ed. Spranger, Stuttgart und Berlin 1912, bei Cotta (Brosch. M. 9.—. In Leinen M. 10.50). — Paulsen stimmt namentlich in Fragen der Sexualpädagogik durchaus und nachdrücklich Foerster zu. Er nennt es eine ‚wahre Erquickung', einer Schrift wie der Foerster'schen über ‚Sexualethik und Sexualpädagogik' zu begegnen: ‚. . . Man atmet auf, wie wenn man die Stimme eines Nüchternen unter einem Chorus von Trunkenen hört. Foerster hat den Mut, schlecht und recht die Sache der alten Sitte und Sittlichkeit gegen alle jene Exaltierten, Verdrehten, Entgleisten zu führen. Er spricht ernst und kraftvoll, ohne in den Ton salbungsvoller Moralpredigt zu verfallen; er begründet die Heiligkeit der Sitte aus ihrer Notwendigkeit für die Selbsterhaltung eines menschlich-geistigen Lebens; er zeigt, wohin die sich selbst überlassenen Naturtriebe führen: zu jeder Erniedrigung des Weibes, zu jeder Brutalität des Mannes, zuletzt zu jeder Verkehrung der Natur, zu jeder Perversität der Triebe selbst. In der Tat, es gibt keinen Punkt im sittlichen Leben, wo Verfehlungen sich mit so schweren und so sichtbaren Wirkungen am Eigenleben und am Leben anderer rächen.'

** Wien und Leipzig 1912, bei Wilhelm Braumüller. Zweite, wesentlich umgearbeitete Auflage der Schrift ‚Die Aufgaben des Mittelschullehrers'. Brosch. M. 9.—. Gebd. M. 10.—. Das Werk, in philosophischer Hinsicht dem Pragmatismus nahestehend, betont besonders die ‚soziologischen' Gesichtspunkte.

in den Leitgedanken ‚mit voller Überzeugung‘ an die durch Foerster eröffneten Gesichtspunkte an, so fern er auch in anderer Hinsicht der Foersterschen Denkweise steht. Die Art, wie Jerusalem seinen Lesern und Hörern den nachdrücklichen Hinweis auf Foerster begründet, ist für dessen Werbekraft auch auf widerstrebende Geister bezeichnend genug (S. 272):

‚Fr. W. Foerster gehört zweifellos zu den bedeutendsten Pädagogen der Gegenwart. Wer seine „Jugendlehre“ und sein Buch „Schule und Charakter“ durchgearbeitet hat, der wird zweifellos zu ganz anderen Auffassungen über die Handhabung der Disziplin gelangen und auch für die ethische Verwertung der verschiedenen Unterrichtsstoffe überaus wertvolle Gesichtspunkte finden. Foersters pädagogische Überzeugungen ruhten von Anfang an auf einer tief religiösen Weltanschauung.‘

Aus dem vorletzten großen Werk Foersters, aus ‚Autorität und Freiheit‘, schließt dann Jerusalem zu Unrecht, daß des Verfassers Weltanschauung sich ‚zu einem streng kirchlichen Katholizismus‘ fortentwickelt habe. Er ist loyal genug, trotzdem fortzufahren:

‚Diese Wendung werden wahrscheinlich viele Lehrer nicht mitzumachen vermögen. Es wäre nun sehr schade, wenn vielleicht manche sich dadurch davon abhalten ließen, Foersters Bücher zu lesen. Man kann von seinem psychologischen Tiefblicke, von seiner reichen, pädagogischen Erfahrung, von seiner umfassenden Belesenheit und ganz besonders von seinem auf das konkrete Leben gerichteten Realismus viel, sehr viel lernen. Es kommt nicht selten vor, daß man ihm in seiner Auffassung der Kindesseele, in seinen moralpädagogischen Forderungen durchaus recht geben kann, auch wenn man dafür ganz andere Gründe hat als er. Ich möchte deshalb das Studium von Fr. W. Foersters Werken, die in Mittelschulkreisen noch nicht genügend gekannt sind, auf das allerwärmste empfehlen.‘

Es ließe sich leicht noch eine ganze Reihe gleichlautender, gewichtiger Stimmen aus allen deutschen Landen zitieren. Mit doppeltem Kontraste wirkt darum der Mißklang, der jüngst aus der deutschen Schweiz in diese Harmonie hineintönte. Wir meinen damit zunächst nicht jene niedrigen persönlichen Verdächtigungen, die unlängst der Herausgeber dieser Zeitschrift (im letzten Februarheft S. 642 ff.) gebührend an den Pranger gestellt hat; sondern den geringschätzigen Widerspruch gegen Foersters wissenschaftliche und speziell pädagogische Bedeutung, wie er sich in den Maßnahmen des Zürcher Erziehungsrates bekundete und dann in der dortigen Tagespresse sogar noch Befürworter ‚aus Universitätskreisen‘ fand.

Damit verhält es sich im einzelnen folgendermaßen: Foerster, der bereits seit dreizehn Jahren mit weitreichendem Lehrerfolg und segensvollem erzieherischem Einfluß an der Zürcher Hochschule doziert, stellte, unterstützt von der Mehrheit seiner Fakultät und von der Hochschulkommission, 1911 und 1912 beim zuständigen kantonalen Erziehungsrate wiederholt den Antrag, man wolle seine bisher nur für Moralpädagogik geltende Vorlesungsbefugnis auf die gesamte Pädagogik ausdehnen. Dieses Ansuchen wurde abgelehnt. Die Hauptbegründung hiefür lautete nach den ‚Münchener Hochschulnachrichten‘ also:

‚Die Schriften Foersters zeigten derartige Schwankungen in seinen Grund-

auffassungen von Erziehungsfragen, daß geschlossen werden müsse, er besitze noch nicht die innere Abklärung in seinen Anschauungen, wie sie ganz besonders von einem Dozenten der Pädagogik gefordert werden müsse.'

Foerster zog aus dieser offiziellen Einschätzung seiner Lehrtätigkeit die einzig richtige Folgerung und legte im März 1912 sein Dozentenamt nieder. Nun wurde erst die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen rege und gegenüber den Stimmen, die befrembet fragten, ob denn der Verlust eines so geschätzten Hochschullehrers unvermeidlich gewesen sei, hielt es das Organ des Zürcher ‚Freisinns', die ‚Neue Zürcher Zeitung', für angebracht, in Nr. 108 und Nr. 123 zwei offiziösen Verteidigern des Zürcher Erziehungsrates das Wort zu geben. Der erste Gegner beruft sich ganz besonders darauf, daß die Zürcherische Universität eine im Geist Zwinglis geleitete Anstalt sei. An einer solchen könne man doch dem katholisierenden Foerster keinen erheblichen Einfluß auf die heranwachsende Lehrerschaft einräumen. Auf dies, wie auf das Gutachten des Erziehungsrats hat ein protestantischer Lehrer der Zürcher Landschaft in den ‚Neuen Zürcher Nachrichten' Nr. 110 die beste Antwort gegeben:

‚Wer sind diejenigen, die es nicht über sich brachten, Foerster Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und die nun dem Ansehen unseres kantonalen Bildungswesens eine nicht abzuschwächende oder gar wegzuleugnende Blamage bereitet haben? Sind es nicht dieselben Leute, die, wenn man ihren Worten glauben wollte und glauben könnte, für die Gewissensfreiheit, für die harmonische Bildung, für den Fortschritt in der wissenschaftlichen Forschung, für die Lehrfreiheit usw. eintreten? Sind es nicht dieselben Leute, welche die katholische Hierarchie fortwährend anklagen, daß sie die Geister unterdrücke? Sind es nicht dieselben Leute, welche den Einfluß der Kirche und jedes „konfessionellen", d. h. positiven christlichen Bekenntnisses aus unseren Schulen ausgeschaltet wissen wollen?

In einer der letzten Nummer der „N. Z. Z." sucht ein Korrespondent die Maßnahmen der Erziehungsdirektion damit zu rechtfertigen, daß er die Zürcherische Universität als eine im Geiste Zwinglis geleitete Anstalt bezeichnet. War etwa Professor Störring, der frühere Ordinarius der Pädagogik, ein Zwinglianer? Sind denn alle gegenwärtig an der Zürcherischen Universität wirkenden Professoren Zwinglianer? Und nun die Ausflucht der Erziehungsdirektion! Einfach lächerlich! Foerster schwanke in seinem Charakter — er sei in seinen Anschauungen nicht „durch", nicht fest, nicht „abgeklärt". Wer so etwas behaupten kann, der hat entweder Foersters Werke nicht gelesen oder aber nicht verstanden, resp. nicht verstehen wollen — jedenfalls ist er jeder Seelenkenntnis bar, wenn ihn nicht Engherzigkeit und Befangenheit von einer gerechten Würdigung einer Persönlichkeit wie Foerster abgehalten haben. Also „abgeklärt" sein heißt nach der Definition gewisser Leute: Du darfst zu allen möglichen verworrenen, verschrobenen und verkehrten Ansichten und Lehrsätzen gelangen, wenn sie nur keine „katholisierenden Tendenzen" enthalten. Die Erziehungsdirektion scheint vergessen zu haben, daß die von ihr protegierte „wissenschaftliche Erkenntnis" etwas Fließendes, sich stets Veränderndes und Erneuerndes ist, das morgen verwirft, was heute gilt. Im Gegenteil: Foersters Anschauungen sind im Chaos der gegenwärtigen pädagogischen Ansichten etwas Markantes, etwas Felsenfestes; sie sind die Bestimmtheit und Klarheit selbst. . . .

Foerster „katholisiere"! Worin besteht nun dieses „Katholisieren"? Darin, daß Foerster zu einer uneingenommenen Würdigung mancher der katholischen Ein-

richtungen und Anschauungen gelangt ist, daß er dem Grundgedanken der katholischen Lehre: Der Einheit der Weltanschauung und des religiösen Lebens sympathisch gegenübersteht. Wenn man von einer religiösen Tendenz in Foersters Schriften sprechen will, so ist diese Tendenz darin zu suchen, daß Foerster eine Verständigung und Annäherung der getrennten christlichen Bekenntnisse wünscht, daß er eine Autorität zur Wahrung der Glaubenswahrheiten für nötig findet. Wem die Größe dieser Tendenz nicht einleuchtet, dem ist nicht zu helfen; der hat weder Begeisterung, noch Menschenkenntnis, noch echte Menschenliebe. Andererseits dürfte die Lektüre der Foersterschen Werke jedem Einsichtigen dartun, daß Foerster nicht in allen Dingen mit der katholischen Kirche einig geht, daß er von einer Ausdehnung der kirchlichen Autorität auf gar manche Dinge nichts wissen will, daß er die Freiheit des einzelnen so weit als möglich gewahrt sehen möchte.'

Gerade auf den strengen Geist Zwinglis hätte man sich gegenüber Foerster zuletzt berufen sollen. Denn bei dessen wahrhaften Anhängern, wie überhaupt bei den noch positiv gläubigen Protestanten hat Foerster ebenso begeisterte Anhänger und Freunde als unter gläubigen Katholiken; und dies auch in Zürich. Auch aus dem Kreise liberaler Protestanten hat Prof. Niebergall in der ,Wartburg' Foersters Standpunkt verständnisvoll gewürdigt und ebenso neuestens Liz. Matthes im Maiheft der Monatsschrift ,Deutsch-Evangelisch'. Beide betonen — offenbar zur Überwindung bestehender Vorurteile — daß Foerster trotz seiner hohen Achtung vor der Erziehungsweisheit der katholischen Kirche, aus der das protestantische Christentum viel zu lernen habe, keineswegs als Katholik gelten kann. Es war also sachlich wie taktisch gleich fehlgegriffen, als der zweite Eideshelfer des Zürcher Erziehungsrats, der nach der ,Neuen Zürcher Zeitung' Nr. 123 ,aus Universitätskreisen' stammt, neuerdings gegen den ,ultramontanen Moralpädagogen' Sturm lief und gar mutmaßte, daß die Fäden der angeblich systematischen Propaganda für Foerster ,bis nach Rom reichen':

,Sicher ist: Der reformierte Kanton Zürich sollte um jeden Preis gezwungen werden, dem zum „vorreformatorischen" Christentum bekehrten Berliner Gelehrten, dem einstigen Freigeist und nunmehrigen Frommen, der in so beredten Worten es versteht, zu beweisen, daß die kirchliche Autorität Roms allein die Menschheit vor einem unfruchtbaren religiösen und sittlichen Dilettantismus zu schützen vermag, die pädagogische Ausbildung seiner jungen Lehrer von Amts wegen anzuvertrauen. Die schlau eingefädelte Intrigue ist an der Entschiedenheit unserer Erziehungsbehörde zuschanden geworden, die erklärt hat: Bis hieher und nicht weiter! Etwas anderes ist es, dem Ultramontanismus an unserer Hochschule das freie Wort zu gestatten, etwas anderes, ihm die Macht über die Schule, nach der er mit allen Mitteln ringt, aus freien Stücken zu übergeben. Wenn der Erziehungsrat sich mit Recht weigert, einen Mann, der solche Sprünge gemacht hat, die Professur der Pädagogik und damit den offiziellen Einfluß auf die jungen Lehrer, nach dem Foerster so sehr dürstet, zu verleihen, so hat das mit Toleranz, Lehrfreiheit und freier Forschung nicht das mindeste zu tun.'

Foerster hat in seiner Entgegnung (Neue Zürcher Zeitung Nr. 127) zunächst richtig gestellt, daß er kein Ordinariat für Pädagogik, sondern nur die Ausdehnung seiner Lehrbefugnis auf das gesamte Gebiet der Pädagogik beantragt hat. Noch weit belangreicher aber ist die bei dieser Gelegenheit gegebene

kurz zusammenfassende Klarlegung seines sachlichen Standpunktes. Gerade für die Leser des Hochland ist sie von besonderem Interesse, weil darin ebenso bestimmt die grundsätzlichen Punkte hervortreten, die Foerster von der katholischen Lehre noch trennen, wie diejenigen, worin er mit ihr übereinstimmt. Foerster schreibt:

„Ich bin niemals als Wolf im Schafspelz herumgegangen. Meine Überzeugungen in bezug auf das Problem „Kirche" habe ich in dem Buche „Autorität und Freiheit" zum Ausdruck gebracht. Wer mich auf Grund dieses Buches zum „Ultramontanen" stempelt, der hat entweder mein Buch nicht bis zu Ende gelesen, oder er vermag nur in den gröbsten Schablonen des Parteiradikalismus zu denken. Gewiß habe ich mich in dem Buche offen zur Idee einer zentralisierten Führung der menschlichen Kultur in bezug auf die sittlichreligiösen Grundfragen bekannt, habe psychologisch-soziologisch darzustellen versucht, warum das Chaos des Individualismus nicht das letzte Wort der fortschreitenden Kultur sein könne — aber ebenso unzweideutig habe ich auch hervorgehoben, daß eine ferne Wiedereinigung der Kulturmenschheit in einer großen geistigen Institution nur denkbar sei, wenn die künftige Kirche gewisse unabweisbare Forderungen anerkannt und assimiliert haben werde, die heute im Mittelpunkte des Gewissens der nichtkatholischen Menschheit stehen. Wenn ich also außerhalb der heutigen Konfessionen stehe, so ist es deshalb, weil ich mich einer universelleren Wahrheit verpflichtet fühle, als im heutigen Katholizismus und Protestantismus zum Ausdruck kommt.

Die Mitwirkung des Autoritätsprinzips habe ich nur für die Lösung von Problemen verteidigt, die ihrem Wesen nach sich der Methodik der individuellen Verstandesforschung entziehen. Für die Domäne der wirklichen Wissenschaft aber habe ich die unzweideutigen Worte gesagt („Autorität und Freiheit" S. 184 ff.): „Wer die volle Achtung vor der objektiven Wahrheit auf religiösem Gebiete fordert, der muß auch dieselbe Achtung vor der objektiven Wahrheit in Natur und Geschichte fordern. Die Würde des christlichen Wahrheitsgewissens ist unvereinbar mit jeder Zweideutigkeit inbezug auf die objektive Wahrheit — die Wahrhaftigkeit läßt kein Paktieren, keine Rücksichten und keine mildernden Gründe zu."

Diese Klarstellung meiner wirklichen Position wird dem unbefangenen Leser zeigen, daß der Einsender nicht meine wirkliche Ansicht mit wissenschaftlicher Loyalität wiedergegeben, sondern mich in parteiischer Voreingenommenheit einfach mit seinem gehaßten Gegner zusammengeworfen hat. Gerade Menschen, die sich auf die kritische Vernunft berufen, sollten doch die Unabhängigkeit meines kritischen Standpunktes respektieren und mich nicht in der dogmatischen Redeweise traktieren, in der ein gewisses Freidenkertum brennende Kulturprobleme abtut. . . .

Meine Würdigung der Heiligen bildet ein Hauptmoment der Anklage des Einsenders gegen mich. Haben aber nicht allgemein anerkannte Philosophen wie Schopenhauer, Heinrich von Stein, Deussen, W. James und die anderen Vertreter des neueren Pragmatismus das Gleiche gesagt? Und hat der wahrhaft freisinnige Historiker Macaulay nicht noch weit stärkere Worte der Gerechtigkeit gegenüber der „vorreformatorischen" Kirche gefunden, als ich es getan?

Im letzten Semester hatten neunzig reguläre Studierende meine Vorlesungen belegt. Ich habe also doch wohl etwas vorgetragen, das einem starken Bedürfnis der modernen Jugend entspricht. Der steigende Einfluß von James und Bergson kennzeichnet ja auch dieses Bedürfnis. Aus der Not der Zeit und gegenüber der zunehmenden Zersetzung aller festen Wahrheiten wächst heute unverkennbar eine

Generation heran, die es satt ist, die großen Fragen der Kultur und der Seele nur immer nach dem intoleranten Kampfschema „Katholizismus-Protestantismus“ behandelt zu sehen.

Wer kann bestreiten, daß die Lehrfreiheit de facto illusorisch wird, wenn die Behörde für die Beförderung von Dozenten der Pädagogik nicht ihre Fachleistungen maßgebend sein läßt, sondern ihre Stellung zu gewissen lokalen Überlieferungen, die dann obendrein noch ganz parteiisch interpretiert werden? Muß eine solche Auslegung der Lehrfreiheit nicht ein radikales Strebertum begünstigen? Und muß nicht der Verdacht aufsteigen, daß ein gewisser Radikalismus gern um jeden Preis seinen Kulturbegriff vor der Debatte sicherstellen wolle? Auch das Prinzip der Lehrfreiheit hat doch seine Logik, wenn es überhaupt ein Prinzip sein will und nicht eine Farce, und diese Logik darf ohne sehr große Not nicht anderen Interessen geopfert werden.

Gewiß habe ich alles Verständnis dafür, daß der Lehrfreiheit auch an einer freien Hochschule durch die besondere Tradition des Landes gewisse Grenzen gezogen sind. Wenn aber gewisse Päpste des Radikalismus, die dem christlichen Geiste weder in seiner katholischen noch in seiner protestantischen Form gerecht zu werden vermögen, sich zu Interpreten dieser Lehrfreiheit aufwerfen und durch ihre engherzigen und parteiischen Verdikte die Behörden inspirieren; wenn man nicht liberal genug sein will, an einer Hochschule, an der doch für die Bewahrung und Pflege der besonderen lokalen Überlieferung wahrlich gesorgt ist, auch einem Dozenten meiner Richtung das Bleiben möglich zu machen — nun, dann hat man kein Recht mehr, über „ultramontane Engherzigkeit“ zu klagen.

Durch die Einsendung aus Universitätskreisen ist die Behörde nur scheinbar in Schutz genommen worden: In Wirklichkeit ist dadurch die einseitige und intolerante Auffassung, von der sie sich hat leiten lassen, nur um so schärfer an den Tag getreten. Gerade darum aber habe ich die Hoffnung, die ganze Angelegenheit werde ein wenig dazu beitragen, daß sich immer mehr ernste und wirklich freisinnige Männer in allen Lagern sammeln, um darüber zu wachen, daß nicht Parteileidenschaften und Parteiinteressen die unparteiische Behandlung der fundamentalen Kultur- und Erziehungsprobleme stören. Möge gerade die Universität Zürich, die nicht nur kantonale, sondern auch internationale Pflichten hat, immer mehr der Aufgabe entgegenwachsen, eine Stätte wirklich freier Diskussion über Wesen und Fundamente menschlicher Kultur zu werden!‘

Der Appell an die wirklichen Freiheitsrechte des forschenden Geistes ist nirgends angebrachter als gegenüber den sogenannten ‚Freigeistern‘. Auch das Daseinsrecht der gläubigen Katholiken an unseren deutschen Universitäten ist ja durch keine Macht so fest begründet als durch diesen Rechtsanspruch der eignen, ehrlichen Überzeugung und wird durch keine Art von Gegnerschaft so sehr gefährdet, als durch die gleiche, die einem Foerster das weitere Bleiben in Zürich verleidet hat. Schon deshalb ist seine Sache auch die unsere, und wäre es auch dann, wenn nicht eine vielfältige Gemeinsamkeit von grundlegenden Überzeugungen hinzukäme. Und gerade diese weitgehende Annäherung Foersters an die katholische Wahrheit danken wir ja wiederum letzten Grundes nichts anderem als der wahrhaften Freiheit und Vorurteilslosigkeit seines Denkens und Forschens. Diese echte Freiheit des Denkens erscheint uns als ein so seltener und hoher Vorzug weniger, erlesener Geister,

daß wir Foersters Optimismus nicht teilen können, sie werde in Zürich oder sonstwo je vollkommen verwirklicht werden. Wohl aber sind wir überzeugt, daß Foerster in seiner Gedankenarbeit diesem Ideale bereits weit näher kommt als jene, die sich ihm gegenüber als dessen Anwälte aufspielen. Eben auf dieser Bewunderung vor der innerlichen Unabhängigkeit des Foersterschen Geistes, — nicht Foerster bedarf einer Professur, sondern die Pädagogikprofessuren bedürfen eines Foerster — auf diesem Vertrauen zu der Freiheit und der Reinheit, die sich sein Denken bereits errungen hat, beruht auch unsere weitere Hoffnung und Zuversicht, Foerster werde noch erkennen, daß es keine universellere und keine tiefere Wahrheit gibt als die katholische. Was sich ihrer vollen Erkenntnis auch bei den ehrlichsten Wahrheitssuchern so oft noch in den Weg stellt, das ist, genau besehen, nie ein Wesentliches, sondern stets nur ein Zufälliges, zeitlich, menschlich oder sonstwie äußerlich Bedingtes. „Veritas amatur per se, sed odio habetur per accidens", heißt es schon bei Thomas von Aquin. E.



Rundschau

Philosophie

Kinderpsychologie und Pädagogik.

Als vor nun schon mehr denn dreißig Jahren Wilhelm Preyer seine bahnbrechenden Beobachtungen über ‚Die Seele des Kindes'* veröffentlichte, war es ihm vor allem darum zu tun, zur theoretischen Erklärung der menschlichen Seelenentwicklung die nötigen festen Anhaltspunkte und Richtlinien zu gewinnen. Die Entwicklungsgesetze der einzelnen Sinnes- und Gefühlsklassen, der Willensbetätigungen und dann namentlich des Verstandes und der Sprache standen im Vordergrund seines Forscherinteresses. Daneben freilich schwebten Preyer auch praktische Nutzanwendungen als möglich und notwendig vor, denen er aber in seinem Werke selbst keinen erheblichen Raum anwies; eigentlich nur im Vorworte und in den Schlußsätzen auch noch der letzten, eigenhändigen Neuauflage formulierte er sein Postulat dahin, daß erst auf dem Studium der Kinderseele eine festbegründete Erziehung und Unterrichtskunst sich aufbauen könne, daß die ‚Psychogenesis die notwendige Grundlage der Pädagogik' sei. Nach zwei Richtungen schränkt aber Preyer selbst die Geltung dieses Satzes alsbald wieder ein: Erstlich will er für die Erziehungsperiode vor Beginn der Schulzeit den Grundsatz befolgt wissen: ‚Natur ohne Dressur'; hier gelte es vor allem, das kleine Kind werden zu lassen, wozu es also keiner theoretischen Kenntnisse bedarf. Und zweitens räumt dann Preyer auf Schritt und Tritt seiner Einzeluntersuchungen immer wieder ein, wie überaus schwierig es ist, gerade in das Seelenleben des Kindes, wo es wirklich noch Kind und nicht dem Erwachsenen gleichartig ist, mit wissenschaftlichen Mitteln einen zuverlässigen und allseitigen Einblick zu gewinnen. Die Kinderpsychologie ist ihm eine erst werdende, noch rätselreiche Wissenschaft; mithin doch eigentlich zur sicheren Grundlegung bestimmter praktischer Erziehungsmaßnahmen, mindestens vorläufig, noch wenig geeignet.

Unterdes nun hat die Kinderpsychologie eifrigen Ausbau und vielseitige Förderung gefunden, wie kaum ein anderes Spezialgebiet der Seelenkunde und man darf sich fragen: Steht es heute mit der Möglichkeit der praktischen Nutzanwendungen wesentlich besser, ist heute der Aufbau einer psychologischen Pädagogik als Wissenschaft möglich?

Die Antwort muß nach unserer Überzeugung rundweg Nein lauten und gerade die eingehende Prüfung einiger neuesten Darstellungen der Kinderpsychologie aus sachkundiger Feder hat diese Ansicht neubestärkt. Karl Groos, dessen Vorlesungen über ‚Das Seelenleben des Kindes' unter den bisherigen Gesamtdarstellungen dieses Gebietes wohl als die wissenschaftlich tiefgründigste anzusehen sind*, betont zwar auch die Unentbehrlichkeit kinderpsychologischer Vorbildung für den Lehrer mit großem Nachdruck. Sein eigener Bericht und Erklärungsversuch der kinderpsychologischen Tatsachen sieht sich aber von Auflage zu Auflage immer mehr genötigt, auf die Feststellungen und Begriffe der allgemeinen Psychologie zurückzugreifen, bei denen er hinwiederum die ‚betrübende Erfahrung' machen muß, ‚daß hier sehr große Meinungsverschiedenheiten obwalten', die letzten Endes aus den verschiedenen philosophischen Standpunkten der Psychologen sich herleiten. Und wo Groos gar seine biologisch-entwicklungstheoretischen, gewiß sehr

* Soeben erscheint die 8. pietätvoll ergänzte Neuauflage, herausgegeben von Karl L. Schäfer, Verlag Th. Grieben, Leipzig. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

* 3. Aufl. Berlin 1911 bei Reuther & Reichard. Brosch. M. 4.80.

beachtenswerten Erklärungsversuche unternimmt, muß er gar noch das ganze heißumstrittene Gebiet der Tierpsychologie unablässig mit zurate ziehen, mithin die Fundamente seiner kinderpsychologischen Lehren geradezu ins Endlose ausdehnen. Das schließt nun selbstverständlich im einzelnen eine Fülle pädagogisch lehrreicher und für Lehrer und Erzieher auch praktisch nutzbarer Feststellungen und Anregungen nicht aus; aber von einer systematischen Grundlegung der Pädagogik aus der Kinderpsychologie, im Sinne von Groos, kann bei deren so weitgreifenden Voraussetzungen keine Rede sein.

Vielfach von Groos beeinflußt, und im übrigen oft mit merkwürdiger Vorliebe auf die gewagtesten Behauptungen sich stützend (so heißt es einmal sogar, daß ‚unleugbar die religiöse Wallung und der Geschlechtstrieb gemeinsame psychologische Wurzeln haben‘!), entwickelte der Genfer Psychologe Eduard Claparède ‚Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik‘ bereits in Einem, als seien sie für immer vereint*. Freilich muß auch Claparède zugeben, daß ‚die Psychologie noch nicht sehr fortgeschritten ist‘ und daß sie daher keineswegs imstande ist, ‚dem Erzieher alle seine Unterrichtsmethoden einzugeben. Was aber vor allem wichtig erscheint ist dies, daß die Psychologie mit ihrem System und ihrem Geist die Pädagogik durchdringt‘ und diese Notwendigkeit hält Claparède auch gegenüber den Abmahnungen so hervorragender amerikanischer Psychologen wie James und Münsterberg, bei denen nur eine Reaktion gegen die in Spielerei ausgeartete ‚Kinderforschung‘ der Schule Stanley Halls vorliege, unbedingt aufrecht. James und Münsterberg haben nun keineswegs bestritten, daß der Lehrer und Erzieher, wenn er entsprechende Interessen hat, zugleich auch Psychologe sein kann und mag. Mit Recht haben sie sich nur dagegen verwahrt, daß er es, um seinen Berufsaufgaben gerecht zu werden, sein muß. Und Münsterberg hat dafür die von Claparède unwiderlegte Begründung gegeben, daß im allgemeinen ‚das gesamte wissenschaftliche, abstrakte und analytische Verhalten des Psychologen unvereinbar ist mit der konkreten und lebhaften Haltung, welche die des Lehrers gegen das Kind sein muß‘. Eine Unterscheidung, die übrigens noch schärfer in Deutschland Benno Erdmann (in seiner Schrift ‚Die Psychologie des Kindes und der Schule‘, Bonn 1901) ausgesprochen hat, der die kinderpsychologische Schulung des werdenden Pädagogen als ‚ein fast völliges Verkennen der Aufgaben des Lehrers und eine sehr unzweckmäßige Mehrbelastung seiner verantwortungsvollen Tätigkeit‘ ablehnt. Was will nun demgegenüber Claparède den Lehrern als ‚System und Geist der Psychologie‘ mit auf den Weg gegeben wissen? Man muß enttäuscht zu Beginn seines zweiten Kapitels lesen, daß Psychologie und Experimentalpädagogik nur über die günstigen Umstände und Mittel, mit anderen Worten über die Methoden Aufschluß bringen können, die zur Erreichung eines bestimmten Erziehungsziels angewandt werden müssen. Die Erforschung der Ziele selbst komme einem anderen Teil der Pädagogik zu, dem ‚dogmatischen‘ oder ‚teleologischen‘, der von Ethik und Religion untrennbar sei. Damit wird aber die Fundierungsmöglichkeit der Pädagogik auf Psychologie schon von vornherein und grundsätzlich ganz erheblich eingeschränkt. Nur die Methodenlehre, und wenn man näher zusieht eigentlich nur die allgemeinsten Regeln der geistigen Hygiene und des Fachunterrichts sind es, für die das psychologische Experiment einige verbesserte Begründungen und Anweisungen an die Hand gibt. Gerade in solchen Methodenfragen aber wird es sicherlich der überwiegenden Mehrzahl der Lehrer genügen, wenn ihnen nur die besten Methoden praktisch vertraut und geläufig werden; und weit ausholende theoretische Begründung würde bei vielen die Sicher-

* Deutsch von Franz Hoffmann, Leipzig 1911, bei Ambr. Barth. — Geb. M. 5.80. — Für eine ernsthafte Beschäftigung mit ‚Experimenteller Pädagogik‘ bleibt Meumanns so betiteltes Werk (1907) unerläßlich und entschieden vorzuziehen.

heit der praktischen Anwendung eher abschwächen als erhöhen. Wenn Claparède sein Werk mit dem Satze beginnt, daß ‚die Pädagogik auf der Kenntnis des Kindes beruhen muß, wie der Gartenbau auf der Kenntnis der Pflanzen', so ist dieser Satz, soferne unter Kenntnis *wissenschaftliche*, theoretische Kenntnis verstanden wird, keineswegs ‚eine elementare Wahrheit', sondern im Gegenteil überhaupt keine Wahrheit. Gewiß können dem praktischen Gartenbauer einige Kenntnisse auch in der theoretischen Botanik nichts schaden, aber die Höhe seiner Kunst ist keinesfalls abhängig von der Tiefe seiner Wissenschaft.

Soll nun damit, daß den Lehrern und Erziehern eine erhebliche Förderung in ihren Berufsaufgaben aus der Kinderpsychologie nicht in Aussicht gestellt werden kann, etwa davon abgeraten sein, sich mit diesem Wissenschaftsgebiet, entsprechendes Interesse vorausgesetzt, überhaupt zu beschäftigen? Ganz im Gegenteil! Nur muß eben diese Beschäftigung, wie alle eigentlich wissenschaftliche, ihre Triebkraft und Befriedigung schöpfen aus der Liebe zur *Sache*, nicht aus den etwa möglichen praktischen Nutzanwendungen. Der Drang nach Erkenntnis, nicht aber der Drang nach Methode, ist es, in dem ‚System und Geist der Psychologie' wie jeder anderen Wissenschaft wahrhaft wurzeln; und mit diesem theoretischen Drang darf sich getrost ein anderer verbinden, der gerade der psychologischen Sacherkenntnis nur förderlich ist: die *Liebhaberei* für die Sache. Man hat den einst für die Botanik geprägten Ehrennamen der scientia amabilis, der ‚liebenswürdigen Wissenschaft', oft schon auf die Kinderpsychologie übertragen; und das mit Recht. Denn sie hat ihre eifrigsten Jünger und Sachförderer immer bei den ausgesprochenen ‚Kinderfreunden und -freundinnen' gefunden, denen schon Preyer sein Buch gewidmet hat, nicht etwa bei den nur theoriebeflissenen Gelehrten oder ‚methodensimpelnden' Praktikern. Preyer selbst hat sein Buch aufgebaut aus den alltäglichen Beobachtungen, die er drei Jahre lang seinem eigenen Sohne widmete, und sein Tagebuch aus der Kinderstube ist vorbildlich geworden für eine ganze Reihe ähnlicher, aus denen der theoretische Psychologe wie der praktische Pädagoge gleichermaßen eine Fülle von Anregung und Belehrung schöpfen können. Die Elternliebe ist es, der wir außerhalb wie innerhalb die Wissenschaft, die beste Kinderpsychologie verdanken. Eine vorbildliche Verbindung von Beobachtung und eindringender theoretischer Forschung, freilich nur für bestimmte Spezialfragen, stellen die beiden Werke dar von Clara und William *Stern*, dem Breslauer Psychologieprofessor und dessen Gattin; das eine der ‚Kindersprache', das andere ‚der Erinnerung, Aussage und Lüge in der Kindheit' gewidmet*. Ohne alle fachwissenschaftliche Zutat, dabei aber höchst anschaulich und reizvoll, haben Ernst und Gertrud *Scupin* über ihres ‚Bubis erste Kindheit' und dann über ‚Bubi im vierten und sechsten Lebensjahr' — wo er doch unter der ständigen Beobachtung etwas altklug wurde — berichtet**. Zur ersten Einführung in das ganze Gebiet und zugleich als Anleitung zur eigenen Ausübung der Kinderstubenpsychologie ist kein Werk geeigneter, als nun in der neuen, reichvermehrten Auflage des Bonner Philosophieprofessors Adolf *Dyroff* Schrift ‚Über das Seelenleben des Kindes'***, deren theoretische Gedankenentwicklung überall anknüpft an die eigene Beobachtung dreier Kinder und in dem durch zahlreiche Beispiele belebten Kapitel über ‚die Kunst des Kindes', speziell über erste, poetische Versuche, auch ein besonderes ästhetisches Interesse gewinnt. Gerade Dyroff ist es auch, der in seinen anhangsweise beigefügten ‚pädagogischen Folgerungen aus der Kinderpsychologie' betont, daß ‚Eltern und Lehrer ihr verantwortungsvolles Amt mit Ruhe und Vertrauen in die Hand nehmen können' auch ohne kinderpsychologische Fachbildung. In

* Bd. I Leipzig 1907, bei Ambr. Barth. Geb. M. 12.—, Bd. II ebd. 1909. Geb. M. 6.—.

** Leipzig 1907 u. 1910. Th. Griebens Verlag. Geb. M. 4.80 und 5.50.

*** Hanstein, Bonn. Brosch. M. 4.—.

den ersten Jahren macht die natürliche Entwicklung des Kindes ein systematisches erzieherisches Eingreifen, abgesehen von der Körperpflege, ja ohnehin fast ganz entbehrlich, und auch fürderhin noch findet rechte Elternliebe unter normalen Umständen ohne alle theoretische Wissenschaft die nötige erzieherische Hilfe und Abwehr. Für die Schulpädagogik freilich muß die rechte, im Methodischen vorwiegend praktische, Berufsbildung zu der Berufsneigung sich hinzugesellen. Was daneben noch dem Lehrer aus den neueren kinderpsychologischen Ergebnissen berufsbehilflich sein kann, hat Ludwig Habrich als Anhang zu seiner ‚Pädagogischen Psychologie' (auch als Sonderdruck*) sehr zweckentsprechend zusammengestellt. Aber gerade hieraus wie aus dem ebenfalls vorwiegend für Lehrer bestimmten Abriß der ‚Psychologie des Kindes' von dem Tübinger Psychiater Robert Gaupp** kann man ersehen, daß es im einzelnen eigentlich vorwiegend negative Maßnahmen sind, Handhaben gegen psychophysische Schädigungen der Normalen und für rechte Schonung der Anormalen, bei denen die allgemeinpsychologische Menschenkenntnis und der natürliche Takt auch des gutwilligen Erziehers nicht immer ausreicht. Für die positiven Ziele, zu denen hin er die anvertrauten Kinderseelen fördern soll, kann ihm weder die experimentelle Psychologie noch die experimentelle Pädagogik erhebliche Beihilfe spenden. Darüber ist sich auch ein besonnener Vertreter der Kinderforschung, wie Robert Gaupp, im klaren und auch auf ihn kann sich Habrich berufen für den wohl künftig wie heute gültigen Satz, daß ‚die Hauptaufgabe der Schule, die Geistes- und Herzensbildung, nur wenig durch die experimentellen Einzelforschungen gefördert worden ist'.

Dr. Max Ettlinger.

* Kempten u. München bei Kösel. Brosch. M. 1.20.

** Dritte Aufl., Leipzig 1912, bei Teubner. Geb. M. 1,25. (‚Aus Natur und Geisteswelt' Nr. 213.) — Da im Aprilheft dieser Zeitschrift bereits von medizinischer Seite gegen Freuds ‚Psychoanalysen' Stellung genommen wurde, sei hier auch erwähnt, daß Albert Moll in seinem für weitere Kreise durchaus ungeeigneten Werk über ‚Das Sexualleben des Kindes' (Leipzig, 1909, bei F. C. W. Vogel. Broch. M. 5.—) Freuds Überschätzung kindlicher Sexualregungen (vgl. S. 154 und 254) nachdrücklich ablehnt.

Religionsgeschichte

Augustin Cochins religiöse Persönlichkeit. Die Namen Denys und Henry Cochin gehören heute zu den angesehensten unter der geistigen Auslese des katholischen Frankreich. Beide Brüder sind Deputierte und haben damit das erreicht, was ihr großer, jedoch nur wenig bekannter Vater Augustin Cochin sein Leben lang vergeblich ersehnte: Die Möglichkeit, eine bedeutende Rolle im Staatsleben zu spielen und auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse Einfluß zu gewinnen. Damals, unter dem zweiten Kaiserreich und besonders in den ersten Jahren der Republik, mußte diese Aussicht ungleich verlockender erscheinen als heute. Zudem war der ältere Cochin bei seinem mit staatsmännischer Begabung aufs glücklichste verbundenen sozialen Sinne zu hervorragendem Wirken besonders berufen.

Augustins Vater hatte dem Knaben in Haus, Schule und Welt alle Gelegenheit zu echter Bildung und Seelenkultur geboten, damit er sein Teil beitrage zum Bestand jener Geisteselite, die er zur Verwaltung eines demokratischen Landes als notwendig erkannte. Die Masse war, besonders nach dem Sturze des Kaisertums, in ihrem kurzsichtigen Radikalismus allerdings keineswegs geneigt, daraus Nutzen zu ziehen und zwang nach dem Krieg Cochin, ungeachtet seiner während der Belagerung bezeugten Opferfreudigkeit, zur Flucht aus der durch Austausch so vieler Güter mit ihm innig verwachsenen Vaterstadt.

Cochin starb im März 1873, erst fünfundvierzig Jahre alt, als Präfekt von Versailles, das damals durch die Nationalversammlung besondere politische Bedeutung gewonnen hatte. Vielleicht wäre ‚der katholische Thiers' und Vertraute der Regierungsmänner auf die Dauer zu größerer amtlicher Geltung in seinem Vaterland gekommen. So aber haben wir von ihm nur das Andenken an ein Leben vielseitigsten und selbst-

losesten Wirkens. Literarisches schien er kaum hinterlassen zu haben, wenn auch seine Mitarbeit an den besten Zeitungen und Zeitschriften stets größte Aufmerksamkeit gefunden hatte, bis sein Sohn Henry die größeren und kleineren Fragmente zu einem System der christlichen Religionslehre ordnete und sie unter dem Namen ‚Les Espérances chrétiennes' als Buch herausgab*.

In ganz erstaunlichem Maße besaß Augustin Cochin die Kunst des innerlichen Lebens, so wenig das mit dem Mosaikbilde seines äußeren Wirkens zu vereinbaren scheint. Tatsächlich ist bei ihm beides vielmehr enge miteinander verknüpft. Gründlich und umfassend für den Arbeiterstand wirken, anhaltend dessen Leben und Bildungsstufe zu heben suchen, vor allem in Paris und London jede Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Gedanken benutzen und daneben jene für edle Franzosen so charakteristische, bis ins einzelste zart hingebungsvolle Caritas, alles das neben den Amtsgeschäften eines Pariser Maire und Präfekten von Versailles, kann im letzten Grunde nur aus dem Innersten einer wunderbar tiefen Seele Nahrung ziehen.

Cochin steht in seinem ganzen Wesen und Wirken durchaus als Mann der Realitäten vor uns. Sein Grundsatz war: Erst das Leben, dann die Lehre. Unabhängigkeitssinn und Verstandesstolz kennzeichnen seine Geistesart. Haltloser Spekulation blieb er ebenso abgeneigt wie mystischen Träumereien, ohne jedoch feinen dichterischen Empfindens zu entbehren. Nach allen Seiten hatte der ausgeprägt wissenschaftlich-methodische Kopf sich im Wirbel des modernen politischen, sozialen und intellektuellen Lebens geklärt und gefestigt. Im Tun und Denken von Grund aus Realist, wurde er dennoch oder vielmehr gerade deshalb einer der bemerkenswertesten Laientheologen der neueren Zeit. Sein Wirklichkeitssinn ging ja nicht einseitig auf das Äußere und Naturhafte. Die Tatsachen des Seelenlebens im einzelnen und bei der Menschheit kommen ebenso zu ihrem Recht. So wachsen die Erfahrungen und Gedanken in Cochins Leben schließlich zu einer Art christlichen Positivismus zusammen, der in seiner nüchtern-überzeugenden Begründung, verbunden mit hinreißendem Schwung und weiten Ausblicken dem Verständnis höherstrebender Zeitgenossen leicht zugänglich ist. ‚Toutes les sciences prouvent Dieu, ... tous les progrès servent Dieu.' Eindrucksvoll und erschöpfend räumt er mit dieser Erkenntnis sogleich grundsätzliche Hauptschwierigkeiten der Religion aus dem Wege und macht zugleich freie Bahn für alle Lebenswerte. Gott findet der Mensch schließlich in sich selbst: au fond de son esprit, il sent la présence d'un esprit autre, et, s'il peut se défendre de cette vision, il ne peut s'en défaire.' Christi Person und Werk, sowie dessen fortdauernde Zuwendung an die Menschheit durch die Kirche, werden auf Grund dieser Wahrheit klar und einwandfrei entwickelt. Jegliche Willkür und Phantasterei muß an der eisernen Wirklichkeit zuschanden werden. ‚Je ne suis pas un docteur ni un prédicateur' sagt Cochin mit Recht von sich selbst und konnte gerade deshalb die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens seiner Zeit in der gewinnendsten Weise darstellen. Schon früh hatte sich in ihm die jedem Denker unvermeidliche Auseinandersetzung mit den überweltlichen Grundlagen konsequenter Religiösität vollzogen. Die Kämpfe und Enttäuschungen des Lebens mußten die daraus gewonnenen Erkenntnisse bestätigen, und so konnte das Buch entstehen mit dem bezeichnenden Titel: ‚Les Espérances chrétiennes.' Der Akademiker Léon Lefébure, Cochins verständnisvoller Interpret, äußert über den Tenor des Ganzen: ‚Cochin n'est pas de ceux qui séquestrent la foi, sous prétexte de la mieux préserver, qui sont pressés de condamner, d'exclure quiconque pense autrement qu'eux, qui mettent une sorte de complaisance à restreindre le nombre de leurs correligionnaires; il n'est pas de ceux, non plus, qui pour faire accepter leurs croyances, en diminuent le

* Les Espérances chrétiennes par A. Cochin. 2e édition. Paris, Plon.

caractère et la portée, et qui, volontiers, se prêteraient à des compromis.'

Selbst bei den Franzosen, die doch sonst für die geistige Größe ihrer Landsleute viel Verständnis zeigen, entbehrte Cochin zeitweilig der gebührenden Beachtung. Indes widmete ihm jüngst die Pariser Societé des conférences einen Abend. Fernand Laudet, Direktor der Revue hebdomadaire, nannte ihn, ,le plus noble des ces grands bourgeois de Paris' und wußte seine Bedeutung mit bestrickendem Feinsinn darzulegen. Auch die Deutschen könnten von Cochins Art vieles übernehmen und nicht zuletzt dieses kurz vor seinem Tode niedergeschriebene Wort an die heutige ihm so wohl bekannte Welt: ,Nous ne méprisons pas votre science, nous ne blâmons pas vos plaisirs, nous ne dédaignons pas vos gloires, nous n'accusons pas vos richesses. Devenez plus grands, plus riches, plus glorieux, plus savants. Nous, nous gardons la maison, nous gardons la morale, la patience, l'espoir et le courage; nous sommes au lit de vos malades, nous consolons vos vieillards, nous étendons la main sur le front de vos mariés et nous semons dans l'âme de vos enfants la croyance en Dieu et le respect pour tous.'

Reintjes.

Literatur

Wilhelm Schussen. Ein übermütiges Originalgenie, das den jungen ,Vinzenz Faulhaber' die tollsten Lebenssprünge machen läßt, um ihn verlumpt und zerrissen wieder in seine Heimat abzuliefern, ein beschaulicher Humorsucher, der unter der Maske des Schreibers Johann Jakob Schäufele die vielen stillen Freuden und drolligen Leiden eines ärmlichen Daseins in einer schwäbischen Kleinstadt glossiert, ein empfindsamer Idealist, den die Unzulänglichkeit der Tatsachen quält, der unter den nüchternen Widerwärtigkeiten eines freudig erfaßten Berufes bis zur Verzweiflung leidet — das alles steckt in dem jungen Schwaben Wilhelm Schussen, um den sich, wie es scheint, schon eine ziemlich starke Gemeinde empfänglicher und feinhöriger Leser gebildet hat. Wer Schussen wirklich lieb gewonnen hat, muß den großen Zug erlauscht haben, der in allen seinen Büchern, in dem einen mehr, in dem andern weniger ausgeprägt zu spüren ist und der für die scheinbare Sprunghaftigkeit und Zufälligkeit seiner Produktion den gemeinsamen Boden geschaffen hat. Dieser große Zug ist die Tendenz zum großen Humor, und diese Tendenz ist die künstlerische Blüte und Frucht von Schussens menschlicher Individualität. Ein gewisser, nicht zu leugnender Eklektizismus in seiner Art, zu schaffen, wird durch sie beseelt und erhält von ihr Wert weit über die Dutzendliteratur des Alltags hinaus. Und es besteht die Hoffnung, daß sie sich im Verlaufe der weiteren Entwicklung des Autors immer freier und reiner entwickle, daß sie, mutig sich auf sich selbst verlassend, tapfer der eigenen Nase folgend, noch viele traurig-lustige Originale vom Schlage der Faulhaber und Schäufele in die Welt setze.

Humor ist frisch bewältigte Empfindsamkeit und tapfer überwundene Blasiertheit, ist der schöne Preis des Lebens für den, der sich aus eigener Kraft und mit harter Seelenmühe durch diese beiden Klippen der Persönlichkeitsentwicklung selbstherrlich einen Weg geschaffen hat. Schwächlinge, deren seelische Resonanz frühzeitig ermattet und verdumpft, werden blasiert gegen die Genüsse und Erregungen des Daseins, und nur die grelle Sensation gibt ihnen noch vorübergehend das Bewußtsein, ein lebendiger Mensch zu sein. Die Empfindsamen aber verschwenden ihren oft nicht sehr großen Schatz echten Mitfühlens in kleinen Alltagsmünzen. Nur die starke Natur lebt so starkes Leben, daß sie diesen Schatz, der den Menschen erst zum Menschen macht, immer wieder glücklich zu ergänzen vermag, gleichwie in einem richtig funktionierenden Körper an die Stelle der verbrauchten unmerklich frische Stoffe sich schieben. Die zunehmende Tiefe der Einsichten, die wachsende Fähigkeit, sich selbst und der Welt

das Maß zu nehmen, veredeln den drangvollen Gefühlsreichtum zu **bewußter**, zu wissender und verstehender Anteilnahme, und so reift in schönem Gleichgewicht der Mensch zum wahren Herrn der Schöpfung heran, durch Verstand und Selbstzucht über die Dinge und Geschehnisse emporgehoben, mit dem reichen warmen Herzen mitten unter ihnen weilend und so besitzend, mit gütigem zugleich und scharfem Blick im kleinen die Größe und in der Größe die Kleinheit erkennend und schützend, jedem Ansturm der Affekte gewachsen, oft erschüttert, doch niemals haltlos.

Schussen trägt alle Anlagen zu einem Humoristen von solchen Qualitäten in sich, nur wird er des sentimentalen Elements manchmal noch nicht im wünschenswerten Maße Herr, besonders wo er tiefere Erschütterungen und ernste Kämpfe objektivieren soll. Das gilt besonders für sein letztes Buch ‚**Gilbegarn**'*, das auch sonst in seiner gegen Schablonenpädagogik, Borniertheit und Strebertum an der Mittelschule gerichteten Tendenz etwas eng und konventionell wirkt. Hier läßt er sich von der Strömung seiner Gefühle mitreißen, anstatt leicht und scheinbar spielend sie schwimmend zu beherrschen. Auch die dichterisch weit höher einzuschätzende Heimatgeschichte ‚**Meine Steinauer**'** enthält Partien, in denen persönlich mitempfindende Anteilnahme dem gestaltenden Künstler das Objekt nicht so weit von sich wegzurücken gestattet, wie es für eine möglichst glückliche und wirksame Aufnahme, für eine möglichst ruhige und selbstverständliche Bildwirkung notwendig wäre. Es kommen auf diese Weise sentimentale Töne hinein, die der Plastik schaden und den Betrachter stören. Hier berührt sich Schussen eng mit einem der größten deutschen Humoristen, mit Jean Paul, der ja auch sein Leben lang seinen Humor von mitschwingender Empfindsamkeit nicht ganz loszulösen vermochte.

* Heilbronn 1911, Eugen Salzer.

** ‚Meine Steinauer', sowie ‚Vinzenz Faulhaber' und ‚Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier' sind bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen.

Mit Jean Paul teilt er auch das geringe Talent für epische Spannung und Komposition, ein Mangel, der sich natürlich in einem einheitlichen Werke wie ‚Gilbegarn' weit fühlbarer macht als in den schon der Anlage nach mehr aphoristisch gehaltenen Büchern, die von Vinzenz Faulhaber und Johann Jakob Schäufele erzählen. Diese stellen bestimmt das Beste dar, was Schussen bisher schuf, sind aber in ihrem künstlerischen Wesen grundverschieden und lassen eben dadurch auf eine noch reichere dichterische Entwicklung hoffen. Der tolle Schelmenroman ist das Werk eines gänzlich ungenierten, hie und da wohl etwas oberflächlich weiterfabulierenden künstlerischen Springinsfeld, die philosophischen Kuckuckseier des Johann Jakob Schäufele sind still und nachdenksam, mit einem trockenen, einem nassen Auge, der dummen Welt ins Nest gelegt; was aber beiden gemeinsam ist, die behagliche Verachtung der billigen Moral der ‚Leute' und ihrer äußerlichen Wertskalen, dazu eine herzhafte Freude am Sein, dort froher und ungebändigter, hier zart und bescheiden, — das ist echtester Schussen, und wenn sich zu diesem angeborenen Behagen noch das in Erfahrung gereifte Gleichgewicht gesellen würde, dann wäre der große Humorist fertig.

M. Behr.

Kunst

Franz Hecker. Als vor zwei Jahrzehnten das Wort Heimatkunst in Umlauf kam, da wurde es, besonders von den Trägern großstädtischer Mischkultur, als eine sentimentale Velleität belächelt. Der Internationalismus feierte damals wie in der Wissenschaft, wo er am Platze ist, so auch in Dichtung und Kunst seine Verbrüderungsfeste, und alles Heil, so glaubte man, könne für den Künstler nur aus der vielseitigsten Berührung mit dem europäischen Kunstleben erwachsen. Es bildete sich ein europäischer Kunsttypus heraus, dessen auszeichnendes Merkmal in einer Preisgabe der tieferen seelischen und gemütlichen Besonderheiten des Dargestellten zugunsten einer hauptsächlich durch Form und Farbe

orientierten Auffassung lag, und bei dem auch die nationale Zugehörigkeit nur noch aus dem mehr oder weniger mitsprechenden Einfluß der als Modell dienenden nächsten Umgebung des Künstlers geschlossen werden konnte. Aber das Prinzip der internationalen Zentralisation der Kunst war eine doktrinäre Erfindung, auf die eine echte Künstlernatur niemals gekommen wäre. Denn der geborene Künstler schafft stets von dem Engen ins Weite, geht immer von seinem persönlichsten Wesen und seiner nächsten Umgebung aus und steigt von da zum allgemein Menschlichen auf, indem er das Besondere allseitig mit Leben erfüllt und so zur Weihe des Symbols erhebt. Tatsächlich hat diese internationale Kunstbewegung auch keine schöpferischen Naturen aufzuweisen; ihre Wortführer sind durchgängig künstlerische Experimentatoren von höchstens durchschnittlicher Befähigung, die sich obendrein noch durch das Ungemessene der gestellten Aufgaben zersplitterte und verflüchtigte. Das aber war von Anfang an der Vorteil des sich auf engerem Kreis betätigenden Heimatkünstlers, daß er bei verhältnismäßig kaum größerer künstlerischer Kraft doch zu ernsteren Wirkungen kam, eben weil er, sich seiner Schranken bewußt, die Aufgaben entsprechend wählte und löste. Heute, wo wir auch bei uns wieder, nach dem Vorbild der Barbizon-Schule, Künstlergruppen schätzen, die sich an eine bestimmte Landschaft oder an ein gegebenes Volkstum anschließen, und die in dieser stofflichen Beschränkung ihr formales Können in Verbindung mit einer inhaltlich vertieften Auffassung erproben, hat das Wort Heimatkunst den sentimentalen Beigeschmack verloren und ist zu einer wirklichen Parole der Selbstbesinnung auf deutsche Eigenart und Kraft geworden.

Der Künstler, von dessen Nadelkunst Proben in diesem Hefte vereinigt sind, gehört dem niedersächsischen Volksstamm an. Lange Jahre hindurch (er ist 1870 zu Bersenbrück, einem alten, durch ein ehemaliges Zisterzienserstift bekannten Kreisstädtchen an der Haase, geboren und erhielt seine akademische Ausbildung in Düsseldorf und München) war sein Name nur in seiner hannoverischen Heimat bekannt und geschätzt. Im Gegensatz zu den meisten Künstlern unserer Tage hat sich Franz Heder nach seinen Studienreisen im Ausland nicht an einem Platze niedergelassen, wo Künstlervereinigungen und Ausstellungen für die zeitige Berühmtheit ihrer Mitglieder sorgen, sondern ist ein Einsamer geblieben, dem eine Stadt wie Osnabrück mit ihrer innigen Beziehung zu der umgebenden Landschaft gerade der rechte Ort schien für die Entfaltung seiner auf das Innerliche und Stille gerichteten Begabung. Wenn sein Name neuerdings weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus guten Klang hat, so verdankt er dies fast ausschließlich der anspruchslosen Gediegenheit seines Schaffens, bei dem künstlerische Anmut und gemütvolle Auffassung Hand in Hand gehen. Dies gilt vornehmlich von seinen Radierungen, denn hier lebt sich die musikalische Seite seines Wesens aus, während in seinen Gemälden meist eine kräftigere Note angeschlagen wird, der Stoffwahl entsprechend, die uns mit Vorliebe Bauerntypen der Heimat, sei es in der Kirche, sei es am Wirtstisch oder in der Gemeinderatssitzung, in äußerst markanter Prägung vorführt. Zwei Eigenschaften, die sich fast auszuschließen scheinen, vereinigen sich somit in Franz Heder, die des Lyrikers und des Charakteristikers, eine Mischung, die es ohne weiteres begreiflich macht, daß er auch als Bildnismaler Tüchtiges hervorgebracht hat.

Immerhin scheint das musikalisch-lyrische Element in ihm das ursprünglichere, und es ist kein Zufall, daß er bei seiner Berufswahl zwischen dem Musiker und dem Maler längere Zeit hin- und herschwankte.

Bei seinen Radierungen, die eine hohe technische Vollkommenheit aufweisen, ist es vor allem die Landschaft, die sich ihm als beweglichstes Instrument für den Ausdruck seiner Empfindungen darbietet. Aber weit entfernt, sie subjektiv zu vergewaltigen oder aufzulösen in zerflatternde Stimmungselemente, tritt er meist mit der Gewissen-

haftigkeit des Epikers an sie heran, indem er zugleich den Eindruck des Wesentlichen darin konzentriert und ihn so für das Gefühl herrschend macht. Es ist ein Zufall, daß sich die hier wiedergegebenen Landschaften zum Kreis der vier Jahreszeiten abrunden. Aber dieser Zufall ermöglicht, das Gesagte durch einen Vergleich zu verdeutlichen. ‚Unser Apfelbaum‘ — im Grunde ein fast episch-dinglich gesehenes Stilleben — und doch welche Apotheose der schier unerschöpflichen Werdekraft des Frühlings. Auch ‚Primula Veris‘ wirkt so sonnig leicht und heiter nur durch die schlichte Wiedergabe des natürlichen Rhythmus der vertikalen und horizontalen Linien und hätte der Staffage des Liebespaares zur letzten Ausprägung seiner Idee keineswegs bedurft. Die Fülle und Ruhe des Sommers spricht aus dem ‚Spaziergang‘ bezeichneten Bilde, doch ist hier das Gefühlsmoment durch die beiden Gestalten mit der ineinanderflutenden Bewegung ihrer von Empfindung beseelten Leiber noch besonders akzentuiert. Während in der ‚Landstraße‘ die Herbststimmung hauptsächlich durch die Bewegung der Bäume und Wolken hervorgerufen wird, wirkt das Winterbild ‚Die Musikanten‘ durch die gegenständliche Ruhe und Fülle, in deren epischen Grundakkord der ins Dörfchen einziehende Musikantentrupp einen lyrisch bewegenden Einschlag bringt. Das Feierabendbild spricht uns an als ein Idyll der Ruhseligkeit des auf einer gewissen geistigen Höhe angelangten Alters, von der aus das ganze Leben in harmonischer Ordnung und Milde überschaut wird.

Durch die hier gebotene Bilderfolge wird die Kunst Franz Heckers in bezug auf einige ihrer wesentlichen Eigentümlichkeiten charakterisiert, aber nicht erschöpft. Die niedersächsische Art in Heckers Schaffen kommt darin nur nach einer Seite zur Geltung: es ist der Sinn für das Idyllische, nach innen Gekehrte, wie man es z. B. auch bei Heckers Landsmann und Freund Bernard Wieman findet; hier wie dort Poetennaturen, die allem Realismus, sofern er nicht durch ein milderndes Gefühl verklärt ist, abhold sind. Im Vergleich mit den anderen herben und kraftvollen Seiten des niedersächsischen Volksstammes mag diese Art einseitig wirken, aber sie ist nichtsdestoweniger in sich echt, und das ist schließlich doch das Erwählungszeichen für alles, was auf den Namen von Kunst und Poesie Anspruch erhebt. —th.

Mehr Schönheit in der Nähe unserer Wohnungen und Arbeitsstätten anzusiedeln: das ist ein Verlangen, welches durch die Ausbreitung der Großstädte immer dringlicher geworden ist und nicht nur auf müßige Augenweide ausgeht. Wenn der Blick auf lebendige Farben trifft, auf holde, stille Kunstgebilde der Natur inmitten von Steinen, Rauch und lärmendem Gewimmel, wenn Blumen hereingezogen werden in die Straßenbilder, so lohnt sich das auch für die Seelen, die in der Nüchternheit des städtischen Alltags, durch ihr Entbehren empfänglicher geworden sind für den wundersamen Reiz der Geschöpfe, welche von Maeterlinck als die höchsten Schönheiten der Erde, die zartesten Geheimnisse und rührendsten Erfindungen der Natur bezeichnet wurden. Neue Möglichkeiten der inneren Belebung und Freude erwachsen uns aus jenem Anblick, der zum Glück noch die allermeisten Menschen fesselt und kindlich lächeln macht: reichblühende Blumen auf Beeten, denen vielleicht nur ein schmaler Raum zwischen Mauern gegönnt ist, und in Gärten, die sich nicht mehr auf den früher üblichen englischen Rasen und Koniferenschmuck beschränken.

Der neuzeitlichen Sehnsucht nach buntem Flor und lebensvollen Naturbildern im Bannkreis der Städte kommt der Verlag von J. J. Weber-Leipzig mit den reichausgestatteten Bänden seiner Gartenbibliothek entgegen, unter denen Willy Langes ‚Gartengestaltung der Neuzeit‘ und Karl Foersters ‚Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit‘ besondere Würdigung verdienen. In diesen Büchern, die mit vielen schwarzweißen und farbigen Abbildungen nach dem Lumièreschen Naturaufnahmever-

fahren geschmückt sind, wird eine Kulturaufgabe größeren Stils in Angriff genommen: Erziehung zu künstlerischem Schauen und Gestalten in den Gärten der Heimat, Entwicklung des Naturgefühls durch Miterleben all der Schöpfungswunder, die auf kleinem Raum erblühen können, und Mehrung dieser Wunder durch die Wissenschaft und Kunst der Neuzüchtung. Für Fachleute wie für Gartenfreunde ist es lieblich zu lesen und im Bilde anzuschauen, was der Dreibund von Natur, Kunst und Wissenschaft auf gärtnerischem Gebiet vermag: wie die Hand des Züchters aus schlichten Stauden gesteigerte Gebilde herausformte, deren Schönheit, ehe sie erschien, ihm selbst Geheimnis blieb, wie auf das mit Vorbedacht Gewollte wundervolle Überraschungen folgten und wie ein begnadeter Geschmack und Farbensinn dann die erzogenen, neuen Schönheiten zu Gartenbildern von künstlerischer Wirkung vereinen kann.

W. Lange gibt praktische Anweisungen, Natur durch stimmungsvolle Anordnung des Grünenden und Blühenden, durch Gliederung des Garteninhalts, Pflanzung nach Standortsgemeinschaften ebenso zum traulichen Gartenheim als zum bodenständigen Kunstgebilde umzuwandeln. Und Foerster, um den Garten aus umgebender Natur, wie das Juwel aus kristallinischem Gestein, herauszuheben und ihn der Stadt als ein Stück veredelter Natur einzufügen, empfiehlt für beide Zwecke die reichliche Verwendung von jährlich wiederblühenden Stauden und Sträuchern, die nach Rangordnungen, Jahreszeiten, Licht- und Raumansprüchen zu gruppieren und in wirklich innere Verbindung mit dem Charakter der Gartenplätze und Baumumgebung zu bringen seien, auch in reizvoller Weise die Bodenbewegung begleiten oder markieren müßten, die ‚die Seele des Gartens ist'.

Der Pflanzer von Stauden hat dieselben ‚nach dem Prinzip der gartenmäßigen Nacherschaffung des natürlichen wilden Gewachsenseins' zu verwenden, und er muß da anderen Gesetzen folgen als bei Pflanzungen, die ‚den deutlichen Charakter des Gepflanztseins an sich tragen'. Er kann die reichsten dekorativen Wirkungen dadurch hervorbringen, daß er ‚die feinere Pflanzengeselligkeit' und Farbengeselligkeit pflegen lernt. Durch Kenntnis und Ausnutzung von Komplementärwirkungen können Blick und Seele mit den zartesten und üppigsten Farbenverbindungen erheitert werden: man setze weiße Herbstanemonen und hellblauen Rittersporn vor Bluthasel, gelbblühende Stauden vor silbergraue Ölweide, tiefdunkellila Aster vor Silberhartriegel, rotleuchtende Dahlien vor helles Laubgrün, größere lockere Tuffs von Rhododendron (bei Vermeidung des Nebeneinander von Lila und Rot) in hainartige lichte Baumpflanzungen; man lasse riesenblumige tiefdunkle Clematis in weisbuntem Ahorn ranken und verknüpfe Garten und Haus durch farbige oder weißgrüne Lianen, die einen malerischen Übergang von Gartenbildern hinüber zur Architektur schaffen.

Wer den sinnvollen Ratschlägen und erprobten Fachkenntnissen von K. Foerster folgt, wird schon auf engem Gartenfleck den Blütenreigen, der sich durch die Jahreszeiten schlingt, um sich versammeln können; er wird im leicht anzulegenden ‚Steingärtchen' mit Blütenbildern der Höhenflora sein Auge sättigen und daneben das naturwüchsige Verbundensein der Heimatblume mit der heimatlichen Landschaft genießen können, wie ein Volkslied. Dem Verfasser — einem Bruder des Zürcher Pädagogen Fr. W. Foerster — ist sein Blumengarten ein Kindergarten, wo er den innersten Lebensgeheimnissen der Pflanzen feinsinnig forschend nachgeht; er schaut sie als beseelte, ausdrucksfähige, tief individuelle Lebensgebilde an und möchte, daß jeder Beschauer von ihnen nicht bloß einen Zuwachs an Lebensfreude, sondern auch an Sinnigkeit und Reinheit des Blicks empfinge. Und wirklich: werden wir — wenn wir uns tief in Blumenwesen hineinschauen — nicht auch Welt und Menschen ein wenig ‚durch die Blume' sehen? Wird uns dann die Natur nicht lieblicher, huldreicher, gnädiger

erscheinen und wird die verborgene Schönheit der Menschenseelen nicht klarer durch allen angeklebten Staub und anhaftende fremde Miasmen in unser Auge hineinleuchten? Gewiß ist, daß der blühende Garten zu einem Tummelplatze lauterer Gefühle und liebreicher Gedanken werden kann, je mehr wir — durch feinempfindende Lehrmeister angeleitet — das Kleinleben verstehen und gestalten lernen, das im Gartengehege freudebringend aufsprießt.

Else Hasse.

Musik

Von der modernen komischen Oper. Von München aus haben Wolf-Ferraris anmutige Lustspielopern seinerzeit den Weg in die Welt zu ihrem — teilweise freilich recht kurzlebigen — Siegeslauf genommen, und in München hat der deutsch-italienische Maestro nun auch den ersten gelehrigen Schüler gefunden. Wilhelm Mauke, einer der bekanntesten Vertreter der einheimischen Musikkritik, hat seine bislang theoretisch mit Begeisterung getriebene Wolf-Ferrari-Propaganda nunmehr auch durch einen praktischen Versuch, eine zweiaktige Oper ‚Fanfreluche‘ gekrönt, die das Münchener Hoftheater als letzte Novität der Saison herausbrachte. — Der von Georg Schaumberg nach einer Gautierschen Novelle ganz geschickt und bühnengewandt verfaßte Text ist inhaltlich eines jener ‚petit rien's‘, wie sie die Wolf-Ferrari-Richtung fordert. Titelheld ist ein kleines Bologneserhündchen, das unschuldiger Anlaß zu einer jener Liebesintriguen wird, wie sie in der vornehmen Welt des Louis quinze-Paris an der Tagesordnung standen. Von irgend einer stärker interessierenden Handlung kann und soll keine Rede sein. Alles ist auf detaillierte Situationskomik angelegt, der sich nur ganz ausnahmsweise ein leiser Anklang ernsteren Empfindens untermischt. Im Stil folgt natürlich auch Maukes Musik ganz den Bahnen seines Vorbildes, doch nicht ohne eine gewisse persönliche Note. Sie legt zu ihrem Vorteil verhältnismäßig wenig Wert auf geistreichelnde Detailmalerei, sondern strebt nach größerer Linienführung. Im allgemeinen ziehen über der in frischer, prickelnd rhythmisierten Thematik dahinfließenden Orchesterbegleitung die Singstimmen in charakteristisch deklamiertem Parlando einher, doch geht manchmal mit guter Wirkung die Melodieführung auch auf den Vokalpart über, sowohl in ernsteren Momenten, wie dem warm empfundenen, etwas archaisierenden Liebesduett, als auch in humoristischen Partien. In der Erfindung ist Mauke wie alle Modernen Eklektiker. Daß sein Anlehnungsgebiet dabei so gar weit reicht — beiläufig vom ‚Tristan‘ bis zum ‚Zigeunerbaron‘ —, tut freilich der stilistischen Einheit seiner Musik einigen Eintrag. Dagegen verdient große Anerkennung die diskrete und stets geschmackvolle Orchesterbehandlung. Wenn man im übrigen Einzelheiten hervorheben wollte, so müßte man als eine der gelungensten die Szene der beiden komischen Diener, des aalglatten Giroflé und des plumpen Mohren Similor nennen, in der sich neben ganz köstlichem musikalischen Humor eine Gewandtheit der technischen Mache und eine frische Originalität der Erfindung ausspricht, die als Zeugnis eines wirklich nicht gewöhnlichen Talents gelten darf. Das Publikum nahm die Oper bei der Premiere wie bei den seitherigen Wiederholungen sehr freundlich auf.

Dr. Eugen Schmitz.

Aus eigener Geisteswerkstatt. Ich bin sonst kein Freund der ‚Selbstanzeige‘ — wie das schöne Wort lautet — d. h. der in unserer ‚Ich-süchtigen‘ Zeit aufgekommenen Gepflogenheit, daß literarische oder künstlerische Autoren ihre Geistesfrüchte höchstpersönlich einem p. t. Publikum vorvorstellen und mit zierender (— oft besser gesagt gezierter) Bescheidenheit kritisch ins rechte Licht zu setzen sich bemühen. Wenn ich nun heute doch einmal eine Ausnahme davon machen und mit dem freundlichen Leser über eine Arbeit von mir plaudern möchte, so findet das vielleicht durch die speziellen Verhältnisse seine Rechtfertigung. Denn als langjähriger Vertreter

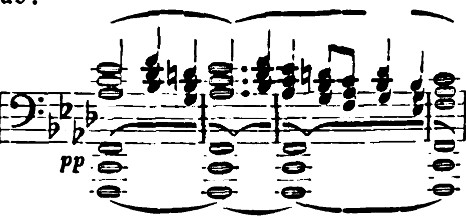
des musikalischen Teils von ‚Hochland‘ glaube ich mit dem für diese Sparte interessierten Leserkreis eine gewisse freundschaftlich-persönliche Fühlung gewonnen zu haben, die wohl auch einmal einen etwas intimeren Gedankenaustausch gestattet. Darum möchte ich mir erlauben, mich heute an dieser Stelle als Komponisten vorzustellen durch den Hinweis auf meine eben erschienene musikalische Ballade ‚Ritter Olaf‘. (Für Bariton und Pianoforte. Verlag Ries & Erler, Berlin. Preis 2,50 M.) Dem Stück liegt eine Dichtung von Heine zugrunde, die verschiedentlich der Tonkunst schon Anregungen vermittelt hat, wovon der sinfonische Walzer ‚Olafs Hochzeitsreigen‘ von Alexander Ritter wohl das bedeutendste und berühmteste Beispiel bietet. Geheimen Liebesbundes mit der Tochter des Königs angeklagt, wird Ritter Olaf zum Tode verurteilt, vorher aber seiner Geliebten noch feierlich angetraut. Auch das Hochzeitsfest darf er noch tanzend und schmausend mit ihr begehen; um Mitternacht aber ist er dem Henker verfallen, und lachend Leben und Liebe segnend geht er in den Tod. Man sieht, Heines Olaf ist so eine Art Don Giovanni-Natur und als solche von dem Dichter mit der ganzen ihm eigenen genialen Frivolität charakterisiert. Diesen drastischen Ton galt es m. E. auch in der Komposition zu treffen, und darum glaubte ich mich nicht scheuen zu sollen, teilweise mit ziemlich derben Strichen zu zeichnen, denn so nur meinte ich den Heine-Stil musikalisch richtig wiedergeben zu können. Die Dichtung und demnach auch die Komposition zerfällt in drei Teile. Der erste behandelt die Trauungsszene: vor der Kirche harren der König und der Henker des jungen Paares, das in buntem Festzug unter Glockenklang und Orgelrauschen erscheint. Keck begrüßt Herr Olaf den ‚Schwiegervater‘, nur eine kurze Gnadenfrist heischend:

‚Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt ist:
Laß bis Mitternacht mich leben!‘

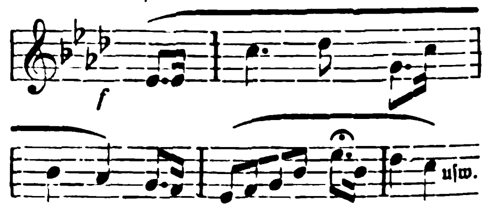
Und der König nickt, zum Henker gewendet, Gewährung:

‚Unsern Eidam sei gefristet
Bis um Mitternacht sein Leben.
Halt bereit dein gutes Richtbeil!‘

In diesem Teil der Dichtung galt es, musikalisch vor allem möglichst scharf den Kontrast zwischen der düsteren Todesstimmung, die über der eigenartigen Trauungsfeier liegt und dem draufgängerischen Übermut Olafs zu charakterisieren. Den Grundton des Ganzen gibt ein archaisierendes Quintenmotiv auf einem F-moll-Orgelpunkt ab:



das an das mittelalterliche ‚Organumsingen‘ erinnern soll. Im Gegensatz dazu tritt der Ritter mit einer impulsiven Asdur-Melodie auf:



die so sinnfällig und eingänglich wie möglich zu gestalten ich mir alle Mühe gab. Der zweite Teil, der die Szene im Hochzeits- und Tanzsaal schildert, ist aus einem herben, melancholischen Walzerthema entwickelt:

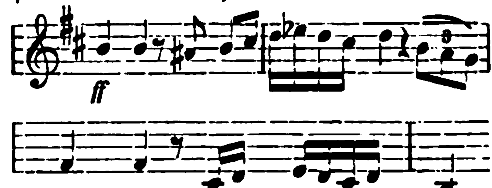


Teilweise zu wild-leidenschaftlichen Akzenten sich steigernd, schlägt er am Schluß, beim Abschied der Liebenden, empfindsame Töne an, die jäh unterbrochen werden durch den düsteren Marsch, der die erste Hälfte des dritten Teils:

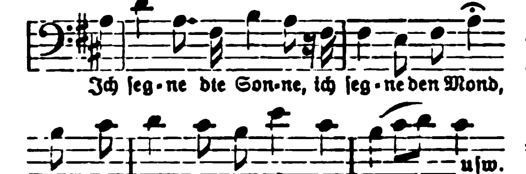
‚Herr Olaf, es ist Mitternacht,
Dein Leben ist verflossen‘

ausmacht und seinen dynamischen Höhe-

punkt mit dem Thema:



erreicht. In scharfem Kontrast dazu steht wieder der Schluß des Ganzen, der lachende Scheidegruß des Ritters an Leben und Liebe, der mit einer weitgeschwungenen D-dur-Melodie:



auf die Ausdruckswelt der Asdur-Episode des ersten Teiles zurückgreift und das Stück mit ekstatischer Leidenschaft ausklingen läßt.

Obwohl ich bemüht war, den Klavierpart in möglichst reicher Weise der Charakterisierung des Ausdrucks dienstbar zu machen, liegt der Schwerpunkt des Ganzen, wie das bei einer Gesangskomposition immer sein soll, in der Singstimme, als welche ein Bariton mit leicht ansprechender Höhe gedacht ist. Ganz speziell aber wollte ich, trotz aller modernen harmonischen Wendungen jenen ‚volkstümlichen' Charakter wahren, der im Genre der Ballade von selbst geboten erscheint und der im übrigen von mir hier auch in gewissem tendenziösem Sinne gemeint ist. Gar oft habe ich als theoretischer Ästhetiker gegen die Hyperkomplizierung der modernen Lyrik Stellung genommen, die aus einem Mißverständnis der Kunst Hugo Wolfs hervorgegangen ist. Gewiß gibt es rühmliche Ausnahmeerscheinungen, zu denen gerade auch namhafte Größen wie Strauß, Pfitzner, Humperdink, Kienzl mit ihren besten Werken gehören: — aber der Durchschnitt der modernen Liederkomponisten hat eine geradezu heillose Angst vor jeder verständlichen Phrase; die Singstimme bewegt sich fortgesetzt im unmelodischesten Sprachgesang, erscheint oft überhaupt nur wie ein dem Komponisten lästiges Appendix des mit Aufgebot allen harmonischen und kontrapunktischen Reichtums entwickelten überladenen Klaviersatzes, in dem man ebenfalls in der Regel vergeblich nach einer irgendwie eingänglichen Wendung sucht. Über den Gedanken, man könne doch auch einmal ein paar einfache, achttaktige Perioden natürlicher Melodik schreiben, schütteln die Vertreter dieses ‚hohen Stils' mißbilligend den Kopf, und wo sie so etwas bei ‚Kollegen' finden, reden sie spöttisch von ‚trivialen', auf den billigen Publikumseffekt berechneten ‚Reißern'. Aber die praktische Kehrseite fehlt nicht. Die ‚Reißer' werden gesungen, gefallen, und vermitteln künstlerische Anregung*, während Hunderte von ‚hochstiligen' Liedern nie aus ihrem papierenen Dasein zum klingenden Leben erstehen. Und wie wird eine spätere Epoche wohl bei Beurteilung unserer Zeit über beide Gattungen richten? Das weiß man allerdings nicht. Doch nebenbei bemerkt — vor hundertzwanzig Jahren waren bei vornehmen Musikern auch die Haydnschen Sinfonien ihres ‚niedrigen Stils' wegen verpönt. Die historische Perspektive wäre also gar nicht übel! Jedenfalls wünsche ich vorläufig dem ‚Ritter Olaf' von Herzen das Schicksal der ‚Reißer' selbst auf die Gefahr hin, daß er sich seitens einiger ‚hochstiliger' Ästhetiker noch eine zweite Hinrichtung — eine kritische nämlich — gefallen lassen muß.

Dr. Eugen Schmitz.

* Daß wir hier natürlich nicht der ekelhaften mißbräuchlichen, wirklich nur auf banale Effekte ausgehenden Verwendung des ‚populären Stils' etwa à la Victor Neßler das Wort reden wollen, versteht sich von selbst. Aber das ist gerade das Zeichen für den betrüblichen Tiefstand der allgemeinen Musikästhetik, daß sie in solchen Fällen dem Gebot des ‚distinguendum inter et inter' meist völlig ratlos gegenübersteht.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Belletristik

Daß die Zahl weiblicher Autoren von Jahr zur Jahr größer wird, dürfte bekannt sein. Auffallend aber ist es, daß gerade in der spezifisch katholischen Literatur die Frauen eine große Rolle spielen — wenn auch leider mehr quantitativ. Sollte diese Tatsache vielleicht auf die stärkere Beteiligung der Frauen am religiösen Leben zurückzuführen sein? Gleichviel, vom literarischen Standpunkt heißt es hier zu bekunden, daß, wo Frauen aus ihrem bloßen Sein, ihrem Wesen heraustreten zur Leistung oder gar zum Gestalten, es leicht böse Enttäuschungen gibt. So bieten uns Antonie Haupts **‚Geschichten aus Trierer Landen'** (Trier, Paulinusdruckerei, brosch. 1,20 M.) kaum mehr als gutherzige Absichten und Gesinnungstüchtigkeit. Damit allein aber bringt man schwierige Themen, wie etwa Konvertitengeschichten, nicht zuwege. Auf einem etwas höheren Niveau stehen Anna Freiin v. Kranes Skizzen aus dem Leben: **‚Flüchtige Schatten'** (Saarlouis, Hausen). Man merkt immerhin, daß die Verfasserin stark bewegt ist von Dingen und Gestalten, ohne diese in übermäßig origineller Weise zu verkörpern. Entschiedenen Ernst und Vertiefung zeigt von derselben Verfasserin **‚Es ging ein Säemann aus zu säen'**, eine biblische Erzählung aus der Jugend Christi, da ‚seine Stunde noch nicht gekommen war'. Sie mag manchen zum Nachdenken anregen, allein schon darum, weil der Abglanz des Evangeliums auf die Begebenheiten fällt. — Aus Palästina springen wir nach den Tiroler Landen und verzeichnen M. Buols **‚Stiefkinder'** (Bozen, Auer, brosch. 2,60 M.), die vom verwaisten Bauernbub erzählt, der gern studieren möchte und schließlich über manche Schwierigkeit und über Unglauben hinweg die Weihen empfängt. Vergebens wartet man, daß der Stoff sich irgendwo zu Anzengruberschen Auftritten steigert, oder klare waldfrische Bilder bringt von Roseggers Art. Und was von religiösem Gehalt vorhanden ist, ist wenig innerlich.

Bei Neuerscheinungen darf man auf große Werte ebensowenig rechnen wie in der Lotterie auf das große Los. Aber wir freuen uns bereits, wenn Bücher irgend ein Novum, irgend ein bemerkenswertes Etwas aufweisen. So verstand es Margarete v. Oertzen diesmal, einen abseits gelegenen Lebenskreis zu wählen und uns durch fantastischen Gehalt zu fesseln. **‚Das Erbe der Väter'** (Benziger, Einsiedeln, brosch. 3,20 M.) ist das Amt, das Heinrich als Sohn des Scharfrichters anzutreten hat und von dem er sich schließlich losringt. Das scheint sensationell, ist aber, wie die Verfasserin beweist, einer feinen Ausgestaltung fähig. Die Handlung spielt im vorigen Jahrhundert, und so gibt es einen merkwürdigen Kontrast, wie der junge Heinrich mit einer feinen Bildung und dem furchtbar brutalen Geheimnis zugleich beschenkt wird und wie das mittelalterliche Erbe in die Biedermeierzeit des Kleinstadtfriedens und der Postkutschen-Idylle hineinspukt. — Sonnige Heiterkeit und Lebensrealität zugleich umfängt uns mit Hermine Villingers **‚Die Rebächle'** (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Das ist ein Buch, das vom Alltag erzählt und doch ein Sonntagswerk ist im Gegensatz zu den vielen, die vom Sonntag erzählen und Alltagsbücher sind. Eine künstlerisch in sich geschlossene, wenn auch anspruchslose Welt wird hier gegeben. Ganz besonders, wer die Württembergerinnen mit ihrem lieben Geschwäbele kennt, wird seine Freude daran haben, wie die Mädchen derer von und zu Rebach aufwachsen: ‚Leithammel', die gleich der gütigen, frischen Großmama Schauspielerin wird, das verträumte ‚Unnützlein', und die anderen bis zum jüngsten hinunter, dem ‚Mondkälble'. Otto Ernst schreibt solche Bücher, doch kommt hier hinzu, daß nur ein feines Frauenherz alles in dieser Weise hat sehen können. Was uns aber besonders angenehm berührt — und das Gegenteil werden wir an manchen der folgenden Werke erfahren: mit jedem Wörtlein wird geschafft, nirgends zu viel und nirgends zu wenig. Das liebenswerte Werk verdiente näheres Eingehen, als hier möglich ist.

Hermine Villinger läßt eine ihrer Personen, einen Kunstgelehrten, sagen: ‚Wächst Ihnen die Form aus dem Stoff heraus, so gibt es etwas Ausgezeichnetes. Müssen Sie aber erst die Form an den Stoff heranbringen, so hapert's.' Gilt das erste von ihrem Werk, so trifft das zweite Hans v. Hoffensthals **‚Das dritte Licht'** (Berlin, E. Fleischel, 5 M.), in dem die Gestaltung nicht an die Intuition heranreicht. Das Buch lohnt ein längeres Verweilen, freilich mehr aus negativen Gründen. Das Don Juan-Thema! Byron? Casanova? Nein, weder die Romantik der Umstände, noch die Eleganz der Verführung wird hier geschildert. Und das ‚Novum'? Vielleicht des Helden Entsühnung durch Reinheit und Natur? Aber leider enthält das ebensowenig zwingende Gewalt in der seelischen Behandlung, wie das Dutzend Mädchen und Frauen, die hier vor uns vorüberspazieren und lächelnd, errötend, verwirrt sich ihm nicht schnell genug

hingeben können. Und wer ist denn dieser Gewaltige? Merkwürdig: ein unbestimmter netter Jemand, der schließlich auch irgend ein semmelblonder Kommis sein könnte. Und dies ist wohl das peinlichste: Es mangelt jede Charakteristik, jede Plastik, jede Farbigkeit. Nirgends Eigenart als höchstens die, daß Hoffensthal immer und fast ausschließlich von Liebe redet. Individualitätslos sind im Grunde alle seine Gestalten. Das ist nun freilich ein Hindernis, ein Großer zu werden, es braucht aber noch keinen Mangel zu bedeuten. Denn Hoffensthal hat dafür andere Vorzüge, die nur leider in seinem jüngsten Werk weniger als früher zur Geltung kommen. Immerhin — und das verdankt er seinem Österreichertum — erzählt Hoffensthal auch hier ohne Pathos, in schlichtem und zugleich melodischem Tonfall. Aber seine gläubige Andacht zur Natur, derentwegen man ihn in seinem Erstlingswerk liebgewinnen mußte, tritt hier zurück und wirkt bei weitem nicht mehr so unmittelbar. — Künstlerisch und stofflich ein Gegenstück zu Hoffensthal ist H. L. Rosegger (Rosegger-Sohn): **‚Die Komödiantin Magdalene,** (Leipzig, Seifert, brosch. 3,50 M.). Dort der Don Juan, hier die Kokotte! War der weiche, poesieselige Hoffensthal unfähig zu jenem Thema, so versteht H. L. Rosegger in knapper, kalter und konsequenter Weise uns die Logik dieses weiblichen Entwickelungsganges glaubhaft zu machen: einer Schauspielerin, die sich in Leben und Leidenschaft stürzt, um echte Menschen darstellen zu können. Sie wird denn auch schließlich die weltberühmte — Komödiantin; als Mensch aber zerbricht sie an ihrer ersten wahren Liebe. Eine unsentimentale Gradheit und wissende Großstadtdekadence verbinden sich in Roseggers Darstellung. Leider läuft die sprachliche Charakteristik bisweilen noch ein wenig in Schwabinger Hemdsärmeln einher. — Um so korrekter und ‚honoriger‘ ist Achleitners Buch **‚Die Gebirgsbatterie‘** (Einsiedeln, Benziger/ 3,20 M.). Wer sich für die welterschütternden Dinge interessiert, die beim Sichverlieben und -Verloben einer Gebirgsgarnison passieren, möge zu dem Roman greifen. Über eine sogenannte ‚flotte‘ Schilderung verfügt er ja schließlich.

Verlassen wir die ‚Gebildeten‘ und schauen ins Volk hinein! Gebirgsmenschen mit ihren wuchtig-schweren Konflikten gibt uns G. von der Gabelentz' **‚Das Auge des Schlafenden‘** (Leipzig, Staadmann, brosch. 6,— M.) und zwar in gewohnter dramatischer Art, wie wir sie von Anzengruber und Otto Ludwig her kennen. Nur in einem hätte sich Gabelentz seine wahlverwandten Vorbilder näher betrachten sollen: Welch ein schlankes Büchlein ist doch Ludwigs ‚Zwischen Himmel und Erde‘, das einen ähnlichen Konflikt von ungefähr gleichem Umfang behandelt! Nun aber stören bei Gabelentz die stockenden Breiten zwischen dem eigentlichen Vorwärtsschreiten der Handlung und hindern den guten dramatischen Eindruck. — Zu den Menschen der Waterkant gibt es wohl keinen berufeneren Führer als Max Dreyer. Das erste und letzte Stück seiner Sammlung **‚Strand‘** sind treffliche Würfe. Heldin des ersten ist eine seevertraute Dirn mit Brünhilde-Instinkten, wie sie über die ‚Heiteretei‘ her bis in unsere Zeiten ihr Wesen treiben; und in dem letzten ertönt das Lachen, das über die Bosheit triumphiert. Die originellen Handlungsmotive, die mit Seemannsgleichnissen gewürzte Sprache, der kräftige Humor, alles packt uns in gleicher frischer Weise.

Aus würziger Seemannsluft gleiten wir in die verstaubte Historie. Nichts weniger als ob Geschichte etwas Verstaubtes wäre! Aber sie wird es dann, wenn sie in Belletristik sich allzu breit macht, so daß man weder von einem Wissenschafts- noch von einem Kunstwerk zu reden vermag, wie in P. N. Neumanns **‚Gott und Götter‘** (Paderborn, Bonifatiusdruckerei, brosch. 5,— M.) und Mary Sieberts **‚Maria Stuart‘** (München, Piper). Besonders bei dem ersten erlahmt unser Interesse für Jehovas Sieg über die babylonischen Götter beim besten Willen, wenn man der 700 Seiten historischer Draperie und sonstiger Äußerlichkeiten gedenkt. Des Verfassers archäologische Studien hätten sich gewiß besser verwerten lassen. Weniger pompös gibt sich das zweite Werk; M. Siebert erfreut wenigstens durch Objektivität und Kühle. Wen die Teilnahme an Maria Stuarts Persönlichkeit über die schwerfällige Gruppierung und quälende Breite hinwegsehen läßt, mag hier ihr Leben verfolgen.

Mit dem noch zu erwähnenden historischen Roman stehen wir zugleich bei drei bekannten ausländischen Autoren, mit deren Übersetzung der Verlag Benziger (Einsiedeln) einen guten Griff getan hat. In der Zeit des Mahdi spielt Sienkiewicz' **‚Durch die Wüste‘** (brosch. 5,— M.). Der Roman handelt von zwei Ingenieurskindern, die in die Hände der Mahdisten fallen und dann abenteuernd durch halb Afrika ziehen. Wenn Sienkiewicz hier auch nicht weit über den typischen Stil der Jugenderzählung hinausgeht, so versöhnt doch manch ein natürlicher Zug und die Wahrhaftigkeit der exotischen Schilderungen.

Der Name des irischen Priesters Shee-

han ist bei uns noch nicht allgemein bekannt. Gleich vorweg: hier ist eine bedeutende eigenartige Persönlichkeit und mitten aus katholischem Erdreich stammend! In seinem Werke **‚Von Dr. Grays Blindheit'** spielt die Handlung bald in der Pfarrei des alten, harten, sarkastischen Dr. Gray, bald drunten im Dorfe, wo die irischen Familien miteinander raufen, bald droben auf der alten Ruine, wo die Zigeuner ihr Schmugglerhandwerk treiben. Ohne daß die Handlung streng verknüpft wäre, ergibt sich doch eine erschöpfende Schilderung eines bestimmten Lebenskreises. Aber auch der Mittelpunkt fehlt nicht. Und das ist die Entwickelung Dr. Grays, dessen eiserne Gesetzesstrenge unter dem Ansturm der kleinlichen Gesinnung seiner Gemeinde, unter neuen Strömungen, die draußen in der Welt herrschen, sich scheinbar noch mehr verhärtet, schließlich aber doch zerbröckelt und ein Herz offenbart, das nun die alles verstehende Liebe als höchstes Gesetz erkennt. Trefflich ist, daß dieser seelische Werdegang so lautlos, so durchaus nicht tendenziös behandelt ist und doch zum Schluß mit künstlerischer Notwendigkeit packt und ergreift. Der Gehalt liegt in mehreren Gedankengängen: einer Erziehung zum Weltsinn und zur Lebensfreude bedarf es, auch die außerchristliche Welt gilt es verstehen zu lernen — und ein drittes wollen wir mit Sheehans eigenen Worten zitieren: ‚... Die Erkenntnis, daß Dr. Gray sein ganzes Leben lang einen schweren Fehler gemacht habe, indem er die Gesetze niederer Ordnung, die dazu dienen, die Gesellschaft zusammenhalten, für das Gesetz höherer Ordnung gehalten hatte, das alle Beziehung des Menschenlebens versüßt und kräftigt.' Sheehans Gestalten haben etwas köstlich Eckiges, und wenn die Ecken zusammenstoßen, dann blitzt ein prächtiger Humor auf.

Das natürliche Sittengesetz nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin. Von Dr. theol. et phil. Friedrich Wagner. Gr. 8°. 120 Seiten. Herder. Freiburg i. Br. 1911.

In ruhiger Sachlichkeit stellt der Verfasser die Lehre des hl. Thomas über das natürliche Sittengesetz dar. Sein Ergebnis läßt sich in die Worte fassen: Es gibt ein allgemeingültiges und unveränderliches Sittengesetz, welches seinen Ursprung und seine ewige Existenz als Idee in Gott hat und von ihm der menschlichen Natur mitgegeben ist und ‚zwar in der praktischen Vernunft, jenem Seelenvermögen, das als endlicher Abdruck der göttlichen Vernunft das für die Natur Gute aus sich selbst erkennt und es zu tun befiehlt'.

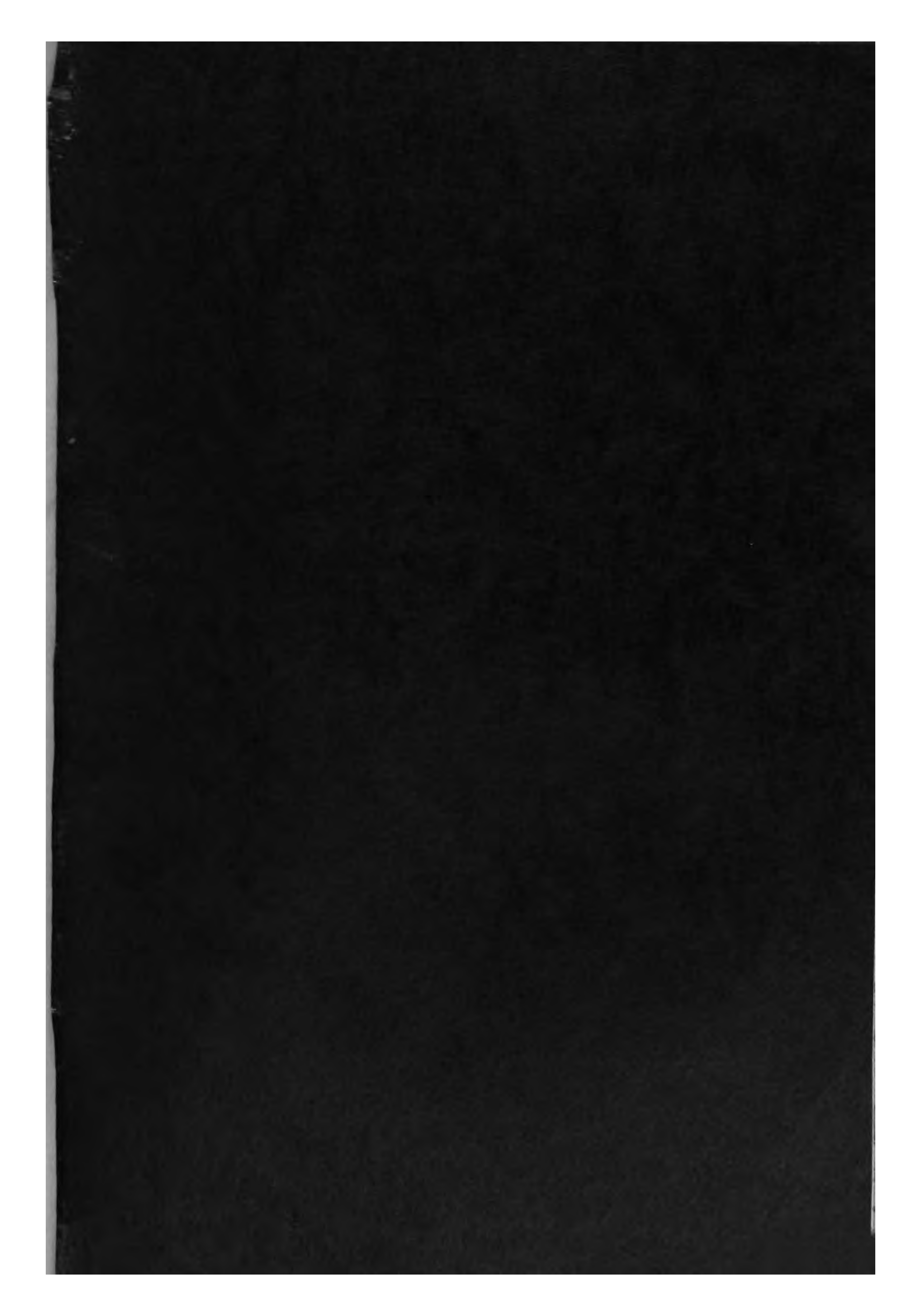
Die fleißige Arbeit sei der Beachtung empfohlen.

Unsere Kunstbeilagen

Die Radierungen von Franz Heckr sind in dem betreffenden Rundschauartikel gewürdigt.

Berichtigung. Im Juniheft ist in dem Gedicht ‚Der Jagdhund des Himmels', dessen Korrektur verspätet eintraf, S. 281 in der 16. Zeile von oben ‚im Schlaf beraubt' statt ‚berauscht' und S. 282 in der 7. Zeile von oben ‚stocken' statt ‚staken' zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





Ch.-M. Dulac/Cantique des Créatures IV.

Spiritus sancte Deus



Neunter Jahrgang August 1912

Mysterium iniquitatis / Von Peter Dörfler

Es war tiefe Nacht. Erd und Himmel lagen finster und schweigsam. Eine leise, flockige Helle am Himmelsrand ließ des vollen Mondes Scheibe nur leise ahnen.

Der Schäfer saß vor seinem Pferche, das Gesicht in beide Hände vergraben, ohne Regung und Laut, als wäre er das körpergewordene große Schweigen, das auf der Flur ausgebreitet lag. Dann und wann seufzte sein treuer Hund, die Zwiesprache, die sie sonst des Abends zusammen pflegten, vermissend, oder eines von den Schafen, deren runde Formen in neblig unbestimmten Linien aus der umgebenden größeren Dunkelheit hervortraten, hustete oder knirschte, im Traume kauend, mit den Zähnen. Aber der Schäfer achtete nicht auf diese schwachen Laute, die durch das unermeßliche Schweigen flossen. Er horchte auf sein schlagendes Herz und die seltsame Arbeit, die in seinem Innern vor sich ging. Er sah da finstere Satansgestalten am Werk. Sie wälzten grinsend Stein auf Stein über seine Seele und verscharrten sie im tiefsten Grab. Er schaute dabei tatlos zu. Grauen und Entsetzen erfüllte ihn, und ungeheurer Schmerz schrie in ihm auf. Und doch sträubte er sich nicht gegen die Unholde, die seine Seele einscharrten. Hinab, nur hinab! In alle Tiefen mit ihr! Sie war häßlich genug und verdiente solche Grabschaufler und solch ein Grab.

Nicht immer hatte er sich so willig preisgegeben. Zuerst — gleich unmittelbar nach der Tat — als die Stimmen der rächenden Gerechtigkeit

in ihm laut wurden und die Geißel des Gewissens über ihm aufzuckte, da hatte er sich entrüstet verteidigt und zur Wehr gesetzt. Er hat gehöhnt, geweint, gebetet, geflucht. Er hat trotzig gerufen: ‚Was wollt ihr denn? Taten, wie meine, geschehen tausende, und kein Hahn kräht darnach!‘ Aber die dunklen fremden Gestalten waren immer deutlicher aus der inneren Welt hervorgetreten. Sie wiesen seine Verteidigung mit so klarer Ruhe zurück, daß er verstummte. Er gestand sich ein, daß sie unerbittlich gerecht handelten, wenn sie das Schwert gegen ihn zogen und ihre Fäuste nach ihm ausstreckten. Denn seine Tat ist ungeheuerlich gewesen und wider alle Natur.

So war er dann dazu gekommen, über sich selbst das ‚Schuldig‘ zu sprechen und allen Widerstreit aufzugeben. Er hatte nicht einmal ein Recht, sich über das Urteil zu beklagen. Immer wieder hielt er sich's vor:

‚Hab' mir's selbst eingebrockt und verdien' es nicht anders. Wie kann man auch solch etwas Stinkendes, Wahnsinniges tun!‘ Er fuhr sich jetzt im Ekel über seine eigenen Gedanken, die immer wieder in der faulenden Schuld wühlen mußten, durchs wirre Haar, schlug sich an die Stirn und goß Fluten von Flüchen und Verwünschungen über sich aus. Und wie er erst versucht hatte, das Getane zu beschönigen, so schwärzte er jetzt seine Tat und verzerrte sie mit wildem Ingrimm zur ungeheuerlichsten Fratze. Er verband sich in der Wut mit den feindlichen Gewalten und wälzte sich selbst harte Steine auf das unter der entsetzlichen Last ächzende Gemüt. Seine Seele lag zerstoßen und zerschlagen in der eklen Gruft, und nur das ungeheure Weh, das in seinem Innern bohrte, zeigte, daß dort noch etwas Lebendiges sei.

Als die schäumende Zorneswoge endlich abgeflossen war, da wurde es wieder ganz still in seiner Seele, und es war ihm, als läge sie starr und versteint, nur das rote Brünnelein Schmerz floß immerfort aus den Tiefen und bohrte sich gewaltsam Bett und Bahn.

Jetzt reißt der Mond ein mächtiges Tor in die eherne Wolkenwand und streckt durch die Öffnung seine lichte Hand herab und zeigt mit seinem Silberfinger auf eine Feldkapelle, die von zwei Linden bewacht, unweit dem Pferch auf freiem Felde an einer kleinen Halde ruht. Der Schäfer sieht es nicht, er hat sein Gesicht in den Händen vergraben; aber der Mond hat Macht über des Menschen Gemüt. Der Schäfer muß den lichten Finger schließlich doch ansehen. Eine geheime Kraft zieht ihm Hand und Finger vom Antlitz und wendet seinen Kopf zum weißschimmernden Kirchlein. Sein junges Antlitz hat sich widerstrebend aus der braunen Schale der massigen Hände losgeschält.

Er schaut nun auf das lichte Bild so lang und steif, als hätte ein Krampf den widerwilligen Nacken gegen die Kapelle gedreht. Dicke Tränen

rinnen über das zuckende, furchige Antlitz und den roten Stachelbart. Die Augen treten angstvoll, blöd hervor, der Mund steht offen, der Kopf ist tief in die Schultern gesunken. — So starrt der Mörder, wenn man ihn seinem Opfer gegenüberstellt. Wie geisterhaft bleich liegt das Kirchlein im dunklen Grund! Es sieht aus wie eine lichte Leiche im dunklen Sarg.

Der Schäfer grübelt, wo er etwas Ähnliches schon gesehen. Er tastet in seiner Erinnerung hin und her und steht auf einmal vor Abels weißem Unschuldsleib, der im dunklen Roggenfeld liegt, vom roten Blut umflossen.

Ja, und er ist Kain — so wie ihm muß es dem unseligen Mörder ums Herz gewesen sein.

Er schielt zum Himmel, geduckt wie einer, der einen Angriff erwartet. Seine Fäuste umklammern griffig die hölzerne Karrendeichsel, auf der er sitzt, als fürchtete er, es käme eine Sintflutwelle nieder und fegte ihn in einen Abgrund. Aber Gott schweigt und bleibt verborgen, wenn er nicht etwa im Schimmerkleide des Mondes steckt. Der blickt ihn mit vollem Gesichte an und schweigt immerzu. Lauter Aug und kein Mund. Und doch — er klagt ohne Pause an. Sein Dasein ist Anklage und Verurteilung. Der Schäfer widerspricht nicht: ‚Ja, es ist geschehen. In jener Kapelle hab ich's getan — heut! Heut? Nein vor tausend Jahren. Denn ich bin damals ein ganz anderer gewesen. Etwas Wildes und Gieriges war in meinem Blut. Ich versteh mich — von damals nimmer'...

Und je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr scheint ihm seine Tat als ein Geschehnis fernster Vergangenheit. Aber der Mond schaut den gequälten Mann ruhig ohne Blinzeln immerfort an, gleich einem, der kein Wort zurückzunehmen hat, und der Schäfer senkt langsam den vom Mondschein umflimmerten Kopf und läßt ihn wieder in die Hände zurücksinken.

Dabei fällt sein Auge auf einen roten Riß in dem Daumen der Rechten. ‚Ja doch, ja doch,' bekennen die haltlosen Gedanken in klarer Deutlichkeit. ‚Heut erst! Heut erst, im trägen Mittagslicht. Als die Schafe ruhten; als der Wald und die Fluren und die fernen Dörfer in schwüler Sonne traumumfangen schliefen. Als alles schlief, nur nicht die böse Lust, da ist's geschehen. Auch der Wächter, der an der Seele Pforte Wache halten soll, hat geschlafen. Am schlafenden Gewissen hat sich die Lust grinsend vorbeigeschlichen und ist auf Raub ausgegangen. Jetzt ist der Wächter aufgewacht und macht Augen groß und starr und kann es nie mehr ungeschehen machen.'

Und wie er so hingrübelt, der dumpfherzige Mann, und schaudernd durch die nächtigen Gründe und Abgründe seiner Seele wandert, da kommt an ihn heran wie die Erinnerung an ein verlorenes Paradies der Gedanke an Früher. O ja! Gestern, da ist's noch anders um ihn gewesen, auch

vorher in all der Zeit seines Hirtendienstes. Wenn er so wie einstens wieder fortleben dürfte! Oder gar, wenn er wieder werden könnte wie in der Jugendzeit, da er noch im Vaterhaus lebte!

Und doch hat er nie eine Zeit durchlebt, die von einem Schimmer aus dem Paradies vergoldet gewesen wäre. Auch sein Jugendland ist nie heiter und goldstrahlig gewesen. Er muß jetzt die alten Erinnerungen zurückrufen, um der Gegenwart zu entrinnen und sie zu entschuldigen. Seine Mutter — ja die hat er kaum gekannt. Der Vater — hat selten anders als mit der birkenen Gerte zu ihm geredet. Die Geschwister nannten alle die zweite Frau des Vaters ihre Mutter. Er hat ihr diesen Namen, der ihr nicht gebührte, nie geben mögen. In der Schule hat er nichts gelernt; allem, was da vorgebracht wurde, hat er hartnäckige Gleichgültigkeit entgegengesetzt, trotz der Hiebe, mit denen ihn Lehrer und Vater antrieben. Das war eine ganz natürliche Sache gewesen. Denn das Schicksal hatte ihn von vornherein nicht zum Weltweisen, sondern zum Schäfer bestimmt. Auf diesen Beruf wiesen seine frühesten Instinkte. Sobald die Schule zu Ende war, da hat er sich aus der Schar seiner Kameraden gedrückt, ist über Zäune und Gräben gesetzt und erst wieder froh geworden, wenn ihn des Schäfers Hund freudebellend umwedelte, und wenn die Schafe blöckten und der Hirte ihm freundlich zuwinkte. Dann blieb er bis zur Abendglocke auf der Flur bei Hirt und Herde, zählte die Schafe, freute sich ihres Wachstums und des Eifers, mit dem sie die fettesten Kräuter suchten, hatte Jammer, wenn eines krumm lief, weil es einen Dorn in den Huf gestoßen hatte, und sorgte sich redlich, wenn eines aus der Herde mager und hustend hinterdrein lief oder durch den jungen zarten Klee aufgebläht war. Er verstand Lieb und Leid der Schafe. Sie waren fast das einzige, was er auf der Welt wirklich liebte. Der Hirte war ihm gleichgültig. Sie sprachen nur wenig zusammen. Der Alte verausgabte seine Worte so sparsam wie eine kostbare Ware. Wenn der kleine Bub etwas fragte, so schob er etliche Male die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern, ließ sich die Frage ein zweites und drittes Mal vorlegen, ehe er endlich bedachtsam und wuchtig den überlegten und unabänderlichen Bescheid gab. So gewöhnte auch er sich ans Schweigen. Aber ist nicht gerade der Schweigekrampf, der seine Zunge festband, sein Unglück gewesen? Es war ihm bang, wenn er seine Herde verlassen und wieder unter die Menschen mußte. Vielleicht war an diesem Widerwillen freilich auch die karge Liebe schuld, die er zu Hause vorfand. Als der Geistliche einmal vom vierten Gebote handelte und sagte, daß es Gottes Wille sei, die Eltern zu lieben, da ist er tief erschrocken. Gehorchen, ja, das ließ sich machen, aber lieben? Nein! Hätte der Priester gesagt: du sollst deine Eltern hassen, so wäre er viel weniger erschrocken. Wenigstens hätte er wohl das

Weib, zu dem er Mutter sagen sollte und das doch von der ersten Stunde an das Gegenteil einer Mutter war, hassen können.

Er hat einen kleinen Sprachfehler gehabt. Er stotterte bei der Aussprache gewisser schwieriger Wörter. Es war nicht allzusehr auffallend, außer wenn er in Erregung war oder Befangenheit ihm das ruhige Gleichgewicht nahm. Nun wurde er von niemand ausgespottet als von Gassenkindern und den eigenen Geschwistern. Diese wurden von der Stiefmutter hiezu angehalten, und sie selbst versäumte gewiß nicht, die gestotterten Laute nachzuäffen. Sie tat es ja wohl nicht aus Bosheit, sondern in der Meinung, durch solchen Spott könne der Bub diese ‚einfältige Angewohnheit‘ ablegen. Aber solche Klugheit kommt doch gewiß auch nicht aus der Liebe. Das hat er genau gemerkt und ist auch heute noch derselben Meinung. Es trieb ihm jedesmal die Glut ins Gesicht, wenn er die Züge der Mutter wie die von Gassenbuben in ekler Weise zum Spott verzogen sah. Er nahm sich darum wohl in acht, mehr zu reden, als durchaus notwendig war. Er saß immer schweigend unter den Seinen. Wie oft hat man ihn gescholten und geschlagen wegen dieses ‚hinterhältigen‘ Schweigens! Kam man ihm auf Geheimnisse, so schalt man ihn einen Duckmäuser und hielt ihm mit Wort und Stock vor, daß Falschheit und Unaufrichtigkeit ein Laster sei. Und je mehr man ihn geschlagen hat, desto mehr Geheimnisse bewahrte er in seinem Innern. Er hatte immer etwas zu verbergen und ging darum immer mit schlechtem Gewissen unter den Seinigen umher. Die Schule hat auch mitgeholfen, ihn ‚hinterhältig‘ zu machen. Er ist einmal gefragt worden: ‚Wer hat den Stein in des Pfarrers Frühbeet geworfen?‘ Er erhob sich und gestand. Da ward er schwer bestraft. Er hatte sagen wollen, daß es ganz gegen seinen Willen geschehen sei. Er hätte nur nach dem Hühnervogel werfen wollen, der es auf die kleinen Hühnchen abgesehen hatte. Allein wie er das herauszustottern begann, hatte man ihn schon hart angefaßt und unbarmherzig geschlagen, ohne ihn anzuhören. Damals hat er beschlossen, nichts mehr zu gestehen. Kaum war er dazu zu bringen gewesen, bei der Beichte die Wahrheit zu sagen. — Wie seine Gedanken bei seinen Jugendbeichten angelangt sind, da grübelt er über sie nach. Er muß ja doch wohl in nächster Zeit auch wieder beichten ... wegen seiner Untat. Wieviel Mühe und Not hat es ihn immer gekostet, ein einigermaßen aufrichtiges Bekenntnis fertig zu bringen. Ja, vielleicht — vielleicht hat er noch nie aufrichtig gebeichtet. Vielleicht ist all sein Bekenntnis null und nichts gewesen. Und wenn er schon die kleinen Diebereien nicht beichten konnte, wie soll er nun das eine Große vorbringen. Er mag nicht mehr an Vergangenheit und nicht an Zukünftiges denken. Die Beichte, die Beichte! Er weiß, sie wäre das einzige Mittel, um noch einmal frei zu werden.

Bei diesem Gedanken zuckt er angstvoll auf und sieht nun erst, wie der Mond während seines Brütens untergegangen ist. Die tiefe Dunkelheit, die vorhin nur in der Ferne lag, drüben am Tannenwald und unten im Moor, ist nun ganz nahe herangerückt. Sie steht unheimlich und feierlich dicht vor ihm, umgibt ihn eng von allen Seiten. Da bekommt er Angst vor ihr. Auch haucht sie ihn so kalt und fröstelnd an; die Wagendeichsel ist kühl wie eine Leiche. Dort oben, ostwärts liegt das schlafende Dorf. Kein Lichtlein blinkt mehr hernieder. Alles schläft. Alles ist stumm. Die Welt liegt um ihn wie ein Grab. Zum erstenmal denkt der Schäfer: ‚Wie furchtbar ist's, allein zu sein.' Er hat das immer als eine Wohltat genommen. Heut ist's etwas anderes! Und stärker packt ihn das Grausen des Alleinseins. Er wischt an dem Finger, wo der Flecken sitzt, und huscht dann leise wie ein Dieb in seine Hütte. Nach ein paar Stunden vergißt er endlich das Kirchlein, das ihn anklagt, die Seele, die ihm lebendig begraben ward, und das Bangen vor einem reinigenden Geständnis seiner Schuld.

* * *

Das Blöcken der Schafe und der blasse Schein des kommenden Frühlichtes weckten den Schäfer aus einem von wüsten Träumen durchgeisterten Schlaf.

Er saß eine ganze Weile aufrecht in seinem Bette, rieb die Augen und die Stirn und besann sich auf die Wirklichkeit. Es dauerte eine gute Zeit, bis er glauben konnte, daß die wüste Untat, die ganz so aussah wie die Mißgeburt einer erhitzten Traumvision, Fleisch und Blut hatte. Nichts vermochte sie in Nebel und Dunst aufzulösen. Sie stand klar, fest, leibhaftig vor ihm und ließ sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Als er den Kopf aus dem Karren hob, sah er das Kirchlein am einsamen Bühl — es schrie ihm zu: ‚Du Räuber, du Unschuldsmörder!'

Aber zugleich grüßte ihn der Hund mit freundlichem Trippeln und Bellen, und die ganze Schafherde reckte ihm die Köpfe entgegen, gleich der jungen hungrigen Brut im Neste, wenn die Mutter geflogen kommt.

Das tröstete den von den eigenen Gedanken so grausam Gequälten. Seine Tiere warben doch noch um seine Liebe. Und dann brach die Sonne hervor in breiten Lichtströmen, wie ein See, der die Ufer überflutet, und gleichzeitig leuchteten die Stengel aller Gräser im Perlenschmuck des Taugehänges auf, als wäre plötzlich vom Allmächtigen Befehl gekommen, die ganze Welt für den Triumphzug Gottes zu schmücken. Der Schäfer fühlte die Wohltat der linden Strahlen an den von der Morgenkühle blau angehauchten Gliedern. Und als nun vollends die Dächer, Kamine und der Kirchturm des fernen Dorfes sich den weißen Nebelschwaden entwanden und ein helles Glöcklein klang: Ave Maria! —

da kam es über den verödeten Mann wie neuer Lebensmut. Er hätte sich nicht gewundert, wenn die Hölle aufgegangen wäre, und nun dieser Himmel, diese Lieblichkeit ohne Groll und Zorn — wie eine Mutter, die sich über das erwachende Kind niederneigt.

Zwar das Grabmal in der Seele lastete, und das Schmerzenbächlein rann — aber vielleicht kann das doch alles wieder gut werden. Indes er die Pfähle aus der Hürde riß und die befreiten Schafe sich über die Äcker weidend zerstreuten, überlegte er, wie auch für ihn Freiheit zu gewinnen sei.

Schließlich ist's nicht allzu schwer. Heut ist's Festtag. Der gute alte Pfarrherr sitzt gewiß schon jetzt im Beichtstuhl, und da werden viele kommen. Die Betschwestern — unter die will er sich nicht stellen und Spott leiden. Aber es kommen auch andere, auch solche, die etwas auf dem Gewissen haben wie er. Der alte Herr ist halb blind, er kennt den Schafhirten kaum vom Hörensagen. Dem kann er's wohl vertrauen. Erschrecken wird er wohl, wenn er hört, daß solche Dinge in seinem Sprengel vorkommen. Er wird ihn übel ins Kreuzfeuer nehmen. Aber — was wagt der Mensch nicht um sein Leben; und bei ihm handelt es sich um nichts Geringeres, als ums Leben. Zur Morgenstunde entfalten alle Blüten ihre Kelche, es geht eine weckende Kraft durch die Welt. Auch die Seele verspürt sie. Am Morgen wagt der Mensch zu planen und zu hoffen. Und angesteckt von der allgemeinen Lebenskraft, die alle Natur durchbebte, trat der Schäfer wieder kräftiger auf, pfählte hurtiger die Hürde um, damit er zeitig zur Kirche könnte. Der gnadenvolle Morgen kam über ihn wie ein Zwang, sich zu reinigen.

Nicht weit vom Karren sprudelte ein Quell hervor. Die Schafe hatten an seinen glitzernden Wellen ihren Durst gestillt. Dorthin, wo die Wasser der dunklen Erde entquollen, stellte sich der Schäfer, um sich zu waschen. Sein Bart und sein Haupthaar tropfte wie von geschmolzenem Silber, und perlend goß sich der frische Erdsaft über die Hand, wo die Flecken vom gestrigen Tages- und Sündenwerk noch klebten. Wie er die kraftvolle Kühle auf seinem Körper fühlte und das frischere Jagen des Blutes seine Gedanken vollends von aller Dumpfheit aufschreckte, da begann er Gewissenserforschung zu halten. Die Reinigung des Körpers erinnerte ihn mit aller Klarheit an die innere Erneuerung. Wäre doch ein Priester in der Nähe! Denn eben jetzt liegt seine Seele frei. Er fürchtet sich, jene Nebelgespinste möchten wieder kommen und sie einhüllen in undurchdringliches Schweigen. Jetzt könnte er alles sagen. Nichts stört ihn. Seine Gedanken sind ruhig und klar, sein Gemüt ist voll Gottessehnsucht und Reinheitsverlangen.

Aber der Priester kam nicht. Es war notwendig, zu ihm zu gehen.

Auf dem Wege, der sich durch das schwarze Ackerfeld zog, schritten junge Leute lachend daher. Sie gingen wohl zum Jahrmarkt, und waren drum bei guter Laune. Kaum hatte der Schäfer die lustigen Kumpane bemerkt, da ging ein krampfiger Schreck durch seinen Leib. Er versteckte sich scheu hinter seinem Karren. Das tut das schlechte Gewissen. Aber nicht dieses allein. Man kann auch vom Charakter und der Natur der Tiere etwas annehmen, mit denen man ständig verkehrt. Die Tiere in Wald und Feld fliehen den Menschen. Bang verstecken sie sich, wenn ein Mensch irgendwo auftaucht. So war auch der Schäfer. Bei seiner Herde in der Einsamkeit der Morgen- und Abendstunden, da war er fröhlich und selbstbewußt, seine Gedanken wagten sich in kühnen Phantasien hervor. Aber wenn er mit Menschen zu tun hatte, da faßte ihn immer dieser Schweigekrampf. Er war blöde, plump, grob, und bewegte sich unter ihnen wie zwischen Feinden, immer mißtrauisch und auf Schlimmes gefaßt.

‚Ei, warum pfeift denn heut' der Schäfer nicht? Hält er noch Morgenschlaf?‘ rief einer herüber.

‚Schade, daß er noch still ist, pfeift doch einer Eule zum Trotz,‘ lachte ein anderer.

Diese Zurufe fielen dem Versteckten wie eine schwere Anklage auf das Gewissen. Warum pfeift er nicht? Immer hatte er beim Pferchschlagen gepfiffen. Er wußte es nicht anders, außer ein recht wüstes Unwetter nahm ihm die Lust dazu. Das war seine Sprache gewesen. Herde und Hund verstanden sie ja besser als alle anderen menschlichen Laute, und was ein Schäfer auf der Flur zu sagen hat, das drückt am besten das krause Geringel der Töne aus.

Unterdessen hebt sich die Sonne höher über den Fichtenwald empor. Es wird Zeit zum Bußgange. Die Morgennebel sind alle weggewischt. In voller Klarheit liegen Dorf und Kirchlein auf dem Hügel. Hoch schießt der Turm über das Baumgrün und die Röte der Ziegeldächer hinaus. Er steht da wie ein Gewaltiger und Herrscher. Dem Schäfer wär's lieber gewesen, er hätte sich zur Kirche durch Nacht und Finsternis hinantasten müssen. In der Helle kam eine Furcht über ihn, er möchte die dunklen Geheimnisse seiner Seele nicht genugsam verbergen und verstecken können. Er zieht seine schönste blaue Bluse an, lockt die Schafe in die Hürde und kettet den Hund an seinen Ort. Dann schreitet er frisch und keck dem Dorfe zu. Das ist eine Mühe, ruhig scheinen zu wollen und heiter und ehrsam, wenn das Inwendige so sehr dagegen streitet.

Wie er ins Dorf einlenkt und von Kirchgängern umdrängt wird, da ist's ihm wie einem zittrigen Kind, das ein Gedicht sagen soll und in der Herzensangst alle Fassung vergessen hat. Der unwiderstehliche Drang kommt über ihn, nur wieder bei seiner Herde zu sein, sich von den Leuten

loszureißen, wie auch immer, wenn auch, wie der Fuchs, der ins Schlageisen geraten ist, mit Verlust eines Beines. Er mischt sich ins Gedränge. Er kniet in der Nähe des Beichtstuhles hin. Unter den vielen Menschen verliert er Angst und Widerwillen. Eine Masse wirkt nicht so persönlich; der einzelne fällt unter den vielen weniger auf. Nun durchwühlt er sein Gewissen.

Die Sachen, die er sonst immer mitgebracht hat, erregen ihn nicht. Er ist gewohnt seit langer Zeit, das gleiche Register vorzutragen. Obwohl es ihm auch immer Herzklopfen gemacht hat, so hat er sich doch gefügt. Es war ein Päcklein gewesen, so schwer und derb, wie's tausend andere auch mitbrachten. Aber nun dies ganz eigenartige Monstrum von Sünde. So etwas, wie's in weiter Runde nicht alle hundert Jahre zur Welt kommt, — wie kann er's nur vorbringen und in Worte kleiden! Er ringt nach einer Form. Schreckliche Worte müssen es sein, und doch will er sich nicht gar so preisgeben. Aber er darf's auch nicht schönfärben. Es wird ihm wirr im Kopf. Er sinnt und überlegt, und da er eine Gestalt nach der anderen verwirft, muß er sich schließlich dazu entscheiden, alles dem Zufall zu überlassen. Er wird's schon vorbringen, wenn es einmal drauf ankommt.

Heute Morgen hatt' er's gewußt, wie's vorzubringen sei. Da hat das Herz geredet. Aber nun ist nur ein wirrer Kopf und ein Verstand an der Arbeit, der sich gern auf Finten und Betrügereien verläßt. Er überlegt, ob er gleich zu Anfang die Untat ausspeien oder sie auf den Schluß aufsparen oder vorsichtig mitten unter dem Unschuldigeren verbergen soll. Der Pfarrer hat früher oft gesagt: Stille Wasser gründen tief. Sagen wird er's ihm heut' nicht ins Gesicht, aber heimlich denken wird er sich's. Wie er nun weiter über sein Leben nachdenkt, da kommt ihm vor das Bewußtsein, daß er noch nie im Leben einen Freund gehabt. Schweigen hat er können und Freud und Leid einmauern in seiner Seel. Über innere Angelegenheiten hat er kein Sterbenswörtlein vertraut. Er hat nur höhnisch gelacht, wenn sie ihre Zunge spazieren führten und ihre innersten Gedanken zeigten. Sie hatten ihn ja schon zu Hause den falschen Duckmäuser geheißen. Über all dem Grübeln vergaß er zu beten. Der frische Morgentau kindlicher Hingabe war längst von Angst und Verwirrung weggeleckt. Der Schäfer lauerte nur noch, wie er sich am besten aus dem Handel ziehen könne.

Und nun braucht die alte Stasl, die vor ihm in den Beichtstuhl gegangen ist, eine halbe Ewigkeit. Die trübt doch kein Wässerlein! Holt der alte Pfarrer seine Beichtkinder so peinlich aus? Preßt er ein jedes Sündensäftlein wie der Arzt in einer Schwäre? So lang wenn e r ans Licht müßte mit seinen dunklen Sachen!

Wie er nun aufsteht, schaut er scheu nach rechts und links, wer ihn etwa beobachten könnte. Er meint, alle Gesichter seien gegen ihn gekehrt. Menschen und wieder Menschen! Er denkt an keinen Gott, und findet keinen Gott. Schwerfällig drückt er sich endlich näher zum Beichtstuhl. Jetzt dünkt ihm die ganze Kirche *ein* Auge, und das schaut immerfort auf ihn, den Schäfer, — weil er ein armer Teufel ist und in dicken Tropfen schwitzt. Nein, er bildet sich's nicht bloß ein, sie gaffen ihn an, daß er ihre tastenden Augen körperlich auf seiner Stirn und auf den brennenden Wangen fühlt. Beichtvater hätten sie wohl alle sein und das eine wissen mögen, was tief da drinnen verborgen lag! O diese gierigen Diebe! Menschen stehen zwischen ihm und seinem Gott, frech, aufdringlich, boshaft. Jetzt ist endlich der Beichtstuhl frei. Er drückt sich hinein und kniet sich auf das Armesünderbänklein. Hat das alte dürre Ding da ächzen müssen, damit ja kein Auge diesen Augenblick versäumte. Polternd ließ er sich nieder, fast ist er hingefallen. Heiße Feuerwellen fuhren bis hinauf zu den Haarwurzeln. Denn der Pfarrer machte große Augen, als der schwerfällige und umständliche Gast sich vor ihm niederließ.

Er murmelte das gewöhnte Gebetchen, dann fing er an, seine Sünden herauszusagen.

Er fing nicht mit der Kapitalsünde an, er entschloß sich, sie in der Mitte oder zuletzt zu sagen.

Eines nach dem andern kam. Er zerstückelte nichts und zerkleinerte nichts. Er sagte alles, wie es ihm in den Sinn kam, im Dialekt. Er griff tüchtig zu, denn die Gewohnheit kam ihm hier zu Hilfe. Er hatte alles das schon oft gesagt. Am Schluß machte er eine Pause und holte Atem. Jetzt soll es kommen. Er hüstelte und rang nach Worten. In die Pause hinein kam von drüben die Frage: ‚Bist du fertig?‘ Darauf antwortete er mit ein paar zappelnden Bewegungen des Mundes und schnappte gleich einem Fisch, der an die Luft geworfen ward, dann kam ein Stammeln, und dann die große, ohnmächtige Lüge: ‚Ja!‘ . . .

Der Schweiß rann ihm in Strömen. Und doch fühlte er für den Augenblick eine Erleichterung. Der Priester redete noch einiges von dem *einen* Notwendigen, und wie es nichts nütze, wenn man die ganze Welt gewinne, aber an seiner Seele Schaden leide. Endlich sprach er die Worte der Lossprechung und ein gütiges: ‚Gehe hin im Frieden.‘

Nochmals überlegte der Schäfer, ob er's nicht doch vorbringen sollte. Noch wär's Zeit, und eigentlich ist er doch nur deswegen gekommen — seine Seele wollt' er wieder los haben. Es kommt ihm das dumpfe Gefühl, daß er daran sei, sie noch tiefer zu begraben.

Aber schon ist der Priester aufgestanden. Er tritt zum Altare, der Ministrant klingelt: ‚O Herr, ich bin nicht würdig,‘ erklingt eine Stimme

voll Ehrfurcht und heiligem Schauer, als spräche sie zum erstenmal die heiligen Worte. Die Leute stehen auf und treten in langer Reihe zum hl. Mahle heran, lauter ehrfürchtige Gäste des Herrn.

Der Schäfer weiß: ich habe kein hochzeitliches Gewand. Ich bin nicht geladen. Da sieht er wieder die Blicke einiger Beobachter auf sich gerichtet. Da erhebt er sich, kreuzt die Finger, nicht wie einer, der betet, sondern wie einer, den man fesselt, und geht fast geduckt wie ein heimlicher Schleicher, an den Ecken und Wänden anstreifend, zu seinem Raub. Dann kniet er sich in eine Bank, ohne Schmerz und Verzweiflung, ohne Bitte und Abbitte, ganz wie ein Gerichteter, der abgeschlossen hat, nichts mehr hofft und von allen Kräften verlassen auch keine Furcht mehr kennt. Eine seltsame, matte, schwüle Ruhe war in ihm. Er zählte die Lichter am Altar und beachtete die Kleidung seines Vormannes. So weit entfernt war er von Trauer, daß er eher hätte lachen als weinen können. Und dieses Gefühl zeichnete denn ein eigen-höhnisches Grinsen um seine Mundwinkel. Er ging zur Kirche hinaus wie ein Spötter, der sich zufällig ein Kircheninneres besehen hat und nun die Beter hochmütig-herausfordernd mißt. Im Heimgehen pfiff er ein lustiges Lied oder nach eigenem Erfinden eine ungelenke Melodie. Aber als er wieder bei seinem Karren saß und die Quelle sah und das bleiche Kirchlein zwischen den Linden, da vergrub er sein Gesicht in den Händen und stöhnte, als wäre der Würgengel über ihn gekommen.

II.

Am andern Tag kettete der Schäfer den Hund los, verließ die eingeschlossene Herde und ging im Morgenzwielicht ins Dorf.

Er stellte sich vor seinen Bauern und sagte: ‚Ich geh!'

Der nahm die Pfeife aus dem Mund und schaute ihn wie einen Närrischen an: ‚Was ist in ihn gefahren — was ihn wegtreibt?'

Der Schäfer schaute starr an ihm vorbei und sagte unbeholfen und trotzig: ‚Ich geh' halt!'

Warum und wohin dann, will der Bauer wissen. Sein Gesicht ist purpurrot geworden.

Der Schäfer wiederholt sein hartnäckig: ‚Ich geh!' Es ist nicht mehr aus ihm herauszubringen, nicht mit Schöntun und nicht mit heiligen Donnerwettern.

Da schrie der Bauer: ‚So geh' in Teufels Namen!'

Und der Schäfer ging in Teufels Namen. Darum nicht auf der breiten Straße, nicht von Dorf zu Dorf wie andere Wanderer, sondern immerfort querfeldein wie ein Dieb. Am liebsten wanderte er bei Nacht und an Nebeltagen.

Er suchte zunächst keinen Dienst. Denn er wollte so weit von dem

Feldkapellchen weg, daß kein Leichenodem von dorther zu ihm dringen könnte.

Er stolperte über die Strangen und Brachäcker, huschte vorsichtig und Jägersteige vermeidend durch dunklen Forst, häufig auch einer Waldtraufe entlang. Die Stiefel wurden feucht im Tau und auf Sumpfwiesen, und wieder trocken, wenn er in Heuhütten ruhte und schlief. Allem Menschlichen wich er aus, sogar den leeren Pflügen und Eggen auf dem Felde. Der Hund war bei ihm, und treu bei ihm der Fluch: In Teufels Namen. Auch der Fluch des Kirchleins. Der Hund lief ständig im weiten Kreis um ihn her, als ob er immer eine Herde umzirkelte. Aber innerhalb dieses Kreises lag nur Scholle und Gras und der Schatten des Schäfers, den der Mond warf. Weiter hinaus schaute der Schäfer nicht. Sein Blick suchte nie ein Ziel. Er ging nie in die Ferne. Er starrte nur vor sich hin, wie einer, der Schritt um Schritt etwas sucht. Aber sehr oft schaute er zurück über die Schulter, machte dann plötzlich einen Ruck auf die Seite, so daß der Hund die Ohren spitzte und wachsam in seine Nähe sprang.

Gegen Abend suchte der Schäfer eine Schenke auf. Er setzte sich still in eine Ecke und zehrte Käse und Bier. ‚Wo an, wo aus?' fragten ihn die Wirtsleute, wie andere Gäste auch. Er zuckte die Achseln und warf seinem Hund Brocken zu oder starrte durch die fahlen Scheiben.

Wenn er ein Schäfer wär, so könnte er wohl bleiben, denn der Posten eines Gemeindeschäfers sei leer, hieß es, oder der oder jener Bauer wartet schon auf einen, der das Handwerk versteht.

Was er schuldig sei, fragte dann der Schäfer, warf das Geld hin und ging mit aufgezogener Schulter und vorgestemmtem Kopf, wie einer, der die Tür lieber einrennen als öffnen möchte, davon.

Die Zurückgebliebenen warfen sich kluge Blicke zu, lächelten und schätzten sich glücklich, daß der weggegangen und nicht geblieben sei.

Wer lange Zeit weglos durch Mondnächte wandert und durch Nebelgründe und nicht mehr vom Sonnenlicht gesegnet wird, der bekommt etwas ab für sein Gemüt, daß er Wald und Feld bald anders sieht als andere Menschen. Und nun einer mit so kranker Seele und belastetem Gewissen wie der Schäfer!

Er hatte noch gar wenig gelesen: die Fibel und sein Betbuch. Märchen hatte man wohl da und dort auf der Ofenbank erzählt. Aber diese bunte und phantastische Welt war längst vergessen. Und doch wurde es lebendig um ihn her. Er hatte Gesichte. Einmal hörte er ganz deutlich Schafe blöcken. Er schüttelte den Kopf und krabbelte im Ohr. Soll es ein Wunder sein, wenn einem Schäfer das Ohr nach Schafblöcken klingt? Aber das ist nicht ein bloses Summen im Ohr. Woher kommt es denn? Er schaut ringsumher. Weit und breit kein Fließ. Er schaut zum Himmel

hinauf und starrt die Wolken an, weil er meint, es rinne von da herab. Das Blöcken kommt ganz nahe, wird ganz laut und übermächtig, wird dann wieder schwach und ferner und verliert sich im Tann . . . Wie wenn eine Herde vorübergezogen wäre.

Ein andermal wieder sieht er dicht vor sich die gelbbraunen Umrisse einer Herde. Dicht gedrängt Kopf an Kopf, Leib an Leib, rund und flockig, dunkel und hell. Aber es ist keine Hürde und kein Hirte und kein Hund zu sehen.

Wo ist denn der Chasser, sein Hund? Der muß doch eine Freude haben. Aber Chasser steckt seine Nase in Mauselöcher, tappt mit flinker Pfote nach einem hüpfenden Frosch und fängt mit vorsichtig aufgezogenen Lefzen die Wespen, die in der Dämmerung dem Nest entgegenfliegen. Jetzt springt er mitten in die Herde hinein, zerteilt sie mit seinem drängenden Leib wie ein Pflug das Ackerland, zerteilt Kopf und Bäuche und schiebt die Körperteile auseinander. Es rinnt und fließt und schließt sich hinter ihm wieder zu.

Chasser hüpft nach Brummfliegen, und weiß nichts von Schafen.

Der Mond steht noch blaß am Himmel. Die Abendröte zehrt sein Licht auf.

Auch der Schäfer setzt den Fuß in das Land, wo die Herde stand. Da zerfließt alles, ist nicht einmal ein Dunst zu sehen. Er streift und scharrt mit seinen Stiefeln am Boden, als wollte er die Verkrochenen herausscharren. Raben fliegen über ihn hin, lachen ihn aus, am Waldrand girrt die Waldtaube. Nirgendwo eines Schafes Schwanz, und er hat doch die Herde so deutlich gesehen wie jetzt die rote Hand, die das Bündel trägt. Es graut ihm, und er wagt heute nicht den Wald zu durchschneiden.

Aber dort am Hang, im braunen dämmernden Feld steht eine blühweiße Kapelle. Bei Gott und zwei Linden stehen vor ihr? Ist er irre gelaufen und wieder zurückgekehrt in das Tal, das er fliehen wollte wie Kain den Roggenacker, auf dem er den Bruder erschlagen? Nein! Ein ganz anderes Land um ihn her. Aber die Kapelle hat ganz die gleichen Formen . . . Ist wohl auch Dunst und Nebel? Gericht Gottes verfolgt ihn. Er will darauf zugehen und den Hund mitten durchhetzen, mitten durch die Mauer wie vorher durch die Schafleiber. Aber das Grauen schüttelt ihn. Er kehrt um und fängt zu laufen an, steif in den Wald hinein. Hinter dem Wald hält er an und schaut zurück. Ob es nun wirklich ein Wahn gewesen ist oder ein echter und wahrer Spuk?

Oft hört er Stimmen aus den Feldern oder hoch von einem Baum herab, die so kläglich stöhnen und seufzen wie arme Seelen, die ihre Ruhe nicht finden konnten. Sie rufen seinen Namen. Nicht wie die Bauern ihn nannten und all die Fremden, bei denen er im Dienst stand, sondern in

jener Form der Abkürzung, die seine erste Mutter geliebt hatte und die nachher im Hause beibehalten wurde. Das tat weh! Es klang so vertraut. Die Stimme kannte wohl nicht nur sein Auswendiges, sondern auch sein Inwendiges. Und das in der ganz fremden Gegend! Ganz fremd, denn er weiß ja selbst nicht mehr, wo er ist. Er fragt doch kaum, wie dies oder jenes Dorf heiße.

Und wieder steht vor ihm ein Gewaltiges. Es war das in einer Nacht. Alles ruhte, sogar die Lüfte. Nur das Froschquaken war wach und laut. Er trat auf eine weite Waldblöße, die linde zu einem Bach abschrägte. Eine Riesengestalt stand hoch am Rande, den Kopf zur Seite geneigt, einen wallenden Mantel um sich gezogen. Stand wie einer, der auf offenem Felde eingeschlummert ist. Oder wie ein Hirt, der vor seiner Herde wacht, auf die Schippe gelehnt. Ja, auch eine Herde weidete um ihn, ringsumher den ganzen Bühl hinab. Waldwärts hockten schwarze Ballen, schwärzer als die mondleere Nacht. Weidende schwarze Geisterschafe und ein gigantischer Geisterhirt. Ein Spuk. Der Schäfer schüttelt sich und reibt die Augen. Mächtig wallt der Mantel des Großen. Aber der immer Nachtwandelnde bekommt nicht mehr so schnell ein Gruseln und Haarsträuben.

‚Chasser,‘ ruft er, ‚paß auf!‘ Er zeigt nach dem Gespenst. Chasser steht vor ihm, spitzt die Ohren, lugt scharf nach der Richtung, die der Finger andeutet. Seine Augen glimmen, seine Nase hebt sich witternd. Aber er sieht nichts, was ein Hundeknurren verdiente. Da senkt er die Nase, ob im Boden verdächtige Spuren dunsteten. Wieder reibt der Schäfer, von dem Hund völlig beruhigt, die Augen. Ach, nur ein einsamer Fichtenbaum! Ein Sämling, und unter ihm die aufstrebende Fichtensaat, seine Kinder!

Das Herz geht wieder ruhig und stet. Doch ist er froh, daß links drüben ein Sträßlein hell und weiß vorüberzieht. Er tritt jetzt den harten Kies, und um die taunassen Stiefel klebt der fahle Staub. Ein heimatliches Gefühl erfaßt ihn. Eine Straße macht Fuß und Herz sicher und ruhig. Da und dort blickende Lichter im Tal. Sie künden einsame Hütten und Höfe. Alles hat die Nacht verschlungen. Nur diese Lichtaugen kann sie nicht zudrücken.

Aber wie froh der Schäfer auch ist, daß der dunkle Bühl hinter ihm liegt, so biegt er doch von der Straße ab, als endlich ein Dach aus dem Dunkel starrt. Er setzt den Fuß ins Gras und streicht auf dem weichen Boden des Angers dahin, steigt schwerfällig und ungelenk durch Zäune und Hecken, schilt den Hund, der vor einem zusammengerollten Igel stehen geblieben ist und mit seinem Bellen die Ruhe durchreißt, auch über Gräben springt. Immerfort das Antlitz gegen die Nacht,

die mit Feierlichkeit im Tannwald steht. Er will nicht zu den Menschen. Zwar sind sie jetzt in Mauer und Wand eingebettet, aber er scheut ihre Nähe selbst durch Steine und Mauern hindurch. Er ist gequält durch den Gedanken, daß einer auch ins Finstere schauen könnte.

Aber da greift etwas nach seinem Fuß, umklammert ihn, zieht zurück. Er stürzt lang und mit schwerem Auffall hin, daß es dumpf kracht. Immer noch ist sein Fuß von harten Fingern umklammert. Er brüllt vor Angst, zerrt mit den Beinen und kriecht am Boden weiter, auf Händen und Füßen, als hätten ihn zehn Männerfäuste hart gepackt.

‚Chasser, Chasser,' stöhnt er. Der aber springt schmeichelnd um ihn und wedelt freundliche Beteuerungen und reibt seine Schnauze an seinem Gesicht und will sagen: Sieh, ich bin bei dir.

‚Chasser, warum zeigst du deine Zähne nicht, warum . . .?'

Der Schäfer steht auf, schaut zurück und rafft seine zerschlagenen Knochen zusammen, um weiter zu fliehen.

Geister kann ein Hund nicht greifen und nicht sehen. Und ihn hat einer gefaßt, da, hier . . .

Er fährt mit einer Hand am linken Bein hinab zum Knochen, da ist es noch rundum ganz kalt wie von einem Schlangenleib. Der Schäfer gruselt. Er betet aus klappernder Furcht und leiert die wenigen Weisen, die er kann, herunter. Wie eine Zauberformel, wie die Kraftgebete, mit denen er den Bauern das Blut zu stillen pflegte. Er braucht Hilfe. Aber an seinen Gott getraut er sich nicht zu denken.

Von da an wandert er nur noch am hellen Tage. Zwar immer noch nicht auf festen, geraden Straßen, sondern wie ein Verfolgter, auf Feldwegen, Jägersteigen und pfadlos durch Wies und Wald; wandert menschenscheu, aber doch im Lichte. Er muß sich noch an dieses helle Scheinen gewöhnen. In ihm ist noch ein Widerstreben und Mißtrauen gegen dieses zudringlich freundliche, Nähe und Ferne offenbarende Tageslicht. Das mag etwas für Gesunde sein. Kranke brauchen Dämmerung. Denn ihre stumpfen Sinne wollen nicht sehen und erkennen, sondern brüten und durch wallende Schwaden wühlen, die sich immerfort wieder schließen. Wenn die unheimlichen Gesichte und heimtückisch greifenden Finger nicht gewesen wären, er wäre wohl nicht an den Tag herausgetreten. Die Nachtvögel hatten Stimmen, die ihm verwandter klangen als heitere Lerchen und lustige Buchfinken.

Allmählich vermißte er immer bitterer die Schafe und die gewohnte Beschäftigung. Aber noch mußte er wandern. Denn die Gegend hatte sich noch nicht so gewandelt, wie er es wünschte. Die Menschen, die Häuser, die Kirchtürme, die Berge und Täler, alles mußte ein ander

Gesicht haben. Keine Satteltürme, keine Feldkapelle, keine schwarzen Schollen und langgestreckten Furchen in weiter, stundenlanger Ebene.

Aus der Erde recken sich vielerlei Gesichter auf. Jede Landschaft hat ihr eigenes. Aber der Schäfer findet immer noch die alten Züge und hastet und wandert.

Sonntags, wenn die Kirchenglocken klangen, blieb er vor dem Dorf stehen oder setzte sich in den Wassergraben. Er wagt nicht, kirchennüchtern zu bleiben. Zwar ist seine Seele tot und fault, kann nicht noch mehr sterben, als sie schon gestorben ist. Aber ist er denn deswegen ein Heide?

Ein Christenmensch gehört nun einmal am Sonntag in die Kirche oder doch zur Kirche. Er spähte und lauerte, bis die Orgel tönte und der letzte Spätling ins Törlein gehuscht war. Dann schob er seine langen Beine weit auseinander und hastete, um einen verborgenen Winkel an der Kirchenmauer zu finden. Zwischen Turm und Sakristei oder am Beinerhäuschen kauerte er sich hinein. Der Hund blieb vor der Kirchenmauer, abseits vom Gotteshause. Denn, wenn die Orgel und die Geigen tönten, dann heulte er und sang greuliche Weisen in die Choräle hinein. Er mußte weit weg, dann schmerzte es ihn nicht, und er schwieg.

Wenn der Schäfer alles in Ordnung sah, zog er den Hut, schrieb ein Kreuz auf die Stirn und auf die Brust, die auch ein Beinerhaus war. Er horchte. Von innen kam die Stimme des Predigers. Man predigte dies und das. Aber immer war auch irgendwie die Rede von der Sünde. Diese Worte waren da unvermeidlich. Der Schäfer wußte es. Und doch zuckte er auf. Er dachte an seinen Hund, der heulte, wenn aus Geige und Klarinette feine, scharfe Töne sprangen. Die feinsten Töne tun ihm am wehesten. Er schüttelt den Kopf, kratzt mit der Pfote über das Ohr, hebt den Kopf und kann nicht mehr anders, heult zum Himmel hinauf und läuft doch nicht davon. Gerade so ist ihm, so weh tun gerade die feinen Worte. Am wehesten die von der Liebe und vom Erbarmen. Aber er mußte immer stehen bleiben. Und ruhig und wie im Schmerz krümmelte er sich zusammen und starrte ins Blaue hinaus, da, wo es zwischen weißen Mauern und den Trauerweiden des Kirchhofs emporschoß in die Unendlichkeiten, ging nicht weg und harrte, wie das Gebot es verlangte, aus bis gegen das Ende. Es kam ihm auch kein Gedanke, eine Hilfe anzurufen. Er trug seine Sünde wie seinen Struppbart und seine grauen hervorquellenden Fischaugen. Das war nun einmal so und gehörte zu ihm.

Endlich wandelte sich die Gegend. Land und Leute gaben sich anders. Die Ebenen waren eingeschrumpft, die fruchtbare Scholle wurde selten. Die Kirchtürme reckten sich nicht mehr so beherrschend und kühn. Die Häuser duckten sich an die Hügelzüge, und Dörfer lagen hinter Wäldern versteckt. Es war eine düstere, aber gar heimliche und verschlossene Gegend.



Ed. Sagot, Éditeur, Paris

Ch.-M. Dulac/Cantique des Créatures I.

Sancta trinitas unus Deus



Der Schäfer sah's mit innigem Wohlbehagen.

Er fing sofort an, sich umzuschauen und zu fragen, ob man irgendwo einen Hirten brauche. Der Gedanke, daß er endlich wieder Schafe von Fleisch und Blut um sich sehen durfte, gab ihm die Sprache wieder. Ihn hungerte nach ihrem Dunst und ihrem Blöcken.

Und doch ging er erst noch durch ein Dutzend Ortschaften hindurch, ohne bei einem Besitzer vorzusprechen. Immer wieder dachte er: ‚Im nächsten Dorf! Da ist noch mehr Land zwischen mir und . . . dort.'

Wenn er dann vor einem Gehöfte stand, wo ein Schafstall hervorlugte und Hürden am Schuppen aufgehängt waren, dann begann er zu schlucken, bekam einen roten Kopf, würgte und hustete, ließ die Augen schweifen, prüfte, ob kein Kirchlein wo im Feld stehe und ob wirklich die Gegend ein ganz neues Gesicht aufhabe. Immer gefiel ihm eine Kleinigkeit nicht. Ja er hatte schon die Klinke in der Hand und ging doch vorüber.

Aber der Hunger nach Schafen wurde schließlich zur Krankheit. Er ging doch zu einem Bauern und verdingte sich.

Alles war gut. Er wurde auf eine Weide geschickt, zu der nicht einmal eine ferne Kirchturmspitze hereinschaute. Nur Raben und seine Tiere — Schafe und Hund — um ihn. Die Raben vertrieb er mit Steinwürfen, diese boshaften, wissenden Vögel. Das waren die einzigen Störenfriede; sonst fand er bei allen Spuren nichts Verdächtiges. So zog er denn die Wanderstiefel aus, schmierte sie ein und stellte sie in die Ecke. Er rüstete sich zum Bleiben. Die Freude über seine Schafe und die Wiederaufnahme der alten, lieben Beschäftigung durchblutete ihn und machte ihn warmselig, wenigstens auf der Oberfläche, so wie die Märzsonne den Boden wärmt. Wenn er nicht eben Beschäftigung hatte, schlief er. Denn alles in ihm war müde. Eine große Stille war in ihm. Selbst wenn er wachte und arbeitete, drückte ihn eine traumhafte Betäubung. Das Erquicklichste aber in seinem neuen Zustande war die Empfindung, daß er endlich genesen sei, wieder Ruhe gefunden habe vor sich und den stummen Anklägern, die ihm so lange nachgewandert waren.

Da sprang mitten in einer wehmütig wohligen Feierabendstunde die Wunde wieder auf.

Nahe seinem Pferch standen zwei Eschen. Er hatte sie bisher kaum beachtet. Aber als er an jenem ruhsamen Abende unter ihnen saß, da kam ein Windzug übers Feld und wühlte sich in die Kronen. Nicht im Zorn, sondern mit spielend kosender Hand. Die Eschen lispelten, wisperten und seufzten. Der Schäfer saß mit geschlossenen Augen; halb im Traum. Auf einmal riß er sie auf, weit und erschreckt und schaute entsetzt um sich. Er hatte die Stimme der Linde gehört, die am Kirch-

lein stand und hätte geschworen, er sitze wieder bei seinem alten Pferch. Die Augen, Gott Dank, zeigten ihm, daß er sich wirklich in neuem Land befinde, und die aufgeblähte Nase bestätigte ihr Zeugnis: Erdgeruch einer andern Scholle.

Aber die Stimme, das Wispern von seinem Elend . . . von seiner Sünde — Gott, das ist doch Wirklichkeit. Er hält den Atem, bis die Adern im Gesicht platzen wollen, und fühlt, daß die Zeugen seiner Tat zu ihm reden. Er starrt sie an. Die Ruten beugen sich in niederm Winkel und starren derb in die Lüfte, nicht weich wie die Linde, und doch haben die Bäume die gleiche Stimme wie jene zarten Lindenrütlein.

Er fühlt, wie das feine Häutchen, das seine Schuld überzogen hatte, losgelöst wird. Das Herzblut rinnt wieder leis und in schweren Tropfen. Die Wunde brennt.

Die Enttäuschung schmerzt ihn furchtbarer als das erste Gefühl der Schuld.

Wie er aufsteht, bleibt sein Rücken gekrümmt. Von jener Stunde an geht er noch gebückter als in all den Tagen seiner Wanderung.

Und wieder sprach er zu seinem Herrn das hartnäckige: ‚Ich gehe.‘ Wieder hallen ihm harte Bauernflüche nach: ‚Narr du, geh zum Teufel!‘

Ein neues Antlitz hat dieser Erdwinkel. Aber wer tiefer in ihn hineinblickt, findet in versteckten Runzeln plötzlich die alten, vertrauten Züge. Was offensichtlich brüderliche Ähnlichkeit hatte, das ließ sich leicht vermeiden. Der Schäfer kannte seine Häscher und Ankläger. Aber zu den Bekannten und Gemiedenen treten immer neue, heimtückisch, unvermutet. Sie verhielten sich anfangs ganz still und lauschig. Aber auf einmal, oft nach Monaten, hoben sie den Finger: Du, du! und kamen mit Erinnerungen und Mahnungen, mit einem: Weißt du noch? und ließen ihm keine Ruhe mit Drohungen, bis er dem Hund pfiff, seinen Lohn und Abschied verlangte und wieder weiterwanderte.

So ward der Schäfer ruhlos und scheuer wie ein wildes Tier, das die ganze Herde seiner Brüder um sich hat fallen sehen und allein durch die Wildnis schleicht. Wenn der Schäfer so plötzlich und hastig aus dem Dienst lief und geduckt und mit dem bang hervorquellenden Auge davonhastete, zählten die Bauern ihre Schafe, ihre Geräte und Taler und was sonst ein Schäfer gestohlen haben könnte. Die Mütter drückten ihre Kinder an sich. Gott Dank, daß sie alle unversehrt seien.

Doch nicht im Wandern und Irren sollte sich das Schicksal des Schäfers vollziehen.

Es gelang dem Wunden, ein Tal zu finden, wo ihm keines der gefürchteten Gespenster entgegentrat. Da waren nur armselige Wiesen, Moortümpel zwischenhinein und Erlbüsche und Föhren. Bewaldete Höhen

stiegen ostwärts und auf der Seite des untern Hangs auf und schieden ihn vom Dorf und dem zweitürmigen Münster, das oben am Hügel lag. Ein mächtiges Bauwerk aus Klosters Zeiten her.

Hier nistete er sich ein und gehörte schließlich in dieses Tal hinein wie irgend eine der knorrigen Föhren. Er tat ruhig, gemächlich seine Arbeit und fand sich mit Land und Leuten ab, so gut es gehen mochte.

Von außen belästigte ihn weniges. Zuerst noch die Raben. Aber er bekämpfte sie so beharrlich mit Steinen und dressierte seinen Chasser so gut gegen sie, daß sogar die Jungen mit dem Instinkte gegen ihn auf die Welt kamen und ihn mieden. Nur hie und da ein Zugereister kam nahe zum Pferch und mußte vertrieben werden.

Die Menschen sind schließlich auch nicht ungelehriger als ein wilder Vogel. Sie fanden sich mit der Zeit selbst mit der Tatsache ab, daß einer einmal ein ganz anderer ist und anders tut wie sie alle. Die Jungen gewöhnten sich so sehr an den schweigsamen Schäfer, daß sie sich höchst verwundert hätten, wenn irgendwo ein redender Schäfer aufgetaucht wäre.

Die Kinder lieben weißblühende Schäflein wie die Blumen auf dem Felde. Sie kamen heraus und spielten und plauderten mit den springenden Blütenballen, plauderten mit ihnen und brauchten keine Antwort. So redeten sie auch mit dem Schäfer, fragten ihn und sagten die Antwort selbst. Er war zwar kein Lamm. Das sahen sie ihm wohl an; eher ein Wolf. In seinem Blick lauerte etwas Böses. Aber gerade weil er nicht sprach und polterte, nahten sie ihm ohne Furcht. Der Schäfer selbst fühlte sich durch sie wenig gestört, denn sie waren doch noch keine Menschen mit Arg und Heimtücke.

Von diesen — den Erwachsenen kam täglich die Ketter zu ihm heraus. Sie brachte ihm die Kost. Allein sie kam immer, wenn der Schäfer fernab bei seiner Herde stand. Dann und wann zeigte sich der Dienstherr und lobte ihn wegen seines Fleißes und seiner Nüchternheit. Auch der rote Jäger kam auf die Lichtung zum Pferch. ‚Ob er nicht ein Schnäpschen mit ihm trinke?‘ Einmal ging der Schäfer mit. Weil er so wortkarg war, redeten sie ihm eifrig zu: ‚Trink, Schäfer!‘ Die Flammen leckten zum Hirn empor. Die Rede wurde warm und flüssig. Da sagte der rote Jäger: ‚Der Schäfer ist wie ein Mühlrad.‘ ‚Warum?‘ fragte er über die Schulter weg. ‚'s Mühlrad und du, ihr schwatzt nur, wenn ihr naß gefüttert werdet.‘ Da trank er aus und ging. Er will sein Geheimnis nicht mit einer kräftigen Rede einmal unversehens herausschütten. Er kam nie wieder und kniff seine Lippen noch fester zusammen. Wenn sie ihn ansprachen, sagte er nichts, sondern nickte oder brummte ‚hm‘. Wenn sie ihn erzürnten, gab er einen bellenden Laut und ging davon.

Das Kirchlein kam auch in dieses einsame Tal. Es erschien ihm als

ein Totengeripp und stand in Mondnächten vor ihm mit einem: ‚Du hast mich ermordet.‘ Auch andere Gesichte hatte er, ähnliche wie bei seiner Wanderung. Gesichtern kann man nicht ausweichen, auch wenn man in die Wüste springt. Er fand sich mit ihnen ab wie mit einem unheilbaren Leiden. Die Wunden vernarbten nie ganz. Sie heilten und brachen da und dort an einer Stelle wieder auf.

Aber da wurden sie auf einmal wieder ganz aufgedeckt und bloßgelegt. Sie klafften wieder und lagen in ihrer ganzen erschreckenden Tiefe vor ihm.

Die Glocken rissen sie auf, die Münsterglocken. Sie kamen zwar alle Tage zu ihm. Sie brachen durch den Föhrenwald und stürzten vom Hang herab auf ihn. Sie gehörten zu seinen Leiden, die er nun einmal mittragen mußte.

Aber nun auf einmal stürmten sie den ganzen Tag und erschütterten die ganze Luft bis heraus zum Föhrengrund. Wenn sie ihre Kraft erschöpft zu haben schienen, fingen sie aufs neue an, noch gewaltiger, feierlicher, eindringlicher. Erst schaute er verwundert und mißtrauisch auf. Was das bedeutet? Was Gutes gewiß nicht. Krieg, Sturm? Ja, Krieg gegen seine Ruhe, Sturm in sein Herz. Sie donnerten gegen ihn wie feindliche Geschütze. Sie zielten alle auf ihn und wollten Bresche schlagen in seine Seele.

Auf der Landstraße ferne, wälzen sich Ströme von Menschen dahin. Auch die Fußpfade und Jägersteiglein werden belebt; überall zwischen den Stämmen, hinter dem Riedgras der Tümpel hervor kommen Menschen. Sie gehen eifrig schwätzend, eilig, ohne ihn anzusehen. Aber alle stürmen gegen ihn. Am Abend kommen sie wieder, stumm feierlich, gesenkten Hauptes, betend, düster. Manch einer blieb stehen, hielt den Kopf gegen einen Föhrenstamm und deckte das Gesicht mit der Hand. Auch sie stürmten gegen ihn. Der Schäfer wußte es, ohne jemand gefragt zu haben: Eine große Bußzeit ist ausgerufen worden über das Land. Wie ein Magnetberg steht das Münster, zieht alles zu sich heran. Alle laufen. Tag um Tag mehren sich die Scharen. Ganze Dörfer sind unterwegs. Jeden Morgen ein ungeheurer Zug westwärts. Sie singen, beten, singen traurigen, wehmutsvollen Gesang. Alles westwärts, was nicht angewachsen ist. Die Raben flogen aus dem Wald und hoch über ihm den flutenden Glockenklängen zu. Der Morgenwind faßte ihn im Mantel, sträubte seines Hundes Haar, und beide mußten sich zum Westen wenden. Die Sonne kam, heiter, zufrieden lächelnd und hob ihr Auge gegen das Münster.

Der Schäfer stemmte sich an und blieb stehen. Er stemmte sich gegen seine Gedanken und Wünsche und mußte sie ziehen lassen. Sie rissen aus und flogen dem Münster zu. Doch er kniff die Lippen zusammen, knirschte:

‚Ich lauf nicht.‘ Aber es half kein Trotz. Er kam sich vor wie eine einsame Schneewehe, die schmutzig und grau in der Spalte liegen bleibt, indes es ringsumher grünt. Keiner der pilgernden Menschen sprach zu ihm ein Wort der Mahnung, und doch pochte und klopfte es überall. Der Zug zum Westen rüttelte und zerrte an ihm und griff ihm hinein bis in das wundeste Fleisch. Die Amsel sang, die Waldräuberin. Gottes Wetter, ihr Sang drang in ihn und faßte ihn, wo der donnernde Glockenklang keine Ritze gefunden hatte. Sturm und Krieg gegen ihn überall, überall.

Gegen Mittag ward es ganz still um ihn. Die Wanderer hatten sich verlaufen; die Glocken schwiegen. Nur Amsel und Föhren und blöckende Schafe waren um ihn wie alle Tage.

Doch ein ungeheures Grauen kam über den Schäfer. Denn er mußte jetzt wieder mit allen Gedanken auf seine Schuld hinstarren. Sie lag vor ihm aufgedeckt, aller Hüllen bar. Ein ganz Häßliches. Es wird ihm weich und weh. Er denkt an all die Qual der verflossenen Jahre, wo er als ein lebendig Begrabener in der Welt lebte. Immer hat seine Seele unter Bahr und Scholle geächzt, hat sich gewendet und umgekehrt. Lebendig begraben! Nichts ist seinem Schmerze vergleichbar, als das Grauen, die Atemnot und das Krümmen und Wühlen des eingemauerten Leibes. O er hat sich gewehrt gegen die klafterdicken Bahrwände! Seine Nägel haben in schlaflosen Nächten die Wände verkratzt, und seine Zähne haben das bleiche Bettuch zernagt.

Dies Weh, wenn alles fröhlich sein konnte: der Jungstier, das frische Lamm, der Sonnenschein auf seiner Hand. Nur er immer in Schatten und Nacht. Dieser Trotz, dieser Ekel. Dieser Drang, sein Leben zu enden.

Nun rennt und jagt alles. Alte Schulden laden sie ab. Soll auch er hineingreifen? Aber schon ängstigt ihn der bloße Gedanke. Schnell rafft er Hüllen und Decken, birgt Wunde und Schuld, läuft den Schafen nach, geht mit ihnen hinter Büsche und Föhren, eifert mit dem Hund und lugt nach dem Wetter. Nein, er geht nicht. Wenn er irgendwo hingeht, dann ist's aus der Gegend, in einen andern Dienst. Früher wäre er beim ersten Ansturme davongegangen. Aber jetzt hat er die Welt zu weit hinaus ausgekundschaftet. Er weiß, daß es für ihn kein friedsameres Plätzchen gibt als hier zwischen den zwei Wäldern. Und diese Sturmflut kann auch nicht ewig weiter gehen. Morgen vielleicht schon verstummen die Glocken wieder und die Leute bleiben wieder auf ihren Höfen sitzen.

Jetzt kam der rote Jäger daher. Plötzlich tauchte er zwischen den Stämmen auf, als wäre er aus dem Fuchsloch gekrochen. Seine Kupfernase hing tief herab, und der Mephistobart bauschte sich auf dem Brustlatz; denn das Kinn lag dicht auf dem Hals. Schnurstracks ging er auf den Schäfer zu.

‚Schäfer, bist nachgekrochen?‘ Er deutete auf die Gegend, wo das Münster lag. Der Hirt schüttelte den Kopf.

‚Morgen?‘ fragte der Rote mit halb zugekniffenen Augen.

Wieder ein Schütteln des Kopfes.

Da nickte der Jäger und grinste: ‚Recht hast du, wir kriechen überhaupt nicht.‘

Aber am andern Morgen, als der Schäfer den Pferchschlegel schwang, schlich der Jäger vorbei. Er redete ihn nicht an. Hatte nicht Hund und nicht Flinte, sondern drehte das grüne Hütchen in der Hand und zerknitterte die Schnepfenfeder daran. Er huschte dem Münster zu. Das gab dem Schäfer einen ärgeren Stoß als alle andern Pilger zusammen. Aber er wehrte sich und stand fest.

Am Abend kam der Jäger zurück. Er ging dicht zu dem Schäfer heran. In seinen Augen war ein Schein wie auf dürrem Land, wenn ein Gewittersturm darübergefegt hat. Weiter sagte er kein Wort und ging und kam jeden Morgen und Abend wieder vorbei, mit dem zerknitterten Hütchen in der Hand. Büßen möchte der Schäfer auch. Reue fühlt er zum Ersticken. O wäre es damit abgetan! Dreimal vom Pferch bis zum Münster und vom Münster bis zum Pferch wäre er gekrochen. Gegeißelt hätte er sich und mit Kreuzen belastet. Zu allem wäre er bereit. Nur reden konnte er nicht. Nur das häßliche Ding nicht anfassen, herausreißen und vor einen Menschen hinwerfen.

Morgen kommt vielleicht die heilige Stille wieder zurück. Sie wird wieder im Föhrenduft und Waldfrieden heilen, was an ihm heilbar ist. Morgen wird er Ruhe haben.

Als das Zwielicht durch die Zweige brach und er aus seinem Karren stieg, lauschend, ob die Glocken auch für den heutigen Tag Krieg und Sturm kündeten, da stand die alte Ketter vor ihm. Sie redete ihn an und er erschrak zu Tod, denn ehe sie sagte, was ihre Zunge gelöst hätte, wußte er, was sie wollte. Die redende Versuchung war gekommen. Ein Wunder war es nicht, daß sie kam. Die Alte war immer eine Betschwester gewesen. Aber jetzt, wo Eis und Schnee warm und lebendig wurde, glühte sie. Schon aus ihren Augen loderte der innere Brand. Der Schäfer sah sie nicht länger an. Er setzte sich auf die Deichsel, stützte seinen Kopf in die Hand und schaute zu Boden. So hörte er sie an. Was sie sprach, war ein Echo der Bußpredigten, die im Münster erklangen. Gedanken und Worte, wie die Patres sie als Samenkörner und Feuerbrände unter die Menge warfen. Nur umgeformt durch Weibermund und Weiberhirn. Die Alte redete, wie man zu hartgesottenen Sündern redet. Sie stellt ihm Himmel und Hölle vor, den guten Hirten und den zornigen Weltenrichter. Sie malt gut und mit feurigen Farben.

Aber die Hölle lodert und brennt ohnehin vor dem Schäfer. Und der Himmel weint über ihm. Er kennt den Hirten und Weltenrichter. Was in ihr lebendig ist, brennt auch in ihm. Er glaubt, was sie glaubt. Was weiß sie von seiner Fäulnis, und wie es ihm nur unmöglich ist, in den unheimlichen Tümpel hineinzugreifen. Es ist ja sein zweites du und mit ihm verwachsen und in ihn eingekeilt.

Während sie redet, werden seine Gedanken nur wieder gezwungen sich vorzustellen, wie er nun wirklich hintritt und den Mund öffnet, und wie es dann hervorquillt. Ein schmerzvoller Ekel faßt ihn. Es ist ihm wie einem Kranken, den ein Brechreiz schüttelt, ohne daß ihm die Kraft wird, die Gärung auszuschütten. Das kreist und äzt und würgt. Er muß all seine Kraft zusammennehmen, um nicht zu weinen und vor der Alten in Krämpfe zu fallen.

Sie aber redet immerzu, um ihn zu erweichen und mürbe zu machen, und wird dabei selbst immer weicher und gefühlseliger. Die schönen Bilder und Vergleiche quellen ihr freigebig heraus. Auf einmal huscht ein guter Gedanke über ihr Runzelgesicht. Der kommt vom Himmel. Bei allen Lebensfragen — auch den geistigen — spielt der Magen seine Rolle. Man hat da ein Sprichwort von der Liebe und dem Magen. Wart, Schäfer! Die alte Ketter weiß dir einen Köder, sie ist eine gute Menschenfischerin.

‚Wenn ich dich morgen früh im Gotteshaus seh', dann sollst du zum Frühstück ein paar feingebratene Täublein haben und an Braunbier soll's dir auch nicht fehlen.‘

Mit diesem Trumpf schließt sie und geht dann hinweg, frohlockend über die gewonnene Seele.

Der Schäfer hat ihre letzte Rede kaum bemerkt. Er ist kaum um eine Willensregung reicher geworden. Und doch ist die redende Versuchung stark gewesen. Besonders ein Wort hat sich eingefressen: ‚Brauchst dich nicht vor den andern zu scheuen,‘ hatte die Alte gesagt. ‚Es ist ein ganz heimlicher Beichtstuhl da, oben im Chor. Man geht beim Turmpförtlein hinein. Dahin kommen die Verschämten. Sind ganz wenige.‘ — —

Und er ging. Plötzlich kam es über ihn: Jetzt oder nie. Als auf allen Gründen noch Nacht und Nebel brauten, erhob er sich und lief zum Münster, wie einer, der einen Gang auf Tod und Leben unternimmt.

Das Frühlicht kam unterdes zum Schäferkarren und löste seine klobigen Formen aus der Finsternis. Der Tau fing zu funkeln an. Da und dort blöckte ein Schaf. Aus tiefem Traum schreckte ein Vöglein auf, zirpte leise und nickte wieder ein. Dann schwand das Zwielicht und der Halbtraum der Flur. Die Lerchen stiegen auf und sangen gegen das Morgenrot. Die Lüfte klangen und die Farben glühten. Hallo, der

Tag ist wach! Nun kamen die Glocken und donnerten: ‚Hallo! Der Tag ist wach! Auf vom Schlaf, ihr Büßer, ihr Sünder! Der Tag ist wach!' Die Schafe merkten es und spürten's auch an ihrem Hunger. Sie blöckten stürmisch und drängten sich an den Hürden. ‚Hallo, hallo,' bellte der Hund. Er klirrte drohend mit der Kette.

Und schon kamen die Sänger und Beter wieder ferne vorbei. Sie zogen zu Felde gegen die, welche noch verstockt seien. Der große Zug zum Westen hob wieder an; der große Zug von der Sonne bis herab zum Schäfer, der ihm zuletzt erlegen.

Aber der helle Morgen, der nun um den Schäferkarren lag, sah doch Spuren im Tau, die nach der andern Seite wiesen und die frommen Tritte durchkreuzten und durchquerten. Am Schäferkarren vorbei war der Tau von ostwärts schauenden, grob genagelten Schuhen abgestreift; von Schuhen, die nur der rote Jäger tragen konnte. Der Morgen hatte ihn erwischt, wie er aus der Schenke getreten war. Die zwei Männer, der Schäfer und der Jäger, hatten im Flammen des ersten Tages beinahe einander angerannt, ohne sich zu sehen. Westwärts ging der Schäfer, seine Augen nach innen gekehrt und aller Angst voll. Ostwärts der Jäger, die Gedanken wirr von der Predigt des Tages und von dem Trunke der Nacht. Aber er hatte den schwer davonstapfenden Schäfer dennoch mit einem Blick erhascht. Ein wirres, wildes Lächeln war um seine Lippen geglitten.

Und weiter war er getaumelt, in den Wald, seinem Hause zu.

Die Glocken frohlockten um den Schäferkarren, weil der düstere Mann mit den eingekniffenen Lippen nicht mehr um die Hürde stand. Die Schafe aber blöckten immer kläglicher, und der Hund heulte, seine Würde angesichts aller seiner Schützlinge vergessend. Hunger und Heimweh ließen ihm die Zeit gar lange werden. Die Elstern kamen frech hervor, setzten sich auf das Dach des Schäferkarrens und sonnten sich, schrien und putzten das Gefieder. Sie spotteten auf den klaffenden Hund. Der Tag wuchs, und der Störenfried der Waldeinsamkeit kam nicht. So war's ihnen recht. Sie fühlten sich im Besitz.

Auf einmal aber flogen sie schimpfend auf und davon. Das Hundegewinsel verstummte. Chasser hob die Nase, sog die Luft schnuppernd ein und hub ein freudiges Gekläffe an. Die Schafe, die stumpferen Sinn haben, blöckten immer noch mit heiseren Stimmen. Da schimmert es blau durch das Gezweige. Der Schäfer tritt in die Lichtung. Die ganze Herde springt auf die Beine. Es ist ein ohrenzerreißendes Meh und Mäh, ein Schieben und Drängen, daß die Hürdenpflöcke knarren. Als der Schäfer die eine Hutte weghebt, quellen die Tiere zur rechten und linken hervor wie trüb schäumende Moorwasser, und ergießen sich in das Gelände. Der

losgekettete Hund umspringt wedelnd erst seinen Herrn, dann mit tollen Sätzen die Herde. Eben lecken die Sonnenflimmer über den dunklen Schopf der Föhren empor. Sieghaft strahlt die Herrliche über die Welt und tränkt alle mit Friede und Glück. Die Vögel singen aus vollen Kehlen. Das Harz steigt aus den Poren der rissigen Föhrenrinde. Es ist ein Duften, ausgehaucht vom frisch kreisenden Erdblut.

Am Morgen triumphiert das Leben.

Das muß auch der Schäfer spüren. Und heute hundertfältig. Er schlägt mit Macht die Pflöcke für den neuen Pferch. Dann aber setzt er sich wieder auf die Wagendeichsel und stützt das hängende Haupt in die breiten Hände. Wohl wartet er auf das Festtagsessen, und ist müd geworden vom Streiten und Siegen, das gar frühe zwischen Nacht und Tag angefangen hat.

Die Sonne traf eben seinen Rücken und legte ihre Strahlen auf ihn wie eine weiche, warme Mutterhand. Er achtete aber auf diese Anrede nicht. Da griff sie über den dünnen, mit rotgoldenen Härchen überdeckten Nacken hinweg nach dem Gesicht. ‚Schäfer, laß dir in die Augen leuchten.‘ Aber da lagen die mächtigen Hände, und sie versuchte umsonst, zwischen die Finger und Schatten hinabzutasten. So blieb sie auf der Handfläche ruhen und wartete, ob sie dem regungslosen Manne unbequem würde. Aber duldsam hielt er stand, auch dann noch, als sie mit vollem Aufprall das rostige Dach und die grauen Wände des Karrens bestrahlte und von dort zurückgeschleudert in heißen Strömen auf ihn zurückflutete. Der Schäfer kümmerte sich nicht um Sonne und Glühhitze. Ein Schäfer ist hart gebrannt wie ein Ziegelstein.

Jetzt kam aber ein anderes Menschenkind aus dem Wald; das zeigte sein Antlitz frei und blank aller Welt; es strahlte schon, ehe die Sonne darauf fiel. Alle Runzeln wurden Strahlen, und viel Runzeln standen in diesem Antlitz. Denn die alte Ketter war von gar viel Jahren gezeichnet worden. Sie trippelte dahin mit Tiegeln und Kanne, mit Korb und Flasche. Die Waldwiese dünkte ihr die herrlichste Festtafel der Welt, denn ein bekehrter Sünder nahm an ihr Platz und sie durfte ihn bedienen und warten, den Engeln zum Neide.

‚Hä, Schäfer,‘ krähte sie lustig. ‚Heil ist dir widerfahren. Schau her, ein Herrenessen, ein Festessen,‘ und sie schnalzte mit der Zunge.

Der Schäfer fuhr empor. In seinen Augen war Nacht. Verständnislos starrte er die Alte an, als fragte er, wer sie sei und wer er selber sei. Er schaute ganz blöd aus mit seinen leeren, glotzenden Augen. Aber auf einmal schienen sie in Brand zu geraten. Sie loderten auf, weg war Stumpfheit und Blödigkeit, und ein Zucken und Wettern fuhr über sein Gesicht. Es bekam die Falten eines Hundes, der den Rachen aufsperrt

und die Lippen über die Zähne aufzieht. Dunkle, wilde Gewalten verzerrten seinen Mund. Die Finger krallten sich, er packte den dargebotenen Tiegel, riß ihn aus der Hand der Alten und schleuderte ihn auf ihren Kopf, so daß die braune Brühe an ihr niedertropfte und die zarten Täublein auf die schmutzige Erde kugelten. Der Rasende trat nach ihnen, wie man nach Mäusen tritt und sie auf dem Grund zerstampft. Die zarte, goldgelbe Füllung quoll heraus und mengte sich mit schwarzer Scholle. Jetzt griff der tolle Schäfer mit seinen kralligen Händen blindlings nach der Alten und erwischte die steinerne Flasche, die sie in der Hand trug. Er entriß sie den zitternden Fingern, schwang sie und hätte sie sicherlich auf ihrem Kopfe zerschmettert, wenn nicht eben in diesem Augenblick die Starrheit, die sie gebannt hatte, gewichen wäre, so daß sie einige Schritte rückwärts weichen konnte. Die Flasche flog gegen einen Stein und ging in Scherben. Die gute Erde, die so oft Gerste genährt und gereift hatte, durfte auch einmal Gerstensaft trinken.

Die Alte ist im Rückwärtsweichen auf den Boden gesunken. Sie hockt auf den Fersen und breitet die Hände abwehrend gegen den Schäfer aus. Und doch muß sie ihn anstarren, den Unhold, den Satan, das Gespenst. Ihre Ohren brausen, und vor den Augen gehen Funkenregen nieder.

Der Schäfer verrichtet seine Arbeit stumm. Die rot unterlaufenen Augen und das purpurfarbene Gesicht geben ihm ein schreckliches Aussehen. Er macht einen Schritt vorwärts gegen die Alte, die in Atemnot und Weinkrämpfen immer noch mit emporgereckten Armen im Klee sitzt. Sie fleht um ihr Leben und winselt.

Als die Fäuste wie drohende Eisenhämmer vor ihr wirbeln und der Schäfer Miene macht, auf sie einzurücken, da rafft sie sich auf. Nur einen Blick wirft sie noch über die Schulter und sieht einen schwarzen Pudel um den grausen Mann kreisen. Da bekreuzt sie sich und schleppt sich zum Walde. Wie Mutterarme tun sich seine heiligen Pförtlein auf. Aber der schwarze Pudel glotzt ihr aus allen Büschen und Schattenwinkeln entgegen.

Was der entgeisterten Alten als Pudel erschienen war, hatte nun freilich keinen andern Namen als Chasser, und war in Wirklichkeit kein anderer als der treue, zottige Schäferhund, der sich ebenso über die Ausartung seines Herrn, wie über die neue Art der Kostgebung wunderte. Er leckte gierig mit der durstigen Zunge die Milch vom Boden, denn die trockene Erde trank mit ihm um die Wette. Dann machte er sich daran, die zerstampften Täubchen aus dem Boden zu kratzen. Sie hatten starken Erdgeruch und waren voll Gries und Steinchen. Aber der Hund leckte und schleckte doch mit innigem Behagen. Darauf biß er frisches, saftiges Gras ab. Kein harmloseres Tier als der Chasser. Dem tat man bitter unrecht, wenn man ihn der Hölle entsprungen glaubte.

Aber sein Herr! Hätte die Alte gewagt, noch einmal umzuschauen, dann hätte sie Eide geschworen, daß sie dem Gottseibeiuns begegnet sei. Denn der Schäfer hastete erst auf den Karren zu und rüttelte an ihm wie Simson an der Säule. Dann griff er nach dem schweren Holzschlegel, steckte einen Pflock in den Boden und ruhte nicht, bis er ihn mit gewaltigen Schlägen völlig in den Boden hineingetrieben hatte. Er hätte ihn der Erde ins Herz stoßen mögen. Dann geisterte er durch Busch und Moor, watete in die Tümpel und brach in das Unterholz ein. Er ließ sich das Gesicht zerkratzen und zerschinden. Er ging immerfort im Kreise ohne Sinn, ohne Gedanken und Entschluß. Endlich kehrte er zurück, sperrte die Schafe in die Hürde und ging der Landstraße zu. Fort! war sein einziger Gedanke, weg! Ich geh'! Er will nicht mehr in das Dorf, um erst seine Entlassung zu erbitten. Fort! Weg!

Bald verließ er die Landstraße wieder und wanderte einsame Waldwege hin. Der rote Jäger sah ihn von ferne. Warum der Schäfer mit den Händen um sich schlägt und Gesten macht wie ein Prediger? Er grinst: ‚Wetter, den hat es aber angegriffen.‘

Der Schäfer hielt wirklich Reden. Er klagte an — Gott und die Menschen. Vor allen aber die Ketter, die alte Betschwester. Die Moggel! Er suchte nach Schimpfwörtern. Oh, stumme Worte wußte er zu finden, und stumme Reden hielt er oft halbe Nächte hindurch! Der Mißerfolg einer erzwungenen Tat fällt immer auf den Anstifter zurück. Er schleudert die Anklage in nimmer satten Worten gegen die Versucherin, die seinen gelockerten Entschluß mit einem schlauen Worte ins Rollen gebracht hat. Indessen wandelte er in der Sonne. Und doch kam ein Frösteln und Schauern über ihn. Die Gedanken an die mißlungene Beichte rührten ihn wie kalter Nachthauch an. Sie kamen wie huschende Schatten blitzschnell an ihn heran, gingen durch sein Inneres hindurch, durchschatteten Herz und Kopf, durchzuckten ihn und gaben ihn wieder der Sonne preis. Gingen und kamen und berührten ihn kalt wie die Geisterfaust, die damals in der Nacht seinen Knöchel umklammert hatte.

Er begann sich endlich auch selber anzuklagen. Torheit, daß er gegangen ist! Hat doch auf dem ganzen Weg gewußt und gefühlt, daß ihm nicht geholfen werden könnte, daß er gehe, um neues Gift in sich hineinzutrinken. Unbegreifliche Dummheit! Aufs neue faßt ihn die Wut. Und käme jetzt die Alte mit Wein und einer Gans zu ihm, er würde erst recht alles in Scherben schlagen.

Er schlägt mit seiner Schippe die dürren Äste von den Tannen, köpft Distelblumen und wirft nach den Vögeln, die im Geäste spielen und sich Liebes zuwispern. Warum hat er kein Gewehr, daß er ein paar Rehe erschießen könnte? Sie haben so schöne Augen. Er möchte eins in

Not und Weh brechen sehen. Die Sonne saugt Dünste auf. Die Luft ist schwül und schwer. Ein Gewitter wird kommen. Es liegt schon jetzt lastend auf Muskel und Nerv. Der Schläfer fühlt auf einmal eine große Müdigkeit. Die Zornader geht nieder. All sein heißes Blut hat ihm die Sonne aus dem Hirn gesaugt. Er legt sich ins Moos und schläft in Erschöpfung. Im Traum hört er Donner und Orgelklang. Das eine wie das andere schreckt ihn. Er schlägt die Augen auf und findet sich im Wald fern der Herde. Der Himmel ist umdüstert. Ferne Blitze zucken grüngolden durch das Gezweige. Wo ist sein Zorn? Er rollt die Augen, faltet die Stirn und krallt mit den Fingern. Aber der Zorn kehrt nicht zurück. Er ist der alte, gedrückte, scheue Mann, der vor sich selber ein Grauen hat. Sein Inneres ist zermartert und zerschlagen. Die Welt ist ihm zu weit, alles blickt auf ihn her, die zornigen Wolken, die wehenden Baumwipfel und die ganze Unendlichkeit des Äthers. Er möchte sich verkriechen und verstecken. Ach, wäre er doch bei seinem Karren! Er ist eng, dumpf, finster, verschlossen. Ach, könnte er doch hineinschlupfen!

Und er beginnt zu laufen und zu rennen; der Schweiß rinnt ihm über die Stirne. Immer zucken die Blitze und drohen die Donner. Aber das Wetter hat sich irgendwo im Fluß oder im Wald verfangen und bleibt dort stehen. Er rennt und rennt. Der Hund zeigt ihm den nahen Weg. Der hat gemerkt, daß es wieder der Heimat zugehe, und eilt freudig voraus. Wenn einer die beiden rennen sähe, sagte er, sie laufen vor dem Wetter. Aber das ist es nicht. Sie haben Heimweh. Die Herde kommt ihnen weit zerstreut entgegen. Die Schafe haben vor Hunger ausgebrochen und sind nach eigenem Gutdünken auf die Weide gegangen. Gut, daß der Schäfer zurück ist. Aber der sieht die Schafe kaum. Der Hund macht Ordnung, treibt sie ohne Geheiß zusammen und jagt sie in die Hürde. Der Schäfer vergißt sie zuzuschließen. Er hat nur eine Sehnsucht, der offenen Welt zu entschlüpfen und Dunkel und Bretter um sich zu haben. Er hastet durch das Türchen, schlägt es zu, kriecht in das Bett und zieht die Decken über sich hin, über Gesicht und Ohren. Er möchte nichts hören und sehen, sich selbst am wenigsten. Er ballt und kugelt sich zusammen und hat das Gesicht in dem muffigen Spreukissen vergraben. Draußen rollt majestätisch der Donner. Aber kein Regentropfen geht nieder. Das Gewitter ist unfruchtbar und ohne Segen. Die gehetzten und geängstigten Schafe schweigen. Unter dem Pferch schmatzt der Hund. Der Geruch der im Boden versickerten Fleischsäfte läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Er scharrt, schnuppert und schmatzt. Er ist hungrig.

Der Schäfer ist noch nüchtern. Er hat den langen Tag nichts gegessen — als dies einzige kleine, weiße Scheibchen. Er kann nichts

essen und spürt auch jetzt keinen Hunger. Er hat immer Brechreiz. Immer ekelt ihn. Er hat heute seine Schuld als etwas ganz Leibhaftiges und Greifbares gesehen. Er weiß jetzt, wie sie aussieht. Drum wütet er, wenn er nur an Speise und Trank denkt. Er kann nichts anderes denken, als nur den einen Moment, wo er heute darangegangen ist, seine Schuld anzufassen und aus dem Grabe zu ziehen, aus dem Munde auszuspeien. Da kam sie hervorgequollen . . . oh, er sieht sie! Und erlebt noch einmal und noch einmal den ganzen entsetzlichen Vorgang. Immer nur den einen Moment.

Wie er jene Tat im Kirchlein beichten will, da hat es auf einmal innerlich gesperrt. Denn der Eimer, den er da aus dem tiefsten Seelenschacht zog, war so übervoll. Er wollte nicht ans Licht. Der Atem ging ihm aus; die Zunge starrte. Denn er hat etwas Gräßliches gesehen. Es kam hervor wie ein alter, fetter Kadaver, ein längst ersäuftes Tier oder Untier, angeschwollen, aufgedunsen, blau und grau, schlammtriefend, ganz glänzend, räudig wie . . . ach, unsagbar. Groß und schwammig hing es über. Vergeblich machte er einen gewaltsamen Ansatz. Die Sinne vergingen ihm, er mußte das Ungeheuer wieder in die gluckende Tiefe sinken lassen, hinab bis zum tiefsten Bodensatz. Da liegt es nun wieder, fault und stinkt und verpestet ihm mit seinem atmenden Gift das Leben.

So deutlich hat er seine Schuld noch nie gesehen. Jetzt hatte die Schuld Körper und Form angenommen. Sie ist in ihm als ein Totes und Lebendiges zugleich. Die entsetzliche Vision seiner Vergehen treibt ihm den Schweiß aus allen Poren. Er setzt sich aufrecht auf sein Bett, zittert vor Angst. Draußen schmatzt der Hund, rollt der Donner. Dieses eklige Schmatzen. ‚Chasser, kusch dich!‘ Der Hund verkriecht sich in das raschelnde Stroh. Jetzt ist es ganz still. Nur der Donner hat noch das Wort. Und den Schäfer würgen seine Zwangsvorstellungen. Er rüttelt sich wach, fährt mit der Hand über die Stirne. Aber kaum sitzt er einen Augenblick still, dann scheint ihm die Zunge anzuschwellen. Aus dem Halse drängt es hervor zum Schlund, und die Augen müssen sehen, was innerlich in ihm vorgeht, und auf den Kadaver hinstarren. Was er da gebären soll, scheint größer, massiger als er selbst. Es ist eine übermenschliche Pein. Die übergroße Schuld ist durch den heutigen Gottesraub üppiger geworden und liegt dick gemästet in ihm.

Es wird ihm bang und schwül; die Enge, die er so sehnsüchtig gesucht, schreckt ihn. Er öffnet das Türchen, Odem der Nacht weht ihn an, abgekühlte, feuchte Luft. Der Mond gießt sein Licht über die Heide bis heran zur Wagendeichsel, auf der samtne Schatten, weich und voll vom vorspringenden Dach niederfließend, dem Silberstrom begegnen. Sternhell ist der Himmel, nur südwärts ziehen noch schwarze Wolkenballen.

Jetzt gelang es dem Schäfer endlich, wieder einen andern Gedanken zu fassen. Das Bild des Grauens schwindet, und ehe er weiß, warum und wie, steht eine Kindheiterinnerung vor ihm, gleich einem Engel, der sich in die Hölle verirrte. War das eine selige Freude gewesen! Es ist ihm damals gelungen, wirklich ein Geheimnis lange für sich zu bewahren. Die Stiefmutter hat von ihm nichts gewußt, kein Bube im Dorf ist daraufgekommen. Keine Seele hatte eine Ahnung. Nur die Frösche wußten es und die Vögel im Gebüsche und der liebe Sonnenschein. Wo der Moorbach in goldigen Sprüngen über bläulichen Lettengrund fließt, von Erlen umsäumt und Stufe um Stufe abwärts springend, Mulden und Höhlungen gräbt, da hatte er ein Wasserrad eingesetzt. Es plätscherte und rauschte und die dunkle Flut quoll in die Mulde mit so eigenem hohlem Klang. Dieses dumpfe, hohle Murren und Quirlen war eine Sprache, die er verstand. Er horchte stundenlang darauf hin, blickte auf das Wasserrad und genoß das seltsame Gefühl, das die Stimme des schwarzen Wassers in ihm weckte. Er meinte, es treibe eine Kurbel in seiner Seele. Dieser bloße Klang. Woher das kam? Warum die Freude an dem Moorbach? Jetzt weiß es der Schäfer. Er ist dem Moorbach verwandt. Auch in der Jugend ist er kein frisch blinkendes Wasser gewesen, zu dem man kam, um zu trinken, sondern ein dunkler, heimlich schleichender Moorbach, der unheimliche Höhlungen gräbt, wo immer er fließt.

Und da ist wieder der kalte Schatten, der durch Leib und Seele zuckt. Die Szenerie hat sich wieder verschoben. Ein düsterer Wald steht vor ihm. Er muß daran denken, wie wenig er im Augenblick seiner Judasvereinigung mit dem Herrn eigentlich gefühlt hatte. Er war dabei ganz ruhig gewesen. Es machte ihm keinen Schrecken.

Da ist immer ein ganz anderes Leben in ihm, wenn ein Gewitter losbricht. Zu ihm kommt Gott nur in Wettergewalten. Das schlägt gegen seine Seele und peitscht sie auf und zieht all seine Gedanken vor Gott, vor dem sie sich in ungeheurer Pein verbergen.

Der Pater hat von der Liebe gesprochen, die alles überwindet. Was Liebe! Was ist denn das, ‚Liebe‘? So recht hat er das eigentlich noch nie kennen gelernt. Als die Mutter ihm Liebes tat, hat er noch kein Bewußtsein besessen. Von Hölle und Strafe, von Feuer und Abgründen hätte er reden sollen. Das hätte in ihm Grund und Erdreich gefunden.

Denn solch einem Kadaver können nur blaue Blitze, schnaubende Stürme und der Gott der Vernichtung nahen.

Als schon die ersten Vogelstimmen erwachen, schläft er ermattet ein und genießt ein Stündlein der Ruhe. Elend und verschlagen erhebt er sich, als das Blöcken der Herde laut wird. Entsetzlicher Hunger quält ihn. Kaum kann er sich auf den Füßen aufrecht erhalten. Er könnte

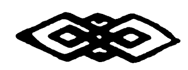
sein Messer in eines der Schafe bohren, um sich durch einen Trunk Blut zu stärken. Aber wenn er denkt, daß die Ketter mit ihren Tiegeln zu ihm komme, dann faßt ihn die Wut. Er könnte ihr das Messer in den Leib rennen.

Die Ketter kommt nicht. Ein Bube kommt vorsichtig gesprungen, setzt am Waldrand die Tiegel nieder und springt wie ein Hase davon. Er ist ein frischer und flinker, sonst hätte er sich nicht hergetraut. Und von dem Pudel ist ihm wohlweislich nichts erzählt worden.

Der Schäfer hält heute gierig Mahlzeit. Er schlingt alles in sich hinein und hat doch nicht genug. Ihm fehlt noch etwas. Jetzt weiß er auch, was es ist. Trinken möchte er. Etwas, was die toten Lebensgeister wieder aufweckt. Lange dürstet er nach Betäubung. Da kommt der rote Jäger. Er bringt den ersehnten Schluck mit. Der Schäfer sieht schrecklich aus. Er ist eingefallen und hager. Der rote Jäger hat gute Augen. Er kennt sich rasch aus. ‚Hast auch die große Krankheit mitgemacht', sagt er und deutet mit dem Finger zum Münster wie damals. Der Schäfer nickt. ‚Ich auch,' grinst er dann. ‚Gesundheit, Prost, Bruder!' Die Flasche gluckst und gluckst. Die Zwei trinken sie leer.

Da erfährt der Schäfer, was in solch einer Flasche für köstliche Medizin gegen derlei Ängsten verborgen liege. Die will er jetzt fleißig benützen. Vielleicht hilft das. Auch die höhnische Überlegenheit des Jägers hat ihm gefallen. ‚Und zur Kirche gehe ich nimmer, und wenn mir die Ketter sieben Himmel verspricht und zehn Gänse', knirschte er.

(Schluß folgt.)

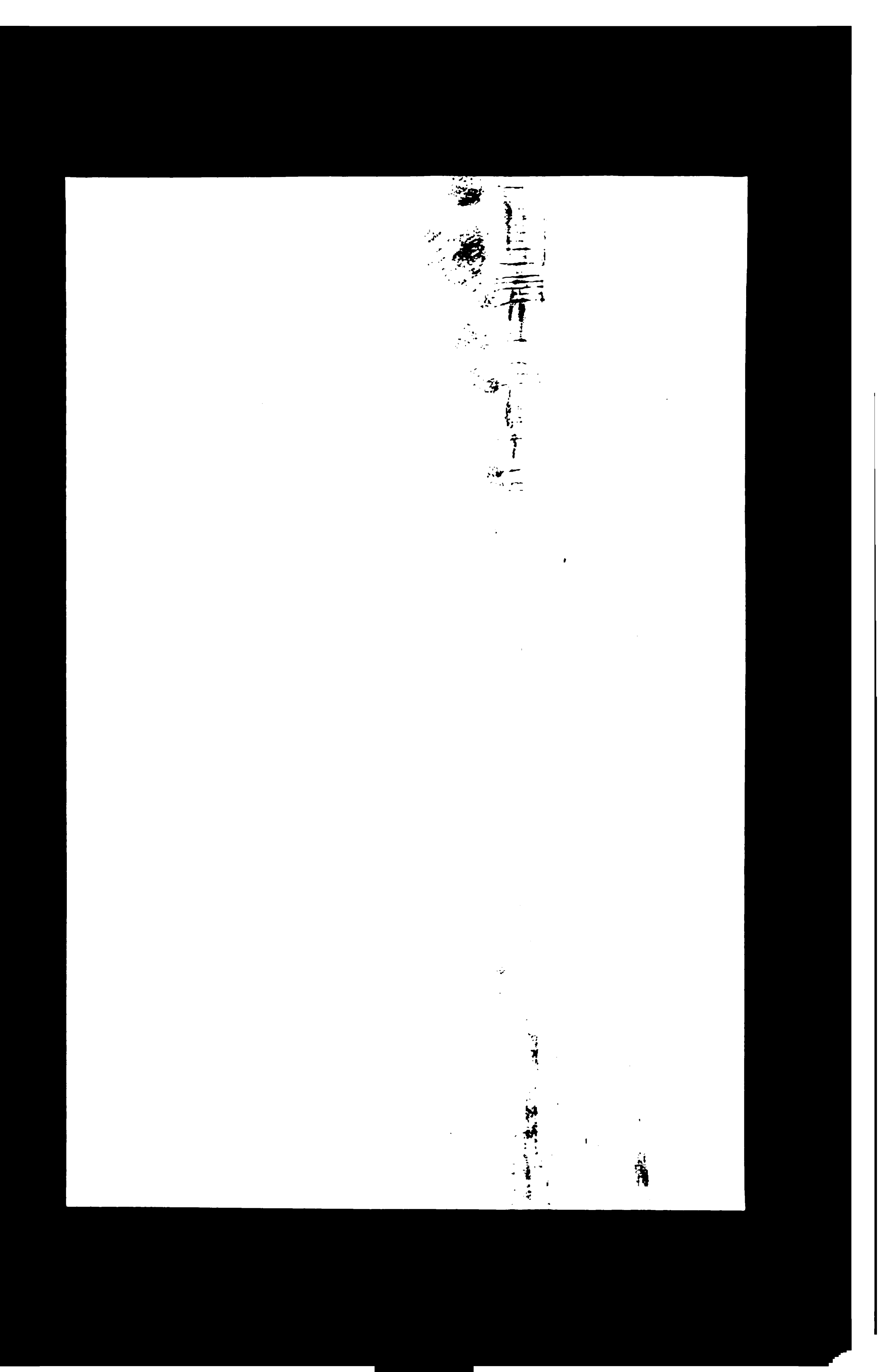


Blaise Pascal. (Zu seinem 250. Todestage, 18. August 1662.)
Von M. Laros

Es gab einen Menschen, der als Zwölfjähriger mit Hilfe von geraden und krummen Linien die Mathematik erfand; als Sechzehnjähriger die gelehrteste Abhandlung über die Kegel schrieb, die man seit dem Altertum gelesen; der mit 19 Jahren eine Wissenschaft, die einzig im Verstande besteht, zu einer Maschine umschuf; der mit 26 Jahren die Erscheinungen des Luftdrucks nachwies, und einen der großen Irrtümer der alten Physik beseitigte; der in jenem Alter, wo andere Menschen kaum zum Bewußtsein kommen, bereits den Kreis menschlicher Wissenschaften durchlaufen hatte und, von ihrer Eitelkeit überzeugt, sich mit seinen Gedanken der Religion zuwandte; der seit jenem Augenblick bis zu seinem Tode, welcher ihn im 39. Jahre ereilte, immer krank und leidend, der Sprache Bossuets und Racines ihr endgültiges Gepräge gab und das Muster vollendetster Scherzrede wie gedrängtester Beweisführung und geschlossenster Entwicklung aufstellte; der endlich zur Erholung in den Zwischenpausen seiner Krankheiten eines der schwierigsten Probleme der Geometrie löste und Gedanken aufs Papier warf, welche ebensoviel vom Gott als vom Menschen haben. — Und dieses erschreckende Genie nannte sich Blaise Pascal' (Chateaubriand).

Wenn wir heute, ein Vierteljahrtausend nach seinem Tode, an die fast unübersehbare Literatur herantreten, um ein objektives Bild von ihm zu gewinnen, so ist es nicht in erster Linie das historische Interesse an diesem Genie, an dem großen Mathematiker und Physiker, an dem scharfsinnigen Philosophen, an dem faszinierenden Schriftsteller und Polemiker, oder an dem tiefgreifenden Einfluß, den dieser Mann auf die europäische Kulturwelt ausgeübt hat und zur Stunde noch ausübt; was wir an Pascal suchen und studieren, ist in erster Linie der Mensch, sein Werden und Wachsen, sein Wollen und Streben, wie er, stets von den größten körperlichen Schmerzen gepeinigt, dennoch klar und mutig mit den Problemen seiner Zeit gerungen und eine überzeitliche, allgemein-menschliche Lösung versucht hat, und besonders, wie er die Grundfragen des Menschenlebens bis in die Tiefen erfaßt und sein inneres religiöses Leben danach gestaltet hat. Was wir wollen, ist nicht Wissen, sondern Leben, tiefes, religiöses Leben, ein Geistesleben, das die ganze Fülle der Erscheinungswelt umfaßt und doch in gerader Linie in die Ewigkeit hineinwächst, — und einen Beitrag zu solchem Leben hoffen wir bei Pascal zu finden. Der Mathematiker, Physiker, Philosoph, Theologe, Polemiker und Schriftsteller ist uns dabei natürlich nicht gleichgültig; gerade durch diese vielseitige, tiefdringende Geisteskraft ist sein Innenleben für uns von besonderem Interesse; darum ist er uns eben — Pascal, und deshalb müssen auch die einzelnen Seiten mit kritischer Sonde zur Darstellung kommen; aber nur insoweit, als dadurch ein Einblick in die Gedankenwelt und das Seelenleben des Mannes gewonnen wird.

Insbesondere ist es nicht in erster Linie der Verfasser der ‚Kleinen Briefe', wenigstens nicht nach ihrer inhaltlichen Seite, der uns hier interessiert, obwohl Pascal in der großen Menge der Gebildeten fast nur aus diesem Werke be-



kannt ist. Wir sind heute davon überzeugt, daß sich Moral und Kasuistik nicht ganz voneinander trennen lassen, daß es auch eine stoische und Kantsche Kasuistik gibt, und daß die kirchliche in vielem einwandfreier ist als die des Staates; was aber das Gnadenproblem betrifft, so wissen wir ein für allemal, daß keine Spekulation hierbei bis auf den Grund dringt, sondern daß nur die Betrachtung des Lebens und das Studium religiöser Seelen uns zu einer praktischen Lösung führen können; schließlich haben wir auch aus dem Vergleich der Quellen gesehen, daß Pascal sowohl die Moral der Jesuiten als auch die Gnadenlehre des hl. Augustinus zum Teil mißverstanden und, durch zweifelhaftes Material irregeleitet, im heißen Kampfe der Provinzialbriefe nicht immer richtig dargestellt hat. Dennoch liegt in dieser Darstellung eine unvergängliche Kraft, die sie besonders der formellen Vollendung, dem glanzvollen dramatischen Stil verdankt, der nur in den theologischen Streitschriften Lessings eine Parallele hat.

Uns interessiert heute mehr der Inhalt eines nachgelassenen Werkes, das uns vor allem den Lebensphilosophen, den religiösen Denker und Praktiker enthüllt, und zwar um so klarer, als sich gerade in den unvollendeten und hingeworfenen Gedanken, die für keine Veröffentlichung bestimmt waren, die lebendige Seele am unmittelbarsten und tiefsten ausspricht. ‚Pascal, admirable écrivain quand il achève, est peut-être encore supérieur là où il est interrompu.'*

Den Hauptgrund für unser Interesse an Pascal sieht Eucken in einer Parallele zwischen der Geisteslage seiner und unserer Zeit. Pascals schöpferische Tätigkeit fällt in die Jahre, als die ersten Ideen der Aufklärung wie ein Frühlingssturm durch die französische Kulturwelt brausten, und eine geistige Auferstehung zu verkünden schienen, die das Angesicht der Erde erneuerte. Die Grundüberzeugung dieser Bewegung war vor allem die Autonomie der Vernunft, der Glaube, daß die ganze Wirklichkeit, Sinnliches und Übersinnliches, sich von der menschlichen Vernunft umspannen und durchdringen lasse, und daß in Wahrheit die Vernunft das Maß aller Dinge sei. Es liegt auf der Hand, daß diese Überzeugung sich mit besonderer Schärfe gegen die überkommene Religion richten mußte, und alles an ihr zu beschneiden suchte, was über die Einsichten und Begriffe der damaligen Vernunft hinausging. Andererseits traf diese Bewegung die französische Kirche gerade im Zeitpunkt ihrer vollen Verweltlichung. Es genügt, nur die beiden Namen Richelieu und Mazarin zu nennen, die in ihrer Politik ein noch robusteres Gewissen hatten als der von mancher Seite so sehr angefochtene Schöpfer des Deutschen Reiches, und dennoch Kardinäle der Kirche Christi waren. Nur durch diesen Mangel an Flüssigmachung der christlichen Wahrheiten und an dem lebendigen Beispiel wahrhaft religiöser Naturen konnte die Bewegung so hohe Wellen schlagen und die ernstesten Geister in ein Dilemma treiben, in dem sie zwischen Kirche und Kultur wählen mußten. Pascal hat diese Gedankenmassen von beiden Seiten bewußt mit aller Schärfe auf sich einstürmen lassen: Er war religiös bis zum Quietismus und zugleich selbst ein Führer der neuen wissenschaftlichen

---

* Sainte-Beuve: Port-Royal, Paris 1867, III, 464.

Methode. Die Art und Weise, wie er diesen Widerstreit gelöst und eine Synthese gefunden hat, die beide ungebrochen und unverfälscht in sich vereinigt, macht ihn uns zu einem anziehenden Typus des religiösen Lebens, der gerade für unsere Zeit eine besondere Bedeutung gewinnt. ‚Auch wir befinden uns inmitten großer Gegensätze, auch wir haben mit einer intellektualistischen Verflüchtigung des Lebens einerseits, mit einer naturalistischen Veräußerlichung andererseits zu kämpfen, auch wir können solchen Gegensätzen nur überlegen werden durch ein Zurückgehen auf unser geistiges Selbst, durch eine gründliche Verstärkung unseres Innenlebens, die nie durch ein bloß subjektives Pathos, sondern nur durch ein mutiges Ergreifen weiterer Tiefen der Wirklichkeit erfolgen kann. Muß uns nun alles willkommen sein, was uns in diesem schweren, aber aussichtsreichen Kampfe unterstützen mag, so sei auch Pascal als ein Bundesgenosse begrüßt und freundlich gewürdigt.‘ *

I. (1623—46).

Pascal stammt aus einer alten Juristenfamilie in der Auvergne, die durch Ludwig XI. (um 1478) zur Belohnung für die Verdienste Stephan Pascals als ‚Maître des requêtes‘ geadelt worden war, aber anscheinend niemals in die Kreise der ‚noblesse d'épée‘ gekommen ist, sondern der einfachen bourgeoisie näher stand, und später ihren Adelstitel freiwillig aufgegeben hat. Der Vater Pascals, ebenfalls Stephan mit Namen, bekleidete die Stelle eines Parlamentsrates und 2. Präsidenten am ‚cour des aides‘ (für indirekte Steuern) in Montferrand, der 1630 nach Clermont verlegt wurde, und hatte sich 1618 mit Antonie Bégon vermählt, die ihm sechs Kinder schenkte; nur drei blieben am Leben: Gilberte (3. Januar 1620), die spätere Madame Périer, welche das Leben ihres Bruders geschrieben und neben ihrer Tochter Margarete die Hauptzeugin für seine Lebensumstände geworden ist, Blaise (19. Juni 1623), der den Namen der Familie so berühmt gemacht hat, und Jacqueline (4. Okt. 1625), die spätere ‚Soeur Euphemie‘, die ihrem Bruder geistig am nächsten stand und auf ihn auch den größten Einfluß ausgeübt hat.

Über die Vermögenslage der Familie haben wir keinen näheren Nachweis; jedoch deutet die Tatsache, daß der Vater 1631 seinen lukrativen Posten aufgab, um zu privatisieren und ausschließlich der persönlichen Erziehung seiner Kinder zu leben, darauf hin, daß er in guten Verhältnissen und ein unabhängiger Mann war. Später jedoch scheinen die Umstände sich geändert zu haben. Der Briefwechsel berichtet nämlich von Differenzen zwischen Blaise und Jacqueline über Geldfragen, weil jener, einer Abmachung gemäß, von dem Vermögen, das die Schwester mit ins Kloster nehmen wollte, noch eine Summe für sich behalten sollte, um standesgemäß leben zu können; die ‚Mère Agnes‘ gibt zu, daß ihm nicht genug dazu geblieben sei, und Gilberte erzählt, daß er nur wenig mehr besitze und daß seine Ausgaben seine Einnahmen öfters überstiegen. Aber in seiner Jugend lebte er sicher in den besten Verhältnissen, und es mag sein, daß die späteren Geldnöte zum größten Teil daher kamen, daß

* Blaise Pascals ‚Gedanken‘ (v. Bruno v. Herber-Rohow, E. Diederichs, Jena 1905); Einleitung v. Eucken S. XV.

er die Gewohnheiten seiner Jugend fortsetzte, auch nachdem das Vermögen geteilt und durch lange und kostspielige Krankheiten stark zusammengeschmolzen war.

In religiöser Beziehung war die Familie Pascals, wie überhaupt die ‚riche bourgeoisie' und die ‚noblesse de robe', ernst gläubig, mit liberalem Einschlag, d. h. den spezifisch römischen Tendenzen des sogen. Ultramontanismus besonders abgeneigt. Guy-Patin charakterisiert diese Richtung kurz folgendermaßen: ‚Ihre Religion war solid, ihre Frömmigkeit ernst, ihr Herz christlich, aber ihre Sprache frei und absichtlich kühn.' ‚Die Religion war ihnen ein Sonntag neben sechs Wochentagen' (Michaut). Aus dieser religiösen Stellung ist der beharrliche Widerstand zu verstehen, den der Vater dem Eintritt Jacquelines ins Kloster bis zu seinem Tode entgegensetzte; Frömmigkeit und Gesellschaftsleben lassen sich in seinen Augen sehr wohl miteinander vereinigen, und er meint, wenn man das eine allein pflege, müsse das andere verkümmern, und so könne eine Reihe wichtiger Anlagen im Menschen nicht zur Entfaltung gelangen. Man sieht eine Anschauung der Aufklärung, die das Leben stets auf eine mittlere Linie bringen will, und praktisch leider nur zu oft recht hat.

Der wichtigste gesellschaftliche Verkehr war für Pascals Vater und bald auch für den Sohn der Kreis um P. Mersenne, den Intimus Descartes', der allwöchentlich einige Freunde von der verschiedensten Geistesrichtung zu Gesprächen über Philosophie, Mathematik, Physik usw. bei sich vereinigte.* Wahrscheinlich stammt aus diesen philosophischen Abenden das Prinzip Stephans über die reinliche Scheidung von Vernunft und Glauben, das zwar schon bei Montaigne eine große Rolle spielt, bei Descartes aber zu einem der Fundamentalsätze seiner Philosophie geworden und auch in die Weltanschauung Pascals übergegangen ist. ‚Alles, was Gegenstand des Glaubens ist, kann nicht Gegenstand der Vernunfterkenntnis werden und noch viel weniger ihr unterworfen sein.' Das darf natürlich nicht im Sinne Schleiermachers als getrennter Haushalt von Verstand und Herz gefaßt werden, als ob sich Wissen und Glauben widersprechen könnten; aber im Prinzip ist darin doch die Freiheit der Wissenschaft ausgesprochen, die man allerdings auch ruhig zugeben konnte, solange die Wissenschaft nicht eine bedrohliche Größe erlangt hatte und praktisch die Religion doch das zuletzt Entscheidende war.

Wie sehr die Familie mit beiden Füßen auf dem Boden des Glaubens der damaligen Zeit stand, geht aus der Erzählung Marg. Périers hervor, daß der Vater allen Ernstes an Zauberei geglaubt habe, und Blaise Pascal selbst scheint nach den ‚Pensées' von diesem Wunderglauben nicht ganz frei geblieben zu sein**.

Politisch war der Vater den Demokraten zuzuzählen; wir hören wenigstens von einem scharfen Angriff auf die Regierung, die wegen des unglücklichen Krieges gegen Spanien die Rathausrenten in Paris, wo Stephan

* Aus dieser privaten Vereinigung ist später die ‚Académie des sciences' entstanden.

** Ausgabe von Michaut 422, 773; Brunschwicg 817, 818.

auch sein Vermögen deponiert hatte, herabzusetzen gezwungen war. Seine Freunde wurden deswegen in die Bastille geworfen, und auch er wäre diesem Schicksal nicht entgangen, wenn er sich nicht rechtzeitig durch die Flucht in Sicherheit gebracht hätte. Später wurde er durch die Fürbitte Jacquelines, die vor Richelieu in einer Komödie mitgewirkt und den Kanzler so entzückt hatte, daß er versprach, ihr jeden möglichen Wunsch zu gewähren, wieder zurückgerufen. Verdächtig blieb er aber doch immer, wie auch in seinem Herzen die Opposition nie ganz gewichen ist. Und Blaise Pascal scheint diesen Geist geerbt zu haben; denn auch er ist zeitlebens ein Gegner des Absolutismus gewesen und hat in seinen geheimen Papieren recht bissige Bemerkungen über Königtum und Hofleben gemacht, besonders seitdem Ludwig sich gegen Port-Royal ausgesprochen hatte.

Das größte Unglück für die Kinder war, daß die Mutter bereits 1626 (28 Jahre alt) starb und somit die ganze Erziehung in die Hände des Vaters gelegt wurde. Dieser hat zwar seine Aufgabe mit rechtem Ernste erfaßt und ihr die ganze Kraft seines Lebens gewidmet; aber er hat das weibliche Element der Erziehung nicht ganz zu ersetzen vermocht, und bei Blaise ist dieser Mangel besonders fühlbar geworden. Er kennt nicht die heiteren Spiele der Jugend, das Lachen und Tollen, das Toben und Umherstreifen, das den Kindern eine gesunde Kraft für die Kämpfe des Lebens geben soll; der Vater ist vielmehr nur bestrebt, Musterkinder zu erziehen, leitet den Unterricht nach eigenen Rezepten und pflegt naturgemäß am meisten die intellektuelle Ausbildung. Daher eine außergewöhnliche Frühreife, welche die Bewunderung der Gesellschaft erregte, aber auch ein düsterer Ernst, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Er selbst bezeichnet es als eine Eigentümlichkeit männlicher Härte, daß sie ‚nach außen schroff und unnahbar, innerlich aber weich wie Wachs ist und eben über die äußere Härte in Tränen zerfließt, wenn die Seele mit sich und ihrem Gotte redet‘. Pascal hat sich mit diesen Worten selbst am besten charakterisiert, und er ist es gewesen, der an diesem inneren Zwiespalt am schwersten getragen hat. Bei der ganzen Beurteilung seiner Lebensauffassung darf eben dies nicht übersehen werden, daß er nach unseren Begriffen eigentlich keine Jugend gehabt, d. h. des ersten und wichtigsten Sonnenscheins im Leben entbehrt hat. Es ist charakteristisch für ihn, wie er über die Jugendzeit denkt: „Ich möchte das Leben erst vom Erwachen der Vernunft oder besser von ihrer ersten tiefen Erschütterung an rechnen; vor dieser Zeit ist man ein Kind, und ein Kind ist kein Mensch.‘*

Genau gesehen, kann man die Ausbildung des Knaben nicht sehr vielseitig nennen. Von den Alten liest man bei ihm nicht viel, u. z. weniger von den Griechen als von den Lateinern (griechisch und italienisch konnte er überhaupt nur soviel, daß er den Urtext mit einer Übersetzung vergleichen konnte) und diese nur, soweit sie bei Montaigne vorkommen, den einzigen Epictet ausgenommen; auch von der französischen Literatur kennt er, nach seinen Schriften zu schließen, außer seinem Lieblingsschriftsteller Montaigne nur dessen

* Discours sur les passions de l'amour.

Schüler Charron, du Vair und einiges von Corneille, mit dem die Familie in Beziehungen stand, sowie von Racine, der damals am literarischen Himmel seinen Aufstieg begann. In Philosophie und Theologie nennt ihn einer seiner wärmsten Verehrer, der Oratorianer Thomassin ‚si intelligent, mais si ignorant', auch Nicole schätzt, vielleicht von seinem einseitigen jansenistischen Standpunkte aus, sein philosophisch-theologisches Wissen ziemlich gering ein, und nach Ausweis der ‚Provinciales' und ‚Pensées' hat er in der Tat wenig philosophische oder theologische Werke gekannt oder studiert. Für die Unmittelbarkeit seines religiösen Lebens und Denkens ist das sicher von Vorteil gewesen; aber für theologische Kämpfe genügte es nicht; dazu bedurfte es eines reichen positiven Wissens, und was die Freunde in Port-Royal ihm dabei in letzter Stunde an Material zusammensuchten, konnte unmöglich so durchgearbeitet werden, daß er über der Sache stand. So liegt das Schicksal der Provinzialbriefe zum Teil schon in der väterlichen Ausbildung begründet.

Desto eifriger aber beschäftigte er sich in der ersten Periode seines Lebens mit dem Studium der Mathematik und Physik. Darin lag seine Stärke. Der Vater wollte anfangs den Knaben nicht vor dem 15. Jahre in die Probleme dieser Wissenschaft einführen, bis er die Sprachen völlig beherrsche, gab ihm deshalb auf seine Fragen keinen Bescheid und verbot ihm sogar, sich damit zu beschäftigen. Aber eines Tages findet er den Knaben im Spielzimmer, auf dem Boden sitzend, über Figuren gebeugt, am 32. Satz des Euklid,* den er, wie die vorhergehenden Sätze, der Reihe nach aus sich selbst gefunden hatte.

Der Knabe wurde früh in den Kreis des P. Mersenne eingeführt und überraschte eines Tages (16 Jahre alt) die Gesellschaft mit einer ‚Abhandlung über Kegelschnitte'. Die Anregung dazu verdankt er nach eigenem Geständnis Desargues, aber die Ausführung war derart, daß Descartes nicht glauben wollte, daß sie von ihm stamme, und daß Leibniz, dem sie auch zugeschickt wurde, dringend bat, sie zu veröffentlichen, da man seit dem Altertum nichts so Hervorragendes über das Thema gelesen habe.

Bald darauf wurde der Vater nach dem sog. Barfüßer-Aufstand zur Regelung der Steuerverhältnisse nach Rouen berufen. Die Wiederherstellung der Akten war zum Teil eine geistlose, eintönige Arbeit, bei der sich die Rechnungen mechanisch wiederholten, und so sann Blaise zur Unterstützung des Vaters nach, ob sich nicht eine Rechenmaschine konstruieren lasse, welche die Arbeit viel schneller und sicherer ausführe. Ein Plan war schnell gefunden, aber die Herstellung eines befriedigenden Modells, das richtig, schnell und leicht funktionierte und auch gut transportabel war — er versuchte mehr als 50 Modelle —, dauerte 2 Jahre**. 1649 erhielt er auf seine Erfindung das Patent, und 1650 dedizierte er ein Exemplar der Königin Christine von Schweden.

---

* Summe der Winkel eines Dreiecks = 2 Rechte. Vgl. den etwas umständlichen aber interessanten Bericht der Schwester in ihrer Vie de Blaise Pascal, kritische Ausgabe in: Oeuvres de Blaise Pascal suivant l'ordre chronologique par Brunschvicg et Boutroux. Paris 1708. I. Série t. I. p. 37—121.

** Weil die Kriege des Königs enorm viel Geld kosteten und die ärmeren Klassen

Der Dedikationsbrief ist in so überschwenglichem Stil gehalten, daß Kreiten die Vermutung nahelegt, Pascal habe sich mit dieser Arbeit an dem schwedischen Königshofe Eingang verschaffen wollen, weil gerade damals durch den Tod seines Landsmannes Descartes (11. Februar 1650) ein ehrenvoller Posten erledigt war. Ein Brief des Leibarztes der Königin, Bourdelot, deutet ziemlich deutlich darauf hin: ‚Sie sind eines der Genies, welche die Königin sucht.‘

II. (1646—49.)

In diese Zeit fällt seine sogenannte ‚erste Bekehrung‘, wie die Jansenisten den damals eintretenden engern Anschluß an die Religion genannt haben. Im Januar 1646 war der Vater auf dem Eise gefallen, hatte ein Bein gebrochen und zur Heilung die als Operateure berühmten Ärzte de la Bouteillerie und des Landes aus Rouen herangezogen. Aber weil die Heilung nicht glatt vonstatten ging, mußten sie drei Monate im Hause Pascals bleiben, lasen dort ihre Lieblingsschriftsteller: Jansenius ‚Über die Reform des inneren Menschen‘*, Arnauld ‚Die öftere Kommunion‘, Saint-Cyran ‚Geistliche Briefe‘ u. a., gaben die Bücher den Hausbewohnern in die Hand, und was die Lektüre nicht vermochte, ersetzten sie durch mündliche Belehrung und Unterhaltung. Die Familie Pascals war damit zum ersten Male an die Quellen der Geistesrichtung gekommen, die für das ganze Leben der Kinder entscheidend werden sollte. —

Das Wesen des Jansenismus läßt sich in zwei Hauptsätze zusammenfassen, die seine ganze Geschichte erklären: Die menschliche Natur ist durch die Erbsünde so verdorben, daß sie weder mit dem Verstande die Wahrheit erkennen, noch mit dem Willen das Gute lieben und vollziehen kann; dieser furchtbare Verlust kann nur mehr durch die übernatürliche Gnade der Erlösung ersetzt werden, die Gott nach freiem Ermessen (Michaut sagt ‚nach seiner Laune‘) austeilt, wem er will, und durch deren Gewährung oder Verweigerung er zur ewigen Seligkeit oder Verdammnis prädestiniert, wen er will. Praktische Folge für den Menschen ist es darum, daß er sich ganz von der gefallenen Natur

---

unmöglich höhere Steuern aufbringen konnten, wurde allgemein das Prinzip der ‚Solidarité‘ eingeführt, nach dem die Reichen zu ihrer Steuerquote noch die der Armen hinzuzahlen mußten. Eine Beschwerde der Bedrohten beim Parlament in Rouen und am ‚Cour des aides‘ gab diesen Recht, und als die Durchführung des Prinzips dennoch gesteigert wurde (immer mehr Arme wurden zahlungsunfähig), scharten sich die Reichen unter der Führung eines Radikalen mit dem ironischen Beinamen ‚Jean va-nu-pied‘ zusammen und leisteten den Vollziehungsbeamten bewaffneten Widerstand. Wie fast immer bei solcher Selbsthilfe des Volkes wurde die gerechte Notwehr überschritten; man wollte überhaupt keine Steuern mehr zahlen und zerstörte zu diesem Zwecke alle erreichbaren Kataster und Heberollen. Eine kleine Militärmacht unter der Leitung des furchtbaren Haudegen Gassion warf den Aufstand nieder, aber für den Staat erwuchs die schwierige Aufgabe, Kataster und Steuerverzeichnisse wieder neu herzustellen, und Richelieu bestimmte dafür den Rädelsführer der Rentnerbeschwerde in Paris.

* Diese Schrift soll nach den Historikern des Jansenismus einen besonderen Eindruck auf Pascal gemacht haben, und Giraut sagt, sie sei die beste Erklärung der ‚Pensées‘.

abwende und der Übernatur, der Gnade, Gott selbst anhange, d. h. daß er sich ‚bekehre'*.

Blaises Körper war von Jugend auf schwach und durch allzufrühes und angestrengtes Studium sehr entkräftet; damals aber war er vollständig ruiniert, fast ganz gelähmt, so daß er nur zeitweise auf Krücken gehen konnte**. Es liegt auf der Hand, daß jene Anschauungen auf seinen grüblerischen Geist in diesem Zustande wie eine Offenbarung wirken und ihn im Angesichte des Todes zu einem engen Anschluß an die Religion treiben mußten. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er sein berühmtes ‚Gebet um guten Gebrauch der Krankheiten', eine glänzende Theodizee des Leidens, die, abgesehen von dem jansenistischen Einschlag, noch heute zu dem Besten gehört, was über dieses dunkle Problem geschrieben worden ist. Pascal faßt das Leiden zunächst mit stoischer Ruhe als ein unabwendbares Schicksal auf, aber er sieht darin die Schickung eines Vaters, der seine Kinder dadurch näher an sich heranziehen will; die Leiden sind ihm eine Leiter, auf der er zu geistiger Freiheit und Reife emporsteigt, oder Bausteine, aus denen er sich eine Brücke über sich selbst hinaus ins ewige Leben baut, und darum bittet er im Sinne der hl. Theresia um noch mehr Leiden, weil er dadurch sich innerlich wachsen fühlt und die ‚Freiheit der Kinder Gottes' verstehen lernt. So ist ihm das Christentum eine positive Überwindung des Leidens, ein inneres Lachen und Aufjubeln im Sinne des hl. Paulus und des Armen von Assisi, der aus der Tiefe der Meditation die Wundmale des Herrn an seinem Leibe trug.

Diese Beseligung machte ihn in der Liebe zu den Seinen zum Apostel. Obwohl in den besten Jahren, von Freiern umschwärmt und zugleich selbst gern verehrt, folgte Jacqueline zuerst dem Beispiel des Bruders, dann kam der Vater und schließlich auch Gilberte, die seit 1641 mit ihrem Vetter Florin Périer, Landgerichtsrat in Clermont, verheiratet war.

Der Eifer des Neophyten trieb ihn sogar über die eigene Familie hinaus zu einer Handlung, die ihm sehr übel ausgelegt worden ist, aber billigerweise nur aus jansenistischer Anschauung heraus beurteilt werden darf. (Februar bis April 1647.***) Jacques Forton, genannt frère Saint-Ange, ein ausgesprungener Kapuziner, war in Rouen vor jungen Leuten öffentlich aufgetreten und hatte u. a. gelehrt, daß die Geheimnisse des Christentums sehr wohl durch die bloße Vernunft erkannt werden könnten, und daß die Offenbarung nur dazu da sei, um faulen und beschränkten Köpfen nachzuhelfen. Diese und ähnliche Behauptungen liefen gerade damals Pascals Anschauungen über die Verderbtheit der menschlichen Natur, die seit dem Falle Adams für Wahr-

---

* Welchen spezifischen Sinn dieses Wort im Sinne der Jansenisten hatte, siehe einige Zitate aus Saint-Cyran bei Sainte-Beuve: Port-Royal II. 477—81.

** Seine Schwester schreibt 1646: ‚Seit 15 Jahren hat er keinen Tag ohne heftige Schmerzen gehabt.'

*** Am schärfsten angegriffen von Victor Cousin: Études sur Pascal, 5e éd. 1857 p. 343—388, übermäßig entschuldigt bei Maynard: Pascal, sa vie et son caractère, Paris 1850, t. I, p. 30—44.

heit und Güte überhaupt unfähig sei, schnurstracks zuwider, und so ließ er sich hinreißen, dem Erzbischof von Rouen Anzeige zu erstatten. Die Schwester gibt als Grund an, daß er den Urheber der Irrlehre habe bekehren und dessen Einfluß auf andere junge Leute brechen wollen. Eine seltsame Ironie des Schicksals hat später durch denselben Eifer aus dem Verfolger einen Verfolgten gemacht.

In Paris sprach man damals sehr viel von den glänzenden Predigten des P. Singlin, des Beichtvaters der Einsiedler und der Nonnen von Port-Royal; Blaise und Jacqueline besuchten diese Predigten regelmäßig und traten auch in Beziehungen zum Kloster, so daß Jacqueline ernstlich Lust zeigte, einzutreten, und sich nach dem Tode des Vaters (24. September 1651) nicht länger zurückhalten ließ. Blaise ist in seinen Briefen an Gilberte voll des Lobes über den Ernst und die Tiefe des religiösen Lebens in diesem Kreise und teilt größtenteils auch dessen Ansichten*. Die Welt ist ihm der natürliche Gegenstand menschlicher Laster; man dürfe sie nicht lieben, ohne Gott zu mißfallen, sich selbst zu schädigen und zu entehren. ‚Alles im Menschen ist verabscheuungswürdig.' Das einzige Mittel, zu Gott als dem Zentrum unseres Lebens zu gelangen, ist, von ihm innerlich bewegt zu werden, und der einzig richtige Weg zur Vollkommenheit ist das Klosterleben**. Auch der ‚Brief über den Tod' beim Ableben des Vaters ist ganz von demselben Geiste getragen.

Nur in einem Punkte konnte er sich nicht zu den Ansichten von Port-Royal ‚bekehren': über die Fähigkeit der Vernunft in der Erkenntnis der natürlichen Dinge; der Mathematiker und Naturwissenschaftler war noch zu stark in ihm; Mme. Périer und ihre Tochter stellen es zwar so dar, als ob er sich ganz von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zurückgezogen habe und vertauschen deshalb mehrfach die Daten der einzelnen Arbeiten; aber sie verwechseln die erste mit der zweiten ‚Bekehrung'. In das Jahr 1648 fallen seine Hauptarbeiten über die Schwere der Luft; 1647 ließ er durch seinen Schwager die berühmten Versuche auf dem Puy-de-Dôme anstellen, welche seine a priori gefaßten Theorien aufs glänzendste bestätigen, hatte wissenschaftliche Diskussionen mit Descartes, veröffentlichte ‚Neue Versuche über das Leere' und führte über das gleiche Thema eine scharfe Polemik gegen den Jesuitenpater Noël.

Es ist ergreifend, mit welchem Mut der junge 24jährige Mensch mit seinem Schicksal gerungen hat. Von Schmerzen gequält, nicht einmal imstande, selbst die Feder zu führen, und von seiner Schwester zeitweise wie ein Kind geführt, geht er neben der tiefsten religiösen Meditation mechanischen Problemen nach, welche vielfach die physikalischen Anschauungen der Vorzeit über den Haufen warfen, und zwar nicht mit dem Ungestüm eines Anfängers, sondern mit der Ruhe und Exaktheit des modernen Forschers. Wir sind in der Lage, diesen Zusammenstoß der alten und neuen Naturanschauung und Forschungsmethode im einzelnen zu verfolgen, und es ist für den Forscher selbst höchst charakteristisch, mit welcher Vorsicht er in dem praktischen Nachweis der bei ihm längst

* Vergleiche die begeisterten Briefe aus dieser Zeit bei Cousin.

** Briefe aus dem Januar, April, November 1648.

feststehenden Vermutung Punkt für Punkt untersucht und keinen Schritt vorwärts tut, bis er sicheren Boden unter den Füßen hat.

Angeregt wurde er durch die Mitteilungen des P. Mersenne und des Kartesianers Petit, eines geschickten Experimentators, über Versuche, die in Italien in bezug auf die ‚Luftleere' gemacht worden seien; den Namen Torricellis und seine Erklärung kannte er nicht. Pascal wiederholte mit seinen Freunden die italienischen Versuche, stellte selbst neue an, konstruierte dazu die verschiedensten Röhren und schloß die Beschreibung dieser neuen Versuche mit den Worten: ‚Da ich bewiesen, daß keine der uns bekannten hinfälligen Materien den scheinbar leeren Raum füllen, so urteile ich bis zum Beweis von dem Dasein und der Natur jener die Leere füllen sollenden Materie, daß eine solche Materie nicht existiert, daß der scheinbar leere Raum wirklich leer ist.'

Pascal schickte diesen ‚vorläufigen Bericht', mit dem er sich die Priorität der Erfindung sichern wollte, in zahlreichen Exemplaren an diejenigen, die sich für Naturwissenschaften interessierten, und von denen er ein Urteil über seine Arbeiten erwarten konnte. Auch die Jesuiten in Paris erhielten ein Exemplar, und der Rektor des Kollegs, P. Noël, ein nach dem damaligen Begriffe tüchtiger Physiker, sandte bald einen ausführlichen Bericht, in dem er die alte Anschauung gegen die ‚Neuen Versuche' in Schutz nahm. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, der anfangs in freundschaftlichen Formen gehalten war, später aber an Schärfe immer zunahm und schließlich mit einem langen Schreiben des Vaters endigte, von dem Sainte-Beuve sagt, man glaube darin ein dumpfes Grollen wie das Echo des heraufziehenden Gewitters der Provinzialbriefe zu vernehmen*.

Aber damit war erst der negative Teil der Aufgabe gelöst, die Feststellung der Tatsache eines wirklichen Vakuums; die Hauptarbeit, die Untersuchung der Gründe, blieb noch zu leisten. Nach dem ersten ‚Scharmützel mit den Jesuiten' gab sich Blaise sofort daran, und da er, vollständig gelähmt, das Bett nicht verlassen konnte und von einem furchtbaren Brand in den Eingeweiden gequält war**, beauftragte er seinen Schwager Périer mit der Ausführung der Experimente. Inzwischen hatte er nämlich den Namen Torricellis und dessen Erklärung von der Schwere der Luft kennen gelernt. Wenn die Hypothese richtig war, mußte die Flüssigkeit in einer leeren Röhre immer mehr sinken, je höher man ihren Standort in der Luft nahm, und immer mehr steigen, je tiefer man sie stellte, d. h. mit der Höhe der Luftsäule mußte auch die Quecksilbersäule in der oben geschlossenen Röhre entsprechend steigen oder fallen.

* Port-Royal II, 476. Zum Verständnis der Schärfe dieses Schreibens darf man nicht übersehen, daß Stephan Pascal während seiner juristischen Studien in Paris im Hause des alten Jesuitengegners Anton Arnold, dessen Kinder die jansenistischen Kämpfer und die Mutter Agnes in Port-Royal waren, als Hausfreund verkehrt und die allgemeine Richtung fürs Leben mitbekommen hat, die sicher auch auf Blaise nicht ohne Einfluß geblieben ist.

** Vgl. die Diagnose der Krankheit: Recueil d'Utrecht p. 253.

Diese Idee der Experimentierung der Torricellischen Hypothese ist Pascals eigene Tat. Descartes soll sie zwar später angefochten und behauptet haben*, bei seinem zweimaligen Besuche am 23. und 24. September 1667 habe er Pascal zu dem Versuch angeregt. In einem Briefe an Carcavi sagt er nämlich: ‚Ich hätte doch ein Recht, das Resultat von Pascal selbst zuerst zu erfahren, da ich es gewesen bin, der ihn vor zwei Jahren zu dem Versuche angeregt und des Erfolges versichert hat, auch wenn ich es selbst noch nicht gemacht habe.' Eine bewußte Täuschung scheint auf beiden Seiten ausgeschlossen, und so wird der Widerspruch sich nicht anders erklären, als daß Pascal bei dem Besuche Descartes' von dem Problem der Leere gesprochen und die Idee seines Experimentes entwickelt hat, worauf dieser ihm zustimmte, vielleicht noch einiges ergänzte, ihn zur Ausführung ermunterte und daraufhin ein Recht zu haben glaubte, das Resultat von Pascal selbst zuerst zu erfahren. Eine endgültige Lösung der Frage, inwieweit Descartes an dem Experiment beteiligt ist, läßt sich erst geben, wenn dessen Briefwechsel textkritisch untersucht und herausgegeben ist. Bossut berichtet nämlich von einem Briefe aus dem Jahre 1631, in dem Descartes ähnliche Ideen, wenn auch nicht mit derselben Klarheit, ausgesprochen hat wie Torricelli**.

III. (1649—54.)

Mit diesen wissenschaftlichen Arbeiten und Erfolgen war Pascal von der steilen Bahn jansenistischer Vollkommenheit und Weltverachtung allmählich wieder hinabgeglitten. Er schaute noch einmal nach den Schönheiten des irdischen Paradieses zurück, und je länger er sie betrachtete, um so besser gefielen sie ihm. Seine Psyche war zu sensibel, um die positiven Kultur- und Seelenwerte des Gesellschaftslebens nicht zu empfinden und in

* Die Bedeutung der betr. Briefstellen vom 11. und 17. Juni ist keineswegs klar und eindeutig.

** Vgl. Taines Parallele zwischen Descartes und Pascal in ‚Notes inédites'. ‚Der eine ist gemäßigt, von ruhigem Forschungseifer beseelt, sucht die Erkenntnis der Dinge nur, soweit sie nicht evident sind, und ist damit zufrieden; er kennt nicht den inneren Drang, die Qual des Wissensdurstes, und liebt den Zweifel nur aus Methode (formell), nicht von Natur (materiell); sein einziges Streben ist die Wissenschaft, und zwar weniger die Moral als die Metaphysik und Geometrie; er ist in erster Linie Gelehrter und dann erst Mensch; sein Glück und seinen Frieden sucht er nur in dem Bewußtsein der Sicherheit seiner Erkenntnis, und diese erstreckt sich nur auf die abstrakten Dinge, nicht auf die Natur und die Bestimmung des Menschen; darum hat er auch in seinem Auftreten etwas Kaltes, Liebloses, Lebensfremdes. Pascal dagegen ist ganz Leidenschaft, voll glühenden Eifers, ein stürmischer Geist; er sucht die Wahrheit nicht langsam Schritt für Schritt, nach einer logischen Methode, sondern durch die Intuition und die Erleuchtungen des Genies; seine Phantasie ist lebhaft und schöpferisch, sein Verstand flink und bis in die Tiefen dringend, dem Blitz vergleichbar, der in einem Augenblicke alle Abgründe durchleuchtet; seine Seele ist von Schmerzen, Ängsten und Zweifeln bewegt, und wenn er die Wahrheit sucht, so geschieht es nur mit unendlichen Spannungen und furchtbarem innerem Drang.' Abgedruckt bei Victor Giraud: Pascal, Paris 1905 p. 35.

sich ausmünzen zu wollen. Die Ärzte hatten ihm mit aller Entschiedenheit geraten, zunächst einige Jahre von den aufreibenden Studien und der strengen Aszese abzulassen und sich im Verkehr mit der Welt Zerstreuung und Erholung zu verschaffen, wenn er seine Gesundheit nicht ganz ruinieren wolle. Der Vater drängte ebenfalls darauf und machte mit Blaise und Jacqueline eine Reise in die Auvergne (Mai 1649 bis Juni 1650), wo die Familie von früher her einen weiten Bekanntenkreis hatte; hier gewann Blaise, von seinen Arbeiten und den Gelehrtenkreisen getrennt, wieder Geschmack an der Gesellschaft und Verständnis für die soziale Veranlagung des Menschen, für die Vorteile des Verkehrs und die Nachteile des Einspännertums, zu dem Natur und Erziehung ihn allmählich zu bringen drohten, und, nach Paris zurückgekehrt, dehnte er die gesellschaftlichen Beziehungen noch weiter aus, da er nach dem Tode des Vaters und dem Eintritt der Schwester in Port-Royal ganz vereinsamt war.

Am wichtigsten wurde für ihn die intime Freundschaft mit dem Herzog von Roannez, in dessen Schloß er ein eigenes Zimmer hatte, um stets absteigen zu können, den er ‚seinen lieben Freund' nennt, und den er um seine Zustimmung bat, ehe er sich nach Port-Royal zurückzog; ferner der Verkehr mit Méré, dem ‚maître de la politesse', mit den Freidenkern des Barreaux und Miton, mit der Herzogin von Aiguillon, der Nichte Richelieus, sowie der Marquise de Sablé.*

In diesem Kreise lernte er Lebensführungen, Auffassungen von Welt und Menschen kennen, von denen er bisher in seinem ‚Provinzleben' keine Ahnung gehabt hatte; hier begann er erst, die vornehmen Lebensformen und verfeinerten Genüsse von innen heraus zu verstehen und zu würdigen, die er vorher, ohne sie zu kennen, als die ‚im argen liegende Welt' verurteilt hatte. Auch hier, sah er, hatte der Geist gewaltet, ein ganz anderer Geist, ein ganz anderes Leben, als er sich in seiner Gelehrtenstube vorgestellt hatte; aber es war darum doch nicht weniger Geist und Leben wie das seinige. Aus der Höhe der Abstraktion wurde er in die Wirklichkeit mit ihren tausendfältigen Verschiebungen und Spannungen gezogen; zum erstenmale sah er den realen Menschen. Diese Zeit meint er, wenn er in den ‚Pensées' erzählt, er habe sich lange, allzulange nur mit abstrakten Wissenschaften beschäftigt, dann aber dem Studium des Menschen sich hingegeben und diesen ganz anders gefunden, als er sich geträumt: der Verkehr mit diesen Menschen brachte ihm Anregung, geistige Nahrung, stellte ihn vor Probleme, die er aus sich selbst unmöglich hätte finden können; seine Lebensanschauung bekam Fleisch und Blut, seine Phantasie und sein Stil plastische Kraft; er fühlte, daß er in diesem Kreis innerlich weiter und größer wurde, daß neue Lebenskräfte in ihn überströmten, und so suchte er, nicht wie Jansenisten erzählten, von leichtsinnigen Freunden verführt, sondern mit klarer, ernster Absicht die Gesellschaft von Menschen der verschiedensten Lebensauffassungen auf, wie der Lehrmeister des Salonlebens, Méré, un-

* Vgl. die ausgezeichnete Charakteristik dieser Personen und der Lektüre Pascals bei Brunschwicg: Oeuvres de Blaise Pascal, III. Serie: Pensées, Introduction LXVII—XCIV.

aufhörlich ihm in seinen Briefen geraten hatte: ‚Il faut se mêler à la vie ou même s'y enfoncer.'*

In dieser Schule ist Pascal zu dem geworden, was er in den ‚Pensées' als das Erstrebenswerte in der Entwicklung des Menschen hinstellt: ‚Er ist nicht Mathematiker, nicht Prediger, nicht Redner, — er ist Mensch' (honnête-homme). ‚Ein Ehrenmann', hatte Méré gesagt, ‚treibt kein Geschäft'**; die Hauptsache sei möglichst allseitige Entwicklung des Menschentums. Pascal hat dieses Wort, das selbst bald zur Gesellschaftsphrase geworden war, in seiner philosophischen Weise weitergebildet und in der berühmten Unterscheidung zwischen dem ‚esprit de géométrie' und ‚esprit de finesse' ausgedrückt, die wir heute vielleicht am besten wiedergeben mit den Worten ‚Unterschied zwischen mathematischem und künstlerischem Geiste' oder ‚zwischen diskursivem und intuitivem Denken'. Bisher war seine Stärke das erstere gewesen; aber im Leben lernte er Dinge kennen, die in sich so kompliziert, so fein und subtil und deren Beziehungen so vielseitig und weit verzweigt waren, daß sie sich ohne Vergewaltigung nicht in tradierte Begriffe einspannen und darum mathematisch sich weder beweisen noch widerlegen ließen. Als das Erste und Wichtigste für eine objektive Erkenntnis erwies sich ihm darum der Blick für die Wirklichkeit, die Intuition in der Erfassung der Dinge als Ganzes und der Scharfblick in der Beobachtung des feinmaschigen Netzes, das die Dinge untereinander verschlingt; erst wenn diese Einzeltatsachen mit ihren vielfältigen Beziehungen festgestellt seien, könne die geometrische Methode mit ihrer Konsequenz des Denkens und Schließens zur Geltung kommen. Dieser ‚esprit de finesse', das Charakteristikum Pascals, ist in der Periode seines ‚Weltlebens' zur Entfaltung gekommen; ohne sie hätten wir weder die ‚Provinciales' noch die ‚Pensées'.

Noch wichtiger wurde diese Periode für ihn in religiöser Beziehung. Port-Royal hat zwar die schärfsten Anschuldigungen gegen das ‚Weltleben' erhoben; die Mutter Agnes meinte sogar, ‚nur ein Wunder der Gnade könne einen solchen Menschen noch bekehren, und es sei fast eine Vermessenheit, noch darauf zu hoffen'. Aber sowohl der Verdacht des Unglaubens als schwerer sittlicher Verfehlungen, die man nach den Äußerungen von dieser Seite vermuten müßte, ist gänzlich ausgeschlossen. Insbesondere hat man viel über den Skeptizismus Pascals geschrieben; aber es dürfte heute unter den Pascalforschern nur mehr eine Stimme geben, daß man bei ihm nicht mehr und nicht weniger von Skepsis reden kann als bei dem englischen Kardinal Newman, den ängstliche Leute wegen seiner zurückhaltenden Stellung in gewissen Tagesfragen und wegen der offenen Anerkennung der Wahrheitsmomente des Gegners als unsicheren Kantonisten, als Liberalen oder, wie man heute fälschlich sagen würde, als Modernisten verschrien haben. Beide sind von dem Skeptizismus so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde, und wenn sich der Him-

* ‚Man muß ins Leben selbst hineingehen, oder besser sich hineinstürzen.' (T. III, p. 12.)

** ‚Un honnête-homme n'a pas de métier.'

mel in der Ferne auf die Erde zu senken scheint, so kommt es nur daher, daß der Betrachter nicht nahe genug an die vermeintliche Berührungsstelle herantritt; wenn er näher kommt, wird er es als eine optische Ferntäuschung erkennen. Eine genaue Erforschung der Psyche Pascals kann eine religiöse Krisis nur in dem Sinne konstatieren, daß er, durch den Verkehr mit Andersdenkenden veranlaßt, sowohl intellektuell als moralisch seine angestammte Religion als Problem zu empfinden begann und sie als persönliches Gut sich neu erkämpfen mußte.*

Ein Zweifler- und Freidenkertum gab es in der Umgebung Pascals. Die unerquicklichen Kämpfe zwischen Katholiken und Reformierten, die sich beide auf die eine Offenbarung beriefen und aus lauter christlicher Liebe sich gegenseitig zerfleischten, hatten bei einer großen Zahl der Gebildeten eine völlige Indifferenz gegen jedes positive Christentum ausgelöst und eine Renaissance des alten Naturalismus und die Religion der Stoiker und Epikuräer bei der vornehmen Welt inauguriert. Das verstand man unter ‚Atheisten', gegen die P. Garosse** anzukämpfen suchte, und deren Zahl in Paris auch einen P. Mersenne*** erschreckte. Ihr Lieblingsschriftsteller war Montaigne; die große Anzahl der Ausgaben aus dieser Zeit beweist, daß der feine Schriftsteller mit seinem unentschiedenen, spielenden Skeptizismus, der nicht ja und nicht nein sagt, ihrer Geistesrichtung am meisten entgegenkam. Pascal hat keinen anderen Schriftsteller mehr gelesen und verwertet als Montaigne; Stapfer hat die ‚Essais' seine Profanbibel genannt, und Brunschvicg meint, die Herausgabe der Pensées sei zum Teil nur eine Neuauflage der ‚Essais'; allerdings nicht so, als ob Pascal sie kopiert hätte; die Schriftsteller, die er las, die Ideen der Menschen, mit denen er verkehrte, sind durch ein außerordentliches Assimilationsvermögen in sein Wesen umgegossen worden und in homogener Weise darin weiter gewachsen. Bei Montaigne ist das in besonderem Maße der Fall, und es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Ideen Montaignes im einzelnen nachzugehen und zu sehen, wie sie im Geiste Pascals umgeformt, vertieft und in einem christlichen Sinne ausgelegt wurden. Der Vorwurf des Skeptizismus würde sich dann erst recht als haltlos erweisen.

Daneben wurde aber auch eine Reihe anderer Schriftsteller, die positive Zweifler oder Ungläubige waren, eifrig gelesen und in den Bekanntenkreisen Pascals besprochen: Charron, Gabriel Noudé, Lamothe, Guy-Patin, Saint-Evremond, Des Barreaux usw.†. Nur in einem Punkte unterscheiden sie sich wesentlich von den Philosophen des 18. Jahrhunderts. Während diese sich bewußt vom Christentum abwenden und es als einen veralteten Köhlerglauben

---

* Vgl. meine Ausführungen in der nächsten Nummer der ‚Akad. Bonifazius-Korrespondenz'.

** *Doctrine curieux des beaux esprits de ce temps.* (1623.)

*** *Quaestiones celeberrimae in Genesim.... In hoc volumine athei et deistae impugnantur.* (1623.)

† Vgl. Brunetière: *Études critiques: La philosophie de Molière; la formation de l'idée du Progrès.*

bekämpfen, sind sie mehr gleichgültig, wissen praktisch mit der Kirchenlehre nichts anzufangen und leben und arbeiten so, als ob dieselbe gar nicht existierte. Michaut sagt im Anschluß an die geistvollen Ausführungen Brunetières, Méré und sein Kreis habe sich im Grunde kaum von den genannten Freigeistern unterschieden: ‚Wie sie denkt er über das Leben viel zu gering, als daß man sich große Mühe geben sollte, über seinen Ursprung und sein Endziel nachzugrübeln und zu überlegen, wie man es verbringe; wie sie strebt er auch nur, es möglichst angenehm zu gestalten;' aber weil das erklärte Freidenkertum zu nackt und unbequem erschien, um in der feinen Welt offen damit hervorzutreten, nahm Méré die Religion äußerlich auf als un ensemble d'élégances et de convenances, dont un honnête homme ne peut s'affranchir*.

Es liegt auf der Hand, daß diese Umgebung nicht ohne Einfluß auf Pascal geblieben ist. Jede Lebensauffassung hat in sich ein Wahrheitsmoment, von dem sie zehrt und ohne das kein vernünftiger Mensch ihr anhangen würde. Pascals Intellekt war zu scharf, sein Vermögen, sich in das Seelenleben anderer einzufühlen, zu ausgeprägt, um diese Wahrheitsmomente in der Weltanschauung und den Einwürfen der Gegner nicht in sich nachzuempfinden; am eigenen Leibe lernte er die Reize des Gesellschaftslebens kennen, fühlte, wie die Religion auch bei ihm zur leeren Form, zur blassen Gewöhnung herabsank, wie die Vernunft tausend Ausflüchte sucht und findet, wenn sie den Neigungen des Herzens nachgeben will. So sah er sich genötigt, sich mit den Vertretern anderer Weltanschauungen innerlich auseinanderzusetzen, seinen Glauben von Grund aus neu zu prüfen und sich zu fragen, wie er sich zu den Wahrheitsmomenten der Gegner verhalte.

Die Entscheidung fiel in der Nacht des 23. November 1654, als deren Resultat er sein berühmtes ‚Mémorial' niederschrieb, das er von da ab unausgesetzt auf einem Pergamentblatte in der Weste eingenäht bei sich trug, und das man nach seinem Tode dort fand.

†

‚Jahr der Gnade 1654.

Montag, 23. November, Fest des hl. Clemens, Papstes und Martyrers, und anderer im Martyrologium, Vorabend des hl. Chrysogonus und anderer.

Ungefähr von 1/2 11 bis 1/2 1 Uhr abends.

Feuer.

Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs,
nicht der Philosophen und der Gelehrten.
Sicherheit, Sicherheit. Gefühl, Freude, Friede.
Gott Jesu Christi,
Deum meum et Deum vestrum
Dein Gott soll mein Gott sein —
Vergessen der Welt und aller Dinge außer Gott.
Er findet sich nur auf den Wegen, die das Evangelium lehrt.
Größe der menschlichen Seele.

---

* Michaut: Pensées, édition critique. Friburgi 1896, XXXVIII.

Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt, aber ich habe dich erkannt.
Freude, Freude, Freude, Tränen der Freude.
Ich hatte mich davon getrennt.
Dereliquerunt me fontem aquae vivae.
Mein Gott, wirst du mich verlassen?
Daß ich nicht ewig von dir getrennt sei.
Dies ist das ewige Leben, daß sie dich, den einen wahren Gott, erkennen,
und den du gesandt hast, J. C.
Jesus Christus
Jesus Christus
Ich hatte mich von ihm getrennt; ich habe ihn geflohen, verleugnet, gekreuzigt.
Daß ich nicht ewig von dir getrennt sei.
Er wird nur auf den Wegen bewahrt, die das Evangelium lehrt.
Entsagung, gänzliche, süße,
Völlige Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen Seelenführer.
Ewig in Freuden sein für einen Tag der Übung auf Erden.
Non obliviscar sermones tuos. Amen.'

Wenn man diese eruptiven, an Ekstase grenzenden Ausrufe in den fieberhaften Schriftzügen des Originals liest und sieht, wie die zitternde Hand dem erregten Herzen nicht schnell genug folgen konnte, erkennt man sofort, daß es sich hier um die Intuition eines ringenden Geistes handelt, um ein inneres Erlebnis von höchster Vehemenz, dessen einzelne Faktoren sich für uns Nachgeborene, denen die genaue Kenntnis der voraufgehenden Tage und Wochen abgeht, nicht mehr aufzeigen lassen; als Ganzes beweist es eine völlige innere Ergriffenheit von der Notwendigkeit und dem Ernst der Religion, einen felsenfesten Willen, sich von den Lockungen der Welt, von dem Glanz der Wissenschaft und dem Reiz des Ruhmes ganz zurückzuziehen, und nur mehr seinem Gott zu leben.

Diese sogen. ‚zweite Bekehrung' ist vielfach als ein Damaskus bezeichnet und die plötzliche Umwandlung auf ein Unglück an der **Brücke von Neuilly** zurückgeführt worden: Pascal sei im Oktober 1654 mit einigen seiner Freunde, ihrer Gewohnheit gemäß, in einer sechsspännigen Karosse ausgefahren; an der Stelle der Brücke, wo kein Geländer war, scheuten plötzlich die zwei Vorderpferde und stürzten in die Tiefe, und die Insassen hätte das gleiche Schicksal ereilt, wenn nicht durch einen glücklichen Zufall die Stränge gerissen und der Wagen am Rande des Abgrundes zum Stehen gekommen wäre. Diese Größe der Gefahr, in einem Augenblick vor seinem ewigen Richter erscheinen zu müssen, habe Pascal so tief erschüttert, daß er mit einem Male von seinem Weltleben abließ und nur mehr für die Religion lebte*. Aber diese

* Der Abbé Boileau, der Bruder des Satirikers, spricht sogar von einer fixen Idee, die ihn seit diesen Tagen unaufhörlich verfolgt habe: ‚Dieser große Geist (Pascal) glaubte immer einen Abgrund zu seiner Linken zu erblicken und ließ meist einen Stuhl dorthin stellen, um sich zu beruhigen. Ich weiß die Geschichte aus erster Hand (Original). Seine Freunde, sein Beichtvater, sein Seelenführer sagten ihm umsonst, er habe nichts

Erklärung ist irrig. Die Einsicht in das Briefmaterial hat uns gelehrt, daß diesem Vorfall nur die Bedeutung des letzten Anstoßes zuerkannt werden kann, der die seit langem in ihm keimenden Gedanken und Wünsche schnell zu einem festen Entschlusse gebracht hat.

Als vorbereitendes Moment muß in erster Linie die erhebliche Zunahme der Krankheit berücksichtigt werden, von der Jacqueline an ihre Schwester schreibt, daß sich der Bruder in dieser Zeit schlechter als je befinde. Im „Mystère de Jésus" hört er gewissermaßen aus dem Munde des Erlösers selbst, daß die Ärzte ihn nie heilen werden. So steht die Vorstellung von seinem Tod ihm stets vor Augen; er findet es furchtbar, daran zu denken, daß man allein sterben muß, ja daß man das Leben jeden Augenblick unter seinen Füßen verrinnen fühlt, ohne es aufhalten zu können. Es ist begreiflich, daß diese Gedanken an Tod und Gericht nicht wenig auf seine definitive ‚Bekehrung' eingewirkt haben.

Dazu kommt die innere Unbefriedigung mit dem ‚Weltleben' und seiner bisherigen Beschäftigung. Es ist oftmals gerade bei den größten Geistern konstatiert worden, daß sie auf der Höhe ihres Ruhmes von tiefem Überdruß an ihren Arbeiten erfaßt wurden und sie mit einem großen Gestus von sich geworfen haben. Der Geist ist für die Unendlichkeit geboren, und wenn er eine Anhöhe erstiegen, sieht er erst, wie weit sich der Horizont noch vor seinem sehenden Auge auftut*. In der Stunde, da Pascal in der Pariser Gesellschaft seine glänzendsten Triumphe feiert und die Wissenschaften der Mathematik und Physik um wichtige Erkenntnisse bereichert, beginnt er an dem Wert der menschlichen Wissenschaft und der objektiven Kraft seiner Erkenntnis immer mehr zu verzweifeln. Was waren unsere Vergnügungen, unsere Arbeiten, unsere Wissenschaft, unser Ruhm? Blieb nicht alles trotz unserer ernstesten Bemühungen in einem undurchdringlichen Dunkel? Wie sehr ist alle menschliche Erkenntnis von Stimmungen, Charakter, Vorarbeiten, Quellen usw. bestimmt, so daß die Hypothesen, die heute aufgestellt werden, morgen vielleicht schon wieder umgestoßen werden müssen! Und was hat sie dem realen Leben gebracht? Solange man jung ist, glaubt man mit der Wissenschaft sich und andere glücklich zu machen. Aber was nützen die abstrakten Ideen der Philosophie, die Figuren der Geometrie, die algebraischen Formeln der Physik und Chemie denen,

---

zu fürchten, es seien bloße Aufregungen einer durch abstrakte und metaphysische Arbeiten erschöpften Einbildung; er gab alles zu, aber eine Viertelstunde später grub er sich wieder den erschrecklichen Abgrund.' (Abgedruckt „Stimmen aus M. L." Bd. 43 S. 258.) Voltaire zieht in einem Briefe an Condorcet gleich daraus die Folgerung, daß ‚seit dem Zwischenfall an der Brücke von Neuilly das Gehirn Pascals gänzlich verwirrt' gewesen sei. Von hier ist dann das Gerede von dem Irrsinn Pascals bis zu den bekannten Theorien Lombrosos weitergeschleppt worden. Etwas Sicheres läßt sich über diesen Bericht, der erst 75 Jahre nach Pascals Tode aufgekommen ist, nicht mehr ausmachen. Wenn er auf Wahrheit beruht, so kann er nur bedeuten, daß sich durch den Schrecken in der Phantasie Pascals ein sog. ‚dunkler Punkt' festgesetzt hat, wie wir ihn nach ähnlichen Erlebnissen bei vielen normalen Menschen finden können.

* ‚L'homme est né pour l'infinité.' Pascal, Vorwort zum ‚Traité du vide'.

Ed. Sagot, Éditeur, Paris



Ch.-M. Dulac/Cantique des Créatures V.

Jesu puritas virginum, Jesu lux vera

die auf dem Schmerzenslager liegen und nach Linderung schmachten, was bieten sie an Motiven denen, die von den Leidenschaften ihres Innern hin- und hergepeitscht werden, was geben sie für eine Antwort denen, die aus den Kümmernissen des Lebens aufschreien nach einem Ziel, nach einer ewigen Vergeltung*.

Es liegt eine tiefe Psychologie in der Tatsache, daß sich Pascal gerade in dieser Zeit Montaigne zum Lieblingsschriftsteller wählte, den Mann, der wie kein zweiter die Fehler und Schwächen des Menschen, seine innere Beschränktheit und Haltlosigkeit bis in die letzten Wurzeln erkannt und unbarmherzig gegeißelt hat. Mit innerem Wohlbehagen zergliedert Pascal in den aus dieser Periode stammenden Pensées die Arbeiten und Vergnügungen der Menschen und zeigt, daß sie alle nur dem Drang nach Zerstreuung entspringen, weil sich der Mensch vor nichts so sehr fürchte als vor seiner entsetzlichen inneren Hohlheit**.

Die Erlösung aus diesem Dunkel, Licht und Kraft zum Leben, kann nur aus dem realen Leben selbst, von einer dem Individuum und seiner Beschränkung überlegenen Wirklichkeit kommen, von einer Erfahrung, die durch die Jahrtausende erprobt ist, und ihre Wurzeln in der allseitigen Erkenntnis der Menschennatur hat. Das aber bieten ihm nicht ‚die Gelehrten und Philosophen‘, sondern der ‚Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs‘, und vor allem der Gottessohn Jesus Christus. Die reale Erscheinung Christi und der Heiligen gibt ihm eine klarere Antwort auf die Rätsel des Daseins, mehr Mut und Kraft für die Kämpfe des Lebens, als alle Systeme der Philosophen und alle Wissenschaften zusammengenommen.

Eine Frage ist es nur, wie sich der fragende und zweifelnde Verstand dazu verhält, wie die Schwierigkeiten der Gegner, die er in den letzten Jahren weidlich kennen gelernt, mit den Glaubenslehren der Kirche in Einklang zu bringen seien. Die Augen davor zu schließen und blind zu glauben, war nicht seine Sache. Einen praktischen Ausweg auch für die systematischsten Zweifler fand der Mathematiker in der Wahrscheinlichkeitsrechnung, über die er damals mit Fermat eifrig korrespondierte. Entweder, so sagt er, gibt es einen Gott oder es gibt keinen. Von dieser Entscheidung hängt mein ganzes Handeln ab. Wichtige Gründe sprechen dafür; unser ganzes Leben hat keinen Sinn, wenn es keinen Gott gibt; unsere Erkenntnis ist illusorisch, wenn die Gottesbeweise aus der Natur um und in uns nicht schlüssig sind. Aber das Leben bietet so viel Rätsel, so viel dunkles, unverständliches Schicksal, daß der Gedanke an andere Erklärungsversuche immer von neuem aufsteigt. Leibniz hat dieses Schweben und Schwanken am tiefsten ausgesprochen mit den Worten: ‚Gott ist das Leichteste und Schwerste, so zu erkennen; das Erste und Leichteste auf dem Lichtweg, das Schwerste und Letzte auf dem Wege der Schatten.‘*** Unsere Gotteserkenntnis ist nach ihm mit den Meri-

* Vgl. Boutroux: Pascal, Paris 1900, p. 68—73.

** Vgl. besonders das herrliche Fragment der Pensées Nr. 139 (Brunschwicg), 335 (Michaut); bei Bossut und darum in den beiden deutschen Ausgaben leider zerstückelt und unvollständig.

*** Rudolf Eucken: Wahrheitsgehalt der Religion, 2. Aufl., Leipzig 1905, S. 7.

dianen zu vergleichen: Wer außerhalb der Erde steht, sieht deutlich, wie sie alle in einem Punkte zusammentreffen; für unsern Gesichtskreis aber haben sie nur eine gewisse Neigung, deren Richtung erst dann erkannt wird, wenn sie von einem erhöhten Gesichtspunkt in ihrer Gesamtheit betrachtetet werden. Es besteht also eine Art Wette. Bei jeder Wette kommen zwei Momente in Betracht: die Höhe des Einsatzes und die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens. Niemand wird behaupten, daß die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes geringer sei als die der Nichtexistenz. Weil aber der Glaube an Gott und ein entsprechendes Leben in der kurzen Spanne unseres Daseins eine Ewigkeit gewinnt, verlangt schon die gewöhnlichste Vorsicht auch von einem radikalen Skeptiker Religion, abgesehen davon, daß der Schein der Verklärung aus dem Jenseits schon in die Dunkel dieser Zeitlichkeit fällt und das Leben lebenswert macht. Soweit also die Unendlichkeit das Endliche, der Gewinn den Einsatz überragt, so energisch müssen wir die Religion als den Leitstern unseres Lebens erfassen und ihre Lehren befolgen.

Diese Lösung ist zwar eine negative, die für den religiösen Glauben nicht genügt; aber gegenüber negativen Bedenken behält sie für den egoistisch kalkulierenden Verstand immerhin ihre Bedeutung. Die positive Überwindung der Schwierigkeiten liegt in der Erkenntnis, daß die Wurzel des Glaubens nicht im Verstande, sondern im Willen bezw. im Herzen zu suchen ist. Eben weil der Glaube nicht bis zur Evidenz erhoben werden kann, bedarf es eines entscheidenden Willenaktes, der die positiven Lebenskräfte bejaht und mutig dem Stern der Weisen folgt, auch wenn er nicht weiß, wohin er führt*. Es gilt also vor allem, sein Herz von den bösen Neigungen und Leidenschaften, welche dem Eintritt der Religion im Wege stehen, zu reinigen und es durch religiöse Übungen für den Glauben empfänglich zu machen. Denn ‚das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht kennt'**. Aufgabe des Verstandes kann es nach Pascal nur sein, die Vernünftigkeit des Glaubens und seine solide Fundamentierung einerseits und die Unstichhaltigkeit der Einwürfe der Gegner andererseits zu erweisen und durch eine urpersönliche Intuition in die innern Zusammenhänge des Lebens zu zeigen, wie in Wahrheit nur der christliche Glaube der tiefsten Natur des Menschenherzens entgegenkomme. Wer diese Dispositionen in sich schaffe, dem werde Gott seine Gnade nicht versagen, so daß der Glaube auch ein übernatürlicher, heilskräftiger werde***.

Von diesen logischen Deduktionen bis zum Glaubensakt war noch ein weiter Weg. Je nach den Stimmungen schwankte er hin und her: Einmal stand ihm die Eitelkeit der Welt so klar vor Augen, daß er sofort mit ganzer Seele hätte in einen Orden eintreten können; dann fühlte er wieder die Trockenheit der alten Religionsformen, die bei der großen Mehrzahl zu leeren Gewohnheiten

* Vgl. Newmans Predigt: The ventures of Faith: Parochial and plain Sermons vol. IV., sermon 20.

** ‚Le coeur a des raisons, que la raison ne connaît pas.' Pensées.

*** Über ‚Das Glaubensproblem' bei Pascal werde ich in Bälde eine eigene Schrift erscheinen lassen.

herabgesunken waren und neben dem rohesten Menschentum weitertradiert wurden. — Ein andermal fand er die Welt doch recht heimisch und wohnlich, voll der idealsten Anziehungspunkte und Entwickelungsmöglichkeiten, die um keinen Preis ganz aufgegeben werden durften*; dann hörte er wieder in seinem Innern die Worte des Herrn von der tiefen Kluft zwischen Gott und der Welt, sah, wie sie sich auch zu seiner Zeit schroff gegenüberstanden und bisher noch keine Synthese gefunden worden sei. Pascal hat dieses ruhelose Schwanken in seiner ‚Abhandlung über die Bekehrung des Sünders'** aus eigener Erfahrung selbst geschildert: ‚Das Erste bei einer Bekehrung ist eine Offenbarung von seiten Gottes, vermöge deren die Seele sich selbst und die Dinge in ganz anderem Lichte erblickt. Dieses neue Licht bereitet ihm Furcht, raubt ihm die Ruhe und die Freude an den Dingen, an denen er sich früher ergötzt und seine volle Befriedigung gefunden hatte. Aber andererseits empfindet er noch mehr Bitterkeit und Mißbehagen an den Übungen der Frömmigkeit als an der Eitelkeit der Welt; die sichtbare Welt reizt ihn immer noch mehr als die unsichtbare, und so schwankt er halt- und ziellos hin und her.'

Man weiß, daß es nichts Qualvolleres gibt als diesen Seelenzustand, und so sucht Pascal Hilfe und Rat bei seiner Schwester Jacqueline, die auch bisher stets das beste Verständnis für ihn gezeigt hatte. Sie hat die Entscheidung herbeigeführt. Die zahlreichen Besuche im Kloster, das liebevolle Eingehen seiner Schwester auf seine Fragen und Zweifel, das Beispiel ihrer naiven Frömmigkeit, die Unterredungen mit den geistigen Leitern von Port-Royal brachten ihn zu der Überzeugung, daß dort der Ort seines Lebens sei, an dem er allein glücklich werden könne.

Mit dem Eintritt in Port-Royal nimmt Pascal Abschied von der wissenschaftlichen Welt, insbesondere von der Profanwissenschaft. Die beiden letzten Jahre waren mit die fruchtbarsten in dieser Tätigkeit. 1653 erfand er die hydraulische Presse, und ein Physiker wie Bertrand meint, Pascal sei nirgendwo bewunderungswerter als in dieser Erfindung; bald darauf stellte er das bekannte Pascalsche Dreieck auf, veröffentlichte eine ‚Abhandlung über die Zahlenreihen', von der Delègue in einer eingehenden Studie nachweist, daß sie alle Elemente des Beweises für den binomischen Lehrsatz Newtons enthalte. Derselbe Forscher beweist auch, daß der Streit um die Priorität in der Differenzial- und Integralrechnung, der später zwischen Leibniz und Newton ausgebrochen ist, unterblieben wäre, wenn man den ‚Traité de la sommation

* Aus diesem Schwanken der Stimmung erklären sich die scheinbaren Widersprüche in den Pensées; in dem fertigen Werke wären sie in ihrer relativen Bedeutung gegeneinander abgewogen worden; aber in dem fragmentarischen Zustande, in dem sie auf uns gekommen sind, dürfen sie auch nur als Ausdruck verschiedener Stimmungen gefaßt werden, die der gesamten Lebensanschauung ein- oder unterzuordnen sind.

** Früher wurde die Autorschaft Pascals bezweifelt, weil der erste Herausgeber, P. Guerrier, den Verfasser nicht anzugeben wußte und ein anderes Manuskript die Schrift Jacqueline zuschreibt. Heute stimmt die Kritik fast einmütig Bossut bei, der sie unbedenklich Pascal zuerkennt und als Abfassungszeit das Jahr 1654 oder 1655 bezeichnet.

des puissances numériques' gekannt hätte, der die ganze Theorie in nuce schon in sich enthalte*. Ferner stammen aus dieser Zeit: ,Traité de l'équilibre des liqueurs'; ,Traité de la pesanteur de la masse de l'air'; ,De numeris multiplicibus'; ,Potestatum numericarum summa'; ,Promotus Apollonius Gallus'; ,Perspectivae methodus'; ,Tractiones sphericae et conicae' u. a.

Zwei Schriften aus dieser Zeit haben eine besondere Berühmtheit erlangt: ,Die Abhandlung über die Leidenschaften der Liebe,' und ,Die Unterhaltung mit H. de Saci über Epictet und Montaigne'. Die erstere wurde im Jahre 1843 von Viktor Cousin bei seinen Forschungen in der Manuskriptensammlung der Abtei St. Germain des Près gefunden. Die Handschrift trug den Vermerk: ,On l'attribue à Mr. Pascal'. Gazier hat vor einigen Jahren ein zweites Manuskript entdeckt, das von dem ersten unabhängig ist und keinen Verfasser angibt. Es ist möglich, daß der Name mit dem Titel auf dem Umschlage stand, der verloren gegangen ist — im Buche selbst wird gewöhnlich der Verfasser nicht nochmals genannt —; einstweilen haben wir also kein sicheres äußeres Kriterium für die Autorschaft Pascals, außer dem: ,Es wird zugeschrieben.' Blieben also die inneren Kriterien; aber auch hier lassen sich aus der Verschiedenheit des Stiles keine bestimmten Schlüsse ziehen. Daß Port-Royal nichts von der Schrift erzählt, ist begreiflich, weil es darin nur einen Makel an seinem größten Schriftsteller erblickte, und wenn es gegen das ,On l'attribue' keinen Widerspruch erhob, deutet dies eher auf die Autorschaft Pascals hin; auch kann die gegenteilige Ansicht keinen anderen Namen angeben, so daß wir berechtigt sind, an der Tradition festzuhalten, solange kein stichhaltiger Gegenbeweis erbracht ist.

Eine andere Frage ist die, wieweit der Verfasser durch eigene Erfahrungen an dem Inhalt der Schrift beteiligt ist. Cousin und besonders Faugère haben die weitgehendsten Folgerungen daraus gezogen und förmliche Liebesromane konstruiert. Weil von den Freuden und Leiden der heimlichen Liebe die Rede ist, die deshalb nicht hervortreten dürfe, weil der eine Teil einem höheren Stande angehört, haben diese flugs geschlossen, daß er mit der Schwester des Herzogs von Roannez, in dessen Schloß er längere Zeit verweilte, ein Verhältnis gehabt habe. Aber die Mehrzahl der Forscher hat diese Phantastereien abgelehnt und hält nur daran fest, daß Pascal wirklich die Liebe aus eigener Erfahrung kennen gelernt und sie bei der Abfassung der Schrift bereits auf die Höhe eines philosophischen Systems erhoben hat**.

---

* Delègue: Essai sur les travaux de Pascal, touchant la géométrie infinitésimale. Dunkerque, 1869, p. 21 sq.

** Sie stützen sich dabei auf die Tatsache, daß Jacqueline 1653 ihrer Schwester erzählt, Blaise wolle in Bälde ein Amt antreten und sich verheiraten, und meinen, nur der könne über die Leidenschaften der Liebe so schreiben, der sie selbst in seinem Herzen empfunden habe. Vgl. besonders die glänzenden Darlegungen von Emile Faguet: ,Pascal amoureux' in dem Werke ,Amours d'hommes de lettres', Paris 1907; Boutroux: Pascal, Paris 1900, p. 60 sq.; Giraud: Pascal, Paris 1905 p. 48 sq., 66 sq.; Sully-Prud'homme: ,Examen du discours sur les passions de

Die Natur des Menschen ist auf Erkenntnis angelegt (L'homme est né pour penser); aber die rein theoretische Erkenntnis ist leblos, ermüdend; für eine lebensvolle tatkräftige Erkenntnis bedarf es der Bewegung durch die Leidenschaften des Herzens. Die beiden Hauptleidenschaften sind Ehrgeiz und Liebe, und die letztere ist die wichtigste. Sie ist es, die dem Verstande Kraft und Wärme verleiht, und in dem Sinne ist es richtig, wenn man sagt, daß der Mensch für die Liebe geboren sei. Aber ihre Logik ist eine ganz andere als die des Verstandes; sie sucht die Schönheit, beruht auf den Imponderabilien der Stimmung der Seelenverwandtschaft, über die der Verstand keine Rechenschaft geben kann. Sie wird nicht geleitet von den Gesetzen des folgerichtigen Denkens, sondern von dem ‚esprit de finesse', von der Intuition. Mit dieser Idee, auf der die ganze Abhandlung beruht, tritt Pascal aus dem Kreis der exakten Wissenschaften heraus und statuiert ein neues Prinzip der Erkenntnis für die Realitäten einer anderen Ordnung als die des Verstandes, das nicht nur seine ‚Pensées' vorbereitet, sondern auch Chateaubriands ‚Génie du Christianisme' angeregt hat. Literarisch verdient die Schrift neben die ‚Maximes' des ‚La Rochefoucauld' und die ‚Caractères' des La Bruyère gestellt zu werden.

Die zweite Schrift ist zwar erst in Port-Royal entstanden und stammt nicht direkt von der Hand Pascals, sondern ist eine Aufzeichnung des Gesprächs mit de Saci, von dessen Sekretär Fontaine; aber sie stellt inhaltlich den Abschluß der philosophischen Entwicklung dar, die er in der Periode seines ‚Weltlebens' im Verkehr mit den Freidenkern s. 3. durchgemacht hat; formell hat Sainte-Beuve sie mit den schönsten Dialogen der Alten verglichen*. Der besondere Reiz der Schrift liegt für uns darin, daß sich gewissermaßen zwei Welten darin zum Entscheidungskampf gegenüberstehen: die Welt Augustins, den de Saci fast allein kennt, und die Welt der antiken und modernen Lebensweisheit; was die Ethik betrifft, so kann man unter den Namen Epictet und Montaigne fast alle philosophischen Systeme bis auf den Positivismus Comtes subsumieren. De Saci geht nach der Art eines christlichen Sokrates, des xenophonischen, nicht des platonischen, von dem Lieblingsgegenstand seines Klienten aus und fragt ihn wie ein Wißbegieriger, welches das Resultat fernerer Studien in diesem Punkte sei; er wolle sich gern einmal bei einem Fachmann darüber unterrichten. Durch Fragen und Einwürfe, besonders aber durch Zitate und Parallelen aus Augustinus kommt er dann auf die Religion, und das Ende ist die Hinführung zu Gott. Als Pascals Stärke galt die Philosophie, und so fragte ihn de Saci über seine beiden Lieblingsschriftsteller Epictet und Montaigne.

Pascal stellt sich auf den Standpunkt des Völkerapostels, der gesagt hat: ‚Prüfet alles und behaltet das Beste.' Bei Epictet muß er anerkennen, daß er wie kein zweiter die Pflichten des Menschen erkannt habe. Aber wenn er

---

l'amour', Revue des deux Mondes, 15. Juli 1890; wieder abgedruckt in ‚Vraie religion selon Pascal', Paris 1905, p. 415 sq.

* Port-Royal II, 393.

ihm nur auch die Kraft gegeben hätte, sie zu erfüllen! An dieser moralischen Ohnmacht des Menschen, an dem tiefklaffenden Unterschied zwischen Erkenntnis und Willen scheitert dieses System und mit ihm alle, die sich auf die Autonomie des Menschen gestützt haben. ‚Ihr redet immer von den Menschenrechten, — habt ihr schon einmal über die Menschen k r ä f t e nachgedacht?‘ (Carlyle). M o n t a i g n e dagegen geht von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen, von den Widersprüchen seiner Natur, seines Denkens und Wollens aus und schließt auf einen radikalen Skeptizismus, dessen Moralprinzip lautet: Lebe nach deiner Natur, nach den Grenzen deiner Möglichkeiten, d. h. ‚qu'on s'endorme sur l'oreiller de la paresse‘. Man könnte versuchen, durch Vereinigung der beiden Extreme den Widerspruch zu lösen und eine neue natürliche Lebensregel aufzustellen. Aber das geht nicht an, weil die Systeme in sich so geschlossen und konsequent sind, daß sich kein Teil nach Belieben herausheben läßt, und weil der Mensch in sich ebenso eine geschlossene Einheit bildet, daß das Pflichtbewußtsein der Stoa und die moralische Ohnmacht des Skeptizismus nicht wohl nebeneinander in ihm bestehen können. Das neue Moralprinzip, aus dem die Menschen in Wahrheit Licht und Kraft zum Leben schöpfen können, kommt nur aus der Höhe, von dem, der in sich selbst das Ideal der Pflicht mit ergreifender Plastik aufgestellt und durch seine innere, übernatürliche Gnade auch die Kraft verliehen hat, ihm nachzufolgen: C h r i s t u s i s t d i e p o s i t i v e Ü b e r w i n d u n g a l l e r p h i l o s o p h i s c h e n S y s t e m e ; e r a l l e i n g i b t d e m L e b e n S i n n u n d W e r t.

(Schluß folgt.)

Charles Marie Dulac. Ein Künstler und Mystiker
Von Karl Muth

Als eine seltene und in ihrer Vereinzelung fast rührende Erscheinung steht die Künstlernatur Charles Marie Dulacs in unserer Zeit. Ein christlicher Maler, der kein einziges religiöses Bild im eigentlichen Sinn geschaffen hat, dessen ganzer Anlage es vielleicht sogar, selbst bei längerem Leben, widerstrebt hätte, seine religiösen Empfindungen in anthropomorpher Weise auszusprechen, ein seraphischer Mystiker, dessen künstlerisches Verhältnis zur Welt den oberflächlichen Beurteiler wie pantheistische Schwärmerei anmuten könnte, der aber im Grunde mit dem Pinsel nur dasselbe wollte, was Franz von Assisi tat, als er im göttlichen Liebesrausch den Sonnengesang anstimmte und die Tiere des Feldes seine Brüder und Schwestern nannte. Dulac ist in der Tat eine franziskanische Natur, ein Mensch, der alles Geschaffene in reinster Liebe umfaßt, weil er in ihm gleichsam des Schöpfers habhaft werden möchte, ihn mit seiner Kunst selbst in der flüchtigen Erscheinung der Dinge fast sinnenhaft glaubt ergreifen und lobpreisen zu können. Und diese mystische Anschauungsweise verflüchtigt sich bei ihm nicht etwa in abstrakte Schwärmerei. Er ist tiefgläubiger katholischer Christ. Sein Verhältnis zur Welt ist das des in Christo Erlösten. Daß auch die Natur erlöst und geheiligt werde durch den Menschen, das ist die große Aufgabe. Die Gnade soll allherrschend werden. Aber nur durch den reinen, mit göttlichem Geist erfüllten Menschen ist diese Unterwerfung der Natur unter die Gnade möglich.

Über seine französische Heimat hinaus ist Charles Marie Dulac bis jetzt nicht eigentlich bekannt geworden. Um so mehr schätzen und verehren ihn seine Freunde. Kein Geringerer als Karl Jorris Huysmans hat ihm in seinem Roman ‚La cathedrale‘ ein paar literarisch schätzbare Seiten gewidmet, und in einem Nachruf wagte er sogar die Behauptung, mit ihm habe man die ‚unbestreitbare Hoffnung der mystischen Malkunst unserer Zeit‘ zu Grabe getragen. Und wie hier der Dichter, so urteilen der Historiker, der Kunstschriftsteller und der Theologe: Georges Goyau, Henri Cochin und P. Louis O. P. haben, jeder in seiner Art und von seinem Standpunkt aus, dazu beigetragen, das Andenken Dulacs in der Schätzung der Nachwelt lebendig, das Beispiel seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit wirksam zu erhalten. Indem P. Louis die Briefe des Künstlers aus den letzten Jahren seines so kurzen Lebens herausgegeben hat* — Briefe so schlicht und wahr wie der ganze Mensch —, hat er es auch Fernerstehenden möglich gemacht, diesem liebenswürdigen Künstler und vollkommenen Christen näher zu treten, als es nur auf Grund seines künstlerischen Wirkens und der Berichte seiner Freunde hätte geschehen können.

* * *

Dulacs Leben ist bald erzählt. Er wurde 1865 zu Paris als Sohn eines

---

* Lettres de Marie Charles Dulac. Avec un portrait. Bloud, Paris 1905. Die Stellung der Vornamen ist in der vorliegenden Literatur nicht einheitlich. Wir folgen hier der Schreibweise, die am häufigsten vorkommt.

unbemittelten Handwerkers und einer aus Straßburg gebürtigen Elsässerin geboren. Der Vater starb früh, und Dulac mußte bald von dem Ertrag seiner Arbeit leben. Seine Neigung, den Zeichenstift und die Farbe zu gebrauchen, hatte er zeitig verraten, und so war er nach vollendetem Volksschulunterricht in die Ecole nationale des arts décoratifs geschickt worden. Er wurde Dekorationsmaler und brachte es rasch zu einer bemerkenswerten Geschicklichkeit im Entwerfen von Draperieskizzen und Tapetenmustern. Er arbeitete in verschiedenen Ateliers und war bei der malerischen Ausschmückung mehrerer Pariser Theater, darunter der Großen Oper, tätig. Zwischendurch befliß er sich in der Kunst des Stillebens und suchte sich überhaupt als Kunstmaler weiterzubilden. Da warf ihn eines Tages — im Alter von 25 Jahren — eine schwere Bleiweißvergiftung darnieder. Das Krankenlager wurde der große Wendepunkt seines Lebens. Er wurde von nun ab das Opfer von grausamen Leiden, die sich oft zu den schmerzlichsten Krämpfen steigerten und schließlich Lähmungskrisen zur Folge hatten, bis im Jahre 1899, also in seinem 34. Jahre, der Tod eintrat.

Von dieser Wandlung seines Lebens spricht er zuweilen in der Sprache mancher Heiligen wie von seiner Bekehrung. Für den, der das Leben Pariser Kunstbeflissener kennt, liegt es nur zu nahe, das Wort und die Sache in ihrem vollen Gewicht zu nehmen. Aber Dulac scheint auch schon vor dieser Bekehrung das Leben eines Erwählten geführt zu haben. Sein väterlicher Freund und Mäzen, Henri Cochin, sagt in dieser Hinsicht von Dulacs Vorleben: ‚Durch ein seltsames Wunder hatte dieser gewöhnliche und schmutzige Boden der Ateliers, der Künstlerklubs und der Kulissenwelt des Theaters eine einzigartige Blüte von Reinheit, Bescheidenheit und Güte aufsprießen sehen. Es war die Seele der großen Mystiker des Mittelalters, die hier plötzlich licht- und düftereich aufbrach inmitten der dumpfen und verwirrenden Luft unseres unreinen Jahrhunderts.‘ — Das Leben aber, das er von nun ab geführt habe, sei ein Leben der Andacht und der Ekstase gewesen, ganz nach dem Vorbilde des hl. Franz von Assisi und der hl. Theresia von Jesu. Alles, was man am schicklichsten darüber sagen könne, sei dieses: Seine Freunde, die das Glück hätten, zu glauben wie er, geleite sein Andenken unter Ehrfurcht und Gebet zum Aufenthalt der Erwählten; was aber diejenigen anlange, die nicht seines Glaubens gewesen und die er deshalb nur um so zärtlicher geliebt habe, so wüßten und fühlten sie, daß sie einem Wesen begegnet seien, so rein und sanft, wie es unter den Menschen nur gedacht werden könne.

Alles, was Dulac für seine künstlerische Ausbildung vor seiner Krankheit hatte tun können, bezog sich in der Hauptsache nur auf das Technische. Das tiefere Verständnis seines eigentlichen künstlerischen Berufes geht ihm jetzt erst auf. Er wird auch in dieser Hinsicht Mystiker. Die Vorstellung, daß jede glückliche Stunde, jede fruchtbare Regung, die ihm bei seiner Arbeit ein Gelingen schenkt, eine unmittelbare Wirkung göttlicher Gnade sei, wird ihm zur festen Überzeugung. Sie ist ihm unaufhörlich gegenwärtig und zwingt ihn entsprechend zu handeln. Sein künstlerisches Schaffen wird zu einem unausgesetzten Gottesdienst. ‚Loben und preisen‘ ist sein Wahlspruch. Für

kurze Zeit wird er Schüler Puvis de Chavannes' und Eugène Carrières. ‚Alle beide', so sagt Henri Cochin, ‚haben ihn geliebt und verstanden.' Daß er trotzdem sich selbst künstlerisch treu geblieben ist, besagen seine Arbeiten, die von der Art dieser Meister kaum etwas an sich haben.

In den Jahren 1891 und 1892 entstehen die ersten Gemälde, die auf seinen Namen aufmerken lassen. Es sind impressionistisch gesehene Schneelandschaften vom Montmartre, sowie die prächtigen Veduten aus berühmten französischen Kathedralen, darunter als die bemerkenswerteren die Innenansichten der ebenso anmutigen wie großartigen Basilika von Vézelay. Hier hatte er in der Stille und Geborgenheit klösterlichen Lebens für kurze Zeit die Süßigkeiten kennen gelernt, die der hortus clausus der echten Mystik denen offenbart, die den Freuden der Welt mutig entsagt haben. Alles, was damals an feinen religiösen Stimmungsreizen auf seine zarte, seelische Organisation einwirkte und ihm für immer das Leben in oder bei Klöstern oder an andern durch Frömmigkeit geheiligten Plätzen lieb machte, hat er in dem Bilde ‚Durchsonnter Kreuzgang' symbolisch festzuhalten gesucht.

Nach Paris zurückgekehrt, nimmt er eine Folge von Landschaften in Angriff, die er im Winter 1892 auf 1893 auf Stein zeichnet und womit er sich der Bewegung zur Wiederbelebung der Lithographie erfolgreich anschließt. Mit dieser und der folgenden Sammlung von Steinzeichnungen ist er in die weitesten Kreise gedrungen. Am reinsten und ursprünglichsten aber lebt die spezifische Art seines Künstlertums fort in den neuen Steindrucken, die er als Cantique des Créatures bezeichnete. Es sind landschaftliche Szenerien, wie sie etwa dem ‚Armen von Assisi' vorschweben mochten, als er seinen Lobgesang der Kreaturen anstimmte. Dulac hatte sich gleichsam Seele und Blick seines Lieblingsheiligen geliehen und berauschte sich nunmehr im Anblick der großen typischen Naturerscheinungen als an Symbolen der göttlichen Macht und Herrlichkeit und Liebe, wie sie uns erschien in dem Erlöser, durch den alle Kreatur geheiligt und zum Sinnbilde eines Höheren, eines Geistigen geworden ist. In diesen Lithographien bleibt die Landschaft, was sie ist. Es werden keine gedanklichen Spielereien damit verknüpft, nichts symbolistisch darin auf die Spitze getrieben und also der unmittelbaren Wirkung auf das Gemüt Abbruch getan. Alles, was die umbildende Künstlerkraft anstrebt, ist, die grobsinnliche Nähe zugunsten der Idee des Landschaftsbildes zurückzudrängen und so das geistige Element darin hervorzuheben, die Natur zu spiritualisieren. ‚In diesen Bildern', so lesen wir in den Einleitungsworten, die Charles Clair zu dem Zyklus geschrieben hat, ‚ist das Wirkliche nur der Ausgangspunkt nach dem Ideal. Bei ihrem Anblick verharrt die Seele weniger bei dem, was sie darstellen, als bei dem, was sie wachrufen, und berührt wie der Vogel die Erde nur, um desto leichter den Aufschwung gegen den Himmel zu nehmen.' Und Georges Goyau tritt an die Interpretation des einzelnen mit den Worten heran: ‚Warum fühlen wir in der Lithographie, die der Wind heißt, und wo man einen Baum, einen Felsen, eine Einöde, Wolken und sonst nichts vor sich hat, den Hauch des Geistes in diesen Wolken ziehen? Warum wird uns die Geschichte der Schöpfung in diesen Skizzen, wo Gott

der Schöpfer dem Auge nicht erscheint, dennoch anschaulicher, greifbarer, gläubigen Gemütern faßlicher als in den Meisterwerken des sechzehnten Jahrhunderts, die uns zu Zeugen seiner erhabenen Schöpfergebärden machen? Und wie war es möglich, daß Huysmans in dem Blatt ‚Sol justitiae', in „dem heiteren Ernst dieser sich weithindehnenden, von dem Licht eines milden Himmels begünstigten Ebenen" das Symbol der Gerechtigkeit finden konnte, „der wie ein notwendiges Echo die Idee der Barmherzigkeit antwortet"? Doch nur deshalb, weil diese Lithographien Dulacs uns Gott um so gegenwärtiger erscheinen lassen, als er materiell unsichtbar bleibt; es ist, als ob hier die Kunst im Begriff wäre, sich von allem Vermenschlichenden frei zu machen, um Gott selber unmittelbar zu fassen.'* — Huysmans faßt in einem Nachruf, womit er den schön ausgestatteten Katalog einer posthumen Dulac-Ausstellung versah, sein Urteil in dem Satz zusammen: ‚Diese Werke sind für mich, wenn ich so sagen darf, Neumen der Malerei, langgezogene Noten, in denen sich immer wieder dieselbe Idee, das gleiche Wort wiederholt, und die jenen Überschwang innerer Freude malen, den die Worte wiederzugeben unvermögend sind.'**

Ich führe diese Urteile an, um den Eindruck zu zeigen, welchen diese Arbeiten in ihrem Ursprungsland bei den Freunden des Künstlers hervorbrachten, und der auch bald über diesen engeren Kreis hinaus lebendig wurde. Eine weitere Serie, die Dulac das ‚Kredo' nannte, ist nie vollendet worden. Obwohl ihre ersten Entwürfe vor dem ‚Lobgesang der Kreaturen' entstanden sind, hat die Idee den Künstler doch auch nach der anfänglichen Preisgabe des Planes immer wieder beschäftigt. Der Grund dafür, daß sie nicht weiter gedieh, mag vielleicht in der ungeheuren Sublimierung der künstlerischen Ausdrucksform gefunden werden, die ein wirkliches ästhetisches Genügen nicht mehr aufkommen ließ, weil darin, ähnlich wie in dem ersten Blatt des ‚Lobgesangs der Kreaturen', dem sinnenhaften Element nicht mehr diejenigen Rechte eingeräumt waren, die in der Kunst nun einmal unveräußerlich sind.

Der ‚Lobgesang' war im Jahre 1894 gedruckt worden; zwei Jahre später erst hatte auch die Öffentlichkeit Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Es war nicht zuletzt die Wahrnehmung, daß Dulac der Kunst der Lithographie neue Wirkungsmöglichkeiten erkämpft hatte, was seiner Arbeit auch die Anerkennung der Fachkreise einbrachte.

Von nun ab beginnt für unsern Künstler die Zeit der Wanderjahre, die ihren Abschluß an der Schwelle der Ewigkeit finden. Italien wird in den Jahren 1896—98 seine zweite Heimat. Mit Vorliebe wandelt er auf den Spuren seines großen Geistesverwandten aus Assisi, doch trifft man ihn auch in Rom, Florenz, Siena, Venedig, von wo er jene köstlichen Briefe an seine Freunde schreibt, aus denen wir versuchen wollen, uns das Bild seiner Persönlichkeit sowie die Art und Weise seines Denkens näherzubringen. Sein Leiden, das ihn langsam zu Tode quälte, machte ihm das unstete Wanderleben

* Autour du Catholicisme sociale. 4e série. Perrin, Paris 1909. S. 213 f.

** Abgedruckt in ‚De tout'. 3. Aufl. S. 136. Paris 1902.

— er hatte sich mit dem Gedanken einer Reise sogar nach Palästina getragen — beschwerlich und ein Leben der Stille und Zurückgezogenheit wünschenswert. Mit Begeisterung griff er den Gedanken auf, sich in sein Laienkloster zurückzuziehen. In einem Brief, datiert Paris, den 1. November 1898, schreibt er an einen befreundeten Ordensmann: ‚Ich fühle mich mehr und mehr zu einem Beruf fern von der Welt hingezogen; seit langem schon habe ich, wie Sie wissen, den Wunsch, ihr den Rücken zu kehren. Die Dinge lassen sich in einem gewissen Sinn günstig an, und es scheint, daß ich bald Aufnahme finde unter der Regel des hl. Benedikt, und zwar als Oblate. Es ist eine Kolonie von Künstlern, welche Freunde Huysmans neben dem Benediktinerkloster von Ligugé gründen wollen. Dieses Unternehmen ist bereits als Gott wohlgefällig gekennzeichnet. Die Vorsehung hat die Dinge schon soweit gedeihen machen, daß man kaum noch zweifeln darf, daß sie seinem Willen entsprechen. So müssen wir also auf unserer Bahn fortschreiten; aber in einer Sache, wo der Mensch so wenig vermag, kommt alles darauf an, daß man sich dem göttlichen Willen ganz einordnet und nur unter seiner Erleuchtung handelt; würde unser Auge auch nur im geringsten verdunkelt, so läge alles im Schatten . . . Man benützt ein bereits vorhandenes Gebäude und ein anderes, das man bauen läßt; vor Februar gedenke ich nicht hinzugehen, sicher aber im Laufe des Jahres.‘

Zwei Monate nach diesen Zeilen starb er.

* * *

Eines Tages kam Dulac zu Huysmans und stellte sich ihm mit den Worten vor: ‚Ich bin Dulac, ich komme aus Italien, ich danke Ihnen für die Seiten, die Sie über mich in der „Kathedrale" geschrieben haben.‘ Huysmans hatte oft von ihm sprechen hören. Dennoch war er von Dulacs Erscheinung überrascht. ‚Ich stellte mir ihn nicht so schlechthin offen und schon so abgelöst von allem Weltlichen vor. Er hatte eine vollkommene seelische Durchsichtigkeit und eine Aufrichtigkeit, wie man sie nur mehr bei den Mönchen gewisser Klöster findet. Er fühlte sich überall zu Hause und plauderte, indem er einen mit seinen ungewöhnlich blauen Augen anschaute. In der Unterredung bediente er sich nur weniger Worte, fast immer derselben, besonders dann, wenn er nicht von Wesen oder Dingen sprach, die er liebte; brachte ihn aber das Gespräch auf Gott und die Gnade, ein Thema, das ihm besonders am Herzen lag, da wurde er ein ganz anderer. Dieser selbe Mensch, dessen Wörterschatz vorher so beschränkt schien, drückte sich nunmehr mit überzeugender Beredsamkeit aus und fand Wendungen von einer verblüffenden Treffsicherheit, während seine Züge, die herb und doch zugleich mild waren, sich von innen heraus erhellten.‘

In dieser kleinen Szene und der nachfolgenden Beschreibung ist Wesen und Charakter Dulacs wunderbar genau umrissen. Was die Briefe an Einzelzügen hergeben, kann nur dazu dienen, das hier festgehaltene Bild von noch anderen Seiten zu beleuchten, kann es kaum wesentlich ergänzen, keinesfalls ändern.

So ist es ganz der Ausdruck seiner urchristlichen Einfachheit, wenn er an einen Ordensmann, der offenbar seine Vermittlung für einen Besuch erbeten hatte, schreibt: ‚Mein lieber Bruder, Sie sind schrecklich weltlich gesinnt. Seit wann ist es Brauch, daß man sich in einem Kloster anmeldet? Das ist gut bei einem Herrn Soundso, aber bei Brüdern kommt man an und sagt einfach, daß man da ist und warum man gekommen ist . . . Sie werden noch lernen müssen, einfach und mit Freiheit zu handeln, ohne viel zu grübeln; dahin zu gehen, wohin man will, daß Sie gehen; von dem Wenigen zu geben, das man hat, ohne deshalb traurig zu sein, noch sich des Vielen zu freuen, das man haben wird.‘ Ist diese höchste Natürlichkeit nicht zugleich vollkommene Christlichkeit? So kann nur der empfinden, der ganz in sich ruht und an die Welt keine Ansprüche macht, ihr deshalb aber auch nichts schuldig zu sein glaubt.

So macht er auch nicht viel Aufhebens, wenn andere geradeso, ja vielleicht noch natürlicher sind. Sehr hübsch ist, wie er einem Freund, der Puvis de Chavannes, seinen ehemaligen Lehrer, kennen lernen will, sagt, wie er es anzufangen habe: ‚Es ist etwas schwer, weil er nur sehr früh, um achteinhalb oder drei viertel neun empfängt: aber wenn Sie ihn nicht kennen, sollten Sie es nicht versäumen. Er hat bereits von Ihren künstlerischen Liebhabereien gehört; er wird sich sicher freuen, Sie kennen zu lernen. Im übrigen geht es ganz formlos bei ihm zu. Von besonderen Anlässen abgesehen, trifft man ihn im Hemd, vielleicht sogar in der Unterhose.‘

Man darf nun aber nicht glauben, als habe er diese Hemdärmelnatürlichkeit wie ein neuer Diogenes mit Selbstgefälligkeit etwa selber zur Schau getragen. Nichts, weder in seinen Bildnissen, noch in seinen Briefen, noch in den Erinnerungen seiner Freunde läßt darauf schließen. Er verstand sie, weil er selber einfach war; und das ist alles, was die kleine Anekdote besagen soll.

P. Louis O. P. erzählt in der Einleitung zu den Briefen, es sei nicht leicht gewesen, ihn zur Einhaltung regelmäßiger Mahlzeiten zu bewegen. Aber diese Nachlässigkeit war nur eine Folge der Selbstvergessenheit über einer künstlerischen Arbeit. Denn im allgemeinen habe ihm weder der Geist der Ordnung noch der praktische Sinn gefehlt. Aber mehr noch als zu seinem eigenen Wohl habe er sich für das Wohl anderer betätigt. Seine Nächstenliebe sei geradezu erfinderisch gewesen. So habe er sich nicht damit begnügt, seine Almosen auf der Straße auszuteilen oder an den Arbeiten der Vinzenzkonferenzen teilzunehmen, sondern habe sich selber eine kleine Organisation von Gutscheinen geschaffen, die die Armen von Montmartre sehr zu schätzen gewußt hätten. So hat sich seine Besorgtheit für andere oft auf Kleinigkeiten gerichtet, die er bei sich selber vernachlässigte.

Höchst gleichgültig verhielt er sich dem Gelde gegenüber. Wenn er soviel hatte, als er für seinen bescheidenen Unterhalt brauchte, war er nicht darauf aus, Geschäfte zu machen. Den Verkauf seiner Bilder überließ er vielfach seinen Freunden. ‚Sie wissen,‘ schrieb er bei einem solchen Anlaß, ‚daß es nicht meine Sache ist, meine Malereien zu Geld zu machen. Mögen meine Arbeiten später einmal wert sein, was sie wollen, für den Augenblick verkaufe ich sie um den Preis, den man mir dafür geben will . . . Das sage ich natürlich nicht jeder-

mann, denn es gibt Leute, die dann die angebotenen Sachen für nichts nehmen würden. Aber wenn Sie sie auch noch so billig verkaufen, so werde ich überzeugt sein, daß es eben nicht anders ging, und mich damit zufrieden geben.'

Daß er dabei auch mißbraucht wurde, läßt sich denken. Aber das konnte ihn nicht aus seiner Ruhe bringen. Er dachte und empfand dann wahrscheinlich wie bei jenem Juden, von dem er einmal empfindlich bestohlen worden war, und über den er in einem Brief sich also ausspricht: ‚Ich würde lieber den zehnfachen Preis gezahlt haben, nur damit er nicht diese Handlung begangen hätte. Er ist ein recht armer Schlucker; wenn er nur hätte einsehen können, daß nicht ich es bin, dem er übles tut, sondern Christus, unser Herr.' Und an einer anderen Stelle, wo er gesteht, daß er sehr durch Diebe heimgesucht ist (u. a. hatte ihm ein italienischer Maler seine Farben entwendet), liest man: ‚Man sollte immer nur die Sünde darin sehen. Und das beleidigt Gott mehr als uns. Was uns betrifft, so ist es doch nur der Verlust der Sache, der uns schmerzt. Man sollte vor allem Mitleid mit den Seelen dieser Armen haben; man muß für sie beten und sich gegenwärtig halten, daß nichts geschieht ohne die Zulassung Gottes.'

Bei solcher Güte und Innerlichkeit ist es begreiflich, daß er zwar die einzelnen Menschen, nicht aber das Gewühl und das gesellschaftliche Leben liebte. Nichts war ihm daher auf die Dauer schwerer erträglich als gesellige Zerstreuung und das Leben in großen Städten. ‚Ich habe die Gnade der Einsamkeit,' bemerkt er einem Freunde gegenüber. ‚Warum soll man der Welt Zugeständnisse machen? Das aber kann ich unglücklicherweise nicht vermeiden, wenn ich mich im Trubel befinde.'

So klagt er denn auch, daß ihm Rom, das er der religiösen Feierlichkeiten wegen liebte, doch ‚verderblich' gewesen sei. ‚Ich ermüde mich in den Städten und komme zu nichts.' Sein Hang zur Einsamkeit und Stille hat denn auch den letzten Entschluß in ihm gezeitigt, an dessen Ausführung ihn nur der große Freund aller Einsamen und Stillen hinderte, indem er ihm die bleiche Knochenhand auf das Herz legte.

* * *

Sein angeborener heiterer und sanfter Charakter kann wohl einzelne Züge bei ihm erklären und verständlich machen, aber sein eigentliches moralisches Leben — dem es an heroischen Seiten nicht fehlt — baute sich doch auf der Grundlage einer ganz besonderen Frömmigkeit und Gottesliebe auf, die eine durchaus mystische Färbung tragen. Im allgemeinen zeugen seine Briefe von einem tiefen Seelenfrieden, den er sich allen Widerwärtigkeiten und großen körperlichen Leiden zum Trotz erhält. Aber es kommen auch Stunden trostloser Niedergeschlagenheit, und sie sind es vor allem, in denen sich das wahre Gottvertrauen bewährt. ‚An was ich leide?' ruft er einmal gleich zu Anfang seiner Briefe aus; ‚an gar vielen Dingen; Enttäuschung über Enttäuschung, das Unglück all derer, die über sich selbst hinaus wollen; man hält sich für unterjocht und denkt nicht daran, daß man es im Grunde nur in bezug auf Gott und seine süße Vorsehung ist.' Ihr will er sich denn auch ganz anheim-

geben. Aber wer ihm nun entgegenhalten wollte, daß dieser Zustand leicht sei, dem gibt er zur Antwort: ‚Jawohl, wenn man in der Ruhe, im Gebet und im Frieden lebt. Aber in der Aufregung? Lassen Sie mich Ihnen empfohlen sein.‘ Als er später tiefer in das mystische Leben eindringt, da wird er gewahr, daß aber auch die Ruhe und Einsamkeit keinen Schutz gegen den Unbestand des eigenen Herzens gewähren. ‚Auch in der Einsamkeit‘, so muß er bekennen, ‚wird man versucht. Es ist nur eine andere Weise als das gequälte Leben der Städte; aber im Grunde ist es dasselbe. Wie es auch sei, es ist die Entfernung von Gott, die Sucht nach dem Ich; man entfernt sich von dem Weg der Gnade, um auf den der Natur einzubiegen.‘ Diese Naturgebundenheit empfindet er mit einer gewissen ironischen Schmerzlichkeit oft gerade in den Augenblicken, wo er wähnt, dem Himmel am nächsten zu sein. Solche visionären Augenblicke scheinen sich in seinem Leben wiederholt zu haben. Nachdem er einer Andacht in der Portiunkula-Kapelle zu Assisi beigewohnt hat, läßt er sich in einem Brief an einen älteren Freund zu dem Bekenntnis hinreißen: ‚O, wenn ich Ihnen beschreiben könnte, wie die Engel singen! Da schwindet alle Vorstellung, denn dies ist so reich, daß es keinen Ausdruck dafür gibt. Und je mehr man sich dem Thron in dem Mittelpunkte nähert, wo derjenige ist, welcher ist, um so größer wird die Stille. Und diese Stille ist von einer unbeschreiblichen Harmonie, weil sie sich aus den reichsten Tönen zusammensetzt.‘ Aber dann fühlt er das Leben kommen und seine Rechte fordern. Und so fährt er nach einem ähnlichen schwärmerischen Erguß fort: ‚Hier unten jedoch muß man seine Suppe auslöffeln, dann wird das Schauspiel zu nichts, und schließlich bietet uns unsere Gesundheit Halt. Wir sind eben Körper. Aber eines bleibt doch, der Wunsch nach einer glückseligen Ewigkeit.‘

Während diese visionären Anwandlungen jedoch immerhin vereinzelt dastehen, ist es rührend, zu gewahren, wie sein mystischer Drang auch das Irdische beseelt, und wie er die ganze ihn umgebende Natur stets mit gedanklichen Beziehungen auf das Ewige und auf Christus betrachtet. ‚Es ist gut,‘ bemerkt er einmal, ‚sich diese eine Sache stets gegenwärtig zu halten: wenn alles, was in der Schöpfung schön ist, für den christlich fühlenden Menschen einigen Reiz hat, so doch nur mit Bezug auf den schmachvollen Tod unseres Herrn.‘ Wie dieser allgemeine Gedanke für ihn dann ab und zu ganz greifbare Gestalt und unmittelbare Anschaulichkeit gewinnt, dafür mag nur ein Beispiel aus einem Briefe angeführt werden, den er etwa ein Jahr später (12. April 1898) aus Villeneuve-les-Avignon schreibt, nachdem er das Tal der Vaucluse besucht hatte: ‚Was mich betrifft, so habe ich dort gar vieles gesehen, vor allem den Reichtum des Herzens unseres Heilandes. Ich sah dort den Felsen, aus dem Moses das Wasser geschlagen, die strömenden Wasser der Leiden des göttlichen Meisters, die harten Felsen, an denen sein Leben zerbricht, alles rief mir seine Schmerzen ins Gedächtnis, von wo die Ströme der Gnade ihren Ausgang genommen haben: Diese reine Welle, dieses so tiefblaue und bewegte Kristall, das Fabriken treibt, die Ebenen befruchtet, ist es nicht auch das Symbol dessen, der unseren Seelen das Leben gibt? Hat er nicht selber gesagt im Hinblick auf seine Leiden am Kreuz, daß sie „ausgegossen seien wie Wasser“! Je mehr

ich darüber nachdenke, je mehr Symbole sehe ich.' In solchen Augenblicken fühlt er sich zuweilen von einem enthusiastischen Gefühlsüberschwang ergriffen. Als er von der Schweiz kam, schrieb er in der Erinnerung an das Durchlebte aus Straßburg: ,Die Natur ließ mich denjenigen kosten, dem ihre Seele lobsingt. Sie ist uns wie eine Schwester, und sie sucht uns im Gnadenschmuck ihrer Anmut zum Lobe ihres Schöpfers heranzulocken. Sie klagt, daß so viele nur ihrem Äußern huldigen, und sie zu einer Buhlerin machen: ihre Seele, was ist sie anders als die greifbare Schönheit des Himmels; ihr Körper wird eines Tags verklärt sein.'

Von Assisi nach Carceria führt ein einsamer Weg mit wundervollen Ausblicken. Als Dulac ihn eines Tages zu Fuß zurücklegte, fühlte er sich getrieben, den Lobgesang des hl. Franz laut zu singen. Hätte er ihn auswendig gewußt, er würde ihn vielleicht angestimmt haben, denn er war ,voll seines Geistes'. Und doch meint er: ,Den Lobgesang des hl. Franz singt man nicht, man lauscht ihm. Er wird gesungen von allem, was um einen herum ist. Man hat nur nachzusprechen. In dem Überschwang seiner Liebe hat er nur in Worte gefaßt, was die Dinge selbst nicht laut genug sagen können.'

• • •

Bei Dulac ist der Mystiker nicht ohne den Künstler, aber der Künstler noch weniger ohne den Mystiker zu verstehen. Er kann nur arbeiten, solange er sich mit dem Göttlichen verbunden weiß. Sobald dieses Gefühl schwindet, versagt ihm auch die Kraft zu künstlerischer Schöpfung. Das moderne Wort Stimmung kommt bei ihm nicht vor, und wohl nicht bloß deshalb nicht, weil die französische Sprache eine so geläufige Bezeichnung für die gemütliche Disposition des Künstlers zur Arbeit nicht kennt. Es würde ihm zu wenig metaphysischen Zauber besessen haben. Stimmung haben, heißt bei ihm Gnade haben. Aber weit entfernt, bloß eine Umschreibung zu sein, versteht er unter Gnade die unmittelbare und ganz reelle Wirkung einer göttlichen Kraft, der er sich nur bereitwillig zu überlassen habe, um seinerseits wirken zu können. Aus einem Brief an einen ihm übrigens sonst gleichgesinnten Freund und Gönner möge für viele ähnliche hier nur folgende bezeichnende Stelle stehen: ,Sie machen sich viele Sorgen um meine Zukunft. Ich trachte nur zwei Dinge zu vereinigen: meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und in der Kunst mit Freiheit zu tun, was ich will. Ich trachte aber nichts zu wollen, als was die Gnade will, und ihr Folge zu leisten, um nichts anderes zu tun, als was der Wille meines Gottes ist. Auf solchen Wegen verfügt man nur über das, was man empfängt, ohne selber etwas zu besitzen. Als die hl. Theresia, wird berichtet, sich der Gnade des Gebets beraubt sah, zählte sie mehrere Jahre hindurch die Nägel an ihrer Tür, ohne zu irgend etwas anderem fähig zu sein, und wartete auf die Rückkehr der Gnade. Ich bin nicht genug geistiger Mensch, um so mit den göttlichen Dingen vereint zu sein. Aber ich habe doch genügend Erleuchtung, um zu wissen, daß ich nichts vermag ohne höhere Führung. Alles, was ich machen kann, sind einfache Dinge wie Nägelzählen, d. h. kleine Landschaftsskizzen, Aufrisse von Figuren, eine Orangerie. Bringe ich's nicht weiter

— „tant pis pour lui“. Ich werde mich dann doch immer auf einem Wege gehalten haben, dem der Wahrheit, und ich verlange nichts anderes, als ihr mehr und mehr untertan zu werden. Die Wahrheit besteht nicht in den großen Dingen; sie besteht nur darin, die einfachen Dinge, die uns gegeben sind, schön zu machen und daraus Nutzen zu ziehen.‘

An gehobenen Stimmungen fehlt es ihm natürlich nicht. ‚Das ist eine Landschaft, wie gemacht, um zu loben und zu preisen,‘ ruft er dann aus, oder er berichtet einfach aus Assisi: ‚Ich finde, daß diese nackte Landschaft ohne Bäume, aber voller Hügel, die überall den Horizont und die Sonne zeigen, wie dazu geschaffen ist, um mit dem hl. Franz den Gesang an meinen Bruder, die Sonne, zu singen. Ich habe mir das zunutze sein lassen, um Studien in diesem Sinne zu entwerfen. Für uns faßbar ist ja die Sonne nur in dem Augenblick, wo sie auf- oder untergeht.‘ Aber wenn dann Tage der Unfruchtbarkeit kommen, Tage, so schreibt er einmal, ‚wo die Bäume wie Klötze dastehen‘, dann kann er sich nur helfen, indem er sich die früher empfangenen Gnaden vergegenwärtigt. ‚Ich versichere Sie,‘ schreibt er im Jahre 1897 von Rom aus, ‚daß ich in dieser Hinsicht harte Prüfungen bestehe, wenn ich bedenke, daß ich seit 1894, dem Jahre, da mein „Lobgesang der Kreaturen“ gedruckt worden ist, also seit drei Jahren, suche. Ich habe zunächst an der Folge gearbeitet, die ich das Kredo zu benennen gedachte, und bin lediglich dazu gekommen, die beiden Radierungen zu vollenden, die Sie kennen.‘

* * *

Dulacs ästhetische Ansichten laufen keineswegs, wie es etwa scheinen könnte, auf eine Unterschätzung des Formalen in der Kunst zugunsten des Inhaltlichen und des Zweckgedankens hinaus. Er ist in dieser Hinsicht eine durchaus vollbürtige Künstlernatur. Er ringt mit der Sache, bis sie ihm in sich vollkommen erscheint, ohne auf einen Zweck zu achten, dem sie etwa auch in weniger vollkommener Form genügen könne.

Für dieses Streben nach Vollkommenheit um der Vollkommenheit willen findet er, von der inneren Forderung ganz abgesehen, auch eine äußere in der Hl. Schrift. Er erinnert daran, wie dem Moses auf Sinai der Künstler für die Anfertigung der zum Kultus bestimmten Gegenstände bezeichnet wurde mit der Verheißung: ‚Ich habe ihn erfüllt mit dem Geiste Gottes; ich habe ihn erfüllt mit Weisheit und Einsicht und Wissen für alle Arten von Arbeiten, damit er erfinde, was die Kunst schaffen könne.‘* Galt dies schon für das Alte Testament, wieviel mehr im Neuen, wo das Vollkommene in allem gefordert wird, weil ‚euer himmlischer Vater vollkommen ist‘. Für den christlichen Künstler ist es daher schlechthin eine Sünde wider den Geist der Vollkommenheit, wenn er sich mit wohlfeilen Nachahmungen und nicht studierten Formen begnügt. Dulac suchte in dieser Beziehung sein mögliches zu leisten. ‚Ich habe mühsam gearbeitet, beobachte lediglich die dekorativen Absichten der Pflanzen. Ich laß mich durch ihren Ausdruck rühren. Ich studiere die Einzelheiten daran. Ich unterstreiche, was mich dabei überrascht. Ich halte mir gegenwärtig, daß ich

* Exodus XXXV, 31 ff.



Ch.-M. Dulac/Cantique des Créatures VI.

Jesu via et vita nostra

Ed. Sagot, Éditeur, Paris

drei Dinge zu tun habe: Auszudrücken, ein Ganzes wiederzugeben und ein Detail interessant wiederzugeben. Ich beginne also damit, daß ich das Detail studiere im Hinblick auf das Ganze. Sodann, daß ich an dem Ganzen arbeite, worin das Detail Platz finden soll. Und wenn ich damit fertig bin, werde ich auch ausgedrückt haben, was auszudrücken war.' Bei allem, was er macht, geht er auf größte Einfachheit aus. Nur im Einfachen liegt das Wahre. Aber es ist schwerer zu fassen als das scheinbar Komplizierte. Er sucht sich daher von aller Routine freizumachen und ,nicht auf gewonnenen Fertigkeiten auszuruhen'. Er meint, wenn er die Wahrheit in einem kleinen Stückchen habe, so könne er sie leichter auch im ganzen finden. Allerdings kann man sich bei diesem Streben auch an das einzelne so verlieren, daß sich der Blick für das Große abstumpft. Daher sucht er, so lange er auch ,an jedem einzelnen Orte verweilen, alle Ecken hin- und herdrehen, die Motive staubiger Straßen und des alten Hafens immer in die Länge ziehen könnte', den Blick doch ab und zu auch wieder darin zu üben, ,in dem herrlichen Buch zu lesen, das vor uns aufgeschlagen liegt'. Er habe zwei Worte buchstabieren gelernt: glauben und lieben, und er wünscht sich nur das eine, auch andere fühlen lassen zu können, was er fühle. In diesem Sinne nennt er sich ,einen glücklichen Zwischenhändler, um so glücklicher, als er seine Aufgabe erfüllt habe, und als er leide, um ans Ziel zu kommen, wenn man das überhaupt leiden nennen kann'. Bei solcher Ursprünglichkeit des künstlerischen Empfindens ist es nur zu verständlich, daß er sich vor nichts mehr scheute als vor theoretischer Grübelei, und die einfachen Menschen als seine liebste Umgebung ansah. Das machte ihm das niedere italienische Volk so lieb, weil sich hier Natürlichkeit mit Geschmack paart. Im August 1898 schreibt er aus Assisi: ,Ich arbeite hier unter Leuten, die nicht wissen, was Kunst ist. Aber das ist mir lieber, als wenn ich unter Menschen wäre, die falsche Vorstellungen davon haben oder besondere Zwecke darin suchen. Ich bin immer froh, wenn ich solchen begegne, die ihr Suchen auf Gott richten, und die in der Kunst etwas ersehnen, das ihn ausdrückt. Die aber, die das Ideal darin finden wollen, was sie gerade für künstlerisch halten, sind mir gleichgültig. Wenn man nicht wie Raffael malt, ist man für sie eine Brotkruste. Ebenso bei anderen, wenn man nicht glatt malt, mit viel Gold wie die Primitiven. Damit ein Heiliger heilig erscheine, braucht man einen goldenen Heiligenschein . . . Ich kenne Maler, die auf die Vergoldung des Heiligenscheines und der Namen der Heiligen sehr viel Sorgfalt verwenden, und dann in diesen ganzen Aufwand nur einen grobschlächtigen Menschen ohne Seele stellen.'

* * *

Mit dieser letzten Wendung sind wir bei dem Kritiker Dulac angelangt, wenn man überhaupt ob einiger gelegentlichen kritischen Äußerungen von einem solchen reden darf. Aber auch diese Äußerungen gehören zu dem Gesamtbilde seiner Persönlichkeit und sind auch in ihrer negativen Form Beiträge dazu, wie er christliche und kirchliche Kunst auffaßte und aufgefaßt wissen wollte.

Wie bei so vielen Künstlern ist bei ihm die Auseinandersetzung mit der

italienischen Kunst eine einschneidende Angelegenheit. Schon gleich nachdem er Italien betreten hatte, mußte er bekennen, daß er sich von dessen Kunst eine ganz andere Vorstellung gemacht habe. Cimabue, Giotto und seine Schule, Angelico und Benozzo haben es ihm so angetan, daß er vorerst nichts darüber sagen mag. Eine große Vorliebe habe er auch für die byzantinischen Malereien. ‚Meine Seele hat sich wohl befunden, ich habe geatmet. Man kann sich also aussprechen, gleichviel wie, mit Geschicklichkeit oder ungeschickt. Aber eben etwas sagen muß man. Und diese Gemälde da sprechen zu einem. Man plaudert mit ihnen, und sie geben Antwort, denn sie sind einfach.‘ Giotto und die anderen Primitiven sind nach unserem Künstler Menschen, die nichts von sich wissen und welche die Liebe allein bindet, während die späteren, Benozzo Gozzoli und Perugino schon Menschen sind, ‚die sich selbst gehören‘. Am weitesten von jener rührenden Einfalt und unbewußten Größe entfernt scheint ihm Michelangelo. Man werde ihm zwar entgegenhalten, Michelangelo sei eben Michelangelo, das heiße ein Eigener, den man losgelöst betrachten müsse. Aber er findet, daß der Gelehrte in Michelangelo von der Kunst losgelöst hat, was ihr am notwendigsten ist. Und dabei habe er doch niemals den nackten Körper geliebt wie ein Grieche; aber auch niemals die Seelen, um ihre Empfindungen auszudrücken. ‚Er hat am Ende nur die Wissenschaft und die Fertigkeit geliebt, die ihm verliehen waren.‘ Auch als Dulac die Sixtinische Kapelle gesehen, bleibt er bei diesem Urteil, aber er fügt doch hinzu: ‚Unwissend, wie ich bin, und mich auf keine gelehrte Bildung stützen könnend, sollte ich mich mehr als irgendeiner der Führung der Gnade überlassen, die uns alles im rechten Lichte erkennen läßt. Ich gehe vielleicht irre, aber es scheint mir bedauerlich, die Sixtinische Kapelle so ausgeschmückt zu sehen.‘ Sein Urteil über die Peterskirche ist nicht minder herb. ‚St. Peter hat mich als Bauwerk kalt gelassen. Vom Standpunkt der Plastik betrachtet ist es eine ganz verfehlte Sache; da sieht man die hl. Veronika im Togaschritt das Schweißtuch zur Schau tragen und St. Andreas mit der Miene eines Anarchisten eine Rede halten, und was derlei Greul mehr sind. Der Gesamteindruck geht ja wohl; denn alles schließt sich zusammen.‘ Aber das sei doch nicht alles, was er gesehen habe, denn schließlich seien die Mauern für ihn nicht mehr da gewesen.

Über den Stand der neueren christlichen Kunst führt er bewegte Klage. Er macht insbesondere die Nachahmer vergangener Kunstepochen dafür verantwortlich. ‚Sie sind auf einem ultra-inferioren Niveau, was Verstehen der Kunst anlangt.‘ Der Mangel an Geschmack beim Publikum aber beruhe auf dem vollständigen Mangel inneren Lebens. Er fühlt sich traurig gestimmt, zu sehen, wie unsere Mutter, die hl. Kirche, ‚mit Greuln behangen‘ sei. ‚Alles, worin sie nach außen in die Erscheinung tritt, ist so häßlich. Sie, die innerlich so schön ist, sucht man mit Eifer möglichst grotesk erscheinen zu lassen. In ihrer Jugend wurde ihr Leib nackt den wilden Tieren ausgeliefert. Hierauf kamen die Künstler, wandten die ganze Kraft ihrer Seelen darauf, sie zu schmücken; dann mischte sich die Eitelkeit und endlich die Industrie hinein; und also vermummt hat man sie der Lächerlichkeit überantwortet. Es ist nur eine andere Art von wildem Tier, weniger edel als ein Löwe und viel

schlimmer. Es gibt nur ein Mittel, dieses Tier niederzuwerfen, und das ist, zu zeigen, was es ist. Aber als erstes vergreift es sich dann an jenen, die ihm nachstellen. Ich glaube nicht, daß es mir gegeben sein wird, es zu verjagen, trotz meines Wunsches. Dennoch bin ich gesonnen, alle Waffen anzuwenden, die mir zu seiner Bekämpfung gegeben sind.'

Als er diese bitteren Bemerkungen in Assisi niederschrieb, war er von Rom gekommen, wo er einer Heiligsprechungsfeier in St. Peter beigewohnt hatte, und die dort empfangenen Eindrücke schienen in ihm nachzuwirken. Über diese Feier oder vielmehr über die aus solchem Anlaß übliche Ausschmückung von St. Peter läßt er sich in der Folge also aus: ‚Man hatte ein wahnsinniges Geld dafür ausgegeben. Aber gerade da ist es schmerzlich zu sehen und sollte die Kunst sich an die Brust schlagen, sie, die der Kirche ihre Dienste schuldet. Sieht sie doch aus, diese Kirche, wie jemand, der in einem Kleidermagazin herausgeputzt worden ist. Diese ganze reiche, mit Gold überladene, von oben bis unten aus roter Stoffbespannung bestehende Dekoration hat mir nur den Eindruck des Bazarmäßigen gemacht, wie es etwa dem Geschmack von Wilden angepaßt wäre. Was die ausgestellten Malereien betrifft, auf welchen die Hauptzüge aus dem Leben derjenigen, die hier heilig gesprochen werden, dargestellt sind, so sind sie nichts anderes als Meßbudenbilder; ja, Jahrmarktsbilder sind noch besser aufgefaßt, weil sie wenigstens dazu bestimmt sind, aus der Ferne gesehen zu werden. Hier aber, bei jenen Bildern, die sehr hoch aufgehängt und so in Prozession herumgetragen wurden, konnte man kaum auf 10 Meter weit unterscheiden, was es war. Einige alte Gesänge sind schön geblieben und wurden gut ausgeführt. Das stand wenigstens im Einklang mit dem, was in den Herzen waltete, und erhob die Seele mächtig. Aber die modernen Gesänge, einfach kläglich.' Ein andermal charakterisiert er die italienische Art der Festgottesdienste mit den Worten: ‚Je größer das Fest, um so länger die Predigt, um so schrecklicher die Solis, um so mehr die Dekoration ein Gemisch von Eigelb und Tomatensauce.'

Unter diesen Umständen ging ihm die Not der wirklich Berufenen unter den christlichen Künstlern sehr zu Herzen. Seiner Besorgnis gibt er einmal folgenden Ausdruck: ‚Was diesen jungen Musiker betrifft, so befindet er sich in der Lage aller christlichen Künstler. Er sucht ein Unterkommen und findet alles besetzt und förmlich belagert durch Schmutzereien; alle, die in der Kunst etwas wollen, sehen sich diesen Schwierigkeiten gegenüber. Man muß auf niemanden rechnen und sich mit Mißtrauen wappnen, denn es liegen viele Irrtümer in der Luft, und in Sachen der Kunst erhält man die übelsten Ratschläge von den frömmsten Leuten.' Unter den Irrtümern erkennt er als einen der schlimmsten, daß man die Kunst von dem Seelischen trennen und so also auch die Persönlichkeit des christlichen Künstlers in seiner Kunst nicht zu Wort kommen lassen wolle. Und doch beruht alle Kunst auf der Persönlichkeit, so zwar, daß ‚ein Heiliger, der darauf ausgeht, das Seelenleben eines Künstlers schön zu machen, ihm damit auch den Weg zeigt zu einer vollkommenen Kunst, vorausgesetzt, er verstehe auch ihm beizubringen, das, was in der Seele vollkommen ist, auch in sein Schaffen selber übergehen zu lassen'.

Bescheiden wie er allezeit ist, beschließt er einen derartigen kritischen Exkurs mit den Worten: ‚Was mich betrifft, der ich kritisiere, so tue ich, was ich kann, und Sie dürfen mir glauben, daß es wenig genug ist. Aber ich glaube, es ist nicht unnütz, was ich tue, weil ich, obgleich kleine Schritte machend, allen Grund habe, anzunehmen, daß ich, weil ich nur der Gnade folge und nicht nach meinen eigenen Einsichten handle, sondern in allem und überall den Willen Gottes suche, doch dahin kommen werde, wohin er mich haben will.‘

* * *

Es ruht ein eigener geheimnisvoller Zauber auf so früh heimgegangenen Künstlernaturen, wie Dulac eine war. Man sieht in ihnen Kräfte walten, Gesinnungen sich entwickeln, von denen man noch nicht sagen kann, zu was allem sie ihren Träger befähigen werden, der dann gerade in dem Augenblick von hinnen geht, als die Erwartung einen Höhepunkt erreicht hat. Zwischen Leistung und Versprechen bleibt ein Unterschied, den wir in demselben Maße, als die Leistung die alltäglichen Erwartungen übertroffen hat, willig zugunsten des Versprechens ausgleichen. Mit dieser Betrachtung ist unser Verhältnis zu Charles Marie Dulac bestimmt. Ohne seine künstlerische Leistung würde sein seltenes Naturell nicht zur Kenntnis und Schätzung weiterer Kreise gedrungen sein. Nachdem wir aber mit diesem Naturell Bekanntschaft geschlossen haben, bedeutet es keine Geringschätzung eines so jung abgeschiedenen Künstlers, wenn man der Schätzung seiner Kunst diejenige seiner Persönlichkeit und seines Charakters mindestens gleich, wo nicht gar überordnet. Charles Marie Dulac mit den deutschen Nazarenern vergleichen, wie es Georges Goyau tut, wird immer sein Mißliches haben. Die Voraussetzungen sind zu verschieden, um hier mit einer geistreichen Antithese das Richtige treffen zu können. Es ist kein Zweifel, daß die künstlerischen Fähigkeiten z. B. eines Overbeck — selbst rein energetisch genommen — bedeutend größer und umfassender waren als diejenigen Dulacs, während die Behauptung auf schwachen Füßen steht, daß die Nazarener ihre religiösen Werke wohl ‚unter dem Schutze Gottes‘, nicht aber ‚in der Vertrautheit, in der Intimität mit Gott‘ ausgeführt hatten. Der Unterschied zwischen hier und dort, der sich angesichts der künstlerischen Hinterlassenschaft beider Teile in erster Linie aufdrängt, ist der, daß Dulac sich vorzüglich aus der Betrachtung Gottes und der Natur inspiriert, während den Nazarenern die Begeisterung besonders aus der heiligen Geschichte und dem Wirken Gottes in der Menschheit zuströmt. Darin aber würden Dulac und Overbeck einig gegangen sein, daß sie echte Begeisterung, wie sie der Glaube wirkt, als die fruchtbarste Quelle religiöser Kunst anerkannt hätten, wie denn auch Overbeck das schöne Wort gesprochen hat: ‚Die Kunst verlangt ein ungeteiltes Gemüt. Christliche Kunstwerke müssen aus heiliger Begeisterung empfangen werden, und nur was aus einer entflammten Seele hervorgegangen, wird auch andere Seelen zu heiliger Liebe entflammen können und die Herzen himmelwärts führen — und das ist der Zweck der christlichen Kunst.‘ —

Der Kinematograph und das bewegte Bild
Von Carl Forch

Die letzten Jahrzehnte haben der Photographie zwei neue Gebiete eröffnet: das Farbenbild und das bewegte Bild. Nun fangen beide an, sich zu berühren und aufeinander überzugreifen. Schon ist man mit Erfolg darangegangen, dem bewegten Bild des Kinematographen Farben zu verleihen, die nicht durch die Hand des Malers eingefügt sind, sondern ihre Entstehung rein photographischen Prozessen verdanken. Noch sind diese letztgenannten Kinematographenbilder allerdings wegen der überaus verwickelten Apparate, die sie bei der Aufnahme und Vorführung nötig machen, Seltenheiten, die nur wenige zu sehen Gelegenheit hatten. Aber der einfache Kinematograph mit Schwarz-Weiß-Bildern hat sich in den fünfzehn Jahren, die er nun in der breiteren Öffentlichkeit hinter sich hat, eine Stellung geschaffen, die es verdient, daß wir einen Blick in sein Wesen und auf seine Wirkung werfen, um zu erkennen, welche Wandlungen er durchmachen mußte, um aus dem Laboratorium des Gelehrten und der Werkstätte des Technikers seinen Siegeslauf in das Theater und die Hörsäle antreten zu können. Der kleine schnurrende Apparat ist nicht nur für Hunderttausende ein Unterhaltungsmittel geworden, sondern auch für Hunderte ein Helfer bei strenger fruchtbringender Arbeit. Welchen Umfang die Kinematographie genommen hat, mag schon der Umstand verbürgen, daß das Adreßbuch von Groß-Berlin neben 120 Kinematographentheatern noch 40 andere Unternehmungen aufweist, die sich mit der Herstellung von Kinematographenapparaten oder von Films für solche befassen. Sie hat ihren Einzug in die Buden wandernder Schausteller gefunden und ist dadurch auch fernab der Großstädte auf dem flachen Lande nicht mehr unbekannt, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sie in wenigen Jahren auch auf den kleinsten Jahrmärkten heimatberechtigt sein wird, wie es das plumpe Uhrwerk des ungezählte Eier verschlingenden ‚Eierfressers' und in einem Dutzend roh gezeichneter Bilder die schaurige ‚Moritat' vor dreißig und mehr Jahren war.

Die Vortäuschung eines bewegten Bildes durch Vorführung ruhender Bilder ist dadurch möglich, daß in unserem Auge ein Lichteindruck noch eine gewisse Zeit weiter besteht, nachdem die den Reiz auslösende Ursache verschwunden ist. Erscheint ein zweites Bild früher, als der Reiz des ersten erloschen ist, so verschmelzen beide. Ist das zweite und jedes der folgenden Bilder das Abbild der einzelnen Phasen eines sich bewegenden Gegenstandes, so täuschen sie uns bei hinreichend rascher Folge eine lückenlose Darstellung des betreffenden Gegenstandes in seiner Bewegung vor. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß, wenn zwischen dem Verschwinden des ersten und dem Erscheinen des zweiten Bildes weniger als $1/8$ Sekunde liegt, eine Verschmelzung stattfindet. Sowie nun die Photographie soweit war, daß sie in einer Sekunde mehr als zehn gut durchbelichtete Bilder liefern konnte, war sie reif, bewegte Bilder zur Darstellung zu bringen. Mit der von dem englischen Arzt Richard Leach Maddox im Jahre 1871 hergestellten Bromsilber-Gelatine-Trockenplatte war diese Bedingung erfüllt. Allerdings gehen auf die photographische Darstellung be-

wegter Bilder gerichtete Vorschläge von Fox Talbot und Ducos du Hauron zwei Jahrzehnte weiter zurück, aber erst im Jahre 1874 gelang es Jules César Janssen, dem späterhin durch das von ihm auf dem Montblanc errichtete Observatorium weiteren Kreisen bekannt gewordenen Pariser Astrophysiker, bei dem Venusvorübergang photographische Reihenbilder mit einem Apparat zu erzeugen. Der Pariser Physiologe Marey studierte in ähnlicher Weise die Bewegungserscheinungen von Tieren, besonders von Vögeln. Dasselbe Studium hatte sich der kalifornische Tierzüchter E. Muybridge erwählt, doch benutzte er nicht eine Kamera, sondern bis zu dreißig nebeneinander vor einer weißen Wand aufgestellte photographische Aufnahmeapparate, deren Verschlüsse durch das an der Wand vorbeigaloppierende Pferd beim Zerreißen feiner Fäden in rascher Folge ausgelöst wurden. An Muybridge schließen die Versuche von Ottomar Anschütz an, der denn auch in seinem Schnellseher 1885 den ersten brauchbaren Vorführungsapparat für photographische Reihenbilder herausbrachte.

Noch aber bedurfte es eines wesentlichen Schrittes, um von der bis dahin sehr beschränkten Zahl von Aufnahmen zu einer beliebig sich erweiternden Reihe von Bildern übergehen zu können. Diesen taten die beiden Engländer W. Friese-Green und M. Evans, indem sie die photographische Platte ersetzten durch den lichtempfindlichen Film, ein langes, biegsames Zelluloidband, das die Bromsilber-Gelatine-Emulsion trägt. Von diesem Zeitpunkt an war der Kinematograph lebensfähig, und es beginnt nun eine überaus fruchtbare Entwicklungszeit. Es sei hier bemerkt, daß man in dem Bestreben, den Kinematographen auch dem Amateur zugänglich zu machen, neuerdings wieder zu Aufnahmen auf Glasplatten zurückgekehrt ist und von diesen viele hundert sehr kleine, nur einige Quadratmillimeter große Bildchen auf einer mäßig großen Platte vereinigt. Diese Platte wird durch eine Vorrichtung vor dem Objektiv bezw. dem Betrachtungsapparat im Zickzack vorgeführt. Für die weitaus meisten Kinematographenapparate bleibt aber der Film vorläufig noch der Alleinherrscher. Wir beschränken uns deshalb darauf, den Werdegang eines solchen zu verfolgen.

Der Kinematograph ist ein äußerst gefräßiger Bursche, der große Mengen an photographischem Material verschlingt. Er hat sich deshalb eine besondere Industrie geschaffen, die ihn nährt. Den Grundstoff bildet der Zelluloidfilm. Er wird in Stücken von dreißig bis fünfzig Meter Länge in der Weise hergestellt, daß eine Lösung von Zelluloid auf einen Meter breite, aus einzelnen Streifen fugenlos zusammengesetzte Glasbahnen aufgetragen wird. Nachdem auf dem Glas durch Verdunstung des Lösungsmittels ein dünner Zelluloidüberzug entstanden ist, wird im Dunkeln die lichtempfindliche Bromsilber-Gelatine-Emulsion aufgegossen. Wenn diese erstarrt und völlig getrocknet ist, wird der Film von seiner Glasunterlage abgezogen und nun in schmale Streifen von 35 Millimeter Breite der Länge nach zerschnitten. Durch Zusammenkleben der einzelnen Bahnen zu Rollen von einigen hundert Metern erhält man den gebrauchsfertigen Kino-Film, der an den Rändern mit den Fortschaltlöchern noch versehen werden muß. Das Entwickeln und Fixieren der Negative

erfolgt fabrikmäßig, meist in der Weise, daß der Film mittels Trommeln allmählich durch die Bäder geführt wird. Das Kopieren der Positivbänder geschieht, indem diese Schicht auf Schicht mit dem Negativband durch einen Apparat hindurchlaufen und hierbei jedes Bild des Negativs kurze Zeit vor einem Ausschnitt stillsteht und unterdessen von einer aufleuchtenden elektrischen Lampe auf das Positivbild kopiert wird. Die weitere Behandlung entspricht der des Negatives. — Das Atelier für die Aufnahme der dem täglichen Leben entnommenen Bilder ist die Straße, der Fluß, das Meer. Entweder steht der Apparat fest und läßt die Ereignisse an sich vorbeiwandern, oder er befindet sich auf einem Schiff, einer Lokomotive, dem Luftballon, und eilt im Fluge dahin, um späterhin den Beschauer an der Fahrt gleichsam teilnehmen zu lassen. Die Aufnahme der rein theatralischen Szenen erfolgt auf besonderen Bühnen, auf denen wohl eingeübte Schauspieler mit einer den Besonderheiten der Pantomime angepaßten schauspielerischen Technik auftreten.

Der Aufnahmeapparat für photographische Reihenbilder besteht aus einer Kamera, in welcher der lichtempfindliche Film vor dem Belichtungsfenster meistens absatzweise vorbeibewegt wird. Mindestens 15 photographische Aufnahmen gilt es in der Sekunde zu machen. Denn bei einer geringeren Zahl von Bildern würden die nicht ganz langsamen Bewegungen der vorgeführten Szene ruckweise erfolgen, und es wäre der erstrebte Eindruck der Wirklichkeit völlig zerstört. Ebenso oft muß also der Mechanismus den Film erfassen und ihn um die Höhe des Bildfensters vorwärtsschalten. Ehe aber der Verschluß die vom Objektiv kommenden Lichtstrahlen auf den Film fallen lassen darf, müssen die mit jeder ruckweisen Bewegung eines Räderwerkes unvermeidlichen Erschütterungen völlig zur Ruhe gekommen sein. Aus all dem erhellt, daß ein kinematographischer Aufnahmeapparat ein überaus stabil gebauter Mechanismus sein muß, soll er diesen Bedingungen genügen. Zum Zwecke der Bewegung hat der 35 Millimeter breite Film, auf dem Bilder von 25 Millimeter Höhe erzeugt werden, bei den meisten Systemen längs beiden Rändern Lochreihen, in welche hinein die Greiforgane fassen. Die Fortschaltung erfolgt meistens nach einer zuerst von Janssen benutzten Anordnung durch sogenannte Malteserräder. Es sind dies am Rande mit nach außen hin konkaven Bogenstücken versehene Scheiben, welche zwischen diesen nach dem Scheibenmittelpunkt hin verlaufende Einschnitte haben. In letztere greift bei jedem Umlauf ein auf einer stetig umlaufenden Scheibe vorspringender Stift ein und schaltet dabei die erstgenannte Scheibe, das sogenannte Malteserkreuz, um ein Bogenstück weiter. Sowie nach dieser Schaltung der Stift aus diesem Einschnitt herausgetreten ist, liegt das diesem folgende Bogenstück des Kreuzes an der Umfläche der Stiftscheibe an und ist nun bis zum nächsten Eingreifen des Stiftes gegen Drehung gesichert. Auf der Achse des Malteserkreuzes sitzt ein nahe seinen beiden Enden mit je einem Kranz von Zacken versehener Zylinder, das eigentliche Fortschaltrad, das in die beiden Lochreihen des Films eingreift. Bei einem andern Typ erfolgt die Fortbewegung durch geradlinig hin und her bewegte Greiferbacken, welche nur auf dem einen Weg das Bildband erfassen, es aber beim Rückgang freigeben. Wesentlich ver-

schieden von diesen beiden sind jene Apparate, bei welchen der Film durch ein stetig bewegtes Zackenrad gleichmäßig fortgeschaltet, aber durch einen zwischen diesem Rad und dem Bildfenster stoßweise gegen den Film wirkenden Schläger plötzlich im Fenster um den Betrag einer Bildhöhe weiterbewegt wird. Unmittelbar, ehe die Fortschaltung beginnt, tritt vor den Film eine Blende, welche ihn gegen die Lichtstrahlen abdeckt. Es ist dies meistens eine rasch umlaufende Kreisscheibe, die an einer Stelle eine große, der Belichtungsdauer entsprechende Öffnung besitzt. Der Vorführungsapparat, ein mit einer kräftigen Lichtquelle versehener Projektionsapparat, ist mit einem im wesentlichen gleichartig ausgebildeten Fortschaltwerk nebst Blendenscheibe ausgestattet. Auf einige Einzelheiten wird später einzugehen sein.

Die Vorführung der schwarzweißen, nur nach den Gesetzen der Perspektive plastisch wirkenden Bilder genügte schon frühe den Konstrukteuren und Photographen nicht; man versuchte einmal dem bewegten Bild Farben zu verleihen und dann es stereoskopisch-plastisch zu machen. Die Versuche, das Bild durch F a r b e n zu beleben, beschränken sich in der einfachsten Form darauf, gewisse Töne an Stelle des Schwarz-Weiß-Bildes zu setzen. Es ist dies durch Baden des fertiggestellten Positivfilmes möglich. Völlig ausgemalte, bewegte Bilder werden dadurch erzeugt, daß man den Positivfilm mit der Hand unter Verwendung von als Schablonen ausgeschnittenen Films mit Farben versieht. Dieses Verfahren ist zwar dem Wesen nach einfach, aber in der Ausführung überaus kostspielig, da es eben bei dem Ausschneiden der Schablonen außerordentlich viel mühselige Handarbeit erfordert. Ferner hat man die unmittelbaren farbenphotographischen Verfahren vorgeschlagen und auch in Ausnahmefällen tatsächlich benutzt. Man muß hierbei an Stelle einer Aufnahme immer zwei drei Aufnahmen herstellen und vorführen, von denen eine das Rotbild, eine das Grünbild und die dritte das Blaubild liefert.

Sowohl bei der Aufnahme wie bei der Vorführung werden in den Strahlengang rote, bezw. grüne und blaue Glasplatten oder andere gefärbte durchsichtige Platten eingeschaltet. Diese lassen bei der Aufnahme jedesmal nur die ihnen gleichen Lichtstrahlen auf den Film einwirken, so daß also den einzelnen Farben entsprechende Teilnegative entstehen. Die davon hergestellten Teilpositive werden mit der gleichen Farbplatte auf den Bildschirm projiziert. Diese drei Teilbilder vereinigt, geben das farbenrichtige, bewegte Bild. Die Vereinigung kann nun entweder durch gleichzeitige Vorführung der drei Bilder auf dem Bildschirm erfolgen oder erst in der Wahrnehmung des Beschauers, indem die Teilbilder in rascher zeitlicher Folge auf den Schirm projiziert werden. Die Vorführung muß hier so rasch erfolgen, daß das dritte Bild bereits erscheint, ehe der Lichteindruck des ersten Bildes im Auge des Beschauers wesentlich abgeklungen ist. Dies setzt natürlich entsprechend kurze Belichtungen bei der Aufnahme voraus. Besonders für das Rotbild werden hierdurch sehr ungünstige Bedingungen geschaffen, da den roten Strahlen bekanntlich nur sehr geringe photochemische Energie innewohnt. Doch hat man es bereits tatsächlich dahin gebracht, nach diesen Verfahren bewegte Bilder von nicht gefärbten photographischen Aufnahmen vorzuführen. Seit einigen

Monaten hat von London aus in Berlin in dem Krollschen Operettentheater unter dem Namen ‚Kinemakolor' eine Lichtbildbühne für farbige Bilder ihr Heim aufgeschlagen. Es werden hier Zweifarbenbilder mit nur roten und grünen Teilbildern vorgeführt, welche bewegte Bilder in natürlicher Farbe so gut vorführen, daß der Nichteingeweihte es nicht merkt, daß das ausgesprochene Blau in den Teilbildern fehlt. Das Problem muß also als gelöst betrachtet werden, wenn seiner allgemeinen Ausführung zunächst auch noch sehr große, hauptsächlich wirtschaftliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Sehen wir von den sogenannten Mutoskopen ab, bei denen zum Zwecke der Betrachtung die Bilder nicht projiziert werden, so erfordert die Herstellung plastisch erscheinender Bilder einen ziemlich umständlichen Umweg. Wir sehen körperliche Gebilde deshalb räumlich, weil wir sie von zwei Punkten aus gleichzeitig wahrnehmen und alsdann zwei nicht völlig übereinstimmende Bilder in der Wahrnehmung vereinigen. Hieraus folgt, daß die Aufnahmen mit einem kinematographischen Doppelapparat hergestellt werden müssen, wobei der Abstand der beiden Eintrittsöffnungen, also gleichsam der beiden photographischen Augen, mindestens ebenso groß sein muß als der Augenabstand beim erwachsenen Menschen. Um für weit entfernte Gegenstände eine erhöhte Plastik zu erzielen, geht man häufig zu einem etwas übertriebenen Abstand der beiden Lichteintrittsöffnungen über. Man kann die beiden Aufnahmen, die wir kurz als Rechts- und Linksbilder bezeichnen wollen, entweder auf zwei getrennten Streifen in zwei getrennten, aber auf Gleichlauf miteinander gekuppelten Apparaten, deren jeder ein vollständiger Kinematograph ist, aufnehmen, oder man kann durch spiegelnde Flächen die eintretenden Lichtstrahlen so ablenken, daß die Bilder auf einen Film fallen, und zwar entweder in zwei Reihen nebeneinander oder abwechselnd ein Rechts- und ein Linksbild nacheinander. Für die Vorführung entsteht nun die schwierige Aufgabe, das Rechtsbild nur auf das rechte Auge, und das Linksbild nur auf das linke Auge des Beschauers wirken zu lassen. Um den Apparat, den man notwendig jedem Beschauer zur Verfügung stellen muß, möglichst einfach zu halten, verzichtet man darauf, beide Teilbilder nebeneinander gleichzeitig auf einem Projektionsschirm von doppelter Größe entstehen zu lassen, sondern wirft abwechselnd ein Rechts- und ein Linksbild auf einen Schirm von einfacher Bildgröße und trifft die Vorkehrung, daß das Rechtsbild nur Zutritt zu dem rechten Auge hat und entsprechend das Linksbild nur zu dem linken Auge. Man kann dies dadurch erzielen, daß man vor jedem Beschauer einen kleinen Blendenschirm mit zwei Öffnungen in normalem Augenabstand anordnet und beide Öffnungen abwechselnd, und zwar synchron zum Bildwechsel des Kinematographenapparates öffnet und schließt. Durch einen elektrischen Klappenverschluß läßt sich das ja erreichen, wenigstens theoretisch. Ob aber ein Mechaniker verbürgen kann, daß bei fünfzehn Bildwechseln in der Sekunde einige Hunderte solcher Verschlüsse, die doch nicht zu teuer sein dürfen, längere Zeit völlig befriedigend arbeiten, möchte wohl sehr fraglich erscheinen. Man hat deshalb rein optische Hilfsmittel in Vorschlag gebracht. Am einfachsten dürfte die Lösung mit Hilfe der sogenannten Anaglyphen sein. Malt man mit roter Tinte eine Zeichnung auf weißer

Unterlage und betrachtet sie durch ein grünes Glas, so nehmen wir eine schwarze Zeichnung auf grünlich-weißem Untergrund wahr. Betrachten wir dieselbe Zeichnung aber durch ein rotes Glas von gleichem Farbenton, wie ihn die Tinte hat, so verschwindet uns die Zeichnung; denn der weiße Untergrund macht auf unser Auge denselben Eindruck wie die Zeichnung, diese hebt sich also nicht ab. Halten wir nun vor das rechte Auge ein rotes und vor das linke Auge ein grünes Glas, so nimmt das rechte Auge nur eine gleichmäßig rot beleuchtete Fläche wahr, das linke Auge aber eine schwarze Zeichnung auf grüner Fläche. Da Rot und Grün aber Komplementärfarben sind, ergänzen sich die beiden Untergründe zu einer weißen Fläche, von der sich die Zeichnung, und zwar nur mit dem linken Auge gesehen, in Schwarz abhebt. Projizieren wir mit einem Projektionsapparat abwechselnd ein rotes und ein grünes Bild auf eine weiße Wand, und betrachten wir die Bilder mit einer Brille, die links grün und rechts rot gefärbt ist, so schaut das linke Auge nur die roten und das rechte nur die grünen Bilder. Wir trennen also mit Hilfe einer solchen Brille das Farbengewirr in seine Komponenten ohne irgendwelche mechanische Vorrichtungen. Man erkennt leicht, wie sich nach diesem Verfahren plastische Kinematographien erzeugen lassen. Die Aufnahme der Negative erfolgt wie früher angegeben. Die Rechts- und Linksbilder werden auf je ein Positivband kopiert, und nunmehr die Schwarzweißbilder des einen Bandes auf chemischem Wege in Grünweißbilder und die des andern in Rotweißbilder übergeführt, oder es werden auf dem Wege des Druckes Positivbilder in grüner bezw. roter Farbe geschaffen. Alsdann werden beide Bildbänder durch einen Doppelapparat in der Weise vorgeführt, daß rote und grüne Bilder rasch aufeinander folgen. Der Beschauer, dem man ein Pappstück mit zwei Öffnungen gegeben hat, deren eine durch ein grünes und deren andere durch ein rotes Gelatineblättchen abgedeckt ist, hält dieses richtig vor die Augen und sieht plastische, bewegte Bilder in Schwarz auf weißem Grund.

Besonders in den ersten Jahren litten die lebenden Photographien an einem wesentlichen Mangel, nämlich an dem sogenannten Flimmern. Selbst ein neuer Film ohne Risse in der Bildschicht zeigte eine gewisse, das Auge des Beschauers ermüdende Unruhe. Es hatte dies in einem physiologischen Vorgang seine Ursache, der allerdings durch den Mechanismus bedingt war. Wenn auch die Bilder sich so rasch folgen, daß das zweite Bild erscheint, ehe der Eindruck des vorhergehenden im Auge verschwunden ist, so erscheint es doch nicht so rasch, daß nicht jener Eindruck bereits begonnen hätte abzuklingen. Der Lichteindruck im Auge schwillt also beständig an und ab, und dies erzeugt das unangenehme Flimmern. Um dies zu vermeiden, kann man verschiedene Wege einschlagen. Zwar der umständlichste, aber der einwandfreieste ist der, mit zwei Apparaten zu arbeiten, von denen der eine dann mit der Öffnungsbewegung seines Verschlusses einsetzt, wenn bei dem andern die Schließbewegung anfängt. Man erzielt so auf dem Schirm stets gleiche Lichtstärke. Aber die Kosten des Betriebes des Instrumentariums sind nahezu verdoppelt. Einfacher kann man fast völlig das Flimmern dadurch vermeiden, daß man während des Bildwechsels das Licht nur soweit dämpft, daß der Bildwechsel gerade

nicht sichbar wird, aber auf dem Schirm doch eine gewisse mittlere Helligkeit bestehen bleibt. Oder man kann umgekehrt die Helligkeit der Projektion dadurch etwas dämpfen, daß man, während das Bildband projiziert wird, eine kurze Verdunkelung einschaltet. Man vermehrt zwar so die Zuckungen des Lichtes auf das Doppelte, da aber der Betrag der Schwankung zwischen Helligkeit und Dunkelheit vermindert wird, kann man ihn dem Schwellenwert der Wahrnehmbarkeit nähern und so die schädliche Wirkung vermindern. Es steht aber noch ein Weg offen, der theoretisch der idealste ist, leider aber für die Ausführung wiederum sehr große Schwierigkeiten bietet: Man vermeidet eben jede Abdunkelung und schaltet gewisse optische Hilfsapparate ein, die das wandernde Bildband Punkt für Punkt stets auf derselben Stelle des Projektionsschirmes abbilden. Wir müssen uns hier mit einer Andeutung des einzuschlagenden Verfahrens begnügen. Schauen wir durch einen feststehenden Spiegel nach der Straße, so sehen wir die draußen vorbeiwandernden Personen in dem Spiegel auftauchen und wieder verschwinden. Drehen wir aber den Spiegel um eine vertikale Achse entgegen der Bewegungsrichtung jener Personen, so können wir dadurch die Bewegung gleichsam optisch ausgleichen; die Personen bleiben trotz ihrer Bewegung für uns an demselben Fleck. In ähnlicher Weise kann man durch bewegte Spiegel, Prismen oder Linsen die Bildwanderung des stetig, nicht sprungweise bewegten Films so ausgleichen, daß eine Abblendung des Lichtes nicht notwendig ist.

Das Feld zur Anwendung des Kinematographen ist schier so vielgestaltig wie die bewegte Außenwelt selbst. Mögen auch heute die Kinematographentheater, deren angeblich bereits 20 000 ihre mehr oder minder gut ausgestatteten Hallen in allen Landen und Erdteilen geöffnet halten, vielfach noch dem Sensationsbedürfnis des Publikums allzusehr Rechnung tragen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es namhafte Gelehrte waren, die den Kinematographen zur Befriedigung wissenschaftlicher Interesse schufen. Ohne ihn wäre das eingehende Studium der Bewegungsvorgänge überhaupt nicht möglich gewesen. Aber auch rein technische Fragen hat er gelöst: so hat er uns z. B. gezeigt, wie ein fliegendes Geschoß die Luft vor sich hertreibt; er hat dessen Einschlagen in feste Körper analysiert und einzelne Phasen der Explosion bei verschiedenen Treibmitteln so aufgezeichnet, daß wir sie jederzeit im Hörsal in Muse vorführen können. Damit kommen wir auf ein Gebiet, auf dem von dem Kinematographen voraussichtlich noch sehr viel zu erwarten ist. Der kleine schnurrende Geselle wird in Bälde wohl ein ebenso unentbehrlicher Gehilfe des akademischen Lehrers werden, wie es der Projektionsapparat in den letzten zwanzig Jahren geworden ist. So kann er z. B. dem Botaniker den Entwicklungsgang einer Pflanze, den diese in einem Jahre zurücklegt, in einer Viertelstunde vorführen. Man stellt neben die Pflanze einen mit einem Uhrwerk versehenen Kinematographenapparat, der am Tag alle zwei bis drei Minuten eine Aufnahme macht, und führt den Film späterhin mit der üblichen Geschwindigkeit in einigen Minuten dem Auditorium vor. Die Störungserscheinungen in der Bewegung gewisser Kranker sind für die Diagnose oft überaus charakteristisch, aber es ist nicht möglich, sie den Hörern zu zeigen,

weil der Kranke seine Unbefangenheit vor ihnen verliert. Ein verdeckt aufgestellter Kinematograph legt sie auf dem Film ein für allemal fest und macht Tausenden zugänglich, was ehedem nur wenige sehen konnten, und selbst der Forscher kann an dem mit Muse und wiederholt vorgeführten Bild manches wahrnehmen, was ihm als rasch vorüberhuschende Einzelheit entgangen wäre. Man hat deshalb bereits den Vorschlag gemacht, zu wissenschaftlichen Zwecken gleichsam Leihbibliotheken für Kinematographenfilms zu schaffen, aus denen der Dozent das erforderliche Vorführungsmaterial für verhältnismäßig geringe Kosten entnehmen kann. Für ethnographische Studien dürfte der Kinematograph geradezu Archivwert besitzen, ermöglicht er doch, gewisse Volksgebräuche in einfacher, von jeder subjektiven Färbung des Beobachters befreiter Fassung dauernd festzuhalten und auf die Zukunft zu vererben. Hier ist ihm nur der Phonograph als gleichwertig an die Seite zu stellen. Beide sind denn auch schon heute vielfach miteinander verknüpft.

Die kleinen automatischen Schauapparate, welche uns auf Bahnhöfen so oft begegnen und uns gegen Einwurf eines Nickels gestatten, irgendeinen aktuellen Vorgang, sei es nun etwa eine Parade oder ein Torpedoboot oder einen Kreuzer in voller Fahrt kennen zu lernen, sind von den bis jetzt erwähnten Apparaten wesentlich abweichend. Bei ihnen, die den Namen Mutoskope führen, befinden sich die einzelnen Bilder auf dünnen Kartonblättern, die meistens mit einer Kante an einer Walze befestigt sind und radial von dieser abstehen. Die Walze läßt sich, nachdem der Apparat seinen Nickel empfangen hat, langsam drehen. Ein Anschlag legt sich dabei an den freien oberen Rand der Kartonblätter so an, daß diese zunächst zurückgehalten werden und auch beim weiteren Drehen der Walze Blatt für Blatt abblättern wie die einzelnen Blätter eines Buches. Die Walze sitzt nun zu der meistens mit einer Lupe ausgestatteten Schauöffnung so, daß der Beschauer auf das Kartonblatt entweder unmittelbar vor oder nach dem Abblättern aufschaut. Er sieht dann jedes der Bilder eine kurze Zeit in Ruhe, unmittelbar darauf das folgende usw., und er erhält ebenso wie bei dem Kinematographen den Eindruck eines andauernden bewegten Bildes. Man erkennt leicht, daß man an Stelle der einfachen Bilder hier Stereoskopaufnahmen und an Stelle der einfachen Schauöffnung die zwei Linsen eines der gebräuchlichen Stereoskopapparate setzen kann und dann bewegte plastische Bilder erhält, die allerdings immer nur einer einzelnen Person sichtbar sind. Es sei nur kurz erwähnt, daß man Mutoskope auch in einfachster Form als kleine Büchlein kennt, die man rasch mit der Hand abblättert. Diese Mutoskopheftchen stehen in ihrer Einfachheit und Unscheinbarkeit in nichts dem primitiven Lebensrad nach, das vor 40 Jahren in dem Kinderzimmer zu finden war und zeigen durch die Lebenswahrheit der Darstellung doch deutlich, welche Fortschritte die Technik hier gemacht hat. Aber der Kinematograph selbst ist auch schon in die Kinderstube gedrungen und versucht die Laterna magica aus dieser zu verdrängen, oder tritt wenigstens mit ihr in lebhaften Wettbewerb um die Gunst unserer Jugend.

Die für die wirtschaftliche Bedeutung zurzeit noch ausschlaggebende Verwendung findet der Kinematograph im reinen Schaugewerbe, im Kinemato-

graphentheater. Es ist hier der Schaubühne ein Konkurrent entstanden, dessen Einfluß auf breite Volksschichten nicht zu unterschätzen ist. Im Gegensatz zum eigentlichen Theater bietet das Kinematographentheater bei wesentlicher Verbilligung der Anlagekosten eine vielseitigere Kost, so daß es für die Volksschichten, welche in ihren Ansprüchen an das Unmittelbare und Persönliche in der Darstellung bescheiden sind, in seinem Anreiz nicht allzusehr zurücksteht. Gewiß, es fehlt ja überaus viel — aber die Kunst der über die Leinwand huschenden Schatten ist immer noch besser als gar keine, und eine kinematographische Pantomime, für die gute Schauspieler ihr Können zur Verfügung gestellt haben, ist bildender als eine Pantomime, die schlechte Schauspieler persönlich vor uns aufführen. Die Möglichkeit, bei dem Kinematographen das Phantastische und Pittoreske mehr zu betonen, als es das Theater ohne allzu großen Aufwand von Mitteln kann, bringt es allerdings dahin, daß dem Verlangen des Publikums nach solch gepfefferteren Schaustellungen Rechnung getragen wird. Insofern kann man wohl nicht bestreiten, daß der Kinematograph auch bei Ausschaltung aller rein erotischen Darstellungen in mancher Hinsicht ungünstig wirkt. Aber wenn auf seiten der Filmlieferanten nur etwas guter Wille herrscht, über dem geschäftlichen Interesse nicht völlig das Bildungsinteresse außer acht zu lassen, so kann die Kinobühne sich zu einem mächtigen Kulturfaktor für die Großstädte entwickeln. Ein Dutzend große Firmen beherrscht mit seinen Films den europäischen Markt, sie haben es also völlig in der Hand, Vorführungen, welche unästhetisch wirken, auszuschließen. Allerdings darf man auch nicht vergessen, daß das Publikum der Großstadt, und dieses bildet nun einmal den Hauptkonsumenten, durch Straßenleben und Presse mehr an Sensation gewöhnt und darum auch mehr gegen solche abgestumpft ist als der Bürger der Kleinstadt, der in beschaulicher Ruhe vom Sitz am Familientisch aus nur d i e Welt an sich vorbeiwandern läßt, die ihm gefällt, gegen den modernen Trubel die Augen schließt und wähnt, dieser existiere überhaupt nicht. Daß die gute kinematographische Aufführung, die, da ihr ja das gesprochene Wort fehlt, nur durch Gebärdensprache und Pose wirken kann, tatsächlich den künstlerisch naiven Beschauer vollkommen in Fesseln schlagen kann, wird niemand leugnen, der einmal solchen Aufführungen in einem einfachen Zuschauerkreis gefolgt ist. Da das Ohr als Wahrnehmungsorgan wegfällt, kann und muß das Auge um so aufnahmewilliger sein. Das belebte Bild vor unsern Augen fesselt, wenn es nur einigermaßen den Anforderungen, die wir stellen, hinsichtlich des Gegenstandes selbst und der Aufführung gerecht wird, uns nicht weniger wie ein Schauspiel. Die größte Gefahr bietet der Kinematograph, der ja für billiges Geld auch tagsüber zur Verfügung steht, für unsere Großstadtjugend. Daß in dieser die Freude an der Sensation durch nur zu viele Kinematographentheater geweckt wird, soll keineswegs geleugnet werden. Es wird eine sehr wichtige Aufgabe der Volkspädagogik sein, hier korrigierend einzugreifen. Nach dem Grundsatz, daß es vorteilhafter ist, eine falsche Bewegung zu rechter Zeit günstig abzulenken, als späterhin den vergeblichen Versuch zu machen, sie zum Stehen zu bringen, hat man sich schon bemüht, der Jugend unter Vermittlung der

Schule in gemeinnütziger Weise ausgewählte kinematographische Vorführungen zu bieten. Man darf sich dann natürlich nicht auf das ausgesprochen Lehrhafte beschränken, sondern muß auch theatralische Szenen bieten und darf sogar vor dem Groteskhumoristischen nicht zurückschrecken, eingedenk des Wortes, daß an sich jedes Genre in der Kunst erlaubt ist, abgesehen von dem langweiligen.

Der Kinematograph lehnt sich an das Theater an, indem er dramatische Szenen aufführt. Er tritt also auch in Wettbewerb mit diesem. Daß unsere Theater stellenweise mit großen wirtschaftlichen Nöten ringen, ist eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann. Es ist darum sehr wohl verständlich, wenn sie jeden mit nicht gerade liebevollen Augen ansehen, von dem sie fürchten, er werde ihnen einige Bissen von dem ihnen nicht reichlich bemessenen Brot wegnehmen. Sie sehen nun in dem sich machtvoll entwickelnden Kinowesen eine ihre Existenz bedrohende Gefahr. In 33 deutschen Großstädten waren im Anfang dieses Jahrhunderts zwei stehende Kinobühnen, und jetzt sind es reichlich ein halbes Tausend. Im Ausland ist es gerade so. In Paris stehen den 75 Theatern 180—190 Kinotheater gegenüber, die am Sonntag 100 000 Besucher an sich locken, während auf jene etwa nur die Hälfte entfällt. In den letzten Monaten hat nun von seiten des Bühnenvereins ein konzentrischer Kampf gegen die Konkurrenz der Leinwandtheater begonnen. Zunächst haben eine Reihe von Bühnenleitern ihren Mitgliedern verboten, vor dem Kinematographen zu arbeiten. Ob damit dem Emporkömmling das Leben in wirksamer Weise sauer gemacht werden kann, dürfte zweifelhaft sein. Denn schon machen sich Anzeichen dafür bemerkbar, daß die Großen unter den Bühnenkünstlern sich von dem Gebot frei zu machen verstehen, und für die Mittleren und Kleinen, denen man so einen willkommenen Nebenerwerb unmöglich macht, findet sich stets Ersatz aus den Reihen der Engagementslosen. Eigenartig ist nun aber, daß man versucht, auf Umwegen dem Kino Schwierigkeiten zu machen. Niemand hat seit alters her so über Belästigungen der Polizei geklagt und sich über diese so lustig gemacht als das freie Völkchen, das im Glanze der Rampenlichter sich von dem Drucke frei zu machen sucht, unter dem wir alle und es im besonderen stehen. Nun hat es sich mit den Gesetzeskundigen verbündet und plötzlich eingesehen, daß der illegitime Bruder Kino verdient, unter dieselben schlimmen Gesetzesparagraphen zu kommen, unter denen die legitime Bühne steht. Man hat allen Ernstes und zwar von seiten der Bühnengewaltigen den Vorschlag gemacht, die Kinematographentheater unter alle die polizeilichen Vorschriften zu stellen, die man gegen die großen Theater zu erlassen für gut gefunden hat. Mit großen theoretischen Erörterungen darüber, daß das Lichtbildtheater, insofern es dramatische Szenen darzustellen gewillt ist, keine Existenzberechtigung habe, hat der Streit begonnen, und mit dem Ruf, den unwillkommenen Konkurrenten durch polizeiliche Maßnahmen zu erdrosseln, klingt er aus. — Daß das Lichtbildtheater nicht die große Bühne ersetzen kann, wird kein Vernünftiger bestreiten; daß es aber neben jener und gerade für die Kreise, denen die große Bühne zumal in der Großstadt aus wirtschaftlichen Gründen verschlossen ist, bestehen kann und fast notwendig ist,

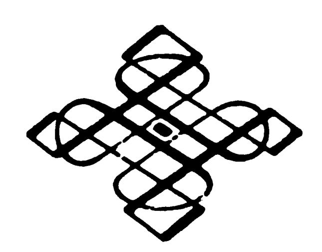
wird wohl die Zukunft lehren. Stellt man aber das Kino unter die erschwerenden gesetzlichen Vorschriften, wie es nun gefordert wird, so bleiben nur die großen Lichtbildtheater lebensfähig, und es wird den unbemittelten Kreisen ein billiges Unterhaltungsmittel entzogen. Sozial berechtigt erscheint deshalb dieser Schritt der Bühne gegen das Kino keineswegs.

Zum Schlusse sei noch kurz erwähnt, daß schon beachtenswerte Versuche vorliegen, den Kinematographen mit dem Phonographen so zu vereinigen, daß gleichzeitig mit dem vorgeführten Bilde das gesprochene Wort, Musik und etwa auch noch die zur Erhöhung der Naturwahrheit erforderlichen Begleitgeräusche, wie das Tosen eines Wasserfalles, das Rollen eines Wagens und dergleichen rein mechanisch vorgeführt werden. Abgesehen davon, daß der lautsprechende Phonograph noch hinsichtlich der Naturwahrheit seiner Klangfarbe wenig zuverlässig ist, tritt hier die große Schwierigkeit auf, daß ein weitgehender Synchronismus zwischen Kinematograph und Phonograph notwendig ist, soll die Vorführung nicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Denn nichts wäre störender, als wenn etwa die Lippenbewegungen eines Sängers zeitlich nicht in Übereinstimmung stünden mit den vom Phonographen gesprochenen Worten eines Liedes, oder wenn der Knall eines Schusses auch nur um geringe Bruchteile einer Sekunde früher hörbar wäre, als wir die Rauchwolke auf der Leinwand sehen.

Meistens sind es elektrische Apparate, welche den Synchronismus gewährleisten sollen, doch ist an dieser Stelle der Kinematograph gegenwärtig noch im Entwicklungsstadium, dem noch die diesem eigentümlichen Mängel anhaften.

Auf ein Gebiet, das scheinbar mit der Technik nur in ganz loser Beziehung steht, hat der Kinematograph ein helles Schlaglicht geworfen. Lassen wir uns etwa den Galopp eines Pferdes oder den Gang eines Menschen durch einen guten Kinematographen vorführen, so kommt das Bild auf der Leinwand dem Bild, das wir von der sogenannten Wirklichkeit haben, so nahe, daß wir wesentliche Unterschiede nicht wahrnehmen können. Betrachten wir aber die einzelnen kleinen Bildchen auf dem Film, so erkennen wir, daß das galoppierende Pferd, der gehende Mensch in keinem einzigen Teilzustand der Bewegungen tatsächlich das Bild geboten hat, das wir konventionell von ihm haben. Würde also ein Maler einen gehenden Menschen in einem jener Teilzustände der Gangbewegung auf einem Gemälde festhalten, so würden wir mit vollem Rechte behaupten, daß der gehende Mensch, wie wir ihn sehen, anders ausschaut, als es das Bild darstellt. Die äußerste Wahrheit der Darstellung würde sich also keineswegs decken mit dem Gesamtbild, das unsere Wahrnehmung aus den Einzelbildern zusammensetzt. Will die bildende Kunst also uns den Eindruck einer Bewegung bieten, den wir tatsächlich wahrnehmen, so muß sie eine Bewegungsphase wählen, die entweder länger als andere Phasen anhält und deshalb getrennt wahrgenommen werden kann, oder sie muß zu dem Hilfsmittel greifen, eine Phase zu e r d i c h t e n, die gleichsam den Mittelwert mehrerer tatsächlich vorkommender Phasen darstellt, die aber selbst nie vorhanden ist, also geometrisch-optisch nicht gesehen wurde. Es ist hier mit der sogenannten Ähnlichkeit wie bei den Photographien überhaupt. Eine

unretouchierte photographische Aufnahme muß stets ähnlich sein; das heißt, sie stellt den Gegenstand genau so dar, wie er im Augenblick der Aufnahme war. Erklären wir sie für unähnlich, so hat dies seinen Grund darin, daß der betreffende Gegenstand im Augenblick der Aufnahme einen Ausdruck hatte, der sich von dem Durchschnittsausdruck weit entfernte. Da aber in unserm Gedächtnis nicht der Augenblickswert des Gesichtsausdruckes einer Person haftet, sondern nur der aus vielen Augenblickswerten genommene Mittelwert, so erscheint das photographische Einzelbild häufig so unähnlich, daß wir an der Übereinstimmung der Person zweifeln. Wenn also das photographische Momentbild oft unähnlich und verzerrt erscheint, so hat dies seinen Grund nur darin, daß es einen Einzelwert darstellt, der von uns nicht getrennt, sondern nur mit Nachbarwerten verschmolzen wahrgenommen wird, oder der als solcher in unserer Rückerinnerung überhaupt nicht weiterlebt. Hat die Momentphotographie die Kunst manchmal insofern auf Irrwege geführt, als sie sie verleitete, harte, eckig ausschauende Bewegungsphasen zu wählen, so dürfte es dem Kinematographen vielleicht gelingen, sie aus dem ungesunden Naturalismus wieder herauszuführen, indem er ihr zeigt, welche Bewegungsphasen gewählt werden müssen, um das Streben nach der Darstellung des Wirklichen mit unserm Drang nach dem Schönen zu verschmelzen.



Ed. Sagot, Éditeur, Paris

Ch.-M. Dulac/Cantique des Créatures VII.

Jesu corona sanctorum omnium, Jesu sapientia aeterna



Die Kino-Frage. Eine ästhetisch-dramaturgische Betrachtung.

Von Max Broesike

Man wird sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, daß das Kino in Kürze einen bedeutungsvollen und wesentlichen Bestandteil unserer theatralisch-dramatischen Kunstpflege repräsentiert. Allmonatlich sehen wir pilzartig, von Sonne und Regen populären Wohlwollens befruchtet, unzählige wohlassortierte Kino-Theater dem Groß- und Kleinstadtboden erwachsen, blühen, gedeihen, sich vergrößern, Filialen und Nebenfilialen bekommen und trotz Konkurrenz und Massenproduktion von den günstigsten materiellen Aussichten beglückt werden. Und ebenso wächst von Monat zu Monat in logischer Rückwirkung wie eine geometrische Reihe der Umfang und der Verbrauch der Filmfabrikation, eine Unzahl materieller und geistiger Kräfte, tausend fleißige Hände, erfinderische Gehirne und mimische Begabungen in ununterbrochener Tätigkeit mit neuen Plänen, Entwürfen und Steigerungen, anhäufend, in Bewegung haltend, beschäftigend und verzehrend. Und last not least: dieser terrorisierende Betrieb überträgt bereits in bedenklichster Weise seine wachsenden und ins Riesenhafte strebenden Größenmaße auf finanzielles und geschäftliches Gebiet: das Kino ist börsenfähig geworden, man hat wohlfundierte Aktiengesellschaften gegründet, die selbst in einer Zeit der ökonomischen Deszendenz einen ungewöhnlich hohen prozentualen Gewinnanteil abwerfen und für die Zukunft glänzende kapitalistische Aussichten im amerikanischen Stil gewährleisten; man beginnt die Organisation einer eigenen, zunächst fachmännisch geleiteten Kino-Presse und scheut sich nicht, in Erkenntnis dieser wirtschaftlichen und ideellen Erstarkung einen gewissen Druck auf viele Strömungen unseres geistigen Lebens auszuüben und usurpierend und entweihend in bisher unberührte, sakrale Gebiete wertvoller Errungenschaften überzugreifen. Wir hätten und haben also angesichts dieser Tatsachen mehr als genug Grund, aus allgemeinen kulturellen Erwägungen heraus die Frage des Kinowesens und der Kinokunst als äußerst wichtig zu empfinden und in mancher Hinsicht sogar allen Gleichgültigen oder Zaghaften als mahnendes Mene-Tekel hinzustellen; Pflicht jedes Gebildeten und an der gedeihlichen Fortentwicklung unserer Kunst und Kultur Interessierten wäre es, ehe es zu spät ist und unaufhaltsame epidemische Kunstvergiftung zur Anteilnahme *zwingt*, zu diesen auffälligen und zweifellos bedenklichen Erscheinungen Stellung zu nehmen, seine Stimme abzugeben und diesen jüngsten Sprößling der Kunst Melpomenes und der anderen apollinischen Gefährtinnen aus der isolierten und verhältnismäßig zu wenig beachteten Stellung seines allzu lebenskräftigen, illegitimen Daseins ins helle Tageslicht der öffentlichen Erörterung und in gesteigerterem Maße als bisher vor das Forum unserer starken und maßgebenden Intelligenzen zu ziehen. Es ist daher um so bedauerlicher und geradezu eine grobe Unterlassungssünde, daß sich unsere in erster Reihe berufene, sonst so rührige und verbündete Kulturanatomie und Dramaturgenzunft — abgesehen von einigen schätzenswerten, aber nicht erschöpfenden Arbeiten — noch nicht einmal eingehender mit diesem interessanten, vielversprechenden, aber allerdings auch äußerst schwierigen und erörterungs-

bedürftigen Gebiet, das alle Vorzüge und Gebrechen unserer modernen Zeit in typischer Form und gewissermaßen in extenso vereinigt, beschäftigt hat. Schreckte sie die Schwierigkeit der Aufgabe oder die Gefahr und Unannehmlichkeit, neben geringen erfreulichen Ausblicken und einigen idealen Möglichkeiten überwiegend Schmutz und Blendwerk zu enthüllen, schädliche Abszesse und infektiöse Substanzen zu entdecken, durch die Macht der Gewohnheit oder Oberflächlichkeit allzu bodenständige und geweihte Götzenbilder zerstören und den Herren vom Kino einige goldene Rücksichtslosigkeiten, ungelegene Reformvorschläge und neue Organisationsgrundsätze unterbreiten zu müssen? Oder glaubten sie gar, die Kinokunst mit einem verächtlichen Seitenblick abtun zu können? Die folgenden Ausführungen wagen den Versuch, einmal vorurteilsfrei und mit möglichster Sachlichkeit aus eingehender Kenntnis, Beobachtung und Sympathie des Kinowesens heraus seine ästhetische Wirkung und Bedeutung mit allen inneren und äußeren Faktoren in seinen negativen und positiven Bestandteilen gründlich zu untersuchen und festzulegen. Dabei wird im ersten Teil eine scharfe Kritik an der jetzigen Form der Kinokunst notwendig werden, im zweiten aber, aus der wesentlichen Natur des Kinos sich ergebend, künstlerische und ästhetische Gesichtspunkte stärker zu Worte kommen können, deren beiderseitige Gegenüber- und Zusammenstellung die Möglichkeit der Wiederbelebung und praktischen Reform ergeben soll. Naturgemäß kann es sich infolge der Breite und Tiefe des Stoffes bei einer so viele Faktoren und Bedingungen vereinigenden Kunst nur um eine perspektivische Umfassung und großangelegte Skizze handeln, die keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit der gestreiften Gebiete erheben oder gar mit gebieterischen Forderungen aufwarten will, sondern sich sehr wohl bewußt ist, daß die gründliche und ins Kleine gehende Ausarbeitung und Durchdringung dieser Frage den eigentlich schaffenden und unmittelbar interessierten Kreisen, sowie letzten Endes der langsam wirkenden und gestaltenden Zeit überlassen bleiben muß.

Vielleicht war die allzu rasche Entwicklung des Kinowesens, die sich unter der Triebkraft der öffentlichen Gunst mit der ganzen Üppigkeit und der brutalen Anziehungskraft eines von Niedergangserscheinungen betroffenen Kulturproduktes vollzogen hat, an den sonderbaren Verzerrungen und Auswüchsen schuld, die wir heute — hoffentlich bereits als Ausläufer einer unmöglichen Kunst-‚Praxis' — als unabänderliche Tatsache beklagen. Es hat wohl den Anstoß dazu gegeben, daß die Kinokunst so bald in einem individuellen und eintönigen Stil erstarrt ist, den ja jeder Kinobesucher nur zu gut kennt und der ohne sonderliche Ausnahmen bereits Manier, Fäulnis oder noch allererstes Anfangsstadium, oft greulichste Unfähigkeit darstellt. Die eigentliche Wurzel des Übels liegt darin, daß sich das Kino von Anfang an viel zu sehr im Banne unserer überall das Wort führenden, charakteristischen Zeitübel Sensation, Bluff, Rekord oder wie man es nennen will, befunden hat, die gerade hier fruchtbarsten Boden zur Entfaltung ihrer glänzenden Übertreibungen, virtuosen Höhenpunkte und sonstigen ungesunden Nebenerscheinungen auf Kosten des inneren Gehaltes gefunden haben. So ist zwar eine auf breiteste Massen suggestiv wirkende und mit echt volks-

tümlichen Mitteln arbeitende Kunst zustande gekommen, aber leider nur eine negative Volkskunst, deren positiver Teil mit ihren gesunden, entwicklungsfähigen Keimen brach liegt und nur in den häßlichen, demokratischen Auswüchsen die Herrschaft führt, die wiederum in der Hauptsache aus der engen Verbindung, dem notwendigen, auch den schlechten Instinkten liebedienerisch entgegenkommenden Gemeinschaftsbedürfnis zwischen Produzent und Konsument sich ergeben. Auch hier hat sich eben die laxe Moral des Managertums die bequemen und unselbständigen Bedürfnisse des Volkes zunutze gemacht und einen festen Kontrakt gegen das Eindringen gehaltvoller geistiger Elemente geschlossen, bei dem der Käufer letzten Endes, wie bei jedem spekulativen Gründungsschwindel, doch der Betrogene ist und den Kürzeren zieht. In erster Linie ist es ja die tragische Kunst, die in den Vorführungen der Kinotheater in verschiedenen Formen — neben den leider noch sehr wenig gepflegten und ausgebildeten Films wissenschaftlichen und belehrenden Inhalts — großen, fast abendfüllenden Zyklen, kurzen Sketches oder Dramen mittleren Umfanges den größten Raum einnimmt und infolgedessen am stärksten den verderblichen und krankhaften Erscheinungen dieser Art unterliegt. Man braucht weder prüder Moralitätsschnüffler aus dem Lande Byrons und Shaws noch einseitiger Winkelidealist vom Stamme phrasenreicher Rhetorik zu sein, um schlankweg ohne Gefahr der Übertreibung behaupten zu können, daß diese ungeheuerlichen Geschmacksverirrungen notwendigerweise auf ein naives, von keinerlei Nachdenken oder kritischer Erkenntnis beschwertes Publikum, das hier doch zweifellos als Majorität in Frage kommt, mit wenigen Ausnahmen einen verflachenden, aufreizenden, ja geradezu entsittlichenden Einfluß ausüben.

Lassen wir einmal die Spielarten dieses Genres offenkundig und wahrheitsgetreu an uns vorüberziehen. Da kommen zuerst, mit marktschreierischer Reklame versehen, jene pompösen und überladen inszenierten Haupt- und Staatsaktionen, die inhaltlich sehr oft mit den wertvollsten und besten Stoffen der Historie arbeiten, aber im dramatischen Aufputz nur selten ihre wahre plagiatorische Herkunft aus dem stolzen Arsenal altitalienischer Opernromantik oder der Zehn-Pfennig-Broschüren-Seligkeit der Ritter-Kunibert-Romane verleugnen. Sie bieten besondere und gern benutzte Gelegenheit zur Entfaltung neronischer Mord- und Greuelszenen, die mit allem erdenklichen Raffinement und schonungslosem Barbarismus unsere ‚stumpfen' Nerven gehörig in ständiger gespannter Aufregung erhalten sollen. Dann als Numero 2 des Programms jene sehr schönen, aber leider ganz unwirkliche und schiefe Weltverhältnisse auftischenden larmoyanten Komödien, die dem idealen Zuschauer — sofern ein solcher vorhanden — voll Schrecken längst vergessen und überwunden geglaubte literarische Sünden in Erinnerung rufen. Und endlich als ‚pièce de résistance' — und damit sei es vorläufig genug — jene mächtigen ‚Gesellschafts'dramen, die mit edlem Heuchlerblick eine universale, alle menschlichen Gefühle, Verhältnisse und Konflikte umspannende soziale Realistik unter dem Deckmantel sittlicher Tendenzen liefern wollen, ohne indessen auch nur annähernd den schwankenden geistigen Gehalt einer Wedekind-Farce oder Sudermann-Melange erreichen und einen Augenblick die Physiognomie des

Tartüffe verheimlichen zu können. Es ist, rund heraus gesagt, eine Afterästhetik schlimmster Sorte, die man unermüdlich en gros liefert, eine Ästhetik des Häßlichen, Gewaltsamen, Sentimentalen, Gewöhnlichen, Verfälschten, Verschwollenen und Übertriebenen, die sich durch sich selbst richtet: eine Leben und Plastik gewordene Kolportage- und Blaustrumpfliteratur, die wir wirklich nach einer Periode relativer Erholung nicht noch einmal als zweite Sündflut zu erleben brauchten. Was nützt es dagegen, daß die berühmten Gaumont-, Pathé-, Edison-, Asta-Nielsen-usw.-Films meistens gute Schauspieler, geschickte Regisseure und findige Autoren beschäftigen und in anerkennenswerter Weise für die szenische Aufmachung und naturgetreue Darstellung ihrer Riesenaktionen sorgen! Es ist mangels einer gesunden, kräftigen Grundlage doch love's labour lost.

Man spielt nun aber gegen diese Vorwürfe gern einen beliebten und auf den ersten Anschein augenfälligen Einwand aus; man sagt: was dem einen recht ist, sei dem andern billig, und spricht von bequemer und philiströser Voreingenommenheit, da es sich doch hier offensichtlich nur um eine etwas vergröberte, analoge Erscheinung unserer allgemeinen literarischen Verhältnisse, lediglich eine stärkere Annexion und Ausprägung der überall wuchernden Sentimentalität und Effekthascherei handle, die zugleich in gemäßigter Form die einzige Möglichkeit zur Befriedigung der populären Bedürfnisse nach Spannung, Katastrophe und mitfühlbarer Realistik und Einfachheit der Verhältnisse böte; gewiß, sehr schön und teilweise auch richtig, aber man vergißt, daß zwischen erlaubter, von unseren besten Meistern ohne Schaden angewandter und lediglich als verzierendes Beiwerk des gedanklichen und dramatischen Gerüstes dienender Beimischung sensationell-erregender Momente und bloßem Kolportagekitsch als Selbstzweck eine deutliche Grenzlinie gezogen ist, die unsere Kinodramatiker regelmäßig blindlings — sehr oft auch bewußt — übersehen; und schließlich auch, daß wir gewissen unliterarischen und ungesunden Auswüchsen auf unseren großen Bühnen ebensowenig Duldung wie jenen in der angeblich stiefmütterlich behandelten Kinobranche zusagen könnten. Es läßt sich eben beim besten Willen keine Ehrenrettung dieses künstlerischen Bankrotts, dem obendrein noch durch den Mangel des gesprochenen Wortes die letzte Möglichkeit zur Erzielung eines geistigen Überbleibsels und Aufrechterhaltung eines ausgleichenden Regulativs entzogen ist, herausfordern. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß die Kinostücke lediglich mit liebevollster spekulativer Rücksicht auf Massen- und Volksinstinkte und unter Anwendung einer ständigen, fest geprägten und erprobten Schablone zusammengezimmert werden. Es wäre ja auch gänzlich verfehlt, sich den geistigen und realen Ursprung eines Kinodramas etwa mühevoll oder von drangvollen Stunden der Inspiration belastet vorzustellen; sichere Berechnung und wohlüberlegte Schauwirkung spielen schon im Hinblick auf die eigentümliche Aufnahmetechnik eine weit größere Rolle als künstlerische Gesichtspunkte. Der Kinodichter hat irgendeinen hübschen Einfall, den man zur Not auch leicht aus alten Fabelwerken, etwa Boccaccios Decamerone, dem Pitaval, der stets edelstes Material bereitwillig spendenden Weltgeschichte — ich nenne hier nur einige Möglichkeiten — original oder modernisiert entnehmen kann, sieht darauf, daß er auch ja nicht einer gewissen, nach Maßgabe des Inhalts

nuancierten und abgestuften Pikanterie oder spannenden Situationstechnik entbehre, verfertigt mit Raupachscher Bühnengewandheit eine prachtvolle ‚sitzende' Klimax, rührt in das witzig zusammengerührte Ragout noch einige zielsichere, raffiniert ausgeklügelte sentimentale Episoden von blanker, schöner Menschlichkeit und meistens teils verstohlenem, teils deutlichem sexuellen Beigeschmack, gruppiert zum Schluß um das Ganze ein charakteristisches, suggestibles, zeitgemäßes Milieu, und siehe: das Muster- und Durchschnittskinodrama ist fertig. Nicht zu vergessen auch der bequemen Finaltechnik, die entweder schauer- und grausenerregend, à la Titus Andronicus, in die Grenzen des Lächerlichen überläuft, oder sich einer behaglichen, bürgerlichen All-right-Lösung befleißigt: ein deus ex machina glättet freundlich alle Verwirrungen, der Widersacher bekommt den ‚Moralischen' und verzeiht lächelnd, der Bösewicht wird bestraft, die Tugend mit frischestem Lorbeer und Rosen umkränzt. Es tut nichts, wenn in diesem Tuttifrutti-Vergnügen nicht alles aristotelisch säuberlich zugeht, wenn die logische Begründung, die bekanntlich nur Philister krittelnd in den Vordergrund stellen, die motivische Verkettung, der organische Kitt einmal fehlt, wenn kleine Ungenauigkeiten, Halbheiten oder gar blühender Unsinn durchschlüpfen; darauf achtet das von dem feurigen Schwung der Katastrophalszenen in Atem gehaltene Publikum ja gar nicht weiter — es tritt im Moment darauf nach Kinobrauch und Sitte eine Wanderung durch Finnland an oder nimmt mit homerischem Gelächter die neueste Pieffke-, Zigoto- oder Cretinetti-Burleske auf und geht vergnügt, befriedigt und unbeschwert nach Hause. Und damit gelangen wir in demselben unvermittelten und mörderischen Tempo, in dem das Kino die Endpole des Daseins zu verbinden pflegt, auf das Gebiet des Komischen, das gleichfalls als unfruchtbare Wüstenei und höchstens mit einigen plumpen, unbeholfenen Ansätzen gesegnet vor uns steht. Keine Spur von dem göttlichen, tausendfach veränderungsfähigen Scherzo dieses Lebens, von Shakespeareschem Humor, Swiftscher Satyre, Mussetschem Dandy-Esprit oder Reuters weltüberlegener Gemütswärme ist in diesen wüsten Radauszenen, die die Kinofirmen unter großen Mühen und riesigem Materialverbrauch inszenieren, zu spüren, dieser geistlosen Crescendotechnik der Lauf- und Hetzjagden, den läppischen Intriguenstücken, den im Hohlspiegel alberner Verzerrung gesehenen situationskomischen Szenen. Es ist unbegreiflich, daß sich das Publikum in der Regel gerade von den Genüssen dieser Art zu wilder Begeisterung hingerissen fühlt, und vollkommen der selbstkritischen Erkenntnis entbehrt, daß es sich hier in Wirklichkeit nur um ganz primitiv-barbarische Lustgefühle der Schadenfreude, des Vandalismus, das Gefallen an der durchsichtigen, ohne intellektuelle Anstrengung verständlichen Abgeschmacktheit und leeren Possenreißerei handelt, und damit unvorteilhafte Rückschlüsse auf seinen geistigen Horizont und unbegrenzte Zumutungsfähigkeit herausfordert. Setzen wir den Fall, daß einmal nach Jahrtausenden unseren Nachfahren durch einen unglücklichen Zufall nur jener Warenhausballast von Films tragischer und burlesker Sorte erhalten bliebe: welch merkwürdiges, verzerrtes Bild müßten sich diese von unserer an schweren und großen Errungenschaften doch so reichen Epoche machen! Glücklicherweise hieße es jedoch ungerecht sein und selbst Kolportageromantik treiben,

wenn man nicht in dieses allzu pessimistisch gefärbte Bild einige freundlichere Episoden einfügen könnte und wollte. Auch für diese Kunst gilt die alte, aufdringliche, genau genommen nichts entschuldigende und nichts verbessernde Binsenwahrheit: keine Regel ohne Ausnahme. Denn aus der geschwätzigen Flut der Filmfabrikation tauchen doch immerhin gelegentlich Stücke, einzelne Akte oder Zyklen auf, die eine vornehmere Durchführung, packendere Sujets in Verbindung mit einem gewissen typischen oder wenigstens temporären Gehalt, Ansätze zur Verwirklichung besonderer Möglichkeiten des Kinos, zu großzügiger sozialer Schilderung oder psychologischer Filigrankunst verraten — für den Wissenden oft nur in einzelnen Episoden, Gruppierungen oder blitzschnellen Bewegungen und Gebärden eines intelligenten Darstellers erkennbar. Hier sind es unter den vielen, leider noch im Übergewicht befindlichen ausländischen Films namentlich die französischen Firmen, die in neuerer Zeit zuweilen in geschmackvollen, überaus fein und einheitlich durchgeführten dramatischen Entwürfen als Bahnbrecher den Kinostil in neue Epochen und Stilgesetze zu rücken versuchen. Es soll auch endlich nicht geleugnet werden, daß hin und wieder das komische Genre einige grüne, hoffnungsschwere Schößlinge treibt, aber derartige Versuche bleiben doch in der Minderzahl und können unser Urteil über die Gesamterscheinung nicht wesentlich beeinflussen. *Im großen und ganzen liefert die ästhetische und rein geistige Seite der Kinokunst bis jetzt nur den direkten Gegenwert zur äußerlichen Steigerung des technischen Betriebes.*

Wie schade ist es aber, daß das Kino diese schwachen Ansätze zur Hebung des allgemeinen Geschmacks nicht stärker gepflegt hat und ohne Rücksicht auf höhere Ansprüche im öden Sumpf niedrigster Mache stecken geblieben ist! Denn an und für sich, von seinen *jetzigen* künstlerischen Formen losgelöst, bildet es innerhalb unserer schillernden, prismatisch-farbigen und allenthalben spezialisierten Kulturerscheinungen trotz seiner relativen technischen Begrenzung eine ebenso geniale und schöpferische Leistung wie eine Partitur von Strauß oder eine Skulptur von Rodin. Diese Pygmalionserfindung der beweglichen, gewissermaßen lebendig gewordenen Photokunst hat uns mit einem Schlage neue wunderbare und unbegrenzte Aussichten erschlossen, auf deren soziale und künstlerische Bedeutung, nicht allein im Dienste der Wissenschaft und Forschung, bereits von autoritativer und unterrichteter Seite des öfteren hingewiesen worden ist. Ganz abgesehen von jenen rein mechanischen, blendenden Jongleurkünsten, der eigentlichen ‚Lichtspiel'kunst, den willkürlichen Permutationen, der allargando- und accelerando-Modifizierung des Tempos, den zahlreichen minutiösen Tricks und verblüffenden Effekten, die z. B. die kühnsten Träume unserer Futuristen ohne großen Aufwand kostbarer Gehirnsubstanz zu realisieren vermöchten, in denen aber auch ebensogut Licht und Farbe zum raffinierten Selbstzweck werden und von erfinderischen Köpfen ersonnene feinste Schattierungs- und Gravürenkünste noch ganz besondere Bissen für ästhetische Feinschmecker hervorzaubern könnten. Sondern eben als allgemeiner und produktiver Faktor unserer kulturellen Entwicklung. Da nimmt das Kino zweifellos dank seiner Bieg- und Schmiegsamkeit eine ganz hervorragende Sonderstellung

ein und zugleich doch in seiner zwischen allen Gebieten vermittelnden, ausgleichenden und überall Antrieb und Regung spendenden Tätigkeit eine merkwürdige Universalstellung. Es ist teilweise wie eines jener erstaunlichen Reproduktionsklaviere, die in vollendeter Form mit fast völliger Loslösung vom ursprünglichen kalten Mechanismus Kultur, Talent, Genie und Subjektivismus zwar in einmaliger starrer Fixierung, aber doch unendlich sicherer, dabei feinfühliger und beseelter Aufzeichnung — hier natürlich in außerordentlich verbreiterten und auf weit umfassendere Flächen vervielfältigten und verteilten Formen — für alle Zeiten dauernd festhalten; und auf der anderen Seite wie eine gigantische Laterna magica, die das bunte Spiel des Kosmos in allen Arten und Abarten verfeinert und doch vergrößert mit phantastischen, vielfarbigen Reflexen aufzusaugen und zu projizieren vermag. Märchenhafte, bisher nur einer frei in Zeit und Raum spielenden Phantasie mögliche Gebilde können auf unseren Wunsch mittelst relativ einfacher technischer Handhaben rasch plastische Existenz gewinnen; wir vermögen wie in Tausendundeinenacht blitzschnell Kontinente und Meere zu umkreisen, können wie Harun al Raschid in geheimnisvolle, ungekannte Niederungen hinabtauchen, dämmernd ins goldgleißende Land der Exotik hinübergleiten, nach Wolken und Sternen greifen, wieder erwachen und rauheste Wirklichkeit, hartes Schwertergeklirr zeitgemäßer Intelligenzen, Gefühle, Materien und Anschauungen erleben. Wir haben den bisher ungenossenen Vorteil, die Welt in ihrem ganzen Umkreis, Bedeutung, Errungenschaften, Werden und Vergehen in voller Wirklichkeit, in pulsierendem, flutendem, intensivem Leben zu erblicken, dessen Blutkreislauf bis in die kleinsten Äderchen und Poren unverhüllt vor unseren Augen bloßliegt und in allen seinen dynamischen, rhythmischen und energetischen Reizen ungestört durchkostet werden kann. In engem Rahmen vermag sich eine einzigartige Vielstimmigkeit zu entwickeln, eine Polyphonie des Vitalismus, dessen Themen in Höhen und Tiefen, Verkleinerungen, Vergrößerungen, Umkehrungen und kühnen Zusammensetzungen, Staunen und Entzücken erregend, im Tanz- und Glanzspiel an uns vorüberfliegen. Zusammenfassend und gipfelnd könnte man sagen: dieser wundersame kleine Apparat ist in den riesigen Dimensionen und Darstellungsformen seiner Projektion eine Dynamomaschine erlesener Qualität, die, wie in unmittelbarer Fortwirkung und Übertragung ihrer physikalischen Eigenschaften, jederzeit unerschöpfliche, aus mächtigen Urquellen stammende Ampère- und Voltkräfte auszusenden und mitzuteilen vermag, die wie jedes höchst gesteigerte, virtuose Maß von Fähigkeiten und Energien rückwirkend ein belebendes Element ausstrahlt und in ihrer fließenden Kraftfülle ermüdete Ganglienzellen zu erhöhtem, dionysischem Lebenstempo anzufeuern vermag.

Es läßt sich ja nun leicht sagen, und wird deshalb gesagt werden, daß dies alles bloß überhitzte Schwärmereien eines überzeugten Kino-Enthusiasten wären, die in Überschätzung der künstlerischen Bedeutung des Kinos zu weit gehen. Aber nur das Kino selbst trägt die Schuld daran, wenn von diesen bereits tatsächlich im Keim gegebenen und für jeden Wollenden fühlbaren Elementen, diesen kulturellen Aufgaben, Missionen und Möglichkeiten, die zugleich beachtenswerte Probleme und dringende Wünsche darstellen, bisher

so wenig verwirklicht, verdeutlicht und beachtet worden ist — und doch nur, weil der Fluch der Sensation und nackten Spekulations- und Erwerbsgier wie ein Alpdruck lähmend auf dieser Industrie liegt. Finden wir doch, selbst wenn wir von diesen subtilen, in metaphysische Urgründe ästhetischen Genießens und Formens feinnervig hinabtauchenden Definitionsgespinsten und angeblichen Ideal-Phantomen absehen und greifbarere und praktischere Formeln aufzustellen suchen, noch keine wirklich entscheidende Erfüllungen. Und es sind doch eine Unmenge derartiger Fragen, die seitens der maßgebenden und interessierten Kreise einer eingehenden Erörterung und verständnisvollen Förderung harren. Als oberstes Prinzip natürlich, aus dem eben Gesagten sich ergebend: stärkere Belichtung der versteckten künstlerischen Momente, gründliches revidierendes Insaugefassen der eigentlichen Bestimmung und Absicht des Kinos, Befreiung des ernsthaften und komischen Genres von sensationellen und unlogischen Zutaten, Verfeinerung und Ausbau der dramaturgischen Möglichkeiten — mindestens auf gleicher Höhe zeitgemäßer Kultur —, größere Berücksichtigung der unmittelbar gegebenen, natürlichen Darstellungsformen, mehr Bilder wissenschaftlichen, geographischen, ethnographischen, technischen Inhalts — vielleicht in getrennten Instituten — und endlich Einschränkung einer gedankenlosen Massenproduktion. Aber auch Fragen speziellerer und fachgemäßerer Art, etwa: Debatte über Struktur, Ex- und Interieur und örtliche Lage der Räumlichkeiten, über die geeignetste Form der Projektionsmöglichkeiten, über geschmackvolle Zusammenstellung des Programms, über die Bedeutung und Notwendigkeit der mitwirkenden Faktoren (ob Rezitation oder Musikbegleitung — ein Kapitel für sich), über die stilistischen und künstlerischen Bedingungen der pantomimischen Darstellung usw. usw. — eine weitere Aufzählung erübrigt sich bei der Fülle und Übersichtlichkeit des Materials.

Es sind alles Dinge, deren Ausarbeitung und Besprechung trotz ihrer zunächst beunruhigenden Sonderspaltung jederzeit bei einmütigem Zusammenwirken der Kompetenzen leicht durchgeführt werden kann und die sich noch vollkommen außerhalb jener kleinen Gruppe verwöhnter und in zweite Stelle einzuschätzender Ästheten befinden. Erst dann könnten wir überhaupt beanspruchen, ein Institut zu besitzen, das in Wirklichkeit populären und künstlerischen Bedürfnissen unter überaus günstigen materiellen Formen ohne jene unerläßlich scheinenden Kaschemmen- und Varietézusätze — jedenfalls nur in veredelter und motivierter Anwendung — in vollwertigster Weise entgegenkommt. Denn das Kino ist dazu berufen, — und es ist höchste Zeit, daß wir in einer nahen Epoche der Begriffsverirrung und -vermischung einmal die eigentliche Bedeutung und ursprüngliche Bestimmung des Kinowesens wieder unzweideutig umgrenzen —, eine vermittelnde und ausgleichende Stellung zwischen unseren verhältnismäßig exklusiven und populären Kräften ideell und materiell nur in geringem Maße zugänglichen großen Theatern und den seichten, unproduktiven und sogut wie wertlosen niederen Volksbelustigungsstätten einzunehmen und zugleich besser, als es alle Arbeiterfortbildungskurse, populären Vorträge usw. vermögen, unter der glänzenden Hülle des

Amüsements zur Hebung des intellektuellen, ethischen und künstlerischen Ranges der untersten und mittleren Volksschichten beizutragen. Solange freilich der jetzige status quo aufrecht erhalten bleibt, wird von einer derartigen pädagogischen Einwirkung so gut wie nichts zu spüren und zu vermerken sein, und das Kino ganz im Gegenteil eine ständige und wachsende künstlerische Gefahr bilden, die vor einer bald zu erfolgenden Umformung immer weitere Kreise ziehen kann und wird. Die groben kapitalistischen Lockungen und Möglichkeiten, die dem Kino infolge populärer Begünstigung allzu rasch zu der schon oben betonten wirtschaftlichen Machtstellung verholfen haben, haben bereits dazu geführt, daß sich ganz allmählich unsere besten schauspielerischen Kräfte, vom Glanz finanziell überaus ergiebiger Engagements verführt, in den Dienst dieser verflachenden und stilverbildenden Kunst stellen und bedrohliche Angriffe auf unsere wertvollsten und ernstesten Institute stattfinden, die in ihrer zurückhaltenden aristokratischen und durchgängig immer noch mangelhaft begründeten Existenz dem demokratischen Ansturm fast machtlos gegenüberstehen. Es besteht die Befürchtung, daß die unaufhaltsame Verbreitung und Ausbildung des Kinowesens in ähnlichem Sinne schließlich zu einer völligen Vertrustung und Monopolisierung führt, deren Entwicklung wir begreiflicherweise mit wachsamem Auge verfolgen müßten, um im rechten Moment unser Veto einlegen zu können. Denn noch ist es Zeit und bedeutet es noch keine Don Quichotterie, reformatorisch wirken zu wollen und Mut genug zu der optimistischen Annahme zu haben, daß es im Sinne unserer vorwärtsschreitenden, alles Verfaulte in gesunder Gegenwehr gewissermaßen von selbst ausscheidenden Kultur noch nie vergeblich gewesen ist, den ersten Bewegung schaffenden, sanitären Eingriff in ein entartetes und schädliches Kulturprodukt vorgeschlagen und durchgeführt zu haben. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß vorderhand noch verschiedene gewichtige Momente hemmend gegenüberstehen; einmal die verderbliche Überproduktion, die ein geruhiges Sammeln der Kräfte und Vertiefung des Materials erschwert und außerdem eine beständige Hochkonjunktur künstlerisch befriedigender Films zur kostbaren Unmöglichkeit macht, dann die bequeme Nachlässigkeit des Publikums, das sich willig und ohne das geringste Ärgernis Böse und Gut wahllos darreichen läßt, und endlich die Kino-Managers und -Akteure selbst, die nur ungern auf ihre erfolgreiche, gut schablonisierte Manier zugunsten gewagter und möglicherweise unergiebiger Experimente verzichten werden. Mögen die bald stattfindenden Kino-Enquêten kraft ihrer autoritativen Kundgebungen wenigstens einen Teil dieser Probleme aufgreifen und in positiv-fortschrittlichem Sinne lösen; es wird ein harter struggle of life — and art werden. Ein Glück, daß es das Kino wert ist, im Kampfgetümmel wirtschaftlicher und künstlerisch-kultureller Kräfte seine Feuerprobe zu bestehen und hoffentlich eine schönere Neugeburt zu erfahren. — (Ein sehr dankenswerter Anfang zur künstlerischen und ethischen Hebung sowie zur sozialen Ausnutzung des Kinowesens ist in der Zeitschrift ‚Bild und Film' gemacht, die im Verlage der Lichtbilderei in M.-Gladbach erscheint und ideell wie organisatorisch die besten Wege einschlägt. D. R.)

Kleine Bausteine

Der Streit um das Bismarckdenkmal
Von Konrad Weiß

Zu den herben Sätzen, die Fürst Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' über die Roheit des Parteikampfes auf politischem und religiösem Gebiet niedergeschrieben hat, liefert der Streit um sein rheinisches Denkmal Stoff und Beispiel auch aus dem künstlerischen Gebiet. Freilich ein Beispiel, das sich für den Bismarckgeschichtschreiber künftig kaum zu erwähnen lohnt, wenn er von dem geistigen Charakternachwirken Bismarcks spricht, so wenig kann der künstlerische Opportunismus und die teilweise jämmerliche Plattheit, zu der die vorgebrachten Streitmeinungen in dieser Nationaldenkmalsache schließlich herabgestiegen sind, mit der aufrechten und schroffen Größe und mit der schöpferischen Unbedingtheit des ersten Reichskanzlers einen geistigen Zusammenhang beanspruchen.

Die äußeren Tatsachen sind rasch beisammen. ‚Auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück, auf einem durch günstige Lage und glücklichen Maßstab bevorzugten Punkte, auf dem äußersten Vorsprung des Hunsrück ins Rheintal, will das deutsche Volk dem Fürsten Otto von Bismarck anläßlich der Jahrhundertfeier am 1. April 1915 ein monumentales Wahrzeichen der Dankbarkeit und Verehrung errichten.' Zur Gewinnung der Entwürfe war ein Wettbewerb ausgeschrieben. Unter den Preisrichtern, die sich also nicht wettbewarben, findet sich eine Anzahl der bekanntesten Künstlernamen; darunter Plastiker, wie Klinger, Stuck, Tuaillon, Gaul, und Architekten, wie Th. Fischer und Muthesius. Das Preisgericht spricht dem Entwurf von Hahn-Bestelmeyer den ersten Preis zu. Der allgemeine Ausschuß für die Errichtung des Denkmals kann sich nicht entschließen, gemäß dem Votum der Jury das Denkmal zu errichten. Eine zweite Konkurrenz, bei der die Majorität der Preisrichter wieder für Hahn-Bestelmeyer entscheidet, ändert an der Sachlage nichts; der Ausschuß wählt den von einer Minorität der Juroren empfohlenen Entwurf von Kreis-Lederer. Die deutschen Künstlerverbände protestieren gegen die Mißachtung und Vergewaltigung des aus künstlerischer Überzeugung stammenden Spruches des Preisgerichts, jedoch machen gerade große Architekten- und Bildhauerverbände den Protest nicht mit. Schließlich erscheinen zwei Broschüren der gegnerischen Parteien. Die erste, ‚Der rheinische Bismarck'* für Hahn-Bestelmeyer und die Majorität des Preisgerichts von Alfred Lichtwark und Walther Rathenau, eine Streitschrift mit allen üblen und keinen guten Eigenschaften einer solchen, ergibt in ihrem ästhetischen, durch Lichtwark besorgten Teil keinen hohen Begriff von den künstlerischen Wertmaßen des Preiskollegiums, und erniedrigt aber gleichzeitig durch die mit fackelnden Gestikulationen und überschnappender Stimme vorgetragenen billigsten feuilletonistischen Tiraden Ra-

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

thenaus das bis jetzt leidlich hohe Niveau der nationalen Kunst- und Denkmalssache aufs äußerste. Die Antwort gaben für die Minorität und den Entwurf Kreis-Lederer mit anerkennenswerter Ruhe Hermann Muthesius und Max Dessoir; ihre Broschüre „Das Bismarcknationaldenkmal"* erörtert die genaueren Umstände des Wettbewerbs und bringt einige notwendige Dokumente.

Von dem allgemeinen Eindruck der im Wettbewerb eingegangenen Entwürfe berichtet Muthesius, der auch sonst die relativ besten ästhetischen Bemerkungen macht, ‚daß bis ganz kurz vor Schluß der ersten Jury allgemein die Überzeugung obwaltete, daß der Wettbewerb einen über das Mittelniveau herausragenden Entwurf überhaupt nicht gezeitigt habe und daß ein erster Preis deshalb nicht verteilt werden könne'. ‚Man stand unter dem deprimierenden Eindruck des ungeheuren Kräfteaufgebots, das die deutsche Künstlerschaft in diesem Wettbewerbe vergeblich geleistet hatte, und sehnte sich darnach, all diesen Enttäuschungen wenigstens die ausgleichende Tatsache eines positiven Ergebnisses gegenüberstellen zu können.' So wurde anfangs auch die Minorität für Hahn-Bestelmeyer gewonnen.

Der preisgekrönte Entwurf von Bildhauer Hahn-München und Architekt Bestelmeyer-Dresden, in dem Architektur, Plastik und Naturelemente zu gleicher Wirkung komponiert sind, ist sozusagen das Ei des Kolumbus. Ein Steinkranz, Monolithen mit übergelegtem Steingebälk im Kreisrund aufpostamentiert, innerhalb vier Bäume, die ein Wasserbecken umstehen, und die exzentrisch aufgestellte Statue eines nackten Jünglings, der sein Schwert prüft. Diese verschiedenteilige Denkmalkomposition ist landschaftlich heiter und gefällig, wenn auch, wie Muthesius einwendet, ‚in Wirklichkeit durch die Zufälligkeit des vegetativen Lebens der Linden die Wirkung des ganzen Denkmals in Frage gestellt' wird. Die durch das Motto des Denkmals ‚Siegfried-Dolmen' angeregte Ideenassoziation mit den altgermanischen Dolmenanlagen weist Muthesius mit Recht zurück. ‚Künstlerisch ist kein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen der Urwüchsigkeit der alten Dolmenanlagen und dieser heiteren und eleganten Gartenarchitektur mit ihrem fälschlich ins Große gesteigerten Maßstabe.'

In der Tat kann diese überall offene Rundarchitektur ebensogut wie auf einer Höhe auch in einem Parke in der Ebene stehen. Es fehlt ihr eine bestimmtere künstlerische Notwendigkeit für die gedachte Anlage. Gerade die urgermanischen Denkmäler, Freilichtsteinsetzungen in der Art des englischen stonehenge, Wallburgen und nordische Wehrkirchen schichten sich weitstrahlig auseinander, lagern sich um einen Gipfel oder ziehen sich zu einer trotzigen Geschlossenheit zusammen, je nachdem sie den Blick in der Ebene weit oder auf der Anhöhe hoch leiten. Vor allem ist aber ihr geistiger Charakter ganz anders, diesem Denkmal neuer deutscher Kunst gerade entgegengesetzt. Rassenechte germanische Kunst hat nie wie etwa die römisch-klassische ihr Wohlgefallen in sich selber. Von jenen Menhirs, Einzelblöcken und Steinkreisen, jenen vermutlich kultisch astronomischen Symbolformen bis zu den edlen Bauwerken der christlich bewußt gewordenen Rasse, etwa dem monumentalen Grabmal des Theo-

* Jena, Eugen Diederichs.

derich in Ravenna und weiter zu den um einen geistigen Mittel- und Höhepunkt geschichteten romanischen Domen bis zu den sich im Himmel verlierenden gotischen Türmen, vom gigantischen Flächenornament der Ebene bis zum Turme, diesem echt germanischen, vergeistigtsten Architekturgebilde, stets wohnt dieser Kunst das Bestreben inne, ein Gebilde organisch aus der Landschaft herauszulösen, das nicht den Menschen verkörpern soll, sondern ein geistiges Selbstbehauptungs- und Befreiungsgefühl ausdrücken will, dessen Ausdrucksform denn auch zuvörderst die mit dem Boden verwachsene und dabei des geistigsten Ausdrucks fähige Architektur ist. Darum ist deutsche Monumentalkunst vor allem Architektur, und darum spielt die Plastik darin eine so untergeordnete Rolle. Darum sind germanische Denkmäler zugleich naturferner und naturnäher als klassische. In dem Denkmal von Hahn-Bestelmeyer ist Plastik, Architektur und Natur mit gleichwertigen Rollen vereinigt. Man kann mit einiger ästhetischer Überlegung von vornherein feststellen, daß diese drei Elemente eine formal-harmonische Landschaftsbekrönung ergeben können, daß aber ein gelöster geistiger Wesensausdruck, von dem ein deutsches Nationaldenkmal an einem unübersehbaren Wendepunkt der deutschen Volks- und damit auch Geistesgeschichte Zeugnis ablegen müßte, mit ihnen nicht erreicht werden kann. Die Komposition dieser Elemente ergibt einen gefälligen Ruhepunkt, dessen geistiger Charakter von einem Nachhall der klassizistischen Landschaftssentimentalität beeinflußt ist, in die sich die barocke Landschaftskunst seinerzeit verloren hat. Dieser Denkmalsentwurf hat nichts spezifisch Deutsches, es sei denn gerade die traditionelle deutsche Vorliebe für den mit der Landschaft verbundenen klassischen Formalismus.

Die Kunstanwälte in dem Bismarckdenkmalstreite wollen kein Bismarckstandbild ‚mit Pallasch, Interimsrock und Kürassierstiefeln'. Die Kunst soll für das Wesen Bismarcks und des neuen deutschen Reiches einen geistigeren Ausdruck finden. Man kann mit ihnen einverstanden sein, daß das Denkmal von Hahn-Bestelmeyer einen bedeutenden formalen Fortschritt über die zahlreichen in Preußen üblichen Kaiserstatuen und sonstigen patriotischen Denkmäler hinaus darstellt und muß doch dem allgemeinen Empfinden recht geben, daß es den Wunsch nach einem volkstümlichen und der höheren nationalen Idee entsprechenden Denkmal nicht erfüllt. Vor allem muß man aber der ästhetischen Interpretation widersprechen, mit der es der Stimmführer des Preisgerichts seinen Zeitgenossen mundgerecht machen will. Lichtwark schreibt von der nackten klassizistischen Statue des schwertprüfenden Siegfried: ‚Wie dieser junge Deutsche dasteht, drückt er Bismarck unmittelbarer aus als alle Photographien in Stein und Erz und alle die peinvoll stilisierten Götzenbilder, die seine Züge tragen. Denn der Gestus des Schwertprüfens weist auf die Schicksalsstellung des deutschen Volkes hin, des einzigen, das keinen Tag mehr sein Dasein haben wird, wenn es vergißt, die Waffen scharf zu halten, und Bismarck ist es, der es den Deutschen bewiesen hat, daß sie so ruhig dastehen können wie dieser Jüngling, wenn sie, wie er, unablässig die Schwertschneide prüfen. Von allem, was Bismarck getan, ist dies, so lange unser Volk bestehen wird, das immer Gegenwärtige. Und wenn es darauf ankommt, ein Symbol für diese seine Tat zu geben, so ist noch nichts besseres gefunden als dieser Schwertprüfer von

Hahn.... In dem Augenblick, wo Hahns Schwertprüfer begriffen wäre, hätten wir eins der volkstümlichsten Denkmäler erhalten.' Unser heutiger Denkmalsbegriff ist zwar mit seinen Theorien von Silhouettenwirkung, Raum- und Fernbild, die von vergröberten ästhetischen Lehren Hildebrands beeinflußt sind, reichlich veräußerlicht worden. Auch sind künstlerischer Formalismus und äußerliche philologische Symbolik von jeher nahe verwandt. Aber ein solch krasses Beispiel von konstruiertem Kunstbegriff, ästhetischem Mißverständnis und klassizistischer Symbolik wäre kaum ähnlich vor hundert Jahren möglich gewesen, wo man Bilder wie ‚die trauernde Muse auf den Trümmern Athens' malte und wo die sogenannte ‚Harmlos'-Statue zur Zeit Ludwigs I. im Münchener englischen Garten erstellt wurde, die mit edler klassischer Einfalt die Wanderer an Erholung und Pflicht erinnert. Die literarisch und historisch absichtliche Ästhetik jener romantisch-klassischen Periode, auf die man heute gerne mitleidig lächelnd zurücksieht, hing doch mit einer nach Feinsinnigkeit und Größe verlangenden Zeitstimmung zusammen, die eine gedankliche Weite und ein kulturelles Milieu bekundet, das dem Schiedsspruch des Preisgerichts trotz oder vielmehr gerade wegen seines formaltheoretisch ausgedachten Denkmalbegriffes fremd ist. Lichtwarks ausgeklügelte Interpretation hat mit eigentlichem künstlerischem Wesen nichts zu tun, und es bleibt nur erstaunlich, wie ein Kunsterzieher, der jahrzehntelang in Kunstdingen Maßstäbe gab, selber einen richtigen Maßstab fehlen läßt.

Der Wettbewerb um das Bismarckdenkmal, mit seinen Projekten offener Rundarchitekturen, antiker Tempel und turmartiger Kuppelbauten, hat offen gezeigt, was man längst wußte, daß unsere Zeit noch nicht die schöpferischen Kräfte hat, sich selber Denkmäler zu setzen, die sich an geistiger Größe und stilistischer Durchdrungenheit mit früheren Schöpfungen messen können. Die Künstler und Ästhetiker operieren am Denkmalsbegriff herum, an einer Sache, die nicht für sich konstruiert werden kann, sondern aus einer kulturellen Einheit sich herauslösen müßte wie das Ornament aus dem Bau. Die Entscheidung des Preisgerichts ergab sich nicht zuletzt aus einem Modewechsel in Denkmaldingen, wie Muthesius richtig feststellt. ‚Hier kam zum ersten Male eine Gegenbewegung gegen die bisherige monumental-architektonische Kunst der letzten fünfzehn Jahre zum Ausbruch. Das Bismarckdenkmal von Lederer in Hamburg wurde als verfehlt erklärt, Kleinheit und Kraftlosigkeit wurden zum Prinzip erhoben. Eine neue Richtung begann ihre Wirksamkeit. Jener blinde Haß, der in der Kunst eiligst das Gestern verurteilt, um es erst wieder gelten zu lassen, wenn es zum Vorgestern, d. h. historisch, geworden ist, er trat auf diesem Wettbewerbe zum ersten Male unüberwindlich in die Erscheinung. Eine Bevorzugung aller zierlichen, feinen Lösungen ging mit ihm Hand in Hand, historische Reminiszenzen übten ihren Reiz, die Repetitionen antiker Tempel erregten Entzücken. Wir beobachten parallele Reaktionsbewegungen heute auf vielen Gebieten der Kunst, am auffälligsten im Kunstgewerbe, wo man die burlesken Möbel und Teppiche von 1850 zu kopieren beginnt: in der Hausarchitektur mit ihrer gedankenarmen Wiederholung von Biedermeierfassaden, bei den Entwürfen zum neuen Berliner Opernhause mit den klassi-

zistischen Requisiten und den Säulengemeinplätzen. Eine Ermüdung gegenüber dem Kraftvollen, dem Kühnen, dem bewußt Selbständigen ist eingetreten und beginnt die neue Situation zu kennzeichnen.' Diesem Modewechsel entspricht auch die Bevorzugung der formal geklärten Münchener Lösung der Denkmalsaufgabe.

Andererseits haben aber auch die Fürsprecher einer deutscheren, geistigeren Denkmalsform keine Resultate aufzuweisen, denen man beipflichten könnte. Denn der architektonische Monumentalbau von Kreis, der eine sitzende Bismarckstatue von Lederer in einer gewissen romanischen Geschlossenheit, aber auch buddhaartigen Götzenbildform enthält, kann, wenn auch der höhere ideelle Wille anerkannt werden muß, keinesfalls als künstlerisch reifes, geistig individuell und zeitgeschichtlich durchdrungenes, restlos notwendiges Nationaldenkmal empfunden werden. Gewiß hängt die monumental-architektonische Denkmalsrichtung mit ihren massig gedrungenen, strebig in die Höhe geführten, stark profilierten Bauten und wuchtig eingeordneten Plastiken enger mit dem nationalen Verfestigungswillen und der Energie des deutschen Gedankens zusammen. Aber diesen deutschtümlichen Denkmälern, so auch dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal und so auch dem berühmten Hamburger Bismarckdenkmal Lederers mit seiner Rolandsymbolik fehlt einstweilen noch alle innere Gelöstheit und kulturelle Freiheit. Ihre Massenhaftigkeit des Materials und der Formen, die Wucht ihrer Quadern und Ausladungen, ihre pathetische äußerlich manchmal an romanische Bauideen gemahnende Monumentalität, die dem inneren Entwicklungsgesetz der Kunst von der Intensivierung des Kraftausdrucks bei gleichzeitiger Verringerung der Stoffmasse widerspricht, hat etwas Barbarisches, geistig Armes und kulturell Unvergorenes. Es fehlt jene Ahnung höherer Zwecke, die primitiven alten Denkmälern das Geheimnis der Größe verleiht. Auch Lederers sitzender Bismarckstatue für das rheinische Denkmal ist eine äußere Formstarrheit aufgezwungen; es fehlt ihr die innere Überzeugung eines ins Künstlerische übersetzten Fortlebens. Man vergleiche nur einmal, ohne den Vergleich irgendwie weiter führen zu wollen, das aufgebäumte geistige Leben des Faltenwurfes in Michelangelos Mosesstatue mit den aufgelegten, absichtlich gebrochenen Paralleltuchbahnen des sitzenden Bismarck, um die geistige Überlegenheit über die tote Masse abzuschätzen. Das Denkmal von Kreis-Lederer leidet an einem dumpfen Pathos.

Ein Bismarckdenkmal auf einem Berge wird eine Architektur sein müssen, das verlangt der Ort, die Tradition des germanischen Kunstcharakters und die ideelle Abstraktion. Im Mittelalter hat man Kirchen gebaut und dem großen Toten darin eine Stätte gegeben. Mit dem anhebenden Personenkultus hat sich die Denkmalkunst immer mehr aus dem architektonischen Gesamtbau der Weltanschauung herausgelöst, hat in der Renaissance und Barockkunst die Hochblüte vor dem Verfall erlebt. Heute ist der Denkmal- und Personenkultus die richtige art-pour-art-Kunst und eine Modesache geworden. Es ist schwer, sie mit den Maßstäben alter großer Kunstwesenheiten zu messen.

Deutschland braucht nicht von heute auf morgen, von 1912 auf 1915, ein endgültiges Bismarckdenkmal. Wer das in den gegenwärtigen Jahren wie selten

verwirrte künstlerische Wollen kennt, und wer dazu die noch andauernde liberal-kulturelle schöpferische Kraftlosigkeit der inneren deutschen Zustände bedachte, der konnte sich von dem Gedanken an ein außerordentliches Nationaldenkmal nicht viel versprechen. Die Zeit, den staatlichen Heroismus unserer jungen Reichsgeschichte durch einen künstlerischen Heroismus zu verewigen, ist verfrüht. Eine spätere Generation wird hoffentlich den Zeitpunkt erleben, an dem eine echt deutsche Denkmalschöpfung den geistigen Charakter und das neue deutsche Bewußtsein voll gelöst ausdrücken kann, zu dessen politischer und sozialer Fülle Bismarck durch die Reichsgründung die Quellen geöffnet hat. Die neue architektonische Form kann dann auch auf die zentrale Gestalt Bismarcks, die von dem Ästheten heute schon zurückgedrängt wird, verzichten, in dem Maße, als seine Person hinter der Geschichte zurücktritt, der er als Werkzeug gedient hat. Auch die großen Staatsmänner wollen weniger Denkmäler und mehr geistiges Fortleben.

Zu Mozarts ‚Bastien und Bastienne‘

Von Eugen Schmitz

Anläßlich der für Ende 1767 in Aussicht stehenden Vermählung der österreichischen Erzherzogin Maria Josepha mit dem König Ferdinand von Neapel siedelte die Familie Mozart für kurze Zeit von Salzburg nach Wien über, in der Hoffnung, anläßlich der Festlichkeiten das Talent des als Wunderkind bereits berühmten kleinen Wolfgang Amadeus dort entsprechend fruktifizieren zu können. Doch sollte die Reise Anlaß zu großen Enttäuschungen werden. Zwar erhielt der junge Künstler vom Kaiser den Auftrag, eine italienische Oper ‚La finta semplice‘ zu komponieren, allein die Aufführung des Werkes wurde durch Neid und Intriguen der Fachgenossen hintertrieben, und die Versuche, durch privates Konzertieren Geld zu gewinnen, schlugen fehl. Trotzdem verlief dieser Wiener Aufenthalt nicht ganz ergebnislos für des jungen Mozart künstlerische Entwicklung, indem wenigstens zwei größere Arbeiten von ihm damals den Weg vors Publikum fanden: eine solenne Messe, die der zwölfjährige Knabe zur Einweihungsfeier der Waisenhauskirche selbst dirigierte, und ein Singspiel ‚Bastien und Bastienne‘, das es wenigstens zu einer beifällig aufgenommenen Aufführung in privatem Kreise brachte. Dieses früheste an die Öffentlichkeit gelangte Opernwerk Mozarts hat seit einer Reihe von Jahren in einer wohlgelungenen Bearbeitung von Max Kalbeck auch in den Spielplan moderner Bühnen wieder Eingang erlangt und figuriert neuerdings sogar im Programm der Münchener Mozartfestspiele. Demgegenüber ist nun wohl geltend gemacht worden, daß diese harmlose Jugendarbeit einer derartigen ‚Ehrenstellung‘ wohl kaum ‚würdig‘ erscheine; allein, wer nur etwas ‚historisch‘ zu hören versteht, wird sich durch derartige Räsonnements die Freude an der liebenswürdigen dramatischen Miniatur nicht verderben

lassen. Außerdem kommt speziell heuer der Aufführung von ‚Bastien und Bastienne‘ eine gewisse ‚Gedächtnis‘-Bedeutung zu, im Hinblick nämlich auf den soeben von der gebildeten Welt gefeierten zweihundertjährigen Geburtstag Jean J. Rousseaus. Denn ein Werk des Genfer Philosophen ist das (wenigstens indirekte) Vorbild zu Mozarts erstem deutschem Singspiel gewesen.

Bekanntlich war Rousseau ein sehr begabter Musikdilettant und hat sich als solcher theoretisch wie praktisch vielseitig betätigt. Unter anderem hat er auch ein kleines Singspiel ‚Le devin du village‘ (Der Dorfwahrsager) geschrieben, das für die Geschichte der dramatischen Musik Frankreichs von großer Bedeutung werden sollte*. Rousseau ging bei seiner Arbeit von dem Gedanken aus, die ihm durch eine Südlandsreise lebendigst vermittelten Reize der italienischen opera buffa durch eine entsprechende Nachahmung auch der französischen Bühne zu gewinnen. Der Erfolg war über Erwarten günstig: ‚Le devin du village‘ erntete sowohl in zwei privaten Aufführungen zu Fontainebleau vor dem königlichen Hofe (Oktober 1752) wie vor der Pariser Öffentlichkeit (März 1753) größten Beifall und wurde damit zum Ausgangspunkt der neueren komischen Oper Frankreichs, die bereits in den nächsten Jahren in Meistern wie d'Auvergne, Duni, Philidor bedeutende Vertreter unter den Berufsmusikern fand. Neben den nun zahlreich entstehenden neueren Werken dieser Gattung hielt sich aber der ‚Devin‘ noch unglaublich lang im Spielplan der französischen Bühnen; noch Berlioz berichtet in seinen Memoiren von einer Aufführung des Werkchens, und selbst in jüngster Zeit (1890) hat man erfolgreich eine Wiederbelebung desselben in Paris versucht. Das Geheimnis solch unverwüstlicher Wirkung liegt in der glücklichen Übereinstimmung des dichterischen und musikalischen Teils der Arbeit. Das von Rousseau gewählte Sujet ist ungemein einfach: Colette, ein Landmädchen, sieht sich von ihrem Liebhaber Colin, der in die Netze einer anderen Schönen gefallen ist, verlassen. In ihrer Not wendet sie sich an einen Wahrsager um Hilfe; dieser erteilt ihr den Rat, durch geheuchelte Gleichgültigkeit die schlummernde Neigung Colins aufs neue zu entfachen. Er selbst schüchtert den Ungetreuen durch etwas unschuldigen Hokuspokus zuvor ein, und so hat das Mittel den gewünschten Erfolg: die Liebenden versöhnen sich und preisen dankbar die geheimnisvolle Kunst des Wahrsagers. — Nicht nur die bühnengerechte Führung der schlichten Handlung sondern auch die liebenswürdige Anmut der Sprache lassen dieses Libretto als das Werk eines wirklichen Dichters erscheinen. Den idyllenhaften Charakter des Ganzen hat Rousseau aber nicht minder glücklich in der Musik zu treffen gewußt. Zwar verrät diese wohl durch manche technische Mängel den Dilettanten, ist aber in ihrer ariosen Melodik von unmittelbar ansprechendem Ausdruck natürlicher Empfindung beherrscht und zeigt in den mit besonderer Sorgfalt gearbeiteten rezitativischen Partien eine sehr wirkungsvolle Deklamation. Die Frische des Ganzen mag besonders der in ihrem mythologischen Pathos verzopften seriösen französischen Oper gegenüber sehr vorteilhaft hervorgestochen haben. Für den auch daraus erklärlichen großen Erfolg des ‚Devin‘ zeugt im

* Vgl. zum Folgenden: A. Arnheim, Le devin du village von J. J. Rousseau. (Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft IV.) und O. Jahn, Mozart, I. Seite 100 ff.

Ed. Sagot, Éditeur, Paris

Ch.-M. Dulac/Die Schwäne (Landschaften)

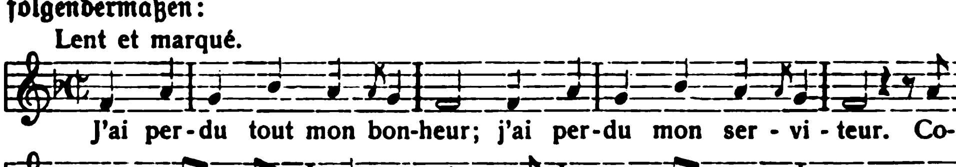


übrigen noch die spezielle Tatsache, daß wenige Monate nach der öffentlichen Aufführung bereits in der Comédie italienne eine Parodie des Werkchens erschien. Sie führte den Titel ‚Les amours de Bastien et de Bastienne‘ und war von Harny und der Madame Favart, der beliebtesten Sängerin und Schauspielerin des damaligen Paris, verfaßt. Unter Parodie verstand man damals nicht etwa eine Verspottung, sondern eine in gewissem Sinn tendenziöse Umdichtung des Originals. Diese bestand in unserm Fall darin, daß die von Rousseau festgehaltene arkadische Rokokowelt des ‚Devin‘ in den ‚Amours de Bastien et Bastienne‘ in ungefälschte ländliche Realistik übersetzt war, d. h. die Personen traten als wirkliche Bauern in entsprechendem Kostüm auf — Madame Favart als Bastienne z. B. mit Holzpantoffeln, aufgestecktem Haar und freien Armen — und sprachen und sangen im Dialekt. Die Musik bestand, wie bei allen diesen Parodien, aus bekannten Volksmelodien, die oft genug schon durch den Kontrast mit dem vom Original her Gewohnten komisch genug wirkten: so wenn z. B. die von Rousseau mit Aufgebot aller Sentimentalität komponierte erste Arie der Bastienne ‚J'ai perdu mon bonheur‘ in der Parodie zur Melodie eines damals beliebten Gassenhauers ‚J'ai perdu mon âne‘ gesungen wurde. Im übrigen hatte die Parodie ‚Bastien‘ zeitweise einen kaum minderen Erfolg als das Original, der ‚Devin‘, und fand in den Reihen anderer Favartscher Singspiele auch den Weg nach Deutschland. Speziell in Wien interessierte man sich seit den fünfziger Jahren sehr für dieses Genre. Unter Glucks Ägide kamen dort eine Reihe solcher französischen Stücke in leichter Überarbeitung zur Aufführung, und bald suchte man sich auch die Stoffe durch Übersetzung ins Deutsche und Neukomposition ganz zu eigen zu machen. Die Werke von Johann Adam Hiller zum Beispiel, dem führenden Meister des neuen deutschen Singspiels, basieren textlich fast durchweg auf französischen (und englischen) Originalen. So übersetzte nun auch Fr. W. Weiskern die Favartsche Parodie des Rousseauschen ‚Devin‘: ‚Bastienne, eine französische Opera comique. Auf Befehl in einer freyen Übersetzung nachgeahmt‘ lautet der Titel seiner zu Wien 1764 erschienenen Arbeit, die teils mit neuen, teils mit den französischen Originalmelodien in späteren Jahren mehrfach zur Aufführung kam. Diesen Text verwendet auch die Mozartsche Komposition; doch dürfte ihn für diesen Zweck der dem Mozartschen Haus befreundete Salzburger Hoftrompeter Schachtner noch etwas überarbeitet haben, ohne jedoch die banale Plattheit von Weißkerns Diktion irgendwie verbessern zu können.

Die Musik Mozarts mit der Rousseaus zu vergleichen ist nicht ohne Interesse. Allerdings sind die Verhältnisse beiderseits etwas sehr verschieden: dort der geistreiche, im Zenith seiner Entwicklung stehende Dilettant, hier das technisch phänomenal begabte, geistig aber noch im ersten Werden begriffene musikalische Genie — das ergibt von vornherein stark divergierende Vergleichsmomente. Im Stil stimmen Rousseau und Mozart insoferne überein, als sie beide im Hinblick auf das Sujet nach möglichster Einfachheit streben. Mozart geht diesbezüglich sogar noch weiter, indem er seine Gesangsstücke fast durchaus in schlichte Liedform kleidet, während Rousseau die dreiteilige da capo-Form der italienischen Arie — wenn auch in knappster Fassung — bevorzugt. Be-

züglich der Art der beiderseitigen Melodienbildung genügt es, ein Beispiel zu geben. Die erste Arie der Colette beginnt in Rousseaus Komposition folgendermaßen:

Lent et marqué.



Bei Mozart lautet das entsprechende Gesangsstück:

Andante un poco Adagio.

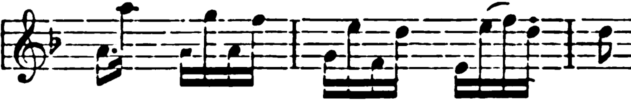


Die Rousseausche Arie war eine der berühmtesten Melodien des ganzen ‚Devin'; sie trifft den Ton schlichter Melancholie vortrefflich, aber im Bau verrät sie mit ihrer schwerfälligen Entwicklung durch Motivwiederholung auf den ersten Blick den Dilettanten. Im Ausdruck ist ihr die Mozartsche Melodie gewiß nicht überlegen, aber wie ungezwungen leicht und natürlich fließt sie hin! Und wie mit dieser Einzelheit, so ist es auch mit dem Ganzen: bei Rousseau hat man stets das Empfinden eines geistreichen, gereiften künstlerischen Wollens, dem aber zur restlosen Verwirklichung das Können fehlt; bei Mozart dagegen spricht aus jedem Ton das naiv unreflektierte, in allem Formalen aber von vorneherein unfehlbare Musikergenie. Daß Mozart Rousseaus Musik und auch die Parodie der Favart gekannt hat, ist nicht unmöglich: irgend eine diesbezügliche Einwirkung zeigt aber jedenfalls seine Partitur nicht. Nur darin stimmen beide Bearbeiter des Sujets überein, daß sie die Erscheinung des Wahrsagers, der bei Mozart als heilkundiger Schäfer Colas auftritt, durch besondere musikalische Charakterisierung hervorgehoben haben. Bei Rousseau ist diesbezüglich gleich der erste Auftritt zwischen dem Devin und Colette mit dem markanten Orchestermotiv:

Grave et marqué.



und der das Geldzählen Colettes malenden Phrase:



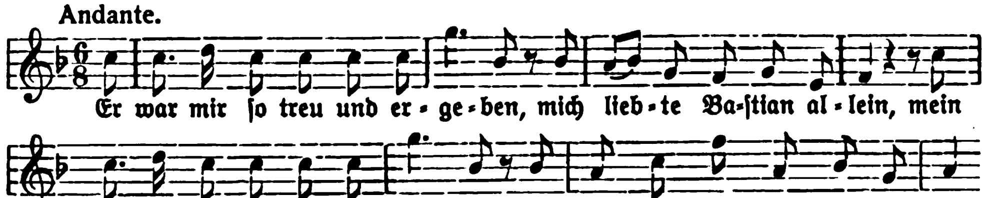
bemerkenswert. Mozart führt seinen ‚Zauberer' noch gemütlicher ein: Colas betritt, den Dudelsack spielend, die Szene, wobei sich Mozart den Spaß macht, das ländliche Instrument durch das Streichorchester genau zu imitieren:



bis auf die solchen Naturinstrumenten eigene falsche Intonierung der Dominantseptime (gis statt g). Das Hauptstück des Wahrsagers bei Mozart ist aber die komische Beschwörungsarie, durch die, wie Colas dem zitternden Bastien verspricht, die ferne Bastienne hergezaubert werden soll. Das drastische Hauptthema



findet unter Tremolo, Chromatik und anderen herkömmlichen Mitteln musikalischer Schauerromantik entsprechende Entwicklung, und dazu deklamiert die Singstimme in tiefer Lage und eigentümlich zerhackter Rhythmik ein tolles Kauderwelsch: Diggi, daggi, schurri, murri usw., das erst in der modernen Kalbeckschen Bearbeitung einem etwas verständlicheren Hokuspokusjargon weichen mußte. Im übrigen sind das Momente, die zeigen, wie bereits in dem Knaben Mozart neben dem musikalischen Naturinstinkt doch auch schon der Sinn für dramatische Charakteristik rege war, wenn auch natürlich zunächst nur in recht kindlich harmloser Form. In der Beurteilung der Jugendwerke Mozarts ist ja neuerdings ein Umschwung eingetreten. Die kritiklose Überschätzung derselben seitens seines begeisterten Biographen Jahn wurde auf das rechte Maß zurückgeführt und durch Vergleich mit anderen zeitgenössischen Erscheinungen gezeigt, daß auch Mozart, zum mindesten was künstlerische Reife der Auffassung anlangt, nicht als fertiger Meister vom Himmel fiel, sondern, wie andere auch, sich schrittweise zur Vollendung durcharbeiten mußte. So kann sich auch ‚Bastien und Bastienne‘ — von Rousseau ganz abgesehen — jedenfalls mit den gleichzeitigen Singspielen, etwa von Hiller, als Ganzes nicht messen. In Einzelheiten aber macht sich, wie fast stets beim jungen Mozart, so — wie schon angedeutet — auch hier das werdende Genie bereits geltend. Eine bei aller Schlichtheit doch so echt empfundene und unmittelbar ansprechende Melodie, wie die von Bastiennes F-dur-Arie:



wird man selbst bei Hiller selten finden. Da kündigt sich eben der unvergleichliche Melodieerfinder Mozart deutlich an, und das sind Züge, die dem, der, wie ich oben sagte, etwas historisch zu hören versteht, auch dieses harmlose Werkchen so lieb machen können, daß er es im Festspielzyklus ungern missen würde.

Kritik

Aus einer Kindheit* / Von Bernhard Achtermann

Unsrer komplizierten, verkünstelten, zersplitterten Zeit eignet bei allem Selbstbewußtsein dumpfe Sehnsucht nach der einfachen, geradlinigen, all-einigen Daseinsform und Lebensauffassung des Kindes. Es ist das Erlösungsbedürfnis eines in vielfache Unnatur verstrickten Geschlechtes; einer in Alltag und Überkultur versandeten und verkümmerten Seele banges Pochen an die Paradiesespforte, hinter welcher der Lebensmorgen blaute und blühte. In etwa verrät sich dieses Sehnen auch in der Liebe, die man in unseren Tagen auf die wissenschaftliche Belauschung der Kindespsyche verwendet; sicher verdankt ihm sein Entstehen manch schöngeistiges Werk, das in schmerzlichem und zornigem Aufbegehren gegen die Knechtung durch rohe Erdgewalten da draußen und, mehr noch, da drinnen die verlorene Heimat sucht. Wer sollte auch des Mißverhältnisses zwischen Außen und Innen, zwischen der verworrenen und schillernden Umwelt und der eigenen klaren Einsicht in das echte Menschentum und seine wahren Werte schmerzlicher sich bewußt sein, als der Dichter, dem der Göttervater zwar als Ersatz für Herbst, Jagd und Markt, die Erbteile der andern Sterblichen, jederzeit seinen Himmel zur Einkehr offen hält, der aber, aus elysischen Gefilden heimkehrend, vom Menschheitsjammer um so derber gepackt wird. — Weil er im Herzen Kind geblieben ist, darf er an den Schöpferlaunen des Olympiers teilnehmen, und wer Kind geblieben, wie er, darf sich an seiner Hand aus Not und Kleinkram des Werkeltags in den Feiertag der Kunst flüchten.

> ‚Sind wir nicht vor allen andern
> Doch die unberührten Kinder?'

fragt darum stolz einer von jenen Begnadeten, der freilich öfters eben die Kindlichkeit vermissen läßt.

Die Wallfahrt ins heilige Kinderland ist auch eine Art Abstieg zum Quellgebiet des Lebens, zu den ‚Müttern'. Mit Ehrfurcht soll man den Weg betreten und so den goldenen Schlüssel gebrauchen, der das Rätselreich aufschließt. Mode und Manier mögen zu Hause bleiben; ihnen ergeht es dort ähnlich wie jener neidischen Schwester im Märchen, die von ihrer fürwitzig-habsüchtigen Reise nach Frau Holle mit Pech und Schimpf besudelt heimkehrt, vom Hohn des Haushahns empfangen.

Solch Geschick hatte Peter Dörfler, der sich auch in wachen Träumen da drunten auf der schönen Wiese der Kindheit nachdenklich genießend erging, nicht zu befürchten, und er braucht sich des goldenen Friedels nicht zu schämen, den er aus dem Brunnen der Poesie heraufgebracht hat.

Es sind schalkhaft-versonnene, leis klagende Gesänge der Lebensfrühe, nach Rhapsodenart vorgetragen, die aus den Blättern seines Buches erklingen; oder Mosaikgebilde, wohl aus den bunten Steinchen mit Liebe bewahrter Kindheitserinnerungen und freier Erfindungen gefügt; oder, wenn man will, ins Kindliche übersetzte, meist idyllische Reliefs auf dem Achillesschilde, vom Okeanos unerschöpflicher Mutterliebe umflossen. ‚Als Mutter noch lebte' — wie Rosmarin- und Vergißmeinnichtduft atmet es aus der Titelzeile: zum Andenken und für die Treue.

Friedel, eines schwäbischen Kleinbauern Büble, ein Klein Roland nicht nur wegen

---

* Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Dr. Peter Dörfler. Freiburg, Herder, o. J.

seines vielfach geflickten Wamses. Wie jener bei Frau Berta, weiß er, das Nesthäkchen, sich wohlgeborgen in sanfter Hut der Mutter, für die er sicher auch, wenn's not täte, keck Schüssel und Pokal von des Königs Tafel holen würde. Jedenfalls ist ihm sein dörflich begrenzter Lebenskreis ein unbestrittenes Königreich. Wohnt auch die Klage unter seines Vaters dürftigem Dach, seine Klage ist nicht groß; erst wie er die Mutter unter der Sorge um Brot und Fortkommen und unter Schwächezuständen körperlicher und seelischer Art leiden sieht, geht auch ihm langsam und verschwommen der Lebensernst auf. Inzwischen laufen seine quicken Gedanken in die Nähe und Weite, wie Quecksilberkügelchen über die blanke Tischplatte; es braucht nur eines leisen Anstoßes, meist nicht einmal das. Seine naturfrommen Märchenaugen sehen in den Schlupfwinkeln des Flachsbodens, am Herdfeuer, im Herrgottswinkel, in Moor und Waldesdämmer tausenderlei, was andern ewig verborgen bleibt, wie seine Ohren aus Blätterlispeln und Wetterbrüllen liebliche und schaurige Geheimnisse erlauschen. Jovis Schoßkind, die Phantasie, ist eben seine vertrauteste Gespielin, und in ihrer Gesellschaft fließt ihm, ein andrer Rustan, Sein und Schein zu einer bunten Gaukelei zusammen und das Leben oft dahin wie ein Traum. Mehr als eins seiner sieben Geschwister ist er das Kind seiner Mutter. Doch wie oft auch auf dem Näschen des Träumers die Zauberbrille reitet, er müßte wiederum kein echtes Kind und kein richtiges Schwabenbüble sein, wenn der Duft von Dampfnudeln und Holderküchle nicht auch ihn in die Wirklichkeit zurückholte. Um dieser willen, das heißt weil die backende Schwester ihm eine Kostprobe versagt, bringt er am Johannistag sogar den Ernst der gottesdienstlichen Verrichtung bis hinauf zum Altar und in die Gewölbenischen, wo die Englein schweben, ins Wanken, indem er mit Steckenpferd und Böcklein in den heiligen Frieden platzt, um sich bei der Mutter zu beklagen. — Verrät sich in solchen, meist freilich auch mit Imaginärem durchsetzten Lebensäußerungen immerhin natürliche Jugendfrische, eigentlich jungenhafter Übermut und schwäbische Derbheit sind ihm fremd; er bleibt in allem das flanierende, sinnierende Muttersöhnchen, das, verliert es auch nicht die Konturen, doch öfters nur mit einem Bein auf der Erde steht. Seine Erdhaftigkeit tut sich fast nur in seinem intimen Verhältnis zu Milchschüssel und Honigtopf und andern Gaumenfreunden kund. So ist die Gefahr nicht gering, daß die Genäschigkeit von Zunge und Einbildungskraft dem Kerlchen auf Lebenszeit den Magen verderbe, zumal seine weichlichen, tatenscheuen Neigungen lange nicht sonderlich auf Widerstand stoßen. Doch derweil das Bürschchen im Wunderschuh des Hutzelmännleins umeinander hüpft und nach Lust den romantischen Blautopf ablotet, manch blitzend Kleinod, dann und wann freilich auch eine tränenlockende Zwiebel heraufholt, rührt die alte heilige Marianne, nicht allein darum bei ihm gründlich verhaßt, weil sie als Vorbeterin im Dorfkirchlein auf Waldeshöhe den Rosenkranz auf Dreiviertelstunden längt, mit gruselig-frommem Behagen den geliebten schwarzen Topf auf und kassandriert, wer sie hören mag, mit bodensätzigen Offenbarungen über die Bosheit der Menschheit, über Antichrist und nahen Weltuntergang. Friedel ist bei aller Freude am Wunderbaren frisch genug, um gegen solche Unkenrufe sein Ohr zu sperren. Die tiefsinnige, fromme und leidende Mutter kann sich ihnen nicht entziehen, muß auch der mitleidigen Roheit Gemahnung an ihren hoffnungslosen Zustand über sich ergehen lassen. Als schließlich noch ein Phantastikus, ein schwäbischer Vetter des Spökenkiekers, allabendlich zum Ärger der brutal nüchternen Tante den Windsack seiner selbstgeglaubten Fabeleien über ihr wehes Gemüt ausschüttet, da folgt — heilige Lesung kann die verhängnisvolle Wirkung nicht mehr paralysieren — bei der armen Frau erst der innere, bald auch der äußere Zusammenbruch. Zieht Friedel nur ängstlich die Beine hoch, wenn es ihn aus den grausigen Geschichten und Ge-

sichten des Hirten eisig anweht, der Mutter verkrampft es vollends die Seele. Aus todkranker Brust projiziert sie ihre düsteren Ahnungen und Bilder als Weltuntergangsszenen in die Außenwelt. Wie sich der Bub bei seinem Debüt schnell in der neuen Heimat zurechtfindet, sobald er die Milchschüssel dampfen sieht, während die Mutter den Schmerz um die verlassene alte nur mühsam verbeißt und nie mehr verwindet, so vergißt er jetzt über dem Hungergefühl alsbald, daß noch eben ihn wie sie Ölbergschauer geschüttelt. Religiöser Wahn durchwühlt die Mutter bis ins Mark; sie weiß, daß nun der Abschied von der Erdenheimat kommt. Da schneidet sein unverständiges ‚Mutter, bitt, eine Milch!' ihr ins Herz und das ‚Hossa, hossa, Gäule!' ihres anderen Ichs schrillt wie das ‚Heißa, juchheißa!' der Ophelia. ‚Das wilde Gejäg' tobt über sie dahin. ‚Felix, quem veritas per se docet, non per figuras et voces transeuntes' — wessen Seele mit phantastischen Wolkentieren durchs Wesenlose stürmt, der ist dem Unglück verfallen. Gerade da gerät der Stadel in Brand. Oder hat er sich an ihrer überhitzten Phantasie entzündet? Ihr Weltbrand! — Als Friedel aus langem Fiebertraum erwacht, sitzt an seinem Bett die harte, kinder- und illusionsfeindliche Tante, das nüchterne Leben in Person. Längst brach der falsche Zweig, und s i e sank ins weinende Gewässer. Bald erlebt Friedel auf dem Freithof das Muspilli seiner Kindheit. Ihm zur Seite der Vater. Wortkarge Bedächtigkeit und grausame Notwendigkeit werden fortan Friedels Erzieherinnen sein. Sicher erhält die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, die Phantasie, an dessen Tante eine schlimme Schwiegermutter. Doch wie weh es jenem zarten Seelchen tun mag, dem Friedel wird es sicher nicht ganz zum Unsegen dienen. Sonst findet er wohl nie des Hutzelmännleins zweiten Glücksschuh, der irgendwo in der Welt herumläuft. — Allein, kann Mutterliebe und die Liebe einer solchen Mutter je entschlafen? Oft wird sie noch vor ihm auftauchen, wenn das lockende Leben ihn umdrängt. Sie streicht sich die Löckchen aus den Schläfen, wie sie zu tun pflegte, als trübe Gedanken immer zudringlicher ihre reine Stirne umschlichen, und von ihrer priesterlich erhobenen feinen Hand tropft Segen und heilige Kraft auf den vielgeliebten Buben.

So klingt als weher Unterton einer kindlich harmlosen Weise fast unmerklich auf allen Blättern die Tragödie einer Mutter mit, bis am Schluß die in verstimmter Seele angesammelten Dissonanzen sich schrill entladen, mit dem Fauchen von Flammenzungen sich einen und wimmernd unter den dicht-düsteren Schwingen des Todesengels ersticken. — Das Bild der Mutter wird mit behutsamen, fast scheuen Strichen gezeichnet, als fürchte der Stift, die Empfindsame zu verletzen. Man merkt es der Erzählung bald an, daß sie gleich „Ut mine Stromtid' Fritz Reuters ‚bi lütten 'ran is fött', soll heißen, daß sie im Kern fertig war, bevor sie geschrieben wurde. Das gibt ihr trotz mancher Schwächen nicht zuletzt Daseinsrecht. Ließen sich an dem Werke des Schwaben und des Mecklenburgers auch sonst noch Ähnlichkeiten aufweisen, dem Wesen nach wurzelt das Schaffen Dörflers doch ganz im Boden der heimatlichen Romantik; er ist durchaus als Nachfahre jener Gruppe in unserer Nationalliteratur anzusprechen, die man als ‚schwäbischen Dichterkreis' kennt. Der Arzt von Weinsberg hat noch besonders bei der seherischen Mutter Pate gestanden. Sonst finden sich in dieser Dichtung des bayerischen Schwaben all jene Eigenschaften mehr oder minder ausgeprägt, die seine berühmten Stammes- und Sangesgenossen vom Ländle dem deutschen Volk so liebwert gemacht haben: tiefes Gemüt und schlichtes Auftreten, idyllische Beschränkung und kleinweltliches Behagen, Naturseligkeit — saftiger als die sylphenhafte eines Stifter — und Freude an der Vorzeit, an Volkslied, Sage und Märlein, alles getragen und durchdrungen von warmem Heimats-

gefühl und herzlicher Liebe zu Art und Volkstum. Nicht zuletzt gemahnt Dörfler an Mörike. Auch seiner Dichterphysiognomie eignet jener weiche, schelmische Zug um die Mundwinkel, den harte Finger mißlicher Erfahrungen mit sich und andern in späteren Jahren leicht in einen mürrischen zerkneten, ohne jedoch die alten kindlichen Linien, die in sonnigen Stunden immer wieder durchbrechen, ganz verwischen zu können. Auch in der Verlebendigungskunst und in der Liebe zum Unbedeutenen sind beide so verwandt, daß es einen nicht wundernähme, wenn dem Turmhahn des Kleversulzbacher Pfarrherrn jetzt zu trautem Zwiegespräch auf dem Ofen des Mindelheimer Kollegen von der andern Fakultät ein Ehrenplatz eingeräumt wäre. In ähnlichem Gemütsverhältnis steht Friedel zu dem längst verblichenen Wächter in der Turmstube. Andere Szenen erinnern zwingend an einen Maler der Romantik, dessen Kunst ja auch mit Mörikes Dichtungen innig verbunden ist. Der Schabernack Friedels an dem in Sommersonne schlafenden borkig verwitterten Fridolin, die Klausnerpartien, wie die Träumerei Friedels im Wald u. a. sind im Stile Moritz von Schwinds gehalten. In der Gewitterschilderung hingegen z. B. sieht man Dörfler auch mit der volkstümlichen Darstellungskraft eines Alban Stolz sich messen. Umständliche Behaglichkeit des Spinnstuben- und Herdbankerzählers und naive Lehrhaftigkeit, die einen halb geärgert, halb belustigt den Katecheten im Poeten entdecken läßt, vervollständigen das Charakterbild.

Man darf sich aus dieser Hand noch keine künstlerisch ausgereifte Frucht erwarten, die bei leisem Gaumendruck köstlich auf der Zunge zergeht. Dörflers Gabe hat, wenn es gestattet ist, den Vergleich soweit durchzuführen, noch manche harte und grüne Stelle, die auch zu kauen gibt. Dennoch scheint mir das schmale, schlichte Buch wertvoller und dauerhafter zu sein und mehr zu versprechen als dieser und jener dickleibig und magistral anspruchsvoll auftretende Roman über eine Kindheit.

Das ist Peter Dörflers Hegire vom Gegenwartsmekka nach der Kindheit Medina.

> ‚Wisset nur, daß Dichterworte
> Um des Paradieses Pforte
> Immer leise klopfend schweben,
> Sich erbittend ew'ges Leben.'

Weiß nicht, ob ihm Unsterblichkeit beschieden ist; was er zu sagen hat, wird man immerhin nicht ohne Gewinn anhören.

Das Wollen eine königliche Kunst

Von W. Lutosławski

Unter diesem verlockenden Titel ist unlängst ein kleines und billiges Buch erschienen*, dessen Lektüre denjenigen, die sich für die Erziehung des Willens interessieren, empfohlen werden kann, obgleich es eigentlich hauptsächlich nur einen Zitatenschatz von Ansichten über mit der Bildung des Willens verwandte Fragen bietet. Der Verfasser liest gern und viel — und er hat die gute Gewohnheit, aus den gelesenen Büchern Auszüge zu machen. Da die Auszüge Stellen enthalten, die ihm besonders wohl gefallen haben, so fügt es sich von selbst, daß, wenn er selbst schreiben will, er oft

* Bücher für Lebenskunst, herausgegeben von Prof. Dr. M. Faßbender: ‚Wollen eine königliche Kunst', Berlin 1911, Hermann Walther, VIII u. 200 S. Kl. 8°. Preis 1,20 Mk.

seine Ansicht in den Worten anderer ausdrückt. So finden wir auf weniger als 200 Seiten mehr als 80 in den Text eingewobene Zitate, und darunter sind nicht weniger als 15 sogar seitenlang! (S. 10, 15, 17, 20, 21, 25, 48, 86, 99, 122, 125, 154, 164, 167, 168.) Am Schluß folgt noch ein Verzeichnis von über fünfzig Schriften, die ‚benutzt', aber nicht ausdrücklich zitiert wurden. Man möchte fürchten, daß eine solche Fülle des Materials die eigenen Gedanken des Verfassers einigermaßen unterdrücken könnte; doch finden wir eine durchaus originelle Theorie der Willensbildung, die es verdient, hier angeführt zu werden:

Die Willensbildung hat nämlich nach dem Verfasser drei ‚Angelpunkte':

1. ‚Es handelt sich wesentlich um die Erregung eines tiefen Eindruckes dadurch, daß die Beweggründe des Handelns mit der Vorstellung der Handlung als Bestandteile eines unser Seelenleben mächtig ergreifenden Gesamterlebnisses zu einer festen Gedankenverknüpfung verbunden dem Bewußtsein scharf eingeprägt werden.' (S. 59.)

2. ‚Zwischen dem rechten Glücksstreben und der rechten Mittelwahl zur Verwirklichung dieses Strebens in dem Erkenntnisvermögen eine logische Verbindung herzustellen und den Willen zu folgerichtiger und gewohnheitsmäßiger Entscheidung anzuleiten.' (S. 61.)

3. ‚Leistungsstreben und Glückstreben müssen in Einklang gebracht werden, und es muß eine Verbindungsbrücke hergestellt werden zwischen diesen beiden Grundtrieben der Seele und dem ethischen Ideal.' (S. 62.)

Dazu kommt eine wunderbare Regel der Willensbildung: ‚Sämtliche bei einer Handlung vorkommenden Elementarakte an sich und ihre Verbindungen zu zusammengesetzten Akten und ebenso alle bei einer Handlung in Betracht kommenden Seelenfunktionen müssen einzeln geübt werden, wenn man es zur Fertigkeit im Handeln nach einer Richtung bringen will.' (S. 75.)

Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Gebote keinem der über hundert benutzten Werke entnommen sind — das sind die Hauptergebnisse von des Verfassers eigenem Denken über den Gegenstand, und nach ihnen kann das Werkchen beurteilt werden. Wem es gelingt, mit Hilfe der obigen vier Gebote seinen Willen stärker zu machen, der wird den Verfasser preisen. Abgesehen davon, empfiehlt er mit Recht als die vorzüglichsten Mittel die Exercitia spiritualia des hl. Ignatius von Loyola und den häufigen Gebrauch der Sakramente, worin ihm jeder Katholik beistimmen wird.



Hochland-Echo

Vom Apostolat in der Wissenschaft

Dem Begründer des Institut catholique in Paris, Msgr. D'Hulst († 6. Novbr. 1896), hat der derzeitige Rektor Msgr. Baudrillart in einer großen Biographie, deren erster Band kürzlich erschienen ist, ein Denkmal gesetzt, an dem sich zurzeit die Gemüter aller derjenigen Katholiken in Frankreich aufrichten, die trotz der Ungunst der Gegenwart an der Tatsächlichkeit einer Versöhnung von Glauben und Wissen festhalten.

Msgr. D'Hulst gehörte zu den Männern, die weniger durch die eigenen wissenschaftlichen Leistungen als durch organisatorische Befähigung und Energie es zu erreichen suchten, daß zwischen den Verteidigern der Glaubensüberlieferung und den ernsten und besonnenen Vertretern der profanen Gelehrsamkeit wieder eine engere persönliche Berührung und jener Austausch von Erkenntnissen stattfinde, der es in schwierigen Lagen allein möglich macht, die Ruhe zu bewahren, die ebenso das Kennzeichen des wahrhaft Frommen wie des dem Dienste der Wahrheit ergebenen wissenschaftlichen Kopfes ist. Indem er in diesem Sinne mehr als irgendein anderer Franzose des 19. Jahrhunderts praktisch Hand ans Werk gelegt und Organisationen geschaffen hat, die ihn wohl noch lange überdauern werden, darf man ihn einen Apostel der Gebildeten unter unseren westlichen Nachbarn nennen oder mit Thureau-Dangin, dem namhaften Historiker der Wiedergeburt des Katholizismus in England, von einem Apostolat intellectuel sprechen (Le Correspondant, 25. Mai 1912), das er unter seinen Glaubensgenossen ausgeübt habe. Thureau-Dangin stellt ihn in dieser Beziehung in Parallele mit Kardinal Newman, dem er kurz zuvor in der gleichen Revue eine nachträglich auch gesondert erschienene Reihe interessanter Studien gewidmet hat* im Anschluß an die bedeutsame Veröffentlichung einer großen, aus bisher unerschlossenen Quellen gearbeiteten Newman-Biographie von Wilfried Ward (Longman & Green, London 1912), auf die wir auch in diesen Blättern noch eingehend werden zu sprechen kommen. Bei aller Verschiedenheit der Charaktere, der Geistesanlage, der Abstammung, sind sie sich doch darin verwandt, daß sie ‚beide den scharfen Blick für die intellektuellen Schwierigkeiten haben, an denen sich der Katholizismus in der modernen Gesellschaft stößt; beide fühlten, wie wichtig es sei, diese Schwierigkeiten fest ins Auge zu fassen, sie von Grund auf zu prüfen und zur Lösung zu führen; beide endlich hatten das mitfühlende Verständnis, die ängstliche Besorgtheit für diejenigen Seelen unter den Zeitgenossen, die mit diesen Schwierigkeiten im Streit liegen‘.

Msgr. D'Hulst hatte in hohem Maße das Vertrauen des Papstes Leo XIII., der einst zu ihm die denkwürdigen Worte gesprochen hat:

---

* Newman catholique. D'après des documents nouveaux par P. Thureau-Dangin (Plon-Nourrit, Paris 1912).

‚Es gibt unruhige und mißmutig gestimmte Geister, welche die römischen Kongregationen drängen, sich über noch zweifelhafte Fragen auszusprechen. Ich stelle mich dagegen, ich halte sie zurück, denn man soll die Gelehrten nicht hindern zu arbeiten. Man muß ihnen Zeit und Muße lassen zu zögern und selbst zu irren. Die religiöse Wahrheit kann dabei nur gewinnen. Die Kirche kommt immer noch zur rechten Zeit, um die Irrenden auf den rechten Weg zurückzuleiten.‘

Im Jahre 1875 hatte die französische Nationalversammlung ein Gesetz votiert, das den höheren Unterricht freigab. Aber die Nationalversammlung sah ihrer baldigen Auflösung und Neuwahlen entgegen, und es stand zu befürchten, daß die nächste Versammlung eine starke Verschiebung nach links erfahren würde. Es galt für die Katholiken, die gebotene Situation auszunützen, da man annehmen durfte, daß es schwieriger sei, das Gesetz rückgängig zu machen, nachdem bereits ‚freie Universitäten‘ bestünden, als wenn sie unter einem veränderten Regime erst zu gründen wären. Abbé D'Hulst, damals noch ein junger, in der Seelsorge tätiger Priester, begriff die Lage und erkannte seinen Beruf. Unter vielen Schwierigkeiten griff der damals Dreiunddreißigjährige die von den weiterblickenden Kirchenfürsten ausgegebene Parole zur Gründung von freien Hochschulen auf und schuf innerhalb drei Monaten eine Universität, aus der dann das ‚Institut catholique‘ hervorging, nachdem 1880 der höhere Unterricht wieder zu einer Staatsangelegenheit erklärt und die Benennung Universität sowie die Erteilung von Graden den staatlichen Anstalten vorbehalten ward. Es war für den jungen Organisator eine schwere Zeit, aber daß es ihm schließlich doch gelang, den ursprünglichen Gedanken in der Praxis zu retten, beweist der Fortbestand des ‚katholischen Instituts‘ bis zum heutigen Tage. In seiner Tätigkeit und Stellung als Rektor fand Msgr. D'Hulst zahlreiche Anlässe, sich über die Ziele und Aufgaben auszusprechen, die der Katholiken auf dem intellektuellen Gebiete in bezug auf eine immer tiefere, bessere Begründung und Verteidigung ihres Glaubens harrten.

Hören wir, wie er diese Aufgabe in einer zur Rechtfertigung der neuen Gründung verfaßten Schrift bestimmt. Er ist überzeugt, daß die Erhaltung des Glaubens bei den meisten Gebildeten von der Lösung abhängt, die wir gegenüber der fast zu einem Axiom gewordenen Antinomie zwischen Wissen und Glauben finden. Ein Gegenmittel für dieses Übel sieht er zunächst in dem Betrieb des höheren Unterrichts, bei dem die Orthodoxie weder für die Güte der Vorlesungen noch für die Kühnheit der Forschung noch für die Freiheit der Methoden die Kosten zahlen müsse, wo alle religiösen Garantien und zugleich alle wissenschaftlichen Garantien geboten seien und die zu leistende Arbeit als ‚ein Akt der Vitalität der christlichen Gesellschaft‘ auf dem Gebiet der geistigen Kultur empfunden werde.

‚Entschlossen seinen Platz in dieser weiten Werkstätte der Wissenschaft einnehmen; die neuen Methoden sich zu eigen machen und sie mit richtigem Blick da gebrauchen, wo sie hingehören; von der Vergangenheit nichts preisgeben als ihre Irrtümer, hingegen ihre wahren Errungenschaften, ihre Psychologie, Metaphysik und Moral bewahren, und diese höheren Wahrheiten, ein altes Patrimonium des Geistes, den neugewonnenen Erkenntnissen beigesellen und so die Erbschaft vergrößern: dies schien uns von Anfang an die glorreiche Aufgabe der freien Universitäten.‘

Aber daß es ihm auch um den inneren Geist der Studierenden, nicht bloß um intellektuellen Fortschritt, sondern um Konsequenz des religiösen Bekenntnisses für das Leben zu tun war, hat er nicht minder deutlich ausgesprochen:

‚Ich gewahre in der Art, wie man neuerdings das christliche Leben auffaßt, einen verhängnisvollen Irrtum. Man beschränkt es auf ein äußerliches Bekenntnis des Glaubens, das zu nichts verpflichtet, aber auch zu nichts nützt. Man ist wohlgesinnt, aber man kennt nicht die Lehre und bemüht sich nicht, sie kennen zu lernen. Man geht zu den Sakramenten, aber man ändert sein Leben nicht und ahnt nicht, was man empfängt. Man gehört der christlichen Partei an, aber man gibt den Gegnern Anlaß, zu sagen, daß die Religion nichts als Parteisache ist und als solche bekämpft werden kann. Man hält der Welt wohl die göttliche Kraft des Evangeliums vor Augen, ist aber selbst kaum besser als diejenigen, welche den Kultus der menschlichen Leidenschaften vertreten.‘

Das sind Worte, die auch für andere Verhältnisse, als unter denen sie gesprochen worden sind, und auch noch heute Beherzigung verdienen. Erst in seinen Früchten zeigt sich das wahre religiöse Leben, und wo daraus keine hochherzigen Inspirationen für das praktische Sein und Wirken fließen, wo es nicht zu einer Quelle des Eifers und der Selbstlosigkeit wie auch der Liebe und Vornehmheit im Kampfe um das Wahre und Gute ist, da bleibt es im Grunde doch nur ein Scheinleben.

Demselben Gedanken wie das ‚Institut catholique‘ sind auch die ebenfalls von Msgr. D'Hulst ins Leben gerufenen ‚Internationalen wissenschaftlichen Kongresse der Katholiken‘ entsprungen, haben aber auch mit den gleichen Widerständen zu kämpfen gehabt. Und wieder ist es Leo XIII., der ihm seinen Schutz gewährt gegenüber den Denunziationen der einen, den Ängstlichkeiten der anderen. Der erste Kongreß fand 1888 in Paris statt, dem andere in Paris, Brüssel, Fribourg und München folgten, bis sie mit dem Tode ihres Schöpfers selber ausstarben. Aber aus der Denkschrift, die er damals Leo XIII. einreichte und woraufhin ihm die Protektion dieses weitschauenden Papstes zuteil wurde, verdienen einige Stellen der Vergessenheit entrissen zu werden.

‚Wenn man es unternimmt‘, so heißt es dort, ‚darzutun, daß es zwischen den wissenschaftlichen und den geoffenbarten Wahrheiten keinen Widerspruch gibt, so hat die erste Frage also zu lauten: Welches sind die wissenschaftlichen Wahrheiten? Dies ist das variable Element in diesem Verhältnis; denn das andere Element, d. h. das Dogma, ist unveränderlich. Nun ist es aber für den Theologen, den Apologeten nicht leicht, aus eigener Wissenschaft festzustellen, was in den Kontroversen der Gelehrten als gewiß festgehalten werden muß, was man als mehr probabel hinzunehmen hat, was man als zweifelhaft auf sich beruhen lassen muß, und endlich was als falsch zu verwerfen ist.

Der Apologet bedarf in bezug auf die in Frage stehenden Tatsachen des Zeugnisses von Gelehrten, die in ihrem Fach maßgebend sind, aber frei von den Vorurteilen, die manche Fachgenossen blind machen. Dieses aufrichtige und besonnene Zeugnis auf dem Gebiet ihres Fachwissens möchten wir von jedem der hauptsächlich hier in Betracht kommenden katholischen Gelehrten einholen.‘

Dabei suchte die Denkschrift nicht die Perspektiven zu verdunkeln, die sich

für eine Reihe von veralteten Anschauungen aus dieser ehrlichen wissenschaftlichen Zusammenarbeit ergeben würden:

‚Wer immer die neuen Ergebnisse auf allen Gebieten des Wissens kennen lernt, ist davon erschreckt. Kein Prinzip ist mehr unangetastet . . . Aber inmitten dieser kühnen Unternehmungen, dieser gewagten Negationen, dieser oft absurden Behauptungen ist doch nicht alles Irrtum; es sind hier vielmehr Wahrheitselemente beigemischt, die zu verkennen unklug wäre. Sowohl die Naturwissenschaft wie die historischen Wissenschaften haben ihre Methoden vervollkommnet und damit wunderbare Exaktheit gewonnen, um die Geheimnisse der Natur und die der Vergangenheit des Menschen zu enthüllen. Aber es ist zugleich eine ebenso merkwürdige wie tröstliche Sache, daß unter noch so vielen Entdeckungen nicht eine endgültig feststehende Tatsache, nicht ein ernstlich feststehendes Gesetz sich befindet, das im Widerspruch mit unserm Glauben stünde. Nicht ebenso verhält es sich mit gewissen, seit langem unangefochtenen Systemen; mehrere dieser Anschauungen scheinen schwer aufrecht zu erhalten, sobald man sie entweder bestimmten Tatsachen oder höchstwahrscheinlichen Annahmen der Wissenschaft gegenüberstellt. Das ist zu den verschiedensten Zeiten so gewesen. Aber jedesmal sind gewisse Verteidiger der Wahrheit darob in Angst geraten, als ob das Glaubensgut dadurch bedroht wäre; jedesmal hat aber auch der Ausgang gezeigt, daß diese Besorgnisse eitel waren, und daß, wenn irgendein Element in der Erklärung der Glaubensdoktrin veraltet war, dieses Element nicht der Doktrin selber, sondern der Meinung der Menschen über die Doktrin angehört hatte.‘

Wie schnell sich die Zeiten in mancher Hinsicht günstig geändert haben, wie aber andererseits eine gewisse bedauerliche Neigung unter den Katholiken, ich meine die Sucht zu rascher Anklage und Verdächtigung, noch immer gedeiht, wenn sie nicht gar zugenommen hat, das wird einem aus der Begrüßungsrede klar, die Msgr. D'Hulst auf dem Brüsseler Gelehrtenkongreß unter großem Beifall gehalten hat. Darin heißt es u. a.:

‚Geben wir zu, daß die wissenschaftliche Inferiorität des Gläubigen nicht wesentlich von seinem Glauben abhängt; aber können Sie in Abrede stellen, daß sie für ihn die Folge der geistigen Verfassung einer großen Anzahl seiner Glaubensgenossen ist? Gilt die unabhängige Wissenschaft in den Augen der meisten der Eifrigsten und der Einflußreichsten unter denen, die Sie soeben die katholische Armee genannt haben, nicht als verdächtig? Überwacht nicht die religiöse Presse mit einem oft mehr eifersüchtigen als aufgeklärten Eifer alle Regungen des Gedankens? Und falls ein ehrlicher Christ mit derselben Ehrlichkeit auch an seine wissenschaftlichen Arbeiten herantritt, hat er nicht zu befürchten, daß man ihn schikaniert, denunziert und schließlich unmöglich macht? Wenn diese Furcht aber begründet ist, wie sollte er seinen Mut nicht wanken fühlen vor einem Unternehmen, wobei er Friede und Ehre aufs Spiel setzt?‘

Das sind harte Worte, aber sie finden ihre Rechtfertigung darin, daß man versucht hat, die Teilnehmer des Kongresses in dieser Hinsicht zu beunruhigen.

Das war um so leichter, als mit der Aufgabe, die ihnen gestellt war, gewisse Schwierigkeiten verbunden sind, die man nur dann zu überwinden hoffen darf, wenn man sie klar vor Augen hat. Der Redner stellt sie mit folgenden Worten ins gehörige Licht:

‚Diese Schwierigkeit ist zweifacher Art: einerseits droht die Charybdis, die Klippe heterodoxer Verwegenheit. Sie ist die fürchterlichste, ich möchte sagen, die einzig

schreckliche an sich; denn den eigenen Glauben und den anderer ins Wanken bringen unter dem Vorwand des Nachweises, daß er echt ist, muß dies für einen Christen nicht als das schlimmste Mißgeschick angesehen werden? Keine Frage! Aber wenn man es um jeden Preis vermeiden will, so läuft man Gefahr, der Szylla zur Beute zu werden, der Klippe der Kindereien und der Ignoranz, die sich mit dem hübschen Namen der Orthodoxie drapieren. Wenn es für den, der seine Seele in Sicherheit bringen will, gefährlich ist, dem Minimismus zu huldigen, so ist es nicht minder gefährlich, wenn es gilt, unserm religiösen Glauben Ehre zu machen, sich zum Maximismus zu bekennen. Man fürchtet, daß einer die Anwendung der wissenschaftlichen Methoden zu weit führe; aus Angst aber die Grenzen zu überschreiten, zieht man es vor, sich rückwärts zu wenden, sich die Augen und Ohren zu verstopfen und nur Worten Gehör zu geben, an die man sich längst gewöhnt hat. Das ist Ihr gutes Recht, aber dann ist für Sie kein Platz mehr in den Reihen der Männer der Wissenschaft, und ich habe, bei allem Respekt vor Ihrer Klugheit, nur den einen Wunsch, daß diese anscheinende Klugheit ohne Ihr Wissen nicht die Allerschlimmste der Verwegenheiten werde, die darin besteht, den Glauben auf menschliche Meinungen zu begründen, die ein gemeinschaftlicher Irrtum in der Vergangenheit unter den Gläubigen hat allgemein werden lassen, die ihre Wurzeln jedoch nicht in der Offenbarung hatten und die daher der unwiderstehliche Fortschritt des menschlichen Geistes verurteilt, eines Tages zu verschwinden ... An die Vertreter des Maximismus (des „Soviel-wie-möglich") habe ich die Bitte, sie möchten, wenn sie ihre Taktik glücklich finden, trotz allledem nicht darauf bestehen, sie anderen aufzudrängen ... Ich bitte Sie besonders, aus ihrer Forderung kein Gesetz der Orthodoxie zu machen, auch nicht in dem Sinn, daß einer, der sich ihm entziehe, deshalb in Sachen des Glaubens verdächtig werde.'

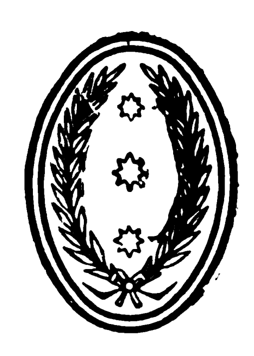
Indem so Msgr. D'Hulst weder den einen noch den andern recht gibt, läßt er doch keinen Zweifel, wo ihm das höhere geistige Leben zu pulsieren scheint. Wenn er gleich auch die Exzesse der Maximisten beklagt, so ist er doch weit entfernt, das System des ‚So-wenig-als-möglich' zu empfehlen, denn im Grunde ist es ja dieses System, welches auch, wenigstens in Frankreich, das unleidliche Verhalten derer gezeitigt hat, durch die die Anklage, der Katholik habe Grund, die Wissenschaft zu fürchten, eine scheinbare Berechtigung gefunden hat. Und so kommt denn der Redner noch einmal auf den kleinlichen Inquisitionsgeist zu sprechen, der mindestens soviel Schaden angerichtet hat als sein Gegenstück, der Geist der Verwegenheit, indem er ausruft:

‚Wenn wirklich dieser Geist der Intoleranz und der Inquisition ohne Mandat nur allzu häufig unter den Besten von uns geherrscht hat — Sie sehen, ich spreche hier nicht abfällig von ihnen —, wenn sie im guten Glauben waren, der Sache Gottes zu dienen, indem sie ohne Notwendigkeit die Glaubensschwierigkeiten häuften. Wenn das 19. Jahrhundert in seinen katholischen Vertretern seine Rigoristen, ja ich möchte sagen, seine dogmatischen Jansenisten gehabt hat, so ist es Zeit, diesen verderblichen Irrtümern zu entsagen und unseren Eifer besser anzuwenden. Überlassen wir, meine Herren, es den Bischöfen, überlassen wir es dem obersten Hirten, weil es deren Mission und Begnadung ist, dafür zu sorgen, die Zuweitgehenden zurückzurufen, und geben wir eine so eifersüchtige Wachsamkeit unseren Brüdern gegenüber auf, indem wir sie gleichzeitig gegen unsere Gegner entfalten. Sind sie es doch zuletzt, die einschlafen werden.'

Thureau-Dangin, der in einer größeren Betrachtung zur Charakteristik

des Msgr. D'Hulst diese Äußerung den französischen Katholiken wieder in Erinnerung ruft, schließt seine Ausführungen mit folgenden Worten:

‚Wir gehören nicht zu denen, die für unsere Kirche eine Periode des Friedens träumen, die nicht in ihrer irdischen Bestimmung liegt. Sie wird immer Feinde haben, gegen die sie kämpfen muß. Aber man kann wenigstens hoffen, daß diejenigen, welche nach uns kommen, nicht immer unter der Herrschaft von Mißverständnissen leben, welche heute den Katholizismus und das moderne Denken trennen. Die zuweilen schmerzliche Übergangsepoche, die wir gegenwärtig durchschreiten, wird ein Ende haben. Es wird ein Tag kommen, wo auf allen Gebieten des Wissens die Katholiken den Rang einnehmen werden, den sie infolge unglücklicher Umstände verloren haben, und wo es aufrichtigen Geistern nicht mehr möglich sein wird, zu behaupten, die Wissenschaft und der Glaube seien unvereinbar. Wenn dann ein Geschichtschreiber die Namen derjenigen ausfindig macht, welche diese wohltätige Entwicklung haben einleiten helfen, so wird er auch denjenigen des Msgr. D'Hulst nennen müssen.‘



Rundschau

Religionsgeschichte

Das neuerwachte Missionsinteresse der deutschen Katholiken. Daß die kirchliche Lage der Gegenwart viele schwere Gefahren in sich birgt, und keineswegs das Gefühl sorgloser Zufriedenheit gestattet, dem würde sich kein aufmerksamer Beobachter der Zeitverhältnisse verschließen können, auch wenn nicht durch die höchste kirchliche Autorität mehr als einmal mit Ernst und Nachdruck schweren Besorgnissen Ausdruck geliehen worden wäre. Aber es wäre doch falsch und stünde einem Katholiken übel an, wollte er darob in Mutlosigkeit und Zaghaftigkeit fallen und zum Schwarzseher werden. Und, von allem andern abgesehen, es wäre auch ungerecht; denn es hieße all das Tröstliche, Hoffnunggebende übersehen, das den heutigen Tagen so wenig fehlt wie andern schweren Zeiten der Kirchengeschichte. Gar mancherlei ließe sich da anführen; nicht an letzter Stelle aber ist sicherlich hinzuweisen auf die weltumspannende Missionstätigkeit der Kirche und im besonderen auf das lebhafte Missionsinteresse, das frisch und vielverheißend sich jetzt gerade in deutschen Landen regt. So war es auch in trüberen Zeiten der Kirche: wer im Lauf der Geschichte nicht nur des Zufalls blindes Walten sieht, dem ist es nicht bedeutungslos, daß die Kirche im Reformationszeitalter, da mehr als das halbe Europa der Mutterkirche den Rücken kehrte, eine reichgesegnete Missionstätigkeit entfalten konnte, durch welche die schweren schmerzlichen Verluste zunächst wenigstens zahlenmäßig ausgeglichen wurden. —

Wenige Jahre erst sind es, seitdem das Missionsinteresse, das ja in engeren Kreisen deutscher Katholiken nie gefehlt und durch opferwillige Unterstützung namentlich der deutschen Missionsgesellschaften und deutschen Missionsgebiete sich segensvoll betätigt hat, an äußerer Ausdehnung und innerer Kräftigung gewann. Weitwirkende lebenskräftige Anregungen sind da vor allem von der 56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Breslau im Jahre 1909 ausgegangen. Man hatte schon früher auf diesen Versammlungen der Missionen nicht vergessen, aber jener Breslauer Tagung kommt doch in der Hinsicht epochemachende Bedeutung zu. In einer der geschlossenen Versammlungen sprachen berufene Kenner und Freunde der Missionen ernste warmherzige Worte über die Missionspflicht der deutschen Katholiken gerade in unseren Tagen; vor allem aber fand die von edler Begeisterung für die hehre Sache der katholischen Mission durchströmte Rede des Fürsten Alois von Löwenstein, der auch fürder der nie müde Apostel der Missionsbewegung geblieben ist, den Weg zu den Herzen der Tausenden, sie hat den Anstoß zu bedeutsamen Entschließungen gegeben. — Es war nicht von ungefähr, daß man mit solchem Nachdruck die deutschen Katholiken für die Missionen zu interessieren unternahm. Jene Männer, von denen die Anregungen ausgingen, hervorragende Mitglieder unserer Missionsgesellschaften und Politiker, denen die Beschäftigung mit Kolonialpolitik die Bedeutung der Missionsarbeit lehrte, waren erfüllt von dem Bewußtsein, daß gerade unsere Zeit Entscheidungen von weittragender Bedeutung für die Missionen heraufführt. Mit seltener Einmütigkeit ist in den letzten Jahren von katholischer wie protestantischer Seite, in Wort und Schrift* der Überzeugung Ausdruck gegeben worden, daß gegenwärtig eine Entscheidungsstunde der Weltmission gekommen ist: ‚Wird die Gelegenheit nicht

* Vgl. z. B. John Mott, Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Basel 1911. — Was hier bezüglich der protestantischen Missionen angeführt wird, gilt in gleicher Weise und noch mehr von den katholischen Missionen.

genutzt, genutzt mit äußerster Anspannung aller Kräfte, dann siegen Mohammed und Buddha und Konfuzius und von zwei Dritt-Teilen der Erde wird Christus ausgeschlossen auf Perioden der Weltgeschichte' (Fürst Löwenstein in Breslau). Diese ernsten Worte behaupten nicht zu viel; das kann jeder bestätigen, der weiß, in welcher religiösen Gärung sich infolge der Umwälzungen der letzten Jahrzehnte die alten Kulturvölker im Osten Asiens, in Indien, China und Japan, befinden, der weiß, mit welch ungestümer Stoßkraft der Islam, der Todfeind des Kreuzes, vornehmlich in Afrika, im Vordringen begriffen ist und auch unsern Kolonien Gefahr droht. Die Folgerungen für die Katholiken ergeben sich von selbst: eine gesteigerte, verschärfte Missionspflicht ist das, was die Stunde heischt. Und mit Recht ergeht die dringliche Mahnung gerade an die deutschen Katholiken. Aus verschiedenen Gründen. Der wichtigste ist folgender: Dem katholischen Frankreich, dessen unverlierbarer Ruhm es ist, durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch weitaus die größten Opfer für die katholischen Missionen gebracht zu haben, hat die Kirchenpolitik der französischen Regierung die schwersten Wunden geschlagen, einen Kampf um Sein und Nichtsein muß die französische Kirche führen, wie soll sie da fürderhin Scharen opfermutiger Missionare in alle Welt aussenden, wie weiter die gewaltigen Geldsummen den Missionen zukommen lassen? In der Tat, da ist es Ehrensache für die deutschen Katholiken, daß sie in die Bresche springen, die sich gefahrdrohend öffnet! — —

Wie schon angedeutet, der Same, der ausgestreut wurde, ist auf fruchtbares Erdreich gefallen. Die Begeisterung, mit der die Missionsmahnung aufgenommen wurde, ist nicht rasch verflogen, sie hat sich in tatkräftiges Wirken umgesetzt, und jetzt schon, da wir doch noch am Anfang stehen, beginnen Früchte zu reifen. Es ist auch keine grundlose Hoffnung, sondern man kann davon wie von etwas Gewissem reden, daß die Missionsbewegung und das Missionsinteresse bei den deutschen Katholiken noch weit davon entfernt ist, den Höhepunkt erreicht zu haben.

Es ist jetzt schon schwer, der Chronistenpflicht zu genügen, all die mannigfachen Äußerungen des neuerwachten Missionsinteresses aufzuzählen. So mögen für dieses Mal nur ein paar Bemerkungen über die akademische und die wissenschaftliche Missionsbewegung folgen. Beide lassen sich nicht trennen, sie stehen in vielfältigem Zusammenhang. — In seiner schon mehrfach erwähnten Rede hatte Fürst Löwenstein die Gründung akademischer Missionsvereine angeregt, ,die für die Zukunft eine Elite missionsverständiger und missionsbegeisterter Gebildeten erziehen sollen.' Wie der Redner später gelegentlich bekannte, hatte er selbst nicht erwartet, daß seine Aufforderung solch begeisterte Zustimmung finden würde, wie es tatsächlich geschah; und noch weniger hatte er zu hoffen gewagt, daß die Begeisterung von Bestand sein und zu festen Entschließungen führen würde. Er hatte den Idealismus der katholischen akademischen Jugend unterschätzt. Denn unter freudiger Anteilnahme von Studierenden aller Fakultäten konnte mit beispiellosem Erfolg zunächst in Münster ein akademischer Missionsverein begründet werden, der bald mehr als 600 Mitglieder zählte. Vor wenigen Monaten ist ihm ein Schwesterverein in Tübingen an die Seite getreten. Beide Vereine haben in lesenswerten Broschüren von ihrer Entstehung und Begründung Rechenschaft gegeben*. Nicht lange mehr, und jenen beiden Vereinen werden sich einige weitere in anderen Universitätsstädten beigesellt haben**. Wen sollte diese jugendfrische kräftige Initiative nicht erfreuen, zumal wenn er hört, daß die Zahl der akademischen Missionsvereine auf protestan-

---

* Eröffnung des Akademischen Missionsvereins zu Münster i. W. Ein Beitrag zur Geschichte der kathol. Missionsbewegung in Deutschland. Münster, Aschendorff 1910. 49 S. — Ein Beitrag zur Akademischen Missionsbewegung. Gründung und Eröffnung des Akademischen Missionsvereins zu Tübingen. Mit einem Geleitwort von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Rottenburg, Bader 1912. 31 S.

** Auch an einigen bayrischen Lyzeen haben sich theologische Missionsvereine gebildet.

tischer Seite 27 beträgt. — Wer das Wort Verein hört, dem verbindet sich damit wohl unwillkürlich die Assoziation 'Jahresbeitrag'. Wenigstens in diesem Fall ist das aber nicht richtig. Der Zweck der Missionsvereine ist es nicht, Geldmittel für die Missionsarbeit aufzubringen. Etwas anderes erscheint ihnen wichtiger: was sie wollen, das ist Weckung und Förderung des Interesses für die Missionen unter den Akademikern, Aufklärung über das ganze Missionswesen mit all seinen schwierigen Problemen; ihr Zweck ist, die Akademiker mit dem tiefen Bewußtsein von der Bedeutung des katholischen Missionsgedankens zu erfüllen, damit sie dann später die Begeisterung für die Missionspflicht, die sie durchdringt, hineinzutragen verstehen in die Herzen anderer, in die Herzen des katholischen Volkes. — Mit den akademischen Missionsvereinen ist das Thema der akademischen Missionsbewegung nicht erschöpft. Es verdient wenigstens kurze Erwähnung, daß in den letzten Jahren die Missionswissenschaft, vornehmlich die Missionsgeschichte, ihren Einzug in die Vorlesungsverzeichnisse der katholisch-theologischen Fakultäten verschiedener Hochschulen gehalten hat. Auch hier ist Münster allen andern vorangegangen, hier findet das ganze weite Gebiet der Missionswissenschaft durch Professor Schmidlin, dem auch ein Hauptverdienst an der Entstehung der akademischen Missionsvereine zukommt, verständnisvolle hingebende Pflege. In Münster ist auch die Missionswissenschaft erstmals dadurch dem Gefüge der theologischen Fakultät fester eingegliedert worden, daß mit einer anderen Professur ein besonderer Lehrauftrag für Missionskunde verbunden und ein missionswissenschaftliches Seminar eingerichtet wurde. Und es ist alle Aussicht vorhanden, daß ein weiterer Ausbau nicht lange auf sich warten lassen wird, zumal auf protestantischer Seite die Missionswissenschaft schon seit 1897 an der Universität Halle eine akademische Vertretung besitzt.

Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß die *wissenschaftliche* Missionsbewegung, die katholische Missionswissenschaft, durch die junge *akademische* Missionsbewegung reiche Anregungen und kräftige Förderung erfahren hat. Anregungen und Förderung; denn das Feld der Missionswissenschaft hatte schon vorher im katholischen Deutschland keineswegs völlig brach gelegen. Schon seit einem Jahrzehnt etwa hatte nach einer langen traurigen Zeit des Verfalles frisches Leben auf missionswissenschaftlichem Gebiet sich zu regen begonnen, so daß schon jetzt von einer Alleinherrschaft der protestantischen Missionswissenschaft nicht mehr gesprochen werden kann, wenn auch deren Übermacht nach wie vor fortbesteht. Unstreitig nimmt unter den Vertretern der katholischen Missionswissenschaft deutscher Zunge der Jesuitenpater Anton Huonder die erste Stelle ein. Unvergänglich sind die Verdienste, die er sich als Herausgeber der 'Katholischen Missionen' erworben hat und erwirbt. Im vierzigsten Jahrgang erscheint schon diese treffliche Monatsschrift; ursprünglich als deutsche Bearbeitung der 'Missions catholiques', der Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung in Lyon, herausgegeben, hat sie sich immer mehr von der Vorlage unabhängig gemacht, wenngleich schon jene Verbindung nicht gänzlich gelöst ist. Ohne eigentlich wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, ist sie doch durch die Mitarbeit zahlreicher Missionare in den Stand gesetzt, in gediegenen oft reich illustrierten Artikeln zuverlässige Belehrung über die katholische Missionsarbeit sowie über Fragen der Sprachen- und Völkerkunde, der Geographie und Kulturgeschichte zu vermitteln. Als einzige katholische Missionszeitschrift, welche ihre Aufmerksamkeit dem ganzen Umkreis katholischer Missionstätigkeit zuwendet, ist ihr weiteste Verbreitung zu wünschen. Ergänzend traten ihr zur Seite die Organe der einzelnen Missionsgesellschaften, die vornehmlich über die eigenen Missionsgebiete und Missionsarbeiten unterrichten*. — Nicht

* Es seien wenigstens einige von ihnen namentlich angeführt: Steyler Missionsbote, Echo aus Afrika, der Stern von Afrika, Afrikabote, Antoniusbote, Missionsblätter von St. Ottilien.— Eine voll-

minder verdienstlich ist es, daß P. Huonder eine ‚Missionsbibliothek' begründet hat, in der mehrere gehaltvolle Monographien Aufnahme gefunden haben. Von diesen verdient an dieser Stelle P. Huonders eigene Arbeit ‚Der einheimische Klerus in den Heidenländern'* besondere Erwähnung: eines der schwierigsten und umstrittensten Probleme der katholischen Missionstätigkeit wird hier mit tiefer Sachkenntnis in ruhiger Darstellung behandelt; die reiche Heranbringung von geschichtlichem Material gibt die wertvollsten Fingerzeige für die praktische Stellungnahme zu dieser wichtigen Frage. — Nur weniges von all den andern Leistungen der katholischen Missionswissenschaft Deutschlands kann an dieser Stelle noch besonders genannt werden: die lehrreiche Übersicht über die deutsche katholische Missionsliteratur, die P. Robert Streit O. M. J.** in dem jüngsten Band der ‚Missionsbibliothek' gegeben hat, die grundlegende ‚Katholische Missionsstatistik' von P. Krose S. J.***, die mittlerweile auch ins Französische übertragen wurde, der ‚Katholische Missionsatlas' von P. Karl Streit S. V. D.†, der einen nicht unerheblichen Fortschritt auch über die protestantischen Leistungen auf diesem Gebiet bedeutet, und die treffliche Monographie von P. Schwager S. V. D. ‚Die katholische Heidenmission der Gegenwart im Zusammenhang mit ihrer großen Vergangenheit'††. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß unter des rührigen Franziskanerpaters Autbert Groeteken Leitung eine Sammlung ‚Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart' unter dem Titel ‚Aus allen Zonen'††† erscheint, deren rasch sich folgende Bändchen (bisher 9) in edel populärer Form interessante Themen aus der reichen, leider noch wenig gekannten Missionsgeschichte des Franziskanerordens bieten, aber auch wissenschaftlich nicht ohne Belang sind. —

Dadurch, daß in den letzten Jahren eine langsam aber stetig sich mehrende Zahl von Arbeitern ihre Tätigkeit dem weiten Feld der katholischen Missionswissenschaft zuwandte, wurde die Gründung einer besonderen wissenschaftlichen Zeitschrift für Missionswissenschaft zur gebieterischen Notwendigkeit: dadurch allein konnte die nötige Zentralisierung und systematische Förderung der jungen Wissenschaft gewährleistet werden. Im Frühjahr 1911 konnte das erste Heft der ‚Zeitschrift für Missionswissenschaft'* ausgegeben werden. Daß alle Bedenken und Schwierigkeiten, die der Gründung entgegenstanden, glücklich überwunden wurden, und daß die Zeitschrift schon in ihrem ersten Jahrgang sich eine geachtete Stellung errungen hat, wie noch jüngst ihre sympathische Würdigung in der auf Anregung der vorjährigen Edingburgher Weltmissionskonferenz gegründeten ‚International Review of Missions' zeigte, ist vornehmlich ein Verdienst ihres unermüdlichen Herausgebers.

Wer selbst einmal näher sich mit Missionswissenschaft befaßt, dem drängt sich bald das Bewußtsein auf, wie riesengroß die Aufgaben sind, die hier der Lösung harren, wenn das weite Gebiet der Missionswissenschaft, und speziell der Missionsgeschichte, in wirklich befriedigender Weise bearbeitet werden soll. Die Einsicht in diese Sachlage mußte bald den Wunsch nach einer umfassenden Organisation der missionswissenschaftlichen Studien zeitigen. Nach vielfältigen Beratungen, die ihren Ausgang nahmen von dem Missionsausschuß, der sich im Schooße des Zentralkomitees der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands gebildet hatte, ist es gelungen, im

ständige Liste bietet das gleich zu erwähnende Buch von P. Robert Streit, S. 104 ff.

* Freiburg, Herder 1909. X, 312 S. 4.20 M., geb. 5 M.

** Führer durch die kath. Missionsliteratur. Freiburg, Herder 1911. VII, 104 S. 2,40 M., geb. 3 M. — Das Buch gibt die Titel und eine kurze Inhaltsübersicht von allen Erscheinungen der Missionsliteratur in deutscher Sprache seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

*** Freiburg, Herder, 1907.

† Verlag der Missionsdruckerei in Steyl, 1906.

†† Steyl, 1907–1909.

††† Trier, Paulinus-Druckerei, 1911. — Jedes Bändchen geb. 80 Pfg.

* Zeitschrift für Missionswissenschaft, herausgegeben von Profess. Dr. Schmidlin-Münster. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Jährlich 4 Hefte. Abonnementspreis pro Jahr 6.00 M.

Vorjahr ein ‚Internationales Institut für missionswissenschaftliche Forschung' ins Leben zu rufen. Weitausschauende literarische Pläne sind von ihm in Aussicht, teilweise sogar schon in Angriff genommen worden. Hoffentlich wird darüber an dieser Stelle bald einmal mehr zu berichten sein. —

Dr. Seppelt.

Philosophie

Wissenschaftliche und okkultistische Psychologie. Es gibt unter den Wissenschaften wohl keine, die so sehr dem vielfältigsten Mißbrauch ausgesetzt ist als die Psychologie. Das liegt zum Teil an ihrer verhältnismäßigen Jugend; denn sie hat ja noch gar nicht lange für sich selbst die Anerkennung als ein selbständiger, mit eigenen Methoden und Experimentalverfahren voranschreitender Forschungszweig errungen. Aber es liegt nicht minder auch an der Natur ihres Gegenstandes; denn in keiner anderen Erfahrungswissenschaft stößt der forschende und denkende Geist so bald und so vielfältig auf ungelöste Rätsel und unergründete Tiefen als eben bei der Betrachtung des menschlichen Seelenlebens. Es werden also gerade hier an die gewissenhafte Selbstbescheidung des Forschers besonders schwere Anforderungen gestellt: gerade der Psychologe muß sich der vielfältigen Unzulänglichkeit seiner Forschungsmittel stets im besonderen Maße bewußt bleiben, gerade er in der Aufstellung seiner Hypothesen und Theorien besondere Zurückhaltung und Vorsicht üben. Diesen negativen Kautelen entsprechen nicht minder dringliche positive Pflichten: die wirklich vorhandenen Erkenntnismittel müssen in geduldiger Kleinarbeit bis zum letzten Rest ihrer Brauchbarkeit ausgeprobt und ausgenutzt, die Möglichkeiten zur theoretischen Klarlegung der Probleme unter allseitigster Heranziehung jeder irgendwie einschlägigen Instanz immer aufs neue durchgedacht und durchgekämpft werden. So wird diese Wissenschaft, die in ihren ersten Fragen und Versuchen für jedermann so zugänglich und so reizvoll erscheint, mit der ernstlichen Vertiefung immer langwieriger und darum für nicht wenige immer ‚langweiliger'. Und man darf sich nicht wundern, wenn gerade hier die Versuchung besonders gefährlich wirkt, daß man statt all der verwickelten Einzelheiten, über die man wirklich etwas erforschen und wissen **kann**, lieber den viel einfacher scheinenden Fragen nachgeht, wo man noch gar nichts oder nur sehr wenig weiß. Und so entwickelte sich denn neben der wissenschaftlichen Psychologie, die geduldig noch an ihren untersten, aber festen Fundamenten baut, eine andere pseudowissenschaftliche, der es nur immer sofort um die höchsten und letzten Geheimnisse zu tun ist, um das, was man nicht wissen kann, und die sich darum als Lehre von den verborgenen Kräften der Seele, als ‚okkultistische' Psychologie zu bezeichnen liebt.

Als im Jahre 1889 von dieser Seite ein besonders geschickter Vorstoß auf die öffentliche Meinung versucht wurde und sogar in einem so angesehenen Organ wie der ‚Beilage der Allgemeinen Zeitung' den Psychologischen Gesellschaften die Aufgabe zugedacht wurde, sich der Pflege der sogenannten ‚geheimen Wissenschaften', dieser ‚Stiefkinder der amtlichen Wissenschaft', zuzuwenden, da war es der Altmeister der experimentellen Psychologie, **Wilhelm Wundt**, der in einer besonders eindrucksvollen Gegenargumentation diese ganze Auseinandersetzung wieder auf den rechten Boden stellte. In seiner lehrreichen Schrift über ‚Hypnotismus und Suggestion' — die seltsamerweise erst unlängst die zweite Auflage erreicht hat* — räumte er ohne weiteres ein, daß die merkwürdigen und abnormen seelischen Zustände des hypnotischen Schlafs und der suggestiven Vorstellungsübertragung den psychologischen Erklärern schwere und noch keineswegs widerspruchsfrei beantwortete Fragen stellen. Aber die eingehendere Beschäftigung schon mit diesem Erscheinungskreis ist allein mit den normalen psychologischen Forschungsmitteln noch kaum mehr zu leisten, sondern erfordert hinzu alle Kenntnisse und Methoden

* Leipzig 1911, bei Wilhelm Engelmann. Brosch. M. 1.40.

des Arztes und speziell des Psychiaters. Ebenso unverhohlen als Wundt die Berechtigung und Notwendigkeit hypnotischer Spezialforschung eingesteht, leugnet er aber das wissenschaftliche Daseinsrecht der okkultistischen ‚Experimente‘ und Probleme. Wollte man diese Studien — so erläutert Wundt an den Untersuchungen einer okkultistischen ‚Autorität‘ wie des französischen Physiologen Charles Richet — ernst nehmen, so müßte man geradezu erst alles das leugnen, was sonst in der Wissenschaft zu Recht besteht und ihre Geltung begründet. Wir müßten neben dem großen Universum, das von den ewigen, unveränderlichen Gesetzen des Maßes und der Zahl beherrscht ist und dessen Erforschung uns bei jedem Schritt mit neuer Bewunderung erfüllt, noch eine kleine ganz abgesonderte und absonderliche ‚Welt der Heinzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien‘ annehmen, in der alle jene Gesetze geradezu auf den Kopf gestellt werden, und zwar, wie Wundt betont, ‚zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen. Die Gravitation, die Wirkungen des Lichts, die Gesetze unserer psychophysischen Organisation — sie geraten ins Wanken, sobald Frau Léonie in Havre den Einfall hat, magnetisch zu schlafen, um — nicht etwa welterschütternde Ereignisse vorauszusagen, sondern um zu ahnen, daß irgend einem der kleinen Richets in Paris irgend ein kleines Unglück passiert sei, eine Ahnung, die zuweilen auch auf natürlichem Wege und mit der nämlichen entfernten Annäherung wie in diesem Falle zustande kommt‘.

Mag sein, daß Wundt, der übrigens eigene abschreckende Erfahrungen mit dem betrügerischen spiritistischen Medium Slade zu verzeichnen vermag, doch etwas zu rasch über die ‚kleine und unvernünftige Welt der hysterischen Medien‘ zur Tagesordnung übergeht. Aber ganz gewiß ist doch seine Meinung — und ebenso die anderer Fachpsychologen, wie z. B. Lehmann, Dessoir, Moll — in diesen Fragen von vornherein viel bedeutenderen Gewichts als die jener psychologischen und psychiatrischen Vollblutdilettanten, die sich gewöhnlich als die eigentlichen Sachverständigen auf okkultistischem Gebiete aufspielen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, bis zu welchem Maße und welchem Geschick des Selbstbetrugs und der Betrugsabsicht gerade hysterische oder sonstwie seelisch abnorme Individuen sich zu versteigen imstande sind. Wer noch niemals durch praktische Erfahrung und gründliche theoretische Einsicht sich einen Begriff von der bewußten und unbewußten Verstellungsfähigkeit vieler Hysteriker gebildet hat, oder wer noch nie durch Augenschein und zuverlässige Belehrung über die tiefgehenden Änderungen aufgeklärt worden ist, die hypnotische oder auch Wachsuggestionen im gesamten Gehaben der empfänglichen Personen hervorzurufen vermögen, der steht von vornherein dem gesamten Gehaben der okkultistischen Medien ebenso völlig ahnungslos und erklärungsunfähig gegenüber als etwa ein Eingeborener Zentralafrikas dem Mechanismus des Zeppelinschen Luftschiffs; und die Versuchung zur Annahme geheimnisvoll wirkender ‚Geister‘ oder sonstiger übernatürlichen ‚Fluiden‘ ist für einen solchen ‚Sachverständigen‘ genau so naheliegend.

Daß Psychologen und Psychiater in erster Linie zur Erklärung des Verhaltens der okkultistischen Medien berufen sind, geben indirekt viele Wortführer der Geheimwissenschaften bereits selbst zu. Denn gerade sie räumen nunmehr immer allgemeiner ein, daß es sich bei den Medien augenscheinlich fast ausnahmslos um hysterische oder sonstwie seelisch erkrankte Personen handelt. Gerade daraus erklären sich ja auch psychologisch am ehesten die zahlreichen voll- oder halbbewußten Betrügereien, wie sie allen namhaften Medien immer wieder nachgewiesen worden sind, und darum auch von ihren gläubigen Anhängern, wie z. B. Flammarion, gar nicht mehr geleugnet werden können. Ja, ein Führer der Berliner Okkultisten, Dr. Egbert Müller, verstieg sich sogar angesichts solcher unleugbaren Tatsachen zu dem charakteristischen Ausspruch: ‚Jedes echte Medium betrügt gelegentlich. Das müsse so sein; denn alle Medien seien pathologisch und für schlechte

Einflüsse sehr empfänglich. Ihm sei gelegentlicher Betrug geradezu ein Beweis für die Echtheit des Mediums geworden.'*

So lange es sich nur um die negative Aufklärung gegenüber spiritistischen oder okkultistischen Scheinwundern und Pseudotheorien handelte, waren die widerlegenden Betrugs**entlarvungen** erste und dringende Hauptaufgabe. Sobald aber an die sympathischere Aufgabe der positiven **Erklärung** herangegangen wird, haben nicht mehr die Kenner der Taschenspielertricks und sonstiger außergewöhnlicher Geschicklichkeiten, sondern Psychologen und Psychiater die maßgebenden Aufklärungen zu geben. Schon hinsichtlich der eigentümlichen Seelenverfassung, in die sich die Medien während ihrer Produktionen zu versetzen pflegen, hinsichtlich des sogenannten ,Trance', ist es ja für den einigermaßen mit dergleichen Dingen Vertrauten offenkundig, daß hier ein — meist durch Autosuggestion hervorgerufener — typischer somnambuler Halbschlafzustand vorliegt, in dem bekanntermaßen gewisse körperliche und seelische Fähigkeiten oft viel reiner und vollkommener zutage treten als im vollbewußten Wachzustand der betreffenden Personen. Und nicht minder bekannt ist es, daß solche Dämmerzustände sich unter günstigen Umständen, wie sie das Arrangement der okkultistischen Sitzungen stets verwirklicht, leicht durch eine Art psychischer Ansteckung mehr oder minder auch auf andere mitanwesende, empfängliche Personen übertragen.

Der beweiskräftigen Symptome für die Richtigkeit dieser Diagnosen bieten fast alle eingehenderen Berichte gläubiger Spiritisten oder Okkultisten eine ganze Fülle dar. Meist aber handelt es sich dabei nur um Berichte mehr oder minder kritikloser Zeugen, nur selten um die für das wissenschaftliche Verständnis noch hilfreicheren Selbstbekenntnisse der Medien, die ja begreiflicherweise meist ein besonderes, persönliches Interesse daran haben und nach ihrer ganzen psychischen Verfassung auch eine Fülle mildernder Umstände dafür beanspruchen können, daß sie nichts weniger als wahrheitsliebend zu sein pflegen.

Es muß daher im besagten Sinn ein ganz besonderes Interesse und ein erheblicher, dokumentarischer Wert den offenherzigen Bekenntnissen zugesprochen werden, die soeben zwar kein okkultistisches Medium, wohl aber ein der ,Magie' als Privatliebhaberei eifrigst ergebener Mann, der Freisinger Lyzealprofessor der Chemie, Dr. **Ludwig Staudenmaier**, in seinem merkwürdigen Buch ,Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft'* abgelegt hat. Was Staudenmaier schließlich nach jahrelangen Übungen als Gipfel seiner magischen Kunst zustande zu bringen glaubt, ist im wesentlichen durchaus verwandter Natur mit den Darbietungen mancher gutgläubigen, in Selbsttäuschung befangenen Medien, mag er auch dafür andersgeartete Erklärungen und Ableitungen sich zurechtgelegt haben. Und gerade diese genetischen Ableitungen stellen in Staudenmaiers Schrift das Wertvolle, nur vom Fachpsychiater voll zu würdigende Tatsachenmaterial dar. Der Verfasser beschreibt in allen Einzelheiten, wie er sich in die zunächst mit dem vollen Bewußtsein ihrer Subjektivität auftretenden Halluzinationen und Illusionen systematisch immer mehr hineingearbeitet und hineingequält hat, bis sie schließlich ihren subjektiven Charakter einbüßten und für ihn selbst alle Merkmale der vollen Objektivität annahmen. Aus den ,inneren Stimmen', die dieser Unglückliche zu hören glaubte, aus den phantastischen ,Gesichten', die vor seinen Augen auftauchten, bildete er sich schließlich zusammenhängende ,Personifika-

---

* Zitiert von **R. Gerling**, einem früheren Spiritisten, dann aber Mitentlarver des Berliner betrügerischen Mediums Anna Rothe, in seiner Kampfschrift ,Spiritisten ohne Geist.' Berlin 1912, Verlag Dr. P. Langenscheidt. Auch der Theosoph Hans **Freimark**, dessen Aufklärungsschrift ,Die okkultistische Bewegung' (Leipzig 1912, bei Wilh. Heims. Brosch. M. 1.50) bei allem Eindruck, nur gegen unliebsamen Wettbewerb geschrieben zu sein, doch recht interessante Einzelnotizen enthält, bezeichnet (S. 24) ,Hysterie' als ,seelische Grundeigenschaft der Medien.'

* Leipzig 1912, Akademische Verlagsgesellschaft. Kürzeren Vorberichten des Verf. hat W. Ostwald sogar in seinen ,Annalen der Naturphilosophie' 1910 Unterkunft gewährt.

tionen' (darunter Napoleon, Kaiser Wilhelm, ‚Das Kind', ‚Das Mädchen' usw.), mit denen er sich unterhält, deren Ratschläge er befolgt oder bestreitet, und für deren Auftreten er sich auch in einer für verwandte seelische Krankheitsformen ganz typischen Weise eine ‚wissenschaftliche Theorie' aus schlechtverdauten physiologischen und psychologischen Begriffen zurechtgemacht hat. Es ist durchaus kein Zufall, daß der Verfasser, der bereits seit Jahrzehnten an nervösen Verdauungsstörungen zu leiden angibt, den zentralen Gehirnursprung und die entsprechend wirksamen Endorgane seiner ‚Personifikationen' vorzugsweise in den verschiedenen Abschnitten seiner Därme sucht, so z. B. für die religiösen und erhabenen Gefühle und ihre entsprechenden Personifikationen ‚in der oberen Dünndarmgegend', für die niedrigen und gemeinen, wie sie ihn unter anderem in den Teufelsgestalten eines ‚Bocksfuß' und ‚Pferdefuß' bedrängen, im Dickdarm und Darmausgang. Gerade durch diese und verwandte Andeutungen, die sich hier einer näheren Wiedergabe entziehen und übrigens in den intimeren Personalien vieler Medien ihre sehr bezeichnenden Analoga haben, erweist sich der Fall Staudenmaier als ein solcher, in dem die sonst oft mit Recht bemängelte Methode der ‚Psychoanalyse' einmal in weitgehendem Maße angebracht ist und aufklärende Erfolge verspricht.

Staudenmaier hat selbst hinreichende Einsicht in seinen Zustand, um gelegentlich die Bildung solcher Personifikationen als ‚etwas Pathologisches und Unnatürliches' (S. 78) zu bezeichnen, aber an zahlreichen anderen Stellen fällt er den eigenen Phantasiegebilden wieder kritiklos zum Opfer und stellt sie dann sogar selbst auf eine Stufe mit den ‚Materialisationen', d. i. Geistererscheinungen bekannter Medien, und zwar just mit entlarvten Fällen, wie z. B. mit der ‚Katie King' der Florence Cook oder dem ‚Bien Boa' einer kranken Algierer Dame. Gerade der Widerspruch gegen solche Fälle läßt unseren Verfasser — und auch das ist typisch — jede Selbstbesinnung verlieren, und wo er gar auf eine etwas spöttisch gehaltene Polemik gegen den Okkultismus stößt, wie die oben von uns zitierten Worte aus Wundts Schrift, da stellt er mit uneingeschränkter Entschiedenheit einer solchen Anzweifelung der ‚Welt der Hutzelmännchen' sein eigenes magisches Bekenntnis schroff entgegen: ‚Es gibt trotzdem eine kleine Welt der Hutzelmännchen. Diese Welt gehorcht ebenso strengen, wenn auch bis jetzt nicht näher studierten Gesetzen wie die große Welt, aber die Hutzelmännchen — warum mit der Erklärung in die Ferne schweifen, denn das Gute liegt so nah — sind unsere Nachbarn im eigenen Gehirn.'

Mit diesen letzten Worten dürfte Staudenmaier wiederum recht behalten; nur in einem anderen Sinne, als er's meint. Nicht die okkultistische Psychologie, noch die ‚Magie als experimentelle Naturwissenschaft', sondern die erfahrungsmäßig und mit solchen sicheren Erkenntnismitteln, die jeder hinreichend Unterrichtete selbst anwenden und nachprüfen kann, voranschreitende wissenschaftliche Psychologie und Psychiatrie werden immer mehr auch diese dunklen Gebiete durchleuchten und erklären.

Dr. Max Ettlinger.

Länderkunde

Eugen Wolf, der am 10. Mai d. J. in München verstorbene Forschungsreisende, war ein Kolonialpolitiker nicht gewöhnlichen Schlags. Fünfundzwanzig Jahre seines Lebens hat er unter Entbehrungen und mit der Drangabe seines eigenen Vermögens, von echter Vaterlandsliebe getragen, der Entwicklung eines größeren überseeischen Deutschland geopfert. In den Erstlingsjahren deutscher Kolonialtätigkeit, in der Zeit der Kolonialmüdigkeit unseres Volkes, war er in Schrift und Tat bemüht, das Interesse wieder zu wecken, trat entschieden für eine kraftvolle Wirtschaftspolitik in den Kolonien ein und konnte auf Grund von Erfahrungen, die er an Ort und Stelle mit scharfer Beobachtungsgabe gesammelt hatte, praktische Ratschläge geben, infolge deren in den Kolonien Verbesserungen eingeführt und Mißbräuche abgestellt wurden.

So studierte er eingehend die Plantagenwirtschaft, die Nutzbarmachung der Wasserwege, trat für die Anlage von Eisenbahnen ein, beschäftigte sich mit der Transportfrage in Deutsch-Ostafrika, mit der Besiedlungsfrage Deutsch-Südwestafrikas durch Buren und mit der Arbeiterfrage in unseren Kolonien. Er reichte 1896 eine Denkschrift an den Reichskanzler ein, die Notwendigkeit eines für Deutschland zu erwerbenden Stützpunktes — eines Platzes an der Sonne — in Ostasien betreffend, und 1897 wurde Kiautschau gepachtet. 1900 schlug er in viel beachteten Artikeln 20 Mark-Anteilscheine für die Kolonien vor; denn — so schrieb er damals — ‚das Gros der Nation muß zu einem materiellen Interesse an der Entwicklung der Kolonien erzogen und herangezogen werden. Dann erst wird das Interesse im ganzen deutschen Volk an unserm überseeischen Besitz ein wahrhaft großes, dann erst wird auch das wirkliche, das große, das nationale Interesse für einen kräftigen Ausbau unserer Marine im Volke Wurzel fassen. Denn jeder, der ein Interesse, wenn auch noch so gering, an Plantagen oder sonstigen Unternehmungen auf deutschem Grund und Boden im Ausland hat, wird auch dafür stimmen, daß sein Anteil verteidigt wird'.

Ein ‚offenes Wort' hat er nie gescheut und auch in dieser Zeitschrift ist er in bezug auf Deutsch-Südwestafrika mit einem solchen hervorgetreten (April 1905). Das erklärt dann aber auch, daß er nicht überall gleich gut angeschrieben war. Mancher Vorschlag, der anfänglich belacht worden ist, wurde später als notwendig befunden, man denke nur an die Reisen unserer Abgeordneten nach den Kolonien. In dieser Beziehung wird der künftige Kolonialpolitiker noch manchmal mit Nutzen auf die Meinungen Wolfs zurückgreifen. Auch die später einmal zu veröffentlichende ausgedehnte Korrespondenz Wolfs mit namhaften Staatsmännern und leitenden Persönlichkeiten unserer Zeit wird wertvolle Aufschlüsse über seinen Charakter und seinen Scharfblick bringen.

Wolf wurde 1850 zu Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz als Sohn eines Arztes geboren und machte seine Universitätsstudien in Heidelberg bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, an dem er als Freiwilliger für Kriegsdauer bei der Medizinalabteilung teilnahm.

1873 trat er seine ersten großen Auslandsreisen an nach Brasilien, Argentinien, Patagonien, Feuerland, Araukanien, Chile. Es folgten Europa und Vorderasien, 1884 Dahomey, Togo, Kamerun und das Kongogebiet. Damals ließ sich der deutsche Botschafter in Paris, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, von Wolf über die Verhältnisse am Kongo Bericht erstatten. Die Auskünfte schienen so bedeutsam, daß der Botschafter dienstlich hierüber an Bismarck nach Berlin berichtete. So wurde die Aufmerksamkeit des Kanzlers zum erstenmal auf Wolfs Tätigkeit gelenkt.

1887 durchquerte Wolf Colorado, Kalifornien, Texas, Mexiko, Yukatan zu Pferd und beteiligte sich an einer Strafexpedition der Utah-Indianer. 1888 wurde er in Gemeinschaft Wißmanns zur Beratung über die Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika nach Friedrichsruh berufen, 1889 zum ersten Chef und kaufmännischen Beirat in der Wißmannschen Schutztruppe ernannt. Er lebte damals der festen Hoffnung, daß Sansibar deutsch werde und bleibe. — 1889 brachte er den seeuntüchtigen Dampfer Harmonia der Schutztruppe nach Bombay, bereiste 1890 mit Wißmann die Ostküste, schloß sich Wißmanns Rufidji-Expedition und seinem Feldzuge gegen die aufständischen Wakiboscho am Kilimandscharo an. 1891 bis 1892 durchstreifte er Transvaal, Swaziland, Zululand, um Burenfamilien als ‚Vortrekkers', als Pioniere für die Besiedlung von Deutsch-Südwestafrika zu gewinnen. Über eine, wie es scheint, wohlbegründete Vermutung Wolfs, die er in dem erwähnten Hochlandbeitrag (S. 73) ausspricht, ist bis heute noch keine Klarheit geschaffen. Darnach soll in der Nähe unserer nördlichen Gebietsgrenze eine ganz kolossale Bucht sein, größer als die Delagoabay, aber von der See aus völlig unsichtbar, da die Einfahrt schmal, kanalmäßig sei. Wenn man bedenkt, was die

Walfischbai für England bedeutet, so wäre die Richtigkeit dieser Vermutung für die Entwicklung dieser Kolonie von unabsehbarer Tragweite. Alte Burentrekkers hatten Wolf übereinstimmend an verschiedenen Orten die Behauptung ausgesprochen. Noch vor zwei Jahren wollte er sich auf die Suche nach dieser Bucht machen, doch konnte er ohne fremde Unterstützung, die ihm versagt blieb, eine neue Expedition nicht ausrüsten.

Mit Ausbruch des Religionskrieges in Uganda zog er mit seiner Karawane auf 95tägigem Marsche durch die englische Interessensphäre Ukambani, Usoga über den Nil nach Kampala, der Hauptstadt Ugandas, wo er sich zwecks Schlichtung der Fehde aufhielt. Damals trat er — obwohl Protestant — wärmstens für die überaus segenbringende Tätigkeit der katholischen Missionen ein, nachdem er schon früher in Ostafrika ihnen Steuer- und Zollbefreiung erwirkt und es durchgesetzt hatte, daß die ‚Väter vom Hl. Geist' sich auch in Deutschland niederlassen konnten. Infolge seiner Untersuchungen wurde den Weißen Vätern von Algier ihr Recht: eine namhafte Geldentschädigung seitens Englands und Rückgabe der großen Sese-Insel. Durch letzteren Umstand konnte der für den deutschen Handel sehr wichtige Canoeverkehr nach dem deutschen Ufer des Viktoriasees wieder aufgenommen werden. Auf bisher unbetretenen Gebieten der Wemberesteppe, Umburrus und Umbugwes kehrte Wolf zur deutschen Küste zurück und erschloß dadurch eine kürzere Reiseroute, die er ‚die Kaiserstraße zum Viktoriasee' benannte.

1894/95 nahm er im franz. Generalstab an der Expedition gegen die Howas teil, nachdem er Madagaskar von Tamatave bis Antanarivo und von hier aus nach Fort Dauphin im Süden, dann die Westküste und ihre Inseln durchquert hatte. Er setzte es durch, daß die ‚Weißen Väter' sich an der Nordwestküste Madagaskars und der Insel Nossi-Bé niederlassen konnten. Die Reise war neben ethnographischer reich an anthropologischer und paläontologischer Ausbeute, die deshalb besonders wertvoll war, da Ausgrabungen auf der Insel sonst nur für franz. Museen gestattet und wegen des strengen Ahnenkultus der Howas schwierig waren.

Ins Jahr 1896/97 fällt seine Überlandreise von der nördlichen chinesischen Mauer über Peking durch Petschili, Hunan und Hupeh nach Hankow und von da durch die europäerfeindlichste Provinz Chinas, durch Hunan, und er reichte die schon erwähnte Denkschrift betreffs Kiautschou ein. Über diese Reise schrieb er den Band: ‚Im Innern Chinas' (Stuttgart 1901).

1897/98 bereiste er zweimal Japan, die Kurilen, Kamtschatka, Korea, hielt sich mehrere Monate auf der sibirischen Verbrecherinsel Sachalin und bei den Ainos auf. Die wertvolle ethnographische Sammlung dieser Reise überwies er dem Münchner Museum als Geschenk, trotzdem ihm von England eine namhafte Geldsumme dafür geboten wurde, nachdem er schon in früheren Jahren sowohl die Münchener Sammlungen als auch das Museum Bismarcks in Schönhausen, das Museum für Völkerkunde in Berlin reichlich bedacht hatte.

Bis zuletzt lebte er großen Zielen; er trat für die Förderung der Luftschiffahrt ein und bemühte sich lebhaft in der Marokkoangelegenheit. — In der augenblicklich wieder aktuellen Frage der Mischehen stand er auf dem Boden ihrer Gegner.

Wolf war Inhaber zahlreicher deutscher und außerdeutscher Orden, auch der großen goldenen Medaille der Akademie der Wissenschaften in München, des Komturkreuzes mit Stern des Piusordens, des Ritterkreuzes der französischen Ehrenlegion; er war officier de l'instruction publique und Mitglied der Académie Malgache.

Aber das in seinen Augen glänzendste Ehrenschild blieben doch die Worte des ‚größten deutschen Afrikaners', Wißmann, der bis zum Tode sein Freund war und als Reichskommissar beim Scheiden Wolfs aus der Schutztruppe über diesen schrieb:

‚Ein unermüdlicher Arbeiter — ein treuer, furchtloser und allgemein beliebter Kamerad, auf den man sich in friedlicher und kriegerischer Tätigkeit felsenfest verlassen kann.'

-th.

Literatur

Abenteurerromane. Dem starken wissenschaftlichen Interesse, das die Geschichte des Romans in den letzten Jahren gefunden hat, und das auch der volkstümlichen Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts in erheblichem Maße zugute gekommen ist, folgte das Interesse breiterer gebildeter Kreise. So sehen wir, daß heute die Abenteurerromane in zahlreichen Neudrucken wieder Leser finden. Die Romantiker, die für die alten Schätze unserer Literatur ja einen ebenso feinen Spürsinn wie eine persönliche Anteilnahme besaßen, waren die ersten, die diese verschollenen Dichtungen wieder ans Tageslicht brachten. Tieck, der die Insel Felsenburg erneuerte, Brentano, der von sich erzählt, daß schon durch seine Kinderphantasie die alten ‚Simplizissimi, Schelmuffkys, Robinsone und Aventuriers' gespukt seien, Arnim, der im Wintergarten Proben aus all diesen Werken vereinte, schließlich Eichendorff: sie alle zeigen auch in ihren eigenen Werken sich deutlich von den Abenteurerromanen beeinflußt. Unsere Zeit verrät in der Erneuerung alter Dichtwerke unverkennbar der Romantik ähnliche Tendenzen. Ein Teil jener Werke hat ja auch aus rein künstlerischen Gründen eine Wiederbelebung unzweifelhaft verdient, hat lange genug darauf warten müssen, aus der theoretischen Anerkennung der Literaturhistoriker in die praktische des Publikums überführt zu werden; für manche andere aber gelten jene Worte, die H. Ulrich einem Neudruck alter Schelmennovellen voransetzte: ‚Wer einem Besitzenden einen Teil seines Gutes entreißt, wer einem, der sich da weise wähnt, einen witzigen Streich spielt, wer einem Höherstehenden ohne Grund eine Schmach antut, wer mit List ein Weib in seine Arme zwingt, der hat zu allen Zeiten nicht umsonst auf Bewunderung gerechnet.'

Der Ahnherr der deutschen Abenteurerromane ist der Schelm unserer Volksbücher. Jene unbekannten Meister, die zum erstenmal die Schwänke um eine Person (etwa Eulenspiegel) oder einen Ort (etwa Schilda) gruppierten, taten den ersten Schritt zu einer epischen Konzentration, den ersten Schritt von der Anekdote, dem Einzelschwank zum Typus eines Schwankträgers. Das war im sechzehnten Jahrhundert, das um seine Wende die Blüte unserer Schwankliteratur sah. Dann kam der Dreißigjährige Krieg und damit der Niedergang unserer völkischen Dichtung. An Stelle des deutschen Schelmen trat der spanische Pikaro, ein naher Verwandter, denn beide verdanken im tiefsten einer mehr oder weniger scharf empfundenen Ungerechtigkeit ihre Entstehung, beide sind Repräsentanten der unteren Volksklassen, die ihren Ruhm und ihre Beliebtheit dadurch erringen, daß sie durch List, durch Betrug oder Gewalt den Reicheren oder Höhergestellten dem Gespött seiner Mitmenschen aussetzen. Und doch ist da ein großer Unterschied: Hatten die deutschen Werke vorzüglich dem Humor gedient, so wuchsen sich die spanischen aus zu satirischen Sittengemälden; waren dort die Streiche und Schwänke ohne einigende oder einheitliche Idee einer Person nur äußerlich angeheftet, so wird hier der Pikaro nur deshalb Held aller Streiche, um an seiner Person alle Gesellschaftsklassen zu beleuchten und ihn zum Träger einer Gesamtsatire der Zeit zu machen.

Dem ersten Pikaroroman Lazarillo de Tormes, der eine Reihe realistisch geschauter, farbenprächtig gezeichneter Einzelbilder umschließt, folgten in Spanien viele andere, die bald ihren Weg in alle europäischen Länder und Literaturen fanden. Und während in seiner Heimat der Pikaro dem Don Quijote unterlag, dem er vorgearbeitet hatte und der dann in seiner alles überragenden Bedeutung eine weitere Entwicklung dieses literarischen Genres verhinderte, führte ihn Lesage in Frankreich zum Gipfel seiner Bedeutung (Gil Blas). Nach Deutschland hatte der Pikaro seinen Weg gefunden mit der Schar religiöser Erbauungsschriften, die die Gegenreformation im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus dem katholischen Spanien übernahm. Die deutschen Landstörtzerromane verraten fast ausnahmslos katholisierende Tendenzen; hauptsächlich in Süddeutschland waren sie weit

verbreitet. Dadurch, daß der Übersetzer des Lazarillo die Schelmennovelle des Cervantes Rinconete y Cortadillo vollständig in deutsche Verhältnisse übertrug (was die Spanien ähnlichen kulturellen Verhältnisse Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges leicht gestatteten), schuf er den deutschen Pikaro und lenkte damit die Entwicklung in jene Bahn zurück, aus der der große Krieg sie geworfen hatte. Denn hier schon (1624) liegt der Übergang zu dem großen deutschen Pikaro, dem Helden und Abenteurer Grimmelshausens, zum Simplizissimus.

Daß Grimmelshausen, dessen Lebensbild durch neuere archivalische Forschungen stärker in Helle gerückt wurde, die Landstörtzerromane gekannt, sogar zu teilweise wörtlichen Entlehnungen gebraucht hat, ist wissenschaftlich festgestellt. Was er ihnen in erster Linie verdankt, ist die Ich-Form der Erzählung. Aber hoch über seine Vorbilder hinaus hat der Künstler und Dichter Grimmelshausen sein Werk zum ersten bedeutenden deutschen Roman gestaltet, zu einem Kunstwerk voll so reichen Lebens und doch so geschlossener Form, daß der Simplizissimus in der gesamten Romanliteratur des 17. Jahrhunderts nur neben dem Don Quijote genannt werden kann.* Von den deutschen Romanen jener Zeit ist keiner mit ihm zu vergleichen: überall wird uns etwas Gewordenes geschildert, hier wird uns das Werden einer Persönlichkeit gemalt. So verbindet ein feines Band geistiger Verwandtschaft (ein oft zitiertes Wort) Parzival, Simplizissimus, Wilhelm Meister und den grünen Heinrich: vier Höhepunkte des deutschen Romans.

* Als hübsche, für rein literarischen Genuß bestimmte und wohlfeile Neudrucke sind erschienen: Grimmelshausen, Abenteurer des 30jährigen Krieges (Simplizissimus, Die Landstörtzerin Courage, Der seltsame Springinsfeld); und Cervantes, Don Quixote bei Martin Moerike, München (jeder Band geb. M. 3). Vornehmere, zu Geschenkzwecken dienende Ausgaben des Don Quixote bei J. Singer, Straßburg (Halblederband M. 4,50) und bei Wilh. Borngräber, Verlag Neues Leben, Berlin (Lederband M. 6.—). Die Don Quixote-Ausgaben von Moerike und Borngräber bringen Illustrationen von Doré, Mörike im Text, Borngräber als ganzseitige Beilagen.

Der Simplizissimus war zu berühmt und zu gelesen, als daß nicht Nachahmungen kommen, zu groß, als daß sie nicht weit hätten hinter ihm zurückbleiben müssen. Die Mehrzahl der deutschen Simpliziaden ist eine wertlose Mischung aus Kriegs-, Liebes- und Reiseabenteuern. Gerade die letzteren erfreuten sich in dieser Zeit, wo die großen Entdeckungen die Neugier weiterer Kreise erregten, einer starken Beliebtheit. Leider brachten sie mehr abenteuerliche Lügen als geographische Belehrung: Des Leipziger Studenten Christian Reuters witzige Satire ‚Schelmuffsky‘ ist davon ein Beweis, der auch den modernen Leser noch lachen machen kann. Weise hat für seine politischen (d. h. Lebensklugheit lehrenden) Romane viel vom Simplizissimus gelernt, aber wo er die Satire fallen läßt, tritt die Manier des alten Landstörtzerromans wieder hervor. Auch der war noch nicht tot. Über Frankreich und Holland her wanderte der zum ‚Aventurier‘ avancierte Pikaro um 1700 in Deutschland wieder ein.

Da erschien 1719 Defoes Robinson, 1720 die deutsche Übersetzung, und wurde sofort das führende Buch jener Zeit. Neben die Kriegs-, Liebes- und Reise- traten die Seeabenteuer, neben die Pikaros, Landstörtzer, Aventuriers und Simplizissimi die Robinsone. Eine gar nicht zu übersehende Flut von Abenteurerromanen überschwemmte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den deutschen Büchermarkt. Alle diese genannten Richtungen verschmolzen zu einer, es gab Robinsone, die kein Meer gesehen, Simplizissimi, die keine Kugel hatten pfeifen hören. Doch ehe die neue aus England kommende Bewegung diesen ganzen Plunder vertrieb, erwuchs aus den Einflüssen des Simplizissimus und Robinsons noch ein echt deutsches, ein tief poetisches Werk: Schnabels Insel Felsenburg.* Rousseau vor Rousseau: Durch die Anfänge des Buches zittert ein Nachhall vom großen Krieg, auf einer Insel des Glücks treffen sich schließlich all die vielen Gestalten, deren Berichte von ihrem abenteuerlichen Leben fern in der lauten Welt

* Neugedruckt im Insel-Verlag, Leipzig.

gleichmäßig durchdrungen sind von jenem schwärmerischen Verlangen nach Frieden und Seelenruhe, das ihnen nun geworden ist auf der Insel Felsenburg. Ein viel zu wenig gekanntes Buch!

Der Abenteurer war tot. Wohl laufen Verbindungsfäden (über Hermes, Nikolai) zu den Ritter- und Räuberromanen, aber zwischen Lazarillo de Tormes, dessen Einfluß auch in der Felsenburg sich nicht verleugnet, und Rinaldini gähnt eine unüberbrückbare Kluft. In neuester Zeit hat Wilhelm Schussen mit seinem Vinzenz Faulhaber uns wieder einen echten, wenn auch modernen Pikaro gezeichnet. Dr. Hubert Rausse.

Kunst

Bayrische Gewerbeschau 1912. Ein Gradmesser, wie schnell sich in unseren gegenwärtigen Jahren die ästhetischen Meinungen verschieben, ist der Unterschied zwischen der ‚Ausstellung München 1908' und der jetzt in denselben Ausstellungshallen stattfindenden ‚Bayrischen Gewerbeschau 1912'. Man ersieht ihn am besten an der Art, wie diesmal die Möbel, diese Hauptgegenstände des modernen Kunstgewerbes, oder um das eigens für die Verbindung von Industrie und Kunsthandwerk gebildete Wort zu gebrauchen, der modernen Werkkunst als Ausstellungsobjekte behandelt sind. Der amtliche Führer durch die Gewerbeschau sagt darüber: ‚Es mag zunächst auffallen, daß man die Qualitätsleistung der Möbel nicht an vollständig eingerichteten Räumen verschiedener Art wirksam vorführt. Das aber war die Aufgabe der Münchener Ausstellung 1908. Heuer gilt es auch hier, das einzelne Stück zur Geltung zu bringen. In solcher Isolierung kann und muß das Möbel seinen wirklichen Wert erweisen... Es muß mit allem Nachdruck betont werden, daß der von einem Künstler bis zum letzten vollkommen eingerichtete Raum nicht das Ideal für die neu erblühende Kultur der Wohnung darstellt. Erträglich ist ein solcher Raum nur da, wo er Repräsentationszwecken dient. Ein Wohnzimmer oder Staatszimmer dieser Art wird in Zukunft als eine Unmöglichkeit gelten, als ein Zeichen, daß der Bewohner weder Geschmack noch Eigenart, noch selbständige Bedürfnisse besitzt.'

Man sieht, der Begriff ‚Raumkunst', hauptsächlich als raumbildende, aus schematischen Konstruktions- und Füllungselementen erstellte, vorwiegend industriell gewonnene Innenarchitektur verstanden und erfolgreich gewesen, beginnt sich aufzulösen. Er hat in seiner begrifflichen, uniformierenden Enge nur ein paar Jahre gedauert, die allerdings durch den scharfen Gegensatz gegen den zuchtlosen Jugendstil und durch die nüchterne Besinnung auf die sachlichen Forderungen der Wohnkunst wertvoll wurden und für die Zukunft bedeutsam bleiben werden. Die Elemente dieser Raumkunst, ausgleichende Wahrheit in Material, Zweck und Konstruktionstechnik sind ja die besten Stilvoraussetzungen; und die treibende Kraft, die sie zusammenhält und die der ganzen Bewegung einen außerordentlichen sozialen und nationalen Wert gibt, das Streben nach Qualitätsarbeit, hat denn auch auf der Weltausstellung zu Brüssel 1910* der deutschen Raumkunst einen wohlverdienten Ehrenerfolg gebracht und weiterhin eine Beunruhigung des noch den Markt beherrschenden, nicht spezifisch technisch und sozial fortgebildeten französischen Kunstgewerbes zur Folge gehabt. Was aber immerhin in Brüssel den Eindruck wesentlich verstärken half, die Ausstellungstechnik, deren Kern das bürgerliche Zimmer war, so ist diese in der bayerischen Gewerbeschau zwar dem äußeren Rahmen nach gewahrt, aber der Kern, der kleine bürgerliche Gesellschaftsraum ist aufgegeben, einmal weil die Masse und Gleichartigkeit der Gegenstände und die Absicht, zu verkaufen, bazarähnliche Anlagen erwünscht machte, sodann aber auch,

* Vgl. die vom Reichskommissar autorisierte Publikation ‚Deutschlands Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellung zu Brüssel 1910', die nach einem Begleitwort über 150 zum Teil farbige Abbildungen enthält. Stuttgart, Julius Hoffmann, 4 und 5 Mk.

weil das Gefühl stärker wird, daß der durch einen Künstler vom Stiefelzieher bis zum Beleuchtungskörper entworfene und ästhetisch abgepaßte Raum nichts weniger als persönlich und darum auch kein wahrhaft organisches Milieu, nicht Stilkultur ist, wie denn überhaupt das Individuum in unserer scheinbar so hochindividuellen Zeit tatsächlich ganz kunstgewerblich unindividuell aufgeteilt und in soziale Linien und Flächen eingeschränkt ist, gleich dem Raum in einer schematischen Innenarchitektur oder in einem maschinenmäßig hergestellten materialglänzenden, aber ornamentenlosen Kasten.

Was in der bayrischen Gewerbeschau in weiten, teilweise nach orientalischen Bazarmotiven drappierten Hallen gezeigt wird an Holz- und Eisenarbeiten, Schnitzereien, Wachswaren, Puppen, Krippen, Möbelstücken, Keramiken und Glaswaren, Porzellanen, Textilien, Glasmalereien, Plakaten, Buchkunst usw. bis herauf zu kirchlicher Kunst, macht mit Ausnahme dieser letzteren meist einen recht guten Eindruck. Man kann allgemein sagen, die Werthöhe des Ausgestellten steigt mit der Alltäglichkeit und dem praktischen Zwecke des Gegenstandes, sowie auch mit der primitiv künstlerischen Absicht, da die Abteilung mit den Puppen zu den hübschesten gehört. Sogenannte Hausgreuel, gegen die zu kämpfen ja kein besonderes künstlerisches Verständnis verlangt, gibt es kaum mehr. Der amtliche Führer ist eine Art positives Gegenstück zu dem kleinen Katalog, der die in abschreckender Methode erzieherische Absicht des Museums für Geschmacksverirrungen im Stuttgarter Landesgewerbemuseum* verdeutlicht. Diese positive Aufklärung, die immerhin schwieriger, aber auch lehrreicher und gewinnender ist als die bloß negativ-kritische, sodann die den Vergleich herausfordernde Anordnung nach Materialgruppen und nicht zuletzt die Eingliederung einiger mustergültiger historischer Abteilungen zeigt die ehrliche Arbeit der Ausstellungsleiter für wirklichen Fortschritt und befestigt damit den Rang der Münchener und bayerischen Gewerbekunst, die entsprechend dem Volkscharakter von jeher eine gewisse Höhe zu behaupten gesucht hat, in der vordersten Reihe der Werkkunstbewegung. Die Ausstellung ist denn auch ein Beispiel für die organisatorischen Absichten des Werkbundes, wie Rich. Riemerschmid im unlängst erschienenen Jahrbuch des Deutschen Werkbundes* über ‚Ausstellungen als ein Mittel zum Zweck' ausgeführt hat. Freilich, wenn dort betont wird, daß der Werkbund die Bewegung nur verbreitern, nicht vertiefen kann, so liefert die Gewerbeschau auch den Beweis dafür.

Die ausgestellten Dinge sind bestechend, ihre Typenfindung ist gefällig, die Keramiken, Beleuchtungskörper, Textilien, Möbel erregen die Begierde nach Besitz, und sie sind oft doch nicht recht anheimelnd. Am sympathischsten sprechen Erzeugnisse an, die noch auf das einfache Handwerk und auf alte Hausindustrie zurückgehen, z. B. Wachswaren, gerade Dinge, die noch nicht im sozialen und industriellen Flusse sind und darum nicht den Kern der modernen Bewegung bilden, während man den werkkünstlerisch programmatischen Typenprodukten, die künstlerisch und wirtschaftlich den Ausschlag geben, oft die nüchterne Arbeit und eine künstlich aufgelegte, aufdekorierte Freude ansieht.** Ihnen fehlt noch das richtige Gewachsensein aus einer allgemeinen Volkskultur. Es fehlt fast ganz eine aristokratische Stilkunst, eine vornehme, geistig reichere Formgeltung über Jahrzehnte hinweg. Der Lebenskreis, dem diese gewerblichen Produkte entsprechen, ist aber auch nicht recht

---

* S. Hochland 9, I., S. 651 und S. 778.

* Mit dem Untertitel: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Wege und Ziele in Zusammenhang von Industrie, Handwerk und Kunst. Jena, Eugen Diederichs. Mit 109 Tafeln. 2 Mk.

** Vgl. über die gegenwärtigen vielfach noch wenig geklärten wirtschaftlichen und organisatorischen Verhältnisse und Vorbildungen im künstlerischen Gewerbebetrieb ‚das Kunstgewerbe in München' von Bruno Rauecker (Münchener volkswirtschaftliche Studien). Stuttgart. Cotta. Einzelne Zweige wie Drechslerei und Bildhauerei zeigen besonders deutlich die Änderungen künstlerischer und beruflicher Art, welche die industrielle Neuorganisation und Arbeitsteilung gebracht hat. Die Arbeit beruht auf ins einzelne gehenden Materialstudien.

bürgerlich seßhaft, für den fluktuierenden Arbeiterstand hinwiederum sind sie zu anspruchsvoll. Es steckt in dieser Werkkunst viel zu viel von der modernen Freizügigkeit. Die Dinge passen ebenso wie die Zimmer der Raumkünstler ein wenig überall und nirgends. Wo sie an alte Kunst, wie etwa an oberbayrische Bauernkunst, anknüpfen, ebenso wo sie an religiöse Volksgefühle anknüpfen, merkt man leicht die bloße Anempfindung und kann über diese Art von Heimatkunst heiter, aber nicht eigentlich froh werden. Die Dinge sind eben nicht oder doch erst teilweise aus neuen Kulturschichten erwachsen, im Grunde aus einem ästhetischen Schema begrifflich entwickelt. ‚Vom Sofakissen zum Städtebau, so ließe sich der Weg, den die kunstgewerblich-architektonische Bewegung der letzten fünfzehn Jahre zurückgelegt hat, kennzeichnen,‘ schreibt Muthesius im Jahrbuch des Werkbundes. Die Ballastlosigkeit des Sofakissens merkt man aber auch noch überall.

Der Münchener Stadtschulrat Kerschensteiner hat bei einer früheren Versammlung des Werkbundes über die Erfahrungen berichtet, die er mit künstlerischen Stilisierungsversuchen bei Kindern machte. Die Kinder hatten eine Zeitlang höchst bemerkenswerte dekorative Arbeiten ausgeführt, die bloß von der Technik ausgegangen waren, ‚von den Motiven, die der Pinsel auslöst‘. Darauf angehalten, nach der Natur zu stilisieren, verloren sie ihre ganze Frische und ‚schöpferische Kraft‘. Erst als die Kinder, ‚von allen Naturformen absehend‘, mit dem Pinsel ein kleines Puppenzimmer dekorieren durften ‚unter Benützung der Motive, die die Pinselspitze und der Pinselabdruck zu geben fähig sind‘, brach ‚wie mit einem Zauberschlag die alte verschüttete Quelle wieder durch‘. Etwas von dieser Art künstlerischer Schöpfertätigkeit eignet auch der modernen Handwerks- und Industriekunst. Es fehlt noch der Zwang und die Fähigkeit, in höheren Zwecken schöpferisch zu denken. Die Grabsteine, die Altarbaukunst, auch die Glasmalerei kirchlicher Art, überhaupt die kirchliche Kunst, wenn sie auch schon an stofflicher Solidität zugenommen hat, ferner die von der üblen Kitschmanier der Münchener ‚Jugend‘ beeinflußte dekorative Malerei beweist es zur Genüge.

Die Architektonik der Industriebauten auf der einen Seite, das dekorative Spiel der Keramiken und die drollige Puppenkunst, Tapetenmuster und dekorative Verkleidungen auf der anderen Seite, reine Zweckformen und leichte Zutaten finden in der Werkkunst einstweilen ihren Stil am echtesten; die umfassende organische Gesamtform fehlt noch. Als einen Ersatz muß man einstweilen die lebhafte Freude an der technischen Produktion der staunenmachenden Maschinenarbeit und der neugeweckten freiere Formen versprechenden Handwerksarbeit gelten lassen, eine Freude an der Qualitätsarbeit, die in der Gewerbeschau durch eingerichtete Werkstättenbetriebe gefördert wird.

In dem Jahrbuch des Werkbundes stellt Muthesius den augenblicklichen Stand der Bewegung, die sich in der Bayrischen Gewerbeschau verkörpert, also fest: ‚Weite Kreise, wie die Aristokratie und die reichen Leute, verhalten sich ablehnend, weil ihnen die reinigende Tendenz der Bewegung unsympathisch, das bürgerliche Bekenntnis der neueren Kunstauffassung unheimlich ist.‘ (Nach unserer Meinung liegt der Grund vor allem in der noch bestehenden liberalen Wurzellosigkeit und Freizügigkeit.) ‚Wenn wir aber auch, trotz alledem, innerhalb Deutschlands einen weitreichenden Erfolg unserer Bestrebungen wahrnehmen können, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß das Ausland im großen und ganzen noch wenig Anteil an unserer neuen Geschmackskunst nimmt. Schließlich, was das schlimmste ist, wir wissen auch selbst noch nicht recht, wohin wir im Sinne einer Stilentwicklung treiben, von der alle Welt spricht und die jedermann von uns erhofft. Eine gefestigte Tradition unserer neuen formalen Ausdrucksweise hat sich noch nicht gebildet, sie ist zwar im Keime vorhanden, aber den Zeitgenossen als solche sicherlich noch nicht erkennbar.‘

Konrad Weiß.

Musik

Georges Bizet. Wenn in den Sommermonaten die Theater zu kürzeren oder längeren Ferien ihre Pforten schließen, dann pflegt mit dem ‚deutschen Bühnenspielplan‘ ein statistischer Rückblick auf die Opernaufführungen der vergangenen Saison zu erscheinen, der von Interesse für die Beobachtung des Schwankens des launischen Bühnenerfolgs ist. Wie sehr aber der ‚Erscheinungen Flucht‘ in diesem Verzeichnis auch wechselt, einige standard-works behaupten mit fast unerschütterlicher Stabilität ihren Platz, so z. B. ‚Carmen‘, das auch heuer wieder in der Reihe der meistaufgeführten Opern steht. Wohl nur wenige von all den Tausenden, die sich jährlich an diesem Werk erfreuen, wissen aber, wie ungemein schwer sein Schöpfer Bizet um diesen Erfolg hat ringen müssen.

Überhaupt sieht man heute in Bizet viel zu einseitig schlechthin den Carmenkomponisten, ohne der reichen sonstigen Schöpfertätigkeit des Künstlers zu gedenken. Darum sei einmal auf eine populäre literarische Erscheinung hingewiesen, die geeignet erscheint, der Allgemeinheit eine entsprechende Würdigung auch der künstlerischen Gesamterscheinung Bizets zu vermitteln: es ist das eine vor längerer Zeit in der Sammlung ‚Die Musik‘ (herausgeg. von R. Strauß) erschienene kleine Biographie des Meisters von Adolf Weißmann. Hier wird namentlich die künstlerische Bedeutung einiger früheren Opern Bizets: ‚Die Perlenfischer‘ und ‚Djamileh‘ entsprechend ins Licht gerückt. In diesen Werken zeigt sich der Künstler von einer dem Realismus der Carmen ganz abgewandten Seite: als musikalischer Exotiker weiß er in glänzenden Farben die Märchenwelt des Orients in Tönen vorzuzaubern. Leider hat ‚Djamileh‘, die erste reife Frucht, die Bizet vom Baum der Kunst pflückte, nicht festen Fuß auf der Bühne fassen können, woran wohl das dramatisch zu wenig belebte Textbuch die Schuld trägt. Mit einem anderen Jugendwerk von Bizet, der zweiaktigen komischen Oper ‚Don Procopio‘, hat man neuerdings in Monte Carlo und Rom Wiederaufführungsversuche angestellt, die wenigstens vorübergehend von Erfolg begleitet waren. Bizet hatte das Werk 1858, während er als Stipendiat des Rompreises in Rom weilte, geschrieben und an Auber geschickt, der als Direktor des Pariser Konservatoriums die Arbeiten der Rompreisstipendiaten zu überwachen hatte. Als Bizet dann, nach Paris zurückgekehrt, eines Tages zu Auber ging, um seine Partitur, deren Aufführung ihm von einem Theaterdirektor zugesagt war, abzuholen, war sie nicht mehr zu finden. Erst lange nach Aubers Tod kam der ‚Don Procopio‘ in einem versteckten Schrank wieder zum Vorschein. Die Entstehungszeit des anmutigen Werkes macht es begreiflich, daß es stark unter italienischem Einfluß steht. Schon das Libretto, das Bizet selbst nach einem alten Dichtwerk in der Bibliothek zu Neapel bearbeitet hatte, erinnert ganz an Rossinis ‚Barbier von Sevilla‘; es ist die vielversierte Geschichte von dem alten Geizhals, der ein junges Mädchen heiraten möchte, dabei aber gründlich geprellt wird. Die Musik zeichnet sich in erster Linie durch eine wahrhaft staunenswerte technische Gewandtheit, im übrigen auch durch eine nicht stets bedeutende, aber recht frische und anmutige Erfindung aus. Freilich ist es vielfach nur ein französisierter Rossini, der da zu uns spricht, aber wir haben trotzdem das Empfinden, einer wahrhaft bedeutenden Talentprobe gegenüberzustehen. Z. B. eine a-moll-Serenade des Liebhabers Odoardo:



ist in ihrer schmucklosen, aber reizvollen Grazie ein entzückender Repräsentant feinster französischer Kleinkunst.

Das eben erwähnte Mißgeschick, das Bizet mit dem ‚Don Procopio' hatte, ist typisch für das ganze Leben des Künstlers, das sich aus einer Kette von Enttäuschungen zusammensetzt. Es wird einem ganz weh zumute, wenn man die hoffnungsfrohen Briefe, die der junge Bizet von Rom aus an seine Eltern richtete, mit der rauhen Wirklichkeit vergleicht, die ihm später beschieden war. Auf dem Theater hoffte er vor allem sein Glück zu machen; von einem Opernerfolg erträumte er sich goldene Berge. ‚Übrigens spukt mir ein netter Plan im Kopfe herum. Habe ich erst 100 000 Frk., also mein Schäfchen ins Trockene gebracht, dann werden weder Papa noch ich Stunden geben. Dann wollen wir als Rentiers leben, was ja gar nicht übel ist. 100 000 Franken ist doch eigentlich gar nichts, bedeutet einen zweimaligen Opernerfolg. Der ‚Prophet' (von Meyerbeer) hat eine Million eingebracht.' So schreibt Bizet in einem Neujahrsbriefe nach Hause. Tatsächlich war ihm später kein einziger durchschlagender Opernerfolg beschieden — den Siegeszug von ‚Carmen' erlebte er nicht mehr — und oft genug pochte die Not an die Türe des Mittellosen. In dieser Zeit vermochte er sich nur durch seine Lehrtätigkeit als Pianist über Wasser zu halten. Als Pianist soll Bizet sehr Bedeutendes geleistet haben, ja, einer Anekdote zufolge, soll er sogar einmal mit Liszt in einen Wettstreit getreten sein. Nichtsdestoweniger konnte er sich nie entschließen, als Konzertspieler sein Glück zu versuchen; er fürchtete wohl, dadurch zu sehr dem Komponistenberuf entfremdet zu werden.

Als der merkwürdigste Zufall in Bizets Leben muß uns heute der anfängliche Mißerfolg von ‚Carmen' erscheinen. Daß die Bedeutung und die Schönheiten dieses Werkes je so verkannt werden konnten, können wir uns gar nicht vorstellen. Jedenfalls aber ist der ‚Fall Carmen' sehr lehrreich und wieder einmal dazu angetan, uns in der Beurteilung unserer Gegenwartskunst entsprechend vorsichtig zu machen.

Die erste Anregung zu ‚Carmen' entnahm Bizet der gleichnamigen Novelle von Prosper Mérimée, deren hervorragende dramatische Qualitäten dem literarisch feingebildeten Künstler sofort auffallen mußten. Seine Begeisterung für den Stoff teilten auch die damals berühmtesten Librettisten der Pariser opéra comique, Meilhac und Halévy, und letzterer unternahm es, Herrn de Leuven, den Direktor der opéra comique, für den Plan zu gewinnen. Allein damit begannen schon die Schwierigkeiten. Der alte Direktor und einstige Librettist des gemütlichen ‚Postillon von Lonjumeau', hielt es mit den Traditionen der opéra comique für unvereinbar, einen Opernstoff zu wählen, in dem eine Person auf der Bühne den Tod erleidet. ‚Carmen! . . . Die Carmen von Mérimée. . . . Wird sie nicht von ihrem Liebhaber ermordet? . . . Und dieses ganze Milieu von Dieben und Zigeunern!' — so meinte Herr de Leuven ganz erregt protestieren zu müssen. Was sollte bei diesem Stoff aus dem gemütlichen Behagen des jeder Aufregung abholden Stammpublikums der opéra comique werden? Erst nach schwerem Kampfe gab der Direktor den Überredungskünsten Halévys nach, entließ aber den Dichter mit den Worten: ‚Ich bitte Sie, mein liebes Kind — Halévy war damals 40 Jahre alt —, lassen Sie sie nicht sterben.' Aber so sehr sich die Librettisten auch bemühten, den Stoff den Bedürfnissen der opéra comique anzupassen: das tragische Ende mußte doch beibehalten werden, und auch sonst blieb dem Sujet noch genug Fremdartiges anhaften. Nach Überwindung der Schwierigkeiten der musikalischen Vorbereitung — das Orchester erklärte manches für ‚unspielbar', die Sänger verlangten Änderungen über Änderungen — kam endlich eine glänzend gelungene Generalprobe zustande, die die besten Hoffnungen auf einen großen Erfolg gab. Allein bereits war von den Eigentümlichkeiten des Sujets vieles in das Publikum gedrungen, das

geeignet war, eine ungünstige Stimmung wider das Werk zu erwecken. Am Morgen des Aufführungstages (3. März 1875) äußerten denn auch einige Pariser Zeitungen ganz unverhohlen: ‚Carmen zeigt so bedenkliche Charaktere und so schlüpfrige Situationen, daß eine Ablehnung der Oper wahrscheinlich ist.‘ — Am Abend fanden dann der erste Akt und der Anfang des zweiten lebhaften Beifall; dieser verstummte aber mehr und mehr, je mehr sich im folgenden Bizet von der Schablone der opéra comique entfernte, und der dramatisch am höchsten stehende letzte Akt wurde mit eisigem Schweigen hingenommen. Die Kritik fand die Musik ‚dunkel, gelehrt, mehr sinfonisch als dramatisch‘, und warf Bizet Abhängigkeit von dem in Frankreich damals noch arg verketzerten Wagner vor. Den schweren Schlag, den für Bizet dieser Mißerfolg seiner Oper bedeutete, überlebte der Künstler nicht lange; er starb, während sein Werk nach dem rasch überwundenen anfänglichen Mißverständnis eben den Siegeszug über die Bühnen der ganzen Welt begann, am 2. Juni 1875. In der opéra comique aber, die der Schauplatz der schmählichen ersten Niederlage des Werkes gewesen war, konnte ‚Carmen‘ im Dezember 1904 bereits die Feier der tausendsten Aufführung erleben.

Dr. Eugen Schmitz.

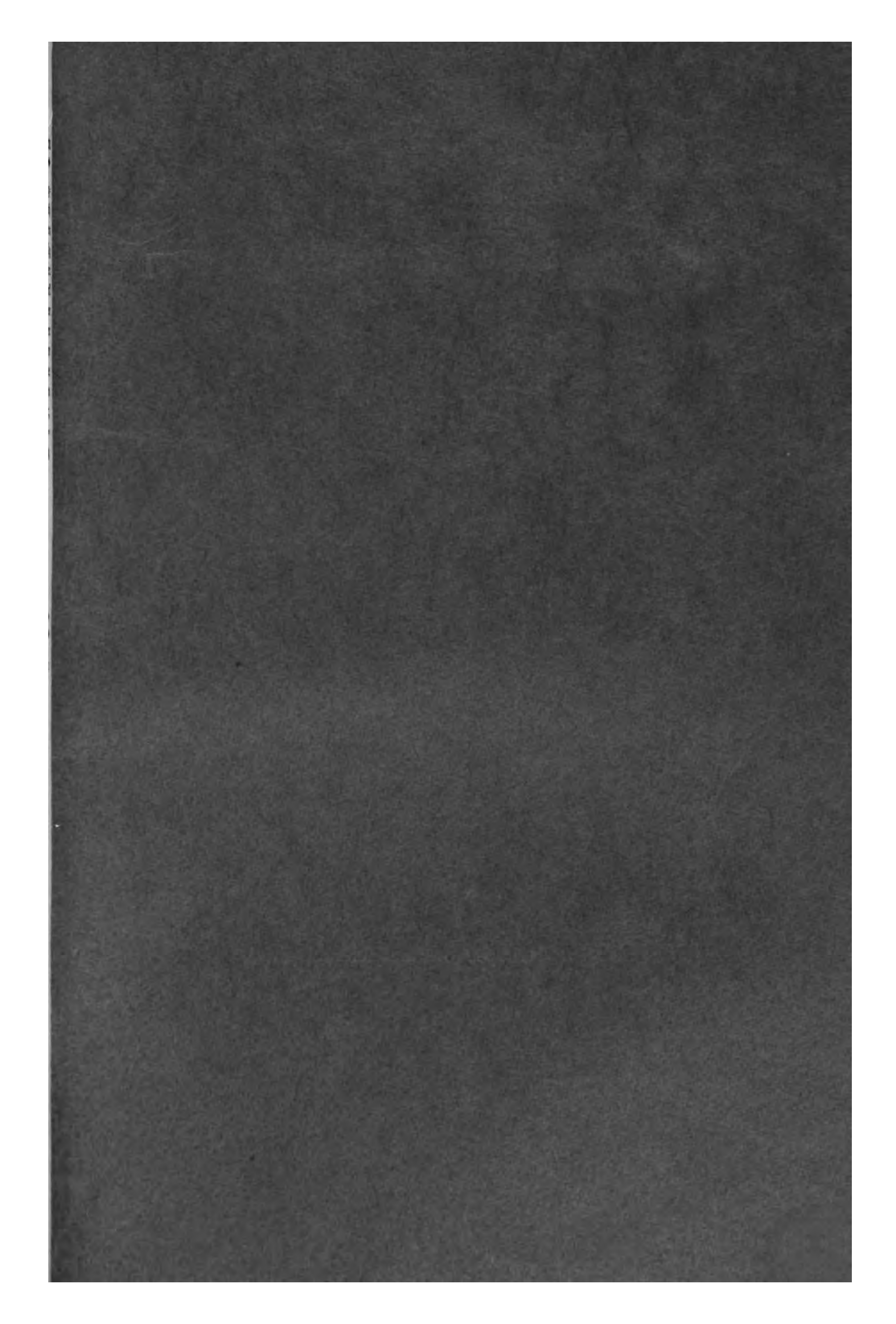
Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Charles Marie Dulac sind in dem betreffenden Hauptartikel im Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Künstlers gewürdigt.

Offene Briefe

Herrn Rektor C. in S. Von den Vorträgen auf dem V. Psychologen-Kongreß ist nur der von Marbe ‚Die Bedeutung der Psychologie für die übrige Wissenschaft und die Praxis‘ als Sonderdruck erschienen, und zwar als Heft I der ‚Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen‘, herausgegeben von Peters, Verlag von Teubner (Jahrg. M. 12.—, Einzelheft M. 3.—). Die übrigen Referate finden Sie im Auszug in dem ausführlichen Kongreßbericht, herausgegeben von Schumann im Verlag J. A. Barth, Leipzig.

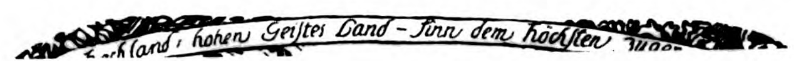
Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





Eugène Delacroix/Faust und Mephistopheles.







[illegible] September 1912

[illegible]rium im[illegible]tatis / Von Peter Dörfler

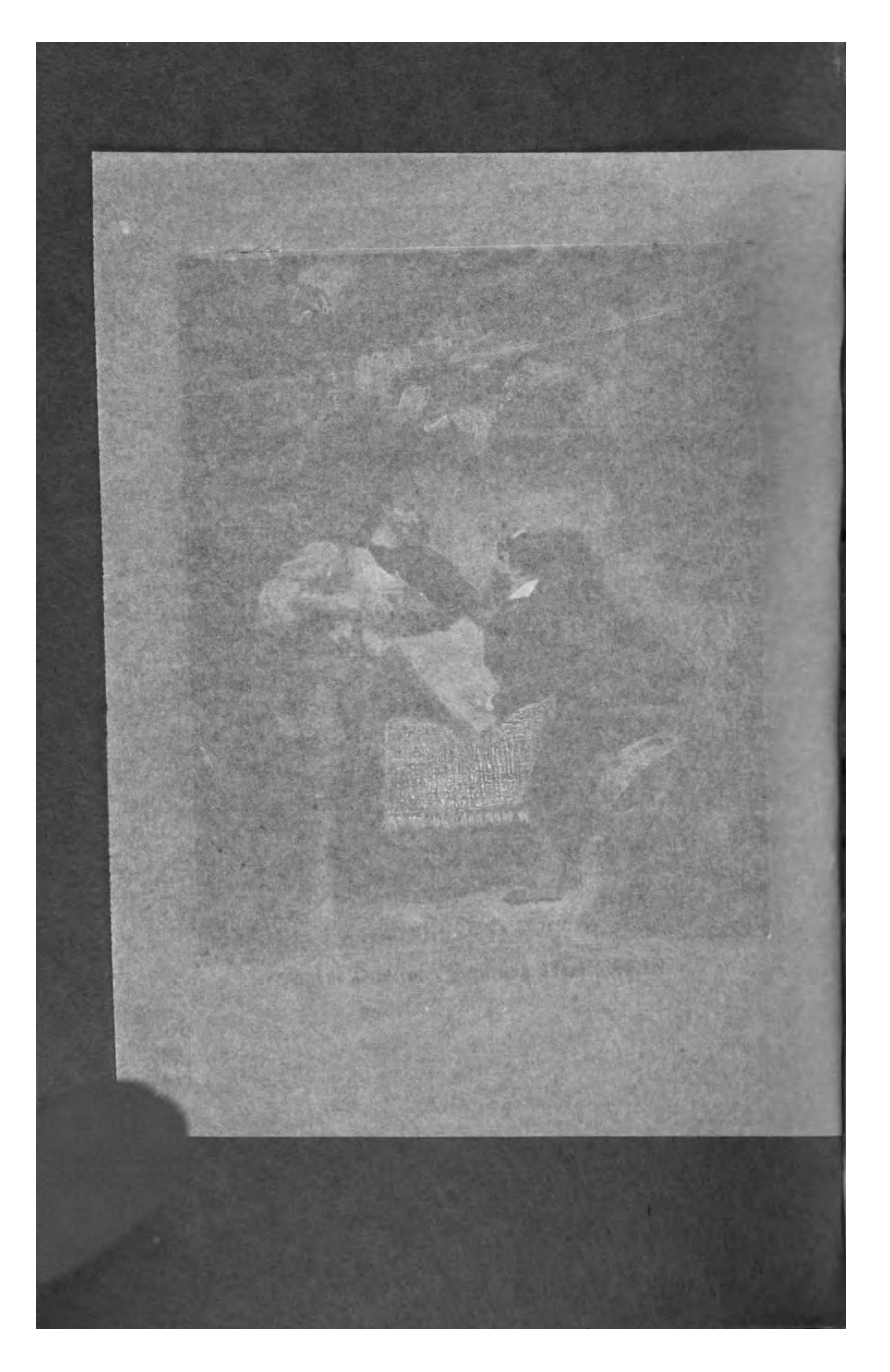
III.

[illegible] es [illegible] zwei [illegible] mit krankem Gewissen. [illegible] Aber warum hast [illegible] er sie [illegible], der in [illegible] lächelt, [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] der Braten und das [illegible] im Rausch hab ich's mir [illegible] boshafter [illegible] recht mäßige [illegible], der heller [illegible] aus den Augen [illegible] Sie war denn auch so getroffen, daß ihr [illegible] nach dem [illegible]

[illegible] ihr war geraubt worden, was sie längst besessen hatte. Das Erlebnis mit dem Schäfer blieb an ihr hängen wie eine





Neunter Jahrgang September 1912

Mysterium iniquitatis / Von Peter Dörfler

III.

Von nun an gibt es im Ort zwei Menschen mit krankem Gewissen. Die Ketter hat am andern Tag den Schäfer gefragt: Aber warum hast du das getan? Da hat er sie höhnisch angeblickt, wie einer, der in übermütiger Laune ist und kalt lächelt, wo andere in Aufregung sind, und hat kühl geantwortet: ‚Einen Rausch hab ich gehabt — von deinem Geld und — von der Kommunion.‘

‚Von der Kommunion!‘ Die Alte schlägt entsetzt die Hände zusammen. ‚Und warum bist nachher gegangen, wenn es dein Ernst nicht gewesen ist?‘ —

„‚Weil ich mir den Braten und das Extrabier hab verdienen wollen, darnach freilich im Rausch hab ich's mir wieder verschütt.‘

Er wählte mit boshafter Absicht recht massige Ausdrücke, um das Herz der guten Alten, der heller Jammer aus den Augen ausbrach, recht tief zu verletzen. Sie war denn auch so getroffen, daß ihr ganz schwach und schwindlig wurde und daß sie nach dem Zaun greifen mußte, um nicht umzusinken. Der Atem und die Kraft zu weiterer Rede waren ihr benommen und sie kehrte sich ab, um in der Einsamkeit irgendwo in einem Winkel das Gehörte zusammenzureimen und in sich auszutragen. Aber sie wurde damit nicht fertig. Nun hatten all die Leute in der Mission den Frieden errungen; ihr war geraubt worden, was sie längst besessen hatte. Das Erlebnis mit dem Schäfer blieb an ihr hängen wie eine

Krankheit und sie konnte davon nicht loskommen. Sie war nun immer gedrückten Gemütes und trug, wie der Schäfer, eine heimliche Schuld mit sich herum. Dieser schien gesundet zu sein. Er ging fleißig zum Wirtshaus und gebrauchte die Medizin der Flasche. Er schlug sich zu den Schnapslumpen und saß bis in die Nächte hinein am Tisch der fahrenden Gesellen.

Zwar blieb er ein stummer Kumpan. Zum Reden brachte ihn keiner. Auch der reichliche Trunk nicht. Aber er hörte gern reden. Diese Leute führten Gespräche, die ihm wohlbehagten. Er schlürfte sie so gierig und heilungsdurstig hinein wie sein Bier. Sie unterhielten sich gern von erhabenen Dingen. Sobald Hitze und Begeisterung angefeuert war, warfen sie ihre Herzen auf den Tisch und predigten Weltanschauung. Sie waren alle Genies. Sie redeten mit kühnem Gelächter, Augenzwinkern und saftigem Kernspruch. Sie nickten sich ihr Einverständnis geheimnisvoll zu, wenn einer einen Trumpf gegen die Meinung der ‚getreuen Schafe des Hauses Israel' ausspielte. Auch der Schäfer nickte, zwinkerte, grinste und schob den krempigen Hut kühner in den Nacken. Er legte sich breit auf beide Ellbogen und glotzte auf den Mund der Sprechenden, um ja kein Wort zu überhören. Er war ganz ihrer Meinung. Dieselbe rauchige, stickige Luft, dasselbe schwelende Helldunkel, die gleiche Gesinnung hielt alle zusammen, umschloß den Tisch und die Gesellen zu einer einzigen kompakten Gruppe, wie ein einziges, vielköpfiges Wesen.

Und doch löste sich der Schäfer wieder aus ihnen. Wenn plötzlich die Glocke durch ein Fenster hereinzitterte, wenn es Wandlung oder Ave läutete, dann zog der Schäfer seinen Hut, schrieb das Kreuz und krallte die Finger ineinander. Da schlugen sie ein dröhnendes Lachen auf und witzelten: vor welch großmächtigem Herrn er denn seinen Servus mache. Sie brüllten in unbändigem Gelächter. Da ging ein beschämtes Grinsen über das errötende Gesicht des Schäfers. Langsam faßte er seinen Hut und zog ihn über sein Struppenhaar. Er fühlte sich innerlich erleichtert. Es war ihm zu Mute wie einem jungen Räuber, dem die alten die Ehrlichkeit ihres Handwerks bewiesen haben.

Sie redeten dann auch von den vielen Einbildungen, die man den Dummen aufgeredet habe. Wenn man in die tiefe Erde grabe, dann komme da immer Wasser zum Vorschein, kein Feuer; also! . . . Sie deuteten das übrige mit vielsagenden Handbewegungen an. Und das mit der Stimme, die man bei guten und schlimmen Taten hören soll . . . Pah, da brauche man nur einmal ordentlich hinzuhorchen, dann sei es wie mit allen umgehenden Geistern. Und sie schauten sich wieder so wissend und verständig an und strichen unternehmend ihre Bärte und lachten. Wie da der Schäfer aufhorchte! Er war infolge seiner langen Einsamkeit von schwerfälliger Auffassung wie einer, der eine Sprache nur halb

versteht. Auch hatte er von solchen Einwänden und Anzweiflungen noch nie etwas gehört. Seine grauen Augen blitzten. Er war unheimlich anzuschauen. Denn Gier und Scheu stritten seltsam durch alle Furchen seines Gesichtes. Hat er es recht aufgefaßt? Hat er es mißverstanden? Seine Kadaver Einbildung? Einbildung! Er schließt einen Moment die Augen und schaut in sich hinein. Er war doch da, er sah ihn deutlich. Aber wenn er nun zerfließen könnte wie die Schafherde im Walde, die nichts gewesen war als Dunst und Hauch?

Er schluckt und würgt und fragt: ‚Aber Einbildungen seien doch ... Hätten doch ... Man sieht sie halt ... Einbildungen.' Er macht ein hilfloses Gesicht.

Da springt ihm einer bei. Er bläst wie wenn er ein Licht ausblasen wollte und schreit: ‚So mußt du's machen, aber fest blasen.' Ein anderer näselt: ‚Die Augen mußt du aufreißen ... so ... weit.' Und mehrere: ‚Schäfer, trinken mußt, das fürchten sie. Prost! Trink, das ist Elixier!'

Sie tranken, und der Schäfer nahm tiefe Züge, und alle groben Instinkte wurden in ihm wach. Er ging wieder ganz auf in der dunklen Gruppe am Tisch der Freundgesellen. Unsichtbare Gewalten schlugen ihre geschmeidigen Schlangenleiber um sie und verketteten und verwoben sie ineinander, Seelen und Leiber.

Da tischten sie sonder Skrupel schmutzige Abenteuer auf. Kichernder Beifall lohnte den Frechsten. Was dem Schäfer Qual gewesen ist, bieten diese als Renommiertaten aus.

Und wenn dann die züngelnde Flamme des Giftes, das helle Licht der Vernunft in den Köpfen verdrängend, flackerte, die Augen gläsern flimmerten und das Gesicht purpurrot vom aufgestauten Blute glänzte, dann sanken vollends alle Gewissensbedrängnisse vor seiner tierischen Erregung zurück, und er wünschte, die Feldkapelle möchte noch einmal offen stehen, und er möchte Gelegenheit haben, noch einmal zu tun, was er damals getan hatte.

Doch er konnte sich nicht immer zum Tier machen. Er mußte wieder heraus aus der Genossenschaft der Trotzigen und Harten, die sich gegenseitig stützten und stählten; er mußte allein in die Nacht hinausstapfen. Die Nüchternheit kam. Die Einsamkeit der langen Tage und die Einsamkeit lichtloser Nächte schwieg ihn an. Der Hund mit den forschenden Augen blickte zu ihm auf, und die Herde mit dem kindlich einfältigen Blöken sprach zu ihm. Er war wieder ganz klein vor dem unendlichen Himmel, vor den zürnenden Gewittern, vor den geheimnisvollen Erscheinungen in Moor und Wald. Kein Betäubungsmittel, keine starke, kühne Beschwichtigungsrede! Stumm die Nacht. Stumm der Tag. Nur fliegende

und ziehende Schatten, wachsende und schwindende Lichter und lautlos fallende Blätter. So eine lange Zeit. Und immer allein mit seinen Gedanken. Er blies gegen sie; aber sie waren stark und flackerten erst recht auf, wenn man sie anblies. Sie waren keine schwach schwelenden Kerzenlichtlein. Er riß die Augen auf, wie sie geraten hatten, aber je mehr er seinen Kadaver anstierte, desto leibhafter wurde er. Er war da, er ließ sich nicht wegdisputieren. Der Schäfer verzog seine Lippen zum Spott, spottete über sich und sein Gewissen. Aber der Spott erstarrte ihm auf seinen Lippen. Der Himmel war zu ehern ernst und schaute so richtend auf ihn nieder. Der Wald hatte Stimmen, die ihn verstummen und schweigen machten, die ihn klein und bang machten. Er konnte nicht dagegen aufkommen. Alle die aufgefangenen Kraftworte waren zu kindisch und töricht. Wenn er spottete, drohte die Natur, alles nahm eine drohende Haltung an. Nicht nur die schwarze Wetterwolke, auch die Vögel schauten mit glimmenden Augen auf ihn. Die Nachtwinde hauchten Gift und Frost. In der Herde gingen kranke Schafe. Überall Augen Gottes, Hand Gottes. Er mußte wieder Gebetsformeln sagen, um Beruhigung zu gewinnen und die feindlich aufgestichelten Gewalten zu beschwören. Er murmelte den ganzen Vorrat herab, schlich zur Kirche und holte sich geweihtes Wasser. Er mußte sich feien. Ein Schäfer steht allein gegen allen Spuk der Natur. Er muß Gegenmittel haben. Ja, die da drinnen im Dorfe und in den Städten, die in Klumpen beieinandersitzen und sich mit breitem Rücken und dröhnender Rede gegenseitig decken, haben gut über Einbildungen lachen. Die reden und plappern immer zu, da kommen die innerlichen Stimmen nicht zu Wort. Sie haben um sich her lauter Menschenwerk, um sich dahinter zu verbergen, da geht es immer schallend mit dem Hammer, mit dem Flegel, mit der Musik; da kann sich kein Gewitter im Innern ansammeln, die Spannung wird immerfort auseinandergejagt. Aber in der schwülen Stille eines einsamen Herzens, da haben die Wetter und Wolken Zeit, sich zusammenzubrauen, und da draußen steht einer so ganz hüllenlos und schutzlos vor dem geheimnisvollen Reich.

Und so wußte der Schäfer bei seiner Herde jedesmal, daß er wahrhaft schuldig sei und daß seine Seele Fäulnis sei. Das große Schweigen allein schon überredete ihn. Sie hatten ihm all seinen Kinderglauben mit guten und gewichtigen Gründen über den Haufen geworfen, so daß er aufatmend über seinen Wahn gelacht hatte, über diesen furchtbar schmerzenden unglücklichen Wahn. Aber draußen kam der abgeschüttelte wieder, setzte sich zu ihm, wälzte Stein auf Stein über seine Seele.

Einmal kam die Ketter wieder auf die Felder. Sie kam langsam und zitternd heran. Erst machte sie hinter den Föhrenstämmen Halt und

äugte nach dem Schäfer, ob er heute nicht reißend wäre. Dann kam sie langsam zum Schäferkarren, stellte das Essen an seinen Platz und schmeichelte dem Hunde. Dann wischte sie mit der Schürze den Schweiß vom Gesicht. Sie hatte große Angst, aber sie wollte sich durch einen harten Gang und eine Aussprache Gewissensruhe sichern. Ein unruhig Gewissen ist eine immerfressende Angst.

Der Schäfer kam auf sie zu; er grüßte, er war freundlich. Er redete sie an. Das Glück! Aber was sagte er!

‚Retter, hast mir keine Taube, es soll mir auf eine Beicht nicht ankommen!'

War das ein bloßer ungeschickter Scherz? War es ein Spott? War es gar eine Gotteslästerung?

Sie streckte abwehrend die Hände aus und erhob sie dann stumm bittend. Der Schäfer kicherte: ‚Bist eine alte Betschwester, hast keine Bruderliebe!' Das war nicht so schlimm, denn es ging nur gegen sie allein.

Jetzt bringt sie endlich heraus, was ihr auf dem Herzen drückt. ‚Ob er wirklich gefrevelt hätte damals, ob es nur ein übler Spaß gewesen, den er sich mit ihr, dem armen alten Weibe, erlaubt habe.' Der Schäfer dreht sich von ihr ab. Er kann nimmer spotten, sein Gesicht ist ganz schrecklich. Er schweigt. Die Alte hat den Finger an seine Herzwunde gelegt. Das tut weh, oh . . . es schüttelt ihn. O das Reden!

‚Und ob sie Schuld daran habe, ob ihn wirklich der Braten zu dem Gottesraub verführt habe, sie hätte es gewiß tausendmal dem Herrgott abgebittet, sie möchte es nun auch ihm abbitten.'

‚Gottesraub, Gottesraub,' wie ein hundertfältig prasselndes Echo hallt das eine Wort in ihm wieder.

Und sie kniet auf den Boden nieder und hebt die Hände.

Er sieht es nicht. Aber er hört den Aufschlag der Knie und kann sich das gute, faltige Gesicht, in dem der Harm auf und nieder fliegt, vorstellen.

Er lugt nach dem Himmel und schaut nach den Schafen aus. Sie verschwimmen vor ihm. Aber keine Erleichterung kommt. ‚Gottesraub, Gottesraub,' gellt es dröhnend weiter. Da stürmt er davon, dem nächsten Busche zu. Da wirft er sich hinein, kriecht hinein und schlägt mit den Fäusten gegen den Boden und stöhnt und ächzt, möchte weinen und kann nicht. Zweige knacken, er reißt sie ab. Der Boden schallt dumpf auf, so schlägt er den Kopf gegen die harte Erde.

Die Alte überkommt eine tödliche Angst. Oh, da ist wieder der Wutanfall. Da wütet er gegen Gottes Erde. Wer weiß, im nächsten Augenblick stürzt er heraus und wütet gegen Gottes Ebenbild. Sie

packt auf und rennt davon, und erst, als von Herde und Hirt weit und breit nichts mehr zu sehen ist, da kauert sie an einem Waldkreuz nieder und weint, daß ihr die Tränen über die Wangen kugeln und das Land vor ihr in grauen, nassen Schleiern verschwimmt.

Der Schäfer aber ringt in seinem Busche um Tränen. Doch es ist nur ein dürres Angstgeklapper in ihm. Keine Träne fließt. Sein Herz stößt in Krämpfen gegen die wehe Brust. Seine Natur hat nur Schmerzen, aber keinen lindernden Balsam. Der einzige Trost ist ihm ein wildes Ballen der Fäuste. Er schleudert der längst enteilten Retter harte Flüche nach.

Aber weil dieser Zorn der Schwäche und nicht der Kraft entspringt, darum ist er nur eine kurze Beschwichtigung. In dieser Nacht schlief der Schäfer nicht und hatte doch den leidenschaftlichen Wunsch, einzuschlafen und nicht mehr aufzuwachen. In den folgenden Tagen wartete er auf ein Ereignis, das ihm den Tod bringen würde. Denn es ist doch eine Gerechtigkeit, und er fühlte sich als ein Verbrecher und Gezeichneter, den das Verhängnis umschlich und nur aus Grausamkeit noch schonte.

Da kam etwas ganz Neues und Unerwartetes in sein Leben. Er fand eines Weibes Liebe. Ein braves Weib traute sich ihm an. Es gibt eben keinen Mann so häßlich und garstig inwendig und auswendig, daß er nicht Frauenminne gewinnen könnte. Sie fiel ihm ganz ungesucht zu, und erst die Genossen am Tische der fremden Gesellen erschlossen ihm die Augen für die unzweideutigen Zeichen der Werbung, die ihm diese schüchterne Frau beinahe aufdringlich gab. Als er sie endlich erkannte, erschrak er. Er wehrte sich eine Zeitlang gegen diese Seele, die sich an die seinige herandrängte. Aber irgendwo in seinem alten und vergrämten Herzen regte sich doch eine Saite und hob zu klingen an. Irgendwo in seinem verholzten und kranken Innern war doch noch eine weiche, lebendige Stelle, die warmes Blut durchpulste. Er nickte endlich grüßend Gegengruß zu. Er gewann die Kraft, die hängenden Lider vor ihr aufzuschlagen und an ihren leuchtenden Blicken scheu und unruhig wie ein hastender Falter zu nippen. Er ging nicht aus dem Weg, wenn sie seine Begegnung suchte, und wählte sogar mit Geschick die Pfade, auf denen er sie zu treffen hoffte. Freilich, wenn sie zusammenstanden, dann schwieg er meist und horchte nur auf den leichten Fluß ihrer Rede hin. Er sagte ‚Hm‘ und ‚Ja‘ und deutete ‚Nein‘ wie immer. Mit dem Streicheln seiner rissigen Hand allein gab er sein Einverständnis für eine baldige Ehe. Er war ein gar schüchterner, immer verlegener Bräutigam, und nur weil die Trauung und alles, was drum und dran war, ganz in Stille und ohne alle Feierlichkeit vor sich ging, konnte er sich zu dieser Feier entschließen.

Innerlich war in dieser Zeit ein wahres Glück in ihm. Es war

für ihn eine große Ermutigung, daß eine ehrbare und brave Person Gefallen an ihm fand. Also war doch noch etwas Gutes an ihm, etwas Liebwertes! Darum schmückte er sich und zog wiederum sein besseres Gewand an. Ja im Bemühen, der Braut zu gefallen, fältete er sogar sein demütiges Runzelgesicht auf, wölbte die eingesunkene Brust heraus und suchte sich das Aussehen eines unternehmungslustigen, tapfern und starken Mannes zu geben. Seine leise Stimme wurde in diesen Augenblicken lauter, und verwundert horchten die Bauern auf, wenn jetzt der Schäfer mit seiner Herde durch das Dorf zog. Wie grell war sein Pfeifen, wie herrisch rief er dem Hunde! Er führte die Herde eigentlich nur durch das Dorf, um sie an der Wohnung seiner Braut vorbeizuführen und sich als den umsichtigen und tatkräftigen General über ein paarhundert Schafe und einen tapferen Hund zu produzieren. Ein Lob aus ihrem Munde war ihm dann dasselbe, was ein Kranz von der schönsten der Frauen für den im Turnier obsiegenden Ritter.

Aber solch ein Durchbruch männlicher Freude am Erobern und an prahlerischen Krafterweisen war nur selten, wie Sonnenblicke an einem nebligen Tage. Es kostete ihn so viel, daß er bald eine völlige Müdigkeit und Erschlaffung in sich fühlte. Der Aufwand an Energie zehrte an ihm. Oft stand er draußen in Bangen und Beben vor dem fremden Wesen, das sich in seine Welt eindrängen wollte, und die abstoßenden Pole bekamen Gewalt. Er schaute in die Welt hinaus, wo der Abendhimmel niederging, wo die Fremde anhub und die Menschen an ihm vorbeihasten würden wie an einem Baumstamme. Er bekam Sehnsucht, dorthin zu wandern. Aber wenn er dann in Abendstunden ihre Nähe fühlte, dann tastete er nach ihren Händen, hielt sie fest und war glücklich und ein kleinwenig übermütig, beinahe wie ein anderer Bräutigam.

Die Leute im Dorfe lachten über ihn; seine Trinkbrüder am meisten, weil er sie von jetzt an mied. Sie hatten alle wieder ein Beispiel von Heiratsnarretei vor sich. Ein Fisch und eine Elster sind zusammengekommen, sagten sie. Alle ohne Ausnahme, von den Enkeln bis zu den Großvätern, klopften an die Stirne: ‚Solch eine Dummheit!‘ Alle sahen es ein, nur nicht die zwei, die es anging. Wie immer. Die ältliche Braut ging strahlend durch das Gelächter hindurch. Der Schäfer achtlos, brummig-glücklich wie eine Hummel.

Eine Freude außer den zweien hatte nur die alte Ketter. Die nickte und lächelte klug: Was vermag ein gutes Weib über ihren Gatten! Ihr ist alles möglich. Die Ehe ist die letzte Gnade für den Verstockten.

Die ersten Tage nach der Hochzeit verbrachten die Neuvermählten gemeinsam bei der Herde. Die Frau zog mit dem Schäfer auf der Flur hin und her. Das war ihre Hochzeitsreise. Sie wollte in seine Tätigkeit

im einzelnen eingeweiht sein. Vieles wollte sie wissen, fragte dies und das, lernte den Hund kunstgerecht zu lenken, nahm die Schippe in die Hand und warf nach dem störrischen Hammel. Sie lachte und sang und trieb auch mit dem Schäfer allerlei Schabernack. Der Schäfer trug es eine kleine Zeit. Dann verzog er griesgrämig das Gesicht und mußte sich viel Mühe geben, um seinen Unmut einigermaßen zu verbergen.

Er kam sich inmitten dieser heiteren Spiele vor wie ein Greis, dem man eine Narrenkappe aufgesetzt hat und ihn tanzen heißt; ihn deuchte diese Fröhlichkeit Narretei.

Aber das Wesen der Frau lag auch nicht in Heiterkeit und Spiel. Wenn sie so begierig nach den Geheimnissen der Schäferei fragte, so geschah das nur, weil sie damit zugleich auch ein Stück aus der Welt kennen lernen wollte, die ihr der angetraute Mann bedeutete. Sie zu erobern und tief und tiefer in sie einzudringen war ihre unbewußte Sehnsucht. Sie begann in rückhaltloser Hingabe und kindlichem Vertrauen von ihrem Leben zu erzählen. Sie sprach von allem Menschlichen. Das erschreckte und verdroß den Schäfer noch viel mehr als die schäckernde Lustigkeit, die sich um seinen Dienst bemühte. Er nahm das wie eine Belästigung und Zudringlichkeit. Es bestärkte die bange Ahnung, die ihn von diesem Weibe schon im Brautstande weggedrängt hatte.

Sie saß neben ihm im Abenddunkel oder im Schatten einer Föhre. Ihr Geplauder klang in die Stille hinaus. Sie sprach aus überquellendem Herzen. Sie redete von ihrer Jugend und Einsamkeit, von ihren kleinen Erlebnissen, Hoffnungen und Sorgen. Es war ja kleiner Kram, was sie vorbrachte, und unbedeutend wie eine geringe Blume im Wiesenteppich. Aber es war ihr wichtig, weil er zuhörte und weil sie glaubte, einen Menschen gefunden zu haben, dem ihr unbedeutendes Leben heilig und gewichtig vorkam.

Vertrauen aber will Vertrauen. Man schüttet ein Herz hin, um ein Herz dafür einzutauschen. Doch der Schäfer schwieg immerzu, wandte sich ab und murrte. Nach einigen Tagen, da sie ihn schon durch jede Furche ihres Lebens geführt hatte, wußte sie von ihm nicht eine Silbe mehr als in der ersten Stunde. Sie wußte auch nicht, wie er von dieser oder jener Lebensfrage dachte. Er schwieg und schwieg und schwieg sie so unheimlich an.

Er selbst fühlte, wie schaurig ihr das sein mußte und warf ihr einige Geschichtlein ein, die sie hinter dem Biertisch zum besten gegeben hatten. Herbe und böse Geschichten, zu denen sie Pfui sagte.

Er machte auch einen Anlauf, ihr von seinem ersten Schäflein und von seinem Wasserrade im Moorbach zu erzählen. Aber er hielt mitten darin inne. Denn was Schönes daran gewesen war, das konnte man ja

gar nicht erzählen. Wie hätte er Worte finden können für das Entzücken der Heimlichkeit. Niemand wußte um das Rad. Das war das unvergeßliche Erlebnis, und dann hatte der Bach jene gewisse Stimme . . . ‚Pst, Chasser,‘ fuhr er auf, ‚hole den Hammel von der Wiese!‘ Er war erschrocken darüber, daß seine schönsten Jugenderlebnisse in nichts zerfließen, wenn man daran ging, sie anzufassen und den fremden Augen hinzuhalten.

Einmal sagte sie: ‚Du bist doch nicht vor vielen Jahren aus dem Moorbach gekrochen und dann schlafend in diese Heide geworfen worden. Was war denn mit dir früher?‘

Das war ihm eine häßliche Frage. Er wurde zornig. ‚Früher,‘ sagte er, ‚war ich, was ich heute bin, ein Schäfer. Da und dort. Weiß nimmer, bei welchen Bauern, ist auch gleich. Frage nicht so toll. Geht dich nichts an!‘

Sie tat, was Weiber in solchen Fällen tun. Sie weinte, dann schmollte und schmeichelte sie, sie bat und beschwor, sie suchte endlich durch kluge Fragespiele in sein Inneres einzudringen. Aber er hütete seiner Seele Tore wohl. Denn bei Gott, wie hätte er sein Weib in solch ein Inneres führen sollen!

Nach einiger Zeit mietete sie sich in einem kleinen Dorfstübchen ein, um sich durch Nähen ihr Brot zu verdienen. Der Schäfer kam noch manchmal zu ihr und horchte auf ihr Geplauder. Wenn sie ihre Augen fest und treu auf ihn richtete, dann wurde er unruhig, wandte sich hin und her, schaute zum Fenster hinaus und schlich davon. Er fühlte dieses Anschauen wie ein heimlich Ausforschen und Fragen.

Nie war zwischen ihnen von der Schuld die Rede. Aber sie war mit tausend Runen in den Schäfer eingegraben. Hatte er sie seinem Weibe auch ganz ferngehalten und krampfhaft verschwiegen, was in der Vergangenheit lag, so ahnte sie doch bald, wie es um den Schäfer stand. Aber auch er fühlte, daß sie mehr wußte, als er ihr sagte. Darum wurde ihm ihre Nähe immer peinvoller. Sie bedeutete für ihn nur ein Leid mehr auf der Welt. Auf sie konnte er nicht werfen wie auf die klugen wissenden Raben, die Zeugen seiner Schuld. Aber er mied sie.

Bald sank das Haupt wieder tief zur Erde und das Auge suchte die Steine und Gräser ab. Er huschte still mit seiner Herde durch das Dorf und seine Stimme umschleierte sich wieder. Nur sein Anzug blieb immer sauber und geflickt. Denn um ihn sorgte sich die Gemiedene. Er war doch nicht mehr ganz allein.

Im übrigen schlug sie sich zu Ketter. Der anfängliche Gram um die Verschlossenheit ihres Eheherrn wandelte sich in einen Gram um seinen Seelenzustand. Der eigentümliche Drang, der sie zu diesem harten und geheimnisvollen Manne hingezogen hatte, schwand, als es ihr nicht gelang, hinter der harten Schale Lebendiges zu finden. Das kurze Aufglühen ihrer

späten Liebe erlosch rasch im scheuen, fahlen Lichte des Alltags. Sie vertrocknete innerlich. Nur einzig religiöses Interesse hielt sie in Spannung und ließ sie an den Schäfer auch weiter denken. Frühes Siechtum kam und rief sie davon.

Sie ließ ihn noch an ihr Sterbebett rufen. Aber sie konnte vor Atemnot und Herzschwäche nicht mehr reden. Sie nahm ihn bei der Hand und schaute ihn mit ihren glänzenden und doch matten Augen starr und unverwandt an. Das war nicht der Blick der liebenden Gattin, die von dem geliebten Manne Abschied nimmt, es war ein priesterlicher Blick. Nicht irdisch Leid verklärte ihn, sondern die Sorge der gerichtsbangen, auf Ewigkeit gestimmten Seele brannte aus ihm. Er wußte, was ihm diese todtraurigen Augen sagen sollten. Sie flehten ihn an, sein Leben zu wenden, sie redeten von seiner Schuld und ihrer Folge jenseits der Schwelle, auf die sie eben den Fuß setzte.

Er nickte unter der Gewalt dieser Augen und murmelte Worte, die eine Zusage bedeuten konnten. Aber als der Blick erloschen war, da kam ganz leise aus seinem Herzen hervor ein Aufatmen, daß er wieder allein sein durfte und daß die Wissende und ständig Forschende dahingegangen war. Er wendete und änderte nichts. Auch waren sie so selten beisammen gewesen, daß kaum eine Lücke entstehen konnte.

Gleichwohl war ein großes Trauern in ihm. Er hatte sich gegen die liebende Teilnahme wie gegen einen frechen Einbruch gewahrt und doch darin einen Halt gefunden. Nun sah er erst, wie grausam allein er auf der Welt stand; wie alles gegen ihn feindselig war, bewußte wie unbewußte Natur. Und mehr als feindselig seine Fäulnis, die er mit sich schleppen mußte. Er bekam Heimweh nach seiner Frau. Ihre Stimme und ihr Gesicht umgaukelten ihn oft mit eigentümlich vorwurfsvoller Pein im Wachen und Träumen. Jetzt nach dem Tode liebte er sie wahrhaft, jetzt, wo diese Liebe nur noch als Anklage kommen konnte. So roh und derb war er gegen die Zarte gewesen. So blöde hatte er sie gemieden. Er sah immer wieder die sterbenden Augen, und im Flimmern des Mondes woben sich verklärte ätherische, leidende Züge. Das war sein Weib, das ihn umgeisterte! Er hatte auch all ihr Tun und Schaffen verkannt. Ein Engel war an seiner Seite dahingegangen, und er hatte ihn verachtet. Und doch blieb sie ihm nah, und er hoffte beständig, daß sie ihn abholen würde. Sein Heimweh wurde zu einer hartnäckigen Begier, zu sterben. Der Tod schreckte ihn nicht mehr. Er war für ihn nur ein Gang zu ihr, ein Zerreißen der Schleier, die dünn und fast durchsichtbar zwischen ihm und ihr lagen.

Diese dunklen Gedanken hatten zur Folge, daß er mit einem grimmigen Zorne in die Welt hineinschaute. Der Schäfer wurde bösartig gegen

seine ganze Umgebung. Er wich nicht mehr aus. Er vertrieb. Die Kinder flohen ihn. Der Hund zitterte, wenn er ihn anherrschte. Die Spottenden gaben klein bei und drückten sich aus seiner Nähe. Die scheue Verschlossenheit bekam einen Zug zur heimtückischen Wildheit. Nur wenn er an seine verewigte Frau dachte, wurde auch sein Äußeres weicher und gelassener; dann überfiel ihn eine schmerzhaft bohrende Traurigkeit. Er ächzte unter der schweren Last des Lebens.

Die einzige Zuflucht in seiner Trübsal war noch das Wirtshaus. Er kam jedoch nie mehr zu seinen Gesellen im Dorfe, sondern suchte eine einsame Schenke auf, die ein Stelldichein von Holzhackern, Jägern und heimlichen Jägern war. Da trank er still vor sich hin und liebte es nicht, wenn andere sich zu ihm setzten. Erst wenn ihm das Gift zu Kopf gestiegen war, begann er aufgeräumt zu werden und pfiff melodienlose, öde schrilltönige Weisen oder begann zu renommieren. Merkwürdig genug reizte es ihn, in diesem Zustand an sein Geheimnis zu tasten. Nie gab er es preis, aber er ließ durchblicken, daß er ein ungewöhnliches Leben hinter sich habe. Er sei in trüben Wassern gewaschen, und wenn er von sich erzählen wollte, dann müßten ihnen die Haare zu Berge stehen. Man sehe es nicht jedem an, was hinter seinem Brustlatz sitze. Wenn bei solchen Reden die Wirtsfrau, die doch starken Tabak gewohnt war, ihn angstvoll betrachtete oder gar von seiner Seite rückte, dann schlug er eine grelle Lache auf, zwinkerte ihr mit den Augen zu und begann zu lügen: Es gibt viele Handwerke auf der Welt. Viele und sehr merkwürdige, von denen nicht alle Leute wissen. Die Schäferei ist gar eintönig. Da mußt du auch des Nachts aus den Federn kriechen, um den Pferch zu schlagen. Manchmal kommt's, daß du nimmer zurückfindest in dein Loch, siehst den Fuchs schleichen, der die blutige Schnauze wischt, und denkst: Mußt dir auch ein Gänslein holen! Und daß ihr's wißt: 's gibt Gänslein aller Art, haben die Riegel am Hause nicht vor und die Fensterscheiben sind nur aus Glas.

Aber es geschah auch, daß sie ihm nach solchen Reden auf den Leib rückten und heimtückische Fragen stellten. Kaum merkte der Schäfer, daß sie darauf aus waren, ihn auszuforschen, als er schon seinen Mund versiegelte und sich von dannen drückte.

Nach solchen Beschwichtigungen kehrte der Jammer jedoch immer nur grimmer zurück und neue Sehnsucht nach dem Tode.

Als er wieder einmal tagelang getrunken und dabei seine Pflicht vernachlässigt hatte, auf deren gewissenhafte Erfüllung er bisher immer noch seinen Stolz gesetzt hatte, da ward er von den Bauern bedroht. Er hatte nun ihre letzte Achtung verscherzt, und er saß wieder bei seiner Herde trauriger als je. Nur der Hund schaute noch zu ihm auf mit Augen des liebe-

vollen Respektes. Das waren noch die einzigen Augen, die ihn nicht verachteten. Die Ketter wich ihm aus, als wären ihm bereits Hörner gewachsen. Ob sie wohl auch für ihn noch ein's ihrer vielen Vaterunser betete? Nein — für einen Verlorenen!

Was er denn noch auf der Welt will. Morgen wird er vielleicht mit Schimpf und Schande davongejagt. Dann kann er betteln gehen oder anderwärts sein Glück versuchen. Glück!

Wenn er nur für ewig einschlafen könnte, nichts mehr wissen von all dem Unsinn dieser Welt, von dem eklen Getrieb und von all dem Weh in der Brust! Ewige Ruh'! Er stellt sich das verlockend vor. Immerzu schlafen. Keinen Gott fürchten, keinen Menschen sehen, keinen — als nur den einen Engel, dem er begegnet war und dem er so gern abbitten möchte. Keine Glocke, keine Kirche! Nur um den Hund war's ihm leid, man jagt ihn. Ewige Ruhe! Vielleicht wacht man doch nicht mehr auf! Braucht von nichts mehr zu wissen. Er vernarrt sich in den Gedanken, immer zu ruhen, traumlos zu schlummern, auszuruhen von all den wirren und tollen Fahrten des Lebens.

Wieder steht seine Sünde vor ihm, ganz so, wie er sie bei seiner letzten Beichte gesehen hat. Ein im Wasser verfaultes Tier mit fahlgrauen Glotzaugen, triefend vor Nässe, kahl, aufgedunsen, es geht auf eine seltsame Weise bis zu seinem Mund von innen herausgestoßen; der Ekel würgt ihn. Es steigt und sinkt, er kann es nicht von sich bringen.

Er blickt scheu um sich und langt einen Strick aus dem Karren. Er will sich die tiefe Ruhe verschaffen. — —

Dort oben beim Armenseelenmarterl ist ein Gebüsch, da wären immerhin ein paar Äste hoch und stark genug. Aber da droben fänd' er doch wieder keine Ruhe. Das Bildstöcklein ist zu nah, und er will kein Heiligenbild mehr sehen, am wenigsten eine schmerzhafte Mutter.

Einige Ackerlängen weiter weg ist ein kleiner Weiher. Da stehen ringsumher Erlen und Weiden. Es führt zwar die Straße vorbei. Aber wer wird um diese Stunde unterwegs sein? Die Bauern haben scharf gearbeitet und sind alle in tiefster Ruh. Er will jetzt auch schlafen gehen.

Er wirft einen scheuen Blick auf den Hund und auf die Schafe, die dichtgedrängt, eins das andere wärmend, in der Hürde liegen. Dann geht er dem Weiher zu. Der Nachttau netzt seine Stiefel. Es ist frostig; es schüttelt ihn durch und durch, so daß ihm die Knie beben und er mit unsicheren Schritten über die Schollen tastet. Durch zerrissenes Gewölk schauen einige Sterne nieder. Der Mond läßt sich nicht blicken; es ist gut so. Wie er die schwachflimmernde Fläche des Weihers erblickt, hält er inne. Dort, wo das Gebüsche sich eng ans Ufer drängt, da ist das Wasser so schwarz und drohend, die Tiefen erzählen vom Tod. Soll er sich

hineinstürzen? Eine gute Zeit steht er übergebeugt am Steg, der zum Ablaß führt und blickt hinein. Die Frösche machen einen Lärm! Da denkt er daran, wie er einst als Bub geglaubt habe, sie seien verdammte Menschen. Auf einmal kommt ihm ihr Gequake wie ein Jammer vor. Sie schelten über das Leben und Dasein und laden ein, sich frei zu machen. Ihm ist, als ob auf dem Wasser feurige Blitze züngelten wie geschmeidige Schlangenleiber. Krampfhaft zieht und reißt er an seinem Strick. Ob er wohl tragsam ist? Die Espenblätter zittern und rauschen in nervöser Hast. Es geht doch keine Luft! Von fernen Kirchtürmen hört man jetzt die Stunde schlagen. Da und dort wird irgendein Tierlaut wach. Im Wasser ist auf einmal ein Schreien und angstvolles Piepen. Ein Vogel wird von einem Raubtier verfolgt. Wie er sich wehrt, wie er kämpft um sein armes Leben!

Der Schäfer wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er dampft vor Hitze wie ein Rennpferd.

Ins Wasser mag er nicht. Er denkt an seinen Leib. Der wäre nach der Tat so angedunsen und eklig wie seine Sünde. Er sucht sich darum einen Baum, windet den Strick um den einen Ast und macht an dem einen Ende eine Schlinge zurecht. Er braucht lange zu der Arbeit. Denn seine Finger zittern und sind völlig kraftlos. Er fühlt eine Atemnot, als wäre die Schlinge schon eng an seinem Hals und schnürte die Schlagader zu, die sich bäumt wie ein zappelnder Fisch. Er hält sich mit beiden Händen am Stricke fest, um ein wenig zu verschnaufen und Ruhe zu gewinnen. Wär's nur geschehen!

Aber wenn da drüben keine Ruhe kommt, sondern Feuer? Es sprüht ihm aus Busch und Baum entgegen. Der Erdboden scheint Risse zu haben, überall lecken Feuerzungen hervor — er tastet und greift darnach. Sie brennen nicht, aber es sind doch schreckende Flammen, grün und bläulich. Sie sieden und zischen auch. Er hört das Brummen und Sausen eines fernen großen Brandes. Seine Zunge klebt am Gaumen. Seine Lippen brennen. Er will sich zum Wasserspiegel niederbeugen, aber sein Herz schlägt so schmerzlich, daß er es nicht über sich bringt, sich zu bücken. Noch einmal blickt er ringsum, als wollte er von der Welt Abschied nehmen. Ganz ferne hört er den Lärm eines Wagens.

Da läßt er den Strick hängen und eilt wie ein Dieb seinem Karren zu. Es ist ihm ebenso zu Mute wie damals, als er unverrichteter Dinge vom Beichtstuhl wegging, im großen Moment den Mut verloren und den Sehnsuchtswunsch seiner Seele unerfüllt gelassen hatte. Er hat nicht die Kraft, sich von einer Qual zu erlösen. Ihm fehlt die Gnade — oder war's das Geheimnisvolle? — —

Am anderen Morgen warteten die Schafe vergeblich, von ihren

Hürden befreit zu werden. Sie hungerten und brachen in ihrer Ungestalt die Schranken nieder. Der Hund winselte, heulte und bellte wie toll. Aber er war angekettet und konnte sich nicht losreißen. Die Sonne stieg hoch und immer noch zeigte sich kein Schäfer. Die Herde ergoß sich weithin übers Feld und suchte Nahrung, wo sie am fettesten zu finden war, in den Kornfeldern und auf den Kleeäckern. Niemand wehrte ihnen. Da sah endlich einer, was draußen vorging und schlug Lärm. Die Bauern, ohnedies dem Schäfer unhold, waren wütend und kamen mit Stöcken und Peitschen herausgestürzt, um ihre Fluren vor weiterem Schaden zu schützen. Einige pochten unsanft an den Karren und schickten dem Schäfer grimme Verwünschungen zum Morgengruß in sein Bett.

Aber was war das? Der Schäfer schrie, sang, pfiff und hielt eine Rede. Es klang ganz schaurig aus dem hölzernen Kasten, der die Laute wie eine Resonnanz dumpfer und hallender machte. War er übergeschnappt, war der Säufer närrisch geworden? Man sandte zum Dorfbader und öffnete die Türe mit Gewalt. Der Schäfer lag schweißgebadet in seinem Bette, wie eine Leiche anzuschauen. Als er die vielen Gesichter sah, die sich in die Türlucke drängten, da fuhr ein wildes Entsetzen über sein Gesicht, die Augen traten aus den Höhlen, er streckte die krallendürren Hände abwehrend von sich und brüllte wie ein wildes Tier: ‚Verdammt, verdammt!‘

Da lachten die Bauern. Ihr Zorn wurde durch die komische Angst des Schäfers in Heiterkeit verwandelt. Sie belustigten sich an den seltsamen Grimassen des Mannes. Er hatte ihnen nie etwas gegolten, darum konnten sie ihn jetzt auch nicht bemitleiden. Rausch und Wahnsinn ist ja etwas Blutverwandtes. Sie hatten ihn zu oft betrunken gesehen, als daß sie seinen Wahnsinn ernster genommen hätten.

Der Dorfbader kam und erklärte, der Patient hätte das Nervenfieber und müsse in das Spital transportiert werden. Eine Tragbahre war nicht vorhanden; weitere Umstände war der Schäfer nicht wert, und so beschlossen die jungen Leute, ihn samt seinem Hause — wie eine Schnecke — ins Spital zu bringen.

Es war ein seltsamer Zug, der sich gegen das Dorf bewegte: An der Deichsel des Karrens zogen und lenkten junge Männer, andere schoben an der Seite und von hinten, der schwerfällige Zweiräderer ächzte und knarrte; traurig schlich der Hund hinterdrein. Er hatte lange geschwankt, ob er bei der Herde oder bei seinem Herrn bleiben sollte.

Die Burschen machten Witze. Einige liefen voraus und riefen: Platz da, seine Majestät der Schäfer kommt! Andere bliesen ein Marschlied auf grünen Blättern. Unten am Weiher glitzerte der Strick und seine Schlinge baumelte im Morgenwind. ‚Einsteigen!‘ riefen sie und deuteten auf die Schlinge, ‚bitte, Eintritt frei.‘ ‚Schäfer, hast Freifahrt in die

Hölle!' schrien andere zum Fenster hinein, mehr im Übermut als überlegend, wie roh die Rede sei. Der Schäfer aber lag wie ein gekrümmter Wurm in seinem Bette. Er hatte den Kopf in die Decke gesteckt.

Vom Dorfe her liefen Kinder. Sie wußten nicht recht, worum es sich handle. Die Lustigkeit der Erwachsenen steckte sie an und sie schrien: Juhe! und lachten und hüpften mit dem Zuge. Bald trieb die Neugierde auch die Alten hervor und bald war der Schäferkarren von einer Schar Menschen begleitet, als gälte es, irgend einen hervorragenden Mann auf den Friedhof zu bringen. Alle waren aber lustig. Es war ja nur der Schäfer, mit dem man so unsanft verfuhr.

Selbst die Ketter wurde allmählich auf den Lärm aufmerksam, der sich da durchs Dorf wälzte. Sie war eben in der Kirche, noch von der Frühmesse her und suchte durch eifriges Gebet ihr schweres Gemüt zu erleichtern. Sie tappte endlich doch heraus und sah den Zug und den Karren. Sie fragte, was denn das alles bedeute.

‚Der Schäfer ist übergeschnappt und wird ins Spital überführt,' erzählt man ihr. Da steht sie erst stumm vor Schreck, sie zittert an allen Gliedern und kann nicht heimgehen den weiten Weg bis zu ihrem Häuschen. Sie kehrt in die Kirche zurück und setzt sich in ihren Winkel. Da ist heut' der rechte Platz für sie. Denn die Erlösung ist nah — aber sie muß noch errungen, erkauft werden. . . . Wenn er ins Spital kommt und in die Hände der guten Schwestern, wenn er den Tod vor Augen hat, dann muß er sich bekehren, kann nicht widerstehen. Er ist doch auch nicht von Stein. Ihre Augen leuchten in Hoffnung auf und die Runzeln all im faltigen Antlitz der Greisin verschieben sich, so daß sie lauteren Frieden anzeigen, wie sie so oft Sorgen bedeutende Zeichnungen gezogen hatten.

Am andern Tag eilt sie ins Spital hinüber. Das heißt, sie braucht zu dem kurzen Weg eine geschlagene Stunde. Klopfenden Herzens fragt sie, ob er noch lebe, der Schäfer, den man gestern gebracht habe. Als man sie versichert, sein Zustand sei bedenklich, aber nicht aussichtslos, unmittelbare Lebensgefahr bestünde nicht, da wagt sie die andere Frage: Ob er denn gebeichtet habe?

‚O ja,' versichern die Schwestern. ‚Er scheint ein ganz guter Mann zu sein. Er hat sich nicht gesträubt; anfänglich schien er wohl erschrocken, aber er hat sich leicht beruhigen lassen. Er hat nun alles — Kommunion und heilig Öl. Der Kurat besucht ihn fleißig und ist recht zufrieden.'

Die Alte zögert noch. Sie hat noch eine Sorge im Herzen und wagt nicht, sie zu sagen. Es klingt so töricht.

‚Und habt ihr ihm etwas versprochen?' rückt sie endlich heraus.

Man schaut sie groß an und denkt, die Alte sei wohl nicht mehr ganz bei gesunden Sinnen.

Sie bemerkt's und lächelt. ‚Ich bin schon recht, aber ich muß die Frage tun; es läßt mir sonst keine Ruhe.'

‚Was kann man denn einem Totkranken versprechen als das ewige Leben?' tröstet man sie.

Das sieht sie ein und der schwere, lastende Stein sinkt von ihrer Seele. Der Gottesraub ist gesühnt.

Sie hatte schon dem Spital den Rücken gekehrt, als sie nochmals umkehrte und nach vielen Bedenken den Kurat rufen ließ. Es tat ihr leid, in so aufdringlicher Weise den guten Herrn zu belästigen, aber es war noch ein Schatten in ihr zurückgeblieben. Wer so entsetzlich betrogen worden ist wie sie, der kann nur schwer an die Erfüllung eines heiß erflehten Wunsches glauben.

‚Ob er's wirklich recht gemacht habe,' fragte sie. Sie betonte die Worte so eigentümlich und schaute den Priester dabei so angstvoll an, daß er über die sorgende Alte lächelte und ihr statt einer unwirschen Antwort eine freundliche und bestimmte gab: ‚Der Schäfer hat seine Sache gemacht wie einer, der seine letzte und wichtigste Verrichtung auf dieser Erde tut und den Strich unter sein Leben setzt. Seid beruhigt, gute Frau, die Rechnung ist gemacht und beglichen.'

‚So sei Gott gedankt,' sprach die Alte feierlich, und eine Träne in ihrem Auge glänzte wie Tau an einer welken Blume.

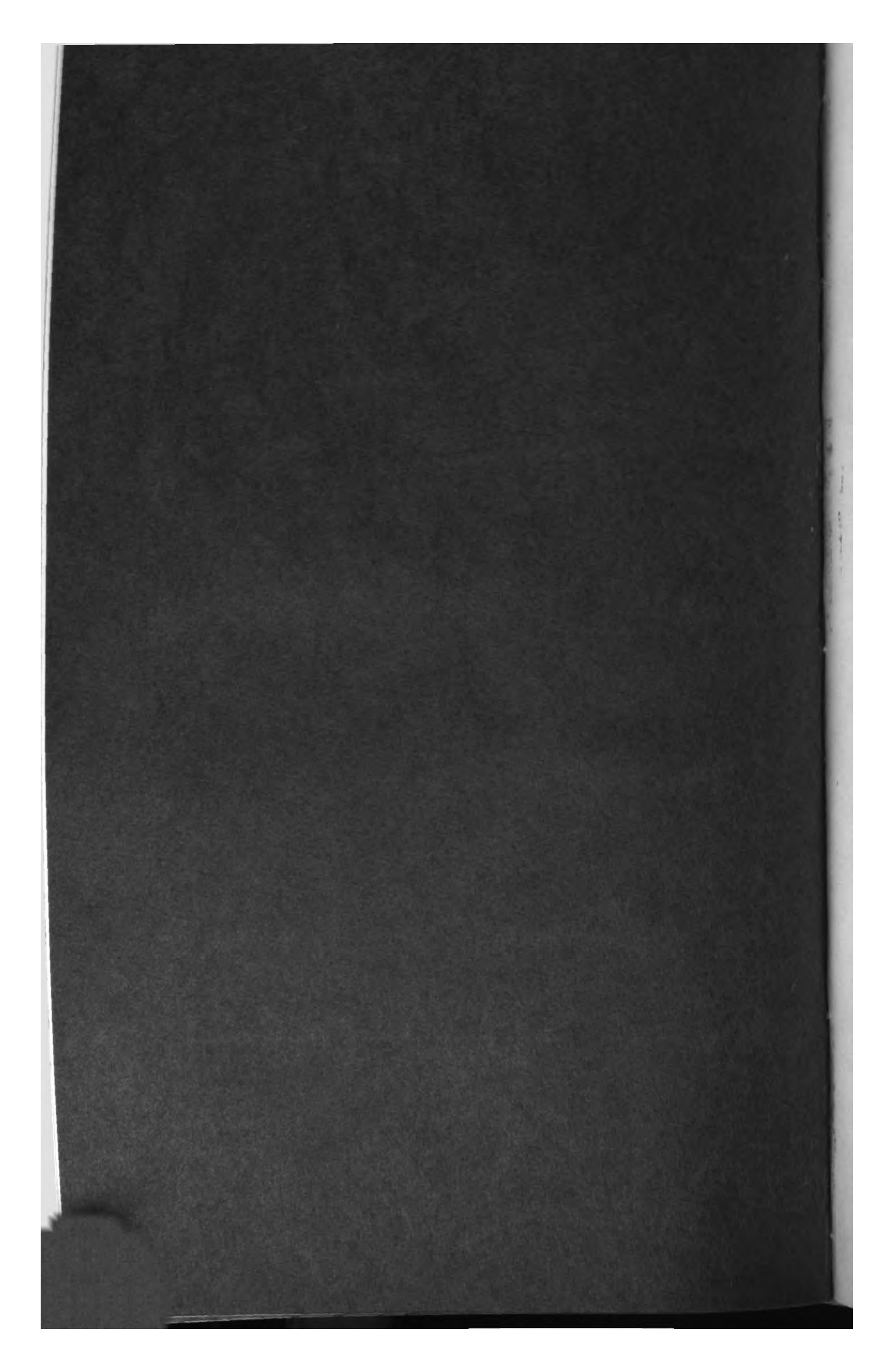
IV.

Der Schäfer genas von seiner Krankheit und stand nach einiger Zeit wieder auf dem Felde bei der Herde. Bleich und abgehärmt, um Jahre gealtert, das Haupt kahl und der Rücken gebeugt. Anfangs wollten die Jungen den Spott, den sie bei der Überführung mit ihm getrieben hatten, fortsetzen. Aber sie bemerkten bald, daß er einen neuen Stempel trug. Sein leidendes Aussehen, sein stilles, ernstes Wesen trug etwas Rührendes an sich. Zudem wich der Schäfer jedem menschlichen Wesen von allen Fernen aus, als wisse er von der Schmach, die man ihm angetan hatte. Im Wirtshaus sah man ihn nicht mehr. Zu aller Verwunderung aber kam er zuweilen zur Kirche; freilich nicht in den Sonntagsgottesdienst, überhaupt nie, wenn Leute im Gotteshaus zu vermuten waren. Man versicherte, daß er sich immer nur in die hinterste Ecke stelle und während der ganzen Zeit nach den hohen Fenstern blicke, wo der blaue Himmel hereingucke und das Sonnenlicht. Das komme, so sagten die Leute, von seinem Amte; ein Schäfer müsse sterben, wenn er den Himmel nicht mehr sehe.

Aber warum er denn in der Kirche immer weine, forschten sie weiter — denn einige wollten das gesehen haben. Man zuckte mit den Schultern. Jedenfalls hänge das nicht mit seinem Schäferberufe zusammen.

Eugène Delacroix / Dante und Virgils Überfahrt über den See der Unterwelt





Die Ketter hätte es lieber gesehen, wenn er auch am Sonntag zur Kirche gekommen wäre, wie's Pflicht ist. Aber ihr gutes Herz begnügte sich mit der vorläufigen Bekehrung. Es will alles seine Zeit. Die neue Saat ist noch jung, meinte sie; bis zur Ernte kann noch viel geschehen. Auch entschuldigte sie den Schäfer mit der begreiflichen Scheu vor den Menschen, die ihn in seinem Unglück verhöhnt hatten. Und dann: Schäfer bleibt Schäfer. Ist einer wie der andere. Sie halten nun einmal lieber draußen im Freien Gottesdienst.

Der Schäfer stieg allmählich wieder in Ansehen und Gunst. Seitdem er nicht mehr trank, war er stets fleißig bei der Herde und stahl nicht mehr, um die Herde in kurzer Zeit zu sättigen, auf den fetten Kleefeldern umher. Ketter schnappte nach jedem Lobe, das aus irgendeinem Munde über den Schäfer laut wurde, wie nach einem Leckerbissen. Mit tiefem Mitleid betrachtete sie die Furchen in des Schäfers Wangen, über denen die Backenknochen scharf und hart wie bei dem hölzernen Kruzifixus im Tischeck hervorstachen. Jetzt hätt' er die Täubchen ehrlich verdient. Sie möchte ihm gern etwas Gutes tun. Er ist gar so hager. Sie ist ein paarmal dran, ein junges Huhn zu kaufen, aber eine eigene Furcht hält sie zurück. Es könnte auch diesmal kein Glück dabei sein, könnte zuletzt gar den alten Zorn wieder aufstieren. Besser er darbt, als daß die Seele wieder in Hunger kommt. Aber der Gedanke an ein Freudenmahl verfolgt die Alte wie eine Versuchung; so oft der kranke Mann bleich und müd, als kost' es ihn Mühe, die dünnen Beine nachzuschleppen, ins Dorf kam, da klopfte das Mitleid wieder an ihre gute Seele. Sie dachte an den verlorenen Sohn, den ein gütiger Vater bewillkommt und in seine Arme geschlossen. Der hier ist auch zurückgekehrt, aber niemand hat sich um ihn geschert, kein Gruß hat ihn empfangen; kalt gehen sie an ihm vorbei. Wenn etwas den Himmlischen Anlaß genug zum Festen und Singen ist, dann sollte das doch auch auf Erden Ursach' zur Freude sein.

Der Schäfer hatte sie nie mehr gehöhnt, freilich auch nicht gegrüßt, sondern war stumm an ihr vorüber geschlichen. Sollte er glauben, sie habe ihm noch nicht verziehen? Nein, was er ihr getan hat, darf ihn nimmer drücken. Das will sie ihn wissen lassen. Anfangs nimmt sie sich vor, bei Gelegenheit ihm in den Weg zu treten und frisch heraus zu sagen: Schäfer — das mit den Täubchen ist längst vergessen und verziehen. Ich denk' längst nimmer dran vor lauter Freud, daß du umgekehrt bist. Aber das dünkt ihr gar zu dürr und herb. Sie hat so viel Feingefühl, daß sie ahnt, so heilt man keine Wunden zu. Es muß mehr Lieb dabei sein. Der Vater hat ja zum verlorenen Sohn auch nicht gesagt: Ich verzeih' dir schon, sondern bringt ihm ein Sonntagskleid und schlachtet einen guten Braten.

Und als wieder ein Festtag herannaht, da faßt sie Mut, tritt auf den Schäfer zu und sagt: ‚Schäfer, ich hab' dir keine Krankenvisit gemacht. Möcht' dir aber gern etwas beisteuern, daß du wieder in Saft kommst. Zum Fest steht eine gute Suppe für dich bereit. Sei mein Gast. Ich bin allein.'

Der Schäfer war erschrocken. ‚Gast', sagte er — ‚ich, nein, ich' — und starrte an ihr vorüber.

‚Gut, dann schick ich dir etwas aufs Feld. Das wird wohl erlaubt sein!'

Der Schäfer zuckte die Achseln und ging weg. Doch glaubte die Retter zu bemerken, daß er sich nur geschämt habe, ‚ja' und ‚dank' dir' zu sagen. Welchem armen Kranken ist eine Stärkung nicht willkommen!

Sie schickte also am Festtage zwei Buben auf das Feld, damit sie dem Siechen Fleischbrühe und andere Krankenkost an den Karren brächten.

Aber wie erschreckt kamen die Jungen zurück, die so fröhlich ausgezogen waren! Welch trübselige Berichte brachten sie mit!

Der Schäfer hatte weder sie noch die duftenden Tiegel beachtet. Er hatte immerzu geweint und auf alles Bitten und Zureden nur den Kopf geschüttelt. ‚Ich — und essen, Kinder? Pfui, essen!' das war seine einzige Rede gewesen. Und noch schüttelte es die Buben, wenn sie seine angstdurchzitterte Stimme, seine suchenden, hilflos starrenden Augen schilderten. ‚Er ist krank', versicherten sie, ‚man sollt' nach ihm sehen.'

Er ist krank — dies Wort blieb an der Alten hängen, aber es gewann ihr einen anderen Sinn. Der furchtbarste Verdacht stieg in ihr auf. Gott, wär's möglich, daß er auch diesmal seinen Frieden nicht gefunden hätte! Hatte er sich unterfangen, angesichts des Todes, des Gerichtes, der höllischen Pein mit dem Sakrament Spott zu treiben? Diese Vorstellung betäubte sie völlig. Sie taumelte und fühlte schwindelige Ängste.

Aber als der erste Anprall vorübergegangen war, raffte sie sich auf und stritt gegen ihren Argwohn und schmetterte ihn nieder. Einen Augenblick lang wurde sie seiner völlig mächtig. Sieghaft triumphierte sie: Geheuchelt sollt' er haben in sterbender Not, nein, nein! Das bringt ein Mensch nicht fertig. Das wäre wider die Natur. Wo man von der Welt nichts mehr, von drüben alles zu fürchten hat! Was bin ich doch für eine frevelhafte Person, daß ich solchen Argwohn nähr' und so schlecht denke, wo doch Gott sich der Bekehrung freut. Und er hat sich bekehrt. Gar nicht anders zu denken! In solchem Fall . . . guter Gott! Der Teufel müßt' sich da bekehren. ‚Er hat alles recht gemacht!' Hat nicht der Kurat so gesagt, und der versteht mehr als ein altes Weibsbild.

Und aus ihrem grübelnden Herzen kommen die guten Bilder und Vorbilder, die sie in den Gebetbüchern und Legenden, der ständigen und einzigen Seelennahrung ihres Lebens gefunden hat. Die büßende Magdalena, die Väter in der Wüste. Heilige — sind die nicht blind geworden vor Reuetränen und haben gebüßt bis ans Ende. Reuetränen hat der Schäfer geweint. Das ist's. Er büßt.

Sie atmet bei dem Gedanken an die frommen Geschichten froh auf. Wie Sonnenlicht umleuchten sie ihr Gemüt. Weg sind die schwarzen Versuchungen. Sie geht ins Vorgärtlein hinaus. Kinder spielen da und freundlich grüßende Menschen gehen vorbei.

Nein, nein, man soll die Leute nicht schlecht machen. Sie fallen in Schwachheit, wenn aber der Ernst an sie herantritt, dann erweichen sie.

Immer froher und leichter wird ihr um das Herz und doch kann die Sonne nicht alle Schatten aus ihrer Seele hinauswerfen, immer bleiben einige Ballen in den Ecken hocken und immer muß sie mit sich selbst disputieren. Sie will nicht mehr daran denken, hält die schlimmen Vermutungen für Sünde und doch — es denkt von selber, es vermutet, es ahnt und befürchtet. Etwas Unpersönliches, ein zweites Wesen wie bei allen unnatürlichen Versuchungen redet und läßt sich nicht beschwichtigen. Der gespenstige Verdacht und der klug redende gute Glaube messen sich und liegen schwer lastend auf den beiden Wagschalen. Sie will morgen auf Kundschaft ausziehen; sie fürchtet ihn nicht und wenn die Hölle mit ihm streitet. Sie muß wissen, wie es steht.

Unterdessen ist auch in dem Schäfer Sturm und Krieg. Der Feind ist wieder zurückgekehrt, wie man's ihm vorausgesagt hatte, als er vorzeitig und vom Heimweh nach der Flur getrieben, das Krankenlager verlassen hatte. Das Fieber hat ihn überfallen. Der Husten rüttelt an ihm und tobt so heftig, daß sich der Hund scheu in die Hütte verkrochen hat. Das Fieber hat einen doppelten Atem. Es gießt ihm heiße Wellen über Kopf und Brust und haucht darauf rieselnde Kälteschauer über ihn hin, die den Leib wie scharfe Hagelkörner treffen. Als die Sonne untergegangen war, da hat der Überfall begonnen. Er ist in die Hütte entwichen und hat sich angekleidet in das Bett verkrochen. Ihn friert, daß die Zähne klappern. Der frostige Hauch weht jetzt so andauernd, als wollte er ihm das Blut gerinnen lassen. Der Zitternde wirft alles, was an warmen Decken vorhanden ist, über sich hin.

Aber immer noch diese beißenden, prickelnden Kälteschauer. Die Haut bäumt sich, sie ist wie von rieselndem Sand übersät. Sein Atem geht schwer. Seine Brust hebt bei jedem Aufatmen Zentnerlasten. Das geht auf Leben und Tod. Er weiß nie, ob es ihm gelingen wird, noch einmal den Lebensodem einzuziehen. Zwar hat er keine Freude am

Dasein. Am liebsten möchte er die Augen zuschließen und nicht mehr sein. Aber der innere Mechanismus arbeitet weiter, ohne nach seinem Willen zu fragen. Das Herz pocht. Die Brust hebt sich und senkt sich. Der Leib wehrt sich gegen das Absterben. Er ringt ohne Weisung und Befehl mit dem Gegner, der ihm auf der Brust kniet. Und siehe, er scheint zu siegen. Die Erstarrung weicht. Der Feind zieht langsam ab, hebt ein Knie um das andere von der Herzgrube weg. Frei atmet der Schäfer auf. Die Wärme rinnt fühlbar vom Herzen zum Kopf. Die Brust wird geschmeidig und federleicht. Er fühlt sich gesund und heiter wie seit undenklicher Zeit nicht mehr. Seine Gedanken sind behend, sie jagen sich und spielen wie Licht und Schatten. Im Fieber aufgelöst wie verdunstende Wasser heben sie sich in Wolken, setzen sich auf lichte, krause Gebilde und er sitzt dort bei seinem Weib, hat ihre Hand gefaßt und bittet ihr ab mit halb geschlossenen Lidern, schaut sie an und kann sie doch nicht ganz sehen. Ganz wie damals. Die Schleier sind immer noch nicht ganz gebrochen. Er streichelt ihr Haar, ohne es zu berühren, und fühlt Schauer wie Andacht in sich. Dann fallen die Gedanken auf die feste, grüne Erde hart nieder. Sie kehren zu den Quellen seines Lebens zurück, sie bewegen sich auf den Gefilden froher Jugend. Diese Gefilde sind eng, aber Zugvögel finden immer wieder das Nest, wo sie einmal froh gewesen sind. Und die Gedanken sind Zugvögel. Wenn der Leib altert, dann suchen sie wieder die Wiege und den jungen Leib und die gesunden Glieder.

Der Moorbach rauscht. Der Schäfer horcht und hält den Atem an. Das Wasserrad dreht seine Schaufeln. Die goldgelbe Flut breitet sich auf ihnen wie ein Fächer aus und spritzt dann hinab in die schwarze Grube, da murmelt und quietscht es. Eine tiefe Altstimme spricht. Feine Sopranstimmlein lachen sie aus. Großmütterlein erzählt. Kinder lachen über das Märchen. Er hält ganz ruhig, denn auf dem Wasser huschen Spinnen gedankenschnell dahin. Die sind so scheu wie er und wollen kein Menschengesicht sehen. Unten kriechen Tausendfüßler. Diese seien giftig. Er fürchtet sie. Die Tiefen sind unheimlich. Ein Regenwurm krümmt sich im Wasser. Sein Leib ist blau und rosig, voll Glieder und Ringe. Er krümmt sich und vermag doch nicht sich durch die Wasser zu winden. Er muß wohl sterben. Das schwarze Loch ist sein Grab. Auch viele Wurzeln faulen drin. Aber auf einmal werden die kringelnden Fluten Schlangenleiber. Sie schlingen sich blitzschnell und tanzen und jagen sich nach. Sie haben feurige Tupfen auf ihrer Haut und das Wasser wird tief, ein Abgrund. Das Wasserrad ist verschwunden. Wo es sich gedreht hatte, da stehen jetzt Buben und lachen ihn aus und machen Teufelsfratzen. Seine Stiefmutter unter ihnen. ‚Mucker,‘ rufen sie ihm

zu, ‚haben wir dich! Sind wir hinter deine Schleichwege gekommen! Du Schleicher!‘ Er hebt die Hand und rafft sich auf. Der Schäferhund ist nicht bei ihm. Aber die Schlangen. ‚Faßt sie, faßt sie!‘ Sie schießen hin und her und fahren wie zischelnde Blitze durch die Luft. Die Quälgeister sind davon, sie laufen und kehren nimmer zurück. Aber sein Heiligtum ist entweiht. Kein heimliches Plätzlein ist mehr im Umkreis um das Dorf. —

Der Schrecken des Wahngebildes hat ihn wach gemacht. Er setzt sich aufrecht auf das Bett, um die wüsten Bilder abzuschütteln. Aber kaum sinkt er in die Kissen, da sind sie schon wieder da. Eine entsetzliche Angst faßt ihn an. Er hört knistern und Schritte schlürfen, er fürchtet, daß einer zum Fenster einsteige. Und nun wird ihm auf einmal die Zunge dick und aufgeschwollen. Sie liegt wie ein breiter Stein im Mund. Es ist ein unendlich quälendes Gefühl. Schwillt und wächst, wird klein und groß, drängt und würgt, zerfließt und stemmt sich wieder ein. Und plötzlich weckt das Gefühl der körperlichen Not das Bewußtsein von einem geistigen, innerlichen Würgen und Quälen. Das fährt mit solch einem Schrecken in ihn, daß er wieder erwacht. Der Schweiß rinnt an ihm nieder. Er sitzt aufrecht in seinem Bett, schwer atmend. Unter dem Karren hört er den Hund heulen. Warum heult das Vieh? ‚Wenn Hunde heulen, ist der Tod nah“, sagt ein Sprichwort. Oder gibt es da Tänze in der Nähe, Geigen und Flöten, oder ist Gottesdienst, klingen Orgeln? Sein Kopf sinkt schwer vornüber, er dünkt ihm groß wie eine Turmkuppel. Er schwankt und taumelt und liegt doch im Bett. Er horcht und späht. Wahrhaft! Ein fernes Klingen. Aber ist es denn Winterszeit? Lauter Glöcklein sind es wie Schlittenschellen. Lichtlein blau und rot fallen wie rinnende Tropfen nieder. Um den Karren sind schwebende und tanzende Wellen. Das Gewoge will ihn forttragen, weiß Gott, ins Unendliche hinaus. Das Klingen wird zum Murmeln von vielen Menschenstimmen. Haufenweise wimmeln sie heran. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckt ihn und macht ihn völlig wach: Sie kommen wieder und zerren mich im Narrenzug durch das Dorf. Das tosende Meer von Menschenstimmen ist ein Hohngelächter. Sie kommen und legen Hand an den Karren.

Da treibt ihn eine innere Gewalt aus seinem Bette. Er empfindet nichts mehr als den einen Gedanken: ‚Ich muß mich vor ihnen retten. Nur nicht im Narrenzug. Nur kein Hohngelächter. Nur nicht unter Menschen!‘ Dieser Gedanke ist die einzige feste Linie in dem krausen Spiel seiner aufgepeitschten Seele. ‚Ich muß fort, ich muß fort, mich retten vor der Meute!‘

Er sitzt noch immer am Rande seines Bettes. Seine Bluse bebt,

so zittern Hand und Knie. So klopft sein Herz und jedes Glied wird vom Frost geworfen. Sein Atem pfeift. Von ferne die rauschenden Stimmen, tosendes Geschrei! Von ungefähr kommt ihm auch der Gedanke, Sturm sei draußen und Donners Stimme murre in der Ferne.

Er schlüpft hinaus. Die Schippe hat er noch ergriffen. Sie ist ihm immer Stab und Strafrute zugleich gewesen. Er fürchtet, sie möchten in Haufen daherkommen, wie die Treiber aufs Wild, oder es könnte doch ein verspäteter Wirtshausgast, einer, den Freud oder Leid oder Schlechtigkeit nicht schlafen läßt, ihn aufgreifen — er wird nimmer dem ganzen Dorf einen Narren machen. Darum überall hin, nur nicht in die Hände der Meute! Stockdunkle Nacht lastet und hüllt Weg und Steg, Wasser und Wald, alles in den gleichen Trauersamt. Nur manchmal zittert ein goldenes Band auf dem düstern Kleid der Natur, wenn ein rascher Blitz niedergleitet. Er sucht keinen Weg. — Querfeldein! Da trifft er wenigstens keine Menschen! Kein Tröpfchen Tau liegt auf Kleeacker und Rasen. In den Wolken oben hängt Regen. Er ist nur noch nicht reif und ausgebrütet. Aber ein Sturm wird ihn schnell losgerissen haben und wie reife Frucht wird der Regen niederprasseln. Der Schäfer leidet entsetzlichen Durst. Er beugt sich nieder und bricht Halme ab, um ihre saftigen Knoten und Blätter auszusaugen. Die Hitze strömt ihm aus allen Poren. Die anfängliche Frische weicht einer bleiernen Mattigkeit. Der Blitz selbst scheint erschrocken über das geisterhafte, blutleere Antlitz, das er trifft. Die Müdigkeit erfaßt auch den Willen und die Gedanken.

Wozu fliehen, wozu sich tothetzen? Sterben muß er doch diese Nacht, warum denn nicht ruhend und friedlich?

Aber wieder grollt der Donner und vom Dorfe her erschallt ein greller Juchzer. Wenn sie doch kämen! . . . Sterben ja, aber nicht unter Spottreden und Hohngelächter! Darum weiter! Der Stab in seiner Hand beschreibt immer unbestimmtere Linien; er schwankt wie die Füße, die er stützen soll. Er gräbt sich in den Boden von der Wucht des schwankenden, auf ihn hinsinkenden Körpers. Die Äcker dehnen sich in flacher Ebene vor ihm aus. Ein Blitz erleuchtet sie bisweilen weithin bis zu den Bäumen, die einen Bach umsäumen, und dem waldigen Hügel, an dem das Spital steht. Der Wandernde glaubt, er entferne sich immer weiter, je länger er pilgert. Er fühlt, daß er mit seiner Kraft bald zu Ende ist. Und nun kommt auf einmal eine tödliche Übelkeit, eine lähmende Schwäche: Tod, bist du's, denkt er noch — dann sinkt er in die Furchen hin; die Schippe hält sich schwankend im Erdboden aufrecht, aber die Hand, die sie umfaßte, hat losgelassen und der Träger liegt, von der Finsternis verschlungen, wenige Schritte von ihr im Felde. Ein paar Vögel, die in der Nähe ihr Nest geborgen haben, flattern auf, als sie das Dröhnen

des aufschlagenden Körpers vernehmen, sie fliegen ängstlich piepsend umher und lassen sich wieder bei ihrem Neste nieder. Nun aber ist's, als wollte der Himmel Totenklage halten und Scheidung läuten. Das Wetter bricht hervor. Sturm und Regen sind los und stürzen wie eine kläffende Meute aufs Erdreich. Windstoß um Windstoß bricht aus der Nacht und mit ihnen kommen Güsse von platschenden fetten Tropfen. Alles auf den gefällten Menschen hin, der im Acker liegt! Nur der Donner rollt feierlich in den Höhen fort, ein Erhabener, der nicht ins Kampfgewühl eingreift, sondern nur von Kampf und Not mit feierlichem Ernste redet. Und der Blitz hält seine Fackel über den Schäfer und läßt flammendes Licht auf die dunkle Gestalt fallen, ohne ihm ein Leides zu tun. Aber die ragende Schippe mit der blitzenden Wurfschaufel gefällt ihm, er umspielt sie, läßt sie hell aufleuchten, umkreist sie wie ein Adler, der Beute erschaut hat und unschlüssig ist, wann er's wagen soll, herabzustoßen.

Die Wasser strömen in dichten Schwaden daher. Jede Furche wird zum Bächlein. Die blaue Bluse des Schäfers wird durchnäßt, bald schwimmt er selber förmlich im Wasser, nur die Stiefel allein, die alten, treuen, halten noch stand.

Wie oft ist der friedlose Mann mitten durch den Frieden der Natur gleich einem Wetter gerast, nun liegt er friedsam im rasenden Wetter!

Ein Fuchs birscht durch die Schollen. Sucht er nach besserem Unterschlupf oder will er den lähmenden Schrecken nützen, der auf allen Tieren liegt? Er schnuppert an dem Körper, auf den er plötzlich stößt, riecht Menschenblut und jagt erschreckt weiter in die Nacht.

Die Schippe ragt wie ein heiliges Zeichen in der Nähe des ruhenden Menschen. Wenn die Blitze über ihr leuchten, dann glimmt sie auf wie ein Totenlicht und die Blitze spielen so gierig um das schimmernde Eisen, sie werben und weben, sie lieben den blanken, harten Stahl.

Auf einmal bricht eine flammende Feuergarbe nieder, als sollte eine goldene Säule vom Himmel auf die Erde gezogen werden. Sie gießt sich über den Stab des Schäfers hin, schmilzt das Eisen, entzündet das Holz, so daß ein knisterndes Feuer vom Boden aufloht, und ein Donnerschlag kracht mit ungeheurem Dröhnen über das zitternde Feld hin. Die funkelnde Schippe hat die himmlische Umarmung mit dem Tode gebüßt.

Auf den Schäfer aber hat das schmetternde Dröhnen gewirkt wie die Posaune des Gerichts auf die Toten, die in den Grüften schlafen. Er erhebt sich plötzlich vom Boden, sieht sich einen Augenblick um und taumelt dann mit vorgestreckten Armen, einem Blinden gleich, über das Feld. Ganz dumpf und verschollen klingt es noch in ihm: ‚Fort, fort von den Menschen!‘

Das Gewitter hat ausgetobt. Es fürchtet den Morgen und die Frühsonne. Ein goldener Streifen färbt den Osten. Die Hähne werden wach und die Bauern denken an ihre Arbeit. Es ist noch sehr früh am Morgen. Aber zur Sommerszeit stehen sie mit den Vögeln auf.

Der Hofhund bellt und zerrt an der Kette. An die Stalltüre poltert es. Ist ein Tier losgekommen? Die Knechte stürzen heraus. Nichts zu sehen. Die Tiere alle in guter Ruh. Aber dort am Häuschen liegt einer, liegt auf den Knien, will auf und fällt erst recht zu Boden. Lang hingestreckt wehrt er sich gegen seine Schwere und Schwäche. Er ist wie ein geschossenes Wild. Wer ist es? Die Morgenröte hebt noch eine Fackel hoch gegen den Himmel. Die Knechte trampeln auf den niedergebrochenen Menschen zu und erkennen ihn. Die blaue Bluse trieft: ‚Der Schäfer' brummen sie. Sie stehen. Sie stehen hilflos und rufen den Neugierigen zu: ‚Der Schäfer.' So hört es auch die alte Ketter, die nebenan in einem Stübchen wohnt. Sie kniet schon beim Morgengebet, um sich zum Kundschaftsgang auf das Feld vorzubereiten. Sie schrickt auf, späht, horcht und trippelt zu den Knechten hinaus, die immer noch um den zappelnden Schäfer stehen; da die Nässe von ihm wegläuft und er über und über mit Ackerkot beschmutzt ist, wollen sie nicht zugreifen. Sie wissen auch nicht, wohin mit dem Ohnmächtigen. ‚So faßt ihn doch und herein zu mir,' kommandiert sie und eilt voraus in die Stube, richtet Kissen und legt Feuer nach für heißen Tee.

‚Zum Kurat, er soll schnell kommen,' ruft sie den Knechten nach, die schon wieder aus der Stube stampfen.

Und sie müht sich um den Schäfer und bringt ihn mit scharfen Essenzen zum Leben. Er schaut sie starr an. Er röchelt. Da packt sie die Angst, daß der Priester zu spät kommen möchte, sie will ihm vorarbeiten. ‚Schäfer, bereust du?' frägt sie ihn. Er schließt die Augen; aber er ist wach. Vielleicht besinnt er sich auf den Sinn der Worte. Die Lerchen jubilieren und die Hahnenrufe schmettern hell in die Stube. Die Alte empfindet das wie eine Störung des hochheiligen Augenblickes. Sie glaubt, die Musikanten Gottes übertönen zu müssen und ruft lauter: ‚Willst du beichten?' Das ist bis zu seiner Seele gedrungen. Angstvolle Augen tun sich auf. Der Schäfer wendet sich und vergräbt sein Gesicht in den Kissen. Da beugt sie sich über ihn hin und ist wie eine Gluckhenne, die sich gegen einen Raubvogel wehrt. Es geht um Leben und Tod. ‚Schäfer, in einer Stunde bist du tot, vielleicht schon eher. Gericht Gottes, Gericht Gottes, fürcht es! Du hast noch nie richtig gebeichtet, nie in deinem Leben; auch nicht das letztemal. Du bist noch ein Judas und Teufel. Schäfer, Schäfer, ein Engel kannst du werden. Braucht nur ein Wort. Ein Engel. Ein rechter Schächer.'

Eugène Delacroix/Das Blutbad auf Chios.



So schreit und streitet die Alte, aber plötzlich hebt er sich auf den Ellenbogen und stößt mit heiserer Stimme heraus: ‚Ja — ich hab noch nie, wahrhaft nie, ich kann . . . Weg, laß mich‘ und sinkt wieder zurück und vergräbt das Gesicht in den Kissen, ein Wimmern wie von einem Kind kommt hervor: ‚Laß mich, ich geh, will fort, fort! Ich geh!‘ Dann wieder ein Würgen und Stöhnen. Die Alte hebt die Hände zum Himmel. Sie zittert und bebt. Sie fühlt selber Sterbensnöte, denn sie weiß: Ein Augenblick und alles ist gerettet, ein Augenblick und alles ist verloren. Draußen Stimmen. Nasen drücken sich am Fenster breit, die Leute möchten den Schäfer sehen. Die Frühsonne bricht durch das dunkle Wettergewölk und übergießt das nasse Feld mit blitzendem Geschmeide.

‚Holt, lauft. — Der Kurat — soll kommen!‘

Das ist ihre Hoffnung. Sie, die arme Alte findet nicht das Wort, das wie ein Hammer diese harte Panzerung durchbricht. Aber er muß gerüstet sein. Unterdessen bestürmt sie den Himmel ohne Aufhören und ruft all seine Scharen an, daß der Verstockte sich bekehre, der Verhärtete, der dem Geist Widerstrebende. Verstockt, verstockt, sie weiß keinen anderen Gedanken, keine andere Erklärung. Verstockung aber ist ewiger Tod. Sie sprengt Weihwasser gegen den Bösen, zündet das heilige Licht der Sterbekerze an und betet und wartet und hofft.

Jetzt tut sich die Tür auf. Eine blaue Stola blinkt im Goldgestäube der Sonne. Die Alte rüttelt den Schäfer. ‚Auf, der Kurat ist da‘ und zu diesem gewendet voll Schmerz und Grauen und Anklage: ‚Nicht hat er seine Sache recht gemacht. Nie, auch nicht das letztemal, er hat mir gestanden.‘ Das kann sie noch herausbringen, dann ist ihre Kraft zu Ende. Ein Tränenstrom und krampfiges Schluchzen verschlingt ihre Rede. Aber sie ist doch getröstet. Ein Gewaltigerer hat nun das Wort. Der hat den Hammer in der Hand, der zerschmettert die teuflischen Gewalten.

Ungläubig schaut der Priester in das Antlitz des Schäfers. Aber diese herausquellenden blaßgrauen Fischaugen, die sind so irr und verzweifelt, daß er glauben muß.

Des Schäfers Kopf sucht immer die Kissen. Aber die Alte zieht ihn auf. Er muß den Priester anschauen, der ihm stockend und dringlich zuspricht, doch ruhig, nicht mit himmlischen Donnerschlägen.

‚Gehe hinaus, er wird beichten,‘ sagt er und deutet nach der Tür. Die Alte geht getröstet. Denn das ist ruhig und stark gesagt. Jetzt wird er den Hammer schwingen. Es nimmt doch noch ein seliges Ende.

‚Wir sind allein, kein Zeuge als Gott. Ich ein verschwiegenes Grab. Bekenne!‘

Dem Kranken tritt kalter Schweiß auf die Stirne. Sein sonst so fahles Gesicht erscheint dunkelblau und aufgedunsen. Er macht das Kreuz

über sich. Sein Unterkiefer schnappt mehrere Male auf und nieder. Aber der Mund bleibt tonlos. Der Priester bittet, beschwört, stellt Himmel und Hölle vor den Ringenden, und immer wieder: ‚Ich bin ein verschwiegenes Grab. Kein Zeuge als Gott.‘ Der Kranke starrt an ihm vorbei und schweigt. Seine Hand krampft sich in das Kissen. Er hebt den Mund zu dem lauschenden Ohr des Priesters, ganz vertrauend und willig. Aber das Wort kommt nicht an das Licht. Schwer sinkt der Körper wieder zurück. Ein Zittern rinnt durch alle Glieder. Der Raum dunstet, der Priester öffnet das niedere Fenster. . . . Wieder tut sich der zitternde Mund auf. Aber ein Brechreiz scheint ihn zu würgen. Er stöhnt und ächzt. Er will und kann nicht. Das Gesicht ist qualvoll verzerrt. ‚Du glaubst, du bereust,‘ sagt staunend und erschüttert der Priester. Der Kranke nickt.

‚Und du bekennst?‘

Da schauen ihn diese grauen, verglasenden Augen mit unbeschreiblichem Ausdruck an; die eine Hand fährt zitternd und tastend nach der Brust und zeigt auf sie wie auf die tödliche Wunde. Der Priester nickt, er habe verstanden. Nun wartet er zuversichtlich auf das Geständnis. Aber nur die Augen des Kranken reden. Aus ihnen quillt ein furchtbares Geständnis. Sie starren, wie wenn sie eine Welt voll wimmelnder Schlangen und Drachen schauten, sie erzählen von einer Qual ohne Ende, ohne Hoffnung, ohne Trost. Die Schuld spiegelt sich in ihnen, die große, übermächtige, die unsagbare.

Dann werden sie auf einmal glanzlos. Über seinem wortlosen Bekenntnis ist dem Schäfer das zermürbte Herz gebrochen. Er reckt sich. Die Lider schließen sich, ein Zittern rinnt durch den ganzen Leib. Umsonst hält der Priester sein Ohr ganz nahe zu dem aushauchenden Mund und fleht: ‚Bekenne, bekenne!‘ Das Geheimnis des Schäfers flutet mit der aufgelösten Seele in die Heimat aller Mysterien.

Eugène Delacroix. Das Problem des romantischen Genies / Von Konrad Weiß

Das Genie kommt in der Fülle seiner Zeit; aber es kommt nicht aus Freiheit, sondern aus Verhängnis. Es ist keine zeitliche Erfüllung; denn das wäre das Ende der Zeit, wie auch Christus Mensch wurde, um die Zeit nicht zu beenden. Das Genie ist nur die zeitmögliche Bewußtheit, zu der sich die Menschengeschichte immer wieder verdichten muß, um ihre ewige Richtung nicht zu verlieren, der Knoten, den der Halm sich setzt, um sich zu stärken.

Scheinbar kommt das Genie aus persönlicher Überfülle, aus eigener Freiheit, ‚als die Blüte und der reine Ertrag des Daseins', sagt Schopenhauer. Es erscheint als die Frucht der Humanität, das Ziel der zentralen Menschenbildung. Es ist seine eigene Schöpfung, die Absicht der Menschwerdung, höchste Freiheit. Aber gerade Goethe, auf den dieser klassische Begriff des Genies am besten paßt, war gezwungen, seinen Faust, diesen Geist des echten Triebes nach einem falschen Ziele, durch den Regenbogen einer mystischen Religiosität aus den Kreisen seiner mit bewußter Freiheit errichteten Lebensökonomie herauszuretten. Die anthropozentrische Weltbetrachtung schmeichelt dem Menschen mit einer die Geschichte überragenden, ihr nicht mehr verantwortlichen Überfülle an persönlichem Gehalt. Sie betont das Bewußtsein der Freiheit und übersieht, daß die scheinbare Überfülle tatsächlich nur gewonnen wurde durch eine Verengung des Gefäßes der Persönlichkeit, daß das Bewußtsein der Freiheit nur zustande kommt durch die endlichen Grenzen, die dieses Genie sich aus der Unendlichkeit als seinen zeitlichen Verwaltungsbezirk usurpatorisch abgesteckt hat. Der klassische, humanistische Geniebegriff ist faßbar, man kann ihn pflücken wie eine Blüte. Aber hat man damit das Wachstum gepflückt? Die einzelne Menschenblüte ist sterblich, das Wachstum der Menschheit aber kann von einem Menschen nicht abgerissen werden. An Goethe ist sterblich, was er mit Freiheit getan hat, weswegen er ein Genie genannt wird, unsterblich die Knoten, in denen er die Notwendigkeit geschürzt hat, deretwegen er ein Genie ist.

Über dem begrifflichen Bewußtsein der Freiheit steht das geschichtliche Bewußtsein der Notwendigkeit. Die Romantik war die Rückbesinnung auf dieses geschichtliche Bewußtsein. Ihrer fatalistischen Energie war Napoleon nicht mehr zu groß, ihn zu überwältigen, wie Goethe verzweifelt hatte. Sie riß die endlichen Grenzen der anthropozentrischen Geistesbezirke aus, sie wollte den ganzen Komplex des unendlichen Lebens umfassen, sie ging darin auf. Der große Mensch verliert sich an die noch größere Welt und Geschichte. Das Genie kreist aus in jene Exzentrizität, die den Weltlauf überrunden möchte, und findet ihn schon im nächsten Kleinleben uneinholbar vollendet. Daher jener fatalistische revolutionäre Wagemut und daher auch jene Bitterkeit und Ironie, die das romantische Genie kennzeichnen. Das Suchen nach dem verlorenen Schatten der Persönlichkeit macht die romantischen Schöpfungen unfruchtbar an faßbaren Werten. Das romantische Genie wächst nicht in einem Lebenswerk zusammen zu einem egoistischen Organismus, seine letzten Schöp-

fungen zehren von der gleichen ausströmenden Kraft wie seine ersten und darum vielfach stärkeren. Es ist kein Kristall, der eine Form mit endlichen und zeitlichen Grenzen bildet, indem er die unendlichen Wasser ausscheidet; es ist ein Tropfen unendlichen Wassers, der sich in ein Volumen der Zeitlichkeit einsaugt und es auflöst, der die Ideen befreit, sie zur Geschichte zerstörend. Das romantische Genie, sei es, zumal das deutsche, persönlich auch von einer empfindlichen Bekümmernis um sein Selbst umwittert, ist einfach das Symbol der Geschichte, das Stück Zeitlichkeit, das der Kreis des Bewußtseins von der ewigen Erfahrung abzuschneiden vermag, die Schnittpunkte offenbaren die schmerzliche Tragik des Ungenügens. Die romantischen Schöpfungen sind das Wellenkräuseln der Idee in der Geschichte.

Der Geniebegriff ist wesentlich ein Gedanke des 19. Jahrhunderts, das heißt einer Menschheit, die den Zwiespalt zwischen Müssen und Können in einer besonders starken Abendstimmung der Kultur empfand; sie trauerte hinter dem Entschwinden des vermeintlich einzigen Ideals, der Klassik, her. Der Ertrag dieser Trauer, sei es in optimistisch reproduzierenden Persönlichkeiten wie Goethe, sei es in reflexiv schöpferischen wie Schiller oder Hölderlin, macht den spezifischen Gehalt dieses Geniebegriffs aus. Er setzt sich aus naiven oder sentimentalen Widerständen gegen die Notwendigkeit der Geschichte zusammen. Er ist freiheitlich und darum künstlich einheitlich. Wie sich diese Einheit als künstlerische Freiheit zu der überwältigenden Kraft der älteren größten Künstlerpersönlichkeiten verhält, deren Wucht man sich nicht entziehen kann, und die doch scheinbar nicht selten die Besonnenheit und den gestaltenden Geschmack vermissen lassen, diese Grundfrage der künstlerischen Entwicklungstatsachen hat Eugène Delacroix in seinem Tagebuch* oft beschäftigt. Sein Lösungsversuch läßt durch die Betonung des Instinktes die Notwendigkeit über der Freiheit ahnen. ‚Es gibt sicher unter den Großen feurige, indisziplinierte Genies, die, wenn sie korrekt zu sein glauben, nur dem Instinkte gehorchen, der sich zweifellos manchmal täuscht. Michelangelo, Shakespeare, Puget (Rembrandt wäre in seinem Sinne beizufügen) sind Leute, die ihr Genie nicht führen, sondern von ihm geführt werden.‘ . . . Solche Männer sind ‚die Anreger und die Hirten der Herde. Sie sind Denkmäler, die oft unförmig, aber ewig sind, und die in den Einöden herrschen wie mitten in den raffiniertesten Zivilisationen, deren Ausgangspunkt und zugleich deren Kritik sie durch die ewigen Schriftzüge ihrer Werke sind‘ . . . Wenn die Menschen dieser Art ‚sich umgestalten, methodisch verfahren wollen, so werden sie kalt und sind nicht mehr auf ihrer Höhe‘. Delacroix, der erste große Maler der französischen Kunst, dessen Werke nicht mehr Produkte eines verfeinerten, um den roi soleil Mensch kreisenden ellek-

---

* Die Zitate sind aus der gekürzten deutschen Ausgabe ‚Mein Tagebuch‘ von Eugène Delacroix entnommen. Dieses Tagebuch ist nicht nur zur Kenntnis der Kunst des 19. Jahrhunderts unentbehrlich, sondern auch eine der besten, feinsinnigsten, stets auf klare Bewußtheit hinarbeitenden Kunstschriften. Bei einem Vergleich mit Anselm Feuerbachs ‚Ein Vermächtnis‘ erscheint dieses letztere leer und wehleidig. Berlin, Bruno Cassirer. 4,50 M.

tischen Kulturgeschmacks, sondern in einer revolutionären Zeit Spiegelungen eines die Menschheit aus dem Moment in den Zusammenhang fortreißenden Rhythmus sind, dessen eigene Bilder der Phantasie Stöße geben, die sich jedesmal erneuen, so oft man die Augen darauf richtet, um die Worte zu gebrauchen, mit denen er einmal bei Rubens die Bildwirkung charakterisiert, er, der stärkste französische Romantiker, zeigt in dem feinen geistigen Unterschied zwischen seinem Tagebuch und seinem malerischen Werk, der kritischen Besonnenheit und der bedingungslosen Hingabe an die Idealität der Wirkung den charakteristischen Zwiespalt des romantischen Genies, das sich dem Fluß des Geschehens hingibt, ohne doch den selbstgewissen Ruhepunkt der klassischen Humanität ganz aus den Augen lassen zu wollen oder andererseits die weltauflösende, das einfache Licht der Erkenntnis prismatisch färbende Subjektivität überwinden zu können. Das romantische Problem ist eben, zeitlich verengt und verschärft, das spezifisch künstlerische Problem, das Problem der tiefsten Gestaltungsmöglichkeit unter dem Konflikt zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Ist es Delacroix in den Gedanken seines Tagebuches immer wieder bewußt und unruhig geworden, so ist in seinem künstlerischen Werk dagegen eine reine Genialität der schöpferischen Unbedingtheit wirksam geworden, wenn sie sich auch unter dem Einfluß der Tradition, des nationalen Charakters und vor allem der Zeitstimmung nicht zur weltsicheren Gelassenheit eines Shakespeare oder zur Selbstentfremdung eines Rembrandt und vollends nicht zur gläubigen Zielsicherheit eines Dante ausreifen konnte.

Es gehört zum tiefsten Wesen der Romantik, daß sie nicht ausreifen konnte, daß sie — und darum erscheint sie, menschlich betrachtet, geringer als die Klassik — immer etwas Jünglinghaftes behielt. Das romantische Genie ist eine Quelle, aus der die Ideen in die Geschichte sprudeln, kein Becken, darin sie sich sammeln; die ersten Wellen sind oft die stärksten. Schließlich bleibt vielleicht nur ein geschrundetes Bachbett mit glänzenden, aber trockenen Steinen wie bei Brentano. Auch Delacroix ist über seine ersten Schöpfungen nicht mehr extensiv, sondern nur intensiv hinausgewachsen, im Gegensatz etwa zu Goethe, der, wenn auch allerdings durch Angliederung wesensfernerer Elemente, bis zuletzt extensiv wuchs. Im Jahre 1856, auf der Höhe seines indes nach wie vor bekämpften Ruhmes, hat Delacroix einige Gedanken über das Meisterwerk niedergeschrieben: ‚Ohne Meisterwerk gibt es keinen großen Künstler. Aber deswegen sind die, welche in ihrem Leben nur ein einziges Meisterwerk geschaffen haben, noch keine großen Künstler. Die Meisterwerke dieser Art sind für gewöhnlich die Frucht der Jugend. Eine gewisse frühreife Kraft, eine gewisse Wärme, die ebensosehr im Blute wie im Geiste liegt, haben manchmal ein merkwürdig schönes Werk hervorgebracht. Um unter die Großen zu zählen, muß man das Vertrauen, das man durch seine ersten Leistungen erweckt hat, durch die Werke des reifen Alters, des Alters der wahren Kraft verdienen. Und das ist stets der Fall, wenn ein wirklich starkes Talent vorhanden ist.‘ Man glaubt den Alten von Weimar zu hören und nicht den Romantiker, der zur selben Zeit das 1845 gemalte Bild des ‚Raubes der Rebekka‘ durch einen Tempelherrn aus einer belagerten Burg, dieses typische aus Walter

Scott entnommene Werk romantischen Gepräges zur Ausstellung brachte, der vorher zeitgenössische Historien, 1824 das ‚Blutbad auf Chios', 1830 das Barrikaden- und Revolutionsbild ‚Die Freiheit führt das Volk' gemalt hatte, sein weiteres Leben hindurch seinen künstlerischen Drang nach Werken des Kampfes, der Entladung aus romantisch gährenden, taterfüllten Poesien Walter Scotts, Byrons, Shakespeares, Goethes sättigte oder den Orient in künstlerischen Kreuzzügen durchpilgerte, das will sagen, der den Drang der Zeit in sich wiederholte in einer Laufbahn vom ideellen Revolutionär bis zum selbstenteigneten Geschöpf der Tragik des Daseins, der vom Philhellenen und Freiheitshelden zum Wallfahrer wurde, als sagenhafter Ritter kämpfte, im Tiere das Grausen der Feindschaft alles Geschaffenen anstaunte und den Tod der Ophelia starb, der aus dem Drama schied als ein Mensch, der seine Rolle erfüllt hatte und nicht mehr die Kraft des Alters brauchte, um sich reflektierend zu überleben. Sein Meisterwerk ist, da es nicht auf die Idealität des Menschen gebaut ist, sondern unter der Idealität des Verhängnisses entsteht, am Anfang so groß wie am Ende. Es erscheint aber am Anfang größer, da der Wille noch mit dem Schicksal ringt, und dieses Pathos den Ausdruck formal steigert. Und es schmeckt nach der Herbe der Unreife, da das romantische Genie die Früchte zu früh pflückt. Freilich alle Kunst ist ein zu frühes Pflücken von Früchten des Lebens, sonst wäre keine Kunst möglich. Die Reife erhält sie durch die Illusion einer persönlich-klassischen (Goethe), einer zeitlich-ideellen Erfülltheit (die Gotik). Delacroix, das romantische Genie einer Nation, deren Romantik ganz Gegenwart, weiteste revolutionäre ideelle Auflösung und lebendigste, Europa stürmisch vorauseilende, demokratische Geschichtsbildung ist, war zu sehr bewegt, selbst zu blind, um diese Illusion zu genießen.

Delacroix mag bei seiner Bemerkung über die frühreife Kraft, die ein merkwürdig schönes Werk hervorbringt, an seinen Freund Géricault gedacht haben, der durch sein Bild ‚Das Floß der Medusa', eine Schilderung mit dem Tode ringender Schiffbrüchiger, im Jahre 1819 am Ende der stolzen Empireherrlichkeit äußerlich den ersten Stoß in der Richtung zur romantischen Malerei wagte, den nervigen Pferdemaler und kühnen Reiter, dessen Leben ein Sturz vom Pferde früh endete. Als ihn der Tod abrief, war seine künstlerische Sendung schon vollbracht. Er starb, wie es seinen Fähigkeiten vorgezeichnet war. Delacroix ist in seinem 1822 vollendeten Anfangswerk, die ‚Dantebarke', von ihm angeregt; als das zweite große Frühwerk, ‚Das Blutbad von Chios', im Jahre 1824, dem Todesjahre Géricaults, die öffentliche Meinung beschäftigte, stand seine Kunst schon unter einer zweiten, malerisch wichtigeren Patenschaft. Von Constable waren einige Landschaften durch Kauf nach Paris gekommen. Die gelöste malerische Technik des Engländers, des ersten modernen Landschafters, dessen Verfahren Delacroix später notiert: ‚Constable sagt, daß das Grün seiner Wiesen deswegen so viel besser sei, weil es aus einer Menge verschiedener Grün zusammengesetzt sei,' war für ihn eine Offenbarung. Sein fertiges Bild übermalte er noch einmal kurz vor der Ausstellung unter dem Eindruck der Malweise Constables. Die schnelle geistige Berührung mit dem Volksgenossen im ersten Augenblick der roman-

tischen Periode, die technische Beeinflussung durch den Engländer sind Daten, die geistige Form Delacroixs hängt mit ihnen zusammen, aber sie hängt nicht von ihnen ab. Sie sind kunsthistorisch interessant, aber für den eigentlichen Wert seiner Kunst gleichgültig. Auch die einzelnen Tatsachen, daß Delacroix, der am 7. Floreal des Jahres VI (26. April 1798), also in der Revolutionsperiode, geboren wurde, und dessen Jugend gerade die Zeit der napoleonischen Herrschaft, das Empire ausfüllt, gegenüber dem Klassizisten David und dem Pseudoromantiker Ingres der künstlerische Revolutionär und Vorkämpfer der romantischen Malerei ist, daß er sich auf einer Reise in England mit dem neben Constable ebenfalls für die neue französische Naturmalerei wichtigen Bonington Anregungen verschaffte, daß er 1832 durch eine kurze Reise in Marokko die Orientmalerei in ein neues echteres Stadium brachte, daß er ferner mit der erfolgreichen Schule des paysage intime entsprechend seinen andersartigen Idealen nur lose Beziehungen unterhielt, daß er zwischen sich und dem Realisten Courbet eine breite Kluft erkannte und überhaupt künstlerisch während seines ganzen Lebens in einem lebhaften Gegensatz zu seinen Zeitgenossen stand, selbst die Tatsache, daß Frankreich in ihm nach der giftigschönen Rokokoblüte eines Watteau, Boucher und Fragonard zum ersten Mal wieder einen Künstler erhielt, der den französischen Geist durch flämisch-künstlerisch beeinflußte Energie über sich selbst hinaushob, würden als solche ihn nicht zu dem Genie machen, das in Frankreich auch von den folgenden Malern bis heute, obzwar im Malerischen teilweise übertroffen, im Geistigen noch nicht erreicht wurde und das auch in Deutschland im gleichen Jahrhundert trotz eines Cornelius, Feuerbach und Marées in seiner zeitgemäßen und tendenzlosen Unbedingtheit seinesgleichen nicht fand. Es ist das tiefste Geheimnis des Daseins und der Kern der Geschichte, daß nur der unbedingtesten und bewußtesten Zeitgemäßheit auch die stärkste Wirkung der Idealität beschieden ist. Was Delacroix sich als Ziel dachte, wenn er ein Bild von Jordaens kritisierte: ‚Das gänzliche Fehlen aller Idealität beleidigt mich hier trotz der meisterhaften Malerei', das wurde in seinem Werk zum Ausdruck, mehr als er selber wußte. Denn die bewußte Arbeit wird von der Notwendigkeit durchdrungen. Das positiv Revolutionäre wird wahre Tradition, wie denn auch Delacroix, der Sohn eines hohen Staatsbeamten, geistig aus Formerkenntnis konservativ und ein Aristokrat war, der mit dem Revolutionär und Zerstörer der Vendômesäule Courbet keine geistige Verwandtschaft hatte. So ist auch die romantisch explosive Form seiner Bilder zwar kunsthistorisch eine Zerstörung der klassischen, statisch aufgebauten, linear bestimmten Bildstruktur und der Anfang einer malerischen Kunstentwicklung, die das weitere 19. Jahrhundert bis heute beherrscht, und aus der Delacroix auch malerisch schon ganz bestimmte Wirkungen Manets, Cézannes und van Goghs vorwegnahm; aber die Gültigkeit dieser neuen Farbenauffassung, die Anschauung, ‚daß die Farbe eine viel geheimnisvollere und vielleicht mächtigere Kraft besitzt', daß sie sozusagen wirkt, ‚ohne daß wir es wissen', die Gültigkeit der auf diese unbewußte Wirkung begründeten Form, die unter einem meist angst- oder schmerzvollen Bewußtseinsaugenblick stockende Rotation dieser vom ruhelosen, schon

über die Romantik hinausdrängenden Geiste der neuen Menschheit umgetriebenen Bildelemente, dieser Bewußtseinsaugenblick, der die Form rollender Knäuel oder lethargischer Starre annimmt, ragt über die Persönlichkeit hinaus, ist größer als die Geschichte. Im Jahre 1853 hat Delacroix das Bild ‚Christus auf dem See Genesareth‘ dreimal gemalt. Dieses Bild ist wie kein anderes das Symbol des angstvollen Aufruhrs um die Erkenntnis einer übermenschlichen Bewußtheit. Es ist das religiöse Zeitbild des 19. Jahrhunderts. Mehr oder weniger drücken alle Bilder Delacroix' den tragischen, weil für den Menschen höchsten und doch bloß menschlich notwendigen Kampf um die unerreichbare Bewußtseinsdauer aus, die alle Knäuel der Leidenschaften lösen und alle Form befreien soll. Die gestaltete Ahnung dieser Dauer gibt der Kunst ihren ewigen Wert.

Schon das große Jugendwerk, die ‚Dantebarke‘, enthält die ganze Fülle dieser tragischen Idee, um so deutlicher der Erkenntnis zugänglich, da sie künstlerisch noch jünglingshaft ideell, noch in epischer, von Dante nicht befreiter Zergliederung der dramatischen Intensität gelöst ist. Der Moment der Höllenfahrt, wo der Fährmann Phlegias den schaudernden Dichter und seinen vergeistigten, nicht mehr zu erschütternden Führer Virgil mit mächtigem Ruderstoß zur Stadt der Unterwelt Dis durch den Sumpf der Zornmütigen fährt, wo man sah

> Leute, kot'ge, nackte,
> Zugleich des Jammers Bilder und der Wut.
> Man schlug sich nicht mit Fäusten nur, man hackte
> Mit Haupt und Brust und Füßen auf sich ein,
> Indem man wild sich mit den Zähnen packte,

und in dem die Blasen des Ächzens der Untergegangenen aufquollen, wird auf dem Bild zu einem Ausdruck schmerzlicher geistiger Entfesselung, die durch die Haltung der Arme Dantes eine blitzartige Spannung und Erschütterung erhält; durch die flächig monumental wirkende, ins Viereck gebrachte Stellung der beiden bekleideten Gestalten aber wird, indem die durch diese Elemente der Komposition und Bekleidung gewonnene abstrahierte Geistigkeit die ungestüm fortdrängende Ellipse der wälzenden nackten, ungeistigen Körper aufhält, eben die Ahnung der geistig überlegenen Sicherheit als eine wirkliche Befreiung ins Bewußtsein erlösend eingefügt. Der Rhythmus elliptischer Kurven, der die gewaltige Spannung einer inneren gebundenen Kraft ausdrückt, kehrt in vielen Bildern Delacroix' wieder; er ist der äußere Ausdruck seines Wesens. Wie sehr Delacroix überhaupt in Rhythmus aufging, das zeigt neben den zahlreichen, feinsten Bemerkungen in seinem Tagebuch über die Werke Mozarts, Beethovens und anderer ihm persönlich bekannter Musiker, wie Chopins, vor allem sein Bericht über die Wirkung, die das Orgelspiel in der Kirche St. Sulpice auf ihn während seiner Arbeit an dem dortigen Wandbild ‚Vertreibung Heliodors‘ ausübte, und noch mehr die folgende Tagebuchnotiz: ‚Ich erinnere mich noch an meinen Enthusiasmus, als ich in St. Denis du Saint Sacrement malte und die Musik der Messe hörte. Der Sonntag war ein doppeltes Fest für mich. An diesem Tage hatte ich jedesmal eine gute Sitzung. Der beste Kopf auf meinem

Eugène Delacroix/Einzug der Kreuzfahrer in Konstantinopel.



„Dante" ist mit äußerster Schnelligkeit entstanden, während Pierret einen mir schon bekannten Gesang aus Dante vorlas, dem er durch den Akzent eine Energie einhauchte, die mich elektrisierte. Es ist das der Kopf des Mannes, der auf die Barke zu klettern versucht und schon seinen Arm über den Rand gelegt hat.'

Dieses Bild mit der ungeheuren Anstrengung der Formen, die Geistigkeit über dem Aufruhr der Leidenschaften zu behaupten, ist das Bekenntnis eines tragischen Glaubens wie jedes weitere Bild, wenn auch die Tragik gelegentlich zu einer fatalistischen, stillebenhaften Blumigkeit oder zu einer gelassenen, aber nie eigentlich heiteren Zuständlichkeit herabgestimmt ist. Die bewußte Rechenschaft, die sich Delacroix über diesen tragischen Glauben gab, klingt noch hoffnungsloser. ‚Seit dem sechzehnten Jahrhundert, dem Augenblick der Vollendung, sinken die Künste unaufhörlich tiefer und tiefer. Die Veränderung, die in den Geistern und den Sitten vorgegangen ist, ist mehr Schuld daran als der Mangel an großen Künstlern; denn weder im siebzehnten, noch achtzehnten, noch neunzehnten Jahrhundert fehlte es an großen Talenten. Der allgemeine Mangel an Geschmack, die Bereicherung der Mittelklassen, die zunehmende Autorität einer unfruchtbaren Kritik, deren Eigentümlichkeit es ist, die Mittelmäßigkeit zu ermutigen und die großen Talente zu bekämpfen; die Richtung der Geister nach den nützlichen Wissenschaften hin, die wachsende Aufklärung, vor der sich die Gebilde der Phantasie verflüchtigen; alle diese Ursachen wirken zusammen, um die Künste mehr und mehr der Laune der Mode zu unterwerfen und ihnen jeden höheren Flug zu rauben. Es gibt in jeder Zivilisation nur einen Augenblick, in dem es der menschlichen Intelligenz gegeben ist, ihre ganze Kraft zu zeigen. Es scheint, als ob es während dieser kurzen Augenblicke, die man mit einem Blitz an einem dunkeln Himmel vergleichen kann, fast keinen Zwischenraum gäbe zwischen der Morgenröte dieses glänzenden Lichtes und seinem letzten Strahl. Die Nacht, die darauf folgt, ist mehr oder weniger tief, aber die Rückkehr zum Lichte ist unmöglich. Es wäre eine Renaissance der Sitten nötig, um eine Renaissance der Künste hervorzurufen; dieser Punkt ist zwischen zwei Barbareien gelegen, einer, deren Ursache die Unwissenheit ist, und einer anderen noch unheilbareren, die vom Übermaß und dem Mißbrauch der Kenntnisse herrührt. Das Talent kämpft nutzlos gegen die Hindernisse, die ihm die allgemeine Gleichgültigkeit in den Weg legt.'

Diese bittere, trostlose Grundstimmung eines romantischen Geistes erscheint uns als französisch, als fremdrassig, da die deutsche Romantik in ihren echtesten Geistern von einer wenn auch nicht heiteren, da sie den gleichen, ihren Kräften und Neigungen überbürtigen Kampf für die sich weitende Seele gegen die verengende Humanität zu bestehen hatte, so doch vertrauenden, getröstet spielenden und selbst enthusiastischen, weil von Rasse unerschöpflichen Empfindung durchzogen wird. Die Romantik ist der Anfang einer neuen, zuerst noch quellenartig vereinzelten germanischen Geistesbewegung. Die französische Romantik nimmt daran einen geschichtlich mächtigen Anteil; sie ist aber weniger zugleich in einem günstigen Rassencharakter zukunftssicher begründet, als an eine stärkere Zeitgeschichte und Zeitstimmung gebunden. Delacroix zeigt daher als romantisches

Genie weniger den Grundcharakter einer ideellen Zuversicht als die Energie einer rastlosen Sehnsucht, die das klassische Ruheziel verlassen hat und doch kein anderes kennt. Das romantische Problem ist bei ihm nicht am tiefsten, aber formal am deutlichsten und geschichtlich am lebendigsten.

Es ist eine tiefe Notwendigkeit der Geistesgeschichte, daß sich der unzerstörbare künstlerische Glaube in diesem Zustand scheinbar unausweichlicher intellektueller Verzweiflung nach dem Orient wendet, nicht mehr nach dem klassischen Rom und nicht mehr nach Hellas. Immer öfter neigte sich die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts nach dem Osten. Von Delacroix zu Manet, zu Cézanne, von fatalistischer Energie zu agnostischer Fläche, zu einer fetischistischen Hieratik geht ein Weg; in van Gogh wütet die fatalistische Energie von neuem. In seinem zweiten großen Bilde ‚Das Blutbad auf Chios' — es ist das Bild, das er unter dem Eindruck Constables übermalte, und vor dem man also das Urteil gerade umkehren kann, das er einmal über Bonington fällt: ‚Seine Hand war so geschickt, daß sie dem Gedanken vorauseilte' — nahm Delacroix den Stoff aus der Zeitgeschichte, aus dem griechischen Freiheitskampfe. Aber es ist nicht das Schicksal der Chioten, die der Rachgier der Türken zum Opfer fallen, was er darstellt. Bei allem wilden Detail der Szene und bei aller Zerrissenheit der Komposition hat das Bild eine erschreckende Ruhe. Vor einer weiten Ebene, in der das Toben verschwindet, unter einem ausgeleerten Himmel, erheben sich zwei Gruppen, eine aufgebäumte mit dem Türken, der ein Weib an den Schweif seines Rosses gebunden hat, und eine niedergeschlagene, mit den zusammengekauerten, hingesunkenen Opfern. Rechts davor eine alte Matrone mit dem Blick des Dante, aber erfahrener, ergebener. Es ist die Sibylle des Fatalismus. Sie kümmert sich um kein Schicksal mehr. Ihr Geist empfängt es nur noch als eine über sie verhängte Vision. Das ganze Menschenbild steigt aus dem Raum heraus, es verliert alles körperliche Wollen, zu tiefst im Eindruck vermag sich kein Mensch mehr um den andern zu kümmern, nicht der Türke und nicht die Opfer. Das ist das Erschreckende. Aber in dem Blick der Sibylle liegt das Visionäre, zu dem sich die Komposition, den klassischen runden Gruppenrhythmus verlassend, flächig ausbildet. Das ist das Beruhigende der geahnten Überwindung. Die Fläche, die reine Anschauung ist die Überwindung der Geschichte; das ist das formpsychologische Problem dieses Bildes. Es ist aber von Unruhe zerrissen, noch nicht Überwindung, sondern erst Überwundenheit, das ist seine romantische Sonderart, allerdings zugleich viel mehr, da eine historische Geistesrichtung in ihren innersten Schöpfungen immer in das Urgefühl des Dualismus hinabreicht. Im Orient ist dieses Urgefühl am einfachsten und am stärksten, aber auch am wenigsten gelöst. Nicht bloß der Stoff, sondern die Form dieses Bildes hat sich am Orient inspiriert, hat dort etwas Wahlverwandtes gefunden.

Der Romantiker ist kein Sieger und kein Erlöser, er ist nur ein Held. Er ist ein Dienstmann der Geschichte, nicht ihr Organisator. Dies ist der Geist des romantischen Geschichtsbildes. Er hängt eng mit den geschichtlichen Ereignissen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zusammen, Völkerkriege und Barrikadenkämpfe, Revolutionen von oben und von unten, der einzelne Mensch ins

Jahrhundert der Freiheit eingetreten und trotzdem der gleiche Spielball des Geschicks. Delacroix konnte für den Fortschritt der Geschichte in dem gärenden Frankreich seiner Tage nur ein blindes Ziel erkennen. ‚Ich meine, man kann nach den Erfahrungen des letzten Jahres (des Jahres 48) behaupten, daß jeder Fortschritt nicht etwa einen noch größeren Fortschritt, sondern schließlich Verneinung des Fortschritts, Rückkehr zum Ausgangspunkt herbeiführen muß. Die Geschichte der Menschheit kann uns als Beispiel dienen. Aber das blinde Vertrauen unserer und der vorhergehenden Generation auf das moderne Zeitalter, auf das Anbrechen einer neuen Ära in der Menschheit, die eine vollständige Änderung bedeuten soll, die aber, um eine Änderung in seinem Geschick hervorzubringen, zuerst die Natur des Menschen selbst umschaffen sollte; dies wunderliche Vertrauen also, das nichts in den vergangenen Jahrhunderten rechtfertigt, bleibt sicherlich die einzige Bürgschaft für die zukünftigen Erfolge, für die so heiß ersehnten Umwälzungen in der Gesellschaftsordnung. Es ist doch klar, daß der Fortschritt, das heißt die fortschreitende Entwicklung der Dinge nach der guten wie nach der schlechten Seite hin, die Gesellschaft augenblicklich an den Rand des Abgrunds gebracht hat, wo sie vielleicht hineinstürzen kann, um einer vollständigen Barbarei Platz zu machen. Und liegt nicht der Grund, der einzige Grund dafür in dem Gesetz, das alle andern auf Erden beherrscht, nämlich in der Notwendigkeit der Veränderung, wie sie auch beschaffen sei.‘ Dieser verzweifelte Glaube hat den Künstler aber nicht zur Verdrossenheit geführt, sondern hat ihn für die Weite der romantischen Geschichtsidee empfänglich gemacht, hat seine Werke aber zugleich mit einer tiefen über das Persönliche hinausgehenden Trauer erfüllt. Während das 1827 entstandene Bild ‚Die Ermordung des Bischofs von Lüttich‘ in einem hohen Saal bei großem Mahle nach einem Stoff von Walter Scott vor allem die Grandiosität des unter vielen Augen von wenigen vollbrachten Frevels ausdrückt und auf dem Revolutionsbild von 1830 ‚Die Freiheit führt das Volk auf die Barrikaden‘ der Idealismus noch einen äußeren, durch die zu große Nähe des geschichtlichen Ereignisses mitbedingten Ausdruck in der Freiheitsheldin mit der Jakobinermütze erhalten hat, ist in dem zehn Jahre später entstandenen Bild ‚Einzug der Kreuzfahrer in Konstantinopel‘ die volle Idee des romantischen Geschichtsbildes verkörpert. Die fatalistische Starre des Chiosbildes ist wieder gelöst durch ein im Raum wogendes Gefühl. Die Reitergruppe der Kreuzfahrer verkörpert einen ideellen Sieg; aber so, wie sie auf der hohen Terrasse steht, umgeben von rechts über den Vordergrund nach links in die Höhe von einem Kranz von Besiegten, diese Siegesgirlande der Opfer ist wie der wiegende, ausweichende Rand einer Wagschale, die den Sieger wägt und den Sieg aufhebt. Der schnaubende Kopf des Rosses mit den geblähten Nüstern und den schreckhaften Augen ist der Instinkt, der das höhere Verhängnis fühlt, wo die Geschichte eben einen Sieg der menschlichen Kraft feiert. Das Pferd ist, wie so oft auf romantischen Bildern, z. B. auf einem Totentanzbild von Rethel — auch Feuerbach hat es noch zu ähnlicher Wirkung benutzt —, das Symbol einer urmenschlichen episch-dramatischen Empfindung. Diese Empfindung wird durch die nach der Mitte und Tiefe laufenden stockenden, fallenden Kurven, die von

den Massen verschlungen und von den Gruppen aufgehalten werden, in Trauer verwandelt; der Sieg klingt nur nach in dünnen Fanfaren gleich den dünnen Lanzen der Fahnen aus dem Bilde. Da ist nichts mehr von dem Stolz der Geschichte, nichts von dem Pomp eines Geschichtsbildes, den auch Rethel nicht vermeiden konnte. Wieder ist es die Bewußtheit eines Augenblicks, einer unabsehbaren geschichtlichen Großtat, die sich vor ihrer eigenen Notwendigkeit beugt. Daß diese Beugung soviel Ähnlichkeit bekommt mit den vorne knienden Frauengestalten, daß sie wie ein resigniertes Leiden aussieht, das macht der pessimistische Glaube Delacroix', der den romantischen Zwiespalt verschärft, weil vermenschlicht.

Die Geschichte bekam für den romantischen Geist, wenn er sich ihr überließ ohne ein anderes Steuer als seine tiefe Empfindung, wenn sie wie bei Delacroix so eng mit der Kunst verbunden wurde und ihr geistiger Kern nicht aus der Vergangenheit, sondern so unmittelbar aus der Gegenwart erlebt wurde, etwas von der willkürlich spielenden deutschen Romantik Verschiedenes, etwas Fatalistisches. Aber auch das germanische Gegenstück dieser fatalistischen Geschichtsauffassung, das Märchenhafte, hat Delacroix künstlerisch in sich aufgenommen, im Anschluß an die germanische alte und neue Dichtkunst. Durch die literarische Distanz wurde seine Phantasie freier. Aus der Gegenwart heraus rettet sich der Geist in den Faustgedanken. Das faustische Bemühen, die Welt zu verstehen und zu ordnen, tritt bei Delacroix aber zurück hinter dem faustischen Getriebensein, sie zu erleben. Er ist, wie die Romantik überhaupt, dem Faustproblem zugleich ferner und näher als Goethe; sein Faustempfinden ist zugleich moderner und mittelalterlicher. Er beherrscht es nicht wie Goethe, sondern es graut ihm davor oder er hat Humor darüber wie in dem Bild mit ‚Faust und Mephistopheles in der Studierstube', das mit antiquarischer Laune maskeradisch inszeniert ist und in dem man den Holzwurm der hohlmachenden Wißbegierde klopfen hört, eine leichte Travestie, eine Don Quichotterie an Faust. Delacroix hat, wenn auch selten bei seinem auf formal und logisch vornehme Schönheit verpflichteten Rasseintellekt, ein Fünkchen deutschen Humors, mehr Empfindung noch für die grausige Abgründigkeit des Witzes in Shakespeares ‚Hamlet', wenn er auch die scheinbare Fühllosigkeit des englischen Dichters in das flatternde Wehen des romantischen Schauders kleidet. Vor den Faustillustrationen fühlt Goethe seinen eigenen dunklen Jugenddrang erwachen, wenn er von einer französischen Prachtausgabe seines Faust, die ihm in der französischen Heiterkeit der Ausstattung den Eindruck des düsteren Elements dieses Gedichtes, den er in seinem Alter sonst noch genoß, verschwinden machte, 1828 schreibt: ‚Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugnis zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt.' Schon vorher, als er die ersten Steindrucke zu Gesicht bekam, äußerte Goethe zu Eckermann: ‚Die vollkommenere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen

so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorstellung bei Szenen übertroffen hat, die ich selber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden.' Die düstere Welt uralter Empfindung, in die ihm fast schon fremde der greise Olympier sich hier zurückversetzen ließ, ist so sehr ein unüberwindlicher Wesenszug des romantischen Geistes, daß auch der französische Künstler, der doch von Rasse aus und auf einer seit Jahrhunderten eklektischen Kultur fußend, einer viel begrifflicheren Empfindungsweise zugehört, und in dessen Tagebuchnotizen sein rastloses logisches Temperament an Goethe und Shakespeare als an zwei Mahlsteinen sich reibt, ihn mit Heftigkeit und doch auch mit etwas behaglichem deutschem Grauen in sich einsog. Nur litt es ihn nicht, in dieser abgegrenzten und immerhin mehr genußreichen romantischen Enge zu bleiben, wie die gleichzeitigen deutschen Künstler. Der umfassende Geist leitet die Romantik aus ihren Grenzen, aus einer alles Leben etwas spielerisch in Kunst umsetzenden, schließlich zur Manier verurteilten Stimmung heraus.

Mit den dynamisch größten Künstlern, d. h. mit den Künstlern, die vor allem die Tragik des Seins gestaltet haben wie Michelangelo, hat Delacroix das gemeinsam, daß seine Kunst sich selber zerstört. Dieser Künstler, dem die Regelmäßigkeit von Linien, die einfache Gerade ‚ungeheuerlich' erschien, dem die Architektur mit ihren geraden Linien dem Ideal am nächsten kam, der sich glücklich geschätzt hätte, in der Musik gerade die logischen Elemente, Harmonie und Kontrapunkt zu erlernen, und der von da auf den künstlerischen Genuß in der Wissenschaft schloß, der sagte: ‚Das größte Genie ist eben nichts anderes als ein hervorragend vernünftiges Wesen,' und der den Geschmack als eine Klarheit des Geistes erklärte, ‚die in einem Augenblick das, was der Bewunderung würdig ist, von dem scheidet, was nur glänzende Fälschung ist, mit einem Wort die Reife des Geistes,' der also immerfort die volle Bewußtheit und selbst das klassische Maß betonte, dieser Künstler vollendet sein ganzes Lebenswerk unter jener zehrenden Energie, die im Impressionismus der Bewußtheit noch weiter entzogen, bloß um ihrer selbst willen gestaltete. Von ihm, dessen Stoffgebiet Tiere und Menschen, Heilige und Rasende, Gegenwart, Geschichte und romantische Legende, Okzident und Orient gleichmäßig umfaßte, geht eine Überwindung des Stoffes aus, die zum Extremen führte. Denn seine Form, sei es nun eine Pietà, ein Christus auf dem See, eine Barke des Dante oder des Don Juan, ein Schlachtenbild, ein gefallener Reiter, ein Löwenkampf, die ertrunkene Ophelia, wird durch die gesteigerte Intensität jedes einzelnen Bildteilchens immer mehr eine Auflösung des Raumes. Die geistige Unruhe löst die alten festen Bildelemente auf. Die Farbe quillt und rinnt in flackernden Ornamenten über das Chaos. So ging diese tragische romantische Weltanschauung durch die Farbe der ausschließlichen Empfindung in den bloßen zuckenden Nerv des Impressionismus, in einen geistigen Ausdruck über, der den Dualismus der Erfahrung in das primitivste Gefühl des Subjekts, des Seins und Andersseins zurückverlegt. Delacroix, der über das Fertigmachen des Bildes schreibt: ‚Der Künstler verdirbt das Bild nicht,

indem er es vollendet, nur zeigt er sich, indem er der Auslegung die Türe verschließt, auf das Unbestimmte der Skizze verzichtet, mehr in seiner Persönlichkeit, und zeigt die ganze Ausdehnung, aber auch die Grenzen seines Talentes', eröffnet eine Kunstperiode, die man heute mit dem Ausdruck ‚Skizzismus' geringwerten will. Er, der gewaltige geistige Komplexe genial in Bildform brachte, der aber diese Komplexe immer mehr in eine einzige Empfindung einsaugte, damit die Bedeutung des Stoffes aufhebend, zerstört den traditionellen Kunstbegriff von Raum, Perspektive, Komposition, kurz das metierhafte, besonders das klassische Bildwesen. Die Bilder, die nach ihm kommen, die Landschaften und Stilleben, sind gerillt und zersprungen wie eine Ansicht der Mondfläche. Es sind keine Kleinodien der Malerei mehr, die man um ihrer selbst willen aufbewahrt, es sind vulkanische Auswürflinge, eine chaotische Lava, ausgestoßen von Geistern, die nicht mehr sammeln, sondern nur sich befreien wollen. Wenn Delacroix am Ende seines Lebens — er starb am 13. August 1863 — in sein Tagebuch schreibt: ‚Es ist die erste Aufgabe eines Bildes, ein Fest für die Augen zu sein,' so ist diese richtige, aber nach solchem Leben voll organischer geistiger Schöpfungen zunächst unerwartete oder fast unwichtige Ansicht sicher nichts weniger als die Bestätigung einer äußerlichen modernen Kunsttheorie; sie erscheint vielmehr wie der Ausdruck einer Ermüdung, Stoffkomplexe geistig weiter zu beherrschen. Damit geht die Romantik in die Moderne über. Diese, so oft als rein artistisch und lebensfremd gescholten, ist tatsächlich weit entfernt von einem bloßen Kunstbegriff. Sie nimmt nur die geistige Ermüdung, ideelle Zusammenhänge künstlerisch zu bewältigen, als eine Notwendigkeit hin und hält sich einstweilen an das einfache Arbeitsprinzip von Delacroix: ‚Mach das Material rebellisch, um es mit Geduld zu besiegen.' Der Dualismus, den die Klassik leugnet, den die Romantik künstlerisch überbrückt, wird nicht mehr künstlich verheimlicht. Van Gogh seufzt über das Malermetier und bewundert Christus, der unbeirrt als Künstler gelebt hat, ‚ein größerer Künstler als irgend einer, den Marmor, den Ton und die Palette verachtend, denn er arbeitete in lebendigem Fleisch'. Daß die Kunst derart sich aller genießerischen Selbstsucht entkleidet, das ist das gute Verhängnis der Moderne.

Wunderbar bleibt, daß der Künstler, der mit allen Kräften und vollem Bewußtsein dem Erkennen seiner Zeit dienen will, gewürdigt wird, der Idee zu dienen, auch wenn er sie nicht erkannte. Je mehr das Genie seine Freiheit fruchtbar macht, um so mehr wird es von der Notwendigkeit überschattet. Indem Delacroix der Zeit diente, hat er die Idee frei gemacht und das Bewußtsein erweitert.

Blaise Pascal. (Zu seinem 250. Todestage, 18. August 1662.)
Von M. Laros

◆◆

IV. (1655—1662.)

Port-Royal-des-Champs war ein sechs Meilen westlich von Paris, in der Nähe von Chevreuse gelegenes Zisterzienserinnenkloster, das 1202 unter dem Namen ‚Monastère en Porrois' gegründet worden war und nach der Regel des hl. Benedikt lebte.* Das Klosterleben verweltlichte völlig, bis Angelika Arnauld, die Tochter des berühmten Pariser Advokaten und Jesuitengegners, 1608 Äbtissin wurde und das Kloster nach den Weisungen des hl. Franz v. Sales reformierte. 1626 sah sich die Genossenschaft genötigt, wegen der Enge des Raumes nach Paris überzusiedeln, dort ein neues Kloster zu gründen und das alte einer Anzahl hervorragender Männer, darunter Mitgliedern der Sorbonne, angesehenen Advokaten und Schulmännern zu überlassen, die beabsichtigten, sich ganz von der Welt zurückzuziehen und nur mehr ein Leben im Geiste des Evangeliums zu führen. Diese Einsiedler von Port-Royal-des-Champs, eine Art Laienkloster mit bestimmter Tagesordnung, aber ohne bleibende Verpflichtung, — haben dem Orte erst die Berühmtheit gegeben, die er heute hat.

Bald nach der Übersiedlung traten nämlich die beiden Klöster unter die geistliche Führung des als Seelenleiter berühmten Saint Cyran**, in dem die Mutter Angelika die Tugenden des großen Genfer Bischofs wiederzuerkennen glaubte, und wurden so ein williges Operationsfeld für dessen praktische Erneuerung des Christentums, wie Jansenius, der Freund Saint Cyrans, in seinem ‚Augustinus' eine theoretische Erneuerung versucht hatte. Der rigoristische Ernst des Sittenreformators kam der Seelenstimmung der ‚Einsiedler' am meisten entgegen, so daß sie, äußerlich geeint durch die Feindschaft gegen den Jesuitenorden, auch innerlich die Sache der Jansenisten zu der ihrigen machten.

Pascal zog sich ohne polemische Tendenz nach Port-Royal zurück, nur um ungehindert ein Leben der Heiligung führen zu können; aber das Milieu zwang ihn bald, in den Kampf einzugreifen. Eben war dem Herzog von Liancourt durch den Abbé Picoté die Absolution verweigert worden, weil er zur Partei der Jansenisten halte, einen derselben bei sich beherberge und sein Enkelkind in Port-Royal erziehen lasse. Arnauld griff diese Handlungsweise als eine Intrige der Jesuiten in einem offenen Briefe an und veröffentlichte auf deren Verteidigung hin einen zweiten, nicht weniger als 250 Quartseiten starken Brief, aus dem die Gegner besonders zwei Sätze heraushoben und bei der Sorbonne denunzierten. Zwei Monate dauerten die zum Teil stürmischen Sitzungen

---

* Porrois hieß ursprünglich ‚wildes, sumpfiges Tal' und wurde durch schlechte Übersetzung in Port-Royal umgebildet, obwohl weder von einem Hafen, noch von einem Könige die Rede war. 1710 wurde das Kloster als Herd des Jansenismus im Auftrage des Königs zerstört.

** Eigentlich hieß er Jean du Verger de Hauranne; obigen Namen trug er nur nach seiner Stelle als Kommendatorabt von St. Cyran.

der theologischen Fakultät; Arnaulds Position wurde immer zweifelhafter, und der einzige Ausweg war, von der Sorbonne an die Öffentlichkeit zu appellieren, weil diese inzwischen stark an dem Streite interessiert und immerhin auch für die gelehrte Körperschaft nicht ohne Bedeutung war. Aber das konnte kein Gelehrter, sondern nur ein Schriftsteller machen, und als solcher kam bloß Pascal in Betracht. Zögernd übernahm er die Aufgabe, in der schwierigsten aller theologischen Fragen, der Gnadenlehre, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aber gleich der erste Entwurf zeigte den Meister der Form, auf die es zu dem geplanten Zwecke in erster Linie ankam. Seine Stärke war die Kenntnis des menschlichen Herzens, seiner tiefsten Bedürfnisse, seiner geheimsten Neigungen und Wünsche, seiner Freuden und Leiden. Der Mensch ist das Zentrum seiner Gedankenwelt und seines Studiums, und die Religion betrachtet er vor allem in ihrer Beziehung zum Menschen. Er schreibt also nicht als Theologe für Theologen, sondern als Mensch für Menschen. Die Schulfrage wird zur Gewissensfrage, zur Seelenfrage, und in dieser Transposition liegt das Geheimnis des Reizes, den die Provinzialbriefe* damals auslösten und heute noch nachklingen lassen.

Pascal sieht in den ganzen Verhandlungen nur einen Streit um Worte, ein Theologengezänk, das die Öffentlichkeit an sich so wenig zu interessieren brauche, wie die Beratungen eines indischen Parlamentes, das aber seine Schärfe von dem Umstande erhalten habe, daß die Jesuiten darin eine Machtprobe erblickten.

‚Mein Herr,‘ so beginnt der erste Brief, ‚wir waren recht auf dem Holzweg. Ich bin erst seit gestern enttäuscht. Bis dahin hatte ich gedacht, der Gegenstand der Disputation in der Sorbonne sei von hoher Wichtigkeit und von größter Tragweite für die Religion. So viel Versammlungen einer so berühmten Gesellschaft, wie die Pariser theologische Fakultät es ist, in denen sich so außerordentliche, beispiellose Dinge ereignet haben, erwecken eine hohe Idee und lassen notwendig auf einen sehr wichtigen Gegenstand schließen. Indes werden Sie sehr erstaunt sein, wenn Sie durch die nachfolgende Erzählung erfahren, worauf das große Geräusch hinausläuft. Man untersucht zwei Fragen, die eine über eine Tatsache, und die andere über ein Recht. Die Frage der Tatsache besteht darin, zu wissen, ob Herr Arnauld tollkühn ist, wenn er in seinem zweiten Briefe behauptet, er habe das Buch des Jansenius genau gelesen und in demselben die durch den verstorbenen Papst verurteilten Sätze zwar nicht gefunden; nichtsdestoweniger aber verurteile er sie im ‚Jansenius‘, wenn sie darin enthalten seien, wie er sie überall, wo immer sie sich finden, verurteilt. Ob Herr Arnauld tollkühn ist oder nicht, das berührt mein Gewissen nicht. Wenn mich die Neugier plagte, zu wissen, ob jene Sätze im Jansenius wirklich enthalten sind, so ist das Buch nicht gar so selten, noch so dick, um es nicht selbst von A bis Z zu lesen und mich aufzuklären, ohne die Sorbonne um Rat zu fragen.‘ Die Rechtsfrage besteht darin, ob dem hl. Petrus die

* Briefe an einen Bewohner der Provinz, der über die neuesten Ereignisse in der Hauptstadt von einem seiner Freunde auf dem Laufenden gehalten werden soll.

Gnade, ohne die man nichts kann, bei seinem Fall gefehlt habe. ‚Da dachten wir nun, Sie und ich, es habe sich dabei um die Untersuchung der höchsten Prinzipien der Gnadenlehre gehandelt, z. B. ob die Gnade allen Menschen gegeben wird, oder ob sie wirksam ist; allein wir waren gründlich getäuscht.‘

Pascal erzählt nun, wie er zu den Wortführern der streitenden Parteien gegangen sei, um sich ein objektives Bild ihrer Anschauungen zu machen; aber zu seinem Staunen habe er gefunden, daß sich alles nur um den Begriff ‚nächstes Vermögen‘ drehe, daß dieser Begriff bei den Gegnern der Jansenisten nicht nur nicht festgelegt sei, sondern in ganz verschiedenem Sinne gefaßt werde und deshalb bloß zu dem Zwecke erfunden zu sein scheine, um den Doktor Arnauld zu verderben. ‚Glücklich die Völker, die das Wort „nächstes Vermögen“ nicht kennen! Glücklich diejenigen, die seiner Geburt vorausgingen! Denn ich sehe kein Gegengift mehr, wenn nicht die Herren von der Akademie durch einen Machtspruch dieses barbarische, so viel Spaltungen verursachende Wort aus der Sorbonne verbannen. Ohne das scheint die Zensur so gut wie gewiß; aber ich sehe auch kommen, daß sie nichts Schlimmeres bringen wird, als die Sorbonne durch ihr Vorgehen verächtlich zu machen, indem dieser Fall sie um jene Autorität bringen wird, die ihr bei andern Vorkommnissen so notwendig ist. Übrigens lasse ich Ihnen volle Freiheit, es mit dem Wort „nächstes“ zu halten oder nicht; denn mein Nächster ist mir zu lieb, als daß ich ihn unter diesem Vorwand verfolgen möchte. Wenn diese Erzählung Ihnen nicht mißfällt, so werde ich fortfahren, Sie von allem, was weiter geschehen wird, zu benachrichtigen. Ich bin usw.‘

Es ist begreiflich, daß ein Laie nach einem Studium von etwa 14 Tagen, in der Umgebung von Port-Royal, zu dieser Auffassung kommen konnte; in Wirklichkeit aber spielte zum mindesten in die Personenfrage eine wichtige sachliche Frage hinein. Pascal hat zunächst in der ‚quaestio facti‘ übersehen, daß ihr eine entscheidende prinzipielle Frage zugrunde lag, die heute von allen Theologen als unbedingte Notwendigkeit des Glaubens anerkannt ist, ob nämlich das oberste Lehramt der Kirche in der Entscheidung über sogen. facta dogmatica* unfehlbar sei und darum eine innere Unterwerfung verlangen könne. Bezüglich der ‚quaestio juris‘ hat er recht, daß Dominikaner und Jesuiten in der Definition des Begriffes ‚nächstes Vermögen‘ nicht übereinstimmen, daß sie ihn ohne genaue Präzisierung gewählt haben, um ihre eigenen Streitigkeiten gegenüber dem gemeinsamen Feinde zurückzustellen; aber er übersieht, daß sie in der Hauptsache übereinstimmen, nämlich in der Annahme, daß es außer der wirksamen Gnade, die ihre Wirkung stets und mit Sicherheit hervorbringt, auch noch eine wirklich hinreichende Gnade gibt, mit welcher der Mensch mitwirken kann und oft mitwirkt, aber nicht mitwirken muß. Die Jansenisten leugneten aber diesen Unterschied und sagten, Petrus habe nicht die wirksame und somit

* D. h. solche Tatsachen, die von bestimmten Dogmen nicht getrennt werden können, ohne diese selbst zu leugnen, z. B. ob das vatikanische Konzil wirklich ein allgemeines war. Wenn die Kirche diese Tatsache nicht unfehlbar feststellen kann, sind alle Beschlüsse und Definitionen des Konzils illusorisch.

auch nicht die wirklich hinreichende Gnade gehabt, die Sünde zu meiden; absolut habe er sie wohl erhalten; denn Gott gebe jedem Menschen hinreichende Gnade, selig zu werden, aber nicht relativ, d. h. entsprechend den jeweiligen Umständen, und so habe er nicht das ‚nächste Vermögen' gehabt. Die katholische Theologie sieht in diesen Behauptungen die Leugnung des universellen Heilswillens Gottes; denn wenn die Gnade nicht hinreicht, hic et nunc die Sünde zu meiden, so kann man sie praktisch eben nicht hinreichend nennen, und Gott trüge die Schuld, wenn der Mensch in eine Sünde fällt. Pascal hat diese Konsequenzen in der Hitze des Kampfes entweder nicht gesehen oder mit seinen rigoristischen Anschauungen für vereinbar gehalten und gießt darum die ganze Fülle seines Spottes über die Dominikaner aus, daß sie aus freier Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten ihre ursprüngliche wirksame Gnade, ‚das kostbare Erbstück des hl. Thomas', aufgegeben und dafür den sonderbaren Begriff der hinreichenden Gnade angenommen hätten, die in Wirklichkeit doch nicht hinreiche.

Die Wirkung der Briefe war eine gewaltige. Port-Royal jubelte auf; in den Salons stimmte man ihm bei; die Regierung ließ auf Antrag der Sorbonne bei den vermutlichen Druckern Haussuchung halten und nach dem anonymen Verfasser fahnden. Der Kanzler, der die Sitzungen der Sorbonne zum Teil geleitet hatte, soll sogar derart erregt gewesen sein, daß man ihn siebenmal zur Ader lassen mußte, damit er nicht erstickte. Gleichwohl fühlte Pascal selbst am besten, daß sich mit diesem abstrakten Stoff nicht viel weiter operieren lasse. Von der Gnadenlehre mußte der Weg zum praktischen Leben gefunden werden, und als dankbarstes Objekt erwies sich ihm hier das Moralsystem der Jesuiten, der Probabilismus. ‚Wenn die Provinzialbriefe mit dem vierten abgeschlossen oder sich in der Richtung der vier ersten gehalten hätten, wären sie im Grunde nicht viel mehr als andere Streitschriften gewesen, eine Zeitlang berühmt und dann vergessen, von Liebhabern vielleicht noch gesucht, aber für die große Masse unbekannt. Aber durch die Behandlung der Jesuitenmoral sind sie zum Gemeingut geworden; darin lag ihre bezwingende Kraft.'*

Zum Verständnis der folgenden Provinzialbriefe muß man vor allem die Grundstimmung im Auge behalten, welche Pascal bei der Abfassung geleitet hat: Sein Wesen war schon von Natur auf eine strenge Auffassung des Lebens angelegt (‚Der Mensch in Pascal ist von Natur aus Stoiker', Havet). Die Erziehung hatte diesen Hang verschärft, die inneren Erfahrungen aus der Periode des Weltlebens ihn vertieft, bis die ‚zweite Bekehrung' mit ihrem stürmischen Streben nach Heiligkeit den Rigorismus zur bewußten Lebensmaxime erhob. Von da ab ist wahres Christentum für ihn identisch mit der schroffsten Auslegung der Moralgesetze, und jede Milderung, jede Unterscheidung von Pflicht und Rat, wie das Evangelium sie offenkundig nahelegt, gilt ihm als Abfall von der reinen Lehre Christi. Weil nun gerade die Jesuiten die Hauptvertreter der milderen Auslegung waren, dieselben, welche nach seiner Ansicht die christliche Gnadenlehre mit heidnischen Ideen durchsetzten und alle andern

* Sainte-Beuve: Port-Royal, III, 73.

Anschauungen mundtot zu machen suchten, mußte die Leidenschaftlichkeit der Polemik immer mehr zunehmen, und so ist es zu erklären, daß schließlich ohne bewußte Täuschung ein Zerrbild entstand, das den Verfasser selbst entsetzte, und bis heute das Paradigma aller Angriffe auf die Moral der Jesuiten und der gesamten Kirche geblieben ist.

Seinen Hauptangriff richtet er zunächst gegen das Fundament der ‚Jesuitenmoral', den Probabilismus. Er sieht darin ein System, das um der menschlichen Schwachheit willen das hohe und reine Ideal des Christentums verflüchtigt und unter dem Vorwande, einem theoretisch zweifelhaften Gewissen praktische Sicherheit zu verschaffen, die Strenge der Gebote Christi abschwäche, und den ungeordneten Neigungen des Menschen Geltung zu verschaffen suche. Besonders deshalb sei es verderblich, weil nach dem Prinzip der wahrscheinlichen Meinung nicht das eigene Gewissen, sondern fremde Autorität bei unserm Handeln entscheiden dürfe; auch wenn man persönlich der Meinung sei, daß ein Gesetz zu irgendeiner Handlung verpflichte, brauche man dieser wahrscheinlichen Meinung nicht zu folgen, falls man nur einen oder mehrere Autoren finde, welche der entgegengesetzten Ansicht wenigstens eine äußere Probabilität geben. Wenn es also allgemein heißt: Du sollst nicht lügen, nicht stehlen, nicht töten, so frage der Jesuit in einem praktischen Falle nicht sein Gewissen, wie er reden oder handeln solle, sondern er schlage die Kasuisten seines Ordens auf, welche die sämtlichen Gebote auf die realen Verhältnisse des Lebens angewandt und erklärt hätten; und die Methode dieser ‚Erklärung' sei immer nur ein systematisches Einschränken der Gebote Gottes und ein Erweitern der menschlichen Freiheit bezw. der Leidenschaften. Das geschehe zunächst durch den Kunstgriff der Definition: Wenn z. B. Papst Gregor XIV. erkläre, daß die Mörder in die kirchlichen Asyle nicht aufgenommen werden dürften, werde der Begriff Mörder einfach dahin definiert, daß er nur Leute umfasse, die für Geld jemand töten. Da die große Mehrzahl der Mörder kein Geld für ihre Tat erhalten habe, treffe die Bestimmung nach den Regeln des Probabilismus nur auf sehr wenige Fälle zu, und auch dafür finde man noch eine Hintertür. Zweitens führe man günstige Nebenumstände an, welche die Befreiung von einem Gesetze als wahrscheinlich gelten lassen können. So hätten die Päpste den Ordensleuten verboten, ihr Gewand abzulegen und in weltlicher Kleidung zu erscheinen. Der Kasuist aber sage, daß die Teilnahme an großen Festlichkeiten, Gastmälern oder notwendige Reisen in andersgläubige Gegenden von diesem Verbot entbinde. Ein drittes Mittel sei die Statuierung einer doppelten Probabilität; wenn nur ein gewichtiger Autor sich gegen die Verpflichtung eines Gesetzes in einem bestimmten Falle ausspreche, so sei diese Anschauung schon probabel und bleibe es, bis die Kirche sie verwerfe; man könne sich ruhig nach ihr richten, ohne Furcht zu sündigen, auch wenn die persönliche Ansicht anders laute. Aber wie leicht sei es, für alles Gründe zu finden, besonders, wenn Neigung und Leidenschaft sie suchten! Damit sei der Ernst der Gebote Christi vernichtet und dem Laxismus Tür und Tor geöffnet.

Ein weiterer Gegenstand seines Angriffes ist die sogenannte Mentalrestriktion. Wenn man einem Menschen nicht die Wahrheit sagen, aber

auch nicht lügen wolle, könne man zweideutige Worte gebrauchen oder geheime Vorbehalte machen, so daß der Hörer dieselben in einem andern Sinne auffasse und auffassen müsse als der Sprecher. Wenn jemand z. B. gefragt werde, ob er dies oder jenes getan habe, so sage der Jesuit, er dürfe es ruhig ableugnen mit dem Vorbehalt, daß er es nicht vor seiner Geburt getan habe; oder wenn eine Frau Ehebruch begangen und von ihrem Manne mit dem Tode bedroht werde, dürfe sie es sogar durch einen Eid in Abrede stellen; das aber heiße nichts mehr und nichts weniger als die Lüge sanktionieren und Treue und Aufrichtigkeit bei den Menschen untergraben.

Ferner die Unterscheidung zwischen contritio und attritio, vollkommener und unvollkommener Reue, und die Behauptung, daß die letztere zur Gültigkeit der Beichte genüge! Die Liebe Gottes, die nach dem Evangelium die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten sei, werde dadurch ganz ausgeschaltet und die Furcht vor den zeitlichen und ewigen Strafen als vollgültiges Motiv für die Sündenvergebung statuiert; und das Mindestmaß bedeute bekanntlich für die Mehrzahl der Menschen die Norm.

Mit dem Fortgang der Briefe wurde der Ton immer schärfer, die sittliche Entrüstung immer größer. Die Ironie der Komödie, mit der er begonnen hatte, begann allmählich einem blutigen Ernst zu weichen. Mit dem Ende des zehnten Briefes bricht er plötzlich los: ‚O mein Pater! es gibt keine Geduld, die Sie nicht erschöpften, und ohne Schauder kann man die Dinge nicht hören, welche ich soeben vernommen. Das sage ich ja nicht aus mir, erwiderte er. ‚Ich weiß es wohl, mein Pater, aber Sie verabscheuen jene Dinge doch auch nicht, und weit entfernt die Urheber solcher Grundsätze zu hassen, achten Sie dieselben. Fürchten Sie denn nicht, sich ihrer Verbrechen schuldig zu machen? Können Sie vergessen, was St. Paulus urteilt, daß nicht bloß die Urheber der Laster, sondern auch jene, die ihnen zustimmen, des Todes würdig sind? Genügte es denn nicht, durch all die Kunstmittelchen eurer Lehre den Menschen allerlei verbotene Dinge zu erlauben, mußte man ihnen auch noch Gelegenheit geben, selbst jene Verbrechen zu begehen, die nicht einmal Ihr als erlaubt hinstellen konntet, und zwar durch die Leichtigkeit und Sicherheit der Lossprechung, die ihr den Sündern feilbietet, und in dieser Absicht die Gewalt der Priester vernichtet, indem ihr dieselben zwingt, eher als Sklaven denn als Richter die veraltetsten Sünder, ohne irgendwelche Liebe zu Gott, ohne Lebensänderung, ohne alles andere Zeichen der Reue als etwa ein hundertmal nicht gehaltenes Versprechen zu absolvieren? ohne Buße, wenn der Pönitent sie nicht annehmen will? ohne Aufgeben der nächsten Gelegenheit, wenn dies dem Beichtkind Unannehmlichkeiten bereitet?‘

‚Aber man geht noch weiter, und die Zerstörungswut gegen die heiligsten Regeln christlichen Lebens versteigt sich dahin, daß man das ganze Gesetz Gottes im letzten Grunde zerstört und auf den Kopf stellt. Man verletzt das große Gebot, das Gesetz und Propheten umfaßt; man greift die Frömmigkeit im Herzen an; man nimmt ihr den Geist, der das Leben gibt; man sagt, daß die Liebe Gottes zum Heile nicht notwendig ist, ja man geht so weit, zu behaupten, die Befreiung von dem Gebot der Gottesliebe sei der Nutzen, den

Jesus Christus der Welt gebracht habe. Das ist der Gipfel der Gottlosigkeit. Das soll der Preis des Blutes Jesu Christi sein, daß wir von der Pflicht, ihn zu lieben, befreit werden! Vor der Menschwerdung war man verpflichtet, Gott zu lieben; aber seit Gott die Welt so sehr geliebt hat, daß er ihr seinen einzigen Sohn gab, ist die von ihm erlöste Welt von der Pflicht, ihn zu lieben, entlastet. Befremdliche Theologie unserer Tage! Man hebt den Bannfluch auf, den St. Paulus gegen jene schleudert, die unsern Herrn Jesum Christum nicht lieben. Man stößt um, was St. Johannes sagt, daß, wer ihn nicht liebt, im Tode bleibt; und was Jesus Christus selbst sagt: daß, wer ihn nicht liebt, seine Gebote nicht hält. Und so erklärt man denn jene für würdig, Gott während der Ewigkeit zu genießen, welche während ihres ganzen Lebens Gott nicht geliebt haben. Das ist denn wirklich die Vollendung und Krone des Geheimnisses der Bosheit. So öffnen Sie denn endlich Ihre Augen, mein Pater! Und wenn die übrigen Verirrungen Ihrer Kasuisten Sie nicht gerührt haben, so lassen Sie sich doch wenigstens eines Besseren belehren durch diese letzten Ausschreitungen. Ich wünsche es von ganzem Herzen für Sie und Ihre Väter; ich bitte Gott, er möge Sie erkennen lassen, wie falsch das Licht ist, das Sie bis dahin geführt hat, und er möge mit seiner Liebe jene erfüllen, welche es wagen, die Menschen von dieser Liebe loszusprechen.‘

Kraus sagt von diesen ungeheuerlichen Anschuldigungen, sie wirkten trotz aller Widerlegungen bis heute nach und seien ihren Gegnern in allen Lagern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß in ihnen der Hauptgrund zu suchen sei, weshalb die Jesuiten aus so vielen Kulturstaaten ferngehalten werden. In den letzten Jahren haben wir noch erlebt, daß sogar die wissenschaftlichen Arbeiten eines Professors W. Herrmann noch immer aus den Provinzialbriefen schöpfen*. Der Katholik aber fragt sich verwundert: Wo bleibt denn die Kirche Gottes und das unfehlbare Lehramt? Wo sind die Hirten, wenn die Wölfe so in die Herde Christi einbrechen können? Gibt es denn keinen Bannstrahl, kein Anathem mehr? Der aufmerksame Leser aber wird gerade darin den psychologischen Grund für die Schärfe des Tones der Polemik finden. Er weiß, daß Pascal durch diese Theorie und diese Praxis der Jesuiten die Kirche Gottes in höchster Gefahr glaubt, daß er den Jansenismus für die einzige Rettung hält und dessen systematische Unterdrückung als eine Politik des Antichrist betrachtete, der man mit allen Mitteln widerstehen müsse, und diese Anschauung wurde noch bekräftigt durch das Wunder des heiligen Dorn aus der Krone Christi, durch dessen Berührung seine Nichte, Margarete Périer, von einem Tränengeschwür im Auge plötzlich geheilt worden war. Port-Royal und besonders Pascal sah darin eine direkte Bestätigung seiner Ansichten und Bestrebungen durch die Vorsehung**, und weil die Jesuiten sowohl die Tatsache als auch die Beweiskraft

* Desgl. die sonst ganz vortrefflichen Arbeiten über Pascals Ethik von Ad. Köster (Tübingen 1908) und Bornhausen (Gießen 1907).

** Zum Andenken an dieses Wunder ließ er sich ein neues Siegel stechen: Ein Auge, von einer Dornenkrone umgeben mit der Umschrift: Scio, cui credidi.

des Wunders in Zweifel zogen und ihre sarkastischen Bemerkungen darüber machten, wuchs der Zorn Pascals zum Fanatismus, so daß er selbst die offenbarsten Fehler und Übertreibungen nicht merkte.

P. Daniel hat in seiner Replik*, was die persönliche Seite der Sache betrifft, mit Recht darauf hingewiesen, welche Konsequenzen die Behauptungen Pascals in der Geschichte des Ordens haben müßten und wie sie den offenkundigsten Tatsachen widersprechen: ‚Einige sieht man bei Hofe in Ansehen, geachtet, gelobt, mit dem Wohlwollen und Vertrauen der Fürsten geehrt, während eine sehr große Anzahl vor Kälte und Hunger in den Wäldern von Kanada stirbt; andere gehen hin, den Rest ihres Lebens und ihre Gesundheit mit freudigem Herzen auf den Inseln Südamerikas zu opfern, wo unter dreißig, die dort leben, nicht zwei sind, die nicht dem Klima unterliegen; nicht zu reden von den Galgen in England, von den Scheiterhaufen und Gruben in Japan, welche vielen ihrer Missionäre zu teil geworden sind . . . Diese guten Väter werden sich also von den Irokesen rösten und mit Haut und Haar verzehren lassen; sie werden die Winter in den Wäldern zubringen mit den Wilden . . ., und das, um die Ehre zu haben, überall die laxe Moral einzuführen, den Ruhm ihrer Gesellschaft auszubreiten und den fremden Predigern am Tage des hl. Ignatius Gelegenheit zu geben, den Jesuiten von Paris über ihren Eifer, ihre Beschäftigung und ihre apostolischen Arbeiten einige schmeichelhafte Worte zu sagen. Wenn das ist, so zweifle ich nicht, daß man bald eine Gesellschaft von Straßenräubern entstehen sieht, welche sämtlich zwar einig sind in dem Vorhaben, zu stehlen, zu rauben und zu morden, es aber gegenseitig abmachen, daß die einen von ihnen ruhig die Beute und die Frucht der Mühen der andern genießen sollen, ohne sich je irgend einer Gefahr auszusetzen; und daß diese, nachdem sie tüchtig gestohlen und geplündert haben, ohne einen Nutzen von ihren Mühen zu ziehen, sich ruhig hängen und verurteilen lassen, einzig um des Interesses und der Sicherheit ihrer Gefährten willen.‘

Ebenso muß sachlich zugegeben werden, daß Pascal in wichtigen Punkten fehlgeschossen hat. Der Hauptgrund lag, wie gesagt, in der mangelhaften theologischen Ausbildung. Statt sich an die klassischen Autoren der Moraltheologie zu halten, ließ er sich von seinen Freunden recht zweifelhafte Bücher in die Hand drücken, griff mit souveränem Geschick die schwächsten Stellen heraus und baute darauf seine Beweisführung auf; dazu kam, daß er die Texte sicher nicht alle selbst eingesehen hat, sondern sie zum Teil von Arnauld und Nicole bereits zugestutzt vor Augen bekam.

Zunächst ist der Probabilismus gar keine Erfindung der Jesuiten, sondern so alt wie die wissenschaftliche Bearbeitung der Moraltheologie**; zwei Jesuiten, Comitolus und Bianchi, waren seine ersten prinzipiellen Gegner, und damals sowohl als später waren viele Dominikaner wie Jesuiten, Mitglieder des Welt- wie des Ordensklerus überzeugte Anhänger. Das System be-

* Entretiens d'Eudoxe et de Cléandre, IIe entretien.

** Zuerst genau präzisiert von dem Dominikaner Medina (1577) in dem Satz: ‚Si est opinio probabilis, licet eam sequi, licet opposita probabilior sit.‘

zweckt für den Fall, daß eine Verpflichtung nicht absolut sicher ist, dem zweifelhaften Gewissen eine praktische Gewißheit zu geben; es geht von der Anschauung aus, daß die Freiheit im Menschen das erste ist, und daß ein beschränkendes Gesetz nur dann als verpflichtend gelten kann, wenn es sicher erwiesen ist. Es gibt im Leben viele Fälle, in denen keine Sicherheit herrscht, in denen manche Gründe für die Freiheit, andere für die Verpflichtung durch das Gesetz sprechen. Während nun der Tutiorismus lehrt, daß der Mensch immer das Sicherste wählen, das heißt auf die bloße Vermutung der Pflicht hin dieser folgen müsse, während der Probabiliorismus sagt, daß man ihr nur dann zu folgen brauche, wenn bessere Gründe für dieselbe sprechen, stellt der Probabilismus als oberstes Prinzip auf, daß ein zweifelhaftes Gesetz überhaupt nicht verpflichte, und ein Gesetz sei zweifelhaft, wenn sich für die gegenteilige Meinung gewichtige innere oder äußere Gründe anführen lassen, auch wenn sie nicht stark oder gar schwächer seien, d. h. wenn die Freiheit von der Verpflichtung solid probabel sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Prinzip die Gefahr eines gewissen Laxismus und der Veräußerlichung vorliegt; viele Kasuisten sind ihr auch anheimgefallen, und Innozenz XI. hat in einem Dekret vom Jahre 1680 den Probabilismus zwar nicht, wie behauptet wurde, verboten, aber den späteren Jesuitengeneral Gonzales sehr gelobt und ermuntert, weil er den Probabilismus energisch bekämpfe. Auch der hl. Alphons von Liguori hat sich bei dem lange von ihm vertretenen Probabilismus nicht beruhigen können. In der letzten Periode seines Lebens (1762—1787) schränkte er die Geltung des Satzes Lex dubia non obligat auf die Fälle des eigentlichen Zweifels, des ungefähren Gleichgewichts von Gründen und Gegengründen, ein, daher der Name Äquiprobabilismus, den die Redemptoristen und viele andere Theologen bis heute vertreten. Bei der Beurteilung des Probabilismus, den die Jesuiten besonders energisch verteidigen, muß man aber vor allem beachten, daß er in keiner Weise sagt, was man tun solle, sondern was man tun müsse; er will keine Tugendlehren, sondern nur die äußersten Grenzen der Sittlichkeit möglichst genau umschreiben; er empfiehlt, nach Möglichkeit immer nach dem Höchsten und Besten zu streben, das Gesetz zu erfüllen, auch wenn es nicht als sicher erwiesen ist, aber für die Seelenleiter und Beichtväter stellt er die Normen auf, wie weit sie in der Nachsicht gegen die menschliche Schwäche gehen können; ein kasuistisches Moralbuch soll also kein Volkskatechismus und noch viel weniger ein Handbuch der christlichen Vollkommenheit sein; als notwendige Ergänzung, gewissermaßen als die positive Seite der Materie betrachten die Jesuiten das Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius. Das ist es, was Pascal im Eifer des Gefechtes nicht beachtet und weshalb er sich so ereifert hat. Aber genau gesehen, ist auch gegen das System des einfachen Probabilismus, wie er heute von den Theologen vorgetragen wird, weder von der logischen, noch von der ethischen Seite etwas einzuwenden*.

* Vgl. die ausgezeichneten Darlegungen bei Mausbach: Die kath. Moral und

Auch bezüglich der Mentalrestriktion und Amphibolie hat Pascal geirrt. Sie ist keine Versündigung an der Wahrheit und keine Untergrabung der Wahrhaftigkeit unter den Menschen, sondern eine Lösung des Konflikts, in den die Wahrheitsliebe mit andern wichtigen Zwecken des öffentlichen und privaten Lebens geraten kann. Plato und andere antike Denker haben direkte Lügen im Dienste des Gemeinwohls erlaubt, und ‚moderne Ethiker wie Schopenhauer, v. Hartmann, Paulsen, Lipps halten es für selbstverständlich, daß die Sorge um wichtige Güter des eigenen oder fremden Lebens zur Notlüge berechtigt. Auch die Kirchenväter vor Augustin waren sich nicht klar über die Tragweite der Wahrheitspflicht; hervorragende kirchliche Lehrer wie Origenes, Hilarius, Chrysostomus, Cassian halten die Lüge als Heilmittel und Abwehr größerer Übel unter Umständen für erlaubt. Der hl. Augustinus hat den Punkt in zwei eigenen Schriften bearbeitet: In der ersten (De mendacio) ist er noch schwankend; in der zweiten (Contra mendacium) zeigt er aus den Worten der Hl. Schrift, aus der christlichen Vorstellung von dem Gott der Wahrheit und aus der Unmöglichkeit, der einmal erteilten Erlaubnis zur Lüge Schranken zu ziehen, daß die Lüge in verzweifelten Notlagen zwar entschuldbar, aber stets doch Sünde sei‘*. Die Scholastik fand nun einen Ausweg zwischen der Pflicht der Wahrhaftigkeit und der Wahrung wichtiger Interessen im geheimen Vorbehalt, bei dem man den Worten einen andern Sinn gibt, als der Hörer sie versteht. Je nachdem nun der beabsichtigte Sinn in den Worten wirklich enthalten ist und unter Berücksichtigung der Umstände verstanden werden könnte oder nicht, hat man eine restrictio late oder pure mentalis. Die letztere ist der Lüge gleich zu achten, und die Beispiele, welche Pascal aus den jesuitischen Kasuisten heraussucht, sind so beschaffen, daß der richtige Sinn gar nicht aus den Worten gelesen werden kann. Aber die klassischen Autoren der Moraltheologie erklären nur die Restriktion für erlaubt, bei welcher der innerlich gedachte und wahre Sinn der Rede, sei es aus der Fassung oder aus den persönlichen und sachlichen Umständen, wirklich erkennbar ist, und als notwendige Bedingung für deren Anwendung verlangen sie erstens eine gerechte Ursache zur Verhüllung der Wahrheit und zweitens, daß der Fragende kein Recht auf die volle Wahrheit habe, daß er also aus Vorwitz oder sonst aus einem ungerechten Grunde frage. Es ist aber kein Grund, einzusehen, weshalb mit diesen Einschränkungen die Restriktion zur Wahrung wichtiger Interessen nicht erlaubt sein sollte. Wir erleben es z. B. jeden Tag bei der Wahrung des Amtsgeheimnisses, daß die Kenntnis einer Sache glatt abgeleugnet wird mit dem Vorbehalt; ferner der Herr ist nicht zu Hause, mit dem Gedanken, er ist nicht für Sie zu sprechen, und jeder Verständige merkt sofort aus den Umständen den wahren Sinn heraus.

Ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung der unvollkommenen Reue. Die Erregung Pascals über diesen ‚bodenlosen Laxismus‘ trifft wie-

ihre Gegner, Köln, Bachem, 1911. S. 175—196; und die leider nur als Manuskript gedruckten Institutiones Theologiae moralis von Domkapitular Prof. Dr. August Müller. Trier 1899 p. 75—98.

* Mausbach: L. c. 111 f.

Eugène Delacroix/Christus auf dem See Genesareth.



Kunstverlag Ad. Braun u. Cie., Dornach i. E.

derum nur ein Phantom, das er sich nicht aus den authentischen Quellen, sondern aus untergeordneten Autoren gebildet hat. Die weitaus größte Mehrzahl aller Kasuisten bezeichnet es als ratsam und erstrebenswert, bei jeder Beichte auch eine vollkommene Reue (aus Liebe zu Gott) zu erwecken; wenn sie aber weiterhin die unvollkommene Reue (aus Furcht vor Gott) als hinreichende Disposition bei der Beichte erklärt, so versteht sie darunter nicht die knechtische Furcht, bei welcher der geheime Wunsch zu sündigen, fortbesteht, also keine innere Besserung eingetreten ist, sondern eine wirkliche und ernste Verabscheuung der Sünden, weil wir dadurch verdient haben, von Gott gestraft zu werden. Die Liebe ist also nicht ausgeschlossen, sondern durch die Hinwendung des Reueaktes auf Gott direkt verlangt. ‚Die vollkommene Reue betrachtet die Sünde als eine Beleidigung Gottes, des Vaters und Freundes, die unvollkommene Reue als eine Beleidigung des höchsten Herrn, Gesetzgebers und Richters.'

Diese kurzen Andeutungen über die sachlichen Mängel der Provinzialbriefe mögen genügen. Es ließe sich noch eine Reihe anderer anführen; aber diese Punkte wurden herausgegriffen, weil sie heute noch am meisten kolportiert werden und sogar in wissenschaftlich ernste Werke, wie Harnacks Dogmengeschichte* Eingang gefunden haben. Ihre erste Quelle sind die Provinzialbriefe.

Aber man tut Pascal schweres Unrecht, wenn man ihm deswegen absichtliche Fälschung nachsagt. Die kategorische Erklärung des 11. Briefes: ‚Ich kann vor Gott erklären, daß ich nichts so sehr verabscheue, als die Wahrheit auch nur im geringsten zu verletzen, und daß ich immer eine ganz besondere Sorge angewandt habe, nicht bloß nicht zu fälschen (was schrecklich wäre), sondern auch den Sinn einer Stelle im mindesten zu ändern oder zu verdrehen,' schließt diesen Gedanken a priori aus. Dem steht freilich die Tatsache entgegen, daß wirklich viele Stellen nicht richtig wiedergegeben, manche Zitate verstümmelt und willkürlich zusammengezogen und aus dem Zusammenhang gerissen sind, und andererseits die Behauptung in den Pensées**, daß er keine Stelle benützt habe, ohne sie ‚im zitierten Buche selbst gelesen, ohne die Frage, um die es sich handelte, studiert und den Zusammenhang genau beachtet zu haben'. Die Frage löst sich durch die Mitteilungen der Mme. de Sablé, daß Pascal ihr selbst auf ihre Einwürfe wegen der Richtigkeit der Zitate gesagt habe, das sei nicht seine Sache, sondern derjenigen, die ihm das Material lieferten. In der Tat fand sich in dem handschriftlichen Nachlasse eine lange Reihe von Zitaten von Arnaulds und fremder Hand geschrieben, zu denen Pascal seine Randglossen gemacht hatte. Mit der obigen Bemerkung kann also Pascal nur den Escobar gemeint haben, den er zweimal selbst genau durchgelesen hat und auch im allgemeinen richtig zitiert; die übrigen Jesuitenautoren wurden ihm von seinen gelehrten Freunden in Port-Royal in Auszügen vorgelegt. Weil er aber die Zitate für authentisch und mit der Moraldoktrin des gesamten Ordens für

* Bd. III, 4. Aufl., S. 566 f., 594 f.

** Edition Faugère I. 368.

identisch hielt, konnte er sich so ereifern und seine Tätigkeit als eine Nachahmung der Tempelreinigung des Herrn auffassen.

Es ist anderseits nicht zu bezweifeln, daß sein blutiges Gericht zur Abstellung kasuistischer Auswüchse in Theorie und Praxis nicht wenig beigetragen und gleichsam wie ein Gewitter die Atmosphäre gereinigt hat. Zum Beweise vergleiche man nur einmal die zum Teil haarsträubenden Behauptungen der zitierten Autoren mit den neuern Auslegungen der Probabilisten. (Man braucht allerdings auch heute noch nicht mit allem einverstanden zu sein.) Die bleibende Bedeutung der Briefe liegt aber erstens darin, daß Pascal mit aller Schärfe gegen die Zerstückelung und Veräußerlichung des christlichen Sittenideals in einen Moralkodex, an dessen kleinlichen Paragraphen man sich möglichst herumzudrücken suchte, protestiert und statt dessen auf das Beispiel Christi und den sittlichen Ernst der Urkirche hingewiesen hat. Zweitens muß es ihm als spezielles Verdienst angerechnet werden, daß er gegenüber der äußeren Autorität der Autoren energisch den Blick auf die innere Verantwortlichkeit des eigenen Gewissens hingelenkt hat*.

Auf den zehnten Brief erschien die erste Replik der Jesuiten, die ‚Impostures‘ und die ‚Avis‘ von P. Nouet, P. Arrat, dem Beichtvater des Königs, u. a. Wissenschaftlich waren sie zweifellos zum Teil viel besser fundiert als die Provinzialbriefe, und sie würden ihre Wirkung auch nicht verfehlt haben, wenn sie nicht in so unsäglich schwerfälliger Form geschrieben wären und sachlich oft weit über das Ziel hinausgeschossen hätten, z. B. mit der Behauptung, daß die Jansenisten nicht an die wirkliche Gegenwart Christi im Sakramente glaubten, die Gottheit Christi leugneten und die Taufe verachteten. Deshalb wird der Ton in der Verteidigung Pascals immer schärfer und drohender, bis er im 16. Briefe seinen Höhepunkt erreicht:

‚Ich komme nunmehr, meine Patres, zu den haarsträubendsten Lügen, die je aus Ihrem Geiste hervorgegangen sind; ich rede von jener unerträglichen Verwegenheit, mit welcher Sie es gewagt haben, heiligen Ordensfrauen und ihren Seelenführern nachzusagen, sie glaubten nicht an das Geheimnis der Transsubstantiation, noch an die wirkliche Gegenwart Jesu Christi in der hl. Eucharistie. Sehen Sie da, meine Patres, das ist eine Lüge, die Ihrer würdig ist, ein Verbrechen, das Gott allein genugsam strafen kann, wie Sie allein fähig sind, es zu begehen. Man muß demütig sein wie diese demütigen Verleumdeten, um sie mit Geduld zu ertragen; man muß ebenso boshaft sein wie die boshaften Verleumder, um sie zu glauben. Ich unternehme es daher nicht, sie zu rechtfertigen; denn sie sind nicht im Verdacht; hätten sie Verteidiger bedurft, so würden sie bessere gefunden haben als mich.‘

Aber nicht genug: ‚Es war zur Krönung Ihrer Leidenschaft noch nötig, daß Sie die Jansenisten auch noch der Verleugnung Jesu Christi und ihrer Taufe anklagten; es sei eine sichere Wahrheit, daß Port-Royal seit 35 Jahren eine geheime Verschwörung bilde, deren Häupter Herr von St. Cyran und der Bischof von Ypern gewesen, und deren Zweck sei, das Geheimnis der Menschwerdung

* Vgl. Köster, Die Ethik Pascals, Tübingen 1908, S. 75–108.

zu untergraben, das Evangelium als eine historische Fälschung zu verschreien, die christliche Religion auszurotten und auf den Trümmern des Christentums den Deismus zu erheben. Genügt das, meine Patres? Werden Sie zufrieden sein, wenn man all' das von denen glaubt, die Sie hassen? Wird Ihre Erbitterung und Ihr Haß dann endlich gestillt sein, wenn Sie Ihre Feinde zum Gegenstande des Abscheues nicht bloß jener, die in der Kirche sind, machen, indem Sie dieselben des Einverständnisses mit Genf anklagen, sondern auch aller jener, die, obzwar außerhalb der Kirche, doch noch an Jesus Christus glauben, indem Sie die Anklage des Deismus gegen sie erheben? Aber wem denken Sie wohl aufzubinden, daß Priester, welche nur die Gnade Jesu Christi, die Reinheit des Evangeliums und die Pflichten des Taufbundes predigen, ihrer Taufe, dem Evangelium und Jesus Christus abgeschworen haben? Und das soll man glauben auf Ihr bloßes Wort, ohne den geringsten Anschein von Beweis und mit all den tollsten Widersprüchen? Wer wird das glauben, meine Patres? Glauben Sie es selbst, Sie Elenden, die Sie sind? Wie müssen Sie in der Enge sein, wenn Sie notwendig entweder beweisen müssen, daß jene nicht an Jesus Christus glauben, oder Sie für die gottverlassensten Verleumder gelten, die je gelebt haben! Beweisen Sie es also, meine Patres!'

Formell das Gewaltigste und Glänzendste, was die französische Literatur aufzuweisen hat, ist die Apostrophierung der Jesuiten wegen ihrer Verfolgung der Nonnen von Port-Royal: ,Grausame und feige Verfolger! Können denn nicht einmal die verborgensten Klöster mehr eine Freistätte gegen Eure Verleumdungen bieten? Während diese hl. Jungfrauen Tag und Nacht Jesus Christus im heiligen Altarssakrament anbeten, wie ihre Regel es vorschreibt, hört Ihr Tag und Nacht nicht auf zu rufen, sie glaubten nicht, daß er in der Eucharistie zugegen, noch selbst, daß er zur Rechten seines Vaters sei; und Ihr scheidet sie öffentlich aus der Kirche aus, während sie im Stillen für Euch und die ganze Kirche beten. Ihr verleumdet diejenigen, welche keine Ohren haben, Euch zu hören, keinen Mund, Euch zu antworten. Aber Jesus Christus, in dem sie verborgen sind, um eines Tages mit ihm zu erscheinen, er hört Euch und antwortet für sie. Man hört sie heute, diese heilige, gewaltige Stimme, welche die Natur in Erstaunen setzt und die Kirche tröstet*. Und ich fürchte, meine Väter, daß diejenigen, welche ihre Herzen verhärten und mit Verstocktheit sich weigern, ihn zu hören, wenn er als Gott redet, dereinst gezwungen werden, ihn mit Schrecken zu hören, wenn er als Richter reden wird!'

Diese Partien mußten wenigstens im Auszug mitgeteilt werden, um dem Leser ein objektives Bild über den Fortgang der Briefe zu ermöglichen. Daß sie nicht nur im Ton, sondern auch in den Behauptungen weit über die Beweismöglichkeit hinausgehen, braucht nicht eigens gesagt zu werden. Historisch verständlich aber werden sie nur aus dem Zusammenhang mit den vorhergehenden Ereignissen, aus den Angriffen der Gegner und aus der Seelenstimmung, in die Pascal durch sie gekommen war.

Es liegt auf der Hand, daß diese furchtbare Entrüstung in der Feder eines

* Das Dornwunder.

Pascal das große Publikum mit sich fortreißen mußte. Wenn das Volk zu entscheiden gehabt hätte, wären die Jesuiten bedingungslos vertrieben und die Bewohner von Port-Royal im Triumph in die Hauptstadt eingeführt worden. Aber das Gegenteil geschah: Man weiß, daß die Mitglieder des hl. Offizio sich weder von einem blendenden Stil noch durch den stärksten Brustton der Überzeugung beirren lassen, besonders wenn es sich um den Verdacht der Häresie handelt; und darauf lautete die Anklage der Jesuiten gegen den Schreiber der Provinzialbriefe.

Pascal griff nochmals zur Feder, um sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. Im 17. und 18. Briefe versucht er den Nachweis, daß die sogen. Jansenisten gar keine Häretiker seien, weil sie die fünf zensurierten Sätze ebenfalls als häretisch verurteilten, und daß die faktische Frage, ob die Sätze im Jansenius enthalten seien, den Glauben in keiner Weise berühre; zweitens gehöre er gar nicht zu Port-Royal, er habe nie dort eine Wohnung gehabt, sondern wohne ganz in der Nähe des Jesuitenkollegs und lehne insbesondere den bei den Port-Royalisten inkriminierten Satz ab, daß Christus nur für die Prädestinierten gestorben sei. Die Hauptstelle des Briefes lautet:

‚Ich hoffe nichts von der Welt, ich fürchte nichts von ihr, ich will nichts von ihr. Ich habe durch Gottes Gnade weder das Gut noch die Autorität irgend jemandes nötig; und so, meine Pater, entgehe ich allen Ihren Angriffen. Sie werden mich nicht fassen, von welcher Seite Sie es auch versuchen mögen. An Port-Royal können Sie die Hand anlegen, nicht aber an mich. Aus der Sorbonne kann man die Leute jagen, aber aus meinem Hause wird man mich nicht vertreiben. Sie können wohl allerlei Gewalttaten gegen Priester und Doktoren vorbereiten, nicht aber gegen mich, da ich weder das eine noch das andere bin. Und so mag es wohl sein, daß Sie niemals mit jemand zu tun hatten, der so Ihren Angriffen entrückt und so geeignet war, Sie und Ihre Irrtümer zu bekämpfen, als ich, der ich frei bin, ohne Verpflichtung, ohne Anhang, ohne Verbindung, ohne Beziehung, ohne Geschäfte, hinreichend aufgeklärt über Ihre Grundsätze, und vollkommen entschlossen, dieselben zu verfolgen, soweit ich es im Willen Gottes gelegen glaube, ohne daß irgendeine menschliche Rücksicht mich in dieser Verfolgung aufhalten oder mäßigen könnte. . . . Und selbst wenn Port-Royal diese Sätze hielt, so erkläre ich Ihnen, daß Sie gar nichts daraus gegen mich schließen können; denn, Gott sei Dank! habe ich keine Anhänglichkeit an irgend etwas auf Erden als an die einzige, heilige, katholische (apostolische, römische) Kirche, in der ich leben und sterben will, sowie in der Gemeinschaft mit dem Papst, ihrem obersten Haupt, außer der nach meiner festen Überzeugung kein Heil ist.‘

Man hat gesagt, daß diese Versicherungen der Treue und Unterwürfigkeit unter den hl. Stuhl den Verfasser in den Augen der Autorität unter allen Umständen hätten rehabilitieren müssen, wenn sie ihm vorurteilslos entgegengetreten wäre. Aber die Tatsachen schienen sowohl der Versammlung der Bischöfe als der Indexkongregation mit den Worten in Widerspruch zu stehen. Zunächst hatten sie Grund, zu vermuten, daß mit der Verwerfung der fünf

Sätze nur der kalvinistische Sinn gemeint sei, daß er dagegen an dem spezifisch jansenistischen nach wie vor festhalte. Zweitens mußten sie darauf bestehen, daß das factum dogmaticum, von dem oben gesprochen wurde, rückhaltlos anerkannt wurde. So wurden die Briefe trotz allen Widerstrebens am 6. September 1657 auf den Index gesetzt und am 14. Oktober 1660 im Auftrage der Regierung auf öffentlichem Platze durch die Hand des Henkers verbrannt.

Damit waren sie vorläufig bei den gläubigen Katholiken außer Kurs gesetzt; aber desto eifriger wurden sie von den Protestanten und Freisinnigen gelesen und in anderer Form unter das Volk gebracht.

Pascal selbst sah in der Verurteilung nur die letzte und höchste Intrige der Jesuiten: ‚Wenn meine Briefe in Rom verurteilt sind, so ist doch im Himmel verdammt, was ich darin verdamme; ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello.' Als er im Jahre vor seinem Tode gefragt wurde, wie er jetzt über die Provinzialbriefe denke, sagte er: ‚Weit entfernt, daß ich sie bereue, würde ich sie heute vielleicht noch schärfer fassen.'

Plötzlich brachen die Briefe ab; der neunzehnte, einer der schärfsten, war angefangen, wurde aber nicht vollendet. Als Grund glaubte Ernest Jovy nach den von ihm entdeckten Memoiren des P. Beurrier, Pfarrers von Saint-Étienne-du-Mont, aus dessen Hand Pascal die Sterbesakramente empfing, feststellen zu können, daß er bereits damals mit Port-Royal in ernste Zwistigkeiten geraten sei, die ihn immer mehr von der Partei entfernten, und kurz vor seinem Tode einen völligen Bruch herbeiführten*. Aber Augustin Gazier hat in einem schneidigen Büchlein mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen, daß die Gründe rein religiöser Natur waren, daß er in erster Linie dem Rate seines Seelenführers Singlin und den Bitten der Mère Angélique gefolgt ist, zu derselben Zeit, da er den Gott des Friedens und der Liebe als Seelenspeise in sich aufnehmen sollte (Ostern 1657), nicht seine furchtbaren Kriegsrufe gegen die Jesuiten ertönen zu lassen**. Als tiefsten Grund aber werden wir den inneren Überdruß bezeichnen müssen, den Pascal über die nutzlosen Streitigkeiten empfand. Keinem großen Polemiker ist der Kampf Selbstzweck, und am wenigsten religiösen Naturen, wie Pascal, die stets zu positiver Arbeit drängen.

Er sah, daß er seine Gegner doch nicht überzeugen konnte; sie hatten die Macht in Händen und würden sie auch auf absehbare Zeit behalten, und so suchte er denn jetzt vor allem sein Heil zu wirken. So scharf er die Fehler anderer kritisierte, ebenso unnachsichtig war er auch gegen die seinen: Er wußte, daß heißes Blut in seinen Adern rollte, das zu Extremen neigte, daß er eine leicht bewegliche, ja ausschweifende Phantasie hatte, die zu Stolz, Eitelkeit und Widerspruch geneigt war, daß er für manche Personen eine leidenschaftliche Liebe empfand, die ihn zu allem fähig machte, daß er aber auch gegen andere eine ebenso große Abneigung fühlte, die ihn immer

* Pascal inédit II, les véritables derniers sentiments de Pascal, Paris 1910.

** Les derniers jours de Blaise Pascal, Paris 1911. Vgl. ‚Hochland' 9. Jahrg. (1911/12.) Januarheft p. 478—82.

wieder zu Ausbrüchen des Zornes oder beißender Ironie hinriß. Mit Schrecken sah er all diese Fehler und Gebrechen bei dem, der sich im Ernst Jünger Christi nannte und sich zum Verteidiger der wahren Lehre gegen den Laxismus berufen fühlte, der die Nähe seines Gottes und den Liebeshauch des Erlösers in der Stunde der Bekehrung in sich empfunden hatte. Das mußte anders werden. Er fühlte, daß die große, unverdiente Gabe, in der wahren Religion geboren zu sein und sie nicht erst auf tausend Irrwegen suchen zu müssen, für ihn zur Aufgabe wurde, nicht nur den Namen eines Christen zu tragen, sondern auch ein Leben im Geiste des Gottmenschen zu führen.

‚Um diesen Entschluß auszuführen und mit all seinen Gewohnheiten zu brechen, änderte er seine Wohnung und brachte einige Zeit auf dem Lande zu. Von dort zurückgekehrt, zeigte er so deutlich, daß er die Welt verlassen wolle, so daß die Welt endlich auch ihn verließ. Er baute nun seine Lebensregel auf diese zwei Hauptgrundsätze auf: Jedem Vergnügen zu entsagen und jeden Überfluß von sich zu werfen. In der Übung dieser Tugenden hat er den Rest seines Lebens hingebracht. Um darin fortzuschreiten, begann er damals, was er seitdem immer beibehielt, soviel wie möglich auf jeden Dienst anderer zu verzichten. Er machte selbst sein Bett, holte sich selbst sein Essen, trug es wieder in die Küche zurück, kurz, er bediente sich seiner Leute nur, wo es unbedingt nötig war.‘* Auf dem bloßen Leibe trug er einen mit Stacheln besetzten Gürtel, um sich bei jeder Regung des Stolzes, der Lieblosigkeit oder des Zornes sofort selbst zu züchtigen. Mit Christus wollte er arm werden, gab den Notleidenden alles, was er entbehren konnte, teilte mit ihnen seine Mahlzeit, besuchte die Kranken in ihren Höhlen und machte sich eine Freude daraus, gerade die Verlassensten selbst zu pflegen. Jeden Morgen vor der Tagesarbeit widmete er eine Stunde der Betrachtung und eine weitere der Lektüre der Hl. Schrift, und in diesem mystischen Verkehr erschloß sich ihm die Tiefe der Gottes- und Nächstenliebe, von welcher der Völkerapostel seinen wunderbaren Hymnus im ersten Korintherbrief (Kap. 13) gesungen hat. In einer Stunde solch intimer Zwiesprache hörte er gewissermaßen den Erlöser selbst zu sich sprechen: ‚Sei getrost, mein Sohn, du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht schon gefunden hättest**. Ich dachte an dich in meinen Ölbergsstunden, als ich mein Blut für dich vergossen habe; deine Bekehrung ist mein Werk; fürchte nichts und bete nur mit Vertrauen!‘ Ja, er offenbart ihm sogar das furchtbare Geheimnis seiner Doppelnatur***; er ist Mensch, wie wir, schwach und gebrechlich, den körperlichen und seelischen Schmerzen ausgeliefert, wie keiner von uns sie je ertragen könnte; aber aus der Liebe geboren, werden sie vergöttlicht und verleihen Kraft und Leben und den völligen Sieg des Geistes, der eine Ewigkeit für seine Auswirkung verlangt.

---

* Madame Périer: Vie de Bl. Pascal.

** Eines der bekanntesten Worte Pascals: ‚Tu ne me chercherais pas, si tu ne m'avais trouvé.‘

*** Mystère de Jésus.

Alle, die Pascal in den letzten Jahren seines Lebens auch nur flüchtig kennen gelernt haben, sagten, daß über seinem Antlitz ein Schimmer der Verklärung ausgebreitet war, der nur aus dem ständigen Verkehr mit dem Himmel stammen konnte. Auch der größte Schmerz konnte ihm diesen Zauber der Ergebenheit und Selbstbeherrschung nicht rauben. Eines Nachts, als er bei einem heftigen Anfall von Neuralgie (damals einfachhin Zahnweh genannt) kein Auge schließen konnte, suchte er, um den Schmerz zu bewältigen, seine Gedanken mit aller Kraft auf das Problem der Zykloide zu konzentrieren und fand eine Lösung, nach der zuerst Galilei vergebens gesucht und Mathematiker wie Descartes, Roberval, Huygens, Wren, Torricelli und Fermat bei voller Gesundheit sich erfolglos bemüht hatten*. Auch die Infinitesimalrechnung beschäftigte ihn wieder, aber nur in solchen Stunden, in denen er an seiner Hauptarbeit gehindert war, und Leibnitz hat von diesen Studien, die unter dem Pseudonym Detonville in Briefform später veröffentlicht wurden, gesagt: Subito lucem hausi. Man sieht: Überall, wo Pascal zugreift, zeigt sich das Genie, und in der Verbindung von Genialität und ernster Heiligung liegt das Geheimnis, das ihm einen so maßgebenden Einfluß auf seine Umgebung verschafft hat. Im Grunde vermag doch immer nur die Persönlichkeit Menschenseelen in ihren Bann zu zwingen, und das ist nach Pascal der Grund gewesen, weshalb uns Gott zu unserer Erlösung nicht durch irgend einen Engel oder Cherub seine Lehre hat verkünden lassen, sondern in Christus selber Mensch geworden ist, um durch seine Persönlichkeit bei den Menschen geistiges Leben zu entzünden. Eine Nachahmung dieser Persönlichkeit sollte in erster Linie seine praktische Apologie sein.

Naturgemäß kam er allmählich in den Ruf eines Mannes, der die Glaubenskämpfe einer neuen Zeit in seinem Innern durchgekämpft und denen, die in den gleichen Nöten waren, als Führer zum Frieden dienen konnte. Mündlich und schriftlich wandte man sich an ihn, um Klarheit in dem Suchen und Tasten zu erlangen. Besonders interessant ist der Briefwechsel mit dem Fräulein von Roannez, den diese wie einen Schatz durch alle Abenteuer hindurch bewahrt und in den schwersten Stunden ihres Lebens immer wieder hervorgezogen hat, um Trost und Lebenskraft daraus zu schöpfen. Auch heute hat er aus den individuellen Verhältnissen herausgehoben, seine Überzeugungskraft noch nicht verloren. Schade nur, daß er bisher dem deutschen Lesepublikum noch nicht zugänglich gemacht ist. Andererseits fürchtete Pascal seinen Einfluß auf die Menschen mehr, als er ihn suchte. Er war sich bewußt, daß seine Individualität niemals als Richtschnur für andere dienen konnte. Nur soweit er zu dem Universalpädagogen Christus hinzuführen vermochte, wollte er sich in den Dienst der Erziehung stellen, und in diesem Sinne träumte er von der großen Aufgabe, die einst Fénélon und Bossuet zufallen sollte. Lebendige Seelen zu bilden, besonders solche, die später einen bedeutenden Einfluß

* Daran schloß sich ein Preisausschreiben, bei dem sich Pascal auch nach der Ansicht seiner Freunde nicht ganz korrekt gegen den Jesuitenpater Lalouère gezeigt hat. Vgl. J. Bertrand: Pascal p. 323 ff.

auf die Geschicke der Menschheit ausüben sollen, schien ihm mit Albertus Magnus als die höchste und dankbarste aller Künste. Der Niederschlag dieser Gedanken sind die drei Vorträge, die er 1660 wahrscheinlich an den ältesten Sohn des Herzogs von Luynes über die Verantwortung hochgestellter Personen gehalten hat. Leider sind diese Vorträge erst zehn Jahre nachher von Nicole aus dem Gedächtnis aufgezeichnet worden, aber auch in dieser Fassung tragen sie die Züge von Pascals Geist an sich und verdienten gerade in den sozialen Kämpfen der Gegenwart ernstlich beachtet zu werden.

Gleichwohl waren diese Arbeiten und Ideen nur die Beschäftigung freier Augenblicke; seine Gedankenwelt war seit dem Abbruch der Provinzialbriefe nur mehr von einem Werke beherrscht, das seine Lebensaufgabe darstellen und den Gottsuchern ein Stern im Dunkel des Erdenwallens werden sollte, in das er* seine ganze Seele hineinlegen wollte.

In der Periode seines ‚Weltlebens' hatte er erfahren, wie schwer die Einwände der Gegner oft gerade auf den Gewissen der wohlmeinendsten und ernstesten Menschen lasten; er hatte die Zahl der Indifferenten und Atheisten in Paris gesehen, die P. Mersenne, vielleicht mit einiger Übertreibung, auf 50 000 geschätzt hatte; er lechzte nach einer großen, schöpferischen Tat, um die Seelen für Christus zu gewinnen, der allein dem Leben Sinn und Wert, Glück und Seligkeit verleihen könne. So stieg ihm die Idee eines weitangelegten, apologetischen Werkes auf, das, ganz anders als die frühern, nicht von Gott, sondern von dem Menschen ausgehen sollte, das den tiefsten Bedürfnissen und Nöten des Menschenherzens auf den Grund gehen und das Christentum als die große, überreiche Erfüllung alles dessen erweisen sollte, wonach die Seele in den Stunden der Selbstbesinnung mit untilgbarer Sehnsucht schreit.

Gleich begann er mit umfassenden Vorarbeiten, mit dem Studium der Hl. Schrift und der Väter, besonders Augustin, suchte alles, was er an Welt- und Menschenkenntnis, an Lebenserfahrung und psychologischer Beobachtung an sich und andern gesammelt hatte, nach diesem Gesichtspunkte zu ordnen und auch in der Religion eine Beweisführung anzubahnen, die ihm in den exakten Wissenschaften so glänzende Triumphe bereitet hatte. Früher pflegte er seine Pläne monate- und jahrelang ohne jede schriftliche Aufzeichnung in sich zu verarbeiten; aber der ungewohnte Stoff, der Reichtum der Quellen und das durch die beständigen Krankheiten geschwächte Gedächtnis zwangen ihn, Notizen zu machen. Auf fliegenden Blättern, auf der Rückseite von Briefumschlägen und mathematischen Rechnungen und sonstigen Papierstückchen, zum Teil auch in zusammenhängenden Heften schrieb er seine Gedanken auf, wie sie ihm in den Sinn kamen, band sie ohne jede Ordnung in einzelne Päckchen zusammen, und als man seinen Nachlaß durchforschte, fand man sie ohne nähere Bestimmung in den untersten Teilen seines Schreibtisches: Dies ist das berühmt gewordene Werk der ‚Pensées'.

* In der Kontroverse, aus welcher Zeit die erste Idee der ‚Apologie' stammt, wird Abbé Maynard wohl Recht haben, wenn er, entgegen der Madame Périer, das Jahr 1654 angibt.

Die Freunde in Port-Royal waren die denkbar ungeeignetsten Herausgeber. Zunächst begingen sie, ‚um Ordnung in den Wirrwarr zu bringen‘, die Torheit, die einzelnen Blätter in eine Unmasse kleiner Papierschnitzel zu zerschneiden und sie dann, wie sie eben da lagen, auf größere Bogen aufzukleben. Eine genaue Untersuchung der Manuskripte hat ergeben, daß viele Blätter mit den disparatesten Gedanken auf beiden Seiten beschrieben waren und daß durch die obige Prozedur nicht nur manche Gedanken auf der Rückseite zerstückelt, sondern auch zugeklebt wurden. Sicher ist dabei auch eine Reihe abrupter Bemerkungen und Aperçus, deren Bedeutung den Herausgebern nicht recht einleuchtete, unter den Tisch gefallen. Aber auch das Übrige wagten sie nicht ganz in der Form des Originals wiederzugeben. Besonders der Herzog von Roannez, der Vorsitzende der Editionskommission, wies darauf hin, daß ein genauer Abdruck den sogen. klementinischen Frieden (August 1668), den beide Parteien seit langem mit Sehnsucht erwartet hatten, nur zu stören geeignet sei, was sicher nicht im Sinne des sterbenden Pascal gelegen habe. So ging man daran, nach dem Stand der Dinge eine Auswahl zu treffen, Einschiebungen zu machen, scharfe Ausdrücke und Wendungen zu verbessern, zu verallgemeinern*, kurz, die persönliche Note auszumerzen und ein indifferentes Werk zu schaffen, das nirgends Widerspruch zu fürchten brauche, aber auch ebenso unbeachtet über den Büchermarkt hinweggegangen wäre.

Diese Ausgabe ist mehr als ein Jahrhundert fast die einzige geblieben, bis Abbé Bossut, der in den Besitz der beiden, allerdings auch nicht das Original wiedergebenden Kopien gekommen war, 1779 eine neue veröffentlichte, welche alles, was ihm von Pascal zugänglich war, enthielt, sogar die nach Jahren aus der Erinnerung niedergeschriebenen Gedanken, welche er in der Unterhaltung mit diesem oder jenem geäußert haben soll. Die Forschung trat erst in ein neues Stadium, als Victor Cousin am 1. April und 1. August 1842 in den Sitzungen der Académie auf die Originalmanuskripte in der Königlichen Bibliothek aufmerksam machte und den aktenmäßigen Nachweis führte, daß sämtliche kursierenden Ausgaben von dem Original soweit abwichen, daß man bei ihnen kaum mehr von ‚Gedanken Pascals‘ reden könne. Seither sind, mit Ausnahme der deutschen Übersetzungen**, alle Ausgaben nach

* Einige eklatante Beispiele siehe bei Brunschwicg IIIe série, I, p. XIV ff.

** Es steht in seltsamem Kontrast zu der „deutschen Gründlichkeit", daß Heinrich Hesse im Jahre 1881 bei Reclam eine Übersetzung herausgegeben hat, die von diesen Forschungen nicht die geringste Notiz nimmt und die Ausgabe von Renouard, einen Abdruck Bossut's, einfachhin übersetzt, dazu mit den heute gänzlich aufgegebenen Anmerkungen Voltaires, einer Einleitung im gleichen Sinne und in einer Sprache, die das Original auch nicht entfernt wiedergibt. Es war deshalb ein Bedürfnis, daß dem deutschen Volke eine neue Ausgabe vorgelegt werde, welche die neuesten Forschungen verwertet und die Sprache des 17. Jahrhunderts in die des 20. umgießt. Bruno v. Herber-Rohow hat es 1905 versucht und Eucken hat dazu eine Einleitung geschrieben (Eugen Diederichs, Jena 1905, XL u. 430 S. 8 M.); aber diese Ausgabe ist 1. zu teuer, so daß die meisten Leser sich doch an Reclam halten müssen, und 2. sind zwar die neueren Forschungen herangezogen, aber sowohl die Einteilung von Bossut, als auch eine Reihe unechter Stellen, Zerstücke-

dem Original korrigiert worden, und Brunschwicg hat, weil die Einteilung von Bossut und Havet in einen allgemeinen Abschnitt über Philosophie, Literatur usw. und einen besonderen über Religion sich nicht halten ließ, eine neue textkritische Ausgabe mit einer aus inneren Kriterien hergenommenen Einteilung angefertigt, die wohl als die klassische bezeichnet werden darf*, und von der Giraud eine populäre Ausgabe veröffentlicht, die jetzt in aller Hände ist**.

Eine Rekonstruktion der ‚Apologie‘ verbietet sich also schon durch die Beschaffenheit der Fragmente; dann aber auch durch die Lückenhaftigkeit und die Widersprüche in den Angaben, welche der Verfasser, seine Schwester und sein Neffe über den Plan gemacht haben; wahrscheinlich stand er bei Pascal selbst noch nicht fest, sondern wechselte mit dem Fortgang der Arbeit. Gleichwohl sind die Pensées nur verständlich, wenn sie unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, in den die ‚Apologie‘ von vornherein eingestellt war. Es ist für Pascals Denk- und Schreibweise charakteristisch, daß er nicht systematisch zu Werke geht, indem er zuerst seine theoretischen Beweise vorführt und sich dann mit den praktischen Folgerungen an den Menschen wendet, sondern er faßt umgekehrt sofort die konkreten Personen ins Auge, die er überzeugen will, macht ihre Lebensanschauung zum Ausgangspunkt seiner Beweisführung und erhebt diese dann auf eine Höhe der Betrachtungsweise, daß sie für alle Zeiten Gültigkeit hat.

Das Freidenkertum seiner Zeit gruppiert sich für ihn um zwei Namen: Méré und Miton; der eine glaubt die Religion im Namen der Wissenschaft und des Fortschrittes bekämpfen zu müssen und nennt sich mit Stolz einen ‚Freidenker‘; der andere ist tief von der Beschränktheit und Verderbnis der menschlichen Natur überzeugt, gibt sich aber damit zufrieden und sucht, ohne sich durch tiefere Lebensfragen zu quälen, sein Dasein so bequem wie möglich einzurichten; beiden zugrunde liegt Montaigne, der besonders in der ‚Apologie de Raimond de Sebonde‘ unter dem Vorwande, das Recht der Vernunft im Kampfe gegen die Atheisten zu erweisen, in Wirklichkeit nur dartut, daß alle menschliche Erkenntnis, welche über die Sinneswahrnehmung hinausgeht, sich ins Vage verliert und dem Subjektivismus unabwendbar anheimfallen muß.

Wie kann nun diesen Leuten die Religion als etwas Notwendiges und durchaus Vernünftiges nahegebracht werden? Eine mathematische Evidenz ist durch die Natur der Sache ausgeschlossen. Es kann sich nur um eine Gewißheit handeln, von der wir uns auch sonst im Leben leiten lassen, und die

---

lungen, Streichungen beibehalten, so daß wir noch immer keine zuverlässige deutsche Ausgabe haben. (Die Übersetzung von Dreydorff in der Bibliothek theologischer Klassiker, Gotha 1891, gibt nur eine Auswahl nach Faugère. Die von Merschmann, Halle 1865, war mir nicht erreichbar.

* In der Sammlung: ‚Les grands écrivains de la France; Oeuvres de Blaise Pascal IIIe série‘, 3 Bde., mit Einleitung von 310 S. Paris, Hachette, 1904 (25 Fr.). Kleine Ausgabe: ‚Pensées et opuscules de Blaise Pascal‘. Paris, Hachette, 1909 (3,50 Fr.)

** ‚Pensées de Blaise Pascal‘. Paris, Bloud, 1905 (1,50 Fr.).

für unser praktisches Handeln vollauf genügt. Aber wie ist eine solche Gewißheit zu erreichen? Pascal sagt, durch zwei Mittel: durch Überzeugung des Verstandes und Gewinnung des Herzens. Das erste müsse nach den Regeln der exakten Wissenschaften geschehen, die von der realen Wirklichkeit ausgehen, diese nach allen Seiten durchforschen und darauf ihre Schlüsse aufbauen; in der Erlernung dieser Methode liege gerade der praktische Zweck aller mathematischen Studien. Gleichwohl legt Pascal, der geborene Mathematiker, nicht allzuviel Gewicht auf diese Methode. Nach seiner Ansicht ist die Religion mehr Sache des Herzens und des Willens, als des Verstandes; denn was der tatkräftigen Bekehrung eines Menschen im Wege stehe, seien nicht in erster Linie Schwierigkeiten des Verstandes, sondern die Leidenschaften des Herzens und die Bequemlichkeit des Willens, die ungeordnete Selbstliebe; diese aber könne man nicht mit Verstandesgründen überwinden, weil sie disparat seien. Die Leidenschaft weiche nur einer stärkeren Leidenschaft, und deshalb sei die Hauptaufgabe des Apologeten, die Eigenliebe und Selbstsicherheit durch eine radikale Kritik der menschlichen Natur zu untergraben und statt dessen die Leidenschaft der Gottesliebe zu wecken, die in Wahrheit dem Leben Kraft und Sicherheit verleihen könne.

Zunächst gilt es also, den stolzen Vernünftlern zu zeigen, daß dasjenige, was sie Natur nennen, gar nicht die reine Menschennatur ist, daß der gegenwärtige Stand ihres Geschlechtes, wenn es ganz auf sich selbst gestellt ist, so von Widersprüchen, Jammer und Elend starrt, daß es notwendig über sich selbst hinausweist. Das ist der Hauptinhalt der ‚Pensées‘: das Elend des Menschen ohne Gott. Wir müssen heute von den pessimistischen Ansichten Pascals einige Abstriche machen, und sie der Geistesrichtung zugute halten, in die das Schicksal ihn nun einmal verschlagen hat; aber in der Hauptsache sind sie das erschütternde Bekenntnis eines Menschen, der, mit genialer Denkkraft begabt, alle Höhen und Weiten menschlicher Wissenschaft durchmessen wollte, aber an allen Toren, wo er anklopfte, sich unübersteiglichen Hindernissen gegenübersah, so daß ihm die Adlerflügel erlahmten und er vom Fernflug in sein Inneres zurückkehrte und dort seinen Gott suchte und fand. Darin, sowie in der verblüffenden Schärfe der Selbstbeobachtung, liegt für den modernen Menschen gerade der tiefste Reiz des Buches.

Ein zweiter Teil sollte das Christentum als **die Religion** erweisen, die uns nicht als etwas Heterogenes, als Stein vorgelegt wird, den wir, wohl oder übel, hinunterschlucken müssen, sondern als Brot des Lebens, nach dem die Menschen seit Jahrtausenden gehungert, das in der ‚Fülle der Zeit‘ ihnen gegeben wurde und auch heute noch allen denen als Weihnacht und Erlösung aufleuchtet, welche die Fülle der Zeit in sich zur Reife gebracht haben; und um diesem subjektiven Erlebnis eine objektive Gewißheit zu geben, will er von dem Wunder ausgehen, das als göttliche Bestätigung die Lehren des Christentums nicht nur über alle persönliche Willkür erhebt, sondern ihnen auch die Geltung verschafft, wo sie dem widerspruchsvollen Menschenverstand unfaßbar erscheinen. Dieser Teil ist, abgesehen von der Theorie der Wunder und Weissagungen, nur in den ersten Entwürfen zum Ausdruck gekommen.

Die Hauptbedeutung der 'Pensées', die ihnen den Charakter eines Erbauungsbuches ganz eigener Art für alle Zeiten sichern wird, liegt in dem intimen, persönlichen Verhältnis, in das eine nach Wahrheit und Heiligkeit dürstende Seele mit ihrem Erlöser zu treten versucht hat. Christus ist ihm zunächst das stärkste Motiv des Glaubens; seine lebendige Persönlichkeit und die Lebensenergien, die sie in der Geschichte ausgelöst hat, beweisen für ihn mehr als die klarsten, metaphysischen Argumente:

'Jesus Christus ist eins und alles, der Mittelpunkt, um den sich alles dreht.' 'Ohne Jesus Christus ist der Mensch dem Laster und Elend verfallen; mit ihm ist er über beides erhaben. In ihm ist unsere ganze Tugend und Seligkeit' (546). 'Wir erkennen Gott nur durch Jesus Christus. Ohne diesen Mittler ist jede Gemeinschaft mit Gott ausgeschlossen. Alle, die da glauben, Gott ohne Jesus Christus gefunden zu haben oder beweisen zu können, haben nur ohnmächtige Argumente in Händen . . . Ohne ihn und ohne die Schrift, ohne Erbsünde und Mittler, der verheißen war und notwendig kommen mußte, kann man Gott überhaupt nicht beweisen*, noch eine richtige Lehre oder eine gute Moral verkünden. Aber durch Jesus Christus und in Jesus Christus beweist man Gott, stellt eine gute Lehre und eine richtige Moral auf. Jesus Christus ist in Wahrheit der Gott der Menschen' (547). 'Wir erkennen nicht nur Gott nicht ohne Jesus Christus, sondern nicht einmal uns selbst. Weder Leben noch Tod verstehen wir ohne ihn; mit ihm wissen wir, was unser Leben und unser Tod bedeutet, was Gott ist und was wir sind' (548).

In diesen Mittler hat er sich ganz hineingelebt; er denkt mit ihm, fühlt mit ihm, handelt und lebt aus ihm heraus; sein ganzes Streben geht nur dahin, seinen Ernst der Lebensauffassung sich immer tiefer anzueignen, mit seinen Lehren und Vorschriften vollen Ernst zu machen und das Bild Christi immer klarer und lauterer in sich auszugestalten.

'Ich liebe die Armut, weil Jesus Christus sie geliebt hat. Ich liebe die irdischen Güter, weil sie mich in die Lage versetzen, den Armen zu helfen. Ich halte die Treue gegen jedermann, vergelte nicht Böses mit Bösem; ich wünsche allen Menschen einen Zustand, ähnlich dem meinigen, in dem man von den Menschen weder Gutes noch Böses erleiden kann. Ich suche gerecht, wahrhaftig, aufrichtig und treu gegen alle Menschen zu sein, und ich hege eine herzliche Zuneigung zu denen, die Gott enger mit mir verbunden hat. Ob ich allein bin oder im Angesichte der Menschen: Ich habe in allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der sie richten soll, und dem ich sie alle geweiht habe: das sind meine Empfindungen; alle Tage meines Lebens will ich meinen Erlöser preisen, der sie mir eingegeben hat, der aus einem Menschen voll Schwachheit, Elend, Fleischeslust, Stolz und Ehrgeiz einen neuen Menschen geschaffen hat, in dem alle diese Übel durch die Stärke der Gnade überwunden sind. Ihm allein gebührt hierfür die Ehre, denn aus mir selbst habe ich nur Elend und Irrtum' (550).

* Daß damit durchaus nicht eine 'prinzipielle Trennung von Verstandeserkennen und Gefühlsglauben', wie Bornhausen in seiner 'Ethik Pascals' (Gießen 1907, S. 159) behauptet, gemeint ist, soll an anderer Stelle eingehend nachgewiesen werden.

Am ergreifendsten kommt dieses persönliche Verhältnis zum Ausdruck in einer Betrachtung des sterbenden Erlösers: ‚Jesus erduldet in seiner Passion die Qualen, welche die Menschen ihm zufügen; aber in der Todesangst am Ölberg leidet er die Schmerzen, die er sich selbst bereitet: „Turbare semetipsum". Das ist nicht eine Qual von Menschenhand, sondern von der Hand des Allmächtigen, und man muß allmächtig sein, um sie zu ertragen.

Jesus sucht etwas Trost bei den drei Jüngern, die er am meisten liebte, — und er findet sie schlafend. Er bittet sie ein wenig mit ihm zu wachen; aber sie kümmern sich um ihn nicht im geringsten; sie empfinden so wenig Mitleid mit ihm, daß sie nicht einen Augenblick ihren Schlaf überwinden können. So ist denn Jesus allein dem Zorne Gottes ausgeliefert.

Jesus ist allein auf der Erde; niemand empfindet seine Qual, niemand nimmt Anteil daran, niemand weiß um sie; nur der Himmel und er haben sie vor Augen . . .

Er leidet diese Qual und diese Verlassenheit mitten in den Schrecken der Nacht.

Ich glaube, Jesus hat sich nur dieses eine Mal in seinem Leben beklagt; aber das tat er nur, wie wenn er das Äußerste des Schmerzes nicht mehr hätte ertragen können. „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod" . . .

Jesus in Trübsal! Er sieht, wie seine Freunde schlafen, seine Feinde aber wachen, und so empfiehlt er sich ganz in die Hände seines himmlischen Vaters.

Jesus sieht in Judas nicht seinen Feind, sondern den Beauftragten Gottes, und als solchen liebt er ihn und spricht es offen aus, indem er ihn „Freund" nennt.

Jesus reißt sich von seinen Jüngern gewaltsam los, um seinen Todeskampf zu beginnen; so müssen auch wir uns von unserm Teuersten und Liebsten losreißen, um ihm ähnlich zu werden.

Da Jesus der Todesangst und den furchtbarsten Qualen ausgesetzt war, so laßt uns länger beten.'

Dann beginnt eine intime Zwiesprache zwischen ihm und seinem gekreuzigten Heilande, die zum tiefsten gehört, was die religiöse Literatur besitzt*.

Es ist leider aus Raumrücksichten nicht möglich, mehr von dem Inhalt der ‚Pensées' mitzuteilen oder in eine Kritik einzutreten. Nur ein Wort über den Stilisten sei noch hinzugefügt, weil Pascal ohne diese Eigenschaft niemals die Bedeutung erlangt hätte, die ihm zukommt. Die zahlreichen Gedanken über Beredsamkeit und Stil beweisen, daß er bei seiner apologetischen Arbeit großes Gewicht auf die Form zu legen gedachte, weil der volle Inhalt nur durch eine adäquate Form vermittelt werde, und die vielen Radierungen und Verbesse-

---

* Die Seelenleiter von Port-Royal pflegten ihren Beichtkindern jede Woche auf einem Zettel die Themen der Betrachtung anzugeben; diese Notizen bezw. die ausgeführten Meditationen Jacquelines sind von Cousin und Faugère gesammelt und unter dem Titel ‚Pensées édifiantes sur le mystère de la mort de Notre-Seigneur Jésus-Christ' veröffentlicht worden. Das ‚Mystère de Jésus' verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der gleichen Übung. — Vielleicht ist diese Mitteilung geeignet, die vulgäre Anschauung über den Jansenismus, die ihn nur von der dogmatischen Seite betrachtet, zu rektifizieren.

rungen in dem Manuskripte* zeigen, daß er seine Regeln zuerst selbst gewissenhaft zu beobachten suchte: der Redner wie der Schriftsteller muß, wenn er wirklich überzeugen will, sich vor allem auf den Standpunkt des Lesers oder Hörers stellen, aus seiner Anschauungswelt heraus denken und fühlen, die Wahrheitsmomente, auf denen seine Stärke ruht, herausschälen, andere, die übersehen worden sind, geltend machen und ihn so gewissermaßen selbst die Wahrheit finden lassen. ‚Man überzeugt sich gewöhnlich besser durch Gründe, die man selbst gefunden hat, als durch solche, die dem Geiste anderer entsprungen sind.‘ Zweitens muß er nach Möglichkeit den ganzen Menschen zu erfassen suchen und sich an alle Seelenkräfte richten, damit keine müßig bleibe und Zeit zur Langeweile habe. Deshalb bevorzugt Pascal, wie unser Lessing, so sehr den Dialog, weil dabei der Leser am meisten zu allseitiger Mittätigkeit gezwungen wird. Das bekannte Wort: ‚Le style c'est l'homme‘ trifft besonders bei Pascal zu und ist der Schlüssel seines Erfolges. Brunetière nennt die Pensées trotz ihres fragmentarischen Charakters ‚eines der schönsten Bücher französischer Prosa‘.

Leider ist das groß angelegte Werk ein Torso geblieben**; manche meinen, daß es zu groß angelegt war und wohl nie die Vollendung gesehen hätte, auch wenn dem Verfasser ein längeres Leben beschieden gewesen wäre; gerade in den letzten Jahren war seine Krankheit so schmerzlich geworden, daß er nur einen kleinen Teil der Fragmente selbst schreiben konnte, und wer weiß, ob sein ruheloser Geist bei völliger Gesundheit im Lauf der Jahre nicht von tausend andern Plänen erfaßt worden wäre! Darauf deutet es wenigstens hin, daß er sich nochmals in die jansenistische Polemik hineinzerren ließ und so seine kostbare Zeit an unüberzeugbare Gegner verschwendet hat. Zunächst durch Abfassung einiger Berichte über die Kasuisten, gegen welche die Pariser Pfarrer auch ihrerseits als Antwort auf deren Apologie durch den Jesuiten Pirot eine Resolution fassen wollten; dann aber durch den Kampf gegen die Unterzeichnung der Formulare, welche die Generalvikare der Hauptstadt auf Betreiben des Hofes verlangen mußten. Anfangs einigte man sich auf eine möglichst konziliante Fassung, und Pascal selbst soll an der Ausarbeitung beteiligt gewesen sein. Aber seine Schwester sagte ihm gleich, daß mit dieser Unterschrift nichts erreicht sei. Die Feinde würden unfehlbar eine bedingungslose Unterwerfung verlangen, und das sei Verrat an der Wahrheit, den sie nimmer auf sich nehmen wolle; sie glaube, daß jedes Lavieren vom Übel sei, und nur eine glatte Absage von vornherein zum Ziele führen könne; wenn sie von der Wahrheit ihrer Position überzeugt seien und an der göttlichen Bestätigung durch das Dornwunder festhielten, müßten sie alle Konsequenzen auf sich nehmen, im äußersten Falle sogar den Ausschluß aus der Kirche. Die innere Gemeinschaft mit Christus könne man ihnen nicht nehmen, solange sein Geist,

* Über diese Verbesserungen hat Antoine Albalat eine eigene, interessante Arbeit geschrieben, an der kein Gallizist vorübergehen darf: ‚Travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains.‘ (Paris, Colin, 1903.)

** Nach dem Zeugnis seiner Schwester Gilberte glaubte er zehn gesunde Jahre für das Werk zu brauchen; aber es waren ihm nur vier kränkliche vergönnt.

der Geist der Wahrheit und Liebe, in ihnen lebendig sei, und wenn sie auch der äußeren Merkmale der Vereinigung beraubt würden, so müßten sie die innere Verbindung, das Leben mit und in Christus, desto intensiver gestalten. ‚Ich weiß wohl, daß es nicht die Aufgabe der Frauen ist, die Wahrheit zu verteidigen; aber wenn die Bischöfe den Mut von Frauen haben, dann müssen die Frauen sich den Mut von Bischöfen aneignen. Wir können die Wahrheit nicht verteidigen, aber wir können für sie sterben.'

Man wird in der Geschichte der Kirche schon weit zurückgehen müssen, bis man eine solche Sprache von einer Klosterfrau wiederfindet, vielleicht bis auf Katharina von Siena, die dem Papste in Avignon entgegengetreten ist und ihn im Namen Gottes aufforderte, nach Rom zurückzukehren. Auch hat sie die ganze Situation zweifellos klarer erfaßt als ‚die Herren' von Port-Royal. Sie fühlte ihre Stellung zu der Formularfrage als eine Unehrlichkeit, als ein Feilschen mit der Wahrheit, und wenn sie später dennoch auf das Zureden Arnaulds mit unterzeichnet hat, so geschah es nur mit blutendem Herzen, und ihre Tante erzählt, daß sie daran gestorben sei (4. Oktober 1661). Aber ihr Geist ist auf den Bruder übergegangen, und als eine neue, bestimmter gefaßte Unterschrift gefordert wurde, fand man ihn ebenso unbeugsam, wie er bei der ersten nachgiebig gewesen war*. Obwohl Arnauld mit der Majorität des Klosters wieder für die Unterzeichnung war und mit Pascal in ernste Zwistigkeiten geriet — man hat sie den Bürgerkrieg von Port-Royal genannt —, blieb dieser fest und ist mit seiner Weigerung ins Grab gegangen. Als Beurrier ihn auf dem Sterbebett fragte, ob er von seinen Provinzialbriefen nichts zurückzunehmen habe, antwortete er ruhig, daß sein Gewissen ihm nichts vorwerfe, daß er stets nur für Gott und die Wahrheit gekämpft habe und als treuer katholischer Christ sterben wolle.

---

* Sainte-Beuve hat als erster auf diesen entscheidenden Einfluß der Schwester hingewiesen und daran erinnert, daß überhaupt die Schwestern großer Männer oft einen bedeutenderen Anteil an den Werken ihrer Brüder haben, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Diese Seite ist mit der Seele des Dichters geschrieben und kann wegen ihres unübersetzbaren Stiles nur im Original mitgeteilt werden: ‚Les hommes ont beau faire, même les plus saints, ils vont, ils sortent, la foule les coudoie, la poussière du chemin les couvre en passant, ils se ternissent et se dissipent. Heureuses les belles âmes dont la sensibilité préservée ne s'est nulle part dépensée ailleurs, mais s'est toute employée au sein de la vertu et du devoir! Quel plus pur idéal qu'une telle âme ainsi restée vierge et prêtresse, desservant l'autel dont l'autre âme emporte et trop souvent, en la promenant, disperse la flamme!... Règle générale: Les soeurs, quand elles sont égales, sont plutôt supérieures à leur frère illustre; elles se retrouvent meilleures. Ce sont comme des exemplaires de famille, des doubles du même coeur, qui se sont conservés sans aucun tacte au sein du foyer, ou dans l'intérieur du sanctuaire.... Combien de fois surtout je me suis plu à rêver la soeur du poète d'un de ces grands poètes que nous admirons et que nous chérissons à travers les fautes et les faiblesses! La soeur de René est trop connue (Lucile); mais la soeur de Jocelyn, par exemple! (u. Renans Schwester Henriette). Elle aura la mélancolie pure et légère, la tendresse et l'harmonie, et le chant d'oiseau, sans mélange des jeux de l'art et sans la ruse acquise.

Die Schwester berichtet über die letzten Stunden: 'Als das Kopfleiden immer zunahm und die Schmerzen aufs Höchste stiegen, . . . drückte er mir den Wunsch aus, während der Nacht einen Priester im Hause zu haben; ich selbst fand ihn auch so leidend, daß ich, ohne etwas davon zu sagen, anordnete, Kerzen und alles Notwendige herbeizuschaffen, damit er früh am nächsten Morgen kommunizieren könne. — Diese Vorbereitungen sollten nicht überflüssig sein, vielmehr waren sie früher nötig, als wir gedacht hatten. Denn gegen 12 Uhr nachts wurde er von so heftigen Krämpfen ergriffen, daß wir, als dieselben aufhörten, ihn für tot hielten. Zu allem andern Leid hatten wir nun auch das überaus schmerzliche Gefühl, ihn ohne das hl. Sakrament sterben zu sehen, nach welchem er so oft und so inständig verlangt hatte. Aber Gott, der ein so glühendes und gerechtes Verlangen belohnen wollte, ließ wie durch ein Wunder die Krämpfe aufhören und gab ihm wieder seine volle Besinnung, so daß er vollends zu sich kam, als der Herr Pfarrer, mit dem Allerheiligsten in sein Zimmer tretend, ihm zurief: 'Hier kommt derjenige, nach welchem Sie so sehr verlangt haben.' Und als der Herr Pfarrer ihm nahte, um ihm die hl. Kommunion zu reichen, raffte er seine Kräfte zusammen und setzte sich allein aufrecht, um sie desto würdiger zu empfangen. Als darauf der Herr Pfarrer, wie es gebräuchlich ist, ihn über die Hauptgeheimnisse des Glaubens befragt hatte, antwortete er deutlich: 'Ja, mein Herr, ich glaube das alles aus meinem ganzen Herzen.' Danach empfing er die hl. Wegzehrung und die letzte Ölung mit so innigen Gefühlen, daß er darüber Tränen vergoß. Auf alles gab er Antwort, dankte dem Herrn Pfarrer, und als dieser ihn mit dem hl. Ziborium segnete, sprach er: 'Gott wolle mich niemals verlassen.' Dies waren gleichsam seine letzten Worte; denn sofort, nachdem er seine Danksagung vollendet hatte, stellten sich aufs neue die Krämpfe ein und ließen seinen Geist keinen Augenblick mehr frei. Sie hielten an bis zu seinem Tode, welcher 24 Stunden später eintrat, am 19. August 1662, um 1 Uhr morgens. Mein Bruder war 39 Jahre und 2 Monate alt.'

* * *

Ein tragisches Geschick liegt über diesem Leben und noch mehr über diesem Tode, nicht nur wegen des Mißverhältnisses zwischen übermenschlichem Wollen und beschränktem Können, das die Seele aller großen Männer durchzittert, sondern weil das Ideal, dem Pascal alle Kräfte seines Geistes gewidmet hat, durch die unselige Verquickung mit den dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit der Verwirklichung am Ende viel weiter entrückt schien als am Anfang, und wenn die Desavouierung durch die höchste

---

Elles n'ont pas fait de leur âmes ni oeuvre ni gloire. C'est une gravure de Raphaël avant la lettre, qu'une belle âme avant la gloire. Se figure-t-on rien de plus angélique qu'une soeur de Fénélon! — Ici, dans le cloître de Port-Royal, nous possédons quelque chose de semblable, plus d'un de ces parfaits modèles. La soeur voilée de Pascal est son égale pour le moins; elle le possède presque en tout, elle guide, même dans les âpres grandeurs de la mort. (Port-Royal III, 358 sq.)

Eugène Delacroix/Algerische Frauen im Harem.



Autorität der Kirche ihn auch nicht von seinen Anschauungen abzubringen vermochte, so hat sie ihm doch einen Stachel tief ins Herz getrieben, an dem es schließlich verblutet ist. Michaut glaubt zwar, daß die Opposition sein Lebenselement gewesen sei, ohne das er nicht existieren konnte, und das ihn schließlich zur Trennung von Rom hätte treiben müssen, wenn er nicht zeitig gestorben wäre; die Anlagen zum Häresiarchen habe er zweifellos gehabt*. Aber das ist eine Verkennung der Sachlage: Pascal war nicht der geborene Zweifler oder intellektualistische Skeptiker und Neinsager, wie er von Cousin bezeichnet worden ist, sondern eine durch und durch gläubige Seele, die in ihrer ganzen Gedankenrichtung auf die Autorität angelegt war und niemals ihrer Leitung dauernd hätte entraten wollen. Man muß vor allem die gallikanischen Auffassungen über das Verhältnis von Papst und Kirche im Auge behalten, die damals ganz Frankreich beherrschten**; und für Pascal kam die maßgebende Bedeutung des Dornwunders hinzu, in dem er mit Port-Royal die direkte göttliche Beglaubigung seiner Ansichten erblickte und sich vor die Wahl zwischen Gott und dem Papste gestellt sah; daß er aber in der Entscheidung für Gott und sein Gewissen nicht im entferntesten an einen endgültigen Bruch mit der Kirche dachte, geht mit Evidenz gerade aus den Briefen und Aufzeichnungen der letzten Zeit hervor.

Den tiefsten Grund der Tragik trug er jedoch in sich selbst, in den Gegensätzen seiner geistigen Konstitution; er war eine jener problematischen Naturen, von denen Chateaubriand sagt, daß die Melancholie ihnen folge wie der Nebel dem hohen Bergrücken, und daß sie schließlich wie ein verwundetes Reh im tiefen Walde an ihrem inneren Weh verbluten. Vinet spricht von einem Herrschergeist, von einem Willen zur Macht, der nur in Cäsar, Richelieu und Napoleon seine Parallelen habe, — die Provinzialbriefe sind jedenfalls ein Zeugnis, daß er die Geister mit suggestiver Gewalt in seinen Bann zwingt und sich dessen stets bewußt ist —; aber andererseits lebt in ihm eine so mystische Seele, die in Weichheit vor ihrem Gotte zerschmilzt, daß er in Sachen der Religion sich unbedingt an eine Autorität anlehnen und sich willig von ihr leiten lassen möchte. Sein Verstand ist klar und scharf wie ein Diamant, so logisch und streng diskursiv, daß er in der Mathematik und Physik die glänzendsten Triumphe gefeiert hat; aber sein Herz ist von der Leidenschaftlichkeit und Sensibilität eines reinen Gemütsmenschen, der alle Logik über Bord wirft und alles nur durch die Intuition des Erlebens zu erfassen sucht. Die Freunde in Port-Royal haben seinen Willen eisern und nüchtern genannt, so daß er sich gegen eine Welt durchzusetzen vermöge; aber seine Phantasie ist so sensibel, übermächtig, alle Höhen und Tiefen der Wirklichkeit durchmessend, wie wir es sonst nur bei Dichtern sehen. So wohnen nicht zwei, sondern viele Seelen in Pascals Brust, und was uns an ihm als Menschen in erster Linie interessiert, ist, daß er diese Extreme seiner Natur in stetem geistigem Ringen,

* Les Pensées de Pascal, p. LIII.

** Pascal sagt in den Pensées: ‚Frankreich ist fast noch das einzige Land, in dem es erlaubt ist, zu sagen, das Konzil stehe über dem Papst.‘

in religiöser Selbstzucht zu einer höhern Synthese in sich vereinigt hat; der Reiz seines Stiles liegt zuerst in dieser Synthese aller großen Seelenkräfte, die den mittelmäßigen Schriftstellern nur einzeln und in geringerem Maße verliehen sind. Dazu kommen die Krankheiten und körperlichen Schmerzen, die ihn nie ganz verließen, und ihm zeitweise jedes Arbeiten unmöglich machten. Er hat sie mit einem Mut und einem Heroismus nicht nur ertragen, sondern innerlich überwunden, daß selbst Bossuet, obwohl in der Moral- und Gnadenfrage sein prinzipieller Gegner, ihm als Persönlichkeit volle Anerkennung gezollt und gewünscht hat, alle seine Feinde möchten solche Christen sein wie er*.

Was seine wissenschaftliche Bedeutung angeht, so hat kein Geringerer als Laplace ihn unter die elf größten Mathematiker aller Zeiten gezählt, und das ist um so erstaunlicher, als er die Mathematik nie als Selbstzweck, sondern nur in Erholungsstunden getrieben hat. Seine physikalischen Arbeiten sind von fachkundiger Seite fast noch höher gewertet worden, und Bertrand meint, der eigentliche, systematische Bahnbrecher der modernen Naturwissenschaft wäre nicht Galilei, sondern Pascal geworden, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Leider ist auch der Denker in ihm nur sporadisch, durch Gelegenheitsschriften, zur Geltung gekommen. Ein neues philosophisches System hat er nicht aufgestellt, und seine Anschauungen werden darum in der Geschichte der Philosophie meist so oberflächlich behandelt, als ob er nur ein philosophisch ganz unbedeutender Zeitgenosse Descartes gewesen sei, obwohl er auch in dieser Beziehung dem ‚Vater der neuen Philosophie' kaum nachsteht. Es ist zunächst eine Frage, ob die Originalität des Denkens sich nur in dem Aufstellen neuer Systeme, in einem ewig neuen Anfangen zeigt, und ferner ist zu beachten, daß Pascal mit 39 Jahren gestorben ist. Was hätten wir von Descartes, Spinoza, Kant, Hegel, wenn sie in diesem Alter hinweggenommen worden wären? Pascal war nicht Methaphysiker, sondern Ethiker, und bezüglich der Ethik hat er in den oft unter den grausamsten Schmerzen hingeworfenen Fragmenten eine Originalität und Tiefe der Beobachtung gezeigt, die den Pensées gerade in der Gegenwart ein von Jahr zu Jahr wachsendes Interesse erweckt.

Wenn wir uns fragen, welche historische Bedeutung den Werken Pascals zukommt, was heute noch davon lebendig ist und wohl eine Zukunft haben kann, so müssen wir mit Giraud sagen**, daß die Provinzialbriefe in der Vergangenheit ihre wichtige Rolle gespielt haben und in der Hauptsache nur mehr durch den meisterhaften Stil weiterleben, daß aber der Geist der Pensées bis in unsere Tage lebendig geblieben ist und, wenn nicht alles täuscht, auch in der Zukunft befruchtend fortwirken wird. Boutroux glaubt, daß die Gefühlsphilosophie Rousseaus und Jacobis direkt von Pascal beeinflußt sei, und daß der Verfasser des Génie du Christianisme ihm in erster Linie seinen literarischen Ruhm verdanke***. Aber der moralische Ernst Pascals hat das ästhetische

* Floquet: Étude sur la vie de Bossuet, Paris, 1855.
** La philosophie religieuse de Pascal et la pensée contemporaine, Paris, 1902
*** Pascal, p. 197—8.

Christentum Chateaubriands überdauert. Schon die bloße Zahl der Ausgaben, welche die ‚Gedanken' im Vergleich zu den Provinzialbriefen in den letzten zehn Jahren gefunden haben*, beweist, daß sie der religiösen Stimmung der Gegenwart in besonderem Maße entgegenkommen. Paul Bourget, Sully-Prudhomme und Brunetière** haben die Pensées zum Ausgangspunkt sowohl ihres Glaubens, als ihrer Theorie des Glaubensaktes genommen, Newman hat ihre Lektüre an der Schwelle der Konversion allen denen angeraten, welche er von der Notwendigkeit einer unfehlbaren Autorität in Glaubenssachen überzeugen wollte***, und der Erzbischof Mignot von Albi hat in den geistvollen, vielbesprochenen Briefen an seinen Klerus † die apologetische Methode Pascals dem Studium warm empfohlen. Die ganze französische Methode der immanenten Apologetik, die, besonders von Ollé-Laprune und Blondel in zu einseitiger Weise vertreten ††, nicht vom Objekt des Glaubens, von Gott oder der Autorität, sondern von dem Subjekt, vom Menschen und seiner Natur ausgeht und daraus die Notwendigkeit des Glaubens eruiert, hat ihre Wurzeln in den ‚Gedanken' Pascals und schöpft noch heute aus ihnen ihre wichtigsten Argumente †††.

Aber noch mehr bietet er den praktischen religiösen Seelen, die, unabhängig von aller theologischen Wissenschaft, ein Leben mit und in Christus führen wollen. A. Sabatier erzählt in seiner Religionsphilosophie §, das erste Buch, das ihn in seiner Jugend leidenschaftlich ergriffen habe, seien Pascals ‚Pensées gewesen, weil sie ihm einen unmittelbaren Einblick in die lebendige Seele eines Mannes gewährten, der denselben Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, zwischen Verstand und Willen in sich empfunden, wie er und aus einer tiefen religiösen Sehnsucht heraus mit gewaltiger Energie sich den Weg zum Lichte gebahnt habe. Wenn auch die Menge, die in den Arbeiten und Vergnügungen des Tages untergeht, sich von billiger Tagesweisheit leiten läßt, so werden die einsamen und stillen Menschen, die abseits der Heerstraße ihren Weg suchen, desto mehr in den ‚Pensées' und den andern religiösen Schriften

* Die Pensées hatten über 20 verschiedene Ausgaben, manche in mehreren Auflagen, während die Provinziales nur in einer einzigen Ausgabe erschienen sind.

** Problème de Pensées de Pascal, Paris, 1879; vgl. auch Etudes critiques sur l'histoire de la littérature francaise, 4e série. Paris 1891. Besonders wichtig ist die eingehende Untersuchung Sully-Prudhommes: ‚La vraie religion selon Pascal.' (Paris 1905.)

*** Lucie Felix-Faure-Goyau: Newman, sa vie et ses oeuvres, Paris 1906, p. 80 sq.

† Lettres de S. G. Mgr. Mignot, archevêque d'Albi, au clergé de son diocèse sur les études ecclésiastiques, Albi 1900, Troisième Lettre p. 22.

†† Vgl. die eingehende Darlegung und Widerlegung bei Schanz: Neue Versuche der Apologetik, Regensburg, 1897. S. 102—134; 364—399.

††† Vgl. Laberthonnière: L'Apologétique et la méthode de Pascal, in ‚Essais de philosophie religieuse'. Paris 1903.

§ Esquisse d'une philosophie de la religion d'après la psychologie et l'histoire, Paris 1897 p. 4.

finden. Wir wissen heute, daß Pascals Auffassung der Religion in vielen Punkten zu eng und rigoristisch war, daß insbesondere Christentum und Kulturarbeit sich nicht ausschließen, sondern gegenseitig bedingen, daß überhaupt seine Trennung von Natur und Gnade, die Grundlage seiner gesamten Weltanschauung, sich nicht in jeder Beziehung halten läßt; diese Schroffheiten und Mängel sind auf Rechnung seiner überstrengen Natur und der jansenistischen Umgebung zu setzen*. Aber auch diejenigen, die nicht auf seinem religiösen Standpunkt stehen, die einer andern Konfession angehören oder jedes Kirchentum ablehnen, können sich, wenn sie nur religiös gestimmt sind, der Wucht seiner Gedanken nicht entziehen. Die Bilder, die Pascal vom Menschen, von seiner Größe und Kleinheit, von dem tausendfältigen Zwiespalt seiner Natur entwirft, sind zu wahr, die Empfindungen, von denen seine Schriften getragen werden, haben einen zu starken Widerhall in jedem Menschenherzen, als daß man nur bei dem Wortsinn stehen bleiben könnte. Er hat den Blick des Menschen von der Außenwelt energisch auf das eigene Innere gelenkt und ihm gezeigt, daß da die Sterne seines Glückes leuchten; und weil unsere Zeit nach dem Zeugnis Euckens ebenfalls in einer solchen Bewegung von der Peripherie des Kulturlebens nach dem Zentrum, einer religiösen Verinnerlichung hin begriffen ist, wird Pascal auch noch in der Zukunft eine lebendige Macht bleiben.

* Es liegt tief in der Verschiedenheit der Naturen begründet, wenn Goethe in seiner Weltfreudigkeit Pascal als religiösen Denker ganz ablehnt: ‚Tausende sind Feinde der Religion, Tausende, die Christus als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihnen denselben als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, La Mettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und Religion lange nicht soviel geschadet, als der strenge, kalte Pascal und seine Anhänger.‘ (Hempel 1, A. 29, 43.) Nietzsche dagegen, der vor keiner Autorität Halt macht, hat großen Respekt vor dem Intellekt Pascals. ‚Um zu ermessen, was für eine Geschichte bisher das Problem von Wissen und Gewissen in der Seele der homines religiosi gehabt hat, dazu müßte einer vielleicht so tief, so verwundet, so ungeheuer sein, wie das intellektuelle Gewissen Pascals war.‘ (Jenseits von Gut und Böse; Zur Genealogie der Moral. Leipzig 1899, S. 69, 70.)



Eucharistische Denkmäler in den römischen Katakomben / Von Anton de Waal

Es ist der volle eucharistische Sommer mit seiner ganzen Blütenpracht, mit all dem Duft von Verehrung, Dank und Liebe, der in den nächsten Tagen Tausende und Tausende von Kindern der Kirche in Wien zu einem jubelnden Lauda Sion einigen wird: liegt es da so fern, aus dem Sommer in den Frühling, von den vollen Blüten zu den ersten Keimen und Knospen in dem Garten der Urkirche zurückzuschauen? Können neben den mächtigen Festakkorden sich nicht die schlichten Weisen hören lassen, die in Kindesstimmen aus den Katakomben dem eucharistischen Heiland ihre Huldigung darbringen? Ist heute das Altarssakrament, die alles belebende, erleuchtende, erwärmende Mittagssonne der Kirche über den weiten Erdkreis dahin, so leuchten die ersten Morgenstrahlen uns aus der Dämmerung der Apostelkirche entgegen. — Pilgern wir also aus dem Festgepränge in den Kirchen und Straßen Wiens hinab in die stillen Gänge und Grabkammern der römischen Katakomben, um aus der heiligen Tiefe den Ruf zu vernehmen: Was ihr glaubet, das haben auch wir geglaubt; was euch in den Kämpfen des Lebens stark macht, hat uns vor die Richterstühle und zu den Foltern geleitet; was eure Hoffnung im Tode ist, war unser Stern in der Nacht der Verfolgungen. —

Die altchristliche Kunst redet in einer eigenen Bildersprache, den Hieroglyphen auf den Monumenten Ägyptens vergleichbar; diese Sprache war im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten: wir haben sie erst wieder, zum Teil aus der Sprache der Kirchenväter, lernen müssen. Wovon anderm kann sie in den Katakomben, an den Gräbern der Lieben, reden, als von den religiösen Ideen, welche die Verstorbenen durchs Leben geleitet hatten, welche der Trost und die Hoffnung der Hinterbliebenen waren? Wenn dann die Kommunion das Lebenselement der Christen jener Jahrhunderte gewesen ist, würden wir uns nicht in einer berechtigten Erwartung getäuscht fühlen, wenn die heilige Bildersprache an den Gräbern schwiege von der Eucharistie?

In der Tat gibt es kaum eine Katakombe unter den vierzig größeren und kleineren in der Umgebung der ewigen Stadt, wo sich nicht ein Bild oder Zeichen als Hinweis auf das Sakrament fände.

Bevor wir näher auf unsern Gegenstand eingehen, sei darauf hingewiesen, daß eine Inschrift weit weniger einer Vielbeutung unterworfen ist als ein Bild, daher denn auch die auseinandergehenden Erklärungen mancher Darstellungen, daher aber auch die nach und nach erfolgte Klärung der Auffassung nicht wenigen Figuren und Szenen gegenüber. De Rossi, Garrucci, überhaupt die ältere römische Schule, neigte der symbolischen Auffassung zu, während die protestantischen Archäologen in den Darstellungen mit Vorliebe Szenen aus dem realen und alltäglichen Leben in Erinnerung an die Verstorbenen sehen und vor allem jeden katholisch dogmatischen Gedanken auszuschalten bestrebt sind. Verdanken wir nun unleugbar der protestantischen Opposition in nicht wenigen Punkten eine Richtigstellung, so ist durch die erneute Prüfung und Untersuchung katholischerseits tiefere Begründung und Klarlegung gewonnen worden. In

dieser Beziehung hat Prälat Wilpert sich hervorragendes Verdienst erworben. Was wir also in folgendem vorlegen, darf als gesicherte Resultate der Katakombenforschung betrachtet werden*.

1. Mahlszenen.

Die Freuden des Jenseits sich unter dem Bilde eines Mahles vorzustellen, ist eine den Heiden wie den Christen gemeinsame Auffassung. Auf zahlreichen heidnischen Grabmonumenten ist eine Anzahl von Gästen, nach antiker Sitte meist sieben, auf einem halbkreisförmigen Polster um einen Tisch gelagert, auf welchem kleine runde, mit Kreuzkerbe zum leichteren Brechen versehene Brote, nebst einem oder zwei Fischen liegen**. Ein Diener kredenzt wohl den Wein, ein anderer trägt weitere Speisen heran. Dieses dem täglichen Leben ent-

* Mit einem Gelehrten, für den ‚der Jesus' erst nach und nach in der Meinung seiner Anhänger zu einem Gott ausgewachsen ist, dessen Wunder lauter spätere Märchen und Dichtungen sind, muß man allerdings verzichten, über Eucharistie in den Katakomben zu disputieren. Der auf dem Boden positiven Christentums stehende protestantische Gelehrte mag sich sträuben, speziell katholische Inspirationen in den Gemälden anzuerkennen; er muß von seinem Standpunkte aus andere Erklärungen suchen und wird willig zu einer auch gezwungenen Auslegung greifen, wie es ja z. B. bei den so eminent katholischen Inschriften von Hierapolis und Autun mit dem Aufwand großer Gelehrsamkeit geschehen ist. Das ist für den katholischen Archäologen nur ein Sporn zu neuer Untersuchung, freilich auch zu willigem Aufgeben von als unhaltbar sich ergebenden Deutungen. Es ringt im Widerstreit die Wahrheit aus Nebeln sich zur Sonnenklarheit.

** Über die Form und Gestalt der eucharistischen Brote sind wir durch die Monumente ausreichend unterrichtet. Beim letzten Abendmahle hat der Herr ungesäuertes Brot konsekriert, wie es durch das mosaische Gesetz vorgeschrieben war, und zwar in der Form von flachen, runden Kuchen von etwa 30 cm Durchmesser, wie noch heute die Juden ihre Mazen zur Osterzeit backen. In der apostolischen Zeit und noch lange in der Folge hat man gewöhnliches Brot vom Bäcker verwendet, aber, wie die Gemälde und Abbildungen auf den Grabmonumenten lehren, mit Vorliebe kleine, runde, mit einer Kreuzkerbe zum leichteren Brechen versehene Brötchen. Diese wurden dann zur Spendung der hl. Kommunion in Brocken gebrochen, die man also nicht einfach verschluckte, sondern erst mit den Zähnen zermalmen mußte. Das ergibt sich aus zahlreichen Äußerungen bei den Vätern. Der hl. Ambrosius (De sacramentis, lib. IV cap. 4) läßt den Einwand erheben: Was du mir reichst, ist ja gewöhnliches Brot (panis usitatus), und der Heilige erwidert: ‚Es ist Brot vor den sakramentalen Worten; durch die Konsekration aber wird es das Fleisch Christi.' Neben diesen runden Brötchen hatte man auch solche in Form eines Reifen oder Kranzes, die man daher coronae nannte. Es ist merkwürdig, daß beide Formen sich bis auf den heutigen Tag in der römischen Bäckerei erhalten haben. Daß noch um die Mitte des 4. Jahrhunderts für die Eucharistie gewöhnliches Brot aus dem Bäckerladen genommen wurde, ergibt sich aus dem Befehle des Kaisers Julian des Abtrünnigen, der das Brot der Bäcker mit heidnischem Lustralwasser zu besprengen befahl, offenbar um es für die Christen zu den hl. Geheimnissen unverwendbar zu machen. — Noch heute haben orientalische Kirchengemeinschaften flache, runde Brötchen von etwa 10 cm Durchmesser, einen Finger dick, aus denen der Priester für sich selber ein viereckiges Stück ausschneidet, das übrige aber zur Spendung der Kommunion in Brocken zerlegt.

nommene Gleichnis durften die ersten Christen um so unbedenklicher übernehmen, als der Heiland ja selber wiederholt die Freude des Himmels unter dem Bilde eines Fest- oder Hochzeitsmahles geschildert hatte. So kommen denn solche Mahlszenen, wie sie unbedenklich von heidnischen Monumenten kopiert worden sind, auf den Gemälden der Katakomben schon seit frühester Zeit vor, das älteste Bild in der Flaviergruft der Katakomben der Domitilla noch aus dem ersten Jahrhundert. Früher haben katholische Archäologen die auf dem Tische liegenden Brote und Fische wohl als Anspielung auf die wunderbare Brotvermehrung aufgefaßt; allein bei den alten Römern galten Brot und Fische als das Unentbehrliche bei jeder Mahlzeit; die Mahlszenen aber, wie sie uns besonders häufig in den Katakomben der Heiligen Petrus und Marcellinus begegnen, zeigen in ihrer ganzen Auffassung, daß der Künstler einzig und ausschließlich die Freuden eines Mahles als Sinnbild des himmlischen Gastmahls darstellen wollte. Wiederholt freilich hat er doch seine Gedanken weiter gehen lassen, wenn er nämlich durch Beischrift den beiden bei Tafel dienenden Frauen den Namen Agape, Irene, ‚Liebe, Friede', gibt. Sie sind es, die den Wein mischen und kredenzen (misce mi — porrige calda), es ist der Freudenwein des himmlischen Festmahles.

Allein die christliche Kunst verband mit dieser Vorstellung bereits in ihren ersten Schöpfungen einen andern Gedanken, und zwar eucharistischen Inhalts. Auf einem Gemälde in der Capella graeca der Priscilla-Katakombe aus dem Beginn des zweiten Jahrhunderts* sind sieben Gäste im Halbkreis um einen Tisch gelagert; einer derselben, zu äußerst links, bricht ein rundes Scheibenbrot in Stücke; vor ihm steht ein Kelch. Weiter aber stellt nun der Künstler zu beiden Seiten der Tafelrunde die sieben mit Brocken gefüllten Körbe der Brotvermehrung. Wenn man allerdings nun auch zu weit gegangen ist, indem man in dem Bilde eine Szene aus dem realen Leben der ersten Kirche, ‚die Brotbrechung', d. h. die Feier der Eucharistie, sah, so ist es doch nicht zu leugnen, daß hier das himmlische Festmahl der Seligen einen ganz eigenartigen, exklusiv christlichen Zusatz erhalten hat. Die Speisung in der Wüste und das Himmelsmahl greifen ineinander, und wie der Herr selber von jenem Speisewunder Anlaß nahm, von einer anderen, höheren Speise zu reden, von dem wahren Manna, das vom Himmel gekommen, von dem Brote, das jenen, die es essen, Unsterblichkeit verleiht, so hat die christliche Kunst unverkennbar das eucharistische Mahl mit dem himmlischen Hochzeitsmahle verbunden. Dem Beschauer des Bildes blieb es dann überlassen, dem Gedanken noch weiter und tiefer nachzugehen.

An das älteste Gemälde in Priscilla reihen sich mehrere ganz in derselben Auffassung und Darstellung aus dem Ende des zweiten und den Anfängen des dritten Jahrhunderts in den Katakomben des Callistus, in den sogenannten Sakramentskapellen, an. Auch hier kehrt in fünf Darstellungen stets die Siebenzahl der im Halbkreis gelagerten Gäste wieder, vor ihnen Brot und Fische auf dem Tische, aber im Vordergrunde, sehr stark ausgeprägt und betont, die ge-

* Vgl. Wilpert, Malereien der römischen Katakomben, Taf. 15, und seine Fractio panis.

füllten Körbe der Brotvermehrung; das himmlische und das eucharistische Mahl sind zu einem einzigen Mahle geworden*.

Aber die Maler, wie in Priscilla so in Callisto, haben ihren Gedanken weiter entwickelt und deutlicher ausgesprochen, indem sie ihrer eigenartigen Mahlszene das Bild der Auferweckung des Lazarus an die Seite stellten, im Anschluß an das Wort des Herrn in der Verheißungsrede: ‚Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage' (Joh. VI, 55).

Die Leser wissen, daß die alten Gläubigen den Fisch, *ΙΧΘΥΣ*, als Symbol Christi faßten, eine Auffassung, die sich bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts hinauf verfolgen läßt**. Nun zeigt uns ein Wandgemälde im ältesten Teil der Kallistkatakomben, in der Krypta der Lucina, eine aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts stammende, einzigartige Darstellung. Einander gegenüber gekehrt sind zwei Fische gemalt, nicht tot am Boden liegend, sondern lebendig, halb aufgerichtet. Hart neben ihnen steht ein mit runden Broten gefüllter Korb. Auf seiner Vorderseite ist das Geflecht durchbrochen, mit roter Farbe dahinter. Wilperts genaue Untersuchung hat den Schimmer eines Glases oder Bechers nachgewiesen: es ist also roter Wein in einem Glasgefäß dargestellt. Brot, Wein und der lebendige Ichthys in eins verbunden: das ist nicht mehr bloß ein Hinweis auf die Zutat zu jeder Tafel, auch nicht bloß eine Erinnerung an die wunderbare Brotvermehrung, das ist direkt eine eucharistische Darstellung, soweit die Kunst sie damals zu schaffen imstande war: Brot und Wein, und der lebendige Fisch, Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser.

Wenn nun aber die von Dölger zusammengestellten Zeugnisse und Väterstellen bewiesen haben, wie geläufig und beliebt den alten Christen die Auffassung Christi unter dem Bilde des Fisches war, dann lag es auch für sie nahe, auf den oben besprochenen Mahlszenen in dem Brot und dem Fisch ein Höheres zu erkennen. Und da werden uns nun nachher die Malereien in den Sakramentskapellen von San Callisto in einer ganz überraschenden Bildersprache tiefer in die Glaubensüberzeugungen der alten Zeit einführen. Auf christlichen Sarkophagen kommen, obgleich seltener als man erwarten möchte, gleichfalls Mahlszenen durchaus in derselben Auffassung vor, wie so oft auf den heidnischen; man muß sich also hüten, in die Brote und Fische auf der Tafel direkt eucharistische Gedanken als beabsichtigt hineinzulegen. Der christliche Charakter der Skulptur kann erst aus den weiteren Szenen erwiesen werden. Das ist z. B. der Fall, wenn neben der Tafelrunde eine Orans steht, das Bild der in den Himmel aufgenommenen Seele.

2. Biblische Vorbilder.

Man darf mit Grund annehmen, daß die Leute, welche die Ausmalung

* Wilpert, Die Malereien in den Sakramentskapellen (Freiburg 1897) unterscheidet S. 19 die Darstellung der Speisung der Menge von dem Mahle der sieben Jünger am See Tiberias nach der Auferstehung des Herrn.

** Vgl. Dölger, *ΙΧΘΥΣ*, Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit, S. 8 f.

eines Cubiculums oder die Anfertigung eines Sarkophags bestellten, es nicht dem Maler oder Bildhauer anheimgaben, welche biblische Szenen dort angebracht werden sollten; nicht selten aber mag, schon aus technischen Gründen, der Künstler die Reihenfolge der ihm angegebenen Bilder durcheinander gewürfelt haben. Allein wenn nun doch eine und dieselbe Zusammenstellung von Szenen oft und häufig wiederkehrt, dann liegt hier offenbar ein bestimmter Gedanke zugrunde, den die Besteller zum Ausdruck gebracht wissen wollten. Wenn wir daher mit Vorliebe die Brotvermehrung oder das Weinwunder von Kana bald mit dem Opfer Abrahams, bald mit dem Quellwunder, bald mit der Auferweckung des Lazarus auf den Gemälden der Katakomben zusammengestellt sehen, so ist das keine beliebige Auswahl, keine zufällige Zusammenstellung gewesen, sondern diese Anordnung ist eine beabsichtigte*. Wir können daran um so weniger zweifeln, wenn dieselbe Erscheinung uns auf den Sarkophagen wiederkehrt**. Auf den Sarkophagen, wo der Reichtum biblischer Szenen ein größerer ist als auf den Gemälden, erhält der leitende Grundgedanke vielfach seinen klareren Ausdruck durch weitere biblische Szenen, z. B. Kana, Brotvermehrung, Abraham; Brotvermehrung, Quellwunder, Lazarus, Abraham; Sündenfall, Kana, Abraham, Quellwunder; Kana, Brotvermehrung, Quellwunder, Lazarus; Brotvermehrung, Abraham, Lazarus usw.***. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Brotvermehrung und das Weinwunder von Kana auf den Sarkophagen gegen neunzigmal zusammenstehen. Und ebensowenig, wenn fast ebenso oft das Opfer Abrahams mit dem Weinwunder oder der Brotvermehrung verbunden ist. Derselben Quelle entspringen manche, mehr vereinzelt gebliebene Zusammenstellungen, z. B. auf Gemälden Brotvermehrung und Samariterin am Jakobsbrunnen, Brotvermehrung und nebenan eine auf einem Postament sitzende Taube; Abraham, Brotvermehrung und ruhender Jonas; oder auf den Skulpturen der Sarkophage Sündenfall und Kana, Lazarus und Einzug Jesu in Jerusalem; Habakuk, der dem Daniel das Brot in die Löwengrube bringt; Sündenfall, Quellwunder und Brotvermehrung; Kana, Daniel in der Löwengrube, Lazarus, Orans†. — Gehen wir näher auf einzelne Szenen ein.

Das Opfer Abrahams. Wie beliebt diese Darstellung in der alten Kunst war, ergibt sich daraus, daß sie bis ins sechste Jahrhundert über hundertmal vorkommt; es ergibt sich nicht minder aus den zahllosen Väterstellen, die auf das Opfer Abrahams Bezug nehmen††. Bei keiner biblischen Szene ist auch die künstlerische Auffassung eine so mannigfaltige, wie bei dieser Opferungsszene. In den Katakomben der Priscilla zeigt ein Gemälde aus der Mitte des dritten Jahrhunderts links einen Altar mit lodernder Flamme; neben ihm steht, nach ihm hinweisend, Abraham; Isaak trägt auf dem Rücken

* Vgl. Wilpert Malereien, Taf. 45, 139, 140, 158, 196, 199, 212, 216, 228.

** Vgl. Garrucci, Storia dell' arte cristiana, Tav. 310, 312, 313, 314, 318, 352, 360, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 372, 376, 378, 379, 380, 382, 400.

*** Garrucci, 310, 314, 318, 364.

† Wilpert, Malereien, Taf. 54, 115, 139; Garrucci, Storia, 313, 365, 321, 368.

†† Vgl. Wilpert in Römische Quartalschrift 1887, S. 126 ff.

das Holzbündel herbei. Auf einem Fresko im Zömeterium Theclae aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts steht auf einem Berge neben einem Altare der zu opfernde Widder; am Fuße des Berges stehen Abraham und Isaak nebeneinander. Gewöhnlich jedoch liegt oder kniet der Knabe auf dem Altare, der Vater faßt seinen Kopf mit der Linken und schwingt mit der Rechten das Messer; eine Hand von oben aber erfaßt dasselbe. Nebenan hängt in einem Strauche der stellvertretende Widder.

Daß die alten Christen in dem Opfer des Isaak und statt seiner des Widders das Kreuzopfer Christi vorgebildet sahen, steht nach dem Zeugnis der Väter wie der Monumente außer Frage*. Tertullian, der um die Zeit lebte, wo die Fresken der Sakramentskapellen gemalt wurden, sagt: ‚Isaak, der selber das Holz trug, auf welchem der Vater ihn opfern wollte, hat schon damals auf den Tod Christi hingewiesen, den der (ewige) Vater als Opfer gegeben und der selber das Holz seiner Kreuzigung trug.'** Auf einem der sorgfältigst ausgeführten Sarkophage im Museum des Lateran stehen die Verurteilung Christi vor Pilatus und die Opferung des Isaak nebeneinander, aber merkwürdigerweise so, daß die Figur Christi vor dem Landpfleger fehlt und daß an ihrer Stelle der zu opfernde Isaak steht.

‚Nun bestehen aber zwischen dem Kreuzopfer Christi und dem unblutigen eucharistischen Opfer des Neuen Bundes, dem hl. Meßopfer, enge, direkte Beziehungen'; die dogmatische Entwickelung dieser Lehre fällt nicht etwa erst ins Mittelalter; Cyprian, Bischof von Carthago um die Mitte des dritten Jahrhunderts, sagt ganz klar: passio est Domini sacrificium, quod offerimus, das Leiden des Herrn ist es, was wir im Opfer darbringen (Epist. LXIII); ähnlich spricht sich fünfzig Jahre früher der in Rom lebende Hippolytus aus***. So begreifen wir, wie das Opfer Abrahams zu einer der beliebtesten Szenen auf den Gemälden der Katakomben, wie im Bildwerk der Sarkophage geworden, und wie es in mannigfaltiger Variation mit anderen Szenen zusammengestellt wurde, in welchen man einen symbolischen Hinweis auf den Opfertod Christi oder auf das eucharistische Opfer sehen konnte.

Die wunderbare Brotvermehrung. — Wir haben gesehen, wie die christliche Kunst schon in ihren Anfängen auf die Speisung des Volkes in der Wüste durch die mit Broten gefüllten Körbe hinwies, die sie neben oder vor den Mahlszenen hinstellte. Christum selber, wie er das Wunder wirkt, hat die ältere Malerei nicht darzustellen gewußt, das kommt erst in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, zuerst auf einem Gemälde in den Katakomben, zur Darstellung†, und zwar in einer eigenartigen Weise, die dann aber ständig festgehalten wurde: Zu den Füßen des Herrn stehen die Körbe mit den übriggebliebenen Brocken, und Christus berührt sie mit

* Vgl. Wilpert, Römische Quartalschrift 1887, S. 143.

** Isaac, cum a patre in hostiam deditus lignum sibi ipse portaret, Christi exitum iam tunc denotabat, in victimam concessi a Patre, et lignum passionis suae bajulantis (adv. Marcionem L. III, Cap. XVIII).

*** Vgl. Döllinger, Hippolytus und Kallistus, S. 345.

† Wilpert, Malereien, Taf. 54.

dem Stabe, dem Symbole seiner göttlichen Macht. In einer seltsamen Ideenverschmelzung zieht der Künstler also die beiden Momente ineinander; das Wunder ist gewirkt, die Volksmenge ist gesättigt, Körbe sind mit den erübrigten Brocken gefüllt worden; an diesen Überresten hat der Herr kein Wunder mehr gewirkt, allein sie waren die sichtbaren und handgreiflichen Beweise des Wunders, und so läßt der Künstler sie durch den Herrn mit dem Stabe seiner wunderwirkenden Macht berühren.

Erst sehr spät, auf einem Gemälde in den Katakomben des Callistus, aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, erscheint das Wunder in einer andern Auffassung. ‚Der Heiland legt segnend seine Hände auf die Brote und Fische, welche zwei Jünger ihm darreichen. Christus erscheint also auch hier als der Konsekrierende, und die Jünger üben den Dienst von Diakonen aus. Die Zahl der Körbe (vor den Dreien auf der Erde) ist sieben; sechs stehen am Boden und einer wird von dem Jünger gehalten.‘* — Aber wir dürfen in dieser Darstellung nicht eine eigene Erfindung des Malers sehen, sondern eine Kopie von Bildwerken auf Sarkophagen, so daß man sagen kann, die Katakombenmalerei hat nur einen einzigen Typus für die wunderbare Brotvermehrung gekannt, den, den wir anfangs besprochen haben, Christus, der die vor ihm stehenden Brotkörbe mit dem Stabe berührt. Denn die Bildhauer haben für das Wunder eine durchaus stereotype Auffassung: Zwischen zwei Aposteln steht der Herr und legt segnend seine Hände auf Brote und Fische, welche jene ihm hinhalten; zu den Füßen Christi stehen rechts und links die Körbe der Brotvermehrung.

Die Künstler haben aber das Wunder nicht bloß als Erweis der Macht des Heilandes dargestellt, wie die Krankenheilungen und Totenerweckungen: es hatte vielmehr für sie auch eine spezielle eucharistische Bedeutung. Diese war ja für die Gläubigen schon in der Heiligen Schrift selber gegeben, die im sechsten Kapitel des Johannes-Evangeliums an die Brodvermehrung die Verheißung des Herrn von dem lebendigen Brote seines Fleisches und Blutes in der Eucharistie anschließt. Das tritt auch vielfach zutage aus der Zusammenstellung des Brotwunders mit andern Szenen, die auf die Eucharistie Bezug haben. So kehren Brotwunder und Lazarus (Vorbild unserer Auferstehung) als zusammengehörend gerne auf den Gemälden und Skulpturen wieder. Wenn wir das Quellwunder des Moses und die Brotvermehrung neben, oder als Pendants einander gegenübergestellt sehen, so liegt darin ein Hinweis auf Taufe und Eucharistie. Ähnliches gilt von der Gegenüberstellung der Brotvermehrung und der Samariterin am Jakobsbrunnen, der der Herr das lebendige Wasser zum ewigen Leben verhieß (Qui biberit ex aqua, quam ego dabo ei, fiet in eo fons aquae salientis in vitam aeternam.) Es sei nur auf zwei römische Sarkophage (Garrucci, Tav. 313 und 334) hingewiesen, wo in ersterm Falle in der Mitte die Brotvermehrung, links das Weib am Jakobsbrunnen, rechts die Auferweckung des Lazarus dargestellt ist, während im zweiten Fall Brotvermehrung und Samariterin am Jakobsbrunnen Pendants bilden. Wenn endlich auf Grabsteinen neben Anker, Fisch,

* Wilpert, Die Malereien der Sakramentskapellen, S. 40.

Taube die fünf Brote und zwei Fische eingemeißelt sind, so ist dies die kürzeste Form für den Hinweis auf die wunderbare Speisung in der Wüste.

Die Hochzeit zu Kana mit dem Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein kommt auf Gemälden der Katakomben nur ein einzigesmal und ziemlich spät vor im Zömeterium Petri et Marcellini aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts*. Die Gäste sitzen im Halbkreis um die Tafel, ganz so, wie wir es schon öfter gesehen haben; von der einen Seite naht sich eine Dienerin, gegenüber aber steht der Herr, der die zu seinen Füßen aufgestellten Krüge mit dem Stabe seiner Wundermacht berührt. Da die Väter gerne auf den Parallelismus hinweisen, der zwischen der Verwandlung des Wassers in Wein und der Verwandlung des Weines in das Blut Christi liegt, so sollte man eine häufigere Darstellung des Kanawunders erwarten. Allein der Stoff war für die kindlich einfache Kunst der alten Kirche zu kompliziert; das zeigt uns ja auch unser Bildchen. Nicht selten half man sich, besonders in der Plastik, und betonte dadurch den eucharistischen Charakter der Szene nur noch schärfer, daß man den Herrn darstellte, auf der einen Seite neben ihm die Krüge von Kana, auf der andern die Körbe der Brotvermehrung. Auf den Sarkophagen kommt die Hochzeit zu Kana über zwanzigmal vor, aber immer in jener einfachsten Form, daß der Herr die zu seinen Füßen stehenden Krüge mit dem Stabe berührt. Auch hier erhält die Szene durch Zusammenstellung mit andern Szenen, wie mit dem Opfer Abrahams, mit Sündenfall und Quellwunder, mit Daniel in der Löwengrube und Lazarus ihre nähere Deutung.

3. Die Gemälde der Sakramentskapellen.

„Einer der größten Triumphe der unterirdischen Forschung de Rossis war die Auffindung der sogenannten Sakramentskapellen in der Katakombe des hl. Callistus."** In der Nähe der Papstgruft liegen nebeneinander fünf durchaus einfache, kleine, niedrige Grabkammern, die wie die rauhe Nußschale einen überaus kostbaren Kern enthalten. Zwei von ihnen, auf dem Katakombenplane de Rossis mit A² und A³ bezeichnet, sind nach Wilperts Untersuchung (S. 31) um 180, die drei andern A⁶, A⁵ und A⁴ in den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts gemalt. Was den Malereien, besonders der beiden ältern Grabkammern, ihren einzigartigen Wert gibt, ist der einheitliche Grundgedanke, der in diesen schlichten Kompositionen uns entgegentritt; so einfach und doch so tief hat nie ein christlicher Künstler geredet: Unsere Toten haben die heilige Taufe empfangen, sind mit der eucharistischen Speise genährt worden; so dürfen wir für sie die ewige Ruhe und die einstige Auferstehung erhoffen; das ist der Inhalt dieser Bilderzyklen***.

In A³ beginnt derselbe links vom Eintretenden mit dem Quellwunder des Moses in der Wüste, das nach dem hl. Paulus die Väter allgemein als Sinnbild der Taufe auffassen. Daran schließen sich in drei Bildchen drei weitere

* Wilpert, Malereien, Taf. 57.

** So Wilpert, a. a. O. S. 1.

*** Wir müssen allerding, um nicht zu weit zu werden, bei dem Leser einige archäologische Kenntnis voraussetzen.

Taufsymbole: der Fischer, der einen Fisch aus dem Wasser zieht (‚Von nun an werdet ihr Menschen — pisciculi — fangen‘), die Taufe Christi durch Johannes mit der niederfliegenden Taube und der am Schwemmteiche geheilte Gichtbrüchige, der sein Bett auf den Schultern fortträgt. Nun folgen im Hintergrunde eucharistische Bilder.

In der Mitte die uns bekannte Mahlszene*. — Zur Linken steht ein dreifüßiger Tisch, der auf einer Schüssel beieinander ein rundes Brot und einen Fisch trägt. Auf der einen Seite des Tisches steht eine Orans, eine mit erhobenen Händen betende Frau, nicht, wie die früheren Erklärer wollten, das Sinnbild der Kirche, sondern, wie es unzählige andere Darstellungen beweisen, das Sinnbild der zur seligen Anschauung Gottes als eingegangen gedachten Seele eines Verstorbenen. Auf der andern Seite des Tisches steht ein bloß mit dem Pallium bekleideter Mann, in welchem man nach Analogie verwandter Bilder nur den Herrn sehen kann. Er streckt segnend beide Hände über Brot und Fisch aus: ‚Es kann nach dem von uns gewonnenen Resultate keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß hier Christus, wie er das Wunder der Vermehrung an einem Fisch und einem Laib Brot wirkt, gemalt ist‘ (Wilpert a. a. O. S. 21). (Siehe Abbildung.)

Dieser Szene steht als Pendant gegenüber eine andere: ein Mann und ein Knabe, also wohl Vater und Sohn, nebeneinander, beide mit erhobenen Armen als Oranten. Haben wir die zwei vielleicht zu verbinden mit der betenden Frau in der vorhin besprochenen Szene, um in ihnen die hier beigesetzten Gatten mit ihrem Kinde zu erblicken, wie es häufig auf Katakombengemälden wiederkehrt? Aber neben dem Manne mit dem Knaben steht ein Widder oder Schaf, und neben diesem liegt am Boden ein Holzbündel: so abweichend von andern Darstellungen desselben Gegenstandes auf den Gemälden der Katakomben auch unsere Szene ist, Schaf und Holzbündel lassen keinen Zweifel, daß hier Abraham und Isaak mit dem Hinweis auf das Opfer des Widders statt des Sohnes gemalt worden sind. (Siehe Abbildung.)

Welche Beziehung besteht zwischen unsern beiden Szenen und zwischen ihnen und der Mittelszene des Mahles? Wenn die linke Wand, der Taufe gegenüber, in Lazarus das Vorbild unserer Auferstehung zeigt, dann werden wir schon durch das Mahl in der Mitte mit den Körben der Brotvermehrung auf eine eucharistische Auffassung der drei Bilder der Rückwand hingewiesen. Die Beziehung des Isaakopfers zum Kreuzesopfer und zum eucharistischen Opfer sahen wir oben nachgewiesen: worauf weist dann das dritte Bild hin, wo Christus seine Hände über Brot und Fische ausstreckt**?

---

* Unsere beiden farbigen Bilder sind im Frühjahr 1885 von einem jungen Kölner Künstler, namens Dickmann, unter Wilperts Aufsicht und Anleitung in der natürlichen Größe kopiert worden. Bis heute haben die Originale durch die Einwirkung der Luft wie durch Kerzenrauch ganz erheblich verloren; nach einigen Jahrzehnten dürften bloß noch blasse Spuren erkennbar sein.

** Eine andere Erklärung sieht in der Gruppe links ‚ein Ehepaar, der Mann indes nicht betend, sondern nach der Speise auf einem Tischchen greifend, durch ein für sich eingerahmtes Seligenmahl getrennt von ihren zwei Kindern‘, das Ganze

In einer obern Reihe sind drei Jonasszenen gemalt; links, wie er vom Seetier verschlungen wird; gegenüber, oberhalb der Lazarusszene, wie das Seetier ihn ans Land auswirft; über den eucharistischen Darstellungen, wie er in Frieden unter der Kürbisstaude ruht. Man beachte, daß der Künstler in den drei Jonasbildern die Reihenfolge der Szenen ändert und die Ruhe des Propheten über den eucharistischen Bildern malt: für den seligen Frieden im Himmelreich ist ja gerade die Kommunion das Unterpfand. Und um hierauf noch deutlicher hinzuweisen, hat der Maler in der Mitte der Deckendekoration den guten Hirten abgebildet, der sein Schäflein aus der Wüste dieses Lebens zu den Weiden des Paradieses trägt.

In dem anstoßenden Cubiculum A² ist der Bilderkreis ein reicherer, die Enge des Raumes nötigte aber den Maler, weitere Szenen an die Decke, wo wieder der gute Hirt die Mitte einnimmt, zu verweisen. Auch hier nehmen die Bilder der Taufe die linke Wand ein: Moses, der in der Wüste den Quell aus dem Felsen eröffnet, und der Fischer, der den Fisch aus dem Wasser zieht. Aber nun widerfährt dem Maler eine Verwechslung, indem er die Taufe auf der Rückwand und die Mahlszene noch auf der linken Wand darstellt. Auf der rechten Wand kehrt die Auferweckung des Lazarus wieder. Die drei Jonasszenen sind an die viergeteilte Decke verlegt; um das noch übrige vierte Feld der Decke zu dekorieren, stellt der Maler hier, nach der Rückwand zu, einen Altartisch zwischen den sieben Körben der Brotvermehrung am Boden.

4. Eucharistische Symbole.

Wenn das Altarssakrament die Sonne war, deren Licht belebend und erwärmend das ganze Leben der alten Christen durchleuchtete, dann hat die Liebe zum sakramentalen Heiland zu den biblischen Miniaturen in dem heiligen Gebetbuche der Kirche gleichsam als Randornament in Malerei Zeichen und Symbole hinzu ersonnen oder, wenn sie profane Motive übernahm, sie ‚getauft' und sie zu Trägern eucharistischer Vorstellungen gemacht.

Ein dekoratives Motiv, das sich zahlreich auf heidnischen Monumenten, zumal im Tympanon oder dreieckigen Aufsatz der Grabmonumente findet, ist ein Krug oder Kelch mit zwei Pfauen beiderseits, welche die Hälse emporstrecken, um aus dem Gefäße zu trinken. Ebenso beliebt war für Deckendekoration ein im untern Zwickel des Kreuzgewölbes stehender Kelch oder Becher, aus welchem sich das Rankenwerk der Blumenverzierung nach oben hin ausbreitete.

---

also ein Familienbild, in den Himmel versetzt. Aber warum sind denn ‚den beiden Kindern' Schaf und Holzbündel beigegeben? Und warum trägt der Mann nicht die gewöhnliche Kleidung, aus Tunika und Pallium bestehend, sondern, wie nebenan Christus bei der Auferweckung des Lazarus, nur das Pallium? Und warum riß der Maler das Familienbild auseinander, statt es als Parallelbild neben die Mahlszene zu setzen? Wenn man dann gar in der linken Szene die Hausfrau sieht, die (mit den Kindern gegenüber) das Tischgebet verrichtet, während der Mann hungrig schon die Hände nach den Speisen ausstreckt, so sehen wir, zu welchen Deutungen man greifen muß, wenn man den eucharistischen Sinn dieser Bilder leugnen will.

Beides sind an sich rein dekorative Motive, und als solche, und nur als solche haben wir sie auch auf manchen Malereien der Katakomben anzusehen*.

Aber die Monumente selber führen uns weiter.

Für die eucharistische Feier war der Kelch unentbehrlich, und da die Gläubigen alle unter beiden Gestalten kommunizierten, bedurfte man eines entsprechend großen Kelches (cantharus); ohne Zweifel hat man dazu ehemals einen aus dem täglichen Gebrauche genommen, mochte er nun aus Glas oder edlem Metall sein. Die Formen dieser Trinkgefäße waren unendlich mannigfaltig; die Christen mußten für den Gottesdienst die mit zwei Henkeln oder Handgriffen in Form eines S vorziehen, weil sie die Spendung der Kommunion des hl. Blutes an die Gläubigen erleichterten.

Nun finden sich aber solche Henkelkelche nicht als Dekoration, sondern als beabsichtigte Geheimzeichen vielfach auf den Grabsteinen eingemeißelt; symmetrisch sind beiderseits zwei Pfauen, die Sinnbilder der Unsterblichkeit bei den Alten, oder zwei Tauben mit Palm- oder Ölzweigen in den Krallen dargestellt, wie sie sich an dem Tranke aus dem Kelche zu laben begehren. Wir erkennen die Szene auf einem leider halb zerstörten Gemälde in den Katakomben der Priscilla aus dem Ende des dritten Jahrhunderts (Wilpert, Malereien, Tafel 109), wo zwei Pfauen von rechts und links sich einem in der Mitte stehenden Kelche zuwenden. Auf einem Grabstein im Museum unseres Campo santo steht auf dem Kopfe einer Taube, die auf dem Henkel des Gefäßes sitzt, ein kleines Kreuz, um die Taube als Symbol des Gläubigen zu charakterisieren. Eine Grabplatte, im Museum des Lateran aus dem dritten Jahrhundert, ohne Inschrift, zeigt in der Mitte einen Henkelkelch, auf welchem oben runde, mit Kreuzkerbe versehene Brote liegen; auf dem Rande des Kelches sitzen zwei Pfauen einander gegenüber. An den beiden Enden der Platte aber ist je ein Delphin eingraviert, der zu einem aufrecht stehenden Anker, dem Symbol der Hoffnung und zugleich Geheimzeichen des Kreuzes, hinschwimmt.

Eine Grabplatte aus den Katakomben des Callistus zeigt einen großen Henkelkelch mit zwei Tauben auf seinem Rande; unmittelbar über dem Kelche ist der Namenszug Christi eingraviert. Ein anderes Mal steht dieses Monogramm auf der einen Seite des Cantharus, während auf der andern Seite eine Taube mit Palmzweig im Schnabel abgebildet ist.

In der Sammlung altchristlicher Lampen in unserm deutschen Campo santo steht auf einer ein Henkelkelch mit aufgeprägtem Kreuze, auf einer andern Lampe ragt aus dem Kelche ein Kreuz hervor, neben welchem zwei Palmzweige hervorsprießen; auf einer dritten ruht über dem Kelche eine Taube, das Sinnbild des hl. Geistes. — Auf einem Grabstein, jetzt in der Vorhalle von Santa Maria in Trastevere, ist statt des Kelches ein liegendes Fäßchen und darunter der Namenszug Christi graviert; von beiden Seiten kommt eine Taube hinzu. Auf einem andern Grabstein ebendaselbst hat der Henkelkelch die Form eines Korbes; auf demselben liegen, symmetrisch übereinander aufsteigend, Brote; zwei Tauben rechts und links picken an Trauben; oberhalb aber ist zu beiden

* Vgl. Wilpert, Malereien, Taf. 13, 32, 50, 89 u. a.

Seiten ein aufgeschlagenes Buch eingraviert. — Man sieht, wie die fromme Phantasie des Kunsthandwerks sich eine eigene Zeichen- und Bildersprache erfunden hat, um in den mannigfaltigsten Lauten den einen Glauben an das Altarssakrament auszusprechen; in all diesen Beispielen ist der Kelch der eucharistische Kelch und, am Grabe abgebildet, ‚das Sinnbild des ewigen Lebens und das Unterpfand der Auferstehung und zukünftigen Herrlichkeit‘*.

Nicht so klar als der Kelch ist als eucharistisches Symbol das Milchgefäß. Diese Vorstellung wird aber aufhören, uns zu befremden, wenn wir in den Akten der hhl. Perpetua und Felicitas von einer Vision lesen, in welcher der göttliche Hirt der Bekennerin Milch (buccella de caseo, quod mulgebat) reichte, wenn der hl. Klemens von Alexandria die hl. Kommunion zugleich als Milch und als Kindlein, d. h. der Leib Christi, bezeichnet (γάλα ἦν τὸ παιδίον τοῦτο, τὸ σῶμα τοῦ Χριστοῦ), wenn der hl. Zeno zu den Neugetauften am Osterfest nach Empfang der hl. Kommunion sagt: ‚Das Lamm hat eure Nacktheit mit seinem weißglänzenden Pelz bedeckt und seine beseligende Milch euern Lippen zu trinken gegeben‘ (Agnus vestram nuditatem velleris sui niveo candore vestivit, qui suum lac beatum vestris oribus indulgentur infundit.**

Nun ist in der Krypta der Lucina der Katakomben des Callistus auf einem Bildchen aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts ein Milchnapf mit Henkel auf einem Aufsatz aus grünem Rasen gemalt, nebenan stehen zwei Lämmer; zwei Bäumchen rechts und links bilden den Abschluß. Als Pendant gegenüber sitzen auf einem Baumstumpf zwei einander zugekehrte Tauben; in der Mitte zwischen ihnen erhebt sich aus blumigem Felde ein Baumstumpf; doch ist der Stuck dort abgefallen, so daß es ungewiß bleibt, ob der Baum Äste hatte oder auch mit seinem Stamme als Träger irgendeines Gegenstandes diente, wie auf einem Bilde in San Callisto aus der Mitte des vierten Jahrhunderts zwei Tauben aus einer kelchartigen Schale trinken (Wilpert, Malereien, Tafel $261,_{2}$). Es gibt in den Katakomben eine große Anzahl von Landschaftsbildern; allein die eben besprochenen Bilder weichen doch entschieden von jenen ab; de Rossi wird recht haben, wenn er auf dem einen Bilde in dem Milchnapf die Eucharistie des himmlischen Hirten und in den Lämmern die Gläubigen auf Erden, in den beiden Tauben aber die zur Seligkeit eingegangenen Verstorbenen sieht.

Weniger zahlreich und mannigfaltig sind die Zeichen, welche auf das eucharistische Brot hinweisen. Gerne hat man in die Marmorplatte, die das Grab verschloß, unter den Namen des Verstorbenen die fünf Brote und zwei Fische von der wunderbaren Brotvermehrung eingraviert oder ausgehauen, wie man sonst die uns bekannten Szenen von Noe, Jonas, Daniel, den guten Hirten, die Orans usw., lauter Sinnbilder der Auferstehung und des ewigen Lebens, eingravierte. Ein Grabstein, ohne Inschrift, zeigt ein Brot und einen Fisch und daneben den Namenszug Christi; eine andere Grabplatte zeigt einen Kelch, auf welchem drei Kreuzbrote liegen (Garrucci, Storia, Tafel $486,_{4}$ und $487,_{6}$).

---

* Wilh. Schneyder, Die Darstellungen des eucharistischen Kelches auf altchristl. Grabschriften Roms in Στρομάτων ἀρχαιολογικῶν, Rom 1900, S. 97 f.

** Siehe diese und weitere Stellen bei Garrucci, Vetri, II. ed., pag. 6e.

Eugène Delacroix/Selbstporträt.



Man sollte erwarten, auf den Grabschriften häufige Hinweise auf die Eucharistie als Unterpfand der Auferstehung, auf das Mahl der Kommunion als Vorgeschmack des Himmelsmahles zu lesen; allein diese Erwartung wird vollständig getäuscht; die römischen Katakomben haben den beiden berühmten Inschriften des Abercius von Hierapolis in Phrygien und des Pectorius von Autun in Gallien nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Eine einzige Inschrift, in welcher höchstwahrscheinlich vom Altarssakrament als Unterpfand der himmlischen Anschauung die Rede war, ist leider nur als Bruchstück auf uns gekommen*. — Es hat keinen Zweck, den Ursachen dieses Schweigens auf den Grabschriften nachzugehen, wo in Zeichen und Bildern so klar der Glaube an das Altarssakrament ausgesprochen ist. — Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß wir hier wie in der ganzen Abhandlung uns auf die Monumente der ersten vier Jahrhunderte, und zwar nur der römischen Katakomben, beschränkt haben. Was die Ausgrabungen in Nordafrika, und zumal die Forschungen im Orient an weitern Zeugnissen aus dem christlichen Altertume für die Eucharistie zutage gefördert haben, das zusammenzustellen wird die Aufgabe eines andern sein. Bis jetzt — und darauf mag besonders hingewiesen werden, bieten die römischen Katakomben allein unvergleichlich mehr Zeugnisse für das Altarssakrament als alle übrigen Monumente im ganzen Abendlande. So ist Rom mit seinen Zeugen des Altertums auch in bezug auf das höchste Sakrament die höchste Lehrerin.

5. Der Gottesdienst in den Katakomben.

Man begegnet nicht selten der Anschauung, daß die alten Gläubigen, wenigstens in Zeiten der Verfolgung, den Gemeindegottesdienst in den Katakomben gefeiert hätten. Allein diese Ansicht ist ebenso irrig als die andere, daß bei Verfolgungen die Geistlichkeit sich in den Katakomben verborgen und dort tage- und wochenlang gewohnt habe. Räume zu größeren Versammlungen gehören erst dem Ende des dritten, vor allem aber dem vierten Jahrhundert an, wo die Grabkammern der Martyrer vergrößert und mit einem Schacht nach oben versehen wurden, um Licht und Luft in die Kapellen zu leiten, wenn die Christen der Stadt und der Umgegend den Jahrestag eines Martyrers feierten. Dann ist allerdings, neben dem Gottesdienst in der Basilika oben, auch unten, ad corpus, am Grabe des Martyrers, die hl. Messe gefeiert worden. Aber das römische Gesetz schützte und sicherte so sehr das Privateigentum,

---

* Sie wurde in den Katakomben des hl. Sebastian gefunden und gehört dem 4. Jahrhundert an. Von der in neun Zeilen in Versen geschriebenen Inschrift sind uns (mit den Ergänzungen de Rossis) erhalten in den zwei ersten Zeilen die Worte: cuM CONIUGE CASTA / voluit fiLIAS SECUM HABERE. Die Inschrift hat also der Gatte seiner Frau gesetzt, der schon die Töchter im Tode gefolgt waren. In der vierten und fünften Zeile heißt es dann: qui in terris saepE CIBABAS / in coelis pRAEBentem sE CHRISTUm VIDEBIS. ‚Ich erkenne hier augenscheinlich', sagt de Rossi, ‚die Vergleichung der eucharistischen Speise, die der Verstorbene auf Erden zu empfangen pflegte, mit der enthüllten Anschauung Christi im Himmel.' (De Rossi, Bull. 1877, p. 147.)

daß, wenn auch ein Decius, ein Valerianus, ein Diocletianus die religiösen Gebäude der Gemeinde konfiszierten, der regelmäßige Gottesdienst an den Sonn- und Feiertagen in dem Hause oder auf dem Landgute eines reichen und vornehmen Christen unbehindert abgehalten werden konnte. Trotzdem ist es wahr, daß die Christen schon seit ältester Zeit sich oft und aus mancherlei Anlässen in den Katakomben zur Feier der hl. Geheimnisse zu versammeln pflegten; das lehrt uns eine Inschrift aus dem zweiten Jahrhundert in den Katakomben der Priscilla, wo die verstorbene Agape die ‚Brüder' ersucht, daß sie, wenn sie hierher zum Gebete kämen, um in vereintem Flehen zu Gott dem Vater und seinem eingeborenen Sohne zu beten, auch ihrer, der Agape, im Gebete gedenken möchten*.

Eine der architektonisch merkwürdigsten Stätten für eine gemeinsame Feier der hl. Geheimnisse findet sich an der Via Romentana, unweit der Kirche der hl. Agnes, in den Katakomben, die den Namen Coemeterium maius tragen**. Dort liegen zu beiden Seiten eines Ganges mehrere ineinander laufende Kammern, von denen die letzte, eigens abgeteilt, im Hintergrunde einen aus dem Gestein herausgehauenen Sitz für den amtierenden Bischof hat, mit Sitzen beiderseits für den Klerus; dort muß in der Mitte der bewegliche Altartisch aus Holz gestanden haben. — In den Katakomben des Callistus ist die große Grabkammer, welche man als die des Papstes Milziades zu benennen pflegt, um mehrere Stufen tiefer gelegen als die vorüberführende Straße; im Hintergrunde ist eine breite und tiefe Nische ausgebrochen, die Platz für den bischöflichen Stuhl, für die Sitze des Klerus und den Altar bot; aus dem natürlichen Gestein sind auf den beiden Langseiten der großen Grabkammer Sitze ausgespart worden. Vor der Kapelle erbreitet sich der durch einen Lichtstollen erhellte Gang; gegenüber aber liegt eine kleinere Kapelle, von wo aus man über die Köpfe der Gläubigen in der Hauptkapelle hinweg den Altar und die hl. Handlung sehen konnte. Der Gesamtraum ist so groß, daß hier gegen hundert Personen dem Gottesdienste beiwohnen konnten.

Bei den heidnischen Grabmälern oder Memorien waren vielfach eigene Räume angebaut, wo die Überlebenden sich alljährlich zu versammeln pflegten, um das Andenken des Stifters der Grabstätte durch Totenmahle zu begehen. Vom Papste Anenklet, dem dritten Nachfolger Petri, berichtet der Liber pontificalis, er habe über dem Grabe des Apostels einen solchen Bau errichtet, memoriam construxit; in den Katakomben der Domitilla liegt neben dem Eingange in die Flaviergruft; also neben den Grabstätten des ersten Jahrhunderts, ein länglich viereckiger Raum, in welchem auf der einen Seite noch die antiken steinernen Sitzbänke erhalten sind. — Was konnte nun die Christen hindern, unter dem Scheine eines Totenmahles sich in solchen Memorien zu

* Eucharis est mater, Pius et pater est mi. — Vos precor, o fratres, orare huc quando venitis, Et precibus totis Patrem Natumque rogatis, Sit vestrae mentis, Agapes carae meminisse, Ut Deus omnipotens Agapen in saecula servet. (de Rossi Bull. 1884—85, pag. 72).

** ‚Der größere Friedhof', zum Unterschiede von dem kleineren in der Umgebung des Grabes der jungfräulichen Martyrin. Vgl. Marchi, Archill. Tav. XXXV.

versammeln, um dort die ‚Agape', das Liebesmahl, zum Andenken an die Martyrer zu essen, ein Totenmahl, das aber durch die eingefügte eucharistische Feier zum göttlichen Mahle wurde? Vorübergehende Heiden sahen hier nichts, was sie nicht auch bei heidnischen Grabmälern zu sehen gewohnt waren.

Wir können also sagen, auch in Zeiten der Verfolgung wurde der regelmäßige Gottesdienst in Privathäusern gefeiert; bei Begräbnissen aber, an den Jahrestagen der Angehörigen, besonders aber an den Festen der Martyrer versammelte man sich in oder über den Katakomben zur Feier der hl. Geheimnisse.

So lehren es uns die Monumente, wenngleich ausdrückliche Zeugnisse dafür fehlen. Solche fehlen auch für die gewiß sehr plausibele Annahme, daß die Arcosolien oder Nischengräber in zahlreichen Grabkammern auf der über dem Grabe liegenden Marmortafel den Altartisch für die hl. Messe geboten haben. Bei Tertullian, Cyprian und anderen Autoren des dritten und vierten Jahrhunderts ist so oft Rede von dem Opfer am Jahrestage, daß wir für Rom uns die Feier kaum anderswo als in den Katakomben denken können. Aber immerhin gestatteten die durchgehends sehr kleinen, engen und niedrigen Kubikula, die höchstens zehn oder zwanzig Personen faßten, die Zusammenkunft nur sehr weniger Personen, also der nächsten Angehörigen bei Beisetzungen und Jahrgedächtnissen, niemals die einer ganzen Gemeinde von vielen hundert Mitgliedern.

Daß wir über alle diese Dinge, speziell für Rom und dessen Katakomben, so wenig Nachrichten haben, liegt schon in der Natur dieser unterirdischen, auch in den Verfolgungen durch das römische Gesetz vor jeder Entweihung gesicherten Grabstätten.

Keine Figur erscheint auf den Gemälden der Katakomben, auf den Skulpturen der Sarkophage, sowie eingeritzt in die marmorenen Grabsteine so früh und so häufig als die Orans, meistens weibliche Personen, welche die Arme zum Gebete erhoben haben. Wie die Monumente selber es beweisen, sah man in diesen Betern die in die Anschauung Gottes aufgenommenen Verstorbenen. Wenn einige Archäologen hinzufügen, daß die Orans zugleich als die Fürbitterin für die Überlebenden betrachtet worden sei, damit auch diese in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen würden, so ist doch in den Monumenten selber zu wenig Anhalt für eine solche erweiterte Bedeutung der Oranten zu finden. Aber warum stellte man denn die Seligen im Himmel sich in dieser betenden Haltung vor? Nun, in den ersten Jahrhunderten beteten die Gläubigen, zumal bei der Feier der heiligen Geheimnisse, mit erhobenen Händen: so, wie die Verstorbenen während ihrer Lebenszeit unsichtbar und verhüllt im Sakramente ihren Herrn und Gott angebetet hatten, so setzten sie diese Anbetung droben fort in der enthüllten Anschauung Gottes. Aber indem man mit solcher Vorliebe gerade an den Gräbern diese Oranten anbrachte, fühlte man den Trost, sich im Geiste eins und wieder vereinigt mit den Abgeschiedenen in den höchsten Geheimnissen des christlichen Glaubens zu wissen.

Einen hochbedeutsamen Bericht über eine eucharistische Feier in den Katakomben des Callistus liefert uns die Geschichte des Martyriums des Papstes

Sixtus II. am 6. August 258. Der hl. Bischof wagte sich mit einigen Diakonen und einer Gruppe von Gläubigen in die konfiszierte Katakombe zur Feier der göttlichen Mysterien. Aber die Soldaten drangen in das Zömeterium ein und überfielen die Versammlung; vergebens warfen die Gläubigen sich den Schwertern entgegen: der Papst wurde mit seinen Diakonen hinausgeschleppt und über den Katakomben enthauptet. In einer am Grabe des Martyrers angebrachten Inschrift schildert Papst Damasus den Überfall: Zu der Zeit, so läßt er den Heiligen uns erzählen, als die Verfolgung die Kirche bis ins Herz hinein bedrängte, verkündigte ich hier als oberster Lehrer die Gebote Gottes; da bringen plötzlich die Soldaten ein und reißen mich vom bischöflichen Stuhle; die Gläubigen bieten sich ihnen zum Tode an. — Allein, so fährt der Dichter fort, sobald der Greis erkannte, wer ihm die Palme nehmen wollte, kam er zuvor und bot sich selbst und sein Haupt dem Todesstreiche dar, damit nur ja die Wilden in ihrem Ungestüm keinen der Seinen verletzen. Christus, der den Lohn des ewigen Lebens verleiht, hat die Tugend des Oberhirten verherrlicht, seine Herde unversehrt beschützt*.

Die Leiche des Martyrers wurde in der Papstgruft an dem Ehrenplatze im Hintergrunde beigesetzt. Hundert Jahre später errichtete Papst Damasus, der über dem Grabe die obige Inschrift auf einer großen Marmortafel anbringen ließ, vor der Ruhestätte einen Altar zur jährlichen Gedächtnisfeier; noch heute sieht man in der Marmorflur die vier Vertiefungen, in welche die Basis des Altares eingelassen war**.

Zu einem der anmutigsten Bilder in der ‚Fabiola‘ des Kardinals Wisman gehört der junge Tarsicius, den er als Knaben die hl. Kommunion aus dem Gottesdienste in den Katakomben zu den Bekennern in den Gefängnissen tragen, aber vom heidnischen Pöbel überfallen und erschlagen werden läßt. Der Kern der Erzählung ist historisch; in einer metrischen Inschrift am Grabe des Martyrers berichtet Papst Damasus: Als Tarsicius das heilige Sakrament bei sich trug, eine rasende Rotte aber ihn drängte, das Heilige unheiligen Augen zu zeigen, da hat er im Tode lieber sein Leben hingeben, als wütenden Hunden den Leib des Herrn ausliefern wollen***. Allein die hl. Kommunion den gefangenen Bekennern zu bringen, war zunächst Pflicht und Aufgabe der Diakone;

* Tempore, quo gladius secuit pia viscera matris, Hic positus rector caelestia jussa docebam. Adveniunt subito, rapiunt qui forte sedentem; Militibus missis populi tunc colla dedere. Mox sibi cognovit senior, quis tollere vellet Palmam, seque suumque caput prior obtulit ipse, Impatiens feritas posset ne laedere quemquam. Ostendit Christus, reddit qui praemia vitae, Pastoris meritum, numerum gregis ipse tuetur. (Ihm, Damasi epigrammata, n. 13.)

** Vom Papste Stephanus wird in ähnlicher Weise berichtet, er sei in den Katakomben auf seinem bischöflichen Stuhle bei der eucharistischen Feier überfallen und ermordet worden; allein dieser Bericht ist weniger glaubwürdig. (Vgl. De Rossi, Roma sotterranea II, p. 80 seq.

*** Tarsicium sanctum Christi sacramenta gerentem Cum male sana manus premeret vulgare profanis, Ipse animam potius voluit dimittere caesus, Prodere quam canibus rabidis caelestia membra. (Ihm, Damasi epigrammata, n. 14.)

wenn nun aber Papst Damasus in der Inschrift auf Tarsicius zuerst auf den hl. Stephanus, den ersten Diakon, und dessen Martyrium hinweist, so ist auch Tarsicius Diakon, also kein Knabe mehr gewesen. Sein Grab fand er in einer Kapelle über den Katakomben des Callistus, wo noch deutsche Pilger des achten Jahrhunderts seine Ruhestätte verehrten. — Wie für Tarsicius, so hat Papst Damasus auch für zwei andere Diakone die Grabschrift gedichtet, beide in den Katakomben des Callistus, Redemptus und Tigridas; nur von dem ersteren kennt man noch die Grabkammer; nach der Inschrift ist er Martyrer oder doch Bekenner gewesen (nunc paradisus habet, sumpsit qui ex hoste tropaea). Eine weitere Inschrift in den Katakomben des Prätextatus weihte Damasus den beiden Diakonen Sixtus' II., Felicissimus und Agapitus, die mit ihm an demselben Tage den Martertod erlitten haben*. Auf dem Epitaphium des hl. Erzdiakons Laurentius sagt er, daß er seine Verse als Gabe auf den Altar niederlege, im Aufblick zu den Verdiensten des glorreichen Martyrers: Haec Damasus cumulat supplex altaria donis, Martyris egregii suspiciens meritum**.

War es das eigentliche Amt der Diakone oder Leviten, dem Bischofe bei der eucharistischen Feier dienend zur Seite zu stehen, so verstehen wir die Hochachtung, welche sie bei den Gläubigen genossen, und wie Papst Damasus so vielen derselben die Grabschrift dichten mochte.

Sehr häufig werden auf den Grabschriften die lectores genannt. Sie traten in den Dienst des Altares meist schon als Knaben ein, um beim Gesange mitzuwirken, später um die sonn- und festtäglichen Lesungen aus den Episteln vorzutragen. Vom Papste Liberius (352—366) meldet seine Grabschrift, daß er erst scripturarum lector pius indole factus, dann Diakon geworden, und nachdem er annis aliquot als levita severus, sine fraude Deo pectore puro gedient habe, für würdig befunden worden sei, daß er als summus sacerdos nivea mente immaculatus papa sederet***.

Die ordinäre Seelsorge in den tituli oder Pfarreien war den presbyteri zugeteilt; daher finden sich Grabsteine derselben schon aus sehr früher Zeit und meistens mit dem bloßen Namen und dem Zusatz PRB, presbyter. Beim feierlichen Amte des Papstes hatten die presbyteri oder Pfarrer der Stadt den Ehrenplatz zu beiden Seiten des bischöflichen Thrones. —

Ich schreibe den Schluß meines Aufsatzes am Vorabende des 6. August; morgen ist das Fest der Verklärung des Herrn auf Thabor, das in ganz Rom als Fest erster Klasse mit Oktav, in der Basilika des Laterans aber, die aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises ‚Mutter und Haupt‘ heißt, als titulus principalis cathedrae Romanae gefeiert wird. Auf denselben Tag fällt das oben berichtete Martyrium des Papstes Sixtus II., der mit seinen Diakonen beim Gottesdienste in den Katakomben des Callistus überfallen und erschlagen wurde. Was ist das für eine traurige Prozession gewesen, als am Abende die Gläubigen die hl. Leichen durch die Gänge der Katakomben trugen!

* Vgl. Ihm, Damasi epigr. n. 20, 22, 23. — ** Ihm, n. 32. — *** Vgl. de Rossi, Bull. 1883, p. 8.

Von den sieben Diakonen, die den engeren Rat des Papstes in der Verwaltung und Leitung der Kirche, wie seine amtliche Assistenz bei der Feier der hl. Geheimnisse bildeten, war nur mehr einer übrig, der Erzdiakon Laurentius, und am 10. August feiert die Kirche auch sein Martyrium. Nach damaliger Regel wurde nach dem Tode eines Papstes dessen Archidiakon zum Nachfolger gewählt; so wäre Laurentius Papst geworden, wenn er nicht schon nach vier Tagen seinem Papste im Martyrium gefolgt wäre. Niemals ist die Kirche von den Wogen der Verfolgung dermassen überflutet und dem Untergange nahe gebracht worden wie damals, wo sie ohne Steuermann im wildesten Sturme durch die Nacht schwerster Bedrängnis dahintrieb. Wenn je, dann durften damals die Gläubigen den Ruf der Apostel wiederholen: ‚Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde!‘ ... Monate lang blieb der Stuhl Petri unbesetzt, die römische Kirche ohne Bischof und Oberhaupt*, bis man endlich ausnahmsweise aus der Reihe der Presbyter oder Pfarrer den Dionysius zum Papste wählte. Arme, verlassene, hirtenlose Herde Christi! Aber sei getrost! Dereinst wird am Tage des Martyriums deines Bischofs Sixtus in der gesamten Kirche das Fest der Verklärung des Herrn auf Tabor gefeiert werden, und wenn der größte christliche Maler auf seiner unsterblichen Trasfigurazione den Herrn zwischen den großen Gottesboten des Alten Bundes in der Glorie göttlicher Verklärung malt, dann fügt er oben zwei der Diakone Sixtus' II., Felicissimus und Agapitus, als bewundernde Zuschauer der himmlischen Vision hinzu. Wenn doch die armen, aufs tiefste entmutigten Gläubigen jener Tage im Geiste das Gemälde Raffaels hätten vorausschauen dürfen! — Aber wie, wenn sie im Geiste den Jubel hätten hören können, als kaum sechzig Jahre später, am 28. September des Jahres 312, die römische Kirche in dem glorreichen Siege Konstantins den Sieg des Kreuzes über die Götter Roms feierte! — Und wie erst, wenn ihnen zum Troste gar ein Blick in noch fernere Zukunft, in den leuchtenden Glanz des eucharistischen Triumphs vergönnt worden wäre! Gewiß, die herrlichen Feste in Wien, der Jubel, der aus Hunderten von Glocken und aus Tausenden und Tausenden von Herzen zum Himmel aufjauchzt, die Glorie der Prozession, wo ein Kaiser mit seinem ganzen Hofstaat zu Fuß der hl. Hostie folgt, das alles gewinnt doch erst den vollen Sonnenschein himmlischer Beleuchtung durch einen Blick hinab in die stille Nacht der Katakomben, wo ein Papst mit dem göttlichen Blute im eucharistischen Kelche das eigene Martyrblut mischt. Damals und heute: was ist das für eine überwältigend großartige Transfiguration! Von einer kleinen Gruppe von Betern um den Altar in einer spärlich erleuchteten Grabkammer der Katakomben hinauf und hinaus zu der eucharistischen Prozession, die vom Dome von Sankt Stephan durch das Festgepränge der Donaustadt zieht! Und doch, und doch — heute und damals das eine Credo, damals wie heute das Altarssakrament Herz und Seele der Kirche, das Himmelsbrot zur Stärke in Leid und Verfolgung, zu Geleit in Not und Tod, am Grabe Verheißung unserer eigenen Transfiguration, wenn wir dort, ‚wo es gut ist‘, aus Schauen, Genießen, Lieben unsere ewigen Hütten bauen.

---

* Presbyteri praefuerunt berichtet lakonisch der Liber pontificalis.

Bücherfälschungen / Von Klemens Löffler

Wenn man zu den Bücherfälschungen auch die literarischen Fälschungen rechnen will, kann man wohl sagen, daß die Bücherfälschungen beinahe ebenso alt sind wie die Bücher selbst. Aber die Fälschungen von Texten bilden ein eigenes großes Gebiet für sich. Nicht von ihnen, sondern nur von den technischen Bücherfälschungen soll im folgenden die Rede sein. Freilich sind auch diese schon recht alt. In Athen gab man schon vor Christi Geburt neu hergestellten Handschriften durch künstliche Mittel die Farbe alter Exemplare und verkaufte sie Liebhabern als wertvolle Stücke. Das goldene Zeitalter für die Fälscher ist aber doch erst im verflossenen Jahrhundert angebrochen, seit die Zahl der Bibliophilen und Bibliomanen und ihre leidenschaftliche Sucht, alte und echte Handschriften und Druckwerke zu ‚Liebhaberpreisen' an sich zu bringen, immer größer geworden ist, so daß die Vorräte an echten Raritäten nicht genügen.

Noch vor hundert Jahren lohnte sich das Fälschen gar nicht. In dieser ‚guten alten Zeit' verkaufte man ja für einige Groschen die schönsten Pergamentkodizes an Buchbinder, Orgelbauer, Tabakhändler, Haarkünstler usw. Wie die Regierungskommissare bei der Säkularisation mit den Klosterbibliotheken umgegangen sind, ist bekannt genug. Selbst ein so gebildeter Mann wie der spätere Geschichtschreiber der Hohenstaufen Friedrich v. Raumer erklärte, wie ich selbst in den Akten gelesen habe, die Bibliotheken der eichsfeldischen Klöster Reifenstein und Gerode, die 1803 aufgehoben wurden, für wertlos. Die Bücher wurden dann dem Gymnasium in Heiligenstadt geschenkt. Von diesem hat 1907 die Königliche Bibliothek in Berlin einen Teil, nämlich die älteren Bestände bis 1700, für 15 000 M. erworben. Im Handel wäre der Wert vielleicht drei- bis viermal so hoch gewesen. Es sind darunter sehr seltene Frühdrucke, z. B. Bruchstücke des ältesten Donat, den wir bis jetzt kennen.

Ein paar Beispiele mögen zeigen, wie die Preise gestiegen sind. Die zweiundvierzigzeilige Bibel von Gutenberg kostete 1769 auf der Gaignat-Auktion nur 1200 fr., 1817 auf der Mac Carthy-Auktion 6260 fr., 1873 auf der Perkins-Auktion 53 800 M., 1884 auf der Thorold-Auktion 78 000 M., 1897 auf der Ashburnham-Auktion 80 800 M., 1908 auf der Amherst-Auktion der erste Band allein 41 000 M. Heute würden für diese Bibel und ebenso für das Psalterium von 1457, das erste d a t i e r t e Druckwerk, wohl je 150 000 bis 200 000 M. gezahlt werden*. Von dem Psalterium von 1459 erzielte dasselbe Exemplar, das einige Male in den Handel kam, 1817 3350 fr., 1884 99 000 M., 1896 105 120 M. Die Bibel von Fust und Schöffer (1462) konnte man 1769 noch für 3200 fr. haben, 1815 für 3500 M., 1823 für 4300 M.; 1873 brachte sie es dagegen auf 15 600, 1881 auf 32 000 M. Die Erben des Lord Amherst lösten bei der Auktion am 3. Dezember 1908 durchschnittlich mindestens 150 Prozent mehr, als der Lord für seine Einkäufe gezahlt hatte. Für den schon genannten Band der zweiundvierzigzeiligen Bibel hatte er 1884 nur 10 000 M. gegeben. Ein Graduale der deutschen

* Diese im März 1911 niedergeschriebene Vermutung ist, soweit sie die Bibel betrifft, bald darauf bestätigt worden. Am 25. April wurde auf der Versteigerung der Hoe-Bibliothek in Neuyork von dem kalifornischen Millionär Huntington ein Exemplar für 200 000 Mark erworben.

Dominikaner aus der Mitte des 13. Jahrhunderts mit Initialen und Miniaturen hatte er bei dem bekannten Londoner Antiquar Quaritch für 1200 M. erworben. Der Sohn desselben Antiquars ersteigerte es jetzt zu 33 000 M. Nur ein Teil eines Blattes aus einem Gutenbergschen Donat kostete 780 M., ein Blatt aus der holländischen Biblia pauperum von 1455 820 M.

Sehr teuer sind auch die englischen Frühdrucke und die ersten Ausgaben englischer Klassiker. Die erste Shakespeare-Ausgabe von 1623, die der Verleger zu einer Guinea verkauft hatte, erzielte 1907 bei Sotheby in London 72 000 M.

Das erste amerikanische Gesetzbuch (Buch der allgemeinen Gesetze und Freiheiten betr. die Bewohner von Massachussetts) wird mit 100 000 M. bewertet. Die ersten Ausgaben deutscher Klassiker werden ebenfalls mit Gold aufgewogen. Der erste Druck des Faustfragments kostete 1909 1280 M., Götz von Berlichingen 740 M., Egmont 290 M., Hermann und Dorothea 260 M., Clavigo 250 M., Schillers Räuber 1. Aufl. 1180—1400 M., Fiesko 340 M., der Venuswagen 1781 (24 S.) 350 M., Heines Tragödien von 1823 310 M., Buch der Lieder von 1827 120 M. Bei solchen Preisen ist das Fälschen gewiß eine einträglichere Beschäftigung als ehrliche Arbeit.

Nun muß man sich freilich das Geschäft nicht so denken, daß man ganze Bücher neu herstellte. Das ist vielmehr die Ausnahme. Schon durch geschickte Ausbesserung von Lücken und Schäden kann man den Wert eines Buches vervierfachen, ja verzehnfachen.

Die häufigste Bücherfälschung ist in der Tat die Vervollständigung defekter Exemplare. Hat man ein unvollständiges Buch, so sucht man noch ein zweites, dem vielleicht andere Blätter fehlen, und verwendet dann das eine zur Ergänzung des anderen. Lécureux, ein altes Pariser Original, hatte ein richtiges Hospital für invalide Bücher, und die Bücherfreunde wandten sich nur selten vergebens an ihn. Gehören die beiden Exemplare derselben Ausgabe des Werkes an, so ist diese Art der Ergänzung durchaus harmlos. Oft genug aber gelingt es nicht, das Buch ein zweitesmal aufzutreiben oder es ist zu kostspielig oder man bringt zwar ein ganzes Dutzend zusammen, aber allen fehlen dieselben Blätter. Was ist da zu tun? Die meisten reichen Sammler kaufen grundsätzlich nur vollständige und sehr gut erhaltene Exemplare. Da wird dann oft genug zu wirklichen Fälschungen gegriffen, indem man das Fehlende möglichst geschickt nachmacht. Es gibt oder gab in diesem Fache ganz hervorragende Künstler, wie Bénard und der ehemalige polnische Offizier Adam Pilinski, von dem die Pariser Nationalbibliothek manche ihrer Schätze hat ergänzen lassen. Er ist 1887 in hohem Alter gestorben. Ein geübtes Auge mag in manchen Fällen ein leichtes Zittern der Hand oder kleine Unterschiede in den Buchstaben, die nicht gleich hoch stehen, entdecken, aber oft sind ganze Blätter so geschickt faksimiliert oder Lücken so gewandt ausgefüllt, daß auch Kenner die Erneuerung nicht wahrnehmen. So hatte, wie Paul Eudel, der Verfasser zweier Bücher über Fälscherkünste (Le truquage und Trucs et truqueurs), erzählt, das Britische Museum in London einen Künstler als Bibliothekskonservator angestellt, der ebenfalls ein Spezialist ersten Ranges war. Eines Tages wollte der Chief-Librarian einem Freunde die geschickte Arbeit zeigen und ließ sich ein Buch bringen, von dem er wußte, daß es ver-

vollständigt war. Aber alles Suchen war vergeblich, er konnte das ergänzte Blatt nicht finden. Der Künstler wurde gerufen, aber auch er vermochte das Blatt nicht mehr zu entdecken. Seitdem mußten im Britischen Museum derartige Blätter diskret bezeichnet werden. Der Pariser Buchhändler Porquet, ein berühmter Kenner, erkannte in einer seltenen Inkunabel, die zur Versteigerung gelangte, ein Ersatzblatt nur daran, daß ein Wurmloch, das durch die übrigen Blätter ging, in diesem fehlte. Ob das Blatt einem anderen Exemplare entnommen war, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es nicht; denn der Fälscher ergänzt lieber beide Exemplare künstlich, um sie mit Vorteil zu verwerten.

Da das Handverfahren immerhin ziemlich langwierig und kostspielig ist, haben sich die Fälscher neuerdings auch hierin die Fortschritte der Technik zunutze gemacht. Das Fehlende wird nach einem echten Exemplar photographiert und dann durch Photolithographie oder Photolichtdruck auf altes Papier übertragen. Trifft man den richtigen Ton der Schwärze, so lassen sich durch dies Verfahren in der Tat ganz vollkommene Faksimiles erreichen.

Eine Schwierigkeit bildet bei den Fälschungen oft die Beschaffung des geeigneten alten Papiers. W. H. Ireland, der zahlreiche Shakespearemanuskripte fabrizierte, weiß in seinen ‚Confessions' (1805) davon zu erzählen. Manchmal bieten die Wasserzeichen eine Handhabe zur Aufdeckung der Fälschungen. Dagegen kommt es den Fälschern zustatten, daß es heute noch in Holland, Deutschland und Österreich einige alte Papiermühlen gibt, die in der alten Weise aus reinen Hadern Büttenpapier von ganz alter Textur und Färbung herstellen.

Ist die Fälschung tadellos gemacht, so ist es häufig schwer genug, sie zu entdecken. Bei verdächtigen Blättern ist vor allem auf das Papier, das alt sein kann, ohne doch zu dem übrigen Buche genau zu passen, und auf die Farbe der Tinte oder Schwärze zu achten. Ist ein Blatt durch ein photographisches Verfahren hergestellt, so wird eine genaue Vergleichung mit einem echten Exemplare meistens den Bastard erkennen lassen; denn kleine Abweichungen in den Dimensionen sind bei der Herstellung der Klischees unvermeidlich.

Da viele Sammler auf Erstausgaben der Klassiker und Romantiker besonders aus sind, so war ihre Herstellung lange Zeit eine besondere Spezialität der Fälscher. Die Arbeit beschränkte sich meist auf die Anfertigung eines Titelblattes, da die Texte der ersten Auflagen oft übereinstimmen. Von Goethes Werken erschien z. B. die erste rechtmäßige Sammelausgabe bei Göschen 1787—90. Daneben veranstaltete Göschen eine Reihe von Einzelausgaben mit demselben Satze. So erschien der Faust 1790. Die Seltenheit dieser Erstausgabe hat nun mehrfach Sammler oder Händler verführt, den Band 7 der Schriften zu zerreißen und Bogen A—L herauszunehmen und für sie ein eigenes Titelblatt herzustellen, das von einer Kunstanstalt als täuschend nachgemachtes Faksimile auf altem, zeitgemäßem Papier geliefert wurde. Einer hat sogar statt 1790 die Jahrzahl 1787 drucken lassen und so eine noch größere Seltenheit zuwegegebracht. Heute ist der Absatz dieser künstlichen Erstausgaben nicht mehr so leicht, weil die Bücherliebhaber gelernt haben, auf die bibliographischen Merkmale genau zu achten.

Umgekehrt hat vor kurzem in Kopenhagen ein in Not geratener Buch-

binder plumpe Betrugsversuche gemacht, indem er alten Romanen neue, auf einer kleinen Handdruckerei hergestellte Titelblätter mit den Namen gelesener Autoren und angesehener Verlagsfirmen gab. Aber das Handwerk wurde ihm schon gelegt, als er kaum zwanzig Kronen verdient hatte.

Geschickter, aber ebenfalls erfolglos war der Versuch eines Professors J. F. Zawodny aus Sarajewo, sich durch eine Titelblattfälschung von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig die Doktorwürde zu erschwindeln. Aus dem Titel ‚Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien von Johann von Asbóth. Wien, Alfred Hölder 1888' machte er ‚Bosnien und Herzegowina. Studien von Prof. J. F. Zawodny. Wien, Alfred Hölder 1891' und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, von sämtlichen 61 Bogen des Werkes die Norm wegzuradieren. In derselben Weise eignete er sich die Schrift von Charles Baltet ‚Les fruits populaires', 2. Aufl. Paris 1889 an. Die Leipziger Universitätsbibliothek ist im Besitze dieser beiden Unika des erfindungsreichen Balkangelehrten.

Alten Manuskripten verschafft man eine zehn- bis hundertfache Wertsteigerung, indem man die Initialen und Miniaturen, für die oft der Platz ausgespart, aber nachher nicht ausgefüllt worden ist, nachträglich nach alten, echten Vorlagen ausführt. So besaß, wie Eudel erzählt, ein Herr in Marseille ein Manuskript des Terenz aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dem das Bildwerk fehlte. Er verkaufte es billig, etwa für 150 Franken. Nach einiger Zeit kam er zur Pariser Ausstellung von 1900 und sah im Schaufenster eines Antiquars einen Terenz mit zahlreichen stilgerechten Initialen und Bildern. Er trat in den Laden und ließ sich die Handschrift zeigen. Als Preis nannte man ihm 15000 Franken. Es war tatsächlich sein Buch, das ein geschickter Miniaturmaler sorgfältig so ergänzt hatte, wie es vor vierhundert Jahren hatte werden sollen.

Wieder eine andere Art sehr lohnender Nachhilfe läßt man alten Büchern zuteil werden, indem man sie mit Widmungen oder sonstigen handschriftlichen Eintragungen berühmter Persönlichkeiten versieht. Besonders raffiniert und dreist war der umfangreiche Handel, den das Ehepaar Hermann Kyrieleis in Berlin in den Jahren 1895—97 mit eigenhändigen Widmungen Martin Luthers trieb. Vierzig Bände erwarb allein der Antiquar U. Hoepli in Mailand und bot die ‚kostbare Sammlung' im September 1896 zum Kauf an. Der Kyrieleisſche Familienbesitz an Büchern mit Lutherautographen ging angeblich auf einen gewissen Justus Kyrieleis zurück, der anno 1632 den ersten Band ‚von Gustav Adolf, König von Schweden, als Geschenk für treu geleistete Dienste erhielt'. ‚Seit dieser Zeit haben dessen Nachkommen ununterbrochen Lutherhandschriften gesammelt und noch Christian Kyrieleis hat in den fünfziger Jahren mehrere Stücke unter großen pekuniären Opfern dazu gekauft.' Wer Gelegenheit hatte, eine größere Anzahl der Bände zu sehen und zu vergleichen, dem fiel freilich bald mancherlei auf. Merkwürdig war es schon, daß die Familie Kyrieleis ganz ausschließlich Bücherinschriften von Luther gesammelt haben sollte. Dann war bis dahin nicht das geringste davon bekannt, daß Luther jahraus, jahrein 2—6 Bücher

zu verschenken pflegte. Auch von den Herren, denen sie gewidmet waren (Ernst Malyno, Ernst Jacoby, Jakob Dolly, Hans Josty usw.), wußte man nicht das geringste, bis auf einen einzigen, Martin Bucer. Weiter war Luthers Namenszug von 1522 bis 1544 schablonenhaft derselbe. Kurz, es war bald evident zu erweisen, daß man es mit groben Fälschungen und zwar Fälschungen von *einer* Hand zu tun hatte. So erklärte es sich auch, daß nur lateinische Bände und meist ganze Bändereihen vorlagen. Deutsche Bücher aus dieser Zeit sind eben viel teurer, und der Fälscher hatte kein großes Anlagekapital daran wagen wollen oder können. Der Gipfel der Frechheit war endlich der Inhalt der Widmungen. Bis dahin kannte man kein einziges Lied Luthers in Originalhandschrift. Bei Kyrieleis aber fand man gleich ‚Ein feste Burg ist unser Gott' zweimal, ‚Vater unser im Himmel' dreimal, ‚Gelobet seist du, Jesus Christ' zweimal usw.

Der Ausgang der Sache war der, daß das Ehepaar 1897 festgenommen wurde. Kyrieleis selbst wurde für geisteskrank erklärt und einer Irrenanstalt überwiesen, seine Frau erhielt wegen Beihilfe zehn Monate Gefängnis.

Im nächsten Jahre tauchten in Brüssel und London ähnliche Widmungen von Luther auf, wahrscheinlich aus derselben Quelle; nur waren sie aus den Büchern herausgerissen und man suchte sie allein an den Mann zu bringen. In zwei Fällen waren sie auf Blätter alter Druckwerke selbst geschrieben. Dabei war dem Fälscher das eine Mal ein kleines Malheur passiert, das in der Geschichte der Fälschungen öfter vorkommt. Er hatte die Widmung ein Jahr früher datiert, als der betreffende Druck die Presse verließ.

Es gibt übrigens auch Liebhaber, die aus Renommisterei ihre Bücher selbst mit falschen Widmungen versehen oder solche von geschickten Kalligraphen anfertigen lassen. Als im Jahre 1885 die Sammlung eines Pariser Bibliophilen dieser Art verkauft werden sollte, fand der bekannte Claudin, der die Katalogisierung überwachte, nicht nur Werke mit recht zweifelhaften Widmungen, sondern auch Widmungen, die nur mit Bleistift vorgezeichnet, aber noch nicht mit Tinte nachgeschrieben waren.

Auch mit *Exlibris* wird manches Geschäft gemacht. So klebt man Exlibris, die man von alten auf uns gekommenen Platten in beliebiger Zahl herstellen kann, in wertlose Bücher und verleiht diesen dadurch Liebhaberwert, oder man gibt unverfroren Ausschnitte aus alten Wappenbüchern oder niedliche Bilderchen aus Werken des achtzehnten Jahrhunderts für Exlibris aus.

Seltener als alle diese Ergänzungen ist heute die *Fälschung ganzer Manuskripte oder Druckwerke*, weil sie große Schwierigkeiten macht und die Gefahr der Entdeckung viel größer ist.

Ende des 18. Jahrhunderts stellte man in Lyon Erstausgaben von Racine, in Rouen solche von Molière her, Seite um Seite kopiert, mit denselben Lettern und Titeln. Ein berüchtigtes modernes Beispiel ist der berühmte Brief des *Kolumbus* vom 14. März 1493 über die Entdeckung Amerikas. Den einzigen bekannten Originaldruck, vier Blätter mit zweiunddreißig Zeilen auf der Seite, besitzt die Ambrosiana in Mailand. Da tauchte vor Jahren ein angebliches zweites Exemplar auf, das ein Londoner

Buchhändler für 2000 Pfund Sterling zum Verkauf anbot. Schließlich ließ er es einem Amerikaner für 900 Pfund, und es fand nun drüben fünf Jahre lang die gebührende Bewunderung. Erst als es der glückliche Besitzer wieder verkaufte, ging es mit dem Ruhme der sogenannten Inkunabel rasend bergab. Es ergab sich, daß sie in Wirklichkeit eine Photolithographie war, die niemals bewegliche Typen gesehen hatte. In dem Prozesse, den der erste Käufer anstrengte, gab er den wirklichen Wert auf 2½ Dollar an. Die nähere Untersuchung stellte sogar fest, daß das Faksimile nicht einmal nach dem Originaldruck hergestellt war. Leichtes Schwanken der Zeilen und kleine Verschiedenheiten in der Größe der Buchstaben sprachen vielmehr unwiderleglich dafür, daß ein Kalligraph beteiligt war. Der Sachverhalt war folgender. 1866 hatten Gelehrte aller Länder zum Zwecke des Studiums den faksimilierten Text des Ambrosianadruckes verlangt. Bei dem damaligen Stande der Reproduktionstechnik ließ man durch den Kalligraphen Enrico Giordani die 3000 Worte des Originals Buchstabe für Buchstabe nachmalen. Obwohl die Arbeit nur eine annähernde Vorstellung von dem Original gab und der nicht übermäßig gebildete Giordani auch noch kleine Lesefehler (u für n, h für b, r für t) hineingebracht hatte, ließ man von diesem unvollkommenen Faksimile doch 150 Photolithographien herstellen. Und eine von ihnen diente erst einem geschickten italienischen Fälscher als Vorlage, um zwanzig Jahre später jene aufsehenerregende Inkunabel herzustellen und für einige tausend Mark nach London zu verkaufen.

Eudel warnt besonders vor Einblattdrucken wie Ablaßbriefen und einzelnen Blättern aus der Frühzeit des Buchdrucks. Die Preise, die heute für Fragmente von Gutenbergs Donaten und ähnliche Blätter verlangt und bezahlt werden, müssen in der Tat auf Fälscher einen starken Reiz ausüben. Verlangt doch Ludwig Rosenthal in München für zwei Blätter eines solchen Donat, von denen eins vollständig ist, 5000 Mark, Joseph Baer in Frankfurt für ein halbes Blatt 1000 M.

Ein anderes weites Feld für allerhand Fälscherkünste liefern die Einbände. Es gibt zwar Sammler, die ein unberührtes, d. h. unbeschnittenes und unaufgeschnittenes Exemplar eines berühmten Werkes höher bewerten als ein gebundenes. Anderseits aber hat ein gebundenes einen viel höheren Wert, wenn der Einband künstlerisch ist oder von einem berühmten Meister der Buchbinderkunst herstammt. Ein Almanach, der drei Franken kostet, kann es auf dreihundert bringen, wenn er in einem solchen Kleide steckt. Die gebräuchlichste Art der Fälschung ist die, daß man einem wertlosen Buche seinen guten Einband nimmt und ihn einem geschätzten Werke desselben Formates anlegt. Manchmal ist dann der Einband bedeutend jünger als das Buch, aber mit einer älteren Jahreszahl bedruckt. Oder man versieht echte, gut erhaltene unverzierte Maroquinbände mit den entsprechenden Verzierungen, flickt das Leder und frischt es auf. Kenner lassen sich freilich nicht leicht täuschen. Denn die heutigen Arbeitsmethoden und das heutige Material erschweren eine vollkommene Nachahmung. Einen richtigen Einband mit Bünden können heute nur wenige Kunstbuchbinder noch herstellen. Auch die eigentümliche Patina des alten Goldes ist schwer zu treffen.

Leichter als die Lederbände des 17. und 18. Jahrhunderts können die bemalten Einbände der früheren Zeit gefälscht werden. Der bekannteste Meister auf diesem Gebiet ist Hagué in London, dann in Belgien. Er ist für den Herzog von Aumale viel beschäftigt gewesen, und es ist ihm gelungen, die namhaftesten Kenner und Gelehrten, wie Ernst Quentin-Bauchart, den Verfasser der ‚Femmes bibliophiles', zu täuschen. Auf der ersten Doubléschen Versteigerung im Jahre 1862 stritten sich die anwesenden Liebhaber um drei Sammlungen von Chansons oder Motetten in kunstvollen französischen Einbänden des 16. Jahrhunderts mit Wappen und Namenszügen der Diana von Poitiers und Heinrichs II. in Gold, Silber und Farben. Sie wurden mit 4500, 4600 und 5250 Franken bezahlt. Erst nach einigen Jahren stellte es sich heraus, daß die Einbände aus Hagués Werkstatt stammten. Für ein angebliches Manuskript Karls V., ein Bändchen in Sedez mit dem ursprünglichen Futteral von Leder mit Samtüberzug, dem man die gute Erhaltung zuschrieb, wurden 20 000 Franken gefordert. Lefèbvre jedoch, der Restaurator der Pariser Nationalbibliothek, erkannte auch hier den Einband als Fälschung Hagués. Das Leder war künstlich getrübt, die Farben getreu nach einem alten Einband kopiert, die Wappen von einem echten Bande geschickt übertragen. Einige Jahre später erzielte die geschickte Arbeit doch noch dreitausend Franken.

Buchdeckel aus Siena mit Heiligenfiguren und Wappen im Stile des 15. Jahrhunderts verkaufte ein reisender Händler, Petrij aus München, um das Jahr 1900 an mehr als ein Dutzend Museen und Sammlungen. Einer kam sogar in die Schatzkammer des Trierer Domes. Bei der Versteigerung der Sammlung Wende aus Hamburg bei Heberle in Köln wurde einer mit 6000 M. bezahlt. Als bekannt wurde, wie vielen Petrij schon solche Deckel besorgt hatte, erzielte trotzdem einer bei einer Berliner Versteigerung noch 200 M. Dann ist allerdings der Preis noch tiefer heruntergegangen.

Die Sucht der Sammler, mit berühmten Vorbesitzern ihrer Bücher zu prunken, führt zu der beliebten und meist vom Glück begünstigten Fälschung, daß man alte, echte Einbände mit Wappen von fürstlichen und adligen Bücherfreunden versieht. Ein lehrreiches Beispiel weiß wieder Eudel zu erzählen. Ein Pariser Buchhändler besaß drei geschriebene Bücher in feinen blauen Maroquinbänden, die Schönheitsmittel und Toiletterezepte enthielten. Er zeigte sie in seinem Katalog an mit der Bemerkung: ‚Das Werk könnte aus dem Besitze der Dubarry oder der Marie Antoinette stammen; es fehlen nur die Wappen auf den Einbänden.' Eines Tages wurden ihm eine ganze Anzahl von Werken aus berühmtem Besitz angeboten, die aus einer reichen Provinzbibliothek stammen sollten. Alle Einbände waren mit Wappen geschmückt. Darunter fand er jene drei wohlbekannten Bände wieder. Nur waren sie mit dem Wappen der Marie Antoinette versehen. Der Heraldiker hatte also den Gedanken, den der Buchhändler in seinem Katalog ausgesprochen hatte, zur Tat werden lassen. Den Dank dafür mußte er sich freilich anderswo suchen.

Kleine Bausteine

Zur Urgeschichte der musikalischen Instrumente / Von Fritz Volbach

Die Freude an der Farbe ist dem Menschen angeboren. Schon das Kind greift nach bunten Bildern und Gegenständen; der naive Naturmensch, der Wilde, bemalt sogar seinen eigenen Körper, setzt sich bunten Federschmuck aufs Haupt und schmückt Schild und Waffen durch grelle, farbige Bemalung. Es ist die rein sinnliche Wirkung der Farbe, welche solchen Einfluß auf den naiven Menschen ausübt. In dieser Farbenfreude aber liegt der Urkeim aller malerischen Kunst. Lange hat es gedauert, bis diese Freude am Bunten künstlerischen Zwecken dienstbar wurde. Noch den Miniaturisten der Karolingerzeit, den Glasmalern des 12. Jahrhunderts ist die Farbe nichts weiter als ein äußerlicher Schmuck, den sie nach Willkür anwenden, ohne Rücksicht auf die farbige Erscheinung des abgebildeten Gegenstandes. Erst allmählich sucht man beide in Übereinstimmung zu bringen und durch die treue Wiedergabe der Farbe des Objekts den Eindruck der Wirklichkeit zu steigern. Aber auch damit war die Ausdrucksmöglichkeit der Farbe nicht erschöpft. Je mehr man die Wirkung der Farben nach Zusammenklang und Gegensatz untersuchte, je tiefer man das Malerische — im Gegensatz zum rein Koloristischen — empfand, desto bedeutungsvoller offenbart sich das Wesen der Farbe, bis sie schließlich rein an und für sich und durch sich zu uns zu reden beginnt. Rembrandt war der erste, dem die Farbe so zum Ausdrucksmittel wird, der durch die Farbe zu uns spricht. Aus der leuchtenden Pracht seiner Werke ist die neuzeitliche Malerei geboren worden.

Dieselbe Entwickelung, wie die Farben der Malerei, zeigen auch die musikalischen Farben, die Klangfarben. Auch sie finden ihren Ursprung in dem naiven Lustgefühl am Bunten. Bis weit in das Mittelalter reicht diese naive Auffassung. Wir erkennen sie noch in Monteverdes ‚Orfeo' mit seiner Häufung aller nur möglichen Instrumente und ihrer durchaus koloristischen Verwendung. Aber gerade in diesem Meister vollzieht sich der Umschlag. Er ist der erste, der die Individualität der Farbe verstehen und erkennen lernt, dem sie ihre Seele offenbart. Was aber Rembrandt in der Malerei, das bedeutet in der Musik Beethoven: der erste, große Meister der ‚Farbe als Ausdruck'.

Der Urkeim aber aller musikalischen Entwicklung ist nicht der Ton, nicht die Farbe, sondern der Rhythmus. Aus dem Gefühle des Rhythmischen ist alle Kunst geboren. Wie dies Gefühl entstanden, ob aus der Beobachtung des eigenen Gliederspiels, oder ob die rhythmische Bewegung, wie Bücher meint, keine andere ist ‚als die der körperlichen Arbeit, namentlich der gemeinsamen Arbeit', die rhythmisch vollzogen, leichter vonstatten gehe, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls tritt uns bei allen Naturvölkern die rhythmische Betätigung

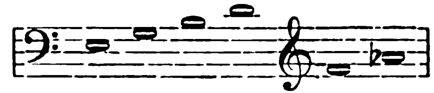
am ausgeprägtesten entgegen, wie sie sich besonders im Tanze äußert. Die Schwierigkeit aber, eine Gleichmäßigkeit der Bewegung vieler zu erzielen, mag dazu geführt haben, die einzelnen Momente dieser Bewegung allen deutlich hörbar zu machen. Am einfachsten geschah das durch Händeklatschen. Noch in der Zeit hoher Kultur sehen wir die alten Ägypter neben andern Instrumenten dieses primitivsten Mittels sich bedienen, um ihren Gesang rhythmisch hörbar zu begleiten und zu ordnen. Daneben erscheint aber bereits ein künstlicher Ersatz in einer Reihe schallverstärkender Instrumente, wie Klappern, Sistren, Cimbeln und vor allen der Trommel. Gerade letztere ist es, die wohl bei allen Naturvölkern die größte Verbreitung zeigt. In jeder Form und Größe treffen wir sie an. In Deutschland läßt sie sich bis in die jüngere Steinzeit nachweisen. Diese älteste Trommel ist aus Ton geformt, in der Mitte eingeschnürt und am obern Rande mit Knöpfen zum Festbinden des Trommelfells versehen.

Der Drang aber und die Fähigkeit, des Herzens überquellendes Gefühl in gesungenen Tönen auszuströmen, ist sicherlich nicht weniger alt. In dem Augenblick aber, wo der Mensch beginnt, diese Töne nach rhythmischen Gesetzen zu ordnen, werden sie zu wirklichen, wenn auch primitivsten Kunstgebilden.

Aber so wenig das Kind sich mit den einfachen Konturen eines farblosen Bildes zufrieden gibt, ebenso wenig genügt dem Naturmenschen die stets gleich bleibende Farbe seiner Stimme; es verlangt ihn nach buntem Farbenwechsel. Wie er nun dahinwandelt unter den Bäumen dichter Wälder, da vernimmt er einen Ton, der noch viel süßer, viel lockender ihm dünkt, als seiner Stimme Klang: der Vöglein Gesang. Er versucht ihn nachzuahmen, spitzt die Lippen und siehe da, ein ähnlicher Klang, wie der aus des Vogels Kehle, entströmt seinem Munde. Der Zufall läßt ihn vielleicht eines Tages über ein offenes Rohr, eine Kürbisflasche u. dgl. hinwegblasen, und auch hier tönt ihm derselbe Klang entgegen, den vorher seine Lippen erzeugt hatten, nur noch voller und stärker. Freudig wiederholt er seinen Versuch. Da findet er, daß das eine Rohr besser als das andere klingt. Eine natürliche Auslese beginnt, das am besten klingende Rohr wird zum Modell. Damit ist das erste Instrument erfunden, die Flöte; die erste der Grundfarben ist festgelegt.

Bei der natürlichen Auswahl der Rohre, erfuhr aber der Naturmensch noch eine weitere, überraschende Tatsache. Die einzelnen Rohre haben nicht alle denselben Ton, je nach ihrer Länge ist die Tonhöhe verschieden. Die Chinesen erzählen, daß schon 2700 Jahre v. Chr. der gelehrte Ling-lun im Auftrag des Kaisers Hong-Ti auf einem hohen Berge mit reichen Rohrwaldungen sich verschieden lange Bambuspfeifen schnitzte, auf denen er die Töne des Wundervogels Fung und seines Weibchens Hoang nachahmte. Um aber die genauen Maße der einzelnen Töne festzustellen, habe er die einzelnen Rohre mit Hirse gefüllt und die Körner gezählt, und nach ihrer Zahl die Länge des Rohres für jeden Ton bestimmt. Was aber lag näher, als eine Reihe von solchen Röhren in regelmäßiger Abstufung miteinander zu verbinden zu einem einzigen Instrument. In der Pansflöte und Syrinx tritt dieses in die Erscheinung.

Eine solche Entwicklung war nicht an einen Ort gebunden, sie konnte sich allerwärts wiederholen, und so ist es auch in der Tat geschehen. Wir finden die einfache Flöte, aus den Knochen des Renntiers angefertigt bei den Völkern der altsteinzeitlichen Kultur Nordeuropas, wir finden sie Jahrtausende v. Chr. in Ägypten, wohl ebenso lange mögen die Chinesen sie besitzen, und die Völker, die heute noch auf der Kindheitsstufe der Menschheit stehen, sie kennen fast alle dieses Instrument. Und nicht nur die einfache Flöte, sondern auch die Pansflöte erscheint an den verschiedensten Enden der Welt. Bei den alten Ägyptern scheint sie hohe symbolische Bedeutung gehabt zu haben, vielleicht als Urbild aller Harmonie; bedeutet sie doch als Hieroglyphe ‚Verstand‘, Erkenntnis, ja selbst ‚Gott‘. Bei verschiedenen Negervölkern treffen wir sie in allen Größen. Ein ganzes Orchester von Panspfeifenbläsern besitzen die Papuas; die größten Instrumente sind fast über mannshoch; ebenso die Wilden der Halbinsel Tonga (Polynesien) usw. Ein in meinem Besitz befindliches Instrument aus Neu-Mecklenburg, hat die interessante Stimmung:



Die künstlerische Entwicklung der Flöte aber ging nicht von diesem Instrument, sondern von der Einzelflöte aus. Sie beginnt in dem Augenblicke, in dem man das Mittel fand, das Rohr des Instruments nach Belieben zu verkürzen oder zu verlängern. Das geschah durch die Erfindung der Tonlöcher, die durch Aufdrücken der Finger geschlossen und geöffnet werden können. Wann dies zuerst geschah und wo läßt sich nicht bestimmen. Schon ein paar Tausend Jahre v. Chr. finden wir das so vervollkommnete Instrument im alten Ägypten in Gebrauch, sowohl in der Form der Lang- als auch der Querflöte. In Europa erscheint die Querflöte erst im Mittelalter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie durch die Kreuzritter aus dem Orient zu uns gelangt ist, um nach Verdrängung der älteren Langflöten nach und nach zur Alleinherrschaft in unserem Orchester zu gelangen.

Die zweite Grundfarbe bildet der Klang der Schalmei. Ein Stückchen Rohr, das wir mit seinem obern Ende zwischen den Lippen zusammendrücken, so daß ein enger Spalt entsteht, erzeugt beim Anblasen diese Farbe; dieselbe Farbe, die uns in höchster Veredelung unsere Oboe darbietet. In der altägyptischen Lotusflöte oder besser Lotusschalmei, wie sie in den Gräbern Thebens gefunden worden ist, möchte ich ein solches Instrument mit doppeltem Rohrblatt erkennen. Auch der griechische Aulos ist, wie Riemann nachgewiesen, ein Rohrblattinstrument, unserer Klarinette ähnlich. Eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit besteht zwischen der chinesischen Oboe und dem arabischen Zamr-el-Kebyr. Das Doppelblatt beider, ebenso die Art, wie es mit dem Instrumente verbunden ist, hat eine so eigenartige, typische Gestalt, daß man nur schwer glauben möchte, daß beide Völker selbständig zu dieser Form gelangt sein könnten. Sollte nicht doch eine Brücke aus jenem uralten Reiche der Mitte, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, nach andern fernen Ländern geführt haben? Oder dürfen wir sogar eine noch ältere gemeinsame Urquelle

Abrahamsopfer und Konsekration



Originalgetreue Wiedergabe nach Wandgemälden der Callistus-Katakombe bei Rom.

an der Wiege der Menschheit in Betracht ziehen? Diese Annahme mag phantastisch erscheinen. Wenn man aber die geradezu überraschende Übereinstimmung der altchinesischen Musiklehre des Yik-king mit der des Pythagoras vergleicht, auf die besonders G. Wagener hinweist*, so kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß es auch hier eine Reihe von Rätseln gibt, deren Lösung uns, soweit sie gelingen wird, eine Fülle von Überraschungen bescheren dürfte. Neben der Verwandtschaft der chinesischen und arabischen Oboe existiert eine nicht weniger enge auch zwischen zwei trompetenartigen Instrumenten von nicht minder typischer Form. Eine dunkle Ahnung dieser Zusammenhänge klingt auch aus Diodor und Aristoxenus entgegen, die beide erzählen, Pythagoras habe zum Lehrer den Chaldäer Charatas gehabt.

Während die Entwicklung unserer Querflöte und Oboe nach dem Orient weist, dürfen wir in unseren Blechinstrumenten Formen autochthoner Entwicklung sehen. Das Stierhorn ist ihr Urahn. Sein mächtiger Schall rief unsere Vorfahren in grauer Urzeit zum Kampfe und zum Opfer. Schon in der Bronzezeit finden wir dieses primitive Instrument im höchsten Maße künstlerisch ausgestaltet in den mächtigen, schön gewundenen, bronzenen Luren. Man fand sie paarweise, wie die Hörner des Stiers, das eine nach rechts, das andere nach links gedreht. Ihr Klang ist, bei aller Macht, rund und edel und von feierlicher Würde. Nur die Römer besaßen in ihrer Bucina ein ähnliches, gewundenes und klangschönes Instrument. Die Kenntnis aber dieser hochentwickelten Instrumente scheint in den Wirren der Völkerwanderung verloren gegangen zu sein. Nachher treffen wir meist das kurze, sich schnell erweiternde Stierhorn, das oft aus kostbarem Elfenbein hergestellt und mit kunstvollen Schnitzereien versehen ist und nach seinem Stoff den Namen Olifant erhielt. Eines der bekanntesten dieser Instrumente ist das Horn Karls des Großen im Domschatz zu Aachen; ein anderes, ganz vortreffliches Exemplar, mit hochinteressantem Bildschmuck, fand ich in der Sammlung des Schlosses Heiligenberg am Bodensee. Die langen, oft geraden, oft leicht gekrümmten Trompeten und Posaunen, wie sie uns auf den ältesten Gerichtsbildern so oft entgegentreten, werden von einzelnen Forschern zwar auf den Orient zurückgeführt, aber ob mit Recht, halte ich für fraglich. Als Verbindungsglied zwischen Morgen- und Abendland gilt ihnen Sizilien. Man stützt sich dabei besonders auf die langen, geraden Trompeten auf Engelbildern der Kathedrale zu Formis. Man könnte aber hier ebenso auf normannische Einflüsse schließen. Jedenfalls bieten die Formen der orientalischen Blechinstrumente, von der alten ägyptischen Trompete bis zu den arabischen, keinen Anlaß, eine derartige Abstammung annehmen zu müssen. Eines der merkwürdigsten Rätsel bildet die Verbreitung der alten etruskischen Reitertrompete, des lituus des römischen Heeres, den wir (nach Behn) zugleich in Gallien und Abessinien, bei den Britannen, Iren und Chinesen, im Mittelalter in Deutschland als Pesthorn und sogar bis in unsere Zeit am Mittelrhein als Nachtwächterhorn finden.

* ‚Bemerkungen über die Theorie der chines. Musik und ihren Zusammenhang mit der Philosophie', aus: Mittell. der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. II (1876—1880) S. 42).

Wir kommen zu der letzten Farbengruppe, den Saiteninstrumenten. Zwei Typen sind es besonders, die hier unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, Harfe und Laute. Von keinem Instrumente finden wir auf ägyptischen Denkmälern so zahlreiche und interessante Abbildungen als von diesen beiden. Vergleichen wir die primitiven Formen der Harfe mit den Prachtexemplaren der Riesenharfen aus den Königsgräbern von Theben, so können wir allein daraus schon auf eine Entwicklung des Instrumentes in diesem Lande schließen, die mindestens Jahrhunderte währte; ebenso verhält es sich mit der Laute. Ja, bei der Harfe können wir, noch weiter zurückblickend, ihre Entwicklung bis zum Urquell verfolgen. Die Annahme nämlich, daß die Harfe aus dem Bogen des Schützen entstanden, ist mehr wie wahrscheinlich. Daß die Sehne des Bogens beim Losschnellen oder Anzupfen einen Ton erklingen ließ, daß dieser Ton bei veränderter Spannung ein anderer war, das waren Beobachtungen, die jeder Jäger oder Krieger täglich machen konnte. Indem man aber mit Bewußtsein diese Töne ihrer selbst wegen hervorrief, entstand der sogenannte Musikbogen, das ursprünglichste Saiteninstrument, das sich nach C. Stumpf* noch in mehreren Weltteilen im Gebrauch findet. Um den schwachen Ton etwas zu verstärken, hält der Spieler die Saite in den offenen Mund, diesen so als Resonator benützend. So gibt Stumpf die Abbildung eines Negers am oberen Kongo, östlich vom Albert-See, der die Saite des Musikbogens an die Zähne anlegt; mit der linken Hand bringt er durch Verkürzen bezw. Verlängern Töne verschiedener Höhe hervor. An Stelle des Mundes als Resonator traten auch schon bei den Naturvölkern künstliche Hohlräume, ausgehöhlte Kürbisse u. dgl. oder auch der Resonanzkasten wird durch Aushöhlen des an dem untern Ende keulen- oder löffelförmig gestalteten Bogens hergestellt. Denken wir uns nun statt der einen Saite deren mehrere von verschiedener Länge in den Bogen eingespannt, so ist die primitive Form der Harfe, wie wir sie heute noch bei verschiedenen Negerstämmen, und besonders in Äthiopien treffen, fertig. Diese Form aber ist identisch mit der der ältesten ägyptischen Harfe. Vom Süden her scheint sie denn auch den Weg über Ägypten einst gefunden zu haben. Darauf deutet die Hieroglyphe für ‚musizieren', die aus dem Zeichen des Südens und einem Harfenspieler als Determinativ besteht. Überhaupt scheint der Süden die Saiteninstrumente bevorzugt zu haben, denn die Laute mit der folgenden Tiara bedeutet als Schriftzeichen geradezu ‚Krone von Oberägypten'. Die Laute allein aber den Inbegriff der Schönheit. Diesem Instrumente gegenüber weisen die Lotosflöte und das Sistrum auf den Norden, auf Unterägypten hin, die Heimat der Lotusblume.

Die Einfachheit der Entstehung der Harfe aus dem Instrument, das allen Naturvölkern als das unentbehrlichste erscheinen mußte, dem Bogen, läßt leicht eine Entstehung, sogar eine parallele Entwicklung an verschiedenen Orten der Erde erklärlich erscheinen. Wenn wir die Harfe nachher plötzlich im Norden Europas, besonders in Irland, auftauchen sehen, so wäre es ja nicht unmöglich, daß phönizische Kaufleute sie hierher verpflanzt haben könnten; eine Notwendig-

* ‚Die Anfänge der Musik.' (1911.)

keit zu dieser Annahme liegt aber nicht vor, ja bei näherem Zusehen und Betrachten der germanischen Urformen der Harfe scheinen wir diese Annahme nur schwer rechtfertigen zu können.

Eine Gruppe von Instrumenten scheint in den alten Kulturländern jedoch gänzlich gefehlt zu haben, die der Boginstrumente. Ob die chinesischen Streichinstrumente bis in diese graue Vorzeit reichen, ist bis jetzt noch nicht erforscht. Wo und wann der Bogen zuerst auftauchte, ist nicht zu sagen. Wir finden ihn in Indien, bei den Hindu, in Birma und ebenso in Arabien. In Europa ist er nicht vor 800 bekannt. Wir sind heute so sehr daran gewöhnt, in einseitiger Weise in unserer Kunstentwicklung — besonders was Architektur und bildende Kunst betrifft — den Orient als die Wiege hinzustellen, als das Licht, das von Osten her die Welt erleuchtet; in vielen Dingen aber ist sicher auch das Umgekehrte der Fall, eine Beeinflussung des Orients vom Abendlande her. Das wird auch für manche Fragen nach der Entwicklung unserer Instrumente zu beachten sein. Ein interessantes Beispiel: Der bekannte Geograph Prof. Sapper zeigte mir eines Tages eine Schale aus Zentralamerika, auf der Männer dargestellt sind, die auf Streichinstrumenten musizieren, welche genau den so überaus eigenartigen, von Prätorius in seinem Syntagma und ebenso von Agricola in seiner Musica instrumentalis (1529) mitgeteilten Violen mit weit ausgebogenem Mittelbügel gleich sind. Daß zufällig diese Form auch dort sich entwickelt habe, ist ausgeschlossen. Die Sache erklärt sich einfach dahin, daß diese Instrumente von Europa dorthin gebracht worden sind, vielleicht von den Spaniern. Der konservative Sinn dieser Indianer hat aber ihre Form, ohne sie weiter zu entwickeln, beibehalten, als sie längst in Europa neuen Formen weichen mußte.

Und nun vergleichen wir diese primitiven Instrumente der Vorzeit mit denen unseres heutigen Orchesters. Welche Armut dort und welcher Reichtum und Glanz bei uns! Sehen wir aber genauer zu, so erkennen wir, daß die Grundfarben unserer Instrumente sämtlich schon in jener fernen, grauen Vorzeit vorhanden und bekannt waren, die Flötenfarbe sowohl wie die der Schalmei (Oboe), die helle Farbe der Blechinstrumente wie die der Saiten, und wenn wir die Trommeln und Pauken hinzuzählen, auch die Farbe dieser. Was wir gewonnen haben, ist nur eine reiche Übergangsskala der einzelnen Grundfarben. Wir haben gelernt, die Farben zu mischen und haben so eine ganze Reihe von Farbennuancen erhalten, Farben von wunderbarer Schönheit und Tiefe. Was aber mehr ist, wir haben gelernt, ihre Individualität, ihre Seele zu verstehen und durch die Farbe zu reden; sie ist zum ‚Ausdruck' geworden.



Kritik

Zur Psychologie der großen Naturforscher

Von Max Ettlinger

Galenus, der lange Zeit schulbildende Heilkundige des ausgehenden Altertums, erklärte, die Funktionen unserer körperlichen Organe beschreiben heiße so viel als einen Hymnus zu Ehren der Gottheit singen. Leibniz, der universellste Geist unter den Begründern der modernen Naturwissenschaft, knüpfte mit zustimmendem Nachdruck an diesen Satz des Galenus an und wünschte, er möge doch einmal von einem wissensreichen Arzte zum Titel und Thema eines eigenen Werkes gewählt werden. Der namhafte russische Physiologe Elie de Cyon möchte diesen Wunsch mit seinem abschließenden Lebenswerk ‚Gott und die Wissenschaft' erfüllt haben; aber wenn er diesem letzten Ziele auch nicht eigentlich gerecht geworden ist, so zeigt er doch gerade schon mit dem ersten Teil*, dem Versuch einer ‚Psychologie der großen Naturforscher', den Weg, auf dem sich diese niemals ganz zu lösende Aufgabe von selbst erfüllt. Man muß nur den Geisteswegen folgen, die in einer jeden Wissenschaft die positiv aufbauenden, wirklich erkenntnismehrenden Geister vorangeschritten sind, um der ewigen Wahrheit immer näher zu kommen. Man muß nur durch jene kurzsichtigen Geister minderen Ranges den Blick nicht blenden lassen, die überall nur das Negative erspähen und betonen, und wie sie im Fortschritt des Wissens nur die Preisgabe unvollkommener Vorzeitmeinungen erkennen, so auch gegenüber den letzten Menschheitsfragen nur zum Zweifel und der Leugnung sich zu erschwingen vermögen.

Gerade die wirklichen bahnbrechenden Begründer und Weiterbildner der neuzeitlichen Naturforschung, angefangen von Kopernikus, Keppler, Galilei, Newton, Leibniz, bis zu Herschel, Ampère, Berzelius, K. E. v. Baer, Robert Mayer, Heinrich Hertz, Johannes Müller, Schwann, Schleiden, Pasteur u. v. a. sind fast ausnahmslos nicht spezialistisch und skeptisch beschränkte, sondern universalistisch und positiv gerichtete Geister und gerade darum bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit wie in ihrer ganzen Lebensführung von religiöser Gläubigkeit beseelt und bestimmt gewesen. De Cyon gibt hiefür zu den bereits aus Schriften von Kneller und Dennert bekannten Tatsachen noch eine ganze Reihe neuer, wertvoller Belege und namentlich seine Bekundungen über führende Vertreter der Physiologie, denen er vielfach persönlich nahe gestanden ist, sind von besonderem Interesse. Nur einiges sei herausgegriffen.

Pierre Flourens, einer der Begründer der modernen Gehirnphysiologie, hat sich stets mit besonderem Nachdruck gegen die materialistischen Folgerungen verwahrt, wie sie von einem oberflächlichen Denken so gerne gerade aus diesen Forschungen gezogen werden. Sein Sohn, der ehemalige Staatsminister Emil Flourens, bezeugt dies ausdrücklich in einem Briefe an De Cyon: ‚Mein Vater erklärte immer wieder, daß seine Entdeckungen keine wissenschaftliche Handhabe böten, um derartige Schlüsse (im Sinne des Materialisten Cabanis) daraus zu ziehen, da sie das Vorhandensein eines immateriellen Geistes nicht nur nicht ausschlössen, sondern im Gegenteil bedingten. Wer den Materialismus aus dem Menschen vertreibt, vertreibt ihn auch aus der Welt, und an die menschliche Seele glauben, heißt a fortiori an Gott glauben. Mein Vater ist seinen Prinzipien stets unerschütterlich treu geblieben. Dafür zeugen seine Schriften

* Deutsch Leipzig 1912, Verlag von Veit & Comp. Kart. M. 3.

wie sein Leben . . .‘ Auch bei einer so feierlichen Gelegenheit, als es die akademische Antrittsrede von Pierre Flourens war, hat dieser ausdrücklich den neuen philosophischen und universalistischen Geist, der in die neuzeitliche Wissenschaft eingezogen sei, im teleologisch-theistischen Geiste des näheren bestimmt: ‚Er erforscht die Entwicklung des Weltalls und bewundert die Einheit der Ziele . . ., er begreift den Schöpfer, der alles beherrscht und regelt.‘

Ähnliches bezeugt De Cyon von seinem persönlichen Lehrer, dem bedeutenden Leipziger Physiologen Karl Ludwig, der, wie auch Äußerungen an His und Bunge bezeugen, an den mechanistischen Grundansichten seines Lehrbuches der Physiologie immer mehr irre wurde und darum späterhin von Neuauflagen absah. Als tiefreligiöser Protestant nahm er sogar keinen Anstand, zu Rom beim päpstlichen Segen niederzuknien und in die Rufe auf den unfehlbaren Papst begeistert mit einzustimmen.

Der Bonner Physiologe Eduard Pflüger hat seine grundsätzliche Übereinstimmung mit De Cyon schon darin bezeugt, daß er dessen Nachforschungen nach den religiösen Überzeugungen großer Naturforscher vielfältig unterstützte. Und als dann De Cyon 1910 den Nachruf auf Pflüger für das von diesem begründete ‚Archiv für die gesamte Physiologie‘ zu schreiben hatte, wurde von einer dem Verstorbenen besonders nahestehenden Persönlichkeit bezeugt: ‚Er hatte ein festes Gottvertrauen, einen starken Glauben an eine höchste Intelligenz. Er war begeistert für den strengen Monotheismus und achtete die Lehren der christlichen Kirche hoch, ohne sich an ein Dogma zu klammern oder den Kirchenbesuch für unentbehrlich zu halten. . . . Sein Leben in seiner sittlichen Reinheit, nur ausgefüllt von Arbeit und Nächstenliebe, war ein Gottesdienst.‘ Aber nicht nur in seiner persönlichen Lebensführung, auch in seiner wissenschaftlichen Forschung blieb sich Pflüger da, wo die letzten Grundsätze in Frage standen, stets der religiösen Fundamente bewußt und berief sich, die hohe Zweckmäßigkeit im organischen Geschehen bewundernd, ausdrücklich auf das ‚tiefsinnige Wort des Aristoteles‘, dem er volle Berechtigung zuerkannte: ‚Gott und die Natur tun nichts vergeblich.‘

So wertvoll diese und ähnliche Tatsachenberichte De Cyons sind, man hätte doch wünschen mögen, er wäre auch den tieferen Gründen noch weiter nachgegangen, warum dies so ist und so sein mußte. Viel überwuchernde Polemik gegen Ernst Haeckel und dessen französisches Ebenbild Paul Bert hätte sich leicht einsparen lassen zugunsten einer wirklichen Psychologie der großen Naturforscher, zu der De Cyon außer den Einzeldaten nur wenige Ansätze bietet.

Ein Grundgedanke scheint uns darin am wertvollsten: Nicht die Schranken des wissenschaftlichen Erkennens sind es, jenseits deren ein halbskeptischer Fideismus seine Gefühlsträume ausmalen mag, sondern im positiven Wesen der wissenschaftlichen Geistesarbeit selbst, wie jeder wahrhaft schöpferischen Geistesbetätigung, liegt ihr unlöslicher Zusammenhang mit der Religion in uns und mit Gott über uns. De Cyon betont mit vollem Recht, wie unentbehrlich auch in der Wissenschaft die Intuition ist, die letzten Endes göttlichen Ursprungs ist wie der Geist selbst, dem sie zuteil wird. Aber De Cyon versäumt auch nicht ganz, den Unterschied zu markieren, durch den wahrhafte Intuitionen erst von bloßen Einfällen* sich deutlich trennen: ‚Um den wahren Wert einer solchen Intuition zu erkennen und um zu wissen, ob sie auf Wahrheit beruht, muß der Forscher sie mit Hilfe der sinnlichen Erfahrung nachprüfen, oder wo dies

---

* In einer rein psychologistischen Erkenntnistheorie ist dieser Unterschied gar nicht reinlich durchzuführen. Darum kann z. B. nach einem Werk, wie Paul Häberlins ‚Wissenschaft und Philosophie‘ (bisher Bd. I. Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger, Basel. Brosch. M. 6.—), ‚das wissenschaftliche Erkennen geradezu ‚als Spezialfall des Phantasierens‘ d. h. bestimmt gearteter Vorstellungskombination aufgefaßt werden. Mit Recht betont jedenfalls H., ‚daß noch kein großer wissenschaftlicher Forscher dagewesen ist, der nicht ‚eine große Phantasie‘ sein eigen genannt hätte.‘

unmöglich ist, mit logischen oder mathematischen Schlüssen.' Mit anderen Worten: Gerade diejenigen wissenschaftlichen Geister, in denen neue Gedanken zum ersten Male aufflammen und zünden, werden sich ihrer Natur nach in besonderem Maße auch die Einsicht zum Bewußtsein bringen, daß alles neue Licht nicht aus ihnen selbst stammt, sondern nur ein Teil der ewigen Wahrheit ist, die in uns denkt und von uns nachgedacht sein will. Gerade ihnen wird sich die tiefe Abhängigkeit von jener höheren Weisheit, durch die das Weltall dem Forschen der Menschen übergeben wurde, bei jedem neuen Schritte und auf jeder neuen Spur nur noch tiefer einprägen. Nicht schon: irgend einen Gedanken das erstemal zu haben, ist das eigentliche Merkmal des wissenschaftlich bahnbrechenden Geistes, sondern vielmehr des weiteren: einen solchen Gedanken in seiner Tragweite zu erfassen, zu prüfen und zu beweisen. Wieviel ,Vorahnungen' aller großen wissenschaftlichen Einsichten und Theorien hat es in der menschlichen Geistesgeschichte schon gegeben. Aber sie blieben unfruchtbar, bloße Einfälle und ,Ideen' — wie Schiller einmal zu Goethe hinsichtlich der Metamorphose der Pflanzen äußerte —, solange derjenige Geist nicht kam, der ihnen in hingebender Arbeit erst Keimkraft und weitreichende Fruchtbarkeit verschaffte, der in ihnen nichts anderes als die sachliche Bedeutung suchte, erkannte und förderte. Und auch dazu gehört Religion. —

De Cyon hat selbst das allmähliche Erstarken einer neuen wissenschaftlichen Grunderkenntnis im Zusammenhang mit der Psychologie der Erkennenden ein wenig näher ins Auge gefaßt, nämlich das Erstehen der biologischen Entwicklungslehre, die bereits bei Erasmus Darwin als eine poetische Intuition auftauchte, bei Lamarck einige philosophische Weiterung erfuhr und bei Charles Darwin empirische Bestätigung, aber leider zugleich auch empiristische Beschränkung, da er nämlich ihre unersetzliche teleologische Grundlage durch den oberflächlichen Analogieeinfall der ,natürlichen Zuchtwahl' ersetzen zu können vermeinte*.

An dieser Stelle gilt es einzusetzen und unzulängliche Einfälle durch tragfähige Gedanken zu ersetzen. De Cyon aber hat sich in seinem Kapitel über ,Evolutionismus und Transformation' fast ganz darauf beschränkt, Unzulänglichkeiten, Irrtümer und Fälschungen nachzuweisen und die unerfreuliche Psychologie eines Mannes zu schreiben, den man trotz seiner spezialwissenschaftlichen Verdienste und propagandistischen Erfolge sicher nicht zu den großen Naturforschern zählen wird — Ernst Häckels. Dazu fehlt seinem Denken viel zu sehr, wie De Cyon mit Recht betont, die reine Sachlichkeit. De Cyon geht freilich in seiner Reaktion gegen die Voreiligkeit übereifriger Deszendenztheoretiker entschieden zu weit und verkennt die befruchtende Kraft, die auch von unvollkommenen Hypothesen auszugehen vermag. Die bloße wissenschaftliche Reaktion, in deren gefährliche Nähe er manchesmal rückt, ist im Grunde ebenso negativen Geistesgepräges als der umsturzlüsterne Neologismus; die Verneinung einer Verneinung bedeutet im Leben des Geistes noch keineswegs eine Bejahung. Sondern diese beruht allein auf dem positiven Erkenntnisfortschritt, auf dem Glauben an die Wahrheiten, die gefunden sind oder noch gefunden werden müssen. Gerade die Psychologie der großen Naturforscher, je tiefer sie zu den eigentlich treibenden Motiven dringt, wird um so eindringlicher lehren, daß auch bei ihnen die Religion des Geistes es ist, die lebendig macht.

* Über den fortdauernden Niedergang der Zuchtwahllehre, also des Darwinismus im engeren Sinn, vergleiche die neuen, vermehrten Auflagen von E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. 2 Bde., Richard Mühlmanns Verlag, Halle. Brosch. je M. 2.—.

Ibsen und Ibsenliteratur / Von Joseph Sprengler

Nun sprechen auch die ‚Nachgelassenen Schriften'* Ibsens zu uns: Flüchtige Aufzeichnungen einer Stimmung, einer weltanschaulichen Verdüsterung, Keimpunkte eines sich ballenden Problems, erste Entwürfe zu den Dramen, dann durchgesiebte, ausgefeilte Bearbeitungen, Dialoge, die sich mehr und mehr mit dem geistigen Gehalt des Ganzen durchsättigen, Umrisse von Charakteren, die sich von Blatt zu Blatt körperhaft aufblicken oder auch verschwinden, um erst in späteren Schaffenszeiten in anderen Größen und Umgebungen wieder aufzustehen, endlich Gedichte, die sich im Verborgenen hielten, Reden, die keine breiteren Spiegel kräuselten. Und die Signatur von dem allen? Im Grunde nichts neues weder über die Form, — nur über die Genesis dieser Form, — noch über die seelische Art und Spaltung des Dichters. Ibsen ist auch hier der Verschlossene, der vielfach Verästelte. Studiert, erforscht will er sein und nur zu oft erraten, wie ja auch er nur in sich und den Menschen forschte, an sich und ihnen experimentierte.

Bleibt wieder manches an dem Denker und Sinnbildner Ibsen undurchdringlich, so leitet sich das aus dem Kern eben dieser zieltastenden, kämpferischen und dann ausdrucksdunklen Persönlichkeit, nicht etwa aus der Auswahl des Nachlasses. Gewiß mag es als Mangel empfunden werden, daß nicht alle vorhandenen Handschriften restlos wiedergegeben wurden, und daß man von den Varianten nur die großen zusammenhängenden heranzog, aber wie die Herausgeber mit vollem Rechte bemerken, ein kritischer Apparat von Lesarten läßt sich überhaupt nicht in fremder Sprache durchführen, denn da kleben sich immer Stäubchen von Subjektivität aus der Werkstatt des Übersetzers an. Übrigens wurden auch in die Kleinarbeit des Dichters Einblicke frei gemacht, indem die erste zusammenhängende Arbeit des Puppenheimdramas ganz zum Abdruck gelangte.

Leider sind ja überhaupt viele Vorarbeiten verloren gegangen oder wenigstens bisher unauffindbar geblieben, so die Entwürfe zu den nationalhistorischen Stücken von 1854 bis 1863. (‚Die Herrin von Östrot', ‚Das Fest auf Solhaug', ‚Die Helden auf Helgeland', ‚Die Kronprätendenten'.) Zum erstenmal erscheint in vollkommener Ausgabe Ibsens Jugendkomödie ‚Johannisnacht' (aus dem Sommer 1852). Als den Kern des ganzen Nachlasses hat Professor Walzel den epischen Brandentwurf (1864—65) bezeichnet. Allerdings ist die jüngste Fassung dieses Bruchstückes in Ludwig Fuldas Verdeutschung bereits 1907 in der ‚Neuen Rundschau' veröffentlicht worden. Karl Larsen hat dort bereits zu diesem Fragment eine Einleitung geschrieben. Hier kehrt sie ausführlich erweitert wieder. — Zu sämtlichen gesellschaftskritischen Dramen und zu den symbolischen Altersdichtungen sind Vorarbeiten erhalten, wenn auch da wieder vieles fehlt. Nur der Volksfeind steht ohne jeden Entwurf da und die Herausgeber glauben in diesem Falle überhaupt die Existenz wesentlicher Skizzen verneinen zu dürfen, denn dieses ‚Indignationsdrama' sei in leidenschaftlicher Hast in einem Fluß geschrieben worden.

Was aus diesen Aufzeichnungen und Urformen heraus zu lesen ist für die Anlage und Entwicklung des geistigen und schöpferischen Menschen Ibsen, für das lückenlose Gefüge seines Werkes, das haben die Herausgeber in einer Einführung, die sich über die zweite Hälfte des vierten Bandes erstreckt, zusammengefaßt, so geradlinig, so gedrängt, daß die gesamte Ibsenliteratur kaum eine zweite genetische Darlegung von so scharfem Riß der inneren Form aufzeigen dürfte. Zunächst wird Ibsens Arbeit auf die äußere Technik und auf die Zeitdauer hin belichtet. Es ist bekannt, daß er die

* Henrik Ibsens ‚Nachgelassene Schriften' in vier Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Halvdan Koht. Berlin, S. Fischer.

ersten Entwürfe nicht eher schriftlich festhielt, bis ihm die dramatische Idee in großen Strichen klargeworden war. Erst wenn in seiner Vorstellung Personen und Handlung sich lebenskräftig zusammengeschlossen hatten, begann er den Plan zu entwerfen, den Stoff auf Akte zu verteilen. Das erste auf dem Papier war der Plan. Wer sich keine ordentliche Disposition für sein Drama macht, der weiß nicht, was ein Drama ist und kann auch keines schreiben. Das sind seine Worte, die Worte des vollendetsten Technikers und des Technikfinders der neuzeitlichen europäischen Dramatik.

Daß er von diesen Plänen doch keinen restlos verwirklichte, sondern daß er an den Einzelheiten strich, schob, bosselte und änderte, das widerspricht nicht dem Prinzip dieser geistig so straffen Organisation und Zucht, das lag daran, daß er das Glas seiner Beobachtung immer schärfer einstellte. Er ist in seinem Kunstdenken eigentlich nie zu Ende gekommen. ‚Wir wissen von keiner Kunst als in bezug auf den Menschen‘, so lautet ein Ausspruch Goethes. Daß also Ibsen in bezug auf den Menschen, auf das Leben nie zu Ende kam, daran lag es. Darum ist von seinen Dramen eines immer die Fortsetzung des anderen, sei es Ergänzung oder Einschränkung oder entschiedener Widerschlag. Darum sind von seinen Figuren so viele einander verschwistert, äußerlich oft ungleiche Geschwister, aber desselben Marks und Blutstroms, in der Wiederkehr dann entweder tragisch erhöht (Nora — Frau Alving) oder tragisch ironisiert (Stockmann — Gregers Werle) oder in ein lyrisches Spätleuchten getaucht. (Ella Rentheim — Irene.)

Die Herausgeber weisen darauf hin, daß das Tempo des jeweiligen Schaffensaktes etwas Dramatisches in sich trug: diese gesammelte, raschzügige Kraft. Er brauchte etwa für die ‚Wildente‘ knapp zwei Monate, für ‚Rosmersholm‘ etwas über zwei Monate, zu den ersten Ausführungen von ‚Solneß‘, ‚Klein Eyolf‘ und ‚Borkman‘ sechs Wochen, zum ‚Epilog‘ höchstens drei Monate.

Der handschriftliche Aufbau seiner Dramen stuft sich, wenn auch nicht durchgängig, doch in der Regel so: Zuvor, wie gesagt, der Entwurf, der Plan. Aus ihm entwickelt sich dann die erste, zusammenhängende Ausführung. Sie ist nur bereitende Arbeit. Ihr folgen die Korrekturentwürfe, die Durchfeilung, die Ausfüllung und erst das dritte Manuskript stellt die Reinschrift dar. Welche Grundsätze ihn bei der Modelung lenkten, das habe ich schon berührt. Da ihm Dichten so viel wie Sehen bedeutete, so mußte jeder ausbessernde Vermerk einer neuen farbigen Eigentümlichkeit, einer sprachlichen Verlebendigung, einem Fleischwerden gleichkommen. Und da er andererseits ein Bauwerkmeister war, so zielte jede Ausmerzung zugleich auf die kürzeste Linie und jede Zutat auf eine gediegenere Begründung, eine Verdichtung, eine Verklammerung. Dieses Wachstum erschließt sich jetzt aus den veröffentlichten Entwürfen und ihren Datierungen. Dazu schenken die Herausgeber, an jede einzelne Dichtung anknüpfend, noch reiche Erläuterungen, indem sie die Modelle der umzeichneten und durchgestalteten Charaktere suchen, den persönlichen und literarischen Einflüssen nachgehen und den Anstoß vom politischen und sozialen Tagesleben her aufspüren.

Diese Einführung zu den nachgelassenen Schriften Ibsens wird nach der ästhetischen Seite hin glücklich ergänzt durch das zweibändige Werk Roman Woerners*, das sich in der Einfühlung in den Dunstring der Ibsenschen Gestalten und Dramen zum selbständigen Kunstwerk, zu einer freien Nachdichtung formt. Vielleicht habe ich damit schon ausgedrückt, daß es von einer subjektiven Art ist, nicht von einem doktrinären, rechthaberischen Sinn, doch von einer persönlichen Eindrucksfähigkeit, die den fremden Willen nach dem eigenen Geist und Willen hinbiegt. Nun ist aber das lebenbeherrschende, seelische Zentrum Woerners von dem Ibsens sehr verschieden. Vor

* Roman Woerner. ‚Henrik Ibsen.‘ Zwei Bände. C. H. Beck, München.

dem einen steht das Leben als Kunst, dem andern war es im Kampf entglitten. Nicht als ob Ibsen kein Künstler gewesen wäre. Er war sogar ein großer. Aber in den geruhigen, frohen, stolzen Besitz der Kunst ist er nie gelangt. ‚Leben heißt in Herz und Hirn Kampf mit finsteren Gewalten.' Er war auch als sittlicher Mensch und nicht bloß als Dichter ein Dramatiker. Das heißt, in ihm rangen gleichgewichtige Kräfte um Entfaltung, entweder um absoluten Sieg oder um Verbindung. Jetzt ist es Griechentum und Christentum, dann Sinnengenuß und Seelenadel, Glück und Pflicht, Freiheit und Verantwortung, Ichgefühl und Menschheitsgefühl, Unkraft und Wollen, Lehre und Leben, Kunst und Leben. Nicht die Gegensätzlichkeiten sind es, die sein Persönliches letzten Endes ausmachen, sondern dieses, daß er die Gegensätzlichkeiten nie überwand, daß er ein Zweifelnder blieb oder besser so, daß er immer wieder zu den Zweifeln zurückkehrte.

Anders Woerner. In ihm ist gegenüber dem gleichgewichtigen Ibsen eine Kraft übergewichtig geworden: das ästhetische Aneignungsvermögen, die rein künstlerische Betrachtung des Erscheinenden. Auch sie durchaus nicht frei von Skepsis. Aber es ist nicht die bohrende, verängstigte, mystische Scheu des Norwegers. Es ist ein überlegen bezweifelndes Auskosten. Alles, was die verrinnenden Stunden und Stundenteilchen an den Saum der Seele spülen, ob Müdigkeit, ob Hoffnungen, ob Weh, ob Lust, dient dem Lebenskünstler zum Baustein. Er neigt zu dem Glauben, daß wir uns und die Dinge nur für huschende Augenblicke, nur in wechselnden Stimmungen besitzen und — er gibt sich dem Augenblick hin. Er ist Impressionist. So leitet er auch das Schaffen Ibsens aus Stimmungen her. Über den greisen Dichter wären sie wie ein übermannender Schlaf, wie ein Wachtraum gekommen. Trifft das nun zu? Oder wirkte doch ein Mächtigeres, ein Andauerndes auf den nordischen Magus ein, als ihm in ‚Klein Eyolf' neuerdings das religiöse Gewissen zu hämmern begann? Waren es am Ende doch Kräfte, die einer latenten Erkenntnis ebenso wie einem festen Willen entsprangen, nicht Launen, nicht Schwächen, sondern Prinzipien, mit denen er sein Leben ausmaß und an denen er wieder gemessen werden muß.

Da kommt mir ein anderes umfangreiches Werk über Ibsen entgegen. Ebenfalls ein Professorenbuch. Ich meine die zwanzig Vorlesungen von Emil Reich*, der zeitlich zu den ersten Kathederkündern des norwegischen Meisters zählt, und sein Buch, nebenbei bemerkt, zu den billigsten des S. Fischerschen Verlags. Reich findet nämlich bei Ibsen solche Prinzipien des Strebens, und er nennt das eine das revolutionäre, das der zügellockeren Selbstsucht, und das andere das autoritäre, das der gesellschaftlichen und dogmatischen Gebundenheit. Er betont also den großen Rhythmus, den Lebenskampf. Der impressionistische Anempfinder Woerner senkt sich dagegen tiefer in das einzelne, in den Duft der kleinen Seelen und der gerundeten Schicksale. Er begrenzt eine in sich rollende Dichtung sicherer als den Mann und Schöpfer, der alle diese Dramen und Dichtungen umgreift. Ich möchte sagen, er spürt den Kurven nach und verliert darüber die Gerade. Er ist demgemäß der psychologisch Verschlungenere, der Reichere, der Intimere auch. Aber er bleibt eben Relativist und er unterschätzt ohne Zweifel Ibsens immer wache, sich selbst überprüfende Denktätigkeit, und er unterschätzt dieses starke sittliche, aus sich selbst holende Temperament, wenn er in sanfter Anlehnung an Paul Rées Gewissenstheorien das religiöse Tasten und Anfragen des vom Leben gehenden Dichters als eine Verschüchterung durch christliche Jugendlehre hinstellt. Freilich mußte Woerner, sobald er sein menschheitliches Ideal vorschiebt, in dem sich Bescheidenden, Opferbereiten einen Rückwendigen erkennen.

---

* Emil Reich, ‚Henrik Ibsens Dramen'. Zwanzig Vorlesungen gehalten an der Universität Wien. S. Fischer, Berlin.

Damit gelangen wir denn zu dem Punkt, wo Reich und Woerner am weitesten voneinander abstehen, so sehr sie sich sonst in den Tiefen der Probleme begegnen. Woerners Glaube gipfelt nämlich in dem großen Überpersönlichen der Zukunft. Den Ausdruck Übermensch vermeidet er mit Beflissenheit, denn darin verbirgt sich zu viel Instinktives. Sein Übermensch ist der Bewußte, der sachlich um Mein und Dein entscheidet, der freilich letzten Endes auf sein Ich gestimmt ist und dem Gewissen, Verzicht und Opfer im christlichen Sinne ebenso fremd sind wie den Zarathustragläubigen. Für Emil Reich dagegen ist alle Religion der kommenden Zeiten im Menschheitsdienst beschlossen, darin, daß sich der Vereinzelte in und für das Ganze auswirkt. Nun scheiden sich Reich und Woerner nicht bloß in ihrem Entwicklungsbild, sondern auch darin, wie sie die Beziehungen Ibsens selber zu diesem Ideal sehen. Den ersten Unterschied könnte man ja schließlich auf eine schlanke Betonungsfrage zurückführen, insofern der eine mehr den individualistisch, der andere mehr den sozial gerichteten Übermenschen begehrt, beide aber auf eine heroische, synthetische Steigerung weisen. Aber das Antlitz von Ibsen wird ein völlig anderes, wenn Woerner den Dichter an der Peripherie einer unsicheren ideellen Mitte in wirren oder dunklen Stimmungen treiben läßt, Reich hingegen aus den Dramen eine Botschaft, eine Predigt, eine An- und Aufregung hört, in ihnen eine aktive und tatfordernde Bewußtheit wahrnimmt.

Vielleicht kann ich beide Forscher umschließen, indem ich Ibsens Wesen jetzt so fasse: Er ist auch als sittlicher Mensch ein Dramatiker gewesen, in dem gleichgewichtige Kräfte, gleichgewichtige seelische Tendenzen, Ichgefühl und Menschheitsgefühl rangen. Und er hat sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin berichtigt, aus bebenden Erlebnissen, aus dem Drang der Stimmung, aus Bedenken und Verängstigungen heraus. Aber er hat diese schwebenden Stimmungen in einem geistigen Rhythmus gebändigt. Die Erregung war stark, stärker war die Erkenntnis der Richtlinien. —

‚Literarisches Charakterbild' betitelt sich eine Schrift*, die vor kurzem im katholischen Lager erschienen ist. Vorausschicken möchte ich dabei, daß der norwegische Dichter im katholischen deutschen Schrifttum schon sehr verständige, kunstklare Beurteiler gefunden hat, die seinen Problemen in einem Für oder Wider gerecht wurden, ohne von ihrer Weltanschauung etwas preiszugeben. Zu den kunstklaren Köpfen gehört Johannes Mayrhofer nicht. Wo sich eine Frage verknotet oder eine mystische Situation anspinnt, da entwischt er mit einem ‚Merkwürdig' oder ‚Unklar'. Er breitet erzählend wohl den Inhalt der Stücke hin, aber der dramatische Bau in seinen Gliedern bleibt ihm ebenso unbekannt wie die seelische Dynamik einer Dichtung und der rhythmische Strom dieses Dichterdaseins. Und wenn ihm eine Erkenntnis aufkeimt, weiß er sie nicht zu prägen. So hätte er für den Schöpfer des ‚Brand', dieses romantisch tragischen Willensfanatikers, dieses Ichtitanen, der nach den Feuern Gottes ausgriff, keine mattere Bezeichnung finden können als die ‚vom großen Freund der Persönlichkeit'. Ein andermal hält er die heimliche Lyrik, die hinter den Wirklichkeitsdialogen Ibsens wie ein Lebensmärchen durchschimmert, solchermaßen fest: ‚Selbst hier weiß Ibsen . . . echt lyrische Wirkungen zu erzielen, anderer Art freilich als in den Gedichten und verquickt mit vielen anderen Elementen.' Hätte Mayrhofer die ‚Causerien Fontanes' studiert, der dasselbe Zwiegespräch als Muster heraushebt, dann wären ihm vielleicht ‚andere' Worte, und zwar gesättigtere, leiblichere, bedeutendere und schwingendere beigefallen und sicherlich hätte er sich folgende Ausflucht erspart: ‚Wir haben absichtlich viel zitiert, um desto unmittelbarer die Ideen des Dichters zu bieten. . . . So wird der freundliche Leser ein richtigeres Bild empfangen, als wenn wir hier eine allzu (!) weitschweifige

* Johannes Mayrhofer, ‚Henrik Ibsen'. Ein literarisches Charakterbild. Hermann Walther, Berlin.

abstrakte Charakteristik dieser Vorzüge lieferten.' Stößt denn der Begriff Charakteristik nicht alle verblassende Weitschweifigkeit aus? Ebenso oberflächlich ist Mayrhofer im philosophischen Gebiet. Nur daß er hier noch ärgerlicher auf den ‚freundlichen Leser' wirkt, weil sich der Seichtheit ein absprechendes schulmeisterliches Gebahren mengt. Dafür ein Beispiel aus dem Abschnitt über ‚Kaiser und Galiläer': ‚Das alles erinnert lebhaft an den Frankfurter Philosophen, der sich das traurige Verdienst erworben, unsere Literatur mit der „Welt als Wille und Vorstellung" und den „Grundproblemen der Ethik" zu bereichern. Es wäre besser gewesen, wenn Ibsen, da er sein großes Drama schrieb, andere Schriftsteller gelesen. Die Frage von der Freiheit des Willens und von der Beschränkung des Willens durch allerlei Umstände, . . . das alles ist berührt, aber die einfachste Katechismusstunde gibt klarer und richtiger Antwort als Ibsen in seinem zehnaktigen weltgeschichtlichen Schauspiel.' Glossen zu dieser Methode sind überflüssig, weil sie sich selbst an den Pranger stellt. Nur eins möchte ich sachlich bemerken, damit es Mayrhofer bei einer zweiten Auflage berücksichtigen kann: Ibsen war wohl den geistigen Luftwellen seiner Gegenwart zugänglich, aber nach Büchern hat er sein Leben, Denken und Dichten nie orientiert.

Ich hätte mich gefreut, das sittliche Relief des Glück- und Problemsuchers Ibsen von einem einfühlenden katholisch-christlichen Ethiker geformt zu sehen, denn das fehlt uns noch, und ich glaube, wir würden es ehren.



Hochland-Echo

‚Reaktion' und Reaktion

Wir fliegen in einem Kraftwagen über die Landstraße dahin. Ein kleiner Ruck am Zündhebel und der Zeiger der Uhr fällt von siebzig auf fünfzig zurück. Fünfzig Kilometer die Stunde ist ein fortschrittliches Tempo; aber wir fahren sicherer, nicht der Gefahr ausgesetzt, in kritischen Augenblicken die Herrschaft über unsere Maschine zu verlieren. Das war der einzige Zweck und Sinn der kleinen Hebelverschiebung: eine Reaktion zur Sicherung der Aktion, nicht mehr, nicht weniger. Reaktionen sind Bedingungen und Folgeerscheinungen alles fortschreitenden Lebens, Regulatoren gleichsam um die Stetigkeit des Fortschreitens zu gewährleisten, seine Sicherheit zu erhöhen. Auch das geistige Leben kennt und braucht solche Reaktionen. Aber merkwürdig: sobald unsere schweifende Phantasie, unser vorwärts strebender Wille, unsere stürmende Leidenschaft Hemmungen erfahren, Gegenwirkungen verspüren, ist's, als ob wir dieses Gesetz aller sicheren Vorwärtsbewegung nie beobachtet, nie geübt hätten. Die Reaktion verzerrt sich uns sofort zur Fratze der ‚Reaktion', d. h. im Sinne radikaler Parteidoktrin zum Inbegriff jeglicher Feindschaft gegen Kultur, Wissenschaft, Aufklärung, Freiheit, ja gegen Fortschritt überhaupt. Auch wer im Grunde fortschrittlich gesinnt ist, die eigene Zeit in ihrer Kraftentfaltung fröhlich bejaht, wird vor solchem Denken in Schlagwörtern im Handumdrehen zum Reaktionär. Er braucht nur besonnen vor Überstürzung zu warnen. Wer weiß, ob nicht schon der Umstand, daß wir diese Gedanken hier aussprechen, uns dem Los des gleichen Urteilsspruchs überantwortet. Und doch sind wir weit entfernt, uns hier zu Verteidigern von solchen aufzuwerfen, die ihrer Zeit mit reaktionären Gelüsten im Sinne des ‚Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!' begegnen. Wo auch immer solche Tendenzen zutage treten, im Grunde bedeuten sie nichts. Wer die tatfordernde Stunde über Vergangenheitsträumen vergessen kann, wer lieber dem Gewesenen als dem Werdenden nachgeht, und wer den Tag, da er wirken sollte, haßt, weil ihm über dem Hangen nach entschwundenen Epochen die frische Kraft zu schöpferischem Wirken in der eigenen Zeit geschwunden ist — der hat nie begriffen, was rechtes Leben ist, und seiner Zeit kann er weder nützen noch eigentlich schaden. Aber ebensowenig hat derjenige begriffen, was rechtes Leben ist, der da jede Gegenwirkung gegen eine Richtung und Tendenz der Zeit als ‚Reaktion' verschreit und demjenigen die Achtung versagt, der, von kritischer Vorsicht bewogen, lieber zeitweilig das Tempo verringert, als den Fortschritt durch Übereilung gefährdet.

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie in unsern Tagen da und dort kritische Besonnenheit Platz greift, ohne deshalb reaktionäre Formen anzunehmen. Betrachtungen dieser Art liegen auch einem Artikel der ‚Historisch-Politischen Blätter' (Dezember 1911) zugrunde, der noch nachträglich einige

Beachtung verdient, um so mehr, als man dort Gedanken so fein abwägender Art nicht allzu häufig begegnet. Der ungenannte Verfasser setzt sich mit dem Diederichsschen Unternehmen kritisch auseinander, das Zeitalter der Renaissance unserer Zeit durch die Herausgabe ausgewählter Quellenschriften näher zu bringen, und kommt dabei zu sehr richtigen Beobachtungen und Feststellungen. Wenn ein Verlag, so führt er aus, sich die Aufgabe stelle, mit einem solchen Aufgebot an geistigen und materiellen Mitteln eine ganze Zeit wieder aufleben zu lassen, und wenn er sich dabei nicht an Fachgelehrte, sondern an alle Gebildeten wende, so bedeute das nicht bloß eine literarische Edition. Es liege der höhere Anspruch darin, der eigenen Zeit ein Kulturideal hinzustellen. Nun erhebt sich aber die Frage: ‚Kann jene Zeit uns Lehrmeisterin sein in dem tieferen Sinne, daß an ihr unsere Art uns klarer, unsere Ziele lebendiger, unsere Wege uns deutlicher würden? Kann sie uns über den Genuß und die geschichtliche Erkenntnis hinaus Weisheit geben?‘

Die Antwort lautet, wie sie für den, der als den Grundzug der Renaissancekultur und unserer eigenen Zeit einen hochgetriebenen, einseitig entwickelten Individualismus erkannt hat, allein lauten kann: nein. Es ist Wahlverwandtschaft, die unsern Blick an jene Zeit gefesselt hält; aber die Wirkung kann nur sein, daß wir eine Einseitigkeit unserer Kultur durch die liebevolle Bewunderung der gleichen Einseitigkeit einer gewesenen Kultur nur verstärken. Einen Ausgleich der Kräfte, eine Harmonisierung unserer eigenen Kultur wird man da vergeblich erhoffen. — Der Verfasser ist gegen die Vorzüge und Errungenschaften der Renaissance keineswegs blind; indem er sie ins Licht stellt, zollt er ihnen sogar hohe Bewunderung. Aber mit Recht fährt er fort:

> ‚Wir danken jener neuen Art, die Dinge zu sehen, viel. Aber wir haben auch ihren Fluch verkostet, so sehr, scheint mir, daß wir ihrer müde sind.
>
> Der Blick hat sich so tief in das Einzelne verloren, daß er das Ganze nicht mehr sieht. Täglich beweist das die Flut lebensunfähiger Reformversuche und Theorien auf allen Gebieten, die nur daraus entstehen, daß aus dem einseitigsten Gesichtspunkt spezieller Betätigung oder Forschung zum Ganzen Stellung genommen wird. Der Wechsel und die Veränderung hat das heutige Denken so fasziniert, daß es Ungeheuerlichkeiten wie die These von der historischen Wandelbarkeit der logischen Axiome ruhig erträgt. Es sollte sich gegen derartige Dinge wie in Notwehr empören; aber es begreift nicht einmal, daß man sich dagegen wehren könne, daß eine Enzyklika gegen das πάντα ῥεῖ in der Theologie mehr sein könne als Gedankenknechtung und in der Geschichte des menschlichen Denkens sich dem weiteren Blick als das Gegengewicht gegen die „Kritik der reinen Vernunft“ offenbaren könne. Die Anerkennung des Individuellen und Eigenartigen stellt die Ausnahme neben die Regel, vielleicht über sie. Das Verständnis des Relativen, der Grenze und Schranke hat den Geist vieler — darf man es sagen? — so degeneriert, daß selbst der Wille zum Absoluten, das Bedürfnis nach unbedingten Gesetzen, Wahrheiten, Werten erloschen scheint, und diese Schwäche die Gebärde kritischer Selbstbescheidung annimmt. Und der Individualismus, die Herrschaft des Subjektiven? Die Idee und das Wertmaß objektiver Wahrheit ist oft ganz verdrängt von der Auffassung, die in der Weltanschauung bloß den gedanklichen Niederschlag

der Seelenverfassung sieht, und damit, wie jeder Laune der Menschlichkeit, so auch ihrem Gedankenabbild Daseinsrecht gibt. Sonst müßte man vor so mancher Schrift und Lehre den schweren Vorwurf erheben, das Bewußtsein einer Verantwortlichkeit für Gesagtes und Gelehrtes werde ihre Hervorbringung kaum begleitet haben.

Aber überall sind auch Vorboten einer neuen Zeit. Auf dem sozialen Felde hat das Bewußtsein der Solidarität den liberalen Atomismus schon fast verdrängt. In der Wissenschaft zeigt das zunehmende Interesse für Enzyklopädik und Synthese die gleiche Richtung auf das Ganze. Die Rechtspflege fängt an, sich gegen einen Pathologismus zu wehren, der alle Begriffe von Verantwortlichkeit und Schuld auflöst. Das und vieles andere beweist, daß wir beginnen, aus der Verwirrung des Wechsels, des Einzelnen und Bedingten nach dem Allgemeinen, Ganzen und Bleibenden auszuschauen. Daß also gerade das, was die Renaissance zur Seite rückte, für uns das Wichtige werden will. Auch des ewigen Hinschauens auf das eigene Selbst werden wir müde. Wie unangenehm werden allmählich all die Memoiren, Biographien und Erlebnisse! Sehnen wir uns nicht nach einer Zeit, die einfach tut, was sie soll, was Pflicht und Beruf gebieten, ohne in der Analyse dessen, was alles in der Seele voraufgeht und folgt, anders möchte und zu anderem zieht, die beste Kraft zu vergeuden, ohne in der Aussprache all dieser Dinge Zurückhaltung und Zartgefühl preiszugeben? Sicherlich, das Ich kommt vielen heute wie Fessel und Kerker vor, die Selbstbeobachtung wie Selbstlähmung, und das angebliche Recht, nach sich alles zu messen, wird zum Überdruß, sich in allem zu finden.'

Wer in solcher Betrachtung den Ausdruck reaktionärer Gesinnung sehen will, der wird gut tun, auch die weiteren Ausführungen des genannten Artikels zu lesen. Es beweist nichts so sehr geistige Unreife als jeden Anlauf zur Mäßigung sofort als Reaktion zu verschreien. Als unlängst der bayerische Ministerpräsident in der Kammer der Reichsräte die Bemerkung fallen ließ, das Wort ‚Entwicklung' könne die höchsten Fragen der Wissenschaft nicht lösen, denn es gäbe keinen Aufschluß über den Anfang und das Ziel des ‚Weltprozesses', da war ein großer Teil der Tagespresse nicht imstande, einen so ernsten und dabei ruhig gegen monistische Schwärmerei vorgetragenen Gedanken auch ernst und ruhig zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen und allenfalls auch so zu kommentieren. Um so mehr dürfte es angebracht sein, sich einige Säße zu merken, die die ‚Frankfurter Zeitung' (Nr. 207 vom 28. Juli) bei diesem Anlaß — allerdings nicht ohne politische Berechnung — niederschrieb. Man las da:

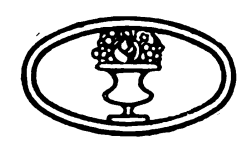
‚Freiherr von Hertling hat vor einigen Wochen in der bayerischen Kammer über den Monismus gesprochen, und es haben sich daran, wie man sich erinnern wird, einige Vorgänge geknüpft. Es ist aufgefallen, daß Freiherr v. Hertling das getan hat; es fragten einige, wie denn der bayerische Ministerpräsident dazu komme, einem Parlament eine Vorlesung über eine wissenschaftliche Richtung zu halten, und manche meinten, das sei wohl ein Nachklang aus seiner professoralen Zeit. Aber man kann es, ohne den Standpunkt des Herrn v. Hertling zu teilen, doch verstehen, auch wenn man von dem einstigen Professor absieht. Denn der Monismus ist keine rein wissenschaftliche Bewegung und will es nicht sein. Er will eine Art Volksbewegung sein, die zunächst allerdings darauf ausgeht, eine bestimmte Weltanschauung zu verbreiten, aber dann auch auf Grund dieser Anschauung umgestaltenden Einfluß auf das ganze Leben, nicht nur der einzelnen, sondern auch der Gesamtheit, gewinnen will. Es ist also nicht nur begreiflich, daß Politiker

zu dieser Bewegung Stellung nehmen, sondern man muß sogar sagen, daß jede Partei und Richtung nicht umhin können wird, es zu tun. Es wäre gewiß ganz verkehrt, wenn eine politische Richtung als solche in einer rein wissenschaftlichen Frage Partei ergriffe; das geht sie schlechterdings nichts an. Aber in diesem Falle liegt die Sache so, daß wissenschaftliche mit anderen Elementen verquickt sind — mit kulturpolitischen Gesichtspunkten.'

Wir glauben, auch vom Standpunkt des Herrn von Hertling, den zu teilen die ,Frankfurter Zeitung' begreiflicherweise ablehnt, ist gegen diese Betrachtung nichts einzuwenden. Noch weniger aber gegen das Folgende: Die ,Frankfurter Zeitung' rechnet zunächst mit dem Ton der monistischen Propaganda ab. Sie tadelt ihn, weil er eine ,Grundstimmung' erzeuge, die einen überzeugten Monisten dahin brächte, Leute, ,die noch an Gott und Seele glauben', als nicht mehr ganz voll, als Leute niederen Grades, ja als ,weniger entwickelte Geister' zu nehmen. Dann heißt es weiter:

,Aber die Sache liegt ja gar nicht so, daß die Weltanschauung des Monismus, die jene Grundstimmung erzeugt, einwandfrei als richtig erwiesen wäre. Es ist dies zwar die Meinung der Monisten, aber ihr stehen andere Meinungen gegenüber, von Leuten, die sich auch hören lassen dürfen. Eine Grundlage des Monismus, für die meisten Monisten die Grundlage, ist die Entwicklungslehre. Der Monismus betrachtet sie als eine feststehende Tatsache. Andere sagen, daß man das keineswegs behaupten dürfe; die Entwicklungslehre sei nur eine Hypothese oder eine Betrachtungsweise. Wer auf diesem Standpunkt steht, wird natürlich auch die Schlüsse abweisen, die der Monismus aus seiner Auffassung der Entwicklungslehre zieht. Auf diesem Standpunkt stehen auch bedeutende Vertreter der Naturwissenschaft, und es ist gewiß beachtenswert, daß in deren Kreisen die Skepsis in dieser Frage eher zu- als abnimmt.'

Also auch hier Reaktion, ohne daß man sagen dürfte, es liege ihr eine reaktionäre Tendenz zugrunde etwa im Sinne jenes gedankenlosen Schlagwörtertums, das bei allem individualistischem Dünkel unserer Tage so viele Köpfe in seinem Bann hält. Und so ist die Hoffnung vielleicht doch nicht so ganz grundlos, daß auch das ,moderne Denken' sich noch einmal ,wie in Notwehr empört' gegen jene Unreife eines kulturpolitischen Draufgängertums, das, aller sozialen Verantwortlichkeit bar, nichts im Auge hat als die Befriedigung individueller Wünsche und Leidenschaften. Eine Reaktion hiergegen ist nicht ,Reaktion' — sondern Fortschritt. -th.



Rundschau

Zeitgeschichte

Kardinal Fischer †. Am 30. Juli ist der Primas Germaniae, der Erzbischof von Köln Antonius Kardinal Fischer in Neuenahr gestorben. Im letzten Frühjahr hatte er sich in Aachen einer Staroperation unterzogen, war dann, kaum wieder hergestellt, zur Spendung des Sakramentes der hl. Firmung in das Dekanat Montjoie gereist und hatte sich hier in der Überanstrengung seines bischöflichen Amtes eine neue Erkrankung zugezogen. Wie in frühern Jahren begab er sich auch diesmal voll Zuversicht in das Bad Neuenahr, um in der Heilkraft des dort sprudelnden eisenhaltigen Wassers Stärkung seiner seit etwa vier Jahren durch Zuckerkrankheit bedrohten Gesundheit zu suchen. Im Ratschluß der Vorsehung war es anders bestimmt. Gleich nach seiner Ankunft in dem Badeorte verschlimmerte sich das Leiden, der fromme Kirchenfürst ergab sich geduldig in den Willen Gottes. In einem mit zitternder Hand geschriebenen Briefe teilte er dem Bischof Korum in Trier mit, daß er das ihm vom Papste übertragene Amt als Legat und Protektor des Internationalen Marianischen Kongresses nicht versehen könne. Dann empfing er mit seraphischer Inbrunst die Sterbesakramente und verschied eines sanften, ruhigen Todes.

Was Kardinal Fischer seinem weiträumigen Hirtensprengel und was er den deutschen Katholiken insgesamt gewesen, das kam diesen allen so recht zum Bewußtsein, als der Telegraph die Trauerbotschaft verbreitete und als die gesamte Presse auf das vielseitige Wirken des hohen Purpurträgers hinwies und dabei eine sicher nicht oft in die Erscheinung tretende Einmütigkeit in der Beurteilung des Verstorbenen, seines edlen Wollens und seiner trefflichen Absichten und verdienstvollen Taten sich kundgab.

Der verstorbene Kardinal war der Sohn eines einfachen Volksschullehrers in Jülich und ist, wie auch der gegenwärtig regierende Papst Pius X., ein lebendiger Beweis dafür, daß die katholische Kirche noch immer den rein geistigen und sittlichen Vorzügen die größte Laufbahn bietet. Bei glücklichen Anlagen entfaltete Anton Hubert Fischer einen rastlosen Fleiß am Gymnasium in Köln und an den Hochschulen in Bonn und Münster und sammelte in seinem eigentlichen Berufsfach wie auch in der klassischen Philologie einen ansehnlichen Schatz von gelehrten Kenntnissen. Er hatte etwas ausgesprochen Lehrhaftes in seinem Wesen, und aus diesem Grunde sandte ihn sein Erzbischof in die rheinische Industriemetropole Essen, wo Kaplan Fischer nahezu ein Vierteljahrhundert in Treue seines Amtes als Religionslehrer waltete, daneben aber auch die Schüler aller Konfessionen in sprachlichen Fächern unterrichtete. Als Ideal der Erziehung schwebte ihm stets der Gottmensch Jesus Christus vor, und darum war ihm die Erziehungsarbeit selbst ein gottmenschliches Werk; als Vorbild für den Unterricht hatte er sich den Reformator des westfälischen Volksschulwesens, den heiligmäßigen Priester und Lehrer Bernard Overberg in Münster erwählt. Aus dieser zweifachen Ursache war er auch als Lehrer gegen alle seine Schüler, gleichviel, welcher Konfession sie waren, so liebevoll, aufopfernd und tolerant, und es war ein wohlverdientes Lob für den entschlafenen Erzbischof Fischer, als ihm einer seiner ehemaligen Schüler, der jetzige Bischof Karl Joseph von Paderborn, in seiner Trauerrede im Kölner Dom den Immortellenkranz der innigsten und treuesten Dankbarkeit am offenen Grabe niederlegte.

Im Jahre 1888 ernannte Erzbischof Krementz den Essener Religionslehrer Fischer, dessen stille und erfolgreiche priesterliche

Das Quellwunder



Wandgemälde aus der Callistus-Katakombe bei Rom.

Wirksamkeit ihm nicht verborgen geblieben war, zum Hilfsweihbischof an der Seite des hochbetagten Weihbischofs Baudri, und nun begann das bischöfliche Wirken des rastlos tätigen und opferwilligen Mannes, das abermals fast ein Vierteljahrhundert währen sollte, bis der letzte Rest seiner Lebenskraft im Dienste Gottes und in der Liebe zu den Menschen aufgebraucht war. Alle, die ihm näher standen, wunderten sich darüber, mit welcher Frische, Spannkraft und Ausdauer der Weihbischof und spätere Erzbischof und Kardinal die zahlreichen Pflichten der Repräsentation, die Mühen und Anstrengungen der Reisen und die Obliegenheiten seines verantwortungsreichen Amtes ertrug. Doch gleich dem Apostel konnte er sagen: Mein Leben selbst ist mir nicht zu teuer, wenn ich nur meinen Lauf vollende.

Als der Weihbischof Dr. Fischer vor zehn Jahren vom Metropolitankapitel zum Nachfolger des aus der Vollkraft seiner Jahre dahingerafften Erzbischofs Simar erkoren und am 14. Februar 1903 von Leo XIII. als solcher präkonisiert worden war, legte er in seinem ersten Hirtenschreiben das ernste Gelöbnis ab, er wolle ein treukatholischer und ein treudeutscher Bischof sein. Von dieser Richtschnur ist er nie nur einen Finger breit abgewichen, und will man das Geheimnis seiner öffentlichen Wirksamkeit, seine Worte und seine Taten recht verstehen, so muß man immer dieses eidliche Versprechen des heimgegangenen Kirchenfürsten sich gegenwärtig halten. Sein konsequent verfochtenes Programm und seine Gesamttätigkeit rechtfertigen es, wenn man sagt, daß Köln das deutsche Rom sei. Man muß schon in die Zeit vor einem halben Jahrhundert, bis zur Regierung des Kardinals von Geissel zurückgehen, ehe man Verhältnisse wiederfindet, in denen der Oberhirt der rheinischen Erzdiözese an allen Fragen des öffentlichen Lebens so tätigen Anteil nimmt, in seinem Geiste alle Vorgänge nicht nur des kirchlichen, sondern auch des staatlichen und sozialen Lebens sich spiegeln und er in so vielen Dingen, wenn auch mit weiser Zurückhaltung, so doch klar und bestimmt seine Auffassung, seine Willensmeinung zu erkennen gibt. Des Kardinals Fischer vortreffliche, oft temperamentvolle Hirtenschreiben zeigen, daß er nicht geneigt war, schwierigen und verwickelten Zeitfragen scheu aus dem Wege zu gehen, sondern im Vollbewußtsein seiner Hirtenpflicht entschlossen war, die Gläubigen mit deutlichen und eindringlichen Worten in solchen Fragen zu unterweisen und gegen geistige Gefahren zu schützen. Daß Kardinal Fischer sich dadurch dem Kreuzfeuer der verschiedenen Richtungen aussetzte, wußte er selbst nur zu gut, er erfuhr es auch am eigenen Leibe. Begreiflich, wenn er daher in einer Kundgebung im Lokalkomitee zur Vorbereitung der Düsseldorfer Katholikenversammlung am 10. November 1907 gegen die Verdächtigungen seiner ehrlichen Absichten mit den Worten Einspruch erhob: ‚Mag man böswillig mich verdächtigen, ich werde fortfahren, den Frieden zu predigen und den Frieden zu üben, den Frieden zwischen Staat und Kirche, den Frieden zwischen den Konfessionen, den konfessionellen, auch den sozialen Frieden, und mit dem Frieden Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen gegenüber unserem Kaiser und König von Gottes Gnaden, werde fortfahren, als katholischer Bischof zu wirken, aber auch als deutscher Bischof die Kirche zu lieben und mein Vaterland zu lieben; beides schließt sich für mich nicht aus, sondern schließt sich ein.‘

Kardinal Fischer war ein treuer und ergebener Sohn der katholischen Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes. Die Lehren und die Disziplin der Kirche mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu vertreten, zu wahren und zu verteidigen, das war ihm die heiligste Hirtenpflicht. Darum galt auch sein apostolischer Eifer hauptsächlich der Ausbreitung wie dem Schutze des Glaubens und der Gründung wie der Mehrung all der Einrichtungen, die der Pflege des religiösen und caritativen Lebens eigens geweiht sind, in erster Linie der Klöster, aber auch der sonstigen Orga-

nisationen, die die frohe Botschaft des Glaubens verkünden und die Nachfolge Christi im praktischen Leben lehren. Mit gleichem Interesse unterstützte er auch die Pflege der Wissenschaften und Künste im katholischen Deutschland, und wenn er dabei immer wieder auf die Glanzzeiten des Mittelalters hinwies, so wollte er damit keine gedankenarme Repristination der Vorzeit herbeiführen, sondern nur verhüten, daß die gute und gesunde Tradition der früheren Jahrhunderte gewaltsam unterbrochen werde und eine allzu einseitige und kritiklose Wertschätzung der Neuzeit Platz greife. Wo das Prinzip der Wissenschaft so aufgefaßt wurde, da war auch für den Modernismus keine Empfänglichkeit vorhanden, und so haben die modernistischen Bestrebungen weder beim Klerus noch beim Laientum der Kölner Erzdiözese Eingang gefunden. Je intensiver hier u. a. von den Vereinen akademisch gebildeter Katholiken gearbeitet wird, um so geringer werden gerade in diesen Kreisen die Vorbedingungen für ein Umsichgreifen von Modernismus und Reformkatholizismus sein.

Aus eigener jahrzehntelanger Erfahrung kannte der Kardinal die Lage der handarbeitenden Klassen im westlichen Deutschland, vornehmlich in den Industriegegenden. Er kannte die in trefflichen Schulen in der Glaubens- und Sittenlehre wohlunterrichteten, durch Christenlehre, Predigt, apologetische Vorträge und Lektüre gegen die vulgären Angriffe gewappneten und in stetem Verkehr mit der Seelsorge stehenden katholischen Arbeiter, sah ihren Arbeitseifer und ihr rühriges Vorwärtsstreben, auch ihr Ringen um materielle Besserstellung für sich und ihre Familien. Und der hohe Verstorbene wußte anderseits wohl, daß dieses Streben nach materieller Besserstellung wie in zahlreichen anderen Berufsständen, z. B. der Bauern, der Handwerker, der Beamten, nur wirksam sei und der revolutionären Sozialdemokratie Abbruch tun könne, wenn die Standesgenossen der christlichen Bekenntnisse einträchtig zusammenhalten und in der Einheit ihre Kraft suchen. Aus den Berichten der Seelsorger und Missionsprediger wußte er wohl, daß die katholischen Mitglieder der christlichen Gewerkschaften ihren religiösen Pflichten treu und gewissenhaft nachkommen, und so war es für ihn ausgemacht, daß er über diese Organisationen seinen Schild halten und die feindlichen Angriffe aus Ländern, Provinzen und Kreisen, wo die Verhältnisse ganz anders liegen als in West- und Süddeutschland, abwehren müsse. Darum rief er im Herbst 1905 in einer großen Versammlung der Knappen- und Arbeitervereine in Essen den katholischen Arbeitern zu: ‚Mit den evangelischen Arbeitern könnt und sollt ihr gewiß Hand in Hand gehen, um mit ihnen die gemeinschaftlichen wirtschaftlichen Fragen zu behandeln.' Und was er alles zur Empfehlung und zur Verteidigung des Volksvereins für das katholische Deutschland getan, das ist in dem Ehrenbuche dieser großartigsten sozialen Institution mit unauslöschlichen Lettern eingetragen.

So war Kardinal Fischer zugleich ein treu katholischer und ein treu deutscher Bischof. Er war stolz auf die Geschichte und die Kultur, die bildende Kunst und die nationale Literatur des rheinfränkischen Volksteiles, die Pracht und die Zauber der rheinischen Landschaften, die sonnige Gemütsart ihrer Bewohner und fand namentlich bei den Reden, die er alljährlich am Geburtstage des Deutschen Kaisers im Saale des Gürzenichs in Köln hielt, immer neue poetische Bilder und Formen, um die treue Anhänglichkeit der Rheinländer an den Kaiser zu bekunden und zu preisen. Gerade diese Reden des Kardinals waren Meisterstücke oratorischer Kunst, und es wehte durch sie ein feinsinniger Geist, der die Herzen der Hörer mächtig ergriff und oft zu lautem Beifall hinriß.

Kardinal und Erzbischof Fischer wußte wohl, was man seinem hohen Amte und seiner Würde schuldete, und er vergab aus falsch verstandener Bescheidenheit sich selbst nichts, aber er war dabei persönlich ein in hohem Grade schlichter, anspruchsloser, aszetischer Mensch. Darin lag für ihn die geheimnisvolle Kraft, über so viele geist-

liche Untertanen — die Erzdiözese Köln zählt 2½ Millionen Seelen — ein Hirt und ein Vorgesetzter zu sein, der Autorität mit Freiheit, Strenge mit Güte paarte. Ergreifend war der Augenblick, da nach der Beisetzung des Kölner Kardinals der zweite deutsche Purpurträger, Eminenz Kopp, während die Prälaten bereits zu ihren Plätzen oder zur Sakristei sich gewandt hatten, noch einmal allein an die Ruhestätte seines Amtsbruders zurückkehrte und mit wehmütiger Ergriffenheit im Antlitz ihm die letzten Grüße und Gebete nachsandte. Wohl mag ihm da eine innere Stimme gesagt haben: Hier schläft ein Mann, der seiner Kirche und seinem Vaterlande zur unvergänglichen Zierde gereicht.

Dr. Karl Hoeber.

Literatur

Martin Greifs ‚Nachgelassene Schriften'. Die Herausgabe dieser ‚Nachgelassenen Schriften' ist das beste Denkmal, das dem Dichter gesetzt werden konnte.

Der starke Band enthält ‚Die Fahrt nach Spanien', ‚Besuch bei Rückert', ‚Deutsche Fahrten' (aus dem Kriege 70/71), ‚Aus meiner Jugendzeit', die Novellen ‚Goethe und Therese' und ‚Die Mormonen in Dublin', verschiedene ‚Skizzen'. Alle diese Arbeiten fallen in Greifs Frühzeit bis zum Jahre 1875, waren teils in Zeitungen zu ihrer Zeit veröffentlicht worden, teils ungedruckt geblieben; nur ‚Aus meiner Jugendzeit' stammt aus den letzten Lebensjahren des Dichters.

Wer diese im Werte natürlich unterschiedlichen Prosastücke liest, ohne Greif, den Lyriker und Dramatiker, zu kennen, und daraufhin die verschiedenen Literaturgeschichten auf ihr Urteil über Greif hin ansieht, die fast alle Greif als einen weichen Lyriker und ganz unfähigen Dramatiker hinstellen, der muß annehmen, daß Greif in diesen Berichten, Novellen und Skizzen ein ganz anderer, ein kräftiger, urwüchsiger Kenner und Gestalter des Lebens gewesen sei, als in seinen folgenden lyrischen und dramatischen Leistungen, oder daß die Literaturgeschichten über Greif durchweg ein ganz falsches Bild entwerfen. Geht er der Sache auf den Grund, so wird er das letztere bestätigt finden, in seiner Lyrik und in seinem Drama aber genau die echte, ehrliche, aller falschen Sentimentalität feindliche Künstlernatur erkennen, wie in diesen Prosaschriften.

Gleich der erste Bericht über seine Fahrt nach Spanien, der in seinem klaren, gedrungenen Stil die Künstlerhand nicht vermissen läßt, wird ihn an das Märchen von der Dienstuntauglichkeit Greifs beim Militär, an die Mätzchen von dem zu schweren Helm, dem Erscheinen ohne Beinkleider zum Felddienst u. a. nicht mehr glauben, sondern vermuten lassen, daß in der Hauptsache innere Gründe Greif zum Austritt aus dem Heere veranlaßten; denn die Energie, Unermüdlichkeit, Furchtlosigkeit und Treue, die der Leutnant hier bei der Nachforschung nach dem in Spanien verschollenen Ehepaar Hoffmann aus Nürnberg, die ihn mitten ins Choleragebiet hineinführt, beweist, Schneid, Ruhe, Sachlichkeit gelten sonst allgemein als Offiziers t u g e n d e n.

Auch der ‚Besuch bei Friedrich Rückert' (1862) läßt sofort den durch und durch gediegenen, zuweilen fast nüchtern anmutenden Charakter des jungen Dichters hervortreten, dessen Idealität nichts Verschwommenes an sich hat, vielmehr durch den für Greif auch später charakteristischen realen Grundzug stetig unterbaut wird. Der von mir wiederholt betonte b e w u ß t e Gegensatz Greifs zu den ‚Münchnern' findet sich hier bereits in voller Deutlichkeit ausgeprägt, zur Freude jedes Greifsverehrers, in Ausdrücken wie: ‚poetischer Jahrmarkt', ‚Engrosgeschäft der deutschen Musen', ‚elegante Besaitung'.

‚Greif als Kriegsberichterstatter bildet ein Kapitel für sich', sagt der Herausgeber, Professor Wilhelm Kosch, mit Recht. Es gibt wenige Dokumente eines so echten unsentimentalen Patriotismus. Diese ‚Deutschen Fahrten' bilden ein würdiges Seitenstück zu Liliencrons ‚Kriegsnovellen', obwohl sie ihrer Natur gemäß weniger persönlich temperamentvoll, sondern scharf und sicher beobachtend sind.

Die Jugenderinnerungen, die Greif in

seinen letzten Lebensjahren niederschrieb, sind erstaunlich frisch und lebendig, was den wundern mag, der den Dichter nur in der körperlichen Gebrechlichkeit seiner letzten Jahre, nicht aber in seiner fast ungeschwächten Geistesfrische kannte. Immerhin mag seine Kränklichkeit daran schuld sein, daß ihnen nicht die volle künstlerische Ausgeglichenheit ward, wie etwa Hebbels ‚Meine Kindheit'. Was ich bereits mehrfach betont habe, daß sich das Verständnis für die Natur und die Naturdichtung, vor allem für die landschaftliche, erst bei geistig geweckteren, seelisch reiferen Menschen einstelle, bezeugt Greif für sein eigenes Schaffen in folgenden schlichten Worten, die wieder seine tiefe Selbsterkenntnis und Selbstkritik, die ihm von Nichtkennern seiner Dichtung so oft bestritten wurde, verraten: ‚Gerade jener lyrischen Richtung, welche ich in der Folge am meisten bevorzugte, habe ich mich spät erst zugewandt. Wäre nur getreue Beobachtung gesehener Naturbilder dabei vonnöten, so würde sich in mir wohl beim Anblick lockender Naturschönheiten die Lust, sie in Worten darzustellen, damals schon gerührt haben, wie ich ja auch für die Schule jeden neuen Maiausflug, wenn es uns zur Aufgabe gemacht wurde, bedacht und anschaulich zu schildern wußte. Im poetischen Naturbild ist aber die Seele des Beschauers bestrebt, sich mit auszudrücken, und daher ist auch das Vermögen dazu erst nach voller Entfaltung der seelischen Kräfte denkbar.'*

Den literarisch-künstlerisch wertvollsten Teil des Bandes bilden die beiden Novellen ‚Goethe und Therese' und ‚Die Mormonen in Dublin'. ‚Goethe und Therese' enthält noch Spuren literarischer Unfertigkeit; es geht kaum an, sie mit Mörikes ‚Mozarts Reise nach Prag' auf gleiche Stufe zu stellen, wie Kosch es tut. Besonders die familienlegendarische Einleitung stört in ihrer Breite den Genuß der nachfolgenden eigentlichen Novelle und würde vielleicht besser als Anhang gegeben werden, damit die vielen feinen Einzelheiten unvorbereiteter wirken könnten. Auffallend ist das feine Erfassen des jungen Goethe in seiner ersten Straßburger Zeit, das bei kühler Beobachtung ein eigenartiges Verständnis für die sich immer wieder auf sich selbst zurückziehende Art und für ihre Notwendigkeit innerhalb des Goetheschen Charakters offenbart. ‚Die Mormonen in Dublin' dagegen ist eine vollendete Leistung. Ich stimme hier dem Urteil Koschs völlig bei über ‚die keusche Art und Weise, mit der hier die heikelsten Probleme behandelt werden'. Und: ‚Schärfer als in „Goethe und Therese" sind die Charaktere herausgearbeitet, erst langsam, aber mit elementarer Gewalt, zuletzt fast dramatisch schreitet die Handlung vorwärts.' ‚Den Gipfel seiner Erzählungskunst, wenn wir von den kleinen Kabinettstücken seiner humoristischen Tageslaune absehen, trifft er in den „Mormonen in Dublin".' Und mit Kosch können auch wir es nur bedauern, ‚daß der Dichter nach einem so vortrefflichen Anlauf darauf verzichtet hat, als Erzähler denselben Rang zu erwerben, den er bald als Lyriker errang'. Wenn Kosch Greif ‚einen Geistesverwandten Adalbert Stifters' nennt, so mag das in vielem zutreffen; indes er war doch ein anderer; gerade eine Leistung wie ‚Die Mormonen in Dublin' rückt Greif viel eher in die Nähe unserer ersten Erzähler von der Art Kleists, Annettens von Droste-Hülshoff, Otto Ludwigs u. a. Daraus ergeben sich für den Literarhistoriker und -kritiker ganz neue Anhalts- und Ausgangspunkte auch für Greifs dramatische Leistungen. Gerade auch die unter ‚Skizzen' zusammengefaßten ‚kleinen Kabinettstücke seiner humoristischen Tageslaune' verraten eine innere Verwandtschaft, wiewohl in sich verschiedener Art, mit der Vorliebe Kleists für anekdotische Skizzen und Berichte.

Über diese Skizzen Greifs fällt Kosch ein gutes Urteil: sie ‚begnügen sich nicht damit, einem eine ergötzliche Stunde zu bereiten, sie greifen ins innerste Leben und Treiben süddeutscher Kultur, sie bilden einen wichtigen Beitrag zur Volkskunde'. Die ‚dargebotene Kostprobe läßt erkennen, wie stark die Portion Mutterwitz war, mit der

* Vgl. Flaskamp, Greif. Alber, Ravensburg.

unser angeblich weltfremder Poet seine Zeit und Umgebung zu betrachten wußte.‘

Wenn Kosch in seinem Geleitwort behauptet: ‚Greif war eine durchaus romantische Natur‘, so muß man diesem Verfahren, alles unter einen Hut bringen zu wollen, immer wieder widersprechen. ‚Romantisch‘ ist ein historisch begrenzter, allerdings schwerlich exakt zu verdeutlichender Begriff; und in diesem Sinne, der etwa eine — geschichtlich bedingte! — geistige Losgelöstheit von der Materie und infolge eine Sehnsucht, einen Drang nach einer neuen geistigen Durchdringung und Beherrschung der Materie bedeutet, ist Greif, konnte es nach der ganz veränderten Konstellation der Zeit nicht sein, keine romantische Natur, auch seiner ganzen eigenen Natur nach nicht, viel eher eine unromantische Natur. Soll ‚romantisch‘ allerdings nichts Historisches und nichts anderes besagen als die ewige Zwiefalt des Lebens, den Dualismus, der nach Versöhnung ringt, so ließe es sich ebenso gut primitiv, orientalisch, gotisch usw. — allein kaum streng: klassisch — benennen; es ist aber nicht einzusehen, weshalb ein historisch umrissenes Begriffensein über seinen Rahmen hinausgespannt werden soll, um der Mühe eigenen scharfen Erkennens und Benennens zu überheben. Weder der Erkenntnis und richtigen Wertung der Romantik noch der Greifs ist mit solchen Schlagworten gedient.

Nebenbei: daß Kosch von dem ‚halbblinden Spaziergänger‘ Greif spricht, scheint mir übertrieben; wohl klagte Greif in den letzten Jahren über Abnahme des Sehvermögens, aber noch etwa ein halbes Jahr vor seinem Hinscheiden konnte von einem ‚Halbblinden‘ doch nicht die Rede sein, eher konnte man sich der immer noch klar blickenden und scharf beobachtenden Augen des Dichters freuen.

Hoffen wir, daß Herausgeber und Verlag bald den weiteren Band des Nachlasses folgen lassen werden, der, soweit mir bekannt, nicht minder interessante Erinnerungen, Reisebilder, Kritiken über Literatur und Kunst u. a. nach Ankündigung des Herausgebers enthalten wird.

Wer fernerhin einen Weg zu Greif, vor allem auch zu den Gedichten Greifs finden will, dem ist zu wünschen, daß er ihn über diesen ersten Band der nachgelassenen Schriften geht.

Christoph Flaskamp.

Kunst

Peter Behrens' katholisches Gesellenhaus in Neuß am Rhein. Im Jahre 1907 stellte es sich für den 1852 gegründeten Neußer katholischen Gesellenverein, ein Glied der 1846 von Adolf Kolping gestifteten, ältesten Arbeiterorganisation Deutschlands, als notwendig heraus, ein neues Herbergshaus für seine wandernden Handwerksgesellen und gelernten Arbeiter zu errichten. Sein Präses, der damalige Kaplan Geller, war von vornherein sich darüber klar, hier sei etwas zu bieten, was nicht nur in praktischer und technischer Hinsicht an Güte nichts zu wünschen übrig ließe, sondern auch der künstlerische Wert dieser Neuschöpfung müsse dauerhafter sein als das alltäglich Gewohnte. Deshalb schrieb er eine beschränkte Konkurrenz für das Gesellenhaus unter drei ersten Baukünstlern Deutschlands, Richard Riemerschmied, Paul Schultze-Naumburg und Peter Behrens, aus und bat Theodor Fischer, das Schiedsrichteramt übernehmen zu wollen.

Die wahrhaft vorbildliche Großartigkeit dieser Gesinnung des Bauherrn leuchtet unbedingt ein, bedenkt man, daß die für den Bau vorhanden gewesenen Mittel keineswegs reich bemessen waren, und daß Neuß selbst ein Städtchen von nicht viel mehr als 30 000 Einwohnern, Arbeitern und Kleinbürgern, ist, also wohl kaum zu den Orten rechnet, wo künstlerische Eigenart im Sinne der Moderne auf einen starken Anklang zählen darf: Aber gerade durch solche Verhältnisse mit ihren eigentümlichen Reibungen und Widerständen erlangt der Bau des Gesellenhauses seine hohe, zeitpädagogische Bedeutung, ähnlich den in einer schwäbischen Kleinstadt gelegenen Pfullinger Hallen Theodor Fischers, zu denen es auch in seinem sachlichen In-

halt als Gesellschaftshaus vielfach eine Parallele bildet.

In der Konkurrenz schied Riemerschmied gleich zu Anfang wegen Zeitmangels aus, und Behrens trug den Bauauftrag davon. Nach mancherlei Vorarbeiten und Abänderungen konnte im Frühjahr 1909 der Entwurf tatkräftig in Angriff genommen und bis zum Jahre 1910 vollendet werden.

Die ausführliche Baugeschichte und die mit der Errichtung des Neußer Gesellenhauses verknüpften praktischen Fragen behandelt genau die von Rechtsanwalt Johannes Geller zu seiner Einweihung verfaßte illustrierte Festschrift*, aus der, als besonders beifallswürdig, nachstehende Sätze über den Vorzug beschränkter Konkurrenzen vor allgemeinen und den Wert und Einfluß einer künstlerischen Umgebung auf heranreifende Handwerker und Arbeiter zitiert seien:

‚Allgemeine Konkurrenzen führen nur in den seltensten Fällen zu dem erwünschten Ziel, daß aus der Menge eingehender Entwürfe das Beste prämiiert wird und auch zur Ausführung kommt; meist erhält man einen Kompromißbau, in dem von allem Guten etwas herausgesucht und zu einem unharmonischen und oft selbst unansehnlichen Werke zurechtgearbeitet wird. Schon die ungeheure Verschwendung, die mit der Arbeitskraft und den Geldopfern der weder prämiierten noch durch Ankauf einigermaßen entschädigten Bewerber getrieben wird, sollte von allgemeinen Konkurrenzen abhalten.‘ — ‚Wenn von allen modernen Einrichtungen der Bequemlichkeit und Hygiene nur das Beste an dem neuen Hause verwandt werden sollte, warum nicht auch eine weitgehende Kunstpflege treiben; warum nicht, wenn der Gesellenverein für materielles Fortkommen seiner Mitglieder durch Unterricht und Fortbildung sorgte, auch durch Pflege des Schönheitssinnes ein weiteres Arbeitsgebiet in Angriff nehmen! Warum nicht den Reichtum neuer zeitgenössischer Kunst auch für den Handwerker- und Arbeiterstand nutzbar machen! Wird dieser nicht am ehesten zur Mitarbeit, wenigstens schon zum Mitverständnis herangezogen werden, wenn er sich täglich in Räumen bewegt, in denen künstlerischer Geist und ernste Kunstarbeit ihre eindringliche Sprache reden! Wird der Arbeiter nicht erst dort zu einem wahren Genusse seiner Ruhe- und Erholungszeit kommen, wo ihm Schönheit auch den Werktag verklärt! Wo hat er denn bisher außer in den Gotteshäusern Anteil an dem erhalten können, was in früheren Jahrhunderten fast ausschließlich dem Luxusbedürfnis der Fürsten, der Aristokratie, und erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auch der Bürgerschaft dienen durfte. Und warum nicht umgekehrt den Künstlern Gelegenheit geben, nachzuweisen, daß mit den gleichen Mitteln, mit dem gleichen Material kunstreich und schön wie kunstlos und unschön gebaut werden könne, daß es nur auf die feine Linie, die geschmackvolle Anordnung, die Harmonie der räumlichen Verhältnisse, die maßvolle und richtige Anwendung von Schmuckformen ankommen könne.‘

Das an der Sternstraße gelegene, bis zur Kaiser Friedrichstraße sich lang und schmal erstreckende Grundstück, auf dem das Gesellenhaus zu errichten war, ist keineswegs von günstiger Form: Die Vorderflucht führt an ihm schief vorbei und seine seitlichen Begrenzungen sind nicht parallel. Diese Unregelmäßigkeiten überwand der Architekt derart, daß er die eine Ecke seines Grundrisses auf die Linie der Straßenflucht senkrecht zu einer Seite des Terrains stellte und hiernach geradwinkelig die Tiefenachse fällte. Die dadurch entstehenden schiefwinkeligen Räume der gegenüberliegenden Seite schaltete er für den Eindruck so gut wie völlig aus, in dem er hierhin die untergeordnetsten Nebenräume, Klosets, Garderoben, den Gang hinter der kleinen Saalbühne, verlegte, bei denen ein rechtwinkliger Verlauf der Rückwand ganz gleichgültig war.

Das Zentrum der Anlage bildet ein Arkadenhof mit einem Raum in der Mitte, in der sehr gelungenen Stimmung etwas an klösterliche Kreuzgänge anklingend. Von

* 23 Seiten. Gedruckt zum 20. November 1910 von der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

der Straße trennt ihn ein niedriger Verbindungstrakt zwischen einem polygonal und einem rechteckig vorspringenden Bauteil. In jenem befindet sich unten das Sitzungszimmer der Verwaltung, oben die Hauskapelle mit Apsis, für die der bekannte holländische Maler Joan Thorn-Prikker ein strenges Monumentalgemälde ausführte. Die andere, in den Maßen viel umfangreichere Seite, von großer stereometrischer Mannigfaltigkeit in der Durchdringung von Walm- und Giebelbauten, reiht im Erdgeschoß eine Anzahl von Wirtschafts- und Gesellschaftsräumen hintereinander, einen Speisesaal im Quadrat, ein großes, von Pfeilern architektonisch geteiltes Restaurant mit Büffet, zwischen beiden die Küche, von wo aus sich dann noch in die Tiefe eine Kegelbahn erstreckt. — Die volle Breite des Hofes nimmt ein quergelagerter, kleiner Saal ein, durch ein Säulenportal von dem länglichen, großen Festsaal geschieden, an dessen einer Seite noch die Hausbühne mit ihren Nebenräumen angebracht ist. Nach hinten zu steigt man über eine niedere Terrasse in den Garten hinab.

Es ist ein bezaubernder Raumrhythmus, eine in ihren Wirkungsgegensätzen wohl abgewogene architektonische Stimmungsfolge, die sich längs dieser Hauptachse des Gesellenhauses in die Tiefe entwickelt, ihm eine feierliche Einigung seiner Gebäudeglieder verleihend, einzig mit jener kubischen Bewegung zu vergleichen, die die Villegiaturen eines Palladio durchströmen. Man durchschreitet auf ein paar Stufen den kleinen Vorgarten mit seinem fest und knapp gearbeiteten Gittertor und steht in der quadratischen Vorhalle, deren Decke sich in Kreisform konzentriert. Nun überquert man die kurze Strecke des Arkadenumgangs und befindet sich wieder unter freiem Himmel, in der oblongen Säulenhalle, um die an zwei Seiten Bogengänge herumgestellt sind, während an den andern Seiten nur die entsprechenden Erdgeschoßfenster diese Formenweise weiter führen. Rechts ragt der vertikal gerichtete Giebel des Wirtschaftsbaues hoch hinauf; nach der Straße zu legt sich in gemächlicher Breite der niedrig gehaltene Verbindungstrakt zur Kapelle vor. Sonst zieht sich überall das Walmdach des Oberstocks herum, in dem sich die Schlaf- und Arbeitssäle, vor allem ein geräumiger Zeichen- und Lesesaal der Gesellen, und die Wohnung der diensttuenden Schwestern befinden.

Aus dem Arkadenhof betritt man von neuem das Haus: Der kleine Saal mit seiner zierlichen Kassettendecke in tiefem Schwarz und Rot bildet in dieser großen Tiefenbewegung wieder ein Raummoment in die Quere, zu dem dann die Längserstreckung des großen Festsaales dynamisch eindrucksvoll kontrastiert; ein Gegensatz, der durch seine konsequent helle, weißgelbe Farbengebung auch noch malerisch betont erscheint, durch die größere Deckenhöhe endlich vor allem auch kubisch. Das Hinabsteigen über die Terrasse beschließt diesen festlich gehobenen Gang, dessen Reichtum aus seinem regelmäßigen Wechsel der Breiten- und Längenrichtungen der hintereinanderfolgenden Räume sich ergibt als Grundrißfiguren untereinander geometrisch ähnlich, nur im Gegensinn gelagert, eine Wirkungsrechnung, die, wie schon im allgemeinen behauptet, auch Palladio angewandt hat.

Die künstlerische Lebendigkeit, mit der hier die verschiedenen Raumkompartimente in ein Ganzes geordnet erscheinen, das in seiner beziehungsvollen Differenzierung bis in die kleinste Formindividualität, z. B. den bald in sich selbst abgeschlossenen, bald auf ein weiteres hinweisenden Felderdecken, noch nachwirkt, hat auch die gegensätzliche Bewegtheit der Fassaden modelliert. In welchem Schwung wölbt sich so der spitzbedachte Polygonchor des Kapellenhauses links vor gegen den zurücktretenden niederen Verbindungsgang des Portalbaues, der seinerseits wieder in zwei kraftvollen Abstufungen die Flucht der Hausecke rechts gewinnt, alle Reliefunterschiede wirksam in ihrem Tiefenwert ausgeglichen durch die

sich vor dem Hause vorbeischwingende Gittereinfriedigung.

Und welch ein zartes Oberflächenleben zeigt schließlich auch das Portal selber mit seinen rauhen Rustikapfeilern und mit dem glatten, auf schrägen Kragsteinen aufliegenden Inschriftsturz, gegen die dann der eigentliche Torrahmen versenkt erscheint. Weiter gilt es, die schöne Bündigkeit der sparsam gegliederten Putzwände des Zentralhofes und des hier aufragenden Giebels des Wirtschaftshauses zu betrachten, endlich die Rückfront der ganzen Gebäudegruppe, vom Garten her gesehen, aus welcher der niedrige, große Festsaal mit seiner streng symmetrischen Fassade, einem Mitteltor und je einem Fensterpaar, weit vorstößt, begleitet von dem schmalen Bau der Kegelbahn, zwischen denen nur ein auf das Gebäude zurückführender Gang übrig bleibt, sodaß doch wieder alles in der dritten Dimension seine räumliche Beziehung auf die darüber hinausragende Fassade des Hauptgebäudes gewinnt.

Diese im besten, architektonischen Sinne malerische Gruppierung verleiht, wie das Peter Behrens in der Erläuterung seines Konkurrenzentwurfes angedeutet hat, ‚dem Charakter des Gebäudes schon im Äußeren trotz der nicht allzu geringen Abmessungen, einen Anflug von Bescheidenheit und behaglicher Einfachheit.‘ —

Dr. Fritz Hoeber.

Musik

A. B. Marx' ‚Anleitung zum Vortrag Beethovenscher Klavierwerke‘ (1. Aufl. 1863) erscheint soeben in kritischer Neuausgabe, besorgt vom Schreiber dieser Zeilen, im Verlag G. Bosse in Regensburg. Der Versuch, das genannte Werk auf diese Weise wieder in Erinnerung zu bringen und dem modernen Leser zugänglich zu machen, darf wohl einige Beachtung beanspruchen, denn das von Marx behandelte Thema ist heute aktueller denn je. Wie auf allen Gebieten seines Schaffens, so kommt Beethoven auch in der Klaviermusik führende Bedeutung für unsere Zeit zu. Der Meister hat hier technische und geistige Probleme gestellt, deren Schwierigkeiten trotz allen Fortschrittes noch unübertroffen sind und die stets aufs neue zum Studium aufrufen. Nur solches in die Tiefe dringendes Studium aber vermag den modernen Beethovenkultus zu einem ernst zu nehmenden Kulturfaktor zu erheben, indem es ihm wirkliches Verstehen seitens des Reproduzierenden und Genießenden als Grundlage gibt. Dieses zu vermitteln war ein gut Teil der Lebensaufgabe, die Marx sich gestellt hatte.

Adolf Bernhard Marx, der Verfasser der in Rede stehenden Beethovenschrift, ist unter den deutschen Musiktheoretikern des 19. Jahrhunderts eine zweifellos sehr interessante Erscheinung. Die große Vielseitigkeit seines Wirkens macht ihn dazu, wiewohl sein äußeres Leben sich in verhältnismäßig bescheidenen Bahnen hielt. Am 15. Mai 1795 als Sohn eines Arztes zu Halle a. S. geboren, wandte sich Marx nach anfänglichem juristischem Studium der Musik zu und lebte zuerst als Privatmusiklehrer in Berlin, bis er 1830 Professor der Musik an der dortigen Universität und 1832 auch Universitätsmusikdirektor wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 17. Mai 1866 erfolgten Tode; bis zuletzt war er noch als viel gesuchter Kompositionslehrer privatim tätig, auch zählte er zu den Mitgründern des heute noch bestehenden Sternschen Konservatoriums in Berlin. Die Geschichte bucht seinen Namen, wie gesagt, in der Rubrik der Theoretiker. Trotzdem ist Marx auch als Komponist eine nicht unbedeutende Erscheinung gewesen, wie L. Hirschberg in einer größeren Studie (Sammelbände der Internat. Mus.-Ges. X, 1) neuerdings überzeugend nachgewiesen hat; das große Oratorium ‚Mose‘ z. B., das am 2. Dezember 1841 in Breslau zur Uraufführung kam, zeigt in manchen stilistischen Punkten bereits eine Vorahnung der musikdramatischen Ideen Wagners. Mag im übrigen auch Marx' Schaffenskraft nicht so stark und originell gewesen sein, daß er als Tonsetzer führende Bahnen hätte weisen können, so erscheinen seine Kompositionen doch als in-

teressanter praktischer Kommentar zu der Seite seines Wirkens, die die ausschlaggebende ist: seines Wirkens als Schriftsteller und Lehrer. Als solcher hat er zunächst historische Bedeutung dadurch erlangt, daß er mit seinem vierbändigen Werk ‚Die Lehre von der musikalischen Komposition' (1837—47) die längst überwundene Trennung von Harmonielehre, Melodik, thematischer Entwicklung und Kontrapunkt zu Gunsten eines einheitlichen, systematisch fortschreitenden Lehrplanes beseitigt hat. Hatte er hierin auch in Chr. H. Koch einen Vorläufer, so erlangte die neue Methode doch erst durch Marx allgemeine Geltung und Verbreitung. Auch anderweit kommt ihm um Einführung musikpädagogischer und organisatorischer Fortschritte manches Verdienst zu. Das Bedeutendste aber hat er als Ästhetiker geleistet, und zwar auf dem fruchtbarsten, wichtigsten Gebiet der Ästhetik: in der Analyse oder der musikalischen Hermeneutik, wie wir heute sagen würden. In diese Kategorie gehört sein bekanntestes Werk, die zweibändige Beethovenbiographie, deren Hauptwert nicht im eigentlich Historisch-Biographischen, sondern in der analytisch-ästhetischen Erklärung von Beethovens Schaffen liegt. Wie als Komponist, Pädagoge und Organisator, so vertritt Marx auch als Ästhetiker einen durchaus fortschrittlichen Standpunkt: in der Blütezeit der Formalästhetik traurigen Angedenkens, die mit Nägeli begann und mit Hanslick den Höhepunkt erreichte, war er einer der Wenigen, die gegenüber kühlem, vertrocknetem Philisterium unentwegt das Banner echten, idealen, warmen Kunstempfindens aufrecht erhielten und über der Form den Inhalt nicht vergaßen, in diesem Punkt einer der gewichtigsten Mitstreiter Robert Schumanns und seines Kreises, so wenig er sich auf anderem Gebiet mit diesem Künstler verstand. Für diesen Gesamtcharakter seines ästhetischen Wirkens sind auch dessen einzelne Phasen kennzeichnend: so tritt z. B. Marx in der Schrift ‚Über Malerei in der Tonkunst' (1828) als einer der ersten Vorkämpfer der modernen Programmusik auf, so wird er einer der frühesten und begeistertsten Propheten des von den größten Zeitgenossen so schwer verkannten ‚letzten Beethoven'. Auf diesen Pfaden begegnen wir ihm teilweise auch in unserer Schrift, die zuerst als Anhang der Beethovenbiographie erschien, dann aber zu einem selbständigen Buch ausgebaut wurde. Im übrigen ist die ‚Anleitung' überhaupt ein Dokument von Marxens stets in die Tiefe dringender, allem Äußerlichen abholden Musikauffassung. Will man sich des Autors historische Mission in diesem Punkt speziell für die Entwicklung des neueren Klavierspiels vergegenwärtigen, so muß man seine einschlägigen Arbeiten — außer unserer ‚Anleitung' gehören noch dazu: ‚Die Musik des 19. Jahrhunderts' und ‚Auswahl aus Sebastian Bachs Kompositionen' (Vorrede) — in Vergleich zu ihrer literarischen Umgebung, zu Hummels, Czerny's, Kalkbrenners, Moscheles' Klavierschulwerken stellen. Dort erscheint alles auf das äußerlich Mechanische zugespitzt, und wo einmal vom Inhalt und Ausdruck die Rede ist, bleiben die Ausführungen in dilettantischer Unklarheit stecken. Marx ist demgegenüber der erste, der die Technik stets nur im Sinne eines Mittels zum Zweck behandelt — zum Zweck bewußten Erfassens und Ausbeutens des Empfindungsgehaltes der interpretierten Musik. Das ist der Leitgedanke auch seiner Vortragslehre der Beethovenschen Klavierwerke, der es gewiß an wertvollen technischen Winken nicht fehlt, die aber stets dabei als Endziel die Vermittlung wirklichen geistigen Verstehens im Auge behält. Freilich hat sich Marx manchmal, namentlich wo er seinen Analysen poetisierende Vergleiche unterlegt, etwas zu sehr ins Detail verloren, zu spezielle und engumgrenzte Bilder gewählt u. dgl.; allein diese Schwäche, die von manchem früheren Beurteiler der Marxschen Schriften unbegründet unterstrichen ward, kommt doch gar nicht in Betracht gegenüber dem durchaus gesunden Grundcharakter der vermittelten wertvollen Anregungen. Ihrer Tendenz nach ist also jedenfall unsere Anleitung ein modernes Werk im besten Sinne des Wortes: möge

sie darum in der neuen Ausgabe für sich selbst sprechen. Dr. Eugen Schmitz.

Zur ‚Felsenarie' aus Mozarts ‚Così fan tutte'. Während Mozart in ‚Figaro' und ‚Don Giovanni' die Grenzen zwischen seriösem und komischem Stil mit Shakespearescher Freiheit verwischt und damit ein ganz einzigartig neues Genre musikdramatischer Kunst geschaffen hat, greift er in ‚Così fan tutte' auf die herkömmliche Form der italienischen opera buffa zurück. Trotz aller durch des Großmeisters Genie verbürgter Originalität der künstlerischen Erfindung folgt darum dieses Werk formal gewohnten Bahnen, woraus sich auch das gelegentliche Vorkommen von für die damalige Oper typischen Gattungen von Gesangsstücken erklärt. Ein interessantes einschlägiges Beispiel ist die sogen. ‚Felsenarie' der Fiordiligi; meines Wissens wurde noch nie speziell darauf hingewiesen, daß diese berühmte Nummer als Repräsentant der in der italienischen Oper des 18. Jahrhunderts ungemein beliebten Gattung der ‚Gleichnisarien' erscheint. Der Ursprung dieser merkwürdigen und entwicklungsgeschichtlich wichtigen Form ist ein literarischer und geht auf die Neigung des damals führenden italienischen Operndichters Pietro Metastasio (sowie seiner Schüler und Nachfolger) zu möglichst bilderreicher Sprache zurück. Diese Dichterschule liebte es nämlich, speziell in den den ‚Arien' zugrunde liegenden lyrischen Affektschilderungen an irgend ein bestimmtes, der Außenwelt entnommenes poetisches Bild anzuknüpfen, also etwa die in der Brust tobenden Leidenschaften mit dem Brausen des Meeres, oder den Jubel des Herzens mit dem frohen Sang der Vöglein zu vergleichen und ähnliches. Musikalische Bedeutung erlangte die Sache nun dadurch, daß der Komponist diesen poetischen Vergleich aufgriff und auch musikalisch zu illustrieren, d. h. etwa den Meeressturm oder den Vogelsang tonmalerisch wiederzugeben versuchte. Dadurch wurden diese ‚Gleichnisarien' seit den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts Hauptstücke ‚charakterisierender Musik' in der Oper, und in dieser Beziehung speziell für die reichere Ausgestaltung des Orchesterparts von großer Bedeutung. Teilweise legte der Komponist das charakterisierende Moment indessen auch in die Singstimme, und das ist z. B. bei Mozarts ‚Felsenarie' der Fall. Der Text (von dem Metastasioschüler Da Ponte) betrifft Fiordiligis Schwur, ihrem Verlobten stets ‚felsenfeste' Treue zu wahren:

> ‚Come scoglio immoto resta
> Contra i venti e la tempesta
> Così ognor quest' alma è forte
> Nella fede e nell' amor'.

Oder in H. Levi's Übersetzung und mit dem Anfang von Mozarts Melodie:



> So wird stets mein Herz bewahren
> Seine Treue, dem heiß es schlägt.

Weit ausholende Intervallsprünge, wie sie dieses Beispiel zeigt, gehörten zu den beliebtesten Virtuoseneffekten des damaligen italienischen bel canto. In unserm Fall aber sind sie nicht lediglich in diesem Sinne gemeint, sondern sie sollen das Bild des wuchtig und trotzig aufragenden ‚Felsens' (scoglio), das der Dichter heranzieht, auch musikalisch charakterisieren. Das Orchester sekundiert dieser Vorstellung durch das kräftig rhythmisierte und kühn emporstrebende Hauptmotiv:



Ihrer Art und Gattung nach stellt mithin die ‚Felsenarie‘ einen historisch keineswegs außerordentlichen Typ dar. Den Hauch des Mozartschen Genius freilich hat sie vor den Hunderten von ‚Gleichnisarien‘, die das 18. Jahrhundert erstehen sah, voraus.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Literatur zur Geschichte

Wenn man die heutige Geschichtsliteratur, soweit sie untersuchenden und erforschenden Charakters ist, ins Auge faßt, wird man unwillkürlich an den Vers der Ovidschen Metamorphosen erinnert: deerant quoque littora ponto; denn auch hier kann man von einem Meer reden, dem alle Ufer fehlen. Nur hin und wieder ragen aus der unübersehbaren Flut wie ein tröstendes Eiland einzelne Gipfel auf; es sind kühne Versuche, durch eine überschauende, zusammenfassende Darstellung feste Punkte zu schaffen, in denen sich das gewonnene Wissen zu einer überlieferbaren Auffassung verdichtet und die uns die Person und das Temperament des Geschichtsschreibers in den leitenden Ideen faßbar machen, wodurch ein Geschichtswerk allein den Charakter des Antiquarischen verliert und zu einem lebendigen Organ des geistigen Lebens wird. Wenn wir in der **‚Geschichte der neueren Historiographie‘**, wie sie uns kürzlich Ed. Fueter, Privatdozent in Zürich, als einen Band der allgemeinen Abteilung des von Below und Meinecke herausgeg. Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte (R. Oldenburg, München und Berlin 1911. Preis geh. M. 16.—) schrieb, Umschau halten, so machen wir bald die Beobachtung, daß besonders die deutschen Geschichtsschreiber nur selten, wie schon Hegel klagte, über die Vorarbeiten hinausgekommen sind, und daß die Einheitlichkeit und Geschlossenheit ihrer Darstellungen durch Einmischung von Teilen untersuchender Natur oft gestört und so dem Leser der reine Genuß erschwert wird. Fueter kommt immer wieder auf formale Eigentümlichkeiten solchen und ähnlichen Charakters zu sprechen. Darnach könnte es scheinen, als ob sich der Zweck seiner ‚Geschichte der neueren Historiographie‘ in dieser ästhetischen Kritik erschöpfe. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Der Verfasser geht vielmehr darauf aus, die ganze neuere historische Literatur in ihren darstellenden Hauptwerken übersichtlich zu betrachten. Wenn er dabei die Geschichte der historischen Theorien und Methoden nur soweit berücksichtigt, als es zum Verständnis der veränderten Darstellungsweisen notwendig ist, so genügt dies doch, um weiteren gebildeten Kreisen, an die sich das Werk vornehmlich wendet, ein recht gutes Bild von der Entwicklung der europäischen Geschichtschreibung vom Humanismus bis zur Gegenwart zu geben. Ein gewisser Mangel an Einheitlichkeit in der Erfassung der Aufgabe ist ja wohl nicht zu verkennen; er kommt u. a. auch in den mitunter etwas rezensionsmäßig klingenden Urteilen über einzelne Historiker zum Vorschein, so daß man trotz der am Schluß formulierten Anschauung des Verfassers über die historisch-wissenschaftliche Darstellung, wie er sie sich künftig denkt (Darwins Abstammung des Menschen und Helmholtzens Lehre von den Tonempfindungen sind ihm Vorbilder auf naturwissenschaftlichem Gebiet), keine rechte Klarheit erhält. Sehr wertvoll sind diejenigen Abschnitte, worin der Einfluß der Geschichtschreiber der italienischen Renaissance auf die außeritalienische Historiographie ins Licht gerückt wird, weil in dieser Hinsicht die Beziehungen zum Teil noch gänzlich ungeklärt sind. Ebenso verdienen die Ausführungen über die Geschichtschreiber der Aufklärung besondere Beachtung, weil sie die bisher oft verkannten Verdienste dieser Epoche von neuem hervorheben und würdigen. So gerecht der Verfasser in diesen Fragen verfährt, so unzureichend und einseitig absprechend ist sein Urteil da, wo er das Kriterium der konfessionellen Tendenz handhabt. Um ein Beispiel anzuführen: Was er über Janssen sagt, ist in vielen Punkten gewiß berechtigt, aber die Bedeutung, welche Janssen trotz alledem für die Geschichtschreibung der Reformation besitzt, die eminente Anregung, die sein Werk seinerzeit für eine gänzlich neue Einstellung des Blickes gab, geht aus den Bemerkungen Fueters nicht genügend hervor. Janssen ‚allen wissenschaftlichen Wert‘ einfach abzusprechen, ist eine übertreibende Voreingenommenheit, wie man ihr glücklicherweise in dem Werk nicht allzu oft begegnet. Auf die materialistische Geschichtsauffassung kommt Fueter nur mit der Bemerkung zu sprechen, daß sie wohl theoretisch formuliert, darstellenden Geschichtswerken aber noch nicht zugrunde gelegt worden sei. Als ihr eigent-

licher Begründer galt bisher Saint-Simon, von dem die Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie, Marx und Engel, angeregt worden sind. Nun weist Dr. Walter Sulzbach in einer kleinen Schrift: **'Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung'** (Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe 1911. M. 1.60) nach, daß bereits eine Reihe von Schriftstellern der Aufklärungsperiode (Gognet, Millar, Barnave, Adelung u. a.) Gedanken geäußert haben, die den modernen wissenschaftlichen Sozialismus gleichsam im Keim enthalten. An der bisherigen Auffassung der Dinge wird damit wenig geändert, wohl aber von neuem die Tatsache erhellt, daß alle derartige Ideen nie plötzlich auftreten, zu voller Wirkung jedoch erst dann gelangen, wenn sich eine starke Persönlichkeit — und das war Saint-Simon — ihrer Vertretung annimmt.

Einen sehr bedeutsamen Versuch, die Ergebnisse der noch immer rastlos betriebenen Forschungen und Untersuchungen über **'Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer'** in einer Darstellung zu vereinigen, hat Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in Verbindung mit Benediktus Niese gemacht in dem also betitelten Band des Riesenwerkes 'Die Kultur der Gegenwart', herausgeg. von P. Hinneberg (Teubner, Leipzig 1910, brosch. 8 M.). Die wichtigere und umfassendere Aufgabe ist dabei Wilamowitz-Moellendorff zugefallen. An eine erzählende Behandlung nach dem geschichtlichen Fortgang der Ereignisse konnte dabei nicht gedacht werden. Die Kenntnisse dieser Ereignisse sind vielmehr vorausgesetzt. Im Vordergrund des Interesses stehen die großen Probleme, wie sie sich aus der Betrachtung der völkischen Zusammensetzung und Mischung, der Bildung des hellenischen Stammstaates, der athenischen Demokratie und der hellenistischen Staats- und Gesellschaftsformen ergeben. Wie heute kein Zweifel mehr möglich ist, daß die Griechen kein reinrassiges Volk waren, so ist anderseits auch als ein 'Wahn' erkannt, die Griechen für abgesetzt oder bedroht durch die Babylonier zu halten, 'gerade wie es ein Wahn ist, die religiöse Bedeutung der Juden damit abzutun, daß Jahweh von Haus aus nichts Besseres war als Marduk oder Kamos'. Der Verfasser will dem griechischen Volke und seiner Kultur die einzigartige Stellung gewahrt wissen, die es auf den Vorposten der neueuropäischen Gesittung einnimmt: 'Die Tage von Marathon und Salamis machen Epoche; sie entscheiden für den Augenblick und für die Ewigkeit, daß es eine eigene und höhere europäische Kultur, auch eine andere und höhere Form von Staat und Gesellschaft geben wird, als der Orient, seine Arier ebenso gut wie seine Semiten, je besaß.' Aber nichts destoweniger kann das Idealbild unserer klassizistischen Griechenverherrlicher vor dem Adlerblick moderner Forschung nicht länger bestehen. Als die Erde anfing, ihre Schätze in Form von bemalten Vasen u. ä. herzugeben, da begann unsere Vorstellung von dem idealen Griechentum eine tiefgreifende Umbildung zu erleiden. 'Die Athener der Bücher ließen und lassen sich heroisieren, also entmenschlichen: vor den Vasenbildern kann der Glaube an die Musterknaben der Kalokagathie nicht bestehen, und man kann es verzeihen, daß die Gläubigen des Klassizismus dieselbe Klage erheben wie einst, als die römische Geschichte mit den Mannequins der Römertragödie aufräumte.' Wenn ein Gelehrter von der Bedeutung eines Wilamowitz ein Bild vom Griechentum zeichnet, wie es 'in seiner Phantasie allmählich durch die Beobachtung von tausend und abertausend Einzelheiten entstanden ist', so wird man ihm auch dann weitgehendes Vertrauen entgegenbringen dürfen, wenn er von einer ins einzelne gehenden Beweisführung absieht. Auch da, wo die Darstellung ein stärkeres subjektives Gepräge annimmt, wird man ihr deshalb noch nicht mit Mißtrauen begegnen. Anders ist es, wo der Verfasser sich auf das Gebiet allgemeiner Behauptungen begibt. Zu solchen gehört z. B., daß das Schamgefühl in der Menschheit ein künstliches Produkt der Zivilisation sei und daß man den Kindern 'ja auch erst mühselig die Natur abgewöhnen' müsse. Das klingt, wie aus dem Munde eines modernen Nacktkulturapostels! Man wird nicht behaupten können, daß die Frage der Nacktheit bei den Griechen, die eine einseitige Männerkultur hatten, hier gerade sehr tief gefaßt ist. Einem so oberflächlichen Optimismus huldigte griechisches Geistesleben, dem die tragischen Lebenswidersprüche und die Ahnung von einem geistigen Primat im Menschen keine Geheimnisse geblieben sind, denn doch nicht. In diesem Punkte versagt die Darstellung von Wilamowitz; es fehlen die Grundbaßtöne des seelischen Lebens, wie sie trotz der sachlichen Abgrenzung des Themas niemals fehlen dürfen, wenn das Bild bis in die Hintergrundperspektiven hinein echt und umfassend sein soll. — Unser Wissen über Staat und Gesellschaft der Römer ist bei weitem weniger problematisch als es in bezug auf die Griechen der Fall ist. Daher konnte Benediktus Niese sein Thema auch auf engerem Raum genügend behandeln, was denn auch mit einer Beherrschung des Stoffes geschehen ist, die den Vergleich mit Wilamowitzens Arbeit nicht zu scheuen

braucht. — Wie um die oben erwähnte Lücke in der Darstellung des gesellschaftlichen Lebens der Griechen wie auch der Römer zu ergänzen, liegen dem Referenten gleichzeitig zwei Werke in neuen Auflagen vor, auf die er um so lieber empfehlend hinweist, als hier Erfolg und innerer Wert sich entsprechen. Die **‚Charakterköpfe aus der antiken Literatur'** von Ed. Schwarz (4. Aufl. Teubner, Leipzig 1910, 2 Bdchn., à 2.20) sind vortreffliche Leistungen gründlicher Wissenschaft und essayistischer Schreibweise. Sie zerfallen in zwei Reihen zu je fünf Vorträgen, von denen die erste Hälfte Gestalten aus der Zeit des Hellenentums und aus der römischen Literatur die Gestalt Ciceros zeichnet, die zweite Hälfte Vertreter des hellenistischen Geisteslebens, und als letzten Charakterkopf den Weltapostel Paulus behandelt. Die Knappheit der Form bei allem Gedankenreichtum gibt diesen ‚Charakterköpfen' ihren besonderen Reiz, den kein wahrhaft Gebildeter verkennen wird. — Das zweite Werk, dem die dritte Auflage beschieden ist, gehört zu den wirklich seltenen Erscheinungen, die aus der Fachgelehrsamkeit erwachsen, dennoch keine Spur von ihr an sich tragen. Es heißt: **‚Cicero im Wandel der Jahrhunderte'** von Th. Zielinski. (Teubner, Leipzig 1912, brosch. M. 6.—). Kein ernster Leser, der dieses Buch einmal in der Hand gehabt hat, wird es leicht vergessen. Denn der Verfasser ist nichts weniger als ein trockener, auf das Gebiet der Historie verschlagener Philologe, sondern ein Schriftsteller, dem sich auch das scheinbar tote Wissen unter der Feder in Leben verwandelt und dessen Buch daher auch auf den Leser mit der Kraft eines Lebendigen wirkt. Es ist auch insofern ein einzigartiges Buch, als es mit keinen Vorarbeiten rechnen konnte und daher mit ganzer Quellenfrische zu uns spricht. Gerade einer solchen Betrachtungsweise gegenüber fühlt man den Schaden, der unserem Geistesleben durch den schulmäßig öden Verschleiß Ciceros zugefügt wird, doppelt. Und wenn man an Hand dieses Buches bedenkt, was frühere Jahrhunderte aus dem römischen Philosophen zu schöpfen gewußt haben, und daß es dem Ausgang des 19. Jahrhunderts vorbehalten blieb, in ihm nichts als einen pedantischen Schulmeister und Afterphilosophen zu sehen, so wird man sich von der Überlegenheit dieses neuzeitlichen Verhaltens nicht ohne weiteres imponieren lassen. Der Verfasser hat seine Darstellung nur knapp bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geführt; das deutsche Geistesleben dieser Zeit ist jedoch leider nicht mehr hereinbezogen. Er vertritt die Ansicht, daß Cicero, der Redner, in Deutschland noch unentdeckt sei. Trotz des Widerspruches, den er erfahren, mag er nicht so unrecht haben. Das Verständnis für die Form ist dem Deutschen immer später aufgegangen als den romanischen Völkern. Der vom Verfasser in Aussicht gestellten Erhärtung seiner These sehen wir mit Spannung entgegen. — Die **‚Weltgeschichte in Charakterbildern'**, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn, ist mit zwei sich eng aneinanderschließenden Bänden (Kirchheim & Co., Mainz 1910, 1.—5. Tausend, geb. je 4 M.) aus der Zeit des frühen Mittelalters ihrem programmatisch weitgesteckten und nicht gerade schnell und leicht zu erreichenden Ziel näher gekommen. In der weltgeschichtlich so harten und bedeutsamen, von der Sage jedoch mit allen Zaubern der mythenbildenden Poesie romantisch umsponnenen Heldengestalt **Theodorichs des Großen** entwirft Georg Pfeilschifter mit der sicheren Pinselführung des Alfreskomalers ein farbenreiches Bild vom Wirken und Untergang der Germanen im römischen Reich, von dem Zeitpunkt an, da der junge Theodorich einen Teil seiner Lehr- und Wanderjahre am byzantischen Hof zu Konstantinopel verbringt, um später als Ostgotenführer im Reichsdienst die erste Staffel seiner Ruhmesleiter zu besteigen, bis zu dem tragischen Untergang der letzten Ostgotenhelden unter Teja, mit dem Italien wieder auf die Stufe einer byzantischen Provinz herabsinkt. Es ist ein von weittragenden geistes-, kultur- und kirchengeschichtlichen Durchblicken unterbrochenes Wandelbild, das vor der Phantasie des Lesers vorüberzieht, durch die mit sichtlicher Liebe gezeichnete Gestalt des Haupthelden einheitlich zusammengehalten und überschattet. Das durch frühere Studien bereits geklärte Urteil des Verfassers über die kirchengeschichtliche Stellung Theodorichs, der sich zu der arianischen Partei seiner Goten hielt, aber seine praktische Kirchenpolitik davon freizuhalten wußte, findet einen ebenso knappen wie sicheren Ausdruck, und der Vergleich mit Chlodewich zeigt die überlegen und sicher abwägende Ruhe des Historikers. — Theodorichs Wirken hatte der Grundlegung der mittelalterlichen Kultur und Weltanschauung durch die Geltendmachung germanischen Sinnes vorgearbeitet, und zwei Jahrhunderte später sehen wir die Grundlegung vollzogen, als am Weihnachtstage des Jahres 800 dem neugekrönten großen Karl aus römischen Kehlen der Huldigungsruf erklang. Trotz des zwiefachen säkularen Intervalls müssen wir in der Monographie **‚Karl der Große'** von Franz Kampers inner-

halb einer nach Ideen orientierten Geschichtsbetrachtung großen Stils die unmittelbare Fortsetzung der Theodorich-Monographie sehen. Während der mittlere Abschnitt des in drei Teile gegliederten Bandes den Faden der geschichtlichen Zusammenhänge in einem gedrängten Überblick sichtbar macht, entwirft das einleitende Kapitel ein pragmatisch anregendes Bild der Entstehung der Idee des universalen Kaisertums und jenes damit nicht immer zu seinem Heile sich verbündenden christlichen Universalismus der Weltkirche, deren freiheitlicher Charakter, von Theodorich gegen oströmische Tyrannei wiederholt geschützt, unter dem Einfluß der romanistischen Staatsidee leidet. ‚Von der Auffassung des mystischen Körpers Christi, dieser geistigen Gemeinschaft, in der jede einzelne unendlich hoch bewertete Seele in vollster Harmonie und Freiheit sich ausleben kann, abstrahierte man die Vorstellung einer staatsgleichen Anstaltskirche, die auch auf weltlichem Gebiete unbedingt die Führung verlangte und dadurch die antike staatliche Gebundenheit des einzelnen wieder erneuerte und das freie, lebendige Spiel der individuellen Kräfte hemmte.‘ Das Charakterbild Karls als des machtvollsten Typus eines echten Bauernkönigs ist mit Liebe, aber auch mit dem unerbittlichen Wahrheitssinn historischer Gerechtigkeit gezeichnet. In diesem Schlußkapitel liegt das Schwergewicht dieser tüchtigen Arbeit nach der historischen Seite, schätzbar nicht zuletzt auch deshalb, weil sie dem gebildeten Laien die Quintessenz dessen bietet, was die neueste Forschung über den germanischen Cäsar und seine Zeit mit weitläufigen Arbeiten aus dem Wust von Legende und gedankenloser Überlieferung zur Sicherheit wissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung erhob. Die beiden Bände sind dem Charakter des Gesamtwerkes entsprechend, nicht mit gelehrtem Beiwerk beschwert, hingegen durch eine umsichtig gewählte, geschichtliche Illustrierung ausgezeichnet, die besonders die kultur- und kunstgeschichtlichen Partien glücklich ergänzt.

Wenn der breit angelegten Publikation ‚Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Herausgegeben von Marie Herzfeld (Diederichs, Jena)‘ derjenige Erfolg beschieden ist, dessen sie zu einer glücklichen Durchführung des ganzen Planes wohl kaum entbehren kann, so wird man darin kein übles Zeichen für den Bildungsdrang unserer Tage erblicken. Denn wer sich nicht mehr damit begnügt, ein Zeitalter bloß aus den abgerundeten Darstellungen neuerer Historiker kennen zu lernen, sondern auch ohne gelehrte Absichten zu den Quellen, wenn auch nur zu unterhaltender Belehrung ausgewählten, greift, beweist doch damit eine Richtung auf gründlichere Belehrung, als sie meist vorhanden ist. Von dem gedachten Unternehmen liegt nunmehr der ersten Serie vierter Band vor: **Alfonso I. und Ferrante I. von Neapel.** Schriften von Antonio Beccadelli, Tristano Caraccio und Camillo Porzio. Übersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele (1912, brosch. M. 6). Es sind zwar nur kleinere neapolitanische Geschichtschreiber, die hier zu Wort kommen, und unter diesen genießt Beccadelli nicht einmal die Schätzung der Historiker, aber schließlich verfolgt die Publikation ja nicht sowohl rein historische, als vielmehr literarisch-kulturelle Zwecke, und unter diesem Gesichtspunkt ist der leichtfertige Beccadelli ebenso am Platze wie der schwerblütige und tragisch anmutende Caraccio. Von diesem letzteren erhalten wir an erster Stelle einen kurzen Abriß der Geschichte des Königs Ferdinand von Aragon und seiner Nachkommen und am Schluß den trüben, schwermütigen Epilog ‚Vom Wechsel des Schicksals‘, der das Ende des aragonischen Hauses schildert. Die Höhepunkte dieses echten Renaissancegeschlechtes sind in den Gestalten der beiden neapolitanischen Könige Alfons I. (1442—1458) und Ferrante I. (1458—1494) verkörpert. Der Herausgeber und Übersetzer hat in der Einleitung einen guten Überblick über die süditalienische Geschichte von den Tagen der Hohenstaufen bis zum Tode Ferrantes gegeben und dabei die hier in Frage kommenden Herrscher ebenso wie ihre Historiographen charakterisiert. Beccadellis Schmeichelbild Alfonsos, das sich in der Hauptsache aus kleinen Anekdoten von reizvollster Einfachheit humanistischer Vortragsweise zusammensetzt, soll hauptsächlich nach seinen literarischen Feinheiten gewürdigt werden. Kraftvoller und stofflich packend ist Porzios Schilderung der ‚Verschwörung der Barone des Königreichs Neapel gegen Ferrante I.‘, dessen blutige und verschlagene Regierung — Hefele stimmt Licht und Schatten bei dem Urteil über ihn genau ab — durchaus im Zeichen der politischen Lehren Machiavellis steht, die zwar erst ein halbes Jahrhundert später erschienen sind, aber nur auf Grund der Praxis von Herrschernaturen wie Ferrante geschrieben werden konnten. Obwohl **Machiavellis Fürstenspiegel** in verschiedenen billigen deutschen Ausgaben vorliegt, hat der Verlag von Eugen Diederichs ihn doch im Stil seiner schönen und geschätzten Ausgaben neu gedruckt und, was die Ausgabe von älteren unterscheidet, ihr

die Gegenschrift Friedrichs des Großen, den ‚Antimachiavell' beigegeben, eine Publikation, die im Jahre der Säkularfeier des Preußenkönigs ein besonderes Interesse finden wird. Beide Texte sind, von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski übersetzt, in einem Band (brosch. M. 3) vereinigt und jeweils mit einer Einleitung versehen.

‚Der Antimachiavell ist die Nachwirkung des tiefen und peinlichen Eindrucks gewesen, den die Politik der Staatslenker der Gegenwart auf den preußischen Kronprinzen machte', sagt Reinhold Koser, von dessen großer und abschließender ‚Geschichte Friedrichs des Großen' (3 Bde., Cotta) im gleichen Verlag eine auf einen Band gekürzte Volksausgabe unter dem Titel **‚Friedrich der Große'** von Reinhold Koser (1911, 2.—5. Aufl.) erschienen ist, die als eine klassische Gabe zum zweihundertsten Geburtstag des Königs bezeichnet werden darf. Indem der Verfasser alle jene für weitere Kreise entbehrlichen Partien wegließ, worin die Geschichte der Diplomatie jener Zeit sich breit macht, hat er dem rein Biographischen eine Abrundung gegeben, die nichts vermissen läßt. Der Takt, mit dem das Buch auch in den die höchsten Fragen berührenden Abschnitten geschrieben ist, macht es möglich, es der reifen Jugend als eine Lektüre in die Hand zu geben, geeignet, ihr ein treffliches Bild von dem Charakter der Aufklärungszeit und zugleich eine nutzbare Lehre von der Größe und dem Adel treuer Pflichterfüllung zu geben. — Friedrichs große Gegnerin **Maria Theresia** ist in der von H. v. Zobeltitz herausgegebenen eleganten Sammlung ‚Frauenleben' (Velhagen & Klasing, Leipzig 1911) ein Bändchen von Carry Brachvogel gewidmet, das seinen Stoff so geschickt im Ton geistreichster Causerie behandelt, daß man diese Lebensbeschreibung der originellen österreichischen Landesmutter fast wie einen Roman liest.

Zum erstenmal in deutscher Sprache erhalten wir in einem stattlichen Band **‚Oliver Cromwells Briefe und Reden'** aus dem Englischen übersetzt von M. Stähelin, mit einer Einleitung und erläuterndem Text von D. Paul Wernle, Professor an der Universität Basel (Verlag Friedr. Reinhardt, Basel 1911, brosch. M. 8.—). Der Zweck der Publikation ist wohl nicht ganz von protestantisch-religiösen Interessen unabhängig, obwohl dies nicht unmittelbar in die Erscheinung tritt. Im allgemeinen steht Cromwell uns Heutigen und besonders uns Deutschen nur als geschichtlich merkwürdige Persönlichkeit nahe, und in dieser Hinsicht mögen die Briefe und Reden einem jeden willkommen sein, der sich mit der Geschichte der englischen Revolution beschäftigt. Das Bild Cromwells war, wie die Einleitung dartut, infolge mangelhafter Kenntnis seines Charakters von den meisten deutschen Historikern verzeichnet worden, und selbst Ranke, der ihm mehr als einer gerecht zu werden versuchte, scheint sich von der überkommenen Vorstellung eines verschlagenen Heuchlers nicht ganz frei gemacht zu haben. Demgegenüber hinterlassen die hier gebotenen Dokumente den Eindruck, daß sein finsterer Ernst und seine religiöse Strenge ehrlich waren, wennschon sie auch, um mit Prof. Wernle zu reden, erkennen lassen, wie viel Gewalt und List an seinem Namen hängt und wie tief er sich zuweilen in der Verwechslung des Menschlichen mit Göttlichem verirren konnte.

Mehr als die englische hat die französische Revolution in das europäische Leben eingegriffen, und es ist vielleicht der Zeitpunkt nahe, wo man auch bei uns wieder anfangen wird, sich persönlicher mit ihr und ihren Ursachen und Wirkungen auseinanderzusetzen. In Frankreich scheint das Hauptinteresse der Kulturpolitiker fast ganz in dem Studium dieser Ursachen und Wirkungen aufzugehen, und es ist besonders interessant, wie daselbst antirevolutionäre Schriftsteller, wie Bonald und J. de Maistre, die zu ihrer Zeit ‚eine glänzende Unpopularität' genossen, unter ganz neuen Gesichtspunkten wieder zu Ehren kommen. Auch die Geschichte der Gegenrevolution hat man zu schreiben in Angriff genommen; der erste Band der **‚Histoire de la Contre-Révolution'** par le Baron de Batz (Bloud, Paris, Fr. 7.50), der den Titel L'agonie de la royauté (1789—1792) führt, ist ein noch niemals unternommener Versuch, die Bemühungen darzustellen, die von den Gegnern der Revolution gemacht worden sind, um dem Sturm Einhalt zu gebieten. Sie waren größer als man bisher annahm. Aber es war, wie der Verfasser ausführt, sinnlos, einer Ideenbewegung durch rein materielle Gewalt entgegentreten zu wollen. Hier liegt der große Fehler der Gegenrevolutionäre. Nur eine andere große Idee, die ebenso einem Bedürfnis der Zeit entsprach, wie die Idee der Revolution, konnte mit Erfolg in Wettbewerb treten. Es ist die Idee der Universalität, wie sie durch den Katholizismus repräsentiert wird. Dieser Gedanke beherrschte nur eine kleine Minderheit. Aber er hat aus sich Kraft genug gehabt, die Niederlage der Gegenrevolution zu überdauern und heute noch die Parole aller antirevolutionären Tendenzen zu sein. Das Werk des Baron de Batz ist jedoch

nicht, wie es scheinen könnte, eine Theorie der Gegenrevolution; es ist ein geschichtliches Werk, das sich durch eine Fülle neuen Tatsachenmaterials auszeichnet und sich von diesem Grund aus zu Schilderungen des Heroismus erhebt, die die Lektüre spannend und anregend machen. — Die Verfassung, welche sich die neufranzösische Republik im Jahre 1789 gab, ist eine in der Geschichte so einzigartig dastehende Erscheinung, daß sie nicht bloß den Historiker, sondern auch den Staatsrechtslehrer immer von neuem beschäftigt. Während aber der erstere sie mehr unter dem Gesichtspunkt zu beurteilen pflegt, wie sie wirkte, richtet der Staatsrechtslehrer sein Augenmerk vornehmlich darauf, wie sie zustande kam. Eine neue und wertvolle Arbeit dieser Art verdanken wir dem Privatdozenten der Rechte an der Universität Straßburg, Dr. Rob. Redslob, der **‚Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789'** (Veit & Co., Leipzig 1912, broch. M. 12) auf ‚ihre Grundlagen in der Staatslehre der Aufklärungszeit und in den englischen und amerikanischen Verfassungsgedanken' einer scharfsinnigen Untersuchung unterzieht. Die französische Verfassung von 1789 ist ein reines Verstandesprodukt. Sie geht vom abstrakten Menschen, nicht von der Geschichte und den konkreten Zuständen der damaligen Franzosen aus. Aber dieser aus den naturrechtlichen Phantastereien J. J. Rousseaus entstammenden Spekulation steht eine empirische Richtung entgegen, die sich aus der Beobachtung des englischen Verfassungslebens inspiriert und in Montesquieu ihren bekanntesten Vertreter hat. Das aus dem Zusammenstoß der beiden Richtungen sich ergebende Problem zu lösen, ist die Hauptschwierigkeit, vor die sich die Nationalversammlung gestellt sieht. Aber ‚der Streit wird ausgefochten mit den glänzendsten Waffen, mit einem ungeheuren Aufwand der geistreichsten Rhetorik in einer Form von wunderbarer Vollendung. Er wird geführt mit künstlerischer Grazie. Er steht noch unter dem Zeichen der für immer verlöschenden Anmut eines vergangenen Zeitalters'. Man wird verstehen, daß eine Beschäftigung mit dieser Frage, auch wenn sie theoretischer Natur ist, nicht bloß den Fachleuten etwas bietet. Das Werk von Redslob hat selber etwas von jener französischen Klarheit und Eleganz, die die ersten Verhandlungen um jene Frage auszeichnen, und darf daher auch allen jenen Gebildeten im weiteren Sinne empfohlen werden, die ihr geschichtliches Verständnis einer bedeutungsvollen Epoche durch eine derartige prinzipielle Untersuchung vertiefen wollen.

Das Jahr 1912 hat die Erinnerung an die schrecklichen Tage wieder lebendig werden lassen, da vor hundert Jahren Hunderttausende von braven, wackeren deutschen Kriegern den schrecklichen Tod oder den Verlust ihrer Kraft und Gesundheit in den Eiswüsten Rußlands gefunden haben. Von allen Schilderungen, die aus diesem Anlaß unternommen worden sind, wird keine so unmittelbar ergreifend und überzeugend wirken, wie die, welche Paul Holzhausen in dem Buche: **‚Die Deutschen in Rußland'**, Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt (Morawe & Scheffelt-Verlag, Berlin 1912, brosch. M. 7.—) bietet. Mit einem bewunderungswürdigen Sammeleifer hat dieser gründlich verfahrende Historiker Aufzeichnungen von mehr als hundert Teilnehmern ausfindig gemacht und aus diesem Stoff ein Buch geformt, wie es in dieser Art noch nicht geschrieben war. Die Schicksale größerer Truppenteile hatten wohl da und dort ihren Darsteller gefunden; aber ‚die Geschicke, Taten, Stimmungen, Leiden von Regimentern, kleinen Gruppen, vor allem aber das Leiden einzelner interessanter Personen' sind hier zum erstenmal in einer Ausdehnung geschildert, daß der Verfasser mit Recht sagen kann, sie finde sich so in keinem Werke der gesamten Literatur über das merkwürdige Jahr. Und auch darin hat er recht, daß es keinen Feldzug in der Geschichte gibt, ‚der so abgrundtief in der Seele der Völker und des Volkes geschrieben steht, wie dieser'. Welche Rolle dabei unsere Landsleute, die Bayern, Sachsen, Hessen, Schwaben gespielt, welch entsetzliche Leiden sie in dem brennenden Polozk, in dem Gemetzel bei Borodino, bei der Erstürmung von Smolensk, in Wilna und vor allem an der Beresina ausgestanden haben, das muß man in dem übrigens ebenso glänzend geschriebenen wie methodisch gut gearbeiteten Buch selber nachlesen, um bestätigt zu finden, daß auch derjenige, ‚der Emotionen liebt', bei dieser Lektüre, wie die Vorrede verspricht, nicht zu kurz kommen wird. Dem hübschen Band von 415 Seiten sind mehrere faksimilierte Aktenstücke, ein Plan von Polozk und eine Übersichtskarte beigegeben.

‚Weltmacht und Nationalstaat' nennt sich eine ‚politische Geschichte der neueren Zeit von 1500—1815', die der Professor am kgl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt, Dr. Edm. Ulbricht, begonnen und die nach dessen Tod Prof. Dr. Gustav Rosenhagen vollendet und herausgegeben hat (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Leipzig 1910, brosch. 9 M.). Der Gesichtspunkt, unter dem hier an die Betrachtung der neuzeitlichen Staatengeschichte herangetreten wird, ist neuerdings bei den Historikern stärker zur Gel-

tung gekommen und hat u. a. ein so hervorragendes, bereits an anderer Stelle (Hochland Jan. 1912, S. 403 ff.) gewürdigtes Werk wie Fr. **Meineckes** Weltbürgertum und Nationalstaat' (Oldenbourg, München 1911) hervorgebracht. Aber während sich dieses auf die ‚Genesis des deutschen Nationalstaates' beschränkt, geht das Werk von Ulbricht-Rosenhagen darauf aus, eine Geschichte der Entstehung der großen Mächte und ihre Kämpfe gegen den Universalismus zu geben. Drei Zeiträume sind zu drei Abschnitten gegliedert: das mittelalterliche Weltreich geht im Zeitalter der Glaubensspaltung in moderne Staatengebilde über; das Zeitalter des Absolutismus bildet die fünf Großmächte Europas aus; Frankreich erhebt sich zu einer neuen Weltmacht und wird von dem nationalen Selbstgefühl der Völker niedergerungen. Die Darstellung vermeidet ein schulmäßiges Nebeneinander der staatlichen Vorgänge zugunsten einer Erzählungsweise, die die europäische Geschichte als eine Einheit nimmt und so den Gesamtüberblick jederzeit zu wahren sucht. Es muß den Verfassern zugestanden werden, daß sie die leitende Idee unter energischer Zusammenfassung des schwer zu meisternden Stoffes fest im Auge behielten und sich dabei einer Ruhe und Objektivität befleißigten, die auch an den kritischsten Punkten ihrer Darstellung niemals zu einer herausfordernden Verletzung der religiösen und kirchlichen Anschauungen Andersgläubiger (sie selber sind Protestanten, was sich natürlich nicht verleugnet) führt.

Das Jahr 1815, mit dem diese politische Geschichte bewußt abbricht, eröffnet die Geschichte des 19. Jahrhunderts. In Deutschland begann damals die Sehnsucht nach einem gemeinsamen Vaterland die ersten, kaum befiederten Schwingen zu regen. Aber das Jahrhundert geht nicht zu Ende, ohne daß ein deutsches Reich neben den anderen Großstaaten Nationalstaat und Weltreich in einem politischen Gebilde vereinigt. Während Prof. Rosenhagen die Geschichte dieser europäischen Entwicklung im 19. Jahrhundert einem besonderen Band vorbehält, erscheint die **‚Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert'** von Heinrich von Treitschke (Hirzel, Leipzig 1912) als 8. Auflage in 50 Lieferungen à 1 M. Damit beweist dieses einzigartige Werk eine Lebenskraft, wie sie sonst geschichtlichen Arbeiten, die so deutlich wie diese den Stempel ihrer Parteizugehörigkeit tragen, nicht beschieden zu sein pflegt. Das Geschichtswerk des enthusiastischen preußischen Historiographen bedarf heute keiner Charakteristik mehr; seine bewußte Einseitigkeit, die zugleich seine Stärke ist, tritt so offen hervor, daß niemand, der das Werk auch nur flüchtig zur Hand genommen hat, sie verkennen kann. Aber trotzdem wird auch der auf dem Boden anderer politischer und religiöser Überzeugungen stehende Beurteiler nicht umhin können, dieser ‚Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert' als schriftstellerischer und künstlerischer Leistung eine hochragende Bedeutung zuzugestehen. So und nur so geschrieben, kann Geschichte wirklich lebendig werden und wirken. Hier tritt an die Stelle des blassen Begriffs der Objektivität die unmittelbare Wirkung einer Persönlichkeit von inspirierender Kraft, und was dies für das Leben bedeutet, wo nicht das wissenschaftliche Erkennen, sondern der politische Wille die Führung hat, das kann man leicht erproben, wenn man ein Geschichtswerk wie das von Treitschke ohne Kritik auf sich wirken läßt. Wie aber hier der Feueratem der politischen Leidenschaft dem Werke eines nationalliberalen Historikers den mitreißenden Zug gibt, so würde er nicht minder im Dienste auch anderer Richtungen wirken, wofern nur die gleiche Liebe zur Sache sich mit der gleichen Befähigung der Gestaltung und des Vortrags verbände. Und so wird Treitschkes Werk trotz seiner Mängel stets eine vorbildliche Bedeutung behalten, auch wenn die fortschreitende Forschung längst, wie schon jetzt vereinzelte Teile, als veraltet hinter sich zurücklassen wird. Andere Partien dagegen, wie gewisse kulturhistorische Bilder und Schilderungen, dürften unvergänglich sein, solange deutsche Geschichtschreibung und Sprache lebendig sind. Bis jetzt liegen 12 Lieferungen vor, von denen die zehn ersten den mit dem zweiten Pariser Frieden (1815) abschließenden ersten Band unter fünfen ausmachen.

Den ‚größten deutschen Geschichtschreiber' der Mehrzahl der deutschen Gebildeten mühelos und zu besserer Gesamtwürdigung zugängig zu machen, hat Dr. Max Hoffmann **‚Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken'** zusammengestellt. Sie liegen in zweiter Auflage vor (Duncker & Humblot, Leipzig 1911, brosch. 6 M.) und sind mit einer größeren Einleitung versehen, die über die Stellung L. von Ranke's zu seiner Aufgabe sowohl in wissenschaftlicher wie in nationaler und religiöser Beziehung die erforderliche Klarheit verbreitet. Damit ist auch für diejenigen, welche diese Auswahl ohne die genügende historische Vorbildung zur Hand nehmen, der Gefahr die Spitze abgebrochen, die aus manchem Abschnitt lauern könnte. So wird z. B. offenbar zur Beruhigung solcher Leserkreise, die schon an dem Umstand, daß Ranke sogar eine Geschichte der römischen Päpste geschrieben hat, Anstoß nehmen, vor-

sichtig bemerkt: ‚Der Geist des Buches ist aber gut protestantisch, und in diesem Sinn hat es auch gewirkt.‘ Damit kann man wohl einverstanden sein. —

Voigtländers Quellenbücher nennt sich eine neue Sammlung von handlichen Bändchen, die es jedem, der sich mit Geschichte im weitesten Umfang beschäftigt, ermöglichen sollen, sich aus einzelnen Quellen ein konkreteres Bild gewisser Vorgänge, Leistungen, Zustände usw. zu machen, als die allgemeinen Darstellungen es ermöglichen. Der Gedanke ist nicht neu, hier aber neu und erweitert durchgeführt. Denn die Quellenbücher beschränken sich nicht etwa nur auf die Geschichtschreiber der Vorzeit, geben nicht bloß Literaturdenkmäler aus dem Gebiete der Geschichte, sondern ziehen auch die Naturwissenschaft, Technik, Geographie usw. in ihr Bereich und enthalten beispielsweise Bändchen wie: Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg—Fürth und Leipzig—Dresden, hrg. von Friedr. Schulze. 64 S., 19 Abbildungen. Darin sind wiedergegeben Artikel und Aufrufe Friedrich Lists, Goethes, Harkorts, als charakteristische zeitgeschichtliche Dokumente, die sonst nicht leicht zugänglich waren. — Die Kämpfe mit Hendrik Witboi 1894 und Witbois Ende. Von Theodor Leutwein, 96 S. mit Bildnis und zwei Karten. Leutwein hat hier aus seinem großen Werke ‚Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika‘ einen das Wesentliche enthaltenden Auszug gemacht. — Die Straßenkämpfe in Berlin am 18. und 19. März 1848. Verfaßt von Hubert von Meyernik, Generalleutnant z. D., hrg. von Horst Kohl. 91 S. mit 3 Plänen. Die denkwürdigen Tage werden hier von einem Augenzeugen geschildert. — Rob. Meyer über die Erhaltung der Kraft. Vier Abhandlungen, neu herausgeg. und eingeleitet von Dr. A. Neuburger. 128 S. — Meyers, des lange Verkannten, bedeutsame Schriften über das von ihm entdeckte Gesetz werden hier, mit gewissen Kürzungen, den weitesten Kreisen vorgelegt. Solche und ähnliche Bändchen sind bis jetzt gut zwei Dutzend erschienen. Fast jeder findet darin leicht irgend etwas, was ihn interessiert und ihm zugleich neu ist.

Als Quellenschriften und Dokumente können in gewissem Sinn auch die **‚Bilder von der Entstehung des deutschen Reiches‘**. Schilderungen von Gustav Freytag, gesammelt und herausgeg. von W. Rudeck (Walther Fiedler, Leipzig o. J., in Leinen geb. 6 M.) gelten. Es werden darin zum erstenmal Schilderungen geboten, die Freytag seinerzeit in den ‚Grenzboten‘ veröffentlicht hatte und von denen nur wenige Seiten in seine gesammelten Werke übergegangen sind. Das Buch ist für die lebende Generation also etwas völlig neues. Wo die berühmten Freytagischen ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit‘ aufhören, da, mit dem Jahre 1813, beginnen diese Schilderungen, die die Entstehung des Reiches durch alle Phasen bis zum großen Kriege und seinem Erfolg begleiten. — Dieser Krieg wird neuerdings in mehreren volkstümlichen Schriften behandelt. An erster Stelle steht Konrad Kümmel, **‚Der große Krieg 1870 bis 1871.‘** Mit 46 Abbildungen. (Herder, Freiburg, geb. M. 4). Eine gut belehrende Darstellung, die alle Vorzüge der hübschen Erzählungsweise des bekannten Volksschriftstellers aufweist. Knapper gefaßt ist **‚Der deutsch-französische Krieg 1870—71‘**. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Laurenz Kiesgen (H. Schöningh, Münster i. W., geb. M. 2.—). Eine von vaterländischer Begeisterung getragene Erzählung der kriegerischen Ereignisse, aber ohne kirchenpolitische Perspektiven, wie in dem erstgenannten Buch, das mit einem schmerzlichen Ausblick auf den nach dem Kriege beginnenden ‚Kulturkampf‘ schließt. — Selbsterlebtes bietet H. Freiherr von Steinaecker, Generalleutnant und Kommandant von Posen, in seinen Aufzeichnungen **‚Unter der Fahne des Hohenzollerischen Füsilier-Regts. Nr. 40 im Kriege 1870/71‘** (Bachem, Köln, geb. M. 4.20). Obwohl die Kriegstaten eines einzelnen Regiments im Vordergrund stehen, sind wir doch indirekt Zeugen fast aller Hauptereignisse des gesamten Kriegsschauplatzes und folgen den Betrachtungen eines tüchtigen Offiziers mit größter Spannung. Als die wesentlichste aller Kriegserfahrungen spricht der Verfasser aus, daß das auf religiösem Boden, auf Gottvertrauen bewußt sich aufbauende Pflichtgefühl allein es ist, was die Todesverachtung, den Urgrund jedes Erfolges, im Kriege gedeihen läßt.

Naturkunde

‚Nicht der ist der beste Tierfreund und Tierschützer‘, sagt **Ludwig Heck** im neuerschienenen zehnten Band von **Brehms Tierleben**, ‚der das Tier in übertriebenem Maße vermenschlicht und in sentimentaler Weise verhimmelt, sondern derjenige, der sich ehrlich bemüht, ein wirklicher Tierkenner zu werden, das Tier nicht zu unterschätzen, aber auch nicht zu überschätzen.‘ Man kann sich bei der Durchsicht der Neuauflage von Brehms einzigartigem Werk, das aber früher gerade durch die unbedachte Vermenschlichung der Tier-

welt so sehr entstellt wurde, nur immer von neuem freuen, daß der nunmehrige Herausgeber Otto zur Strassen gerade in dieser Hinsicht gründlich nach dem rechten gesehen hat und für die belangreiche Bändereihe über die Säugetiere einen so geeigneten, besonnenen Spezialbearbeiter gewählt hat wie Ludwig Heck, den Direktor des Berliner Zoologischen Gartens. Der bisher vorliegende erste Band der Säugetierreihe, der zehnte des Gesamtwerks (dreizehn Bände; Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig. In Halbleder je M. 12.—) handelt in aufsteigender Reihenfolge von den unserer Kenntnis meist so ferngerückten und erst durch den Anschauungsunterricht der Tiergärten nähergebrachten Ordnungen der Kloakentiere, Beuteltiere, Insektenfresser, Flattertiere und Zahnarmen (diese als drei selbständige Ordnungen: Erdferkel, Schuppentiere, Xenarthra) mit zahlreichem, wertvollem neuem Material in Wort und Bild.

Die einzelnen Hauptteile des Brehmschen Werkes sind jetzt in ergiebigerem Maße mit allgemeinbiologischen Einleitungen ausgestattet. Trotzdem wird man gemeinhin bei eindringenderer Lektüre gut tun, noch eine jener umfassenderen Spezialeinführungen in die allgemeine Biologie beizuziehen, wie sie gerade in jüngster Zeit zunächst für den beneidenswerten biologischen Lehr- und Lerneifer unserer Mittelschulen geschaffen worden sind. Zu solchem Behuf, aber nicht minder zur angemessenen Befriedigung gereifterer Wißbegier fanden sich der Zoologe Otto Maas und der Botaniker Otto Renner zusammen, und ihre gemeinsame **Einführung in die Biologie** (Verlag R. Oldenbourg, München. Geb. M. 8.—) darf nach Fülle und Auswahl des Stoffs, textlicher Präzision und bildlicher Ausstattung in vieler Hinsicht als mustergiltig bezeichnet werden. Gegenüber der Tatsachenfülle, die auch bei vorgeschrittener Sachkenntnis noch gar manche Lücken schließen wird, sind die theoretischen Gesichtspunkte wohlbedachtermaßen in den Hintergrund gedrängt, hie und da sicherlich mehr, als manchen populären Hauptinteressenten lieb sein mag. Aber diese Zurückhaltung wirkt sicher gegenüber der Voreiligkeit vieler Popularisatoren nur erzieherisch, und die Richtung, der die Verfasser die höhere theoretische Wahrscheinlichkeit zusprechen, ist deutlich genug bezeichnet; manchmal aber auch einseitig genug, wie in den Kapiteln über Sinnesorgane, Regeneration, Befruchtung und Vererbung hervortritt. Hier hätte die angestrebte Objektivität zum mindesten ein ausdrückliches Offenlassen psychologischer, teleologischer und lamarckistischer Erklärungsmöglichkeiten erfordert. — Einer Einführung in die Biologie der niederen Tiere, wobei jeweils solche Repräsentanten gewählt sind, die sich jeder leicht zu eigener, meist mikroskopischer Beobachtung aus der einheimischen Tierwelt verschaffen kann, gibt P. Deegener den allzuviel versprechenden Titel **Lebensweise und Organisation** (Verlag Teubner, Leipzig. Geb. M. 6.—). Denn auch hier treten die allgemeineren Probleme, an die man so zunächst gemahnt wird, durchaus zurück hinter einer sehr nützlichen Zusammenfassung wichtigster Forschungsergebnisse, wie sie gerade von den Protozoen bis hinauf zu den Insekten in den letzten Jahren so reichlich zu verzeichnen sind. Der Verfasser, der bei seinen Lesern durchaus den Willen zu ernster Vertiefung voraussetzt und durch sachliche Förderung lohnt, erkennt ausdrücklich den Organismen ‚eine formbildende Fähigkeit zu, welche in dieser ihrer lebenserhaltenden Relation den anorganischen Naturkörpern fehlt‘. Doch darf man, wie gesagt, auf diese mehr naturphilosophischen Fragen kein näheres Eingehen erwarten.

Eine anspruchslos und knapp gehaltene Schrift, die uns aber zu selbsttätigem Einarbeiten in ein tieferes Verständnis der pflanzlichen Lebenserscheinungen sehr geeignet erscheint, bietet W. Dierks mit seinem **pflanzenbiologischen Praktikum** (Dürr'scher Verlag, Leipzig. Kart. M. 1.70). Eine solche Anweisung, mit möglichst einfachen und leicht zu beschaffenden Beobachtungsmitteln (einschließlich Mikroskop) nicht weniger als 378 verschiedene Grundversuche der Pflanzenphysiologie durchzuproben, scheint uns im Grunde mehr geeignet, wissenschaftliche Denkweise dem naturliebenden Laien nahezubringen, als eine doch immer nur halbverständliche Übersetzung der höchsten und letzten fachwissenschaftlichen Einzelforschungen in die Alltagssprache. Wessen Interesse ernstlich ausharrt, der wird von selbst schon weiterdringen. Der bloße Liebhaber beschränkt sich besser auf irgend einen engeren Kreis und macht sich diesen ohne viel Theorie praktisch zu eigen. So seien Liebhaber der Pflanzenpflege auf die beiden lehrreichen und zweckmäßigen Bändchen hingewiesen, die Udo Dammer unter dem Titel **Unsere Blumen und Pflanzen im Garten** und **Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer** der Teubner'schen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt‘ eingereiht hat. (Gebd. je M. 1.25). Sie enthalten Beschreibung und Abbildung der wichtigsten Arten, Schilderung der wichtigsten Lebenserscheinungen und praktische Hinweise für Aufzucht und Pflege. — Die schon früher

an dieser Stelle empfohlene illustrierte **Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek**, herausgegeben von Dr. Bastian Schmid im Teubnerschen Verlag (geb. je M. 3.—) ist unterdes auf siebzehn Bände gediehen. Besonders hervorgehoben seien die beiden Teile des sehr faßlich gehaltenen ‚Chemischen Experimentierbuchs‘ von Karl Scheid, die fesselnde Anleitung zu biologischer Beobachtung in Paul Graebners ‚Vegetationsschilderungen‘ und F. Höcks auch für Herbariumsanfänger geeignetem Band ‚Unsere Frühlingspflanzen‘, ferner der zur Freude an Technik und allem Seewesen anspornende Geschichtsüberblick von Karl Radunz ‚Vom Einbaum zum Linienschiff‘ und schließlich die besonders empfehlenswerte Anweisung zur Selbstherstellung einfachster physikalischer Apparate ‚An der Werkbank‘ von Emil Gscheidlen (in Quart geb. M. 4). — Der erste Band einer Jugendschriftenserie ‚Für Mußestunden‘, **Wanderungen in Gottes Natur** von Stephan Reinke, hat bereits die dritte Auflage erreicht (F. Schöningh, Münster, geb. M. 2.—). Die durch gute Illustrationen unterstützte Verbindung von naturkundlicher Belehrung und poetischer Naturbetrachtung hat also verdientermaßen bereits viele Freunde gefunden. In der gleichen Sammlung und in ähnlicher, trefflicher Art schreibt Hans Eschelbach **Der Wald und seine Bewohner**. — Da viele Großstadtkinder nur verhältnismäßig selten in Wald und Feld hinauskommen, war es sehr angebracht, ihnen auch einmal für all das gar nicht so spärliche, biologische Anschauungsmaterial die Augen zu öffnen, das sich ihnen auf den Straßen und Plätzen, wie in den Gärten und Wohnungen der Städte zur Betrachtung darbietet. Walter Pfalz leitet hierzu in seiner **Naturgeschichte für die Großstadt** vortrefflich an, die zwar in erster Linie für die Hand der Lehrer und Erzieher bestimmt ist, gewiß aber auch geweckteren Schülern zur eigenen Lektüre geboten werden kann (2 Bde., Verlag Teubner, Leipzig, geb. je M. 3.—). Das **Jahrbuch der Naturwissenschaften**, von dem nun bereits der 27. Jahrgang vorliegt (Herder, Freiburg. Geb. M. 7.50), hat sich längst als allseitiges und objektives Orientierungsmittel sein unbestrittenes Ansehen begründet. Der nunmehrige Herausgeber, Prof. Dr. Joseph Plaßmann, hat diese Vorzüge zu bewahren und noch zu steigern verstanden und Fürsorge getroffen, daß in sämtlichen Berichten der zuständigen Fachmänner, die ihm als Mitarbeiter zur Seite stehen, die Verständlichkeit auch für den naturwissenschaftlich interessierten Laien gewahrt bleibt. Nicht wenige Abschnitte, bei denen es der Gegenstand zuläßt, sind geradezu spannend zu lesen.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Eugène Delacroix sind in dem betreffenden Hauptartikel gewürdigt.

Die Katakombenbilder sind in dem Artikel ‚Eucharistische Denkmäler in den römischen Katakomben‘ von Prälat Dr. Anton de Waal eingehend erklärt.

Offene Briefe

Dr. F. H. in O. Charles Marie Dulacs Lithographien sind selten geworden. In deutschen Sammlungen dürften sie kaum zu finden sein. Die meisten Blätter (und Bilder) sind in französischem Privatbesitz. Auch englische Sammler haben sich ihren Anteil gesichert. Noch ganz wenige Exemplare sowohl von der Folge Cantique des Créatures als auch Paysages sah der Verfasser des Artikels noch vor einem Jahr bei dem Pariser Kunsthändler Edm. Sagot, 39 bis Rue de Châteaudun, Paris IXe.

Pf. L. in N. Die in Joergensens Strindberg-Artikel (Juliheft) erwähnten Werke sind alle in der guten Ausgabe von Strindbergs Werken (Georg Müller, München) zu finden, von der auch einzelne Bände zu haben sind.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

